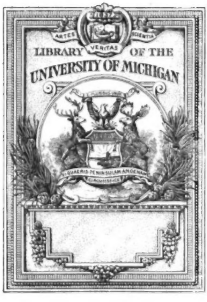
Deutsche Rundschau



Digitized by Google

830.6
D485

Digitized by Google

Digitized by Google

5194

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXVI.

(Januar — Februar — März 1906.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 238). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. H. O. Sperling. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsechsundzwanzigsten Bande (Januar — März 1906).

		Seite
I.	Kirche und Orgel. Eine Dorfelegie. Von **Holger Drachmann.** I./X.	1
II.	Die Sixtinische Kapelle. Von **J. Sauer**	27
III.	Ein klassisches Drama der Japaner. Von **A. von Janson**	40
IV.	Adolf Menzel. Erinnerungen von **Paul Meyerheim.** VI./IX. (Schluß)	47
V.	Altthüringer Porzellan. Von **Wilhelm Stieda**	73
VI.	König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** II. (Fortsetzung)	90
VII.	Die deutsche Auswanderung. Von **P. Walther,** Fregattenkapitän z. D.	122
VIII.	Neuere französische Geschichtschreibung	131
IX.	Der Spitzenkragen. Eine Skizze von **Miriam Eck**	139
X.	Zur Lage in Rußland. Von **Th. Pezold**	141
XI.	Politische Rundschau	144
XII.	Ein deutscher Verleger	150
XIII.	Literarische Notizen	155
XIV.	Literarische Neuigkeiten	158
XV.	Kirche und Orgel. Eine Dorfelegie. Von **Holger Drachmann.** XI./XVII. (Fortsetzung)	161
XVI.	Die Alexanderschlacht in der Casa del Fauno zu Pompeji. Von **Friedrich Adler**	189
XVII.	Heine und Straube. Ein Gedenkblatt zum 17. Februar 1906. Von **Ernst Elster**	205
XVIII.	Kurzsichtigkeit. Von **H. Schmidt-Rimpler,** Professor in Halle a. S.	214
XIX.	König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** III. (Fortsetzung)	228

(Fortsetzung umstehend.)

157660

Digitized by Google

		Seite
XX.	Über ästhetische Weltanschauung. Von Dr. **Julius Goldstein** (Darmstadt)	256
XXI.	Professor Abbe in Jena. Geboren 1840 — gestorben 1905	277
XXII.	Ein ungedrucktes Gedicht Theodor Storms. Mitgeteilt von **Gertrud Storm**	293
XXIII.	Neuere Literatur über Japan und Rußland. Von **M. v. Brandt**	296
XXIV.	Politische Rundschau	304
XXV.	Das Brautpaar Humboldt. Von **Richard M. Meyer**	310
XXVI.	Das Tier Jehovahs. Von **Hans Schmidt**	314
XXVII.	Literarische Notizen	316
XXVIII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIX.	Kirche und Orgel. Eine Dorfelegie. Von **Holger Drachmann.** XVIII./XXIII. (Schluß)	321
XXX.	Die Poesie des Evangeliums. Von **Otto Frommel**	344
XXXI.	König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** IV.	359
XXXII.	Immermanns „Münchhausen". Von **Harry Maync**	386
XXXIII.	Drei Reisewerke. Von **Wilhelm Bölsche**	398
XXXIV.	Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche. Vom **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod**	407
XXXV.	Internationales Privatrecht. Von Prof. Dr. **Eugen Ehrlich**	419
XXXVI.	Zornige Heilige. Von **C. von Hoiningen-Huene**	434
XXXVII.	Warschau und Moskau. Eindrücke und Erlebnisse. Von **Sidney Whitman**	449
XXXVIII.	Das Bauernpferd. Von **Michael Borissowitsch-Tschistjakow**	461
XXXIX.	Politische Rundschau	469
XL.	Schiller im Ausland. Von **Lady Blennerhassett**	475
XLI.	Literarische Notizen	478
XLII.	Literarische Neuigkeiten	480

Digitized by Google

Kirche und Orgel.

Eine Dorfelegie.

Von

Holger Drachmann.

I.

In dem feuchtgrauen Märzmorgen, juſt vor Tagesanbruch, gingen zwei junge weibliche Geſtalten eine Weile ſchon auf und ab vor der niedrigen Tür, die in den Vorraum der alten, baufälligen Kirche führte.

Ein Bund Schlüſſel ſtak in dem roſtigen Türſchloß.

Das größere und ſchlankere von den jungen Mädchen beugte ſich ſodann mit ängſtlicher Behutſamkeit vor und öffnete die nur angelehnte Tür.

Es lauſchte, verſteckt unter ihrer langen Kapuze und verborgen im Nebel der Morgendämmerung, wie junge Mädchen dem leiſen Rauſchen des heimlichen Waldes zu lauſchen pflegen, wenn ſie darin die Fußtritte ihres treuen Freundes und Geliebten zu unterſcheiden vermeinen.

Aber das junge Mädchen hier lauſchte dem gedämpften Orgelſpiel des alten Organiſten: Töne einer fernen Innigkeit, ganz wie ein Meer in körperloſer Sehnſucht; ein Meer, auf deſſen bewegte Bruſt ein junger, friſcher Sonnenblick geſchienen, und das ihn nun in ſeiner grauen Tiefe nimmer vergeſſen kann . . . und darum eine Melodie um die andre hinauswiegt ins Unendliche . . . Töne, die, wie gedämpft, den Umfang der Stärke ahnen ließen, die ſie gebunden hielt; Töne wehmütigen Schmerzens, nicht der Schwachheit, ſteten und unaufhörlichen Sichvertiefens in einen weichen Seelenbann . . . Alles wiederholend, was als ſchön und erhaben erprobt und befunden worden, alles ausſcheidend, was leer und niedrig iſt . . . . . und die Bitterkeit der Diſſonanzen in das mannhafte Lächeln auflöſend, das den Blick gegen die Lücken und Riſſe der Mauerwölbung erhebt, und die Himmel offen und die Kunſt in ihrer Unendlichkeit ſieht . . . möge auch das Dach der Kirche und das Gewölbe des Chores zuſammenſtürzen und die Pfeifen der Orgel wie Glasſtangen zermalmen.

Digitized by Google

Sie lauschte, tiefatmend, als würde ihr eine Botschaft zuteil aus andern Welten, von einem Wogen und Branden, das in ihrer eignen brennenden Seele ein Echo erweckte und den Unverstand und die Verständnislosigkeit ihrer Umgebung peinlich enthüllte.

Es war, als hinge ihr Leben davon ab, daß sie diese Tonwogen zu Ende höre, daß sie ihnen folge, bis des Stromes letztes Plätschern erstarb, damit sie ein lebendes „Dank, Meister Ollivier!“ in die öde Kirche hinein senden könne.

Und jetzt verstummte das Spiel. Und man sah, wie sich drinnen der matte Schein einer Laterne bewegte.

„Greti!“ flüsterte das junge Mädchen — das kleinere, das nicht weit über das Kindesalter hinaus zu sein schien — „hörst du, es ist bald hellichter Tag! Wenn jemand kommt und uns sieht, dann sag ich, daß das Ganze nur deine Schuld ist, Greti! Du wirst doch nicht seine Schlüssel mitnehmen? Komm, mir ist kalt, und ich fürchte mich hier auf dem Friedhof!“

Und sie zupfte an dem langen Mantel der Freundin, der beinahe bis auf die Erde hinabreichte.

Greti stand noch vor der Tür gebeugt und berührte mit ihren warmen, weichen Lippen das vom Tau befeuchtete Schlüsselbund, das seine Hände umfassen sollten. Und leise sagte sie, ohne sich an die Kleine zu wenden:

„Jetzt geht er nach Haus in sein ärmliches, einsames Heim. Ja, denk nur, wie einsam er ist! Findest du nicht, daß es schade um ihn ist, Babli?“

Aber die kleine Babli lachte und sagte: „Er hat ja doch einen Star, und eine Drossel und zwei Kanarienvögel und eine Katze. Ich muß mit ‚Bijou‘ zufrieden sein, und dieser Hund ist so bissig und zornig, daß man nicht einmal das Wort Katze in der Stube aussprechen darf . . . Hu, da kommt die Sidsel, die Stuhlschließerin!“

Greti schlug schnell den langen Kragen über ihre kleine Freundin. Und wie ein paar junge Falken flogen die beiden Mädchen dahin über den Friedhof, schwangen sich über die niedrige Mauer, liefen den kahlen Kirchenhügel hinab und verschwanden im Nebel gegen das Dorf zu.

Und nun begann hier oben der Tag zu dämmern, während das Dorf unten in der Taleinsenkung seine Lichter und Lampen auslöschte, verschlafen, mit Alltagssorgen oder gedankenlos, wie eben solche kleine Orte zu erwachen pflegen.

Die alte baufällige Kirche ragte, trotz Alter und Gebrechlichkeit, mit ihrem Dache und ihrer Turmspitze gegen den sich schwach gelb färbenden Himmel.

Daß Dach und Turmspitze einmal mit Kupfer gedeckt, ja, man sagte sogar teilweise vergoldet gewesen seien, nun aber bloß Schindel trugen, die von Wind und Wetter hart mitgenommen und wie eine Wollperücke zerzaust waren, daß die moosgrünen Sockelsteine in dem losen, sandigen Grund hinein zu sinken begannen, daß die Strebepfeiler bereits zu wackeln angefangen, daß die Chorrundung gegen Osten und der Turm gegen Westen tiefe Risse aufwiesen, daß Lücken und Sprünge das Gebäude mit dem Untergang bedrohten:

Digitized by Google

dies sah man nicht in dieser ahnungsvollen Dämmerzeit, da der Tag noch nicht seine scharfen, nüchternen Brillen aufgesetzt hatte.

Aber die Formen und Verhältnisse des Ganzen sah man. Und dieses Ganze war edel in seiner Einfachheit, rein und harmonisch, wie die Lehre selbst, die wohl unter den grauen Wölbungen vernommen wurde und jeder Zeit vernommen werden müßte.

II.

Nun quietschte die Tür der Vorkirche in den verrosteten Angeln. Und zuerst trat Sidsel, die Schließerin, heraus. Sie warf einen schnellen, scharfen, neugierigen Blick hinab in der Richtung, wo die zwei jungen Mädchen verschwunden waren:

„Ach ja, mein Gott!" seufzte sie, nachsichtig den Kopf schüttelnd und gleichzeitig recht boshaft aus stahlgrauen Pupillen blickend. „Junges Blut mit jungen Ohren vor der alten Kirche!" Dann lächelte sie und hüstelte und stolperte schwankend dahin wie ein altes Weib, obgleich sie noch in mittleren Jahren stand.

Sommer und Winter trug sie dieselbe wattierte Kapuze und trabte lächelnd, hüstelnd und sich nach allen Seiten umsehend näher, immer mit einer Redensart, einem alten Sprichwort oder einem selbst erfundenen Wortspiel auf den Lippen, und immer in alter Gewohnheit den Kopf schüttelnd und seufzend: „Ach ja, mein Gott!"

Sie hob die Laterne empor, die sie an einigen zusammengedrehten Wollschnüren trug, bließ sie aus, lächelte und blickte wieder scharf nach abwärts.

Hierauf kam Bengt, der Blasbalgtreter, ein Kämpe mit riesenhaftem Oberkörper auf kurzen Beinen, runzligem Gesicht, langen Armen, rotbehaarten dicken Händen und einem Paar ungeheurer Füße.

Er trug Sommer und Winter eine schwarze Lammfellmütze und ein schwarzes, blankgewetztes Lammfellwams. Unter dem Arm hielt er ein Paar ausgetretene Binsenschuhe, in der Hand ein Horn voll mit Schnupftabak, Carotten-Rappée Nr. 3. Er war gespickt mit Bibelstellen von der Zeit her, da er in seiner Jugend bei dem alten Pastor im Dienst war und zusammen mit den aufwachsenden Kindern Elementarunterricht genossen hatte. Auch hatte er sich in jenen Jahren lateinische Wörter und Wendungen angeeignet, die er häufig verkehrt anwandte, aber sorgsam hütete wie einen Schatz.

Im Verlauf der Zeit war ihm auch, gleich Brocken vom Tische des wenig mitteilsamen Organisten, einige Einsicht in den Orgelbau und die Technik des Orgelspiels zuteil geworden.

Er genoß im Gemeinderat Ansehen wegen großer Gelehrsamkeit und großer Frömmigkeit. Ein alter Junggeselle war er, und schwerhörig war er auch; er aß viel und lange auf einmal, hielt sich am liebsten in der Kirche auf, wo er seinen Speisekasten hinter der Orgel stehen hatte, trank pünktlich drei Gläschen aus einer Flasche „Malafia" wegen seines schwachen Magens; im übrigen hatte ihn niemand je berauscht gesehen, so wenig als ihn jemals jemand lachen oder fluchen hörte.

Alle beide, er und Sidsel, galten für kundige Wetterpropheten und im allgemeinen für kluge Personen, die in vielen Dingen um Rat befragt wurden.

Beide hatten einander gelobt, alles sorgfältig geheim zu halten, was sie wußten und was sie nicht wußten, wenn nicht gerade der Vorteil es gebot, ihr Wissen zum Tageskurse loszuschlagen.

Sie schienen nicht zu altern. Schweigend legten sie Pfennig auf Pfennig, als ob sie ausrechneten, daß zwar vieles umgestürzt werden, vieles zusammenfallen könnte, sie aber in hundert Jahren ein wohlhabendes Paar sein würden.

Zuletzt trat der alte Organist der Kirche, Meister Ollivier, aus der Tür der Vorkirche.

Indem er einen kalten Schauer unterdrückte, reichte er die große Spangenbibel, die er unter dem Arm trug, schweigend dem Blasebalgtreter hin; dann zog er den einen Kragen seiner Chenille, eines langen Mantels mit doppeltem Kragen, wie solches zur Zeit der französischen Revolution Mode gewesen, um die Ohren und schlug die Füße in den hochschaftigen Stiefeln ungeduldig gegeneinander.

Kein Wunder, daß ihn fror.

Er hatte wohl eine Stunde lang gespielt, wie er es das ganze Jahr hindurch jeden Morgen, Winter und Sommer, zu tun pflegte.

Zu dieser Tageszeit glaubte er sich unbemerkt. Er hatte seine Andachtsstunde drinnen in der öden, feuchtkalten Kirche. Er „phantasierte" mit der aufgeschlagenen Spangenbibel vor sich auf der Orgelklaviatur.

Das Dorf verstand es so, daß er teils sich „übte", teils versuchte, was die Kirche „vertragen" konnte.

Sowohl der Kirchenrat wie der Gemeinderat wußten, daß die Orgel stark und mächtig sei und den Stolz des Dorfes und der Gegend bildete, während das Kirchengebäude schwach und baufällig und der Reparatur bedürftig war.

Etwas andres ist es indessen, was der Rat weiß und wozu die Gemeinde die Mittel hat.

Meister Ollivier trug einen hohen, dreispitzigen Kastorhut querüber und etwas in die Stirne hinein, wie es gleichfalls in der Revolutionszeit Mode war.

Nun bald ein Menschenalter nach dieser Zeit war er wohl der Einzige, der hier im Dorfe eine solche Kopfbedeckung trug und tragen konnte, ohne komisch zu werden.

Des Kirchspiels grüne Jugend hatte sich daran gewöhnt, ihn so zu sehen, oder sie wurde doch von einem gewissen Etwas in dieser energischen Gestalt in Respekt gehalten.

Er sah niemals auf die Seite, immer grade aus oder hinauf gegen den grauen, den blauen, den wolkenbedeckten oder wolkenlosen Himmel.

In dem wachsbleichen, schmalen Gesicht, mit der feingebogenen Nase, dominierte, breit und fest, die Stirn, auf der noch keine Runzel sichtbar war, jedoch ab und zu die starken, dunklen Brauen sich zusammenzogen, gleichsam wie zu einer Drohung, einer Warnung.

Und dann leuchteten unter diesem gebieterischen „Aus dem Wege" ein Paar milde, nach innen gekehrte Augen, die wie ein tiefer, glänzender See unter einem finsteren Waldabhang einen ewig lichtblauen Himmel zu spiegeln schienen.

Wohl war der Glanz der Augen nicht immer gleich stark und wohl konnten die Schritte schwer und wankend werden. Besonders wenn das Frühjahr sich näherte, oder wenn der Herbst im Anzug war, sah man den Blick sich verschleiern und die hohe Gestalt sich müde in Schmerzen beugen.

Ging aber jemand grüßend an ihm vorbei, dann richtete sich die Gestalt durch eine Willensäußerung beinahe militärisch auf. Und er führte die weiße Hand mit den langen, schmalen Fingern zum dreispitzigen Hut empor und mit einer graziösen Verbeugung wieder von sich weg in die Luft.

Und wenn der Himmel hoch und rein war, wenn die Sonne schien, warm, jedoch nicht drückend, und namentlich wenn die unsichtbaren Vöglein ihre fröhlichen kleinen Weisen sangen, dann strahlten die grauen Augen des Organisten, und er schwang in der Hand seinen Ziegenhainer, stieß ihn kräftig auf die Erde nieder und konnte so stehen bleiben, den Blick suchend gegen den unendlichen Himmel hinauf gerichtet in einer Verzückung, als ob er aus dem harmonischen Gang des Lichtes und der Luftwellen durch den grenzenlosen Raum Töne in sich saugte.

III.

Der Blasebalgtreter steckte mürrisch die große Spangenbibel unter sein Wams, mit vorgestreckter Hand das Schlüsselbund erwartend, das ihm der Organist sonst zu reichen pflegte.

Aber Meister Ollivier hielt immer noch die Schlüssel umfaßt, nachdem er die Tür der Vorkirche zugeschlossen hatte.

Es war wohl nur ein Zufall, daß er heute noch zögernd, das Schlüsselbund zwischen die Finger gepreßt, dort stehen blieb. Wenig ahnte er, welch weiche und warme Lippen eben erst das kalte Eisen berührt hatten. Er dachte nur, ob es wohl jemals jemandem aus dem Dorfe unten einfallen würde, so früh zur Kirche heraufzukommen — „ich will es nicht hoffen!"

Und indem er die Schlüssel in die große, schwielige Hand des Blasebalgtreters fallen ließ, fragte er:

„Du siehst wohl niemals Leute hier oben bei der Kirche, Bengt?"

„Wie kann ich etwas darüber wissen?" lautete die Antwort ausweichend; „fragt die Sidsel!"

Sidsel schnalzte förmlich vor Vergnügen, eine lange Erklärung geben zu können, statt stumm, auf Flanellpantoffeln, die leeren Stühle entlang auf dem kalten Kirchenboden dahin trippeln zu müssen.

„Ach ja, mein Gott, die muß einen langen Faden auf ihrer Spindel haben, die des jungen Weibsvolks Gedanken erraten soll . . ."

Der Organist unterbrach:

„Keine Umschweife, Mutter Sidsel! Sie weiß, daß ich sie hier in der Kirche patrouillieren lasse, damit keine neugierige Person mich stören soll.

Wenn ich für die Gemeinde spiele, so bin ich im Amt und muß spielen, was das Amt mir befiehlt. Aber zu dieser Zeit bin ich frei und will meine Freiheit gebrauchen . . ." und leise fügte er hinzu: „unter dem Herrn, dem ich diene!"

Sidsel hüstelte und betrachtete ihn von der Seite.

„Wenn nun aber gleichwohl junges Weibsvolk herauf kommt, das neugierig ist und durch die Tür hineinguckt, Herr Organist?"

Es glitt ein kleines, seltsames Lächeln über Meister Olliviers bleiches Gesicht. Der Gedanke erschien ihm so fremd, so neu. Er wollte schon fragen, aber schnell gewann sein Gesicht wieder einen Ausdruck, als ob ihm das Ganze gleichgültig sei.

Grüßend führte er die Hand zum Hute empor und hinaus in die Luft, umfaßte fest den Knopf seines Ziegenhainers und entfernte sich.

Doch nur einige Schritte.

Er blieb stehen, gegen die Kirche gewandt, die dort fern von Gemeinde und Menschen auf dem kahlen Hügel stand, so alt und grau und baufällig, beinahe als könnte man sie wanken sehen.

Der Wind hatte sich erhoben und zerriß den Nebel des Morgens, das Licht sickerte wieder über Dach und Mauer der Kirche, schonungslos deren Risse und Gebrechen entblößend.

Der Wind war kalt, und das Licht war kalt, und der alte Meister zog den Mantel um sich zusammen, schmerzlich berührt und mit gebeugtem Kopfe.

So ging er zu Bengt und Sidsel zurück und fragte, ohne sie anzusehen: „Welche junge Weibsbilder kommen zu dieser Zeit des Tages herauf?"

„Ei nun, Muhme Birgers hübsche Nichte, Herr Organist!" antwortete Sidsel triumphierend.

Meister Ollivier schüttelte das Haupt, stieß den Stock heftig gegen die gefrorene Erde und ging seinen Weg, stramm aufgerichtet und mit rascheren Schritten als gewöhnlich.

Die beiden andern blieben stehen, blickten ihm nach und sahen einander an.

Bengt sagte: „Damit warst du nicht ganz glücklich, Sidsel!"

„Hä!" sagte Sidsel im Orakeltone, „besser wäre besser, aber Gutes soll man auch gut nennen!"

„Laß sie in Frieden!" zitierte Bengt.

„Wo steht das geschrieben?" fragte Sidsel mit ihrem stahlgrauen Lächeln und rief ihm die Frage ins Ohr.

„Johannes 12, 2," lautete kurz die Antwort des Blasebalgtreters.

„Ach ja, mein Gott!" seufzte Sidsel und schielte auf Bengt: „Jetzt hat er jedenfalls an etwas zu denken — der arme Meister Hochmut!"

Bengt sagte ausweichend, indem er um sich sah: „Heut haben wir die vierundzwanzig Ritter. Was für ein Wetter wird es wohl geben, bis es völlig Tag ist? Frost oder Tauwetter? Und was wird der Mond wohl bringen?"

Hierüber konnten sie nicht ganz einig werden, dann einigten sie sich aber darüber, miteinander ins Dorf hinabzugehen, und zwar so, daß man sie zusammen sehen konnte.

Denn Sidsel war Witwe, ausdauernd in ihren Hoffnungen, zäh in ihren Unternehmungen, wie es Witwen und alte Mädchen bekanntlich bisweilen sind.

IV.

Man war bis gegen Mitte März gekommen. Das erste Vierteljahr kämpfte sich durch Frost und Tauwetter, Sonne und Wind hindurch, damit es Frühjahr werde.

So kämpfte das Jahrhundert selbst, dessen erstes Viertel ebenfalls erreicht war, um nach dem harten Winter in den Frühling hineinzukommen.

In den Ländern, die am nächsten an Frankreich grenzten, rieben sich die Leute die Augen und fühlten sich an den Kopf.

Sie hatten ein Gefühl, als wäre mit ihnen „Ausziehtag" gespielt, ein Kinderspiel, bei dem alles kunterbunt durcheinander geworfen wird. Der Riese, die große Revolution, hatte das rotglühende Haupt über die Erde emporgestreckt, zur wilden Begeisterung für viele, zur Verwirrung und zum Schrecken für noch mehrere.

Hierauf hatte des Riesen eigener Sohn ihn zu Boden geschlagen, sich die Imperatorkrone aufgesetzt, einer Million Menschen die Soldatenkokarden aufgedrückt. Die Welt sollte erobert werden. Frankreichs Geist, Maß, Gewicht, Sprache sollten die Völker regieren.

Aber der Gigante wurde selbst zu Boden geschlagen. Frankreich lag blutend darnieder. Viele seiner besten Söhne hatten längst ihr bisweilen recht kümmerliches Brot ringsherum in den Nachbarländern suchen müssen, wo die Völker auch weiterhin ihre alte Sprache redeten und langsam wieder zu sich zu kommen begannen.

Was war geschehen?

In den Städten waren viele von den großen Häusern ins Wanken, ja in Ruin geraten. Auf dem Lande konnte man bald ein Gut, einen Herrensitz beinahe um den Wert eines Bauernhofes in altem Gelde kaufen.

Waren die Handelsstädte verarmt, so waren Flecken und Dörfer ausgeplündert. Wenn der Bauer gedroschen hatte und sein Korn verkaufen wollte, dann war er es, der dem Kaufmann Zahlungsfrist geben mußte. Und der Kaufmann blieb den Handwerkern schuldig, und die Handwerker blieben einander schuldig.

Aber bei solchen Zuständen gibt es Ausnahmenaturen, die alles für sich zusammenscharren wollen, für die der gemeinsame Schiffbruch das gemeinsame Element ist, um ihr Leben zu retten und aufs Trockene zu kommen. Sie werden langsam, aber sicher reiche Männer. Und sind sie nicht hart vom Anfang an, so werden sie es sicher und bald.

So war die Zeit für Flecken und Dörfer, und so auch für dieses Dorf.

Die Sinne hatten unter der beständigen Unsicherheit für Leben und Eigentum unwillkürlich nachgegeben; der Wille war gedrückt, die Frische in

den Herzen zu einem dumpfen, düsteren Selbstprüfen geworden. „Wodurch haben wir den Allmächtigen erzürnt? Und womit kann er versöhnt werden?"

Es gab wohl noch Leute, welche die hübschen Tuchstoffe, den langschößigen Rock, die bunte Weste mit den blanken Knöpfen trugen; doch dies war die Minderzahl. Und schon als solche mußten sie dem Herrn ein Ärgernis sein.

Der Herr ist ja — wie Bengt, der Blasebalgtreter, sagte — nicht allein stark in den Schwachen; er ist namentlich stark in den Vielen.

Die Schere kam zum Vorschein. Die langen Schöße fielen, und die bescheidene graue Wolljacke lag wie ein leerer Sack über vielen Rücken. Die Gemeinde hatte sich geteilt. Die Röcke und die blanken Knöpfe schlossen sich eng und vornehm im „Kirchenrat" zusammen, während die erdfarbigen Wolljacken, auch nicht ohne ihr Selbstgefühl, den „Gemeinderat" bildeten — den Rat des Herrn, die Kleinen und die Vielen.

Es gab zwei zusammenscharrende Naturen im Dorf, zwei, die für viele ausreichen konnten: Claus Pommerenck und Peer Pommerenck, Vater und Sohn.

Der Vater, eine riesengroße Ochsen- und Pferdehändlergestalt, im Dorf geboren, jedoch gewöhnlich in Geschäftsreisen abwesend, oft ein halbes bis dreiviertel Jahr auf einmal.

Unter einer schweren, breitkrempigen Bauernmütze saß ein rotes, großliniges Gesicht mit einem Paar blutunterlaufener, schielender Augen, lächelnd nur, wenn er sich Aug in Auge dem Sohne Peer gegenüber befand.

Der Alte war der selbstgemachte Mann. Sein Sohn war sein einziger Stolz. Peer hatte seine Studien in dem nahegelegenen Amtsflecken gemacht, hatte ein juristisches Examen abgelegt, war des Amtmannes rechte Hand geworden, eine fleißige, gefürchtete und fruchtbare Hand, an der Geld und irdisches Gut wie von selbst hängen blieb, während der bleiche, feiste Juristenkopf mit den hübschen, unbeweglichen Zügen in keiner Weise die himmlischen Angelegenheiten um der irdischen Arbeit willen vernachlässigte.

Noch jung an Jahren, war der Amtsschreiber bereits über den Gang der Zeit und den Zwang der Umstände im klaren.

Ein Theologe, der seine Aufmerksamkeit den Geschäften dieser Welt zuwendet, ist ein Mann, der sich eine Blöße gibt. Aber ein Jurist, der stets mit einem zum Himmel gewandten Auge sein und andrer Wohl wahrnimmt, ist ein starker Mann.

Sein einziges körperliches Gebrechen hatte er im Laufe der Zeit zu einem Teil seiner Stärke zu machen gewußt. Seine Geburt hatte seiner Mutter, eines wohlhabenden Bauern einziger Tochter, das Leben gekostet. Peer hatte sie eine etwas schiefe Stellung des Kopfes gegen die rechte Schulter hin gebracht.

Der ehrgeizige Vater und der ehrgeizige Junge, beide hatten sie sich über dieses Unglück geärgert. Aber im Verlaufe der Zeit und als Dorf und Flecken mehr und mehr nach der sichtbaren Demut hinneigten, veranschlagte Peer sein Unglück als einen Vorteil. Er brauchte nicht wie die andern den Kopf auf die Seite zu legen. Er konnte ohne auffallende Anstrengung mit dem einen

Auge beim Himmel Troſt und Stütze ſuchen, während das andre hier auf Erden Ehre und Vorteil ſuchte.

Man erblickte in dem hübſchen, runden und glatten, immer ſchwarz und immer ſteifgekleideten Amtsſchreiber einen arbeitſamen, rechtſchaffenen, beredten, vor allem aber beſcheidenen und tugendſamen Mann, dem allmählich der Kirchen- und Gemeinderat blind glaubten, und von dem man ſich blind führen ließ.

Zuletzt glaubte auch er blind an ſich ſelbſt.

Und darin waren Vater und Sohn eins.

V.

Dieſen ganzen Winter ſchon, vom Beginn des Herbſtes an, war der Alte fort geweſen.

Heute war er zu Pferde wieder ins Dorf gekommen und hatte ſogleich nach ſeinem Sohne im nahen Amtsflecken geſchickt. Nur den Samstag über war Peer im Dorfe zu treffen, in dem ehrwürdig ausſehenden Pferdehändlerhofe, der früher das Heim der Familie Birger geweſen war.

Claus Pommerenck begrüßte gegen ſeine Gewohnheit den Sohn ganz kurz; und einen Augenblick ſpäter gingen ſie miteinander in das ſchöne Wetter hinaus.

Wahrſcheinlich hatten ſie die Stuben für Auseinanderſetzungen zu eng befunden.

Sie gingen gegen den Hof des Waſſermüllers hinab und über den Bach längs des Dammes, über den von der Talſenkung des Dorfes der Weg auf die entgegengeſetzte Seite führt, auf den Höhenzug, deſſen Beginn den Platz für die ſogenannte „Anlage“ des Dorfes bot — einige Baumgruppen am Fuße des ſandigen Hügels, auf dem ſich die alte Kirche einſam erhebt.

Die Anlage war eine beſcheidene Anlage, die der Fürſorge des beſcheidenen Peer zum Beſten des Dorfes zu verdanken war. Von dieſem kleinen Haine mit jungen Anpflanzungen und ein paar Bänken um eine alte Pappel ſah man nur das Dach der Kirche.

Aber hinter dem Dache und der Turmſpitze konnte das Auge die ſteigenden Wellenlinien der Landſchaft verfolgen, einen Höhenzug mit zuſammenhängenden Laub- und Nadelwäldern, den bedeutenden Überreſten der einſtigen ſtolzen Baronie, dem beſchnittenen und verſchuldeten Eigentum des jetzigen Gutsherrn.

Und aus dem blauenden Walde leuchteten in der ſcharfen Märzſonne die Mauern des Edelhofes hervor, ſtattlich und prächtig in dieſer Entfernung, während doch Gott und jedermann wußte, daß es eine Ruine war, eine ſtilvolle und maleriſche Ruine, wie die kleine, graue und einſame Kirche.

Hier, in der Anlage, blieb Claus Pommerenck ſtehen, klappte den Deckel feſt auf ſeine Meerſchaumpfeife, mit deren Schlauch er umherſchlug wie mit ſeiner Reitpeitſche.

Seine ſchielenden Augen blickten ſchnell und ſcharf auf den blauenden Wald und auf die lichten Mauern des Edelhofes, wie auf eine Koppel Pferde. Sein langer, lichtbrauner Mantel öffnete ſich und ließ die groß-

karierte Weste sehen, von der allerlei Anhängsel den starken Schenkel hinabbaumelten; er schlug sich über seine vom Ritte bespritzten Stulpenstiefel, und seine Sporen gaben Metallklang von sich.

Des Vaters kleine, hitzige Augen — Iltisaugen — hefteten sich auf die ebenfalls kleinen, aber selbst beherrschten Marderaugen des Sohnes.

„Du Kalb, du benimmst dich wie ein Vieh!" polterte der Alte los.

Die beiden Augenpaare begegneten einander — wie ein paar Reitpeitschen.

Aber gleich darauf war Peers Gesicht glatt und rund, und der Kopf lag nachsichtig, sachkundig und halb gleichgültig auf der Seite.

Er sagte trocken: „Ich benehme mich stets so, wie der, der ich bin, dein Sohn."

Der Alte zeigte mit der Pfeifenspitze gegen den Wald und das Gut hinauf und sagte: „Da müh ich mich ab mein ganzes Leben lang, damit wir dort hinauf kommen — ja, dort hinauf! Und während ich fort bin, reißest du das Ganze wieder nieder!"

„Ich arbeite auf demselben Wege," sagte Peer.

Claus brummte etwas in den Bart und berührte mit der nassen Pfeifenspitze des Sohnes weiche, weiße Hand, auf deren einem runden Finger ein schmaler, glatter Goldring glänzte.

Peer zog die Hand nicht an sich — dem Ring sollte es wohl erlaubt sein, sitzen zu bleiben, wo er saß! Er zog nur sein reines Taschentuch hervor, trocknete die Feuchtigkeit aus dem väterlichen Munde ab und warf einen eigentümlichen Blick auf die braune Pferdehändlerfaust hinüber, auf deren frostroten Fingern ein ganzer Silberschmiedladen eine Marktausstellung von Ringen mit Platten, Steinen und Monogrammen abzuhalten schien.

„Ja!" sagte Peer kurz, „ich habe mich verlobt, wie du siehst!"

„Dann hättest du, meiner Seel, ein noch ärmeres Mädchen finden sollen, Dummkopf! Aber daraus wird nichts werden!" brach der Alte los.

„Das wird bleiben, wie es ist!" sagte der Sohn.

Und wieder begegneten sich die beiden Augenpaare.

Der Alte stutzte. Er war daran gewöhnt, daß der Sohn auf eigene Faust handelte, — und glücklich handelte.

Steckte hier vielleicht etwas Besonderes dahinter? Oder war sein eigen Fleisch und Blut wirklich dumm geworden?

Wenn er und der Sohn bisweilen in der Residenzstadt zusammentrafen, wo Peer ausnahmsweise kleine juristische Geschäfte hatte, dann konnten die beiden sehr gut einen gemütlichen Abend miteinander verbringen. Da war der Amtsschreiber weniger geneigt, den Kopf auf die Seite zu legen; da konnten die himmlischen Angelegenheiten für eine kurze Weile ruhen, während die irdischen Ansprüche sich geltend machten. Und wenn Vater und Sohn sich gegen den Morgen hin trennten, dann regte sich in dem alten Pferdehändler ein recht väterliches Lachen, — denn die Wege und der Kurs, die der Sohn einschlug, waren dem Vater in den jüngeren Jahren, ja auch noch in den älteren, recht gut bekannt.

Aber die beiden verrieten einander nichts.

War dies nun etwas andres? Und was war dieses andre?

„Willst du nun so gütig sein, dich zu erklären?“ sagte Claus, indem er eine Schweinsblase voll holländischen Knasters aus seiner Manteltasche hervorzog und seine Pfeife stopfte.

Peer, der nicht rauchte, nahm eine kleine silberne Schnupftabaksdose aus seiner Westentasche, tauchte seine Fingerspitzen in die braunen Körnchen — so andächtig wie ein Katholik die Finger ins Weihwasser taucht — nahm eine Prise, wischte mit seinem Taschentuch nach und sagte, indem er sorgsam die Worte wählte und Satz an Satz fügte, überzeugt und überzeugend wie ein Advokat an der Schranke: „Ich habe mich nach reiflicher Überlegung und nachdem ich mich genau mit allen die Sache betreffenden Verhältnissen vertraut gemacht, mit Jungfer Marguerite Birger verlobt, dem einzigen Kinde des verstorbenen Appellationsrates Hermann Birger, der hier im Dorf geboren ist, und von dessen zwei Geschwistern Jungfer Dorothea Birger, gewöhnlich ‚Tante Birger‘ genannt, noch lebt, während der jüngere Bruder Franck . . .“

Hier unterbrach der Alte:

„Weiß ich nicht, wer da lebt und wer nicht lebt von diesen Schafsköpfen, den Birgers? Hab ich nicht ihren alten Hof gekauft und reparieren lassen, — noch dazu mit großen Kosten?“

„Du hast,“ fuhr Peer unaufhaltsam fort, „eine sehr geringe Kaufsumme für den wertvollen Besitz ausbezahlt, — ich brachte den Kauf zustande, und die Reparatur ließest du mich bezahlen — und jetzt sollst du mich anhören, ohne mich zu unterbrechen!“

„So!“ knurrte der Alte und sog an der Pfeife, daß es in dem kastanienbraunen Kopfe gurgelte.

„Die Birgers,“ sagte Peer, „sind allerdings in einer gewissen Hinsicht Schafsköpfe; die alte Närrin, Tante Birger, ist ja halb verrückt; aber Hermann machte jedenfalls eine gute juridische Karriere, ging zeitig in die Residenzstadt, bekam eine annehmbare Praxis, wurde Appellationsrat, worauf er sich mit einem verschrobenen Frauenzimmer verheiratete, die Klavier spielte und sang und Romane schrieb und Hermann selbst den Kopf verwirrte, so daß er seine Geschäfte vernachlässigte. Denn ein schönes Frauenzimmer war sie — und die Tochter gerät ihr nach,“ fügte Peer nachdenklich hinzu.

„Nun, und?“ fragte Claus.

„Ja, dann kam der Krach,“ fuhr Peer geschäftsmäßig fort. „Und mitten unter diesen Schwierigkeiten legte sich die Appellationsrätin hin und starb, und der Mann nahm es sich sehr zu Herzen, versäumte alles, und dann ging es schief, und das Ganze sah schlimm genug aus“.

„Was schert das uns?“ fragte Claus aus seiner Tabakswolke heraus.

„Das scherte aber mich,“ antwortete Peer und zog seine silberne Dose hervor.

„Ich hoffe nicht, daß du . . .“ rief der Pferdehändler.

„Ja!“ sagte Peer und schlug auf den Deckel. „Ich reiste nach der Residenzstadt, neulich, im letzten Herbst, als du fort warst. Tante Birger kam nämlich laut schreiend zu mir, lauter als gewöhnlich, erzählte mir einen Haufen

Dinge und gab mir eine Menge Papiere — auch Briefe — vom Bruder Franck, der Dummheiten gemacht hatte und längst nach Brasilien abgedampft war."

„Was, zum Teufel, schert das uns?" rief noch einmal Claus, der die Geduld zu verlieren begann.

Peer hatte den Kopf ganz auf der Seite und sandte dem Vater einen Blick von unten nach oben.

„Jetzt sei aber einmal ruhig, Alter, oder ich behalte meine Geheimnisse für mich selbst!"

„Gurrl . . .!" klang es vom Pfeifenkopf.

„Ich sah, daß hier ein Geschäft zu machen sei," sagte Peer, „und daß schnell gehandelt werden müßte. Ich reiste zu Hermann Birger. Er war ganz außer sich, sprach nur von dem Tode seiner Frau und daß er ihr bald nachfolgen werde. Ich ‚rettete' ihn, — so daß er jedenfalls solvent sterben konnte."

Hier glitt etwas vom Himmlischen über des Amtsschreibers bleiches, glattes Gesicht, und er fuhr fort: „Hermann Birger starb, indem er mich seinen und seines einzigen Kindes Retter nannte, und dieses Kindes Hand der meinigen anvertraute — und da soll sie auch bleiben!"

„Vieh!" brummte der Alte. „Warum hast du dieses Mädchen hier bei Tante Birger untergebracht? Hast du nicht in der Hauptstadt Liebchen genug!"

Peer zuckte mit den Schultern — mit der einen — und sagte: „Ich gedenke mich jetzt zu Pfingsten mit Jungfer Marguerite Birger zu verehelichen, da sie sehr bald bis zu fünfmalhunderttausend Mark banko hinauf wert sein wird, wenn alle Erbschaftsgebühren abgezogen sind."

Der alte Pferdehändler nahm die Pfeife aus dem Munde: „Woher kommt dieses Geld?" fragte er. „Fällt es vom Monde herunter?"

„Es fällt meiner Frau zu als der einzigen Erbin nach Franck Birger, der nach Brasilien ging und gestorben ist, ohne eine Familie zu hinterlassen," sagte Peer und spannte seine runde Brust unter der strammen, schwarzen Weste.

„Hast du es schriftlich?" fragte Claus mit dünner Stimme.

„Alle Papiere sind in Ordnung," lächelte Peer. „Es fehlt nur noch — meine Trauung!"

Nun war das Himmlische ganz aus des Juristen Antlitz gestrichen. Die scharfe Sonne und der scharfe Wind und die recht lebhafte Unterhaltung hatten den bleichen, runden Wangen eine leichte Röte gegeben. Er sah aus wie ein Mann mit gutem Gewissen und guter Verdauung, bei dem alle Funktionen des Lebens in Ordnung sind.

Er sprach überlegen, hingeworfen: „Dieser Franck war nicht nur ein leichtsinniger Strick, sondern auch ein tüchtiger Kerl. Er kam in einer guten Zeit hinüber, fand Verbindung mit einem Hamburger Haus, kaufte Minen, verkaufte Wälder, hatte seine Kontors und sein Bankkonto in Rio, und wollte sich eben nach Bremen zurück einschiffen, um den Bruder zu stützen, der ihm

seinerzeit geholfen hatte. Da raffte ihn das Fieber hinweg. Weg ist auch der Bruder; weg ist die Frau des Bruders. Übrig sind Marguerite und Tante Birger. Tante Birger fertigen wir leicht genug ab. Alles ist im reinen. Niemand weiß etwas. Meine zukünftige Ehegattin am wenigsten von allen. Ich habe die Dokumente. Und jetzt, Alter, jetzt können wir beginnen, uns hier im Dorfe und im Kirchspiel umzusehen. Der Gutsherr da oben auf dem ‚Hofe' — na, der ist ein Wrack. Wir können ihn das bißchen Zeit noch sitzen lassen, bis er krepiert, oder wir können sogleich das Ganze zur Zwangsauktion stellen. Der Kirchenrat ist in bezug auf ihn etwas empfindlich — von alter Zeit her. Wir bekommen ja auch die Kirche und den Kirchenhügel, sowie die Anlage hier für eine Bagatelle von ihm zu kaufen. Aber die Gemeinde hat seine ganze Lebensweise da oben niemals vertragen können — und sein Judenfrauenzimmer ist ihnen allen ein Dorn im Auge. Wir werden aufräumen müssen, Alter! Die Kirche müssen wir schleifen, sie fällt sonst bald uns allen auf den Kopf. Bengt, der Blasebalgtreter, hat uns gewarnt. Der alte hergelaufene Stümper, der die Orgel spielt, wagt es nicht einmal, uns eine ordentliche Musik zu machen. Die Kirche muß weg, und der Organist muß weg. Wir können nicht jedem Fremden, der von der Kommune zehrt, ein Gnadenbrot geben; Bengt ist außerdem nicht mit ihm zufrieden, und Bengt ist ein glaubwürdiger Mann, vielleicht ein alter Filou — aber von großem Einfluß. Sowohl Bengt wie auch Mutter Sidsel sind mit dem Orgelspieler unzufrieden. Sie sagen, daß er uns allen über den Kopf sieht und seine privaten Meinungen über den Kirchenbesuch und Kirchengesang habe. Er, der arme Wicht, seine „private" Meinung! — Diese Art von Leuten können wir nicht unter uns dulden. Nein, Alter! Du und ich, wir wollen die öffentliche und private Meinung für uns haben, und sie soll dem Geschlecht Pommerenck dort hinauf folgen, wo wir bald daheim sein werden!" ...

Mit diesen Worten deutete Peer Pommerenck nicht ganz so hoch wie zum Himmel selbst hinauf, aber in halber Höhe gegen den blauen Wald, der das Gut und den Edelhof einrahmte.

Der alte Claus Pommerenck steckte, ohne ein Wort zu sagen, seine Meerschaumspitze in die Tasche und seinen Arm unter den des Sohnes.

Nun lächelte der Vater. Der Sohn war und blieb doch sein Stolz.

Und das Lächeln folgte ihm, als er am selben Abend das Dorf verließ, glühend rot im Sonnenuntergang, nach einigen Flaschen von dem guten französischen Wein aus der Zeit des Krieges, den die beiden im gemütlichen Beisammensein geteilt hatten.

Im Scheine des Sonnenunterganges ritt der riesengroße Pferdehändler fort, auf eine lange Reise. Und ganz oben auf dem Wege über den Höhenzug hielt er sein starkes westfälisches Pferd an und blickte lächelnd hinab auf die leuchtenden Mauern der Edelhofruine und auf die kleine, graue Kirche:

„Da drinnen," dachte der Alte, „wird also mein Sohn Peer mit fünfmalhunderttausend Mark banko getraut werden. Wenn mir nur jetzt jemand sagen könnte, wieviel an Erbschaftsgebühren davon wegkommen sollen?"

Und er begann zu fürchten, daß das Geschlecht Pommerenck geprellt werden könnte.

VI.

Der Edelhof . . . das Gut!

Man nannte den Edelhof einfach „den Hof" und den Gutsherrn, der dort wohnte, „den Herrn".

Das Hauptgebäude lag halb in Trümmern, der Turm war eingestürzt, die alten Wälle überwucherte eine Wildnis, die Wallgräben waren versteckt unter Schilf und Rohr.

Eine Ruine, so in der Landschaft gelegen, daß sie den ganzen Höhenzug beherrschte, der in einem Umkreis von Meilen mit altem Laubwald und Nadelwald bedeckt war, der Zierde der Gegend, dem Stolze des Hofes, der letzten Hilfsquelle des Gutsherrn.

Er hätte sich möglicherweise durch Abholzung retten können.

Er holzte nicht ab.

Er saß, den ganzen Tag hindurch, in seinem letzten Lehnstuhl, dessen blankgewetzter Lederrücken eine nur noch halb erkenntliche Freiherrnkrone trug.

Der Stuhl stand auf einer wurmstichigen Eichenholz-Erhöhung dicht beim Fenster, einem der wenigen Fenster, aus denen man noch hinaussehen konnte.

Dort saß er, der letzte Sprosse des Geschlechts, von der Gicht gebeugt, abgelebt, von Kindheit auf epileptisch, spottend über die Torheiten des Lebens, denen er genau das Gewicht beilegte, das er einst auf sie gelegt hatte, als er noch tanzte und ritt, die Flöte spielte und Karten spielte, ein Dasein, unterbrochen von langen Ohnmachten und etwas längeren „lichten Perioden".

Er sah von seinem Ausguck hinunter auf den Kirchenhügel.

Die Kirche verdankte seinen Ahnen ihre Entstehung und ihren reinen, vornehmen Stil, demselben Baukünstler, von dem auch die Architektur in der alten freiherrlichen Burg stammte.

Wie eine seelenvolle Offenbarung schien die Kirche aus der Burg herausgeglitten und dort auf der letzten Höhe über dem Dorfe in der Talsenkung stehen geblieben zu sein.

„Der Herr" saß also dort auf seinem Thronsitz bei seinem Fenster, zog seine gelblichen Spitzenmanschetten unter den Aufschlägen des Leibrockes hervor und lachte höhnisch, als seine zitternden Finger die zerrissenen Spitzen weiter ausfranste.

„Rally!" rief er, mit einer Stimme, die einmal den Klang eines Jagdhornes in sich gehabt und jetzt ein klapperndes, halb geöffnetes Fenster nachahmte.

„Rally! kann Sie nicht hören? Rahel . . . nom d'un cochon, Mamsell Pfefferkorn . . . Mammy, zum Teufel! Ich ersticke . . . bring mir meine Hafersuppe . . . oder fahr hin zu deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob!"

„Nur sachte, nur sachte, Mann!" klang es mit einem tiefen, gutmütigen Lachen aus dem anstoßenden Raum. Und der Raum war noch bescheidener möbliert als das Zimmer des „Herrn", nämlich mit einem einzigen Stück Hausgerät vis-à-vis dem großen Kamin, einem schmächtigen Klavier, dessen

Tasten im Halbdunkel leuchteten wie bleiche Knochenfinger von den Händen der Geschlechter, die längst aufgehört hatten zu spielen.

Hinein zu dem Manne trat ein ältliches, untersetztes, hochbusiges Weib in einfachem, schwarzwollenen Kleide, mit langen, gehäkelten Handschuhen (ohne Finger) an den weißen, rundlichen Armen; einer schwarzen Steinkohlenkette um den weißen, dicken Hals; einem Doppelkinn, roten glänzenden Wangen mit Grübchen; kohlschwarzen Hängelocken (mit Grau gesprenkelt) und einem Paar schwarzer Augen, von der tiefen sammetweichen Farbe, die die Nacht des Morgenlandes beherrscht und dem Glanze einer tiefmenschlichen Güte und Gesundheit, der die Ruine im Lehnstuhl beherrschte und ein freundliches Licht in die Öde und den Verfall des ganzen Hofes warf.

„Nicht ruddlen auf Rahel . . . Eurer Pfefferkorn nichts nachsagen, kleiner Mann! Hier ist die Suppe . . . trinken Sie nur! . . ."

Die Jüdin lachte und goß die warme Suppe in ein hohes, geschliffenes Kristallglas — das letzte Festglas aus dem leeren Eckschrank — und ließ den Mann trinken.

Denn er wollte nur aus seinem Pokal trinken, war es auch Haferſuppe.

Er schnitt eine Grimasse; als er fertig war, tat, als ob er keine Hilfe nötig hätte, sah heimlich dankbar auf Mamsell Pfefferkorn, als sie die Augen und das Doppelkinn senkte, und warf einen mißvergnügten Blick durch die grüne Fensterscheibe hinaus.

„Kommen denn gar keine Menschen heut abend? Kommt die Goldammer nicht . . . kommt das rothaarige Soldatendirnlein nicht . . . kommt Monseigneur nicht?"

Rahel legte ihre mollige Hand auf seinen Stuhlarm, streichelte seine Schulter, wie man ein Kind beschwichtigt, erhob sich in ihren ausgetretenen Schuhen, schaute zum Fenster hinaus und lachte:

„Gut Schabbes! Nun füllt sich das Haus! . . ."

Greti kam und die kleine Babli kam.

VII.

Mamsell Rahel hatte eines Tages die beiden jungen Mädchen im Walde getroffen.

Es war am letzten Weihnachtstage, einem der wenig weihnachtsfreudigen, an dem die gleichsam verwelkten Flocken des Tauschnees sinnlos zwischen den Streifen des Weges und den Peitschenhieben des Windes dahintummelten. Die Luft war rauh, die Bäume weinten, die Menschen waren hinfällig und schwach, brutal oder schlau.

Mamsell Pfefferkorn hatte selbst den Wald aufgesucht, mit aufgeschürztem Kleide und Regenkapuze, um für eine kurze Weile die häuslichen Sorgen zu betäuben, die sie mit ihrem starken Willen daheim wegzulachen oder zu verbergen suchte.

Daß der „Herr" und der „Hof" dem Untergange entgegen gingen, daß es nur noch eine kurze Frist dauern konnte, das war der mutigen Tochter Israels klar. Und selbst diese Frist kostete Geld, Kopfzerbrechen, hundert

kleine, viele große Kniffe . . ., selbst eine erfinderische Tochter von Jehovas auserwähltem Volke kann einen Augenblick an der Hilfe des Herrn verzweifeln. Und die einmal schön gewesene, die stets warmherzige Rahel vergoß Tränen, die aus ihren schwarzen Augen an ihren naß glänzenden Wangen herabflossen, wie die schlanken Bäume des Waldes rings um sie her weinten, die Bäume, die nicht einmal den Untergang abwehren konnten, selbst wenn sie jetzt auch unter der Axt sanken; denn es war ja kaum ein Preis aufzutreiben, weder für Nutzhölzer noch für Brennholz.

Sie ging dahin und weinte und klagte zu dem Gott ihrer Väter. Wäre sie doch noch jung und hübsch und schlank, wie damals, als er, „der Herr" sie zu seiner besten Freundin genommen, nachdem so manche Freundin ihn verlassen hatte und von ihm selbst verlassen worden war! Dann könnte ihr „der Herr" vielleicht zu einer guten Partie verhelfen, so daß dann auch sie ihm hätte helfen können.

Und wie sie so grübelte, gab sie sich in Gedanken eine Ohrfeige: „Trefe, trefe," (unrein) murmelte sie, „das ist garstig, das ist ordinär von dir gedacht, Rahel; denn nicht einen Tag, nicht eine Stunde wirst du von ihm gehen, den du in seiner Hilflosigkeit vielleicht inniger liebst, wenn auch anders, als in seiner Stärke und in seinem Glanze!"

„Benschen (beten) wollen wir . . . loben wollen wir den Herrn. Gelobt sei du, mein Herr und Gott, daß du deiner Tochter ein warmes und treues Gemüt gegeben hast! . . ."

Und hierauf trocknete sie, befreit und getröstet, ihre Nase, und in diesem Momente war es, daß sie die beiden jungen Mädchen entdeckte, die ebenfalls die Hilfe des Waldes gegen die Sorgen des Heims gesucht zu haben schienen.

Sie gingen beide dahin und weinten zusammen, die große und schlanke still, die kleine laut und augenfällig.

Nun weinten der Weihnachtshimmel, die Wolken, die Bäume und zwei junge Mädchen; aber Rahel trocknete sich die Nase nochmals mit dem Schnupftuch und ging auf sie zu.

Wie alle hier in der Gegend kannte sie die Kleine mit dem kastanienroten Haar flüchtig, wußte, daß sie Babette hieß und Babli genannt wurde, daß sie ein „Soldatenkind" aus der Kriegszeit war — wahrscheinlich die Frucht, eine ganz lebendige Frucht von der Einquartierung eines Offiziers bei einer jungen, leichtbeweglichen Witwe; wußte, daß die Kleine nach dem Tod der Witwe von dem frommen, zwar kinderlosen, aber nicht herzlosen Pantoffelmacher an Kindesstatt angenommen worden war, der immerhin jedes Vierteljahr durch das Amtskontor einen entsprechenden Unterhaltungsbeitrag erhob.

Die andre hingegen kannte Rahel nicht. Sie sah, daß diese ein schlankes, hübsches Mädchen sei, mit großen, ausdrucksvollen Augen, üppigem, gekrauften Haar, das sich schwer von der langen Regenkapuze zwingen ließ.

Die Hand, welche den Kragen über der jungen, feinen, vollentwickelten Brust zusammenhielt, war unbehandschuht, weiß, schmal, mit großen, blauen Adern.

Das Mädchen mußte in der Gegend dort neu sein, war als Neuheit gefällig anzusehen . . . und Frauen sehen ja recht scharf und schnell bei der ersten Prüfung. Und Mamsell Pfefferkorn dachte bei sich selbst: „Das wäre eine Zerstreuung für den Herrn und mich selbst in der einförmigen Öde der Ruine!"

„Kinderchen!" sagte sie, „ihr seht aus wie zwei durchnäßte Spatzen, so wie ich einer nassen Krähe gleiche. Wollt ihr nicht mit in den Hof hinein und eure Kleider trocknen . . . und eure Augen," fügte sie mit ihrem großen, guten, wohlgenährten Lächeln hinzu.

Greti sah erschrocken, vielleicht etwas verletzt aus.

Babli fror und wollte gern hinein, um den Hof zu sehen, von dem man die seltsamsten Dinge erzählte.

Und im Handumdrehen, ohne daß Greti es verhindern konnte, erzählte die Kleine, während sie alle drei die hohe Edelhofallee entlang gingen:

Daß Greti von der Residenzstadt hierhergekommen sei, nachdem sie Vater und Mutter innerhalb weniger Wochen verloren, daß sie sich nun bei Tante Birger aufhalte, daß der Amtsschreiber Peer Pommerenck alle acht Tage zu Besuch komme, daß er den Appellationsrat Birger, Gretis Vater, vor dem Fallissement oder dem Gefängnis „gerettet" und sich jetzt mit Greti verlobt habe; daß Tante Birger eine alte Jungfer sei, die in knappen Verhältnissen lebe, daß sie den wohlhabenden, klugen und frommen Herrn Peer segne, daß die beiden Freundinnen ihn aber verabscheuten, wie sie einander liebten . . . daß sie freund- und hilfslos seien und daß sie deshalb in den Wald hinausgegangen wären und weinten.

„Schlimm, schlimm, was muß ich hören?" rief Rahel und schlug die Hände zusammen und hierauf um die Schultern der beiden zerzausten Vögelchen. „Gehen wir hinein, Kinder! Vielleicht hilft der Herr uns allen!"

So wurde die Bekanntschaft gestiftet.

Und der Winter ging vorüber.

Die beiden jungen Mädchen brachten Leben in die Ruine und lebten selbst auf in den leeren Vorhallen und Stiegengängen, in der Küche und in den Kammern, im Rittersaal und in den Gemächern, von denen die Hälfte so verfallen war, daß man sie sich nur von alten heimischen Gespenstern überwacht denken konnte. Was auch sagen- und rechtmäßig geschah.

Greti fühlte sich bald daheim auf dem Hofe, wo sie mehrere Male in der Woche sich einfand.

Sie hatte ihre eigene Art, aus- und einzuhuschen, ruhig-schelmisch, verschlossen, „schwärmerisch" . . . etwas kurz angebunden, wenn die Pfefferkorn allzu genauen Bescheid über ihre Gefühle wissen wollte, abweisend, wenn der „Herr" sie zu sehr en garçon behandelte.

Er nannte Greti scherzhaft „die Goldammer", in Anspielung auf den Glanz ihres schweren, gekrausten Haares, das auch den spärlichsten Sonnenstrahl in der von Schatten erfüllten Burg festhielt, oder wenn er das hübsche Mädchen mit ihrem Bräutigam neckte.

Das verletzte sie und das langweilte sie, und der Alte hörte endlich auf.

Er war, trotz seiner Salven unbeherrschter Ausbrüche, der Edelmann.

Er war gereist, hatte mit den leitenden Männern und regierenden Frauen seiner Zeit verkehrt; war Offizier gewesen, hatte sich in der Diplomatie versucht . . . immer war sein Körper schwächer gewesen als sein Wille.

Er war verzweifelt, überdrüssig, das Leben zu leben, das darin bestand, daß er mit jedem Tage den kalten Eishauch näher und näher fühlte.

Er lebte, von der Jüdin aufrechterhalten, und hing mit dem, was er „den Klumpen in seiner linken Seite" nannte, an diesem Weibe, das von der frommen und ehrbaren Gegend wegen seines Glaubens und seines Verhältnisses zum „Herrn" gemieden, gleichzeitig aber von der loyalen Gegend geduldet wurde, weil der Mann doch ein Gutsherr war.

Dies sahen Gretis große, ernste Augen geschwind, und sie gewann sie beide lieb, die Jüdin und den Edelmann.

Sie ging ihren stillen, leichten Gang, saß ihr schwärmerisch einsames Sitzen in den Ecken herum und ließ das „Soldatendirnlein" Babli sich umhertummeln und in toten Räumen wie in den Jugenderinnerungen der beiden lebendigen Bewohner ein Echo wecken. Der Herr und Rahel schalten die Kleine aus, lachten mit ihr und lachten über sie, stopften sie voll mit Konfitüren und daheimgebackenem Kuchen; mancher traurige Nachmittag in den einförmigen Wochen verging auf diese Weise.

Und an den Sonntagen kam Monseigneur.

VIII.

Der Gutsherr war es, der den alten Organisten so nannte.

Greti verstand diese Benennung nicht und fragte nach ihrer Gewohnheit auch nicht weiter. Sie wußte nur, daß es Meister Ollivier sei, der etwas schwächliche, altväterisch gekleidete Organist der baufälligen kleinen Gemeindekirche, jener Kirche, die sie sogleich umfaßt hatte mit dem Drang ihrer jungen Begeisterung, alles zu bewundern, was auf jener Seite der Talsenkung vom Untergang bedroht wurde, im Gegensatz zu dem, was unten im Dorfe in die Höhe zu kommen strebte.

Nachdem sie ihn einigemal gesehen hatte, fand sie, daß es auf dem Hofe, wenn er kam, doppelt ruhig, feierlich und vornehm still wurde.

Sie zürnte Babli, daß sie trällern und herumspringen konnte, wenn der Sonntagsgast zugegen war.

Und sie freute sich darüber, daß Rahel, Babli und sie selbst unten in der großen Küche speisten, um die Herren in ihrer Schachpartie nicht zu stören, während welcher man „die Totenuhr" in dem morschen Getäfel hätte picken hören können.

Später wurde oben im Zimmer des Herrn ein bescheidenes Nachtmahl serviert, und der Wirt und sein Gast wurden abwechselnd von Rahel und Babli bedient.

Greti hielt sich zurück, verbarg sich in einem Winkel des anstoßenden Raumes, dachte an die lichte Zeit ihrer Kindheit bei den Eltern.

Wenn dann „der Herr" ausnahmsweise seine körperlichen Leiden weniger spürte, konnte sein seltsam zitterndes Lachen aus dem Zimmer hinausdringen und drinnen in dem leeren „Musiksalon", wo das schmächtige Klavier stand und auf die Berührung durch Geisterhände wartete, ein Echo hervorrufen.

Und wenn der Tisch aufgehoben war und der Wirt ironisch-ehrerbietig sein „Mahlzeit, Monseigneur!" gesprochen hatte, wenn die Flügeltüren quietschend in das Nebenzimmer aufgeschlagen worden waren, dann rollten Rahel und der Organist den Mann in seinem Lehnstuhl da hinein; in dem rußigen Schlund des Kamins wurde ein Feuer aus Knorrenholz angezündet, ohne daß ein Licht oder eine Lampe stören durfte.

Und nun drückte sich Greti, die Hände unter dem Kinn, in hockender Stellung in die tiefe Fensternische hinein, nicht achtend des Zugwindes, der von den zersprungenen Scheiben über sie hinzog und die zerrissenen Tapeten der Wände zum Leben brachte, wie unter dem Geseufze von Geistern.

Sie verfolgte mit der warmen Glut ihrer Augen den gleichsam in Musikwellen spielenden Schein, der sich vom Kaminfeuer aus den getäfelten Fußboden entlang hingoß. Sie sah, wie der Schein, farbenwogend, in Tönen fließend, den Stuhl des Organisten vor dem Klavier umkreiste und wie weicher Wellenschaum in der Abendröte längs des Stuhles emporstieg, des Meisters Hände beleuchtend, die aus Schatten heraus- und in Schatten hineinliefen, als wären es gerade die Geisterhände, auf welche das Instrument so lange gewartet hatte.

Und seine Gestalt, die Greti, gleich, als sie ihn zuerst gesehen, schwach und leidend vorgekommen war — sie wuchs, wurde gerade und geschmeidig, sobald das Hin- und Herwogen des Farbenscheines das schmächtige Klavier zum Erzittern brachte.

Greti war von Kindheit an mit Musik auferzogen worden, da die Mutter auf dem Spinett und auf der Harfe spielte; die Mutter, die schwärmerisch und romantisch war, zu einer Zeit, als die Welt romantisierte und schwärmte, da man nicht denken und handeln mußte.

Greti spielte selbst, unbedeutend, aber sie kannte das Meiste von dem mächtigen Musikborne, der von dem entschwundenen und mit dem neuen Jahrhundert über die Menschenwelt hereinbrach, die Herzen erobernd und festhaltend, wo der große Eroberer die Länder nicht hatte festzuhalten vermocht.

Sie verfolgte dort im Dunkel der Fensternische, wie von Geistesabwesenheit befallen, den fließenden Schein, der Schatten vor sich her trieb, bis es war, als ob er des Organisten ganzen Körper ergriffe, seine Arme sich strecken, seinen Kopf sich zu einem Riesenprofil über die Zimmerdecke hinaufheben ließe — dieses Gigantenhaupt auf dem Manne dort, der stundenlang all die große Musik: Gluck, Haydn, Mozart spielte, und der damit endete, daß er das Weltmeer selbst, Beethoven, in ein Wogendonnern zusammenpreßte auf der Klaviatur, die ihr nur Kindergeklimper von sich zu geben schien, als sie einmal selbst die Tasten angeschlagen hatte.

Sie wagte sich in ihrem Winkel nicht zu rühren, obgleich sie von der unbequemen Stellung beinahe lahm in den Beinen war; förmlich befreit

hörte sie dem „Herrn" in seinem Stuhl einen lauten Seufzer ausstoßen, dem er sogleich einen komischen Anstrich zu geben suchte, indem er klatschte und rief: „Bravo, Monseigneur! Lassen Sie uns nun Ihre eigene Phantasie hören!"

Aber der Organist entgegnete mit scherzhaft weicher Stimme, indem er einen Akkord anschlug:

„Hier spiele ich die Meister, insoweit ich mich an sie auswendig erinnere. Und ich spiele alles, was das Klavier ertragen kann. Wollen Sie den Organisten phantasieren hören, so müssen Sie in die Kirche gehen . . . dort aber darf ich nur gedämpft spielen."

Vom Stuhl des Gutsherrn ertönte ein Husten, und er sagte trocken, schneidend:

„Es dauert wohl kaum mehr lange, bis man mich in die Kirche hinabträgt. Schade, daß ich Sie dann nicht über mir spielen hören kann, denn Sie geben mir wohl volle Musik?"

„Volles Spiel kann die Kirche nicht aushalten," lautete die Antwort des Organisten. „Das Gewölbe wäre imstande, einzustürzen!"

„Dann bekämen wir beide ein standesgemäßes Begräbnis!" lachte der Gutsherr.

Und beide Herren schwiegen.

Etwas später benutzte Greti eine Gelegenheit und schlich sich wie ein Schatten längs der Wände durch die Tür hinaus auf den Stiegengang.

Ein dünnes Talglicht brannte in einem Eisenleuchter. Es fror sie, und sie merkte es nicht. Sie preßte die Hand gegen ihre Brust und fühlte, wie unruhig es darin war. Sie fand, daß die Unruhe süß sei, daß sie sich allem in dieser Ruine mitteilte, den geschnörkelten Treppengeländern, die von selbst seufzten, den Schatten, die im Schein des Feuers kamen und wieder verschwanden, die bald ein Menuett oder eine Gavotte, bald ein Scherzo oder Andante con moto tanzten. O, was war dies doch für ein Spuk! Jetzt wußte sie, daß es in der alten Burg spukte . . . und wie sie diese Burg liebte! Immerfort wollte sie deren Bewohnern dankbar sein, immer gut und mild gegen alle, auch gegen den alten Organisten! War er eigentlich so alt?

Sie war zu Tränen gerührt, niemals wollte sie die Finger wieder an ein Klavier setzen.

Hingegen wollte sie Meister Ollivier in der Kirche phantasieren hören!

IX.

Und die Wintermonate vergingen.

Greti schlich sich jeden Morgen, vor Tagesgrauen, aus ihrem Alkovenbette, voll Angst, Tante Birger in ihrem Himmelbette zu wecken, warf sich hastig in die Kleider, nahm den großen Kapuzenmantel (den Sonntagsputz der Mutter) um, zog die kleine Babli, widerstrebend und mit verschlafenen Augen, aus *ihrem* Jungfernzwinger, und die beiden jungen Falken eilten in Dunkelheit, Schnee und Regen durchs Dorf hinauf zur Kirche, während Greti versicherte, daß es der unwiderstehliche Musikdrang vom Elternhause her sei,

der sie zu diesen kleinen Wagestücken treibe, und daß übrigens keine Menschenseele im Dorfe eine Ahnung davon bekommen könne.

Es war auch nur eine Menschenseele — nämlich Mutter Sidsel — die eine Ahnung davon hatte.

Tante Birger hatte keine.

Als überaus selbstquälerische alte Jungfer, die sie war, schlief sie den Schlaf der Gerechten von zehn Uhr abends bis zehn Uhr vormittags. Aber regelmäßig klagte sie über Schlaflosigkeit.

Sie klagte regelmäßig über alles. Sie war zurückgesetzt, das Leben und das Glück waren an ihr vorübergegangen. Sie lamentierte zwar nicht gerade sehr laut, da Greti bald aufgehört hatte, auf ihre Sorgen zu horchen und ihr sonst niemand zuhörte.

Aber sie saß oft stundenlang und sprach leise mit dem blankgeputzten Kachelofen, in ihrer weißen, etwas koketten Haube, mit hübschen, verwelkten, gleich einer Gipsmaske unbeweglichen Zügen, die vergilbten, wohlgepflegten Finger in einförmiger Bewegung unter dem weichen Kinn. Sie dachte unabläßig an dasselbe, nämlich an sich selbst, an ihre Zurücksetzung.

Kein andres weibliches Wesen auf der Welt hatte ein solches Schicksal gehabt wie sie. Ihr Schicksal war einzig dastehend. Sie genoß dieses Schicksal.

Sie genoß ihren Kummer.

Ihren Kummer frischte sie durch reichliche Tränen auf, so oft sie nur Bablis Stimme in der Stube nebenan bei Greti vernahm, oder nur den kleinen „Bijou" sah und hörte. Der Kummer datierte aus der Zeit des Krieges und der Einquartierung, als der fremde Offizier sie zugunsten der „Leichtbeweglichen" zurückgesetzt hatte, welcher Zurücksetzung eben die kleine Babli entsprungen war.

Da war ferner der Bruder, der, statt die Schwester ins Haus zu nehmen, sich verheiratete; der Bruder, der nur um seine verlorene Frau trauerte, und Franck, der der Familie Kummer bereitet hatte und selten von sich hören ließ . . . und früh und spät immer diese Babli.

Dann kam Greti ins Haus, und Tante Birger war nicht imstande, die beiden Mädchen voneinander zu trennen. Neuer Kummer. Und Tante Birger mußte aus dem alten väterlichen Hofe hinaus, hinab in das kleine, enge Häuschen, wohin niemand kam und nach ihr sah.

Im Kopfe der alten Jungfer drehte sich ein Mühlrad herum. Sie hätte jetzt eine blühende Frau sein können, und sie war nur eine Art „Hausdrache", von Herrn Peer Pommerenck angestellt, um über Greti zu wachen.

Sie fürchtete den Amtsschreiber und war sklavisch ehrerbietig gegen ihn, und sie dankte dem Herrn (sagte sie), weil die Birgers doch einen Retter gefunden hätten. Und mit dem Verweilen alter Jungfern bei solcher Art von Dingen phantasierte sie über die Aussichten, die Gretis Heirat für sie selbst eröffnen könnten . . . nein, das bekam nur der Ofen zu hören.

Aber dort am Fenster stand in einem grünen Kübel eine hochstämmige Myrte, eine kostbare Erinnerung aus der Zeit des Krieges.

Sie erklärte in der wortreichen Bildersprache jener Zeit, daß sie ihre Myrte täglich mit ihren Tränen begieße . . . begieße bis zum Hochzeitstage ihrer Nichte.

Und recht kräftig mußten diese Tränen gewesen sein, denn die symbolische Pflanze mit den kleinen, ewig grünen, diskreten Blättern gedieh sehr gut.

X.

Es war einige Zeit nach jenem Morgen im März, als Meister Ollivier aufrecht und mit schnelleren Schritten als sonst von der Kirche nach Hause ging.

War es von Mutter Sidsel wirklich gut getan, daß sie Gretis Namen genannt hatte?

Was war Tante Birgers Nichte dem alten Organisten?

Er kannte sie nur flüchtig, hatte das hübsche junge Mädchen nur ab und zu schnell ein Zimmer in der alten Burg verlassen sehen, wenn er eintrat.

Er hörte niemals etwas Neues und fragte auch niemals nach Neuigkeiten.

Nur war es ihm vielleicht etwas auffallend, daß seine Freunde in der Ruine, der Herr und Rahel, heiterer zu sein schienen als in den früheren Wintern.

Er kam eines Vormittags von der Kirche heim, dahin, wo er zur Miete wohnte. Sein Haus war eigentlich kein Heim. Er lebte von Jahr zu Jahr wie auf Kriegsfuß.

Einige Vogelbauer, eine Violine an der Wand, einige Silhouetten von seiner Verwandtschaft, ein Notenpult und ein Regal mit Noten, zwei gekreuzte Säbel, ein Feldbett und ein Waschtisch hinter einem verschlossenen Vorhang — das war die ganze Ausstattung.

In das eine Zimmer fiel die Sonne herein, und in einem Staubstreifen saß eine blaugraue Katze und schnurrte.

Die Katze machte einen Buckel, krümmte sich zum Organisten hin und ließ sich von seiner Stiefelspitze streicheln.

„Hast du dein Frühstück bekommen, kleine Maus? — Nein? Dann teilen wir!" sagte Meister Ollivier.

Er machte Feuer im Ofen und bereitete einen Café au lait für Maus und Monsieur.

Und als beide fertig waren, setzte sich Monsieur in ein Sofa mit niedrigem Rücken, das so hart war wie eine Gefängnispritsche.

Hier legte er die Arme kreuzweise übereinander und den Knöchel seines weißen Zeigefingers über seine feinen, schmalen Lippen.

Die Katze mit einem Sprung hinauf in seinen Schoß.

Die Katze, erstaunt-gekränkt, schnell wieder hinunter.

Meister Ollivier wollte heute keine Annäherung.

Er dachte darüber nach, wie ungestört er hier eine Reihe von Jahren hindurch gelebt hatte. Sollten nun vielleicht Störungen hereinbrechen?

Der alte Pfarrer, dem er seine Anstellung in dem kleinen Amte verdankte, war so schwach und hinfällig, daß ein Nachfolger notwendigerweise bald kommen mußte.

Was dann? —

Er wußte genau, daß man ihm des Lebens Unterhalt nur bis auf weiteres gönnte. Er hatte sich an Ruhe und Regelmäßigkeit gewöhnt, und er wußte beides zu schätzen nach des Lebens Stürmen.

Ein bald Sechzigjähriger geht nicht geradezu jubelnd auf die Landstraße hinaus, um wieder von vorne zu beginnen.

„Aber was geht mich dies eigentlich an?" fragte er sich selbst. „Wenn der Zufall ein regierender Wille ist und der Wille mich hierher geführt hat, dann bringt er mich auch wieder von hier fort. Ich frage nicht — ich diene!"

Dann lächelte er mit seinem seltsamen milden Lächeln:

„Kommen diese Fragen über mich, weil einige junge Frauenzimmer neugierig sind und Mutter Sidsel und Vater Bengt die Absicht haben, mich ein wenig zu ärgern? Ich kenne dieses würdige Paar. Und ich kenne mich selbst!" fügte er hinzu, indem er sich mit einem Ruck erhob und seine starken Brauen sich zusammenzogen. „Ich habe das Leben hinter mir und die Kunst bei mir und vor mir!"

Er ging hastig zu einer Schublade unter dem Notenregal und holte ein Paket Papier hervor, das er auf dem Notenpult ordnete.

Es war eine Partitur, aber die Notenschrift so fein und schüchtern, daß sie wohl kaum andre Augen als die des Meisters selbst deuten konnten.

Er blätterte, hob und senkte die Brauen, machte einige scharfe Striche mit dem Nagel, warf das Paket wieder in die Lade hinab, nahm die Violine von der Wand, ging auf und ab, spielte — aber ohne sich selbst zur Ruhe zu spielen.

Hierauf ging er zu einem kleinen, einfachen Holztischchen, das an der Wand stand.

Auf dem Tischchen lag die Spangenbibel aufgeschlagen: Martin Luthers deutsche Bibelübersetzung, alte Elsässer Ausgabe.

Er setzte sich und las, vertieft und lange.

Endlich nahm er einige angefangene Bogen aus der Lade herauf, legte sie auf dem Tischchen zurecht, zierlich und sorgfältig, wie er alles zu machen pflegte. Er schnitt sich eine Gänsefeder; tiefe Ruhe lag über seinen Zügen.

Er schrieb.

Auf dem Umschlage zu den Bogen stand: „Als die Welt im Werden war".

Und als er eine Stunde lang geschrieben hatte, erhob er sich und ging hinaus, die Haustür hinter sich verschließend.

Hinauf, dem Walde zu.

Die Sonne schien. Der Wind wehte scharf über die Hügel. Aber bald boten die Bäume Schutz. Er mied die Edelhofallee, steuerte direkt hinauf gegen und in den blätterlosen Hochwald, wo Gras und Moos auf der Sonnenseite grünten.

Es ist so an einem Märztage in der Natur, wie in keinem andern Monat, daß jedes grüne Blättchen im Grase zu einer Begebenheit, jedes gespannte, zarte Piepsen einer Meise oder eines Finken zu einer Offenbarung wird; und hört man den ersten Star pfeifen, und sieht man das erste Mal diesen lebhaften Metallglanz vorbeischießen wie ein Zauberstück aus dem Stabe eines Taschenspielers, dann ist es das Wunder, das sich neuerdings zugetragen hat.

Das Leben ist wieder erwacht, und all die inneren Quellen in dem großen Herzen beginnen zu rieseln!

Da begegnete er Greti Birger im Walde.

Sie ging langsam gerade ihm entgegen — allein.

Sie konnte ihm nicht aus dem Wege gehen, er ihr nicht ausweichen. Der Weg war nicht danach. Und sie wären augenscheinlich am liebsten beide abgebogen.

Da fällt ein komisches Licht über zwei, die da stehen und fort wollen, ohne aneinander vorbeikommen zu können.

Sie lächelten, und auf des Organisten: „Entschuldigen Sie!" folgte Gretis: „Nichts zu entschuldigen!"

Das Eis war gebrochen. Sie gingen ein Stück zusammen, beide gleich verlegen.

Es waren viele Jahre her, seit Meister Ollivier mit einem ganz jungen Mädchen Worte gewechselt. Er dachte bei sich selbst: „Was spricht man zu einer so jungen Person? — Könnte vielleicht nicht sie beginnen?"

Greti ihrerseits warf einen verstohlenen Blick auf ihn: „Ja, unleugbar — er ist alt! Vielleicht denkt er eben an seine Musik? Es ist ihm gewiß nicht lieb, daß er mir begegnet ist!"

Und sie wollte schon mit höflichem Gruße auf einem Steig abbiegen.

Da sagte er:

„Nicht wahr, wir haben gemeinsame Freunde im Schlosse, ein paar ausgezeichnete Menschen? Sie kommen vielleicht auch regelmäßig auf Besuch dahin, oder sind Sie hier nur auf der Durchreise?"

„Auf der Durchreise?" wiederholte sie und lächelte. Aber gleich darauf fügte sie mit einem leichten Seufzer hinzu: „Nein, ich sitze hier schon fest."

„Gefällt Ihnen die Gegend nicht?" fragte er höflich, ein wenig zerstreut. Er schien der Begegnung schon müde zu sein.

Sie merkte es und wurde noch verlegener: „Er ist gewiß böse auf mich!" dachte sie. „Er hat sicherlich erfahren, daß wir ihn belauschen . . . Ich will es ihm lieber gleich selbst sagen und dann schnell meines Weges gehen."

Sie war um ein paar Schritte voraus, drehte sich rasch um, wurde rot auf den Wangen, und ihre Augen glänzten, indem sie sagte:

„Ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, — aber ich liebe die Musik, — liebte sie schon, als ich noch ein kleines Kind war, und hier hören wir ja niemals etwas! Vielleicht verzeihen Sie meiner Freundin und mir — wenn Sie wüßten, wie sehr wir — wie sehr ich . . . wie herrlich es klang!" —

Sie stammelte und stotterte dabei, schlug die Augen nieder und blieb so stehen.

„Ja, richtig!“ entgegnete er mit dem weichen Tonfall seiner Stimme und einem leichten Anstrich des fremden Accents, der die Ironie in seinen Worten milderte: „Ich muß also doch glauben, was Mutter Sidsel sagt, daß nämlich alle jungen Mädchen des Dorfes vor der Kirchentür auf der Lauer stehen.“ —

„Das ist nicht wahr!“ rief Greti schnell, ganz unmittelbar. — „Babli und ich haben mit den Mädchen des Dorfes nichts zu schaffen. Wir sind froh, wenn uns nur alle Menschen in Ruhe lassen!“

Meister Ollivier sah ihr in die Augen.

Die waren groß und brennend, diese Augen, mit der tiefen, warmen Glut eines erwachsenen Weibes in dem natürlichen, ehrlichen Eifer des Kindes.

Kein Fältchen von des Lebens bitteren Sorgen in den weichen Zügen des Mädchengesichts, und gleichwohl ein seltsamer Schatten, — der Schatten eines Schattens, der den Glanz der Augen zu verschleiern und das frische Spiel der Haut zu dämpfen schien.

Er sah, daß sie schwarze Kleider trug. Hatte sie jemanden verloren, der ihr teuer war?

Nun erinnerte er sich, daß der Gutsherr eines Tages, als sie eben durch das Zimmer gegangen war, nickend hingeworfen hatte: „Eine Eltern- und Freudelose — wie wir!“

Meister Ollivier betrachtete sie noch länger, und er fragte leise:

„Gibt es hier im Dorfe noch andre außer mir, denen es am liebsten ist, wenn die Menschen sie in Ruhe lassen? Glauben Sie mir, mein Kind, in Ihrem Alter hat man keinen Grund dazu, und später, wenn man vielleicht einen Grund dazu bekommt, wünscht man oft, daß man jung sei, um die Welt recht ausgiebig lieben und an die Menschen glauben zu können!“

Sie hatte die Augen zu Boden gesenkt. Sie hörte den Klang seiner verschleierten Stimme, — die Worte hörte sie wohl auch, aber sie waren ihr vielleicht zu gewöhnlich, sie hatte sich gedacht, wenn er spräche, müßte in seiner Rede ein ähnlicher Born sein wie in seiner Musik. Aber, was er auch sagen mochte, so war sie nun frei von aller Verlegenheit — ja, merkwürdig genug, sie stand auf einem bekannten Fuße mit diesem Fremden, neben dem sie zum ersten Male dahin ging.

Sie sagte, indem eine innere Bewegung ihre klare Stimme tiefer machte:

„Ich weiß nicht, aber bereits als Kind fand ich oder hatte ich eine Empfindung davon, daß z. B. der Wald, die Pflanzen, die Vögel — nein, ich kann mich gewiß nicht ausdrücken!“

„Versuchen Sie's nur“ — fiel der Organist lächelnd ein.

„Ich finde nur,“ fuhr Greti fort, „daß, wenn ich mich in der Natur bewege, so verstehe ich das Ganze, ich bin gleichsam mit allem da draußen verwandt. Aber die Menschen sind mir immer fremd. Ich verstehe sie nicht und sie verstehen mich nicht. Ja, das ist natürlich töricht und unerfahren gedacht!“

„Es geschieht bisweilen auch einem andern, daß er so denkt,“ sagte der Organist milde, ohne auf sie zu sehen: „Wir sind vielleicht nicht bescheiden genug!“ fügte er hinzu.

„Wissen Sie," sagte Greti eifrig, „wenn Sie das Wort aussprechen, so versteh ich, daß Sie damit etwas meinen. Aber sonst ist es wie ein Grauen; denn ich höre in dieser Gegend hier nie ein andres als dieses ‚bescheiden'" ...

Er sah auf, wollte lächeln, traf jedoch den warmen Glanz dieses Blickes, der auf ihn geheftet war, und er wandte seinen Blick ab.

Greti fuhr fort:

„Es gab zwei Menschen, die ich immer und immer vermisse. Meinen Vater und meine Mutter. Sie vergötterten mich — ich weiß es wohl — es war gewiß nicht gut für mich. Aber nie haben zwei Menschen einander inniger geliebt, und ich stelle mir vor, daß ihre Gedanken sich in mir begegneten, dem einzigen Wesen, das zwischen ihnen stand. Und ich bewegte mich gleichsam in einer Welt von Zärtlichkeit und Fürsorge. Da kam es, daß die Mutter plötzlich krank wurde und starb, — d. h. ich sah es schon lange, daß das Leben sie zu stark hernahm. Man muß sicherlich aus einer besonderen Erde erschaffen sein, um all diese langen Tage und Jahre aushalten zu können. Und dann mußte der Vater sterben, sie konnten nicht ohne einander sein. Wenn Menschen einander so lieben, dann können sie nicht leben. Wenn man liebt, muß man sterben! Man kann nicht allein auf der Welt sein!"

Der alte Organist blickte auf und in diese Augen hinein, die auf ihm ruhten. Über ihre wehmütige, kindliche Weisheit mußte er stutzen — ihre erwachende Glut hielt ihn gefesselt.

Und so standen die beiden im Walde und sahen einander an, und jedes grüne Blättchen im Grase wurde zu einer Begebenheit — jedes zarte Piepsen einer Meise oder eines Finken zu einer Offenbarung — und ein metallglänzender Star flog an ihnen vorbei wie ein kleines Wunder in dem großen Wunder: das Leben, das nach des Winters Kälte wieder erwacht, während in dem großen Herzen die inneren Quellen zu rieseln beginnen.

„Besuchen Sie mich," sagte Meister Ollivier mit seiner milden, verschleierten Stimme, „besuchen Sie mich in meiner Kirche, und lassen Sie mich Ihnen die Orgel zeigen und Ihnen ein wenig spielen, wenn Sie Zeit und Lust haben!"

Worauf er ehrerbietig seinen Dreispitz lüpfte und sich schnell, gerade und stramm, entfernte.

Greti stand allein und blickte ihm lange nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sixtinische Kapelle.

Von

J. Sauer.

Mit dem zweiten, soeben erschienenen Band von Steinmanns Monographie über die Sixtinische Kapelle[1]) ist ein monumentales Werk deutscher Forschung, ein vornehmes Zeichen nationaler Huldigung vor dem größten Künstler aller Zeiten zum Abschluß gekommen. Die Würdigung, auf die das erhabenste Denkmal der Renaissance und das größte der ganzen christlichen Kultur schon Jahrhunderte lang wartet, hat das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ihm angedeihen lassen; und wenn das empfindliche Gemüt des Römers in dunkler Erinnerung an den Sacco di Roma eine kühle Zurückhaltung gegenüber dem deutschen Namen bislang bewahrt haben sollte, so dürften Werke wie die von Wilpert und von Steinmann die beste, weil unbeabsichtigte Remedur dagegen darbieten. Es sind Kulturtaten von bleibendem Wert und internationaler Bedeutung; sie tragen eine alte Ehrenschuld Roms wie auch der ganzen Menschheit erhabenen Schöpfungen und ihren Meistern gegenüber ab.

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke, daß das Deutsche Reich sich zu solch uninteressierter Förderung der Wissenschaft entschlossen hat. Die Kunstforschung wird ihm dauernd dafür Dank wissen; denn erst jetzt, nachdem diese umfassende Publikation vorliegt, lassen sich viele Fragen, die bisher entweder ganz ausgeschaltet werden mußten oder doch nur in fernen, vagen Vermutungen verhandelt werden konnten, überhaupt mit Sicherheit ventilieren. Legt doch das Steinmannsche Werk die sämtlichen Kunstschöpfungen in der Sixtinischen Kapelle zugleich mit einer höchst erfreulichen Fülle an anderm Studien- und Vergleichsmaterial, an urkundlichen Dokumenten und unbekannten historischen Notizen vor, die ersteren, wie man von Bruckmann nicht anders gewöhnt ist, in einer auf der vollen Höhe moderner Reproduktionstechnik stehenden Zuverlässigkeit und Schönheit. Der Gelehrte aber, dem diese ehrenvolle Aufgabe gestellt war, hat sich ihrer mit dem vollen Bewußtsein

[1]) Die Sixtinische Kapelle. Herausgegeben von Ernst Steinmann. Zweiter Band: Michelangelo. München, Bruckmann. 1905. Textband. 4°. XX und 811 S. Mit zahlreichen Abbildungen. — Mappe mit 5 Farbenlichtdrucken, 9 Photogravüren und 56 Lichtdrucken.

ihrer Bedeutung erledigt; sein Sixtina-Werk ist auch ein Denkmal seines rastlosen Forscherfleißes und tiefer Durchdringung der Renaissancekultur. Jeder nur halbwegs auf diesem Felde Orientierte weiß, welche Berge an Literatur hier durchzuarbeiten, welch immer noch ungelöste Probleme zu enträtseln, welch dunklen und fernabführenden Beziehungen nachzugehen war. Das Titanenwerk eines Michelangelo ist nichts für Alltagsgeister; wer es verstehen und in seinem unermeßlich tiefen Inhalt würdigen will, der muß sich bis zur einsamen Höhe seines großen Genius aufzuschwingen vermögen. Und auch mit denen, die das seit langem versucht, — und ihre Zahl ist nicht gering, — hieß es, sich noch messen; speziell mit Klaczko (Jules II. Rome et la Renaissance. Paris 1898.) und Justi (Michelangelo. Leipzig 1900.), die in so geistvoll feinsinniger und gründlicher Weise unmittelbar vorgearbeitet, hatte Steinmann die Konkurrenz aufzunehmen. Sein Werk darf als zusammenfassender Abschluß der ganzen bisherigen Forschung über die Sixtinische Kapelle gerühmt werden; reich an neuen historischen Einzelangaben, an Richtigstellungen bisheriger Auffassungen, an feinsinnigen Beobachtungen, an wertvollen Aufschlüssen über des großen Künstlers Schaffensweise, enthält es die erste den ganzen Zusammenhang des Bilderschmuckes wahrende Erklärung, über manche Partien des gewaltigen Zyklus überhaupt die erste genügende Erklärung, wie z. B. über die Reihe „der Vorfahren Christi". In richtigem Verhältnis weiß Steinmann sowohl die ästhetische Würdigung zu geben und den unermeßlichen Stimmungsgehalt Michelangeloscher Schöpfungen zu erschließen, als auch auf dem festen Boden historischer Dokumentierung sich zu halten. So hat er uns tatsächlich die Schöpfungen in ihrer ganzen elementaren Größe, mit ihrem unergründlichen geistigen Inhalt und in ihrer unvergleichlichen kunstgeschichtlichen Stellung meisterhaft vorzuführen verstanden. Mit der Größe der Aufgabe ist auch Steinmann gewachsen, das zeigt leicht ein Vergleich dieses zweiten mit dem ersten Bande.

Die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle sind im Lebenswerk des Künstlers nur als ein Hors d'œuvre, als eine sehr unfreiwillige Unterbrechung seiner künstlerischen Pläne zu betrachten. Vielleicht hat gerade der Widerstreit zwischen dem unbeugsamen leidenschaftlichen Willen Julius' II. und dem nicht minder leidenschaftlichen Festhalten an seinem Lieblingsplan der Schöpferkraft Michelangelos den hohen Aufschwung gegeben. In ihrer letzten äußeren Veranlassung sind die Anfänge der Arbeiten in der Sixtinischen Kapelle noch immer unklar, auch jetzt nach dieser gründlichen Untersuchung; und das will besagen, sie werden es immer bleiben. Des Meisters eigene Darstellung, als hätte Bramante aus bösartiger Eifersucht und aus Neid dem Papste den Plan suggeriert, um dadurch Michelangelo vom Juliusgrab abzuziehen, war in neuerer Zeit häufig als phantastische Umschreibung der starken Abneigung vor dem Auftrag, so auch noch von Justi, aufgefaßt worden. Die von Steinmann beigebrachten Zeugnisse beseitigen unsres Erachtens jeden Zweifel an der Tatsächlichkeit solcher Intrigen.

Wie schon im I. Bande die Wandbilder in ihrem zeitgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Zusammenhang organisch eingefügt werden, schildert auch

der II. Band das Werk Michelangelos auf dem Hintergrund der gleichzeitigen Kunstbestrebungen in Rom. In einer Anzahl von Kapiteln, die vielleicht nicht streng zur Sache gehören, werden aufs trefflichste die geschichtlichen und künstlerischen Voraussetzungen der gewaltigen Schöpfung vorgeführt. Alle Zweige des Kunstlebens erfahren in der kurzen und noch durch kriegerische Unternehmungen oft genug beunruhigten Regierungszeit Julius' II. eine Förderung wie nie zuvor und nachher. Wie rege aber auch die Bautätigkeit in Rom war, alles auf diesem Gebiete wurde weit überstrahlt durch den gigantischen Bauplan für St. Peter: Bramante hatte über San Gallo gesiegt. Während hier das klassische Museum der ganzen christlichen Geschichte, ein Denkmal von ehrwürdigstem Inhalt, erbarmungslos niedergelegt wurde, drängte sich der ganz von dem klassischen Geist berauschte Sinn der Renaissancemenschheit zu den antiken „Funden", die damals unter den ‚Mirabilia' Roms nicht vergessen wurden. Ihre Einwirkung auf die damalige Plastik und nicht am wenigsten auf Michelangelo ist unbestreitbar. Namentlich sind es pomphafte Grabmonumente von Kardinälen, andern hohen kirchlichen Würdenträgern, Nepoten u. a., mit denen sich die Kirchen Roms nunmehr füllten: ein charakteristisches Symptom des humanistischen Geistes, der auf diesem Wege den Pomp der Lebensstellung übers Grab hinaus noch fortpflanzen und den Nachruhm sich sichern läßt durch Anbringung der Kardinal- und göttlichen Tugenden oder der sieben freien Künste. Den seit den Tagen der Cosmaten traditionellen Grabmaltypus ersetzte erst Sansovino durch einen andern, in dem der Tote halb aus dem Schlafe sich aufrichtet. Michelangelo hat ihm in den Medicigräbern dann feste Formen gegeben. Die vielgerühmte Porträtstatue Julius' II., die dieser für S. Petronio in Bologna gießen mußte, fiel bekanntlich sehr bald bei der Restauration der Bentivogli der Volksentrüstung zum Opfer. Es ist beachtenswert, daß die damalige, vom religiösen Ernst der früheren Zeiten sehr weit schon abgerückte Gesellschaft es noch für nötig fand, diesen politischen Akt mit einem halb religiösen Motiv zu maskieren, in dem ich die letzten Ausläufer der uralten Abneigung vor freistehenden, ehedem die Gefahr der Idolatrie in sich bergenden Statuen andrer Erscheinungen als der Gottes erblicken möchte[1]). Über die Demolierung dieser Juliusstatue haben wir einen interessanten, erst jüngst veröffentlichten Bericht eines deutschen Scholaren, Georg Angrer, der als Augenzeuge über die Angriffe schreibt[2]): „Der Pabst an sandt Petroni kirchen, den Julius hinauff hatt lassen setzen, ist noch ganz, dann allain, das man jm drei schuß mitt ainer püchsen geben hatt, ain an den elpogen der hant, dar mitt er den segen gibt, den ander in dy handt hinein und den dritten an den gelinchen packen, ist aber kein loch darein geschossen, sunder weiß fleckle." Diese briefliche Nachricht ist vom 26. Juli 1511 datiert; die Vernichtung der Statue vollzog sich erst im folgenden Dezember. Dagegen war die bei Steinmann

[1]) Vgl. auch die Anklage, die gegen Bonifaz VIII. erhoben wurde, weil er sich Statuen errichten ließ, bei Finke, Aus den Tagen Bonifaz VIII., S. 255.

[2]) Römische Quartalschrift 1903, S. 165. Wir teilen den Passus mit, weil er Steinmann anscheinend unbekannt geblieben ist.

S. 16 erwähnte Stuckstatue des Papstes über dem Palazzo Comunale schon vor Abfassung des erwähnten Berichtes dem Pöbel zum Opfer gefallen.

Womöglich noch größere Aufgaben waren zur Zeit, da die Fundamente der Peterskirche sich erhoben und Michelangelo unter das Gewölbe der Sixtinischen Kapelle verbannt war, der Freskomalerei gestellt. Noch waren es die alten Meister aus Umbrien (Perugino und Pinturicchio) oder aus Siena (Peruzzi), die Wände und Decken von Kirchen und Palästen schmückten. Und alt waren auch die Motive. Es ist erstaunlich, wie der traditionelle Bilderkreis des Mittelalters in den Tagen der Hochrenaissance die Künstler durchweg noch beherrschte; man sehe sich nur Peruzzis Decken und Wandbilder in der Stanza d'Eliodoro, die Pinturicchios in S. Maria del Popolo, die Peruginos in der Stanza dell' Incendio an. Die Allegorie und typologische Aneinanderreihung heilsgeschichtlicher Tatsachen zur Verdeutlichung bestimmter religiöser Wahrheiten, genau wie in den Bilderbibeln, in den Specula humanae Salvationis jener Tage, sind die Ausdrucksweisen in den Darstellungen. Ob die traditionelle Deutung der vier Rundbilder Peruginos in der Stanza dell' Incendio berechtigt ist, gegen deren niedere Bewertung bei Müntz (fresques banales) und in der von ihm abhängigen Literatur Steinmann mit Recht Stellung nimmt, will mir mehr als zweifelhaft erscheinen. Daß die Versuchung Christi die Rolle des heiligen Geistes charakterisieren muß, ist doch nicht so sicher. Ich würde es ikonographisch und theologisch für viel richtiger halten, in dem Medaillon mit Gott Vater die Allmacht des Schöpfers, in der Versuchungsszene die sieghafte Macht des Erlösers im Kampf mit dem Bösen, im dritten Medaillon das Prinzip der Begnadigung des einzelnen durch den heiligen Geist, in den beiden allegorischen Frauengestalten in der letzteren Szene die zwei Grundpfeiler des sittlichen Lebens, Hoffnung und Gerechtigkeit (Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes) dargestellt zu sehen.

Wie gewaltig der Bann dieser mittelalterlichen Weltanschauung noch in der Renaissance war, geht daraus hervor, daß selbst der Genius eines Raffael und Michelangelo sich ihm gefügt hat. Das Neue bei ihnen bestand darin, daß sie über die bisherige mechanische Wiedergabe solch allegorisch-typologischer Begriffe hinweg zu einer geistigen Vertiefung ihres Inhaltes geschritten sind, daß sie nicht stereotype Rätselbilder, sondern Kunstwerke voll Leben geschaffen haben. Ich glaube, diesen Punkt mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, weil der Zusammenhang zwischen den Renaissancekünstlern und dem Mittelalter in der modernen Kunstwissenschaft fast völlig übersehen oder geflissentlich geleugnet und damit der Schlüssel zum Verständnis vieler Werke und vielleicht gerade der überwältigendsten aus der Hand gegeben worden ist. Die Camera della Segnatura ist der augenfälligste Beleg hierfür. Wenn Steinmann, der sich damit nur in allgemeinerer Weise beschäftigt, bei durchgehend richtiger Hervorhebung des symbolisch-allegorischen Inhaltes der Darstellungen doch in den Symbolen der Justitia eine nähere Bezugnahme auf den Zweck des Raumes als Gerichtssaal Julius' II. erblicken möchte, so könnte das bei zu starker Betonung irreleiten. Die Justitia tritt aus dem Chor der drei andern „Fakultäten" durchaus nicht vor; sie hat vielmehr heilsgeschichtliche Bedeutung, worauf

deutlich genug die Szene mit den zwei Schwertern in einem Chiaroscuro hinweist; heilsgeschichtliche Bedeutung, weniger die Toleranz humanistischer Gesinnung liegt auch der Darstellung der Poesie in diesem Zusammenhang zugrunde, so wie sie auch schon die Aufnahme der Poesie unter die Elemente mittelalterlicher Bildung bedingte. Die Camera della Segnatura drückt im Bilde nichts andres aus und nicht weniger, als was die Summa Theologica in philosophischen Ausführungen darlegt: die natürlichen und übernatürlichen Heilsvoraussetzungen der Kirche für jeden einzelnen; die Scientia divina et humana, als die beiden Eckpfeiler an den zwei Hauptwänden; das Prinzip der gesellschaftlichen Ordnung und das elementare Wissen der sieben freien Künste unter dem Bilde der Poesie. Ich kenne in der Kunst keine andren Parallelen für solch inhaltsreiche Kompositionen außer den Zyklen an unsern gotischen Kathedralen[1]), deren Bildermotive sich bis in die Einzelheiten bei Raffael wiederholen, nur in unvergleichlicher künstlerischer Weiterbildung und großartig lebensvoller Vertiefung.

In der Stanza d'Eliodoro drängt sich das zeitgeschichtliche Interesse schon sehr viel stärker hervor, aber doch nicht so sehr, daß darob die symbolische, heilsgeschichtliche Bedeutung paralysiert und der einheitliche Grundgedanke gestört wäre. Wenn auch in Szenen, wie in der Messe von Bolsena, die Beziehung auf Vorgänge im Leben des Papstes unverkennbar ist[2]), so wäre es doch nicht angängig, den Inhalt damit für erschöpft anzusehen. Auch in diesem Teil des Zyklus muß der Grundakkord weiterklingen, die Vorführung der sieghaften, unter Gottes wunderbarer Einwirkung stehenden Macht der Kirche gegen äußere wie innere Feinde (Häresie und Glaubenszweifel). Nicht umsonst hat der Vorgang dieser wunderbaren Heilung eines kleingläubigen Zweiflers Platz gefunden unter dem alttestamentlichen Heros der Glaubensstärke, unter Abraham beim Opfer Isaaks. Bei näherem Zusehen wird man gewahren, daß auch die Szenen dieser Stanze in innigstem Konnex stehen und eine typische Konsequenz von außerordentlicher Feinheit in der Entwicklung eines Gedankens aufweisen.

Wenn Justi meint, „es gehöre allmählich Mut dazu, sich über die Deckengemälde hören zu lassen", so kennzeichnet das nur eine Seite des tatsächlichen Zustandes, die außerordentlich häufige literarische Behandlung; daß aber durchweg endgültige Resultate vorliegen und „eine Nachlese" sich somit nicht rechtfertigte, will Justi nicht sagen. Es gibt wohl nur ganz wenige Punkte dieser unendlich komplizierten Welt, die Michelangelo da oben geschaffen, über die das Urteil einstimmig ist; es gibt sogar eine größere Anzahl, über die man sich bislang nur in unklaren Vermutungen erging. Wer Steinmanns Werke durchblättert, wird in jedem Kapitel diese Tatsache bestätigt finden. Nicht nur, daß durch Beiziehung des gesamten, z. T. selbst noch unveröffentlichten urkundlichen

[1]) Es sei mir gestattet, hierfür auf meine „Symbolik des Kirchengebäudes im Mittelalter" zu verweisen (Freiburg 1902), S. 324 ff.

[2]) Vgl. hierüber Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. III, S. 863.

Materials [1]) und durch sorgfältige kritische Prüfung manche Korrekturen für die bisherigen rein historischen Annahmen sich ergaben. Auch das Verständnis des einzelnen wie des ganzen Zyklus hielt sich bisher auf recht schwankender Unterlage. Daß schließlich manche Teile desselben überhaupt noch einer zuverlässigen Behandlung harrten, wie die Lünetten- und Zwickeldarstellungen, wurde schon oben erwähnt.

Schon gleich über den Zeitpunkt der Entstehung der einzelnen Partien war eine Einigung nicht zu erzielen, wie noch Thode [2]) zeigt. Steinmann bezieht mit Klaczko und andern die beiden von Paris de Grassis gegebenen Daten der Enthüllung, 14. August 1511 und 31. Oktober 1512, das eine Mal auf die Vollendung der Mittelbilder des Gewölbes, das andre Mal auf die der Bilder in den Seitenzwickeln und Lünetten. Diese Ansetzung stützt er, bis ins einzelne, durch innere Gründe der Stilwandlung. Nach Justi hat er jetzt auch den richtigen Standpunkt bestimmt, nach dem die mittleren Historienbilder orientiert und proportioniert sind, den Eingang der Kapelle. In seinen Beobachtungen gibt er die theologischen Gründe und Rücksichten an, weshalb bei der Anordnung die Schöpfungsakte in dem Chorraum, in die Nähe des Altares, der Sündenfall, Sündflut und Opfer Noes in den Laienraum verwiesen wurden; sehr treffend sind auch die inneren geistigen Beziehungen, in die er die Historienbilder in den Ecken über dem Hochaltar, Amans Untergang und die eherne Schlange, die Typen des Kreuzestodes Christi zu dem Propheten-bild in der Mitte, zu Jonas, dem Typus der Auferstehung, und alle drei schließlich zu dem Hochaltar bringt. Durch den einheitlichen Augenpunkt des Beschauers und die im Stoff selbst liegende Steigerung, nicht aber durch eine anfänglich falsche Einschätzung der Wirkung auf die Entfernung ist der Wechsel in den Größenverhältnissen und die fortschreitende Vereinfachung der Kompositionen bedingt.

Über die Arbeitsweise des Meisters bekommen wir jetzt ebenfalls interessante Aufschlüsse. Durch die Untersuchung der Bilder aus allernächster Nähe konnte an den Stuckansätzen genau festgestellt werden, wie und in welcher Zeit Michelangelo seine Figuren ausgeführt hat. Während er die Atlanten in vier, später drei Tagen malte, entfallen auf die Propheten und Sibyllen acht bezw. sieben Tage, auf den Weltrichter zwölf. Eine Anzahl Umrißzeichnungen, in denen die Ansatzlinien eingetragen sind, verdeutlichen aufs genaueste die allmähliche Entstehung der Figuren. Daß auch die Handzeichnungen in vollem Umfang beigezogen und für die kunstgeschichtliche wie ästhetische Würdigung der Darstellung ausgebeutet wurden, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung. In einem besondern höchst wertvollen Anhang von fast 100 Seiten ist der ganze Bestand von Zeichnungen, der für die Sixtina in Betracht kommt,

---

[1]) Im Anhang II (S. 685—792) bespricht wie schon im I. Bande Dr. Pogatscher mit gewohnter Sorgfalt den ganzen Dokumentenbestand, teilt das auf die Sixtinische Kapelle bezügliche Material in Regesten, andres noch Unveröffentlichte in vollem Texte mit. Man wird diesen archivalischen Anhang nicht weniger dankbar begrüßen als den ersten, der in ähnlicher Weise die Handzeichnungen behandelt.

[2]) Michelangelo, Bd. I, S. 354.

gesichtet, kritisch geprüft nach der Authentizität und der Zugehörigkeit der einzelnen Blätter zu entsprechenden Bildern; die wichtigeren dieser Zeichnungen sind sodann noch publiziert.

Wie aus dieser eingehenden Behandlung des Bilderschmuckes die Grundlage gewonnen werden konnte, unrichtige Vorstellungen, die fast wie Dogmen durch die kunsthistorische Literatur zogen, richtig zu stellen, zeigen die Kapitel über die Zwickel- und Lünettenbilder. Trauer, dumpfe Resignation, daneben zarte Empfindungen des Familienlebens, das sind die Akkorde, die hier anklingen, abseits und tief unter jenen Regionen, wo die Darstellung des Meisters über die höchsten Erscheinungen und Schicksale der Menschheitsgeschichte hinwegschwebt. „So mächtig uns hier aber die Männergestalten entgegentreten; unsre höchste Sympathie gehört doch den Frauen. Wenn dieser Gewaltige die zarten Regungen der Mutterliebe schildert, trifft er uns ins tiefste Herz" (S. 456). Das klingt nun freilich anders als die gewöhnliche Vorstellung über Michelangelos künstlerische Eigenart. Burkhardt[1]) faßte sein überall fast wiederholtes Urteil in dem Satz zusammen: „Von all dem, was uns das Leben teuer macht, kommt in seinen Werken wenig vor", und Klaczko spricht sich speziell über die Decke der Sixtinischen Kapelle ganz ähnlich aus: „Art étrange, hautain et arbitraire, qui faisait abstraction complète de la beauté, de la grâce, de l'agrément, et n'avait souci que du colossal, du pathétique et du nu"[2]).

Sehr beachtenswert ist schließlich auch das Schlußkapitel, in dem das Verhältnis zwischen Michelangelo und Dante einer abschließenden Untersuchung unterzogen wird. Schon Carriere und Kraus hatten dieser Frage ihr Interesse zugewandt; Klaczko hat ihr einen Teil seiner geistreichen „Causeries Florentines" gewidmet; bei Steinmann ist sie gründlich und allseitig gelöst. Ob Michelangelo aber bei aller geistigen Einwirkung des großen Sängers auch in formaler Hinsicht von ihm direkt angeregt worden ist, möchte ich nicht ohne weiteres bejahen. Speziell das Motiv der „mystischen Rose", unter deren Bild Dante die Heiligenscharen um den Herrn gruppiert sah, war der Kunst des 15. Jahrhunderts ganz geläufig; Fra Angelico verwertet es in seinen Darstellungen vom jüngsten Gericht, und wiederholt ist es mir in französischen Miniaturen, vor allem in Chantilly begegnet. Dieser Punkt führt uns zu der andern wichtigen Frage: woher nahm Michelangelo seine Stoffe; haben seine Darstellungen mit der Vorstellungswelt der Vergangenheit noch irgendwelchen Zusammenhang? Das Nächstliegende ist, seine Zuflucht zu den „theologischen Beratern" zu nehmen. Kraus wie Justi konstatieren in mehr oder weniger weitgehendem Umfang einen direkten Einfluß Julius' II. auf die Wahl und Zusammenstellung der Motive. Steinmann lehnt das ab. „So kann es uns nicht wundernehmen, daß er alle theologischen Voraussetzungen für die Ausarbeitung seines Planes bei sich selber fand. Erstaunlich ist nur zu sehen, wie kühn und groß das Ganze erdacht ist". (S. 217). Ist das richtig? Steht der Zyklus mit seinem großartigen Inhalt tatsächlich so

[1]) Cicerone III[7], S. 754.

[2]) Jules II. Rome et la Renaissance. p. 386.

ganz ‚sine genealogia' vor uns? Die angeführten Argumente sind durchaus nicht durchschlagend. Zum Überfluß sieht auch Steinmann bei der Einzelbetrachtung die verschiedenen Darstellungen nicht so völlig voraussetzungslos an. Wenn wir Klaczko glauben wollten, seien all die Motive rein nur des Meisters künstlerischem Genius entsprungen. Schärfer noch als Steinmann betont er deren Unmittelbarkeit. ‚Michel Ange répudiait entièrement le grand héritage du passé; le précieux trésor de croyances, de légendes et d'imaginations amassé par les siècles était comme non avenu pour lui; il prenait ses inspirations et ses modèles au delà du domaine exploré par ses devanciers, dans des régions inconnues et vagues[1]). Demgegenüber wird auch auf Savonarola, für alle ernsten Geister jener Tage das große Orakel, verwiesen, auf ihn sogar die Auswahl der historischen Szenen zurückgeführt. Ohne so weit zu gehen, hält Steinmann doch mit aller Entschiedenheit, namentlich gegen Eysen, an einer mehr allgemeinen Einwirkung des großen Frate fest. Eine Einwirkung im allgemeinen. Denn bei der Einzelinterpretation verweist er da und dort auf die unsres Erachtens einzig richtige und einzig auf den ganzen Zyklus anwendbare Quelle der in Frage stehenden Motive, auf die Liturgie. Man hat heutzutage nur zu oft die großen Renaissancemeister als traditionslose Neuerer hinzustellen sich bemüht, als Titanen, die unbarmherzig in kühnem Schaffensdrang alle überkommenen Formen zerbrochen. Damit hat man sich aber auch des besten Mittels begeben, ihre Gebilde zu verstehen; das zeigt mehr denn zur Genüge die Geschichte der Erklärung der Sixtinabilder. Die absurdesten Interpretationsvorschläge begegnen uns darin, selbst bis zur Gegenwart herauf. Angesichts dieses Umstandes muß es als ein höchst erfreulicher Fortschritt betrachtet werden, daß Steinmann auf die richtige Fährte hingewiesen hat. Vielleicht wäre das Ergebnis noch überzeugender geworden, wenn er sie konsequent überall durchgeführt hätte. Der großartige einheitliche Zusammenhang all dieser anscheinend so heterogenen Szenen und so fremdartigen Gestalten wäre dann erst recht in die Augen gesprungen, ihre Auswahl dann erst recht motiviert gewesen. Denn Michelangelo müssen wir doch schon etwas tiefere Gründe für sein künstlerisches Schaffen an solcher Stelle und in solcher Aufeinanderfolge zuerkennen als den einer puren Laune oder selbst auch als den einer äußeren formalen Anregung, die er von irgendeinem Bildwerk in Rom oder Florenz empfangen hatte.

„Fata ostendunt!" dies Wort, wenn überhaupt anwendbar auf ein Gebild von Menschenhand, ist die beste Charakterisierung der Michelangeloschen Deckenbilder. Fragen wir, wie der Künstler gerade auf diese Auswahl von alttestamentlichen Stoffen gewiesen wurde, so gibt uns die Liturgie des Karsamstags die Antwort. Von den zwölf Lektionen der Wasserweihe, deren Mehrzahl den Propheten entnommen ist, enthalten die ersten vier: Genesis Kap. 1 (den ganzen Schöpfungsbericht); Genesis Kap. 5 (Noe; Sündflut; Opfer); Genesis Kap. XXII (Opfer Abrahams); Exodus XIV (Durchgang durchs Rote Meer). Der Grundgedanke aber dieser Szenen ist die erste und älteste

[1]) A. a. O., S. 33.

Periode der Heilsgeschichte, die die Theologie der Frühzeit und des Mittelalters als das Tempus ante legem oder sub lege naturae bezeichnet. Jetzt wissen wir auch, weshalb die Historienbilder in der Mitte gerade mit Noe schlossen[1]). Nachdem der Ewige dem ersten Menschenpaar nach seiner Vertreibung aus dem Paradies ein neues Gesetz gegeben, hatte sich dieses doch bald unwirksam erwiesen. Nach der Vertilgung der Menschheit durch die Flut wurde ein neuer Bund Gottes mit dem Rest der Menschen beim Opfer nach dem Verlassen der Arche geschlossen. Damit ist die Perspektive in die neue Epoche eröffnet, selbst auch in negativer Hinsicht, insofern in der Verspottung Noes sich wiederum die Unwirksamkeit des Gesetzes zeigte und ein neues Eingreifen Gottes ankündigte. Dieser neuerliche Pakt wurde mit Abraham geschlossen, nach dem Opfer Isaaks, das uns in einem der Eckbilder vorgeführt wird. In diesen letzteren Befreiungsbildern wird der Eindruck des ernsten Urdramas der Menschheit gemildert, der Ausblick auf die Erlösung freigehalten, die tiefe Spannung ausgelöst, zugleich in bestimmterer Weise noch die einstige Form der Erlösung angedeutet. Diese erhebenden Akkorde nicht verwehen zu lassen, zu verstärken, noch deutlicher hervortreten zu lassen, zu vermitteln durch die Jahrhunderte hindurch, sind die Propheten und Sibyllen angebracht. Die Propheten finde ich wiederum alle vertreten in den Lektionen der Settimana Santa, und zwar Zacharias in der Anführung des Evangeliums für Palmsonntag; Jeremias am Dienstag und den folgenden Tagen; Isaias, Ezechiel, Daniel, Jonas aber am Karsamstag. Nur Joel[2]) begegnet außerhalb dieses Zusammenhanges in der Pfingstvigil. Die Sibyllen sind daneben als eine Art Nebenpropheten anzusehen, mit andrer Mission und Zweckbestimmung. Sie tragen vermöge besondrer Begnadigung den *λόγος σπερματικός*, den Uroffenbarungsfunken zu der nicht direkt an Gottes Führung partizipierenden heidnischen Menschheit und leiten sie hin zum kommenden Heil. Aus diesem Grunde haben sie schon früh eine bevorzugte Stellung in den frühmittelalterlichen, auf alexandrinischen Ursprung zurückgehenden Weltchroniken gefunden[3]); die kirchliche Poesie (Dies irae) und sonstige Literatur und zuletzt auch das geistliche Schauspiel haben sich ihrer als eines beliebten Symbols für eine mittelalterliche Lieblingsidee bedient.

Geben uns die Mittelbilder die Hauptpunkte in der Heilsgeschichte der ersten Epoche, des tempus ante legem, sind in den vier Errettungsbildern Verheißungen des einstigen Heils geboten, gewissermaßen vier Formen eines und desselben Protoevangeliums, so tritt die Heilsleitung, und zwar für Judentum und Heidentum, in konkreter Gestalt unter dem Bild der Propheten und Sibyllen uns entgegen. Nun aber haben in solchem Zusammenhang die

---

[1]) Vgl. aus der Überfülle von Stellen nur Durand. Rationale div. off. 5, 3 n. 16; 8, 3 n. 33. — Honorius Augustodunensis, Gemma animae 3, 50.

[2]) Die liturgische Bedeutung dieses wie des Propheten Zacharias hat auch Steinmann sehr gut nachgewiesen.

[3]) Ich verweise auf Honorius Augustodunensis, De imagine mundi, III (Migne 172, 175, 176), wo die zehn Sibyllen synchronistisch mit den alttestamentlichen Propheten und den heidnischen Weisen aufgezählt sind.

Stichkappen- und Lünettendarstellungen, die so viel Kopfzerbrechen schon verursacht, eine ganz andre Existenzberechtigung als die bloßer Raumfüllung, oder auch als die, den Propheten ein entsprechendes Publikum zu geben. Sie, die „Vorfahren Christi", sind die Träger des Heilsgedankens in vorgeschichtlicher Zeit. Steinmann hat sie sehr treffend charakterisiert: „Die Stichkappen schildern uns Israel in Babylon, ein gefangenes Volk, das gleichsam zu den Füßen der Propheten sitzt, durch deren Tröstungen es im Glauben an eine bessere Zukunft gestärkt wird. In den Lünettenbildern dagegen erzählt der Künstler die Familiengeschichte eines Volkes in Genrebildern großartigsten Stiles" (S. 456). Präziser kann man meines Dafürhaltens diese Charakteristik noch gestalten, wenn man mit der ganzen stereotyp gebliebenen mittelalterlichen Tradition in ihnen die Repräsentanten der vorchristlichen Heilsgeschichte erblickt, deren Wandlungen auch die verschiedenartige Charakterisierung bedingen. Die sechs aetates der Heilsentwicklung, in welche die drei großen Perioden, tempus ante legem oder sub lege naturae, tempus legis und tempus naturae zerfallen, werden von Durandus — und er ist nur das Echo seiner und der Vorsprecher der folgenden Zeit — folgendermaßen angegeben: 1. Zeitalter von Adam bis Noe; 2. von Noe bis Abraham; 3. von Abraham bis David; 4. von David bis zur babylonischen Gefangenschaft; 5. von da bis zur Menschwerdung Christi; 6. bis zum Ende der Welt[1]). Als Beispiel, wie die Personen des Geschlechtsregisters des Herrn auf diese Heilsperioden verteilt werden, führe ich, ebenfalls nur eine beliebige Probe, des Honorius Augustodunensis Kommentar zum „Hohenlied" an[2]). Die wahre Bedeutung dieser Figurenreihe und ihr Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Vorstellungskreis, der auf Grund dieser literarischen Belege immer noch zweifelhaft erscheinen könnte, wird zur Evidenz erhoben durch eine Vergleichung mit den Figurenreihen an den Wölbungen mittelalterlicher Kathedralen. Wie dort um allegorisch-typologische Historienbilder in langen Reihen die alttestamentliche Heilsgeschichte, die Heilsträger und Heilsverkündiger unter dem Bilde von Patriarchen, Königen, Propheten und Richtern vorgeführt werden, so hat auch Michelangelo um die in der Mitte das Thema angebenden Historienbilder in ähnlicher Weise Reihen von „Vorfahren" und Propheten gelegt. Nicht „unbekannten Regionen" hat er die Inspiration dazu entnommen, sondern dem sehr naheliegenden „kostbaren Vorstellungsschatz der Vergangenheit".

Unsre Weltanschauung und der ganze Kreis von Vorstellungen ist heute wesentlich ein andrer geworden, so daß den meisten Menschen diese Gedankengänge und Ideenassoziationen fremdartig vorkommen. Das beginnende 16. Jahrhundert stand noch ganz unter deren Bann, so daß auch der Nichttheologe ohne weiteres Bescheid darin wußte. Die so überaus häufigen Prophetenspiele oder noch unmittelbarer die Liturgie des Kirchenjahres, das große Prophetenspiel κατ' ἐξοχήν, sorgten für eine entsprechende Popularisierung der Ideen, die in gelehrter Systematisierung die theologische Forschung beschäftigten.

[1]) Rationale 8, 3 n. 33.

[2]) Bei Migne, S. 172, 452.

Aus diesem Grunde halte ich die Frage für müßig, ob der Meister einen theologischen Berater zur Seite hatte. Wir sagen möglicher-, aber nicht notwendigerweise.

Noch sind aber die Deckenbilder ein Präludium ohne Nachspiel. Man hat das dunkel herausgefühlt, wenn man dem großen Künstler eine ausgesprochene Vorliebe für alttestamentliche Stoffe nachsagte. Aber selbst das trifft nicht im vollen Umfang zu; historische Stoffe sind nur der Urzeit der Menschheit entnommen; aus den späteren biblischen Zeiten sind nur wenige Vorwürfe unter gewissen festen typologischen Gesichtspunkten ausgewählt. Sonst sind nur noch repräsentative Figuren angebracht. Hatte aber diese spätere Zeit mit ihren reichen Geschehnissen dem Künstler nichts zu sagen? Und wenn unsre Deutung, als ob das tempus ante legem vom Künstler an der Decke dargestellt wurde, richtig ist, wo begegnet uns dann das tempus legis? Selbst wenn man sich noch mit der Ausrede begnügen könnte, daß die Vorfahren und Propheten diese Epoche in allgemeinster Weise wenigstens repräsentieren sollten, wo bleibt dann das tempus gratiae, die Erfüllung der Verheißung, die uns da oben so packend veranschaulicht wird? Die Frage führt uns zu den älteren Zyklen, die unterhalb der Decke an den Wänden unter Sixtus IV. ausgeführt wurden. Hier sind, wogegen meines Wissens nie jemand einen Zweifel geäußert hat, Moses und Christus in typologischen Szenen einander gegenübergestellt. Im einzelnen aber ist die Interpretation nicht leicht, so daß Steinmann in dem I. Bande seiner großartigen Monographie an mehreren Stellen den typologischen Faden fallen ließ und zu rein historischer Deutung schritt, so z. B. im Reinigungsopfer eine direkte und ausschließliche Verherrlichung der theologischen Gelehrsamkeit des älteren Roverepapstes, im Durchgang durchs Rote Meer eine Bezugnahme auf den Sieg bei Campos Morto[1]), in der Bestrafung der Rotte Korah eine Hindeutung auf die Erhebung des unruhigen Erzbischofs Zamometic von Kraina und auf sein unseliges Ende erblickend.

Ich glaubte seiner Zeit, in einer Besprechung des Steinmannschen Werkes[2]) dagegen die Geltung der Typologie, und zwar für alle Szenen und in erster Linie betonen zu müssen, historische Anspielungen aber nicht ablehnen zu sollen; die Porträtdarstellungen zeigen uns ja zur Genüge den weitgehenden aktuellen Einschlag. Ich kann mich mit der Annahme nicht befreunden, daß der typologische Zusammenhang, den die Künstler nun doch einmal hergestellt haben, beliebig gelockert und selbst ganz unterbrochen wird; ich würde darin, besonders in der nur zeitgeschichtlichen Auffassung des Reinigungsopfers eine ganz unverständliche künstlerische Verirrung

[1]) Vgl. dazu Kraus, Deutsche Rundschau, 1902, Bd. XXVIII, S. 294 ff.

[2]) Wissenschaftliche Beilage Nr. 48 zur „Germania", 1901. Meine Interpretation des Grundgedankens hat auch Pastor, zuerst im „Hochland", Bd. I (1903/04), S. 171, und „Geschichte der Päpste", Bd. II⁴ (1904), S. 706 ff., seinem „Versuch des typologischen Zusammenhanges aller Gemälde" zugrunde gelegt. Wenn ich an jener Stelle abgesehen habe, alle Gemälde in solchen Zusammenhang zu bringen, so leitete mich das Bestreben, bei beschränktem Raum Selbstverständliches nicht ausführlich zu behandeln.

erblicken. Moses und Christus sind sich hier gegenübergestellt als Führer und Häupter nicht eines politischen Volkes, sondern einer religiösen Gemeinschaft, und so auch wieder als Vorbilder des Statthalters Christi auf Erden, des Hauptes der neutestamentlichen Heilsanstalt. Die drei Begriffe, die in jener Mission eingeschlossen sind und dem Wandzyklus zugrunde zu liegen scheinen, sind die dreifache Autorität, die Lehrvollmacht, die in sakramentaler Gnadenspendung und innerer Heiligung sich betätigende Priestergewalt und die Disziplinar- oder Regierungsgewalt. In concreto bezieht sich das erste Bilderpaar: Beschneidung des Moses — Taufe Christi, auf das Taufsakrament; Moses in der Wüste und Versuchung Christi mit dem Reinigungsopfer, in dem ich früher die innere Reinigung und Sündentilgung mittels der Abtötung und des Fastens erblickte, beziehe ich eher auf das Sakrament der Buße. „Si spiritu facta carnis mortificaveritis, vivetis", heißt im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg die Beischrift zum Reinigungsopfer, das ebenfalls als Typus der Buße gefaßt wird. Im Durchgang durchs Rote Meer und in der Berufung der Jünger sehe ich die Zuteilung eines neuen Lebenszweckes, die Begründung des Hirtenamtes vorgebildet; nur so läßt sich die Gegenüberstellung ungezwungen und im Einklang mit literarischen Erzeugnissen rechtfertigen. Dem stimmt auch Pastor im wesentlichen zu [1]), wenngleich er in weiterer Ausführung dieser Deutung die Richtung von P. Hilgers [2]) zu geben sucht, der den Durchgang durchs Rote Meer als Symbol der Taufe und Buße faßt; als Idee der Gegenüberstellung dieses Freskopaares betrachtet Pastor die Aufgabe der Apostel, die Erlösung und Entsühnung der Welt in seinem Auftrage zu vermitteln [1]). Dagegen ist aber doch geltendzumachen, daß damit diesen beiden Bildern eine tautologische Wiederholung der beiden ersten Bilderpaare zugemutet wird, ganz abgesehen davon, daß der in Betracht kommenden Literatur die Beziehung des Durchgangs durchs Rote Meer auf die Buße durchaus fremd ist. Das vierte Freskenpaar: Gesetzgebung auf Sinai — Bergpredigt, macht keinerlei Schwierigkeiten; es ist die Veranschaulichung des obersten Lehramtes in der Kirche, wie in dem nächstfolgenden: Bestrafung der Rotte Korah — Schlüsselübergabe die Begründung der obersten Regierungsgewalt vorgeführt wird. In den Schlußbildern: Testament des Moses — letztes Abendmahl wird nochmals auf eine Funktion der Priestergewalt, auf das Sakrament der Eucharisti hingedeutet. Wir haben demnach in den zwei Zyklen an den Wänden die Begründung, Berufung und feierliche Sanktionierung der göttlichen Heilsordnung und Heilsanstalt nach ihrem ganzen Inhalt, vorgeführt in zwei, in vielen Punkten einander so ähnlichen, in vielen wieder diametral entgegengesetzten Phasen, vor uns. Im Mittelpunkt steht hier wie dort, die eigentliche und feierliche Begründung, Gesetzgebung auf Sinai und die Bergpredigt, die Erteilung der Magna Charta für das Tempus legis und das Tempus gratiae. Hier das Gesetz, auf harten Stein geschrieben, dort das sanft in das Herz des Menschen gesenkte Gesetz; hier das Gesetz, das den Tod des Übeltäters wie der Anbeter

[1]) A. a. O., S. 708.

[2]) Stimmen aus Maria-Laach, Bd. LXII. 1902.

des goldenen Kalbes fordert, dort das Gesetz der Barmherzigkeit, das den Aussätzigen von seinem Leiden befreit.

Das sechste Zeitalter der Heilsgeschichte, das Tempus gratiae, schließt, wie wir oben gesehen, mit dem jüngsten Gericht, so wie auch am Schluß des Kirchenjahres die entsprechende Perikope steht. Es ist der naturgemäße Abschluß auch unsres Zyklus, bedingt durch keinerlei Künstlerlaune oder die Vorliebe für dramatische Stoffe oder durch Erinnerungen an Savonarola oder Dante, sondern lediglich und zunächst durch die Konsequenz des Ideenkreises, der in der Kapelle, an Decke wie Wand, schon dargestellt war. Stellt doch diese merkwürdige Offenbarung der Renaissance das gesamte Heilswirken in der Menschheit dar. Scharf und bestimmt heben sich die drei Phasen mit ihrem gedankentiefen und schicksalsreichen Inhalt ab. Alles drängt nach dem letzten Endabschluß, der großen Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit; sie baut sich vor uns auf an der Altarwand, so urgewaltig und alles andre absorbierend, so über alle Verhältnisse auch der Deckenbilder hinauswachsend, daß sie geradezu wie der Selbstmord des früheren Künstlers erscheint. Und doch, ist nicht diese Schreckensszene in ihrer maßlosen Wirkung der Augenblick, da alles Leben und alle Zeit, alles Gute und Große der vergangenen Zeitlichkeit versinkt? Und so hat auch der große Meister mit der gigantischen Kraft seines Genies, mit der düster ernsten Welt- und Lebensanschauung, die ihm das Schicksal gebaut hat, ganz im Geiste der alten Tradition, freilich mit ganz neuen und unerhörten Formen, dieses Finale der Menschheitsgeschichte hingeworfen — es ist auch zugleich das Finale der hohen und abgeklärten Kunst der Renaissance.

Bau und Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle umfassen rund den Zeitraum eines halben Jahrhunderts. In dieser kurzen Spanne Zeit hat sich auf römischem Boden die volle Entwicklung der Renaissancekunst vollzogen, von der Frühperiode dieser Richtung bis zum Barock. Das Palastheiligtum der Päpste ist der authentische Zeuge dafür; denn es ist geradezu der autobiographische Abriß jener Entwicklung, in dem sich so scharf wie in keinem andern Monument der Kunstgeschichte die schroffsten Gegensätze einer konsequenten Weiterbildung, das Frührot, der höchste Zenith und der sinkende Abend einer Kulturentwicklung widerspiegeln. Dieses Heiligtum ist jetzt endlich in einer seiner Bedeutung würdigen Weise der Forschung zugänglich gemacht. Daß es ein Deutscher ist, der im Auftrag des Deutschen Reiches diese ehrenvolle Aufgabe durchführen konnte, ist für uns doppelt erfreulich; es ist nicht der geringste Ruhmestitel der Deutschen in der Eterna. Wir haben auf unserm flüchtigen Wege durch dieses glänzende Standardwork deutscher Forschung nur auf wenige besonders zutreffende Resultate aufmerksam machen können; der packenden und glänzenden Partien ist eine Überfülle darin. Deutsche Gediegenheit und Gründlichkeit finden sich zusammen mit einem hervorragenden Feinsinn, der in den tiefsten Herzensfalten seines Meisters noch zu lesen und die letzten und erhabensten Geheimnisse und Schönheiten der grandiosen Schöpfungen noch zu entschleiern versteht, so daß wir nicht bloß ein gelehrtes, sondern auch ein lesbares und packendes Buch vor uns haben.

Freiburg i. Br.

Ein klassisches Drama der Japaner.

Von

A. von Janson.

Die Japaner sind leidenschaftliche Freunde von Schaustellungen aller Art, und in großen Städten findet man ganze Straßen, wie die Theaterstraße in Yokohama, oder gar Stadtviertel, wie Asakusa (sprich Asak'sa) in Tokyo, die aus Theatern, Hallen für Geschichtenerzähler, Bühnen für Akrobaten und Schaubuden bestehen. In den für die große Menge bestimmten Schibai- oder Kabukitheatern werden Stücke aus dem Volksleben, bald rührselige wie unser altes bürgerliches Schauspiel, bald komische, aufgeführt; eine besondere Anziehungskraft üben Räuberszenen, wie auch in der japanischen Volksliteratur der zum Räuber herabgesunkene Samurai eine romantische Rolle spielt, die lebhaft an die bei uns einst verbreiteten Hintertreppenromane erinnert.

Die Bühne besitzt in der Regel eine Drehscheibe, so daß die oft recht guten Dekorationen sich rasch ändern lassen. Was bei diesem Wechsel noch einer Besserung oder Änderung bedarf, wird vor den Augen der Zuschauer von vermummten Gestalten ausgeführt, denen auch die Sorge für die mit großen Flammen in beängstigender Nähe der Papierdekorationen im hölzernen Hause brennenden Kerzen obliegt. Die Vermummung soll anzeigen, daß das Publikum diese Personen als nicht vorhanden anzusehen hat; mitunter ersetzen sie auch die fehlende Tarnkappe dadurch, daß sie den Zuschauern den Rücken zudrehen, und bleiben wohl auch während eines ganzen Aktes auf der Bühne.

Die Schauspieler sind entweder nur Männer oder nur Frauen, von denen einige lediglich die Rollen des andern Geschlechts, und zwar oft mit großer Virtuosität, spielen. Eine gemischte Schauspielergesellschaft wie diejenige, mit der die bekannte Sada Yakko in Europa unter übertriebenem Beifall auftrat, ist ebenso unjapanisch wie das Spiel jener Schauspielerin selbst, die von ihren Landsleuten, als ehemalige Geisha ohne systematische Schauspielerausbildung, gar nicht anerkannt wird. Ihr wunderliches Unternehmen, ihren Landsleuten den „Othello" in modern-japanischem Gewande — die Titelrolle als japanischen Admiral in Formosa, Jago als Linienschiffsfähnrich — vorzuführen, fand keinen Beifall.

Die Zuschauer, die nicht selten einen großen Teil des Tages im Theater zubringen und während der Vorstellung ihre Mahlzeit einnehmen, sind in hohem Grade bei der Sache. Sie nehmen an den mancherlei Unwahrscheinlichkeiten keinen Anstoß, weder an jenen „unsichtbaren" Theaterdienern noch am Wandeln der gemäß der Handlung von außen, und zwar auf einem erhöhten Gange mitten durch das Publikum kommenden Personen. In einem Volkstheater in Yokohama nahm ich begeisterte Bewunderung und ausgesprochene Sympathie war, als ein mit drastisch gemalten klaffenden Wunden bedeckter halbnackter Räuber erfolgreich mit seinem Schwert die wiederholten Angriffe zahlreicher Polizeisoldaten abwies, in den Kampfpausen das Blut von der Klinge wischte, sich an einem Brunnen labte und — heroische Stellungen annahm, Trauer, als er schließlich durch List überwältigt wurde. Bei einem Rührstück sah ich viele Frauen und Kinder weinen; im Gesicht eines kleinen Mädchens auf der Galerie mischten sich die Tränen mit dem Saft einer Mikan (Mandarinenapfelsine), die das Kind verzehrte.

Trotz der ausgesprochenen Freude der Japaner am Schauspiel sind die Darsteller gesellschaftlich wenig angesehen; sie rechneten in der Klasseneinteilung der alten Zeit, also bis 1868, zu den Halbehrlichen, indem jede Art, sich selbst zur Schau zu stellen, als eine Art von Prostitution angesehen wurde. Das hinderte wiederum nicht, daß vom Ende des 18. Jahrhunderts an Abbildungen bekannter Schauspieler in ihren Glanzrollen in billigen Farbenholzschnitten die weiteste Verbreitung fanden und daß namhafte Maler, wie Toyokuni und Kunisada, einen großen Teil ihrer Tätigkeit auf dieses Feld verlegten. Man sieht in der Tat auf solchen Bilderbogen seltener Abbildungen von nationalen Helden als von Schauspielern, die sie darstellen.

Eine wesentlich geachtetere Stellung nehmen, namentlich heute, die Schauspieler der klassischen Bühnen, des No-Theaters, ein. Dort werden Stücke mit uraltem Text, der meist einen heroischen Stoff behandelt, in der durch Herkommen geheiligten Art aufgeführt, und das Publikum pflegt den höheren und gebildeten Ständen anzugehören.

Ende Juni 1903 war es mir vergönnt, einer solchen Vorstellung, an der die besten Kräfte mitwirkten, bei Gelegenheit eines zu Ehren Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern und seiner hohen Gemahlin veranstalteten Festes beizuwohnen. Der Festgeber war der Kriegsminister Generalleutnant Teraoutsi, dem Japan es nicht zum wenigsten verdankt, daß seine Armee in so vorzüglichem Zustande ins Feld rücken konnte, und der während der Dauer des Krieges in geradezu vorbildlicher Weise für die Erhaltung ihrer Schlagfähigkeit Sorge getragen hat. Der Ort des Festes war das Klublokal der Mitsui-Kompagnie, einer Millionärsgruppe, die einen schönen großen Garten mit einem europäischen und einem japanischen Hause mitten in Tokyo besitzt. In einem großen Raume des letzteren fand die Aufführung statt. Die Schiebewände der einen Längsseite waren geöffnet, so daß das volle Tageslicht hineinfiel. Der europäischen Gäste wegen waren ausnahmsweise Stühle aufgestellt; ein Teppich schützte die den Fußboden bedeckenden Matten in dem betreffenden Teile des Raumes vor Beschädigung; daher

brauchten auch die Stiefel nicht abgelegt zu werden, was sonst beim Betreten japanischer Häuser Vorschrift ist und für das in demselben Zimmer am Abend (ohne Damen) folgende großartige Zeremonialdiner, bei dem wir auf flachen Kissen auf dem Boden saßen, auch erfolgte.

Dekorationen waren nicht einmal andeutungsweise vorhanden; ein vergoldeter sechsflügeliger Schirm bildete den Abschluß der Schmalwand, vor der die Vorstellung stattfand. Den europäischen Gästen wurde eine Inhaltsangabe in englischer Sprache überreicht, und die Japaner nahmen Textbücher zur Hand, in die sie dauernd hineinsahen, um dem Gang der Handlung in allen Einzelheiten folgen zu können. Obwohl die Gebildeten ihre klassischen Dramen gut kennen, soll dies ohne solches Hilfsmittel sehr schwer sein, wegen der altertümlichen Ausdrucksweise und der unnatürlich modulierten pathetischen Sprache, die noch gekünstelter erscheint als auf den Volkstheatern. Mitunter bedienen sich die Schauspieler des No sogar der Masken, deren Herstellung für die verschiedenen Charaktere einen besonderen Kunstzweig bildet.

Ich will nun, jener Inhaltsangabe folgend, und nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuche den Gang der Handlung und die Art der Aufführung als typisch für das „No" zu schildern versuchen und nur vorweg bemerken, daß es, ähnlich wie die antike griechische Tragödie, ursprünglich religiöse Grundlagen hatte und aus dramatischen Tänzen entstanden ist, wie sie auch heute noch auf besonderen Bühnen vor den Schintotempeln bei Festen ausgeführt werden. Trotz dieser schintoistischen Grundlage ist die weitere Entwicklung in erster Linie Buddhapriestern zu danken. Gleichfalls dem griechischen Drama entsprechend wirkt ein Chor mit, der in feierlichem Rhythmus sprechend die Handlung ergänzt und an Stelle der fehlenden Dekorationen über die Örtlichkeit Aufschluß gibt. Der Chor wurde in diesem Falle von etwa acht älteren Männern gebildet, die in altjapanischer Tracht auf dem Fußboden saßen. Neben ihnen befanden sich vier entsprechend gekleidete Musiker, die mittelst einer schrillen Flöte und verschiedenartig gestalteter Trommeln, denen durch einzelne Schläge mit dem Knöchel Töne entlockt wurden, sowie durch eine Art von Gesang oder vielmehr das Hervorbringen einzelner, wohl der Stimmung angepaßter Töne die Aufführung zu einer „melodramatischen" machten. Dem musikalischen wie dem unmusikalischen Europäer scheint es gleich schwer zu sein, in dieser Musik, die mit der bei Kultushandlungen gebräuchlichen übereinstimmt, eine Melodie oder Harmonie zu entdecken. Die Veranlagung der beiden Rassen ist in dieser Beziehung offenbar eine ganz verschiedene, und trotz aller offiziellen Bestrebungen zur Einführung europäischer Musik vermag sich der Japaner doch innerlich ebensowenig mit ihr zu befreunden, wie es umgekehrt der Fall ist.

Das Drama trug den Titel „Hichi-ki-ochi" (wörtlich „Sieben-Reiterflucht") und spielt zur Zeit der Kämpfe der Minamoto- und Tairafamilie (oder Clan) um die Macht gegen Ende des 12. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, die mit dem Siege Yoritomos, des Hauptes der ersteren, endeten. Er wurde darauf vom Mikado als erster zum Shogun (wörtlich „oberster Kommandierender") ernannt und begründete die Herrschaft des Shogunats als Hausmeiertum.

Yoritomo mit sieben seiner Anhänger tritt auf in prächtigen, althistorischen Gewändern, merkwürdigerweise nicht gerüstet, obwohl sie aus der Schlacht kommen, sondern in Hoftracht, das Haupt mit hoher Mütze von schwarzem Krepp bedeckt. Einige Anzüge sind von kostbarstem Goldbrokat — und zwar ist es nicht die vornehmste Person des Stückes, die so gekleidet, vielmehr sind es die berühmtesten Schauspieler, die, wie bei uns, ihre eigene Garderobe besitzen. Die acht Personen marschieren in zwei Reihen herein, machen Halt und setzen sich, einander zugewendet. Dabei soll man sich denken, daß sie ein Boot bestiegen haben, das an der Küste bei Kap Manadzuru in der Provinz Sagami (westlich von der Tokyobucht) segelbereit liegt. Yoritomo will nämlich nach schwerer Niederlage in der Schlacht von Ishibashi-Yama mit sieben Getreuen zu Schiff die Provinz Awa auf Shikoku (der südöstlichen der vier großen Inseln Japans) erreichen. Nach Beratung mit dem Anführer seines kleinen Gefolges, dem alten Doi Sanehira, hat er bereits den Entschluß gefaßt, in See zu gehen, als er sich plötzlich des unglücklichen Ausganges der Flucht seines Großvaters Tameyoshi mit sieben Gefolgsleuten nach Kiuschiu, sowie der Flucht seines Vaters nach Goshu mit ebensoviel Begleitern erinnert. Der Gedanke an die ominöse Zahl von acht Flüchtlingen, ihn selbst eingeschlossen, veranlaßt ihn, Sanehira den Befehl zum Zurücklassen eines seiner Anhänger an der Küste zu geben. Gehorsam mustert dieser die kleine Mannschaft, einen nach dem andern, aber er vermag keinen zu entdecken, der weniger treu als ein andrer; jeder will dem Lehnsherrn bis zuletzt folgen, und jedem liegt der Gedanke fern, daß er sich jemals von ihm trennen könnte. Sanehira bleibt unschlüssig, aber als Yoritomo zur Eile mahnt, weiß er nur den einen Ausweg, Okazaki Yoshizane, der am Bug des Bootes sitzt, als den ältesten zum Zurückbleiben zu bestimmen. Dieser widerstrebt lebhaft, trotz seines Alters vermöge er noch ebenso gute Dienste zu leisten wie die Jüngeren; er macht den Vorschlag, daß Sanehira oder dessen junger Sohn Doi Tohira das Los treffen soll, dann könne wenigstens einer von beiden der Familie erhalten bleiben; er selbst habe seinen Sohn schon in der letzten Schlacht verloren. Sanehira muß die Berechtigung dieser Gründe anerkennen und bittet seinen Sohn, das Boot zu verlassen. Tohira, noch ein Knabe, weigert sich und besteht darauf, zu bleiben, um sich seinem Herrn in einem entscheidenden Augenblick, den alle kommen sehen, opfern zu können. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Szene; schließlich stürzt sich der Vater auf den Sohn und greift nach dem Schwert, um den Ungehorsamen zu töten. Erst des alten Yoshizanes Erinnerung an des Lehnsherrn Gegenwart bringt den Erregten zur Besinnung, — er will nun selbst das Schiff verlassen. Jetzt ist auch Tohira besiegt, und in schweigendem Gehorsam geht er traurig ans Land. Gebrochenen Herzens und mit mühsam unterdrückten Tränen bleibt Sanehira an Bord, das Boot geht in See. Niedergeschlagen, sprachlos und für einen Augenblick wie versteinert blickt Tohira vom Land aus seinem Vater nach. Alle Insassen des auf den Wellen forttreibenden Bootes sind teilnahmsvoll, nur Sanehira sucht seines großen Schmerzes Herr zu werden, er wendet nicht den Blick nach der Küste, auf der sein Sohn hilflos zurückgeblieben ist,

während die Verfolger sich schon nähern. Schließlich kann er sich doch nicht enthalten, zurückzuschauen; im Herzen wünscht er, enteilen zu können, um mit seinem Kinde zu kämpfen und mit ihm zu sterben. Endlich verliert er ihn — schon umringt von Feinden — aus dem Gesicht. — Diesen Vorgang vom Lande erfahren wir nur, sehen ihn aber nicht; der Tohira darstellende Schauspieler, ein mit noch hoher Stimme sprechender Knabe, ist bereits hinter dem goldenen Schirm verschwunden.

Nun erscheint ein zweites Boot auf der Szene, diesmal durch einen entsprechend gebogenen Rahmen wenigstens angedeutet. Darin steht ein Bootsmann, der eine Bambusstange wie ein Ruder handhabt, und ein Krieger mit Bogen und Köcher. Es ist Wada Yoshimori, der bisher nur heimlich dem Yoritomo seine Dienste angeboten hatte, nun aber dem Flüchtigen folgt, um sich ihm anzuschließen. Er ruft das Boot an, und beide Fahrzeuge nähern sich. Yoshimori fragt Sanehira, ob sich Yoritomo in seinem Boote befinde. Jener traut dem Ankömmling noch nicht völlig und gibt, um ihn zu prüfen, eine verneinende Antwort. Dieser, in der Tat dem Feldherrn mit ganzer Seele ergeben, wirft verzweifelt seinen Bogen von sich und will sich das Leben nehmen. Sanehira, von seiner Treue überzeugt, sagt nun eilig die Wahrheit und zeigt ihm Yoritomo. Der neue Gefolgsmann wundert sich, warum der junge Tohira nicht in dem Boote sei; er erfährt das Vorgefallene und gesteht — ein völlig homerischer Zug, wie die beiden Männer sich „versuchen" —, daß seine Frage nur eine List gewesen sei, läßt zum allgemeinen Erstaunen den in seinem Boote versteckten Tohira erscheinen (der Knabe tritt hinter dem Schirm hervor) und gibt die Erklärung: nach Yoritomos Flucht vom Schlachtfelde sei der Rest seiner Anhänger völlig geschlagen worden; bei der Verfolgung war man auf Tohira gestoßen; der noch bei der Gegenpartei befindliche Yoshimori hatte ihn gerettet und in seinem Boote verborgen, mit dem er dem neuen Herrn folgte.

Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn wird durch stummes, höchst ergreifendes Spiel dargestellt. Sanehira wähnt offenbar ein Phantom zu sehen und vermag es noch nicht zu glauben, daß das geliebte Kind leibhaftig vor ihm steht. Langsam nähert er sich dem Knaben, der in japanischer Selbstzucht und in tiefem Respekt vor dem Vater und dem Lehnsherrn alle Bewegung niederkämpft und ruhig dasteht. Der alte Mann breitet die Arme aus, aber er umschließt den Sohn nicht, der Japaner kennt keine Umarmung; allmählich und zitternd, mit weitgeöffneten Augen, in offenbarer Furcht vor einer entsetzlichen Enttäuschung, nähert er seine Hände dem Haupte des Knaben, Zoll für Zoll führt er sie bis zu den Füßen, um sich zu überzeugen, daß er Fleisch und Blut vor sich hat. Dann aber ist er wieder ganz Mann und Krieger.

Die allgemeine Freude findet in einem improvisierten „kleinen Bankett" Ausdruck, das nur andeutungsweise zur Darstellung gelangt, indem Sanehira Yoritomo bittet, seine Trinkschale mit Sake (Reiswein) zu füllen, und den Begrüßungstrank dem neuen Anhänger bringt. Man sieht indessen weder eine Sakeflasche noch eine Trinkschale; lediglich durch die Bewegung des Fächers, den auch die Krieger führten, wird der Vorgang angedeutet. Man

ist in Stimmung gekommen und fordert Sanehira auf, einen Tanz zum besten zu geben. So schließt das Drama als Tanzpantomime ab, wie ja das „No" überhaupt aus Tänzen entstanden ist. Man sollte nun glauben, daß der nach Art eines Mädchens ausgeführte Tanz eines 75jährigen Mannes — es war Japans berühmtester Schauspieler Danjuro, der nicht ein ganzes Jahr später gestorben ist — lächerlich wirken müsse. Daß das, wenigstens bei mir, nicht der Fall war, lag wohl in der großen Kunst der vorangegangenen Darstellung, durch die auch dem Fremdling japanisches Empfinden näher gerückt wurde.

Die englische Inhaltsangabe schließt mit den Worten: „Der Akt endet mit einem Ausblick darauf, daß es Yoritomo gelingen wird, sein Banner wieder zu erheben und das ganze Land zu erobern."

Das Stück hätte nicht besser gewählt werden können, wenn man diejenigen historischen Charakterzüge ins hellste Licht setzen wollte, die die Japaner befähigen sollten, acht Monate später einen Krieg gegen die größte Macht der Erde zu beginnen und mit großartigstem Erfolge durchzuführen: Gefolgschaftstreue und unbegrenzte Aufopferungsfähigkeit stehen im Vordergrunde; selbst ein Parteiwechsel wird durch die Wahl des Augenblicks zum Übertritt, als der neue Herr im tiefsten Unglück ist, gewissermaßen verklärt. Alle Familiengefühle treten trotz ihrer Stärke hinter der Lehnspflicht zurück. Die Tötung eines heißgeliebten Sohnes durch den Vater wird durch die Erinnerung nicht an das Entsetzliche solcher Tat, sondern an die Gegenwart des Herrn verhindert. Der Sohn, der — sonst unerhört — dem Vater ungehorsam zu sein wagte, weil er mit ihm in der Aufopferung für den Fürsten wetteifern wollte, wird besiegt, als er jenen sich beugen sieht; auch im Gehorsam will der feurige Knabe nicht hinter ihm zurückstehen, gleichzeitig bricht des Vaters Schmerz seinen Starrsinn. Bei allen diesen erschütternden Szenen spielt das Niederkämpfen des Gefühlsausdrucks eine große Rolle; Selbstbeherrschung in Schmerz und Freude wird vom Edelmann verlangt, schon der Knabe wird dazu erzogen. Kurz, wir werden eingeführt in den ritterlichen Ideenkreis der Samurai. Die Zweischwertmänner haben aufgehört zu existieren, aber ihr Ehrenkodex, der Bushido, ist, wie die Ereignisse beweisen, durch die allgemeine Wehrpflicht in kaum glaublichem Maße im Volke verbreitet worden.

Dem Drama folgte nach einer Pause, entsprechend dem Satyrspiel nach der griechischen Tragödie, eine Posse, die so drastisch gespielt wurde, daß es nur einiger erläuternder Worte bedurfte, um alles zu verstehen; jedem europäischen Gaste gesellte sich ein Erklärer zu, mir der liebenswürdige Vertreter der Mitsui-Kompagnie. Diesmal tritt ein Daimyo in dem sehr eigenartigen, früher vorgeschriebenen Hofkostüm auf, mit langen, weit über die Füße nachschleppenden Hosen, so daß der Betreffende auf den Knien zu rutschen scheint. Er muß Tokyo verlassen und klagt seinem alten Diener, wie schwer es ihm wird, sich von seiner Geliebten zu trennen. Diese (durch einen Mann dargestellt) teilt seine Gefühle keineswegs, freut sich vielmehr der bevorstehenden größeren Freiheit. Um sich aber den Anschein der Trauer zu geben, greift sie zu einem mit Wasser gefüllten Schälchen, das sie vorsorglich in dem allgemein als Tasche dienenden weiten Ärmel des Kimono mitgebracht hat, und feuchtet

ihre Augen an, denen keine echten Tränen entfließen wollen. Der Diener bemerkt es, macht seinem Herrn Mitteilung und weiß geschickt das Schälchen gegen ein mit chinesischer Tusche gefülltes zu vertauschen. Der Erfolg ist vorauszusehen: der Daimyo fällt wörtlich vor Lachen um, die gereizte Schöne stürzt wild auf ihn und den Diener los und beschmiert auch ihre Gesichter mit Tusche, — es ist eine vollendete Burleske.

Den Schluß der Aufführungen bildete ein Märchen, die auch durch Illustrationen bekannte Geschichte von der großen Spinne: ein kranker, vornehmer Mann legt sich zur Ruhe oder vielmehr setzt sich zur Ruhe, da das vor dem Publikum wohlanständiger ist; das Schwert, das ihm ein Page nachtrug, liegt zur Hand. Eine Magd (ein Schauspieler in Maske) reicht ihm einen Schlaftrunk. Kaum ist er entschlummert, so erscheint die große Spinne, durch einen phantastisch gekleideten Mann dargestellt und bei jedesmaligem Auftreten durch einen raubtierartigen Schrei eines der Musiker, wie durch ein Leitmotiv, angekündigt. Die Spinne spricht in drohendem und feierlich beschwörendem Ton, nähert sich ganz langsam und hüllt plötzlich ihr Opfer in ihr Netz, ein mit außerordentlichem Geschick geschleudertes Bündel feiner, an ihren Enden beschwerter Papierfäden, ein Taschenspielerkunststück ersten Ranges. Der Mann erwacht, zerhaut das Netz mit seinem Schwert und verfolgt die Spinne, die aber entkommt. Im zweiten Akt erzählt ein Mann aus dem Volke die wundersame Geschichte auf der Straße; — er tritt aber ganz allein auf und wendet sich unmittelbar an das Publikum. Der dritte Akt führt uns in ein Waldgebirge, das durch ein mit einer grünen Decke verhängtes Bambusgestell, gerade groß genug, um einen Mann zu verbergen, angedeutet wird. Die Gefolgsleute des vornehmen Mannes erscheinen und durchsuchen die Gegend; als sie die grüne Hülle lüften, stürzt die Spinne hervor, diesmal ein wirklich grausiges Ungeheuer mit Teufelsmaske und ungeheurer struppiger Perücke, das nach lebhaftem Kampfe zwischen Spinnennetz und Schwert — der ganze Akt spielt sich als Pantomime ab — schließlich dem letzteren unterliegt.

Burleske und Märchen, jedes in seiner Art musterhaft aufgeführt, vermochten nicht den tiefen Eindruck des Dramas zu verwischen. Das Ganze aber in seiner Eigenart mutete so unverfälscht japanisch an wie wenig andres, was der Fremde heute dort zu sehen bekommt. Denn überall fast findet man Spuren der Europäisierung. Zwar ist bereits eine Reaktion gegen die anfangs übermäßige Neuerungssucht erfolgt, nicht im Sinne einer Ablehnung der europäischen Errungenschaften, wohl aber im Wiedererwachen der Wertschätzung alter Sitte und historischer, dem Lande eigenartiger Kunst; das ist ein Besinnen auf sich selbst, das keineswegs ein Innehalten im Fortschritt bedeutet, wohl aber das Betreten einer solideren Bahn anzeigt. Wie nach dem soeben beendeten Kriege, der das Selbstgefühl naturgemäß schon jetzt gewaltig gesteigert hat, die Weiterentwicklung auf ethischem Gebiete sich gestalten wird, ist noch nicht abzusehen. Soll sie eine gesunde bleiben, so darf sie sich von dem nationalen Boden nicht entfernen. Vielleicht entstehen neue Heldendramen; Kenner der japanischen Literatur mögen beurteilen, ob das „No" für neue Stoffe entwicklungsfähig ist.

Adolf Menzel.

Erinnerungen

von

Paul Meyerheim.

VI.

Im Jahre 1862, als sich in Berlin in der Charlottenstraße am Schauspielhaus in der Kneipe von Schubert die ersten Größen der Kunst und Literatur allabendlich zu überaus lustiger und interessanter Unterhaltung vereinigten, erschien eines Abends der berühmte Meissonier, von Gustav Richter, dem unverwüstlich Frischen und Liebenswürdigen, eingeführt. Im Laufe der witzigen Unterhaltung, deren Feuer durch Eduard Hildebrands Kalauer, durch die Gelehrten des „Kladderadatsch", Dohm, Scholz und Rudolf Löwenstein immer wieder angefacht wurde, erzählte uns Meissonier Mitte Oktober, daß er ein größeres Bild vorhabe, zu dem er in Berlin alte Uniformen kaufen wolle, und daß er am 18. Oktober in Leipzig sein müsse, um dort die Stimmung auf dem Schlachtfelde zu studieren, denn er beabsichtige, die „Bata illede Leipsic" zu malen. Wahrhaft verblüfft und erstarrt war der große, naive Künstler, als er hier bei Schubert erfuhr, daß die Franzosen die Schlacht bei Leipzig so recht eigentlich nicht gewonnen hätten.

Für diese Niederlage wurde er aber durch die Entdeckung Menzels reich entschädigt, dem er gelegentlich mitteilte, daß er, wenn er nicht Meissonier wäre, gerne Menzel sein würde. Von diesen beiden Koryphäen sprach keiner die Sprache des andern; die Unterhaltung bestand, wenn gerade niemand zum Dolmetschen bereit war, gewöhnlich darin, daß einer dem andern auf den Rücken klopfte. Zu jener Zeit hatte Menzel in seinem damaligen Atelier in der Marienstraße ein großes Werk in Arbeit, das leider niemals fertig geworden ist: Friedrich der Große mit seinen Generalen vor der Schlacht bei Leuthen; auf der zerstampften und zerfahrenen Schneedecke sieht man in der Ferne fast nur als Silhouette gegen den grauen Himmel die Armee vorüberziehen. Vorn stehen in dicke Mäntel eingehüllt, mit verfrorenen Gesichtern, zwischen Birkenstämmen einige Generale am Feuer, nur eine Stelle im Bilde

war leer geblieben; hier sollte der große König hingemalt werden, und dann wäre das wundervolle Werk vollendet gewesen. Meissoniers Begeisterung für dieses Bild fand keine Worte, eine derartige Anschauung von Richtigkeit der Farbe, Stimmung und Technik war damals in Paris noch gänzlich unbekannt. Als er nach Paris zurückkehrte, begann er sofort, seinen Rückzug Napoleons aus Rußland zu malen: ebenfalls verfrorene Generale, eine Armeesilhouette auf grauem Himmel und denselben verschneiten, zerfahrenen Boden, wie auf Menzels Bilde. Man hat sich viel den Kopf darüber zerbrochen, weshalb Menzel sein „Leuthen" nicht vollendete, obgleich Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich ihn dringend darum baten. Wohl ist er in spätern Jahren noch einmal an diese Leinewand gegangen, aber nicht mit Pinsel und Palette, sondern mit dem Kratzmesser, um einige Figuren, die ihm nicht zusagten, spurlos zu entfernen; und auch in diesem Zustande wird das Gemälde eine der größten Schöpfungen der Historienmalerei bleiben. Der wahre Grund aber, weshalb es nicht vollendet wurde, ist wohl der, daß vorzeitig Meissonier alle Pointen dieses Bildes „nachempfunden" hatte, um sein allerdings schönstes Bild zu malen. Erst im Jahre 1865 setzte ich in Paris die Bekanntschaft mit Meissonier fort. Ich hatte ihm von dem Soldatenwerk Menzels gesprochen und mußte ihm dasselbe aus Berlin kommen lassen; es war in meiner Wohnung angelangt, und ich teilte dies Meissonier, den ich abends auf dem Boulevard traf, sofort mit; er war hocherfreut und fragte mich, den damals noch sehr jungen Kollegen: „Dites moi, est-ce plus fort que moi?" —

Im Jahre 1867 kam Menzel zur Weltausstellung nach Paris. Ich hatte ihn wie einige andre Berliner Freunde in einem sehr bescheidenen Hôtel einlogiert, das meiner Wohnung in der Rue de la Rochefoucauld gegenüber lag, und machte mir ein Vergnügen daraus, ihn in Paris herumzuführen.

Als wir eines Morgens der Ausstellung zupilgerten, sah ich nach der Uhr und fand, daß es für die große Ausstellung noch zu früh war. Ich schlug dem Freunde vor, die Zeit zu benützen und die Exposition Courbets zu besichtigen. Der große Realist hatte gemeint, daß man ihn nach zwei Bildern — mehr wurden von einem Künstler nicht zugelassen —, nicht genügend beurteilen könne, hatte deshalb auf seine Kosten an der Seine, in der Nähe der Ausstellung, für sich und seine Werke einen einzigen großen Ausstellungsraum erbaut und ein Atelier daneben, von dem aus er das Publikum beobachten konnte. Wir standen an der Eingangstür, die offen war und einen Einblick gestattete. Die Kasse aber war noch nicht geöffnet und das Tourniquet unbeweglich. In der äußersten Ecke des Saales sah ich einen stattlichen Mann in Hemdsärmeln, der dort mit einem Besen herumhantierte: ein wahrer Kraftmensch mit Vollbart und einer Pfeife im Munde. Ich erkannte, daß dies der große Courbet war und rüttelte an der Eisenbarriere, worauf er näher kam und ich aus meiner Tasche ein Passepartout für diese Ausstellung zog, das mir der Künstler liebenswürdigerweise zugesandt, weil ich auf dem Salon eine goldene Medaille erhalten hatte. Während ich ihm die Karte hinzeigte, stellte ich den großen deutschen Meister vor, von dessen Existenz Courbet keine Ahnung hatte. Menzel hatte inzwischen sein Portemonnaie

heraus geholt und suchte nach einem Frank. Ich murmelte ihm zu, daß er dies unterlassen möchte. Da aber Courbet sich in Schweigen hüllte, so legte Menzel sein Frankstück vor das Gitterchen der noch geschlossenen Kasse, Courbet nahm es und steckte es in seine Westentasche, worauf er uns einließ und wieder in die entfernte Saalecke ging, um seinen Saal weiter auszufegen. Wir gingen nun von Bild zu Bild, und Menzel mit seiner unübertroffenen Gründlichkeit im Bilderbesehen ließ nichts unbeachtet. Von einigen Waldintérieurs mit großen, moosigen Steinen war er besonders begeistert. Diese Bilder waren ganz und gar mit dem Spachtel gemalt, und Menzel meinte im Verlaufe des Umganges: dem Courbet sollte man alle Pinsel wegnehmen, denn so lange er mit dem Palettemesser male, sei er ausgezeichnet. Wenn er aber den Pinsel nehme, werde die Arbeit minderwertig.

Courbet war einer der vielseitigsten französischen Künstler. Mit Ausnahme von Historien, Heiligenbildern und Soldaten hat er wohl alles gemalt, was da kreucht und fleucht. Menzel meinte, daß auf jedem Bilde sich ein Stück finde, das ganz neu in der Anschauung und unübertrefflich gemacht sei. Daneben aber seien große Stellen von fürchterlicher Roheit und Gemeinheit. Inzwischen hatte Courbet bemerkt, daß wir zwei würdige Besucher seiner Ausstellung seien. Er näherte sich uns und knüpfte ein Gespräch an, aus dem hervorging, daß er als Claqueur ebenso groß war, denn als Maler. Er begann nun selbst seine Werke anzupreisen. Er erzählte, daß er drei bis vier Marinebilder an einem Tage gemalt habe. Er mische einen großen Haufen Luftton, streiche denselben mit dem Palettemesser quer über das Bild, dann ebenso den Wasserton und wenn nötig vorn den Sand. Die Bewegung des Hinstreichens machte er uns, mit dem Daumen in der Luft gestikulierend, drastisch vor. Die Segel, die Möwen, die Wellenkanten, Schiffe usw. setze er dann mit dem Pinsel hinein. Die Wahrheit der Töne in diesen Marinebildern hatte allerdings etwas Frappierendes und Frisches. In der Mitte des Saales stand eine Skulptur, ein ganz vortrefflicher nackter, angelnder Knabe. Als Menzel sich anschickte, auch dies Werk zu bewundern, sagte Courbet, daß er an diesem Werke nur drei Tage gearbeitet habe. Das sei keine Kunst. „Cela m'a dégoûté la sculpture." Nur mit Mühe unterdrückte ich die Frage, ob er nicht durch die Schnelligkeit, mit der er Marinen mache, von der Marinemalerei degoutiert sei. Courbet hat für einige seiner Bilder, z. B. für die beiden berühmten Steinklopfer, auf allen Ausstellungen die höchsten Auszeichnungen bekommen. (Dieses Bild ist im Jahre 1904 von der Dresdener Galerie für 45 000 Mk. angekauft worden.) Aber nur selten hatte jemand die Courage, eines der Bilder zu erwerben, so daß der Künstler trotz seines enormen Rufes in ganz dürftigen Verhältnissen lebte. Man erzählte in Paris damals folgende Geschichte. In dem Salon waren zwei Bilder des Meisters ausgestellt: ein prachtvoller Studienkopf eines italienischen Bauern und ein sehr großes Bild, eine Kneipe darstellend, in der Nähe eines Kirchhofes. Einige Geistliche, von einem Begräbnis kommend, hatten sich etwas zu sehr gestärkt. Einer saß mit seinem Fläschchen auf einem Esel und trug eine heitere Geschichte vor. Das ganze riesengroße Gemälde hatte bei aller Roheit

viel von der Schönheit eines Velasquez. Der Staat fühlte nun die Verpflichtung, auch einmal ein Bild dieses Künstlers für das Luxembourg-Museum anzukaufen. Man fragte bei Courbet an, wieviel der italienische Studienkopf koste, worauf er erwiderte, dieser koste 25000 Franken, sei aber nicht allein zu haben, der Staat müsse das große Bild mit dazu nehmen. Die Verhandlung führte zu keinem Ziele, und erst sehr viel später ist eine andre herrliche Kirchhofsszene des Meisters angekauft worden, die voller Würde und Schönheit ist und heute eine Zierde des Louvre bildet.

Zu einem andern berühmten Künstler, der damals in Blüte und Mode war, ging ich eines Tages mit Menzel ins Atelier, das sich in der Avenue Frochot befand, wo viele bedeutende Maler beisammen wohnten. Ricard war der bewundertste und gesuchteste Porträtmaler. Ein Epigone, ein Alchymist, ein Pröbler. Er hatte, wie unser Lenbach, alle alten Meister gut studiert und deren Bestes für sich verwendet. Er steckte so voller Prinzipien, daß er keinen gesunden, frischen Pinselstrich malen konnte. Aber er war einer der liebenswürdigsten Menschen, ein Virtuose der Causerie. Sein Atelier war höchst eigentümlich eingerichtet. In der Gegend, wo der zu Porträtierende saß, war zwischen diesem und dem Atelierfenster eine große, von der Decke herunterhängende schwarze Scheidewand. In diese war etwas über Kopfeshöhe ein rundes Loch von einem Meter Durchschnitt eingeschnitten, und dieses Loch war wieder mit einem durchsichtigen Stoff von stark goldgelber Farbe zugeklebt. Dieselbe Vorkehrung befand sich noch einmal zwischen dem Fenster und der Staffelei, auf der das Porträt stand. Nur war hier das Loch mit einem noch viel gelberen Stoff ausgefüllt. Wenn sich nun der zu Porträtierende an seinen Platz auf den Modelltritt begab, so sah er schon täuschend aus, wie ein ganz altes, unrestauriertes Bild von Tizian. Damit nun das Porträt nicht gar zu goldig wurde, hatte der Künstler den Stoff neben seinem Bilde eben noch gelber gefärbt; entfernte man diesen kuriosen Vorhang, so war das Porträt in einem reizenden Silberton gehalten. Auf einem Tisch unter dem Fenster lagen nur fünf Farben, und es war Ricards Prinzip, ausschließlich mit diesen fünfen zu malen. Ich besah mir dieselben, meist Ockerfarben, und fragte ihn, wie er es mache, wenn er einmal einen Kanarienvogel zu malen habe. Die Antwort war nur ein Lächeln, und dazu sprach er: „Cher jeune homme, vous-avez beaucoup de talent, mais il vous manque le sérieux.“

Menzel konnte alle diese Faxen gar nicht begreifen, am wenigsten zwei kleine Bilder, die der Künstler sehr selten nur ganz Auserwählten zeigte und umständlich und unverständlich erklärte. Das eine Wunderwerk stellte eine schmutzige Terpentinflasche, eine ausgedrückte Farbenblase und einen Borstenpinsel dar. Aus dem Schmutz der Terpentinflasche sollte man die Peterskuppel und Gott weiß was alles herausschen. Dann, wenn man dieses Bild genügend bewundert hatte, holte er das andre aus dem Versteck, stellte es auf eine Staffelei, wies mit der Hand und wichtiger Miene darauf hin und sagte: „Le casserol!“ Weiter war auf dem Bilde in der Tat nichts zu sehen. Von dem Bildchen, das auf Holz gemalt war, war eine Ecke schräg

abgesägt und durch ein andres Brettstückchen ersetzt; unten fehlte im Rahmen gleichfalls 1 cm. der durch ein rohes Stück Holz ergänzt war; dies alles war äußerst raffinierte Berechnung und zur zauberhaften Wirkung des Bildes unbedingt nötig. Ricard hätte diese beiden Meisterwerke für alle Schätze Indiens nicht hergegeben.

Meine erste Bekanntschaft mit dem schönen, stattlichen Mann, der einen großen schwarzen Vollbart trug, machte ich im Louvre, als ich dort kopierte. Jedem Besucher, der die Salle carrée passierte, fiel eine blitzblaue Kopie auf, die neben der Antiope von Correggio stand. Der Kopist, den ich dort kennen lernte, war der berühmte Ricard, der mir in langer Auseinandersetzung klar machen wollte, daß Correggio alle seine Bilder so angefangen hätte und alle warmen Töne über dies Blau lasiert habe. Die Kopie wurde trotz dieser Prozedur schließlich wunderschön, fast schöner als das Original. Für seine weisen Lehren fehlte mir schon damals das „sérieux". Da ich von Paris plötzlich abreiste, überließ ich Menzel den Goldton, sein Porträt, das Ricard von ihm begonnen hatte, den Silberton und hörte lange nicht, was aus der Arbeit geworden war. Nach Jahren ersuchte ich meinen alten Freund, mir doch dies Porträt zu zeigen; er behauptete, daß er augenblicklich nicht dazu könne, weil es in der Stube seiner Schwester stünde. Von Zeit zu Zeit wiederholte ich diese Anfrage und bekam immer die merkwürdigsten, ausweichenden Antworten. Endlich, als ich eines Tages sehr eindringlich wurde, sagte mir Menzel: „Weißt du, das war damals gar keine eigentliche Malerei, wir haben, als du weg warst, immer zusammen gekohlt und haben uns nie verstanden, und der Ricard ist ein so liebenswürdiger, scharmanter Mensch, daß ich ihm das nicht antun kann; das Porträt wird niemals gezeigt!" Und in der Tat habe ich es bis heute nicht zu sehen bekommen. Menzel aber hat ihm für diese Arbeit einen außerordentlich schönen „Schlosser bei der Arbeit", ein wundervolles Ölbild gestiftet.

Die große Weltausstellung 1867 haben wir bis zur äußersten Erschlaffung oft durchstreift; ich hatte dabei viel Mühe, meinen teuren Freund nicht zu verlieren, denn er schlug oft ganz unplanmäßig mit schnellem Schritt und großer Energie irgend eine beliebige Richtung ein, von der er nur schwer abzubringen war; und wenn ich ihn mühsam dazu brachte, endlich in einem Restaurant Platz zu nehmen, tat er dies höchst unwillig und holte, sowie wir saßen, sofort sein Skizzenbuch heraus, um die Leute der Nachbartische, besonders die Mohrenkellner des amerikanischen Restaurants, zu zeichnen. Das Menschengewimmel dieses Restaurants hat er in einem kaum handgroßen Bildchen später wunderbar wiedergegeben und mir dies kleine Meisterwerk, das mir täglich von neuem große Freude bereitet, zur Hochzeit geschenkt.

An einem der heißesten Sommertage erhielten wir die kaiserliche Einladung, der großen Prämiierungsfeier beizuwohnen; wir fuhren in höchster Gala zum alten, jetzt verschwundenen Palais de l'industrie, dessen innere, mit Glas überdeckte enorme Halle ein unvergleichliches Schauspiel bot. Man hatte ringsum amphitheatralisch viele Sitzreihen erbaut und die große Mittelarena freigelassen. Der ganze Raum war vom Zentrum aus in einzelne Abschnitte

eingeteilt, und in jedem Abschnitt waren immer die Geladenen von je einer Völkerschaft; am schönsten sahen natürlich die Siamesen, Chinesen und Orientalen aus.

Als die unendliche Menschenmenge versammelt war, erschien auf einem geschmückten Platze in der Mitte der Langseite Louis Napoleon mit der Kaiserin und dem ganzen Gefolge. Um die Festlichkeit nicht endlos auszudehnen, sollten heute nur die Orden und die großen Medaillen an die Glücklichen verteilt werden, die sich alle stehend in der Arena befanden und von den Hofmarschällen zu dem großen Aufzuge arrangiert wurden. Die Sache nahm ihren glänzenden Verlauf. Der Kaiser schüttelte unzählige Male die Hände und mußte ganze Kahnladungen von Bücklingen entgegennehmen. Als endlich alles fertig war und sich die Dekorierten kräftig umarmten und beglückwünschten, verließen wir unsre Plätze und begaben uns in die neubesternte Menge. Es dauerte nicht lange, so brach sich Meissonier Bahn, stürzte auf Menzel zu und ihn heftig umarmend und die Ohrläppchen küssend, gratulierte er ihm zu dem neuen großen Orden. Menzel aber wußte von gar nichts, wehrte alles ab und versicherte, daß er bei der lauten Verlesung aller Namen den seinigen nicht gehört habe. „Hast du denn etwas gehört?" fragte er mich, aber auch meinem Ohr war der Name entgangen. Meissonier war darüber untröstlich, daß Menzel in dem feierlichen Zuge nicht paradiert hatte, traute schließlich seinen eigenen Ohren nicht und schloß damit, daß er sich noch einmal beim Minister erkundigen wolle und Menzel am nächsten Morgen den Bescheid ins Hôtel bringen werde; auch müßten wir beide am folgenden Tage bei ihm in Poissy dinieren.

Allmählich leerte sich der Raum, und als auch ich an den Rückzug dachte bemerkte ich, daß mein Freund keinen Hut mit sich führte. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, meinte er, der Chapeau-claque läge wohl noch oben auf der Tribüne. Ich stürze hinauf und suche und suche, kein Hut war zu finden; nun gehe ich wieder zu dem Barhäuptigen in des Wortes verwegenster Bedeutung und teile ihm die Ergebnislosigkeit meines Suchens mit; er aber war durchaus nicht beunruhigt und sagte: „Laß es nur gut sein, es ist ja hier noch so sehr interessant! Sieh doch nur dort die Siamesen an der Palmengruppe", . . . und er holte auch schon ein Skizzenbuch unter den Sternen seines Frackes hervor. Ich aber konnte mich nicht beruhigen, sagte dem immer noch Zweifelnden, daß der Hut absolut weg sei, daß ich ihm einen andern verschaffen würde und daß er mich an der Palmengruppe erwarten möge, wenn es auch noch so lange dauere. Er murmelte noch etwas davon, daß er ja draußen eine Droschke nehmen könne, um ins Hôtel zu fahren, ich schilderte ihm die Unmöglichkeit, zwischen den außen zur Festlichkeit aufgestellten Truppen eine Droschke zu bekommen, und verließ ihn. Wie nun aber schnell einen Hut finden? Vermöge meiner Körperlänge überschaute ich die hinausströmende Menge und entdeckte den berühmten Augenarzt Professor Liebreich. Wie der Blitz kam mir der Gedanke, der muß helfen. Schnell teilte ich ihm die Verlegenheit mit, er wohnte ganz nahe, seine Equipage stand leicht findbar; er gab mir in seiner Wohnung einen möglichst kleinen Zylinder und ich sauste

also mit zwei Zylinderhüten bewaffnet, in der glühenden Sonne zurück. Man wollte mich nicht mehr einlassen, und erst als ich dem Hüter des Palastes die grauliche Situation geschildert, durfte ich die Arena betreten. Sie war ganz leer ... kein Menzel war zu sehen ... Vielleicht zeichnet er irgend etwas, dachte ich, da ihm ja auch glatte Kienbänke möglicherweise malenswert erscheinen. Alles vergebens. Ich schritt also mit meinen zwei Zylindern draußen die Front der Kürassiere ab, gab Liebreich seinen Hut zurück und fand meinen Freund erst nachts in einer Künstlerkneipe in der Rue Lamartine wieder. Er sagte mir, daß man ihn hinauskomplimentiert habe; er hätte gesagt, warum er bleiben müsse, aber man habe ihn nicht verstanden, draußen wäre es ihm allerdings peinlich gewesen, mit bloßem Kopf und allen Orden herumzulaufen, und es hätte lange gedauert, bis er einen Wagen gefunden. Am nächsten Morgen, nicht allzu frühe, wollte ich ihn wieder abholen und fand ihn in noch höchst unvollständiger Toilette; er hatte kaum mehr als Hemd und Stiefel an. Beim bedächtigen weiteren Anziehen erzählte er mir, was ihm eben passiert; „denke dir," sagte er, „ich bin noch im tiefen Schlaf, da klopft es heftig an meine Tür; ich wache auf, besinne mich, daß ich in Paris bin, nehme mein ganzes Französisch zusammen und frage: qui est là? Da antwortet es draußen: ‚Monsieur Meissonier' und ich im Halbschlaf erwidere, ‚ce n'est pas ici'. Als mir die Sache klar wurde, stand wirklich Meissonier vor mir, um mir mitzuteilen, daß alles richtig sei, daß er beim Minister gewesen, daß ich wirklich den großen Orden erhalten und daß wir abends bei ihm essen sollten." Menzel war von der Aufmerksamkeit seines großen Kollegen ganz gerührt, und nur sehr langsam gedieh die Vollendung seiner Toilette. Ich meinte, daß er sich zu dem bevorstehenden Diner notwendigerweise das betreffende Ordensbändchen kaufen müsse, doch dagegen sträubte er sich lebhaft und erwiderte: „Das kann man doch nicht so ohne weiteres kaufen, dazu muß man doch erst das Diplom haben." Vor der Abfahrt am Nachmittag machte ich dem noch immer sich Sträubenden die Notwendigkeit der Ordensrosette klar; wir gingen zu einem Ordenspossamentier und kauften die Dekoration, die Menzel aber in die Westentasche versenkte und erst herausholte, nachdem wir nach einstündiger Eisenbahnfahrt am Gartentor von Meissoniers Besitztum läuteten.

Ein Diener führte uns zu dem körperlich ebenfalls kleinen Meister, der im Garten stand und nur mit einem Oberhemd, weißer Hose und großem Strohhut bekleidet war; er malte in der Sonne gerade einen arabischen Schimmel, legte aber, als er uns kommen sah, seine Palette weg, umarmte und küßte meinen Freund aufs neue und tippte sofort, nochmals gratulierend, auf den neuen Ordensknopf Menzels. Er selbst trug seine hohe Auszeichnung schon als obersten Hemdenknopf. Ich entging der Zärtlichkeit des großen Franzosen wohl nur deshalb, weil meine körperliche Höhe die Vertraulichkeit entfernte. Nun mußten wir die Schönheit des Schimmels in allen Einzelheiten bewundern, und dann ging es, bevor wir das Atelier betraten, erst in den Pferdestall, in dem acht Rosse standen, die Meissonier angeblich alle als Modelle brauchte, weil er ein großes Bild, eine Revue mit vielen Pferden,

male. Dann ging es in die Sattelkammer, wo viel historisches und altertümliches Sattelzeug aufgereiht stand, und dann in die Kostümkammer, ein wahres Museum von Kleidungsstücken, meist aus dem Dreißigjährigen Krieg in treuester Nachbildung nach alten Bildern und ausschließlich männliche Trachten; denn darin war Meissonier seinem Kollegen noch über, daß er nichts Weibliches malte, ausgenommen vielleicht ein einziges, ganz winziges Bildchen, ferner ein Porträt seiner Frau und das Porträt einer Amerikanerin, das hauptsächlich durch den horrenden Preis berühmt wurde, und das der Milliardär nur infolge eines Prozesses annahm. Endlich betraten wir das eine der Ateliers, ein langes schmales Gartenhaus, nur mit Oberlicht in seiner ganzen Länge, die Wände mit rot- und weißgestreifter Tapete bekleidet. Die Prinzipien, nach denen große Künstler ihre Ateliers einrichten, sind ja höchst verschieden. Böcklin hatte das seinige ganz schwarz angestrichen, jede Wand mit einer breiten, grünen Borte. Alma Tademas Atelier ist schneeweiß mit zinnoberroter Decke und einer versilberten Nische, dem Fenster gegenüber für das Modell. Lenbach arrangierte es mit vielen schönen Erzeugnissen der italienischen Renaissance und stimmte es in einen tiefen Dämmerton. Die Pracht des Makartschen Ateliers war lange Zeit eine der größten Sehenswürdigkeiten Wiens und ein Wahrzeichen der Stadt. Der große deutsche Landschaftskolorist Eduard Hildebrandt und mein Vater Eduard Meyerheim hatten gar keine Ateliers und malten nur in einfachen Stuben, die nicht einmal richtiges Nordlicht hatten. Max Liebermanns Atelier ist ganz weiß getüncht und bietet dem Beschauer außer den Bildern des Künstlers nichts Reizvolles; aber das reizloseste, geschmackloseste Atelier, das ich je gesehen, war das von Meissonier. Unser Menzel hatte dafür gar keine Empfindung, er ging spornstreichs zur Sache und betrachtete mit der Lorgnette vor der Brille das noch unvollendete Gemälde. Mit der ihm üblichen Gründlichkeit besah er es, ohne ein Wort zu reden, aber doch voller Bewunderung, Zoll für Zoll. Ich hatte für ihn gar nichts zu verdolmetschen, das Lob fiel immer nur höchst selten von des Meisters Lippen. Meissonier dauerte aber Menzels Schweigen viel zu lange. Er fing nun selbst an, die Vorzüge des Bildes zu explizieren und jede Einzelheit zu loben. Dies rührte Menzel nicht, und nur ab und zu murmelte er zustimmend: „Freilich, freilich.“

Dann zeigte er plötzlich auf den vollendeten Napoleon I., der im Mittelgrunde des Bildes zu Pferde die Vorüberreitenden salutiert. Er wies auf den Arm mit dem Hute hin und sagte: „Das bleibt wohl noch nicht so“? „Qu'est-ce qu'il a dit?“ raunte mir Meissonier zu; ich versuchte, die Worte in milder Form zu übersetzen. Das Ende der schwierigen Unterhaltung war, daß Menzel auf einem Blättchen Papier hinzeichnete, wie der Arm mit dem Hut sein müsse, und auch noch mit ein paar Strichen den Kaiser hinzufügte. Von dieser Zeichnung war Meissonier ganz begeistert. Er zeigte uns dann unzählige seiner Studien, die alle auf winzige, ungrundierte Holzbrettchen gemalt und ungemein interessant waren. Um eine Studie zu malen nach Reitern und Pferden, die nicht ganz stillhalten, befestigte der Künstler auf der Palette rechts unten neben dem Loch ein solches Brettchen und malte nun

stehend nach den Pferden, immer rechts und links gehend, je nachdem das Tier sich bewegte. Zu jedem der winzigen Pferdchen seiner berühmten Schlacht bei Solferino hat er Studien gemacht, die dreimal so groß sind als die Pferde auf dem Bilde. Viele glauben, daß Meissonier vielfach nach Photographien gearbeitet hätte; wer aber das Glück hatte, diese Studien bewundern zu können, wird jeden Glauben an Photographien verlieren.

Wir gingen nun ins Haus, wo uns die Meissonière und der Sohn, gleichfalls Maler, begrüßten, und betraten endlich das andre Atelier, in dem der Künstler seine kleinen Intérieurbilder malte.

Menzel hatte an einem Bilde, das auf der Staffelei stand, eine kleine Veränderung vorgeschlagen, die Meissonier auch, obgleich die Tischglocke schon geläutet hatte, sofort in Angriff nahm. Während er an der Staffelei saß, wurde er aber meuchlings von hinten durch Menzel überfallen, der sofort eine Zeichnung des arbeitenden Kollegen entwarf. Nun kam die Meissonière mit Ricard, um uns zu holen, aber auch sie wurden schnell noch mit dem Bleistift niedergemetzelt. — Der weitere Verlauf des Tages war weniger amüsant. Viele gute Haare wurden an den berühmten Zeitgenossen nicht gelassen. Nach einigen Jahren malte Menzel in Berlin von der eben geschilderten Atelierszene ein Ölbild, rechts sitzt Menzel an der Staffelei, auf der Erde schläft ein großer, weißer, schottischer Windhund, links steht Ricard, ein winziges Bildchen in der Hand haltend und bewundernd und mit Madame Meissonier sprechend. Das Bild ist von bezaubernder Koloristik und einem fast Rembrandtschen Ton. In Berlin war es nie ausgestellt und war lange Jahre verschwunden. Da entdeckte es der Berliner Kunsthändler Pächter, erwarb es und ging eines Abends im Jahre 1901 in die stets von Menzel besuchte Weinhandlung von Frederich. Menzel war hochbeglückt von der Nachricht, daß dies Bild wiedergefunden sei, und sagte: „Lieber Herr Pächter, da machen Sie mir wirklich eine große Freude. Sie müssen mit mir eine Flasche sehr guten Rotwein darauf trinken." Der Kellner war zur Stelle, und nach langem Suchen in der Weinkarte kam die Order: „Bringen Sie mir eine Flasche Margaux zu — 2 Mark!" —

In jener Zeit, 1867, blühte die Schule von Fontainebleau, die bis heute den künstlerischen Ruf der französischen Malerei hochhält und deren Bilder von Kunstsammlern aller Länder gesucht und enorm bezahlt werden. Menzel zollte nicht allen die gleiche Bewunderung; er erkannte immer nur genauestes Studium, mühevolle Arbeit und volle Wahrheit an. Millet, für den man gerade anfing, in die Ruhmesposaune zu stoßen, konnte ihn wenig reizen. Er sah an seinen Werken nur, wie schlecht und ungeschickt alle Körperteile und bäuerlichen Kleidungsstücke gemacht sind. Viel höher schätzte er Jules Breton, der ohne Millet wohl kaum entstanden wäre; mit fast derselben feinen Naturbeobachtung malt dieser Künstler alles, was jener faul und unbeholfen hinmalt, mit genauem Studium und vollendeter Technik. Freilich sehen seine Bäuerinnen öfter aus, als wenn sie Romane gelesen hätten, und man merkt ihnen an, daß sie dem Künstler zu Liebe stille halten. Von den Landschaftern entzückte Menzel wahrhaft in erster Linie Daubigny, mit Be-

geisterung sagte er von dessen Bildern, wie ausgezeichnet dieser und jener Ton getroffen sei. Nächst diesem großen Landschafter hatte Menzel viel für Theodor Rousseau übrig, weniger für Corot und Duprez.

Ich war später noch einmal mit vielen großen Künstlern zu Meissonier eingeladen. Es wurde bei Tische viel über Menzel disputiert; man war einig, daß seine Handzeichnungen über alles Lob erhaben seien, ebenso seine Aquarellen und Gouachebilder. Aber mit seiner Ölmalerei konnten sich die Kollegen durchaus nicht befreunden. Manche fanden sie sogar ganz abscheulich. Da ergriff Meissonier das Wort und sagte: „Meine Herren, warten Sie es nur ruhig ab; ich glaube, von uns allen hier wird Menzel einmal der Einzige sein, der mit seiner abscheulichen Ölmalerei recht behält." —

Zum Schluß dieser Pariser Reminiszenzen sei ein Brief Menzels aus dem Kriegsjahre mitgeteilt. Ich hatte ihn veranlassen wollen, mit mir nach dem Görlitzer Bahnhof zu fahren, wo Lina Morgenstern mit ihren Damen die Verpflegung der gefangenen Franzosen übernommen hatte. Darauf schrieb er:

25. Juni 1871.

Lieber Paul!

Anbei der Nachrichtenbrief mit bestem Dank zurück. Sollte diesmal nicht sein. Zweimal fuhr ich hin. Das erste Mal gegen sieben hieß es, die Franzosen kommen um zehn. Abends um zehn brachte einer der Offiziere aus dem Telegraphenbureau den Bescheid: sie kommen um 2 Uhr! Da sprach ich mich von jeder weiteren Pflicht des Ausharrens los, wünschte den anwesenden Damen — die beiläufig das alles so und sovielte Nacht trieben — soviel Angenehmes, als Zeit und Ort zu bieten vermögen, und hüllte meine Person in eine Nachtdroschke. Wie gesagt — sei schön bedankt für Deine Bemühungen um die Einlaßkarte. (Ist aber nicht nöthig, da ich doppelten Passepartout von Wurmb und von Stuckrath habe.) Wenn ich nur davon erfahre, hinein komme ich schon.

Herzlich grüßt Dein Menzel.

VII.

Mit großen Kunstfragen hat er sich nicht beschäftigt und sich nie in die Kämpfe der verschiedenen Parteien gemischt. Er kannte eben nur gute und schlechte Bilder und behauptete, daß auf Ausstellungen die guten nicht so gut und die schlechten nicht so schlecht aussähen, wie sie es verdienten. Ein von ihm an mich gerichteter Brief spricht sich hierüber deutlicher aus:

4. Mai 1897.

Ich kann mich den Teufel drum kümmern, was hier Sezession ist und was nicht! Auf eine Anfrage von irgend woher (ich hatte nichts und wollte auch nichts geben) antwortete ich: „Wenn Besitzer etwas hergeben wollten, hätte ich nichts dagegen. Ich weiß nun nichts von alledem. Die kleinen Zeichnungen bitte ich mir augenblicklich zurückzuschicken. Es soll nichts von mir dort im Wege stehen. Jedoch zu den Illustratoren sollen sie auch nicht. Da könnten Sie nur mich auch unter einen falschen Sehwinkel stellen, als wollte ich noch — — — — mit dem „Zerbrochenen Krug" vor jetzt 20 Jahren habe ich definitiv abgeschlossen. Wer in der Illustrierliteratur ca. bis ins 8. Hundert hineingeraten ist, hat's gründlich satt. Wollet nun gründlich vorlieb nehmen mit den drei Bissen.

Vielmals bestens grüßend Menzel.

Der Passus mit den kleinen Zeichnungen bezieht sich auf die Anfrage, ob er dieselben auf Staffeleien im ersten Saale, wo sie allerdings im Gedränge

etwas gestoßen würden, oder ob er sie lieber beim Illustratorenverband ausgestellt haben möchte. Als ich ihm später mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß er in der Sezession ausgestellt habe, antwortete er umgehend:

Im Mai 99.

Zu meinem Befremden ist mir bekannt geworden, daß Arbeiten von meiner Hand bestimmt seien, zur diesjährigen Ausstellung in den Räumen der Sezession zur Erscheinung gebracht zu werden. Nachrichten gegenüber, wie sie in mehreren hiesigen Blättern bereits enthalten sein sollen, erkläre ich hiermit, daß aus meinem Besitz nichts dergleichen nach dort hingelangt ist.

Was sich etwa doch s. Zt. von meiner Hand in gedachter Sezessionsausstellung vorfinden sollte, könnte nur ohne mein Wissen aus Privatbesitz erlangt sein.

Adolph von Menzel.

Er hätte gewiß in manchen Kunstfragen kritisch einschneidend und bessernd wirken können, wenn er mit seiner Meinung nicht so zurückhaltend gewesen wäre. In den Sitzungen der Akademie und des Senats äußerte er selten eine Meinung, und wenn es ihm doch gar zu langweilig wurde, so pflegte er die Wahlurne oder andres abzuzeichnen. Als er die Genossenschaft verließ und als Senator abdankte, wurde er zum Ehrensenator erwählt und ihm dabei der Dank für seine jahrelange Unterstützung in herzlichsten Worten ausgesprochen. Er aber erwiderte bescheiden, er habe immer das Gefühl gehabt, daß er nie etwas genutzt und in den seltensten Fällen den Verhandlungen habe folgen können. Auf eine solche Akademiesitzung bezieht sich nachstehendes Schreiben:

26. November 1875.

Lieber Paul!

Als mich neulich Deine liebe Frau zu heute einlud, dachte ich leichtsinnig genug über meine Pflicht als ord. Mitgl. der Akademie, daß ich zusagte. Nun erschüttert aber das noch gestern abend angelangte Sitzungsprogramm für heute mein Gewissen dergestalt, daß ich Dich hiermit frage, kostet es Dich Tränen, wenn ich nicht komme?

Herzlich grüßend Dein Menzel.

Menzel besuchte nicht oft, aber sehr gern das Theater. Natürlich kam er immer zu spät und hat den Komtur in „Don Juan" nie lebend kennen gelernt. Jedoch blieb er der modernen Theaterliteratur gegenüber fremd und ging nur in klassische Stücke, welche ihm schon bekannt waren. Wenn ich versuchte, ihn zu einem neuen Stück, etwa von Gerhard Hauptmann, zu überreden, so meinte er: „Ich kann der Sache gar nicht folgen, ich beobachte immer, was die Leute anhaben, wie sie beleuchtet sind und was für Gruppen sich bilden, und darüber geht mir das Stück verloren."

Als ich ihn einmal aufforderte, mit mir in den „Biberpelz" zu gehen, schrieb er folgendes (auf einer abgerissenen Traueranzeige):

30. Oktober 1901.

Lieber!

Ich fand zu Hause eine Briefschreiberei aufgehalst, die ich morgen abend erledigen muß. Außerdem — — — überhaupt — — — zum Theater genießen tauge ich nicht mehr. In Lachstücken lache ich nicht, in Rührstücken weine ich nicht.

Besten Gruß Menzel.

Liebesgeschichten interessierten ihn gar nicht; als ich mit ihm einmal über „Hermann und Dorothea" sprechen wollte, gestand er ehrlich, daß er es nie habe lesen können. Er las ungemein langsam und gründlich. Bei neuen Opern, die er gelegentlich, wohl meist als geladener Galaoperngast, besuchte, behielt er seine Meinung durchaus für sich, und in der Zeit, als bei Eröffnung der Bayreuther Festspiele durch die ganze Welt die Meinungen hin- und herwogten und aufeinander prallten, blieb Menzel schweigsam. Er hat bei der ersten Aufführung der Nibelungen mit seiner Familie längere Zeit in Bayreuth gelebt. Hatte er doch für das Zustandekommen der Festspiele die schöne große Zeichnung gestiftet, die eine Soirée bei Frau von Schleinitz im Hausministerium darstellt. Aber er sprach nie über Wagner und seine Schöpfung und meinte höchstens: „Mein Schwager Krigar sagt mir, daß das alles sehr schön sein soll, aber die Musik ist sicher ebenso schwer wie die Malerei, und wer so etwas nicht gründlich versteht, soll den Schnabel halten." Menzel selbst hat nie Musik ausgeübt. Er wußte aber Quartette, Trios und Symphonien der Klassiker ganz genau nach den Tonarten zu benennen. Haydn, Mozart, Beethoven und auch noch Schubert entzückten ihn, aber schon Schumann war nicht mehr nach seinem Geschmack.

Obgleich Menzel sich über die Musik von Brahms nicht geäußert hat, so empfand er doch eine tiefe Verehrung für den großen Zeitgenossen und hatte in Wien die Absicht, den Meister zu besuchen. Er hatte mir öfter bei Besichtigungen von interessanten und historischen Bauwerken, auch wenn dieselben nicht schön und malerisch waren, gesagt, man müsse sie wenigstens in der Zeichnung erhalten; denn über kurz oder lang würde dergleichen alles abgerissen und dann wüßte man nichts mehr davon. So hat er mit stiller Andacht das Haus, in dem Beethoven gewohnt, gezeichnet, die Haustür, den Treppenaufgang, die Eingangstür und das Sterbezimmer. Dies alles ist durchaus nicht malerisch, aber er hielt es für seine Pflicht, eine Abbildung davon zu notieren. Als er Brahms besuchen wollte, war dieser nicht zu Hause, und auf seine Bitten, das Zimmer zu besehen, in dem der Künstler arbeitete, wollte die alte Wirtschafterin zuerst nicht eingehen. Als sie aber dann doch erkannte, daß sie es mit einem rechtschaffenen Mann zu tun hatte, gewährte sie ihm einen Einblick in das Arbeitszimmer. Er schaute sich lange um und schrieb auf ein Stück Papier: „Ich wollte nur einmal in Ihrem Dunstkreis geatmet haben. Menzel."

An die Richtigkeit der Kostüme im Theater machte er natürlich große Ansprüche, und in der Zeit, als er den „Zerbrochenen Krug" illustrierte und deshalb Vorstellungen der Dichtung im Schauspielhaus mit Döring ansah, sprach er über die Aufführung sehr abfällig. Ich lasse ein paar kleine Geschichten folgen, die Menzels Beziehung zu den Brettern und den Künstlern illustrieren.

Als ich im Begriff war, zu Menzel zu gehen, um dem Meister zu seinem Geburtstag zu gratulieren, besuchte mich die unvergeßliche Sängerin Hermine Spies. Ich versicherte ihr, daß der musikliebende Meister sich freuen würde, wenn sie mich begleitete, und das fröhliche Mädchen kam gern mit. Ich stellte

sie dem Jubilar als gottbegnadete Künstlerin vor, und er sagte ihr, daß er schon viel Rühmens von ihr durch seinen Neffen und durch mich gehört hätte. Fräulein Spieß erwiderte: „Ich würde mich aber freuen, wenn ich Ihnen selbst auch einmal etwas vorsingen dürfte; denn wenn Sie zu Meyerheims in Gesellschaft kommen, habe ich immer schon abgesungen. Aber ich gebe übermorgen einen Liederabend und erlaube mir, Sie und die Ihrigen zu demselben einzuladen." Der Liederabend war bis auf den letzten Platz gefüllt; die Familie des Meisters lauschte wie alle hoch entzückt, aber dieser selbst war nicht erschienen. Als ich ihn am nächsten Tage fragte, warum er sich diesen unvergleichlichen Genuß nicht gegönnt habe, meinte er: „Ach, weißt du, so ein Liederabend ist nichts für mich. Ich gehe gern und regelmäßig in Orchesterkonzerte und Quartette, aber in all den Liedern ist immer nur von Amouren die Rede, und davon verstehe ich nun schon gar nichts."

Als Eleonore Duse in Berlin war, hatte sie viel von dem großen Meister gehört, und die temperamentvolle Frau wollte durchaus seine Bekanntschaft machen, obgleich er, der nie die Zeitungen las, wohl kaum etwas von ihr wußte. Ein liebenswürdiger Kollege vermittelte das Rendezvous und erstieg zur verabredeten Stunde mit der Künstlerin die vier Treppen zum Atelier. Der Neffe des Meisters, Professor Otto Krigar-Menzel, hatte sich im Atelier zu schaffen gemacht, um die berühmte Dame in der Nähe zu sehen. Diese kam, der Freund verdolmetschte die Unterhaltung, Exzellenz holte unzählige Mappen hervor und die Duse schwelgte in Begeisterung — — so sehr, daß sie beim Abschied die Hand des Meisters dankbar gerührt ergriff und küßte. Nachdem sie hinaus war und der Neffe beim Ordnen der Mappen half, sagte der Onkel nach einigem Bedenken: „Du, Otto, ich glaube, eigentlich hätte wohl ich der Dame die Hand küssen müssen." —

Im Berliner Theater, unter der Direktion Ludwig Barnays, wurden die „Piccolomini" gegeben. Barnay liebte es, stets bedeutende Leute in die Logen seines Theaters einzuladen, und so saß auch unser Menzel öfter in einer der seitlichen Parkettlogen, obgleich er diese nicht liebte, weil ihm der volle Blick durch Nebenmenschen und Damenhüte gestört wurde. Ich saß hinter ihm, und die Vorstellung nahm einen etwas lahmen Verlauf. Da drehte er sich in einer Pause zu mir um und sagte: „Wenn dieses Stück seinem Ende zustrebt und alles Unglück auf den Wallenstein hereinbricht, dann kommt immer dieser Max mit seinen albernen Privatangelegenheiten und Amouren und hält das Stück unnütz um eine Stunde auf. Übrigens" — sprach er weiter — „der Herr Barnay schickt mir und den Meinigen immer so oft Freibilletts zu seinen Vorstellungen. Wie verhältst du dich dazu, um dich dafür zu revanchieren?" — „O," sagte ich, „das ist sehr einfach. Barnay ist ein Bilderfreund und feiert nächstens hier ein großes Jubiläum. Wenn du ihm ein paar Striche zeichnen willst, so wirst du ihm sicher eine Freude bereiten." — „Ach so," meinte er bedeutungsvoll, mit dem Zeigefinger auf die Parkettreihen deutend, „dann sind dies wohl alles Bausteine zu seinem Jubiläum?" Menzel aber machte Barnay wirklich eine reizende Zeichnung: Vier Menschen von hinten gesehen in einer Parkettloge sitzend, der erste sieht ruhig rechts zur Bühne, der zweite

beugt sich etwas vor, der dritte lehnt weit mit dem Oberkörper zur Loge hinaus und der vierte hat die Quälerei aufgegeben und lehnt ohne Neugierde in seinem Sessel.

Eines schönen Nachmittags trafen in meinem Garten Menzel und der Hofschauspieler Kahle zusammen. Kahle klagte ersterem, daß er jetzt so dick würde und keine Bösewichterrollen mehr geben könnte. Menzel aber bedeutete ihm, daß seine Ansicht eine ganz irrige sei. Als dickleibiger Böse-wicht könne er etwas ganz Neues, nie Dagewesenes schaffen. Warum sollen denn Missetäter immer mager und knochig aussehen? Sie können ja auch bei ihren Schandtaten fett geworden sein. Man brauche nicht immer gleich auf der Bühne je nach der Körperbeschaffenheit auf den Charakter zu urteilen. Kahle möge nur getrost dicke gemütliche Schufte darstellen.

Marcella Sembrich wünschte, wie viele, ein Autograph des berühmten Künstlers zu bekommen. Dieser aber ist damit außerordentlich zurückhaltend und vorsichtig gewesen. Die Diva bat mich um meine Vermittlung, aber ich sagte ihr gleich, daß dies außerordentlich schwer sei, riet ihr jedoch, etwa folgendes Briefchen zu schreiben: Ew. Exzellenz, unser gemeinschaftlicher Freund P. M. sagt mir, es sei dringend nötig, daß Sie die Vorstellung von Don Pasquale besuchen, da es das Schönste, was die Opernsaison zu bieten habe. Ich erlaube mir, Sie zu dieser Vorstellung einzuladen, sende anbei einige gute Plätze und würde mich außerordentlich freuen, Ew. Exzellenz unter den Zuhörern zu bemerken . . . u. s. w. „Sicher," meinte ich, „wird auf dieses Briefchen irgend etwas Schriftliches erfolgen, und dann haben Sie das Gewünschte." Als der Abend der Vorstellung herannahte, bekam ich etwa um vier Uhr per Boten ein Briefchen im Lapidarstil meines Freundes, das er im Atelier geschrieben hatte, und da er dort keine Kuverts hatte, war das Schriftstück in ein Stückchen Packpapier gekniffen und mit einem Bindfaden kreuzweis zugebunden: „Wo wohnt ein Fräulein Sembrich. Dieselbe hat mir Billetts zu Don Pasquale geschickt. Ich habe mir aber bereits ein Billett zur Emilia Galotti im Kgl. Schauspielhaus gekauft." Obgleich ich ihm nun riet, dieses schießen zu lassen und zu Kroll zu gehen, hatte er doch schon sein Briefchen an Marcella Sembrich geschrieben mit der Überschrift: „Wertes Fräulein! Ich danke Ihnen u. s. w." Frau Marcella aber hatte ihren Autographen.

So sehr der Meister aber mit der Hergabe von Autographen kargte und Stöße derartiger Bittschriften unbeachtet ließ, so freigebig war er mit kleinen Blättchen und gemalten Aufmerksamkeiten für die Familien und Freunde, mit denen er intim verkehrte. Die größte Sammlung hatte er in früherer Zeit seinem Freunde Puhlmann in Potsdam gestiftet. Diese Kollektion mit dem Porträt des alten Herrn bildet eine Zierde der Nationalgalerie. Seinem Freunde Ludwig Pietsch schenkte er alljährlich zu seinem Geburtstage eine reizende Zeichnung. Er erzählte mir bei solcher Gelegenheit: „So ein Geburtstag ist immer eine Rute! Als der gute Freund vor vielen, vielen Jahren Quantitäten von Lobestinte für mich vergossen, schenkte ich ihm zum Geburtstag eine Arbeit. Dann floß wieder Tinte und wieder eine Zeichnung, und das

ist nun so beigeblieben. Jetzt heißt es immer am Geburtstag zu Weihnachten bei Pietsch: ‚Wo bleibt die Menzelsche Zeichnung?'"

Dem von ihm hochgeschätzten Gustav Richter und seiner liebenswürdigen Gattin hat er sehr viele, oft winzige Aquarellen auf der Rückseite seiner Visitenkarte gemalt, von so feiner Ausführung, daß sie auch in starker Vergrößerung wundervoll wirken würden. Auch die Familie des Bankiers Magnus Herrmann, in dessen Villa in Hofgastein er oft ein lieber Sommergast war, und der Schwiegersohn des Genannten, Professor Hertel, bewahren Beweise seiner Freundschaft in vielen Blättchen, die zu allen möglichen häuslichen Festen gezeichnet wurden. Er ließ sich nicht leicht eine Aufmerksamkeit erweisen, da er stets durch das Gefühl beängstigt wurde, daß er mit einer künstlerischen Gegenleistung sich bedanken müsse.

Über Menzel als Illustrator, Lithograph, Radierer usw. lassen sich allein dicke Bücher schreiben, da die Zahl von Arbeiten, die er für Vervielfältigung hergestellt hat, weit über 2000 beträgt. Er hat sich eben in allen Sätteln der Technik bewegt. In der Lithographierkunst hat er eine ganz neue, vor ihm noch nicht behandelte Technik erfunden, die er in einem herrlichen Heft als „Versuche mit Pinsel und Schabeisen" bezeichnet. Bei diesen Arbeiten hat er den Lithographierstein mit lithographischer Tusche bestrichen und alle Lichter und Halbtöne herausgeschabt. In derselben Weise ist auch sein jugendlicher Christus, im Tempel lehrend, hergestellt. Diese Komposition führte er zuerst als Transparent aus. In den fünfziger Jahren wurden die Berliner zur Weihnachtszeit durch eine poetisch-künstlerische Darstellung erfreut. In dem langen Saale der alten, ehrwürdigen Akademie wurden mit Begleitung des Domchores zweimal an jedem Abend große Transparentbilder gezeigt, die die Künstler für ihre Unterstützungskasse gemalt hatten. Fast jeder bedeutende Maler brachte abwechselnd alljährlich dieses Opfer. Und so hat auch Menzel drei Transparentbilder gestiftet, die er, nur bei Nacht arbeitend, ohne jegliche Hilfe mit eigener Hand fertigte, während sich die übrigen Künstler je zwei oder drei zu einem Bilde vereinigten. Ich selbst war oft ausersehen, die Tiere auf diesen heiligen Bildern zu malen. Die erste derartige Aufführung bestand in einer Krippe mit lebensgroßen Figuren, die von den besten Bildhauern der Zeit modelliert und von den Malern angestrichen und mit Hintergrund versehen wurden. Diese ganzen Darbietungen, an welche die alten Berliner noch eine schöne Erinnerung bewahren werden, sind leider aus Mangel an Zuspruch in den siebziger Jahren eingeschlafen.[1]) Menzel malte außer dem oben erwähnten Bilde noch einen Christus, die Händler aus dem Tempel vertreibend, und Adam und Eva mit den Kindern. Die alten Juden- und Priestermodelle hatte er sich aus dem Mühlendamm geholt, und aus dieser Zeit stammen die vielen israelitischen Studienköpfe. Die Transparente wurden alle sechs in einem Saale gemalt, in dessen Mitte ein großer Haufen

[1]) Der Unterstützungsverein Berliner Künstler hat diese schöne Sitte jetzt eben wieder aufleben lassen in einer Reihe von Weihnachtsbildern, die mit Gesangbegleitung in dem großen Festsaale des Landesausstellungsparks vorgeführt worden sind.

von Brettern und Rüstzeug lag. Einmal nun ging Menzel, um sein Bild zu überblicken, schnell zurück und stürzte dabei, die Palette in der Hand, über den erwähnten Bretterhaufen. Wir alle waren erschreckt und wollten zu Hilfe eilen. Er aber stand ganz schnell auf und schimpfte nur: „Das muß hier weggenommen werden." Und im nächsten Moment war er mit dem Pinsel auch schon wieder an dem Transparent. Wenn das Bild aufgezogen wurde, machte sich unter den andächtigen Zuschauern oft eine verhaltene Heiterkeit bemerkbar. Ebenso bei der Paradiesszene, in der Adam, von der Jagd kommend, auf der er seine untere Hälfte durch dunkle Sümpfe sehr beschmutzt hatte, seiner unter einer Palme ruhenden Eva einige selten große Früchte heimbringt. Die andre Jagdbeute, ein großes schwarzes Tier, liegt im Vordergrunde, und mit diesem macht sich der kleine Kain zu schaffen, der, seine Rückseite dem Publikum zeigend, auf das Tier heraufkriecht. Leider war es nicht möglich, diese schönen Arbeiten zu erhalten. Sie sind zerbröckelt und verloren gegangen.

VIII.

Die Berliner Akademie der Künste hatte Menzel nicht lange besucht. Der Direktor Gottfried Schadow besaß kein rechtes Verständnis für das Eigenartige, Neue, Große und Bahnbrechende in Menzels Kunst, und so haben sich die beiden nicht gut verstanden und fühlten sich nicht zueinander hingezogen, obgleich Menzel ein großer Bewunderer der Schadowschen Bildwerke war. Die Klasse der Perspektive längere Zeit zu besuchen, war ihm zu langweilig, weil doch die Zeit mit zu viel unwichtigen Sachen verloren ging. Er bat einfach seinen Freund Strack, ihm die Gesetze der Perspektive auseinanderzusetzen, und, er hat sich in wenigen Tagen diese Wissenschaft so gründlich angeeignet, daß es ihm eine Freude bereitete, auf seinen Bildern möglichst große perspektivische Hindernisse sich aufzuerlegen. Er hatte bei manchen Bildern, wie beim Walzwerk, wochenlang Konstruktionszeichnungen auf die Leinewand gebracht, die für jeden andern gänzlich unverständlich waren, bis er mit dem Malen begann. Ferner wußte er ganz genau, wie groß jeder Gegenstand, Kopf oder Mensch, an jeder Stelle sein müsse im Bilde, und malte diese mit erstaunlicher Sicherheit für die Tonpartie im richtigen Lichte oder Helldunkel oder Schatten vollendet hin.

Menzel hat sich bei seinem Gouache nur sehr weniger Farben bedient. Als ich ihm erzählte, daß ich vorgeschlagen habe, bei den Preisverteilungen in der königlichen Hochschule den meist sehr bedürftigen Schülern statt der Medaillen usw. als Prämien Mal- und Tuschkästen zu schenken, nickte er beistimmend und sagte, das wäre sehr verdienstlich. „Denn als ich anfing, hier in der Klosterkirche meine ersten Aquarelle zu malen, kostete ein Tuschkasten einen Taler, den ich nicht hatte. Da machte ich mir aus dem steifen Deckel eines Diariums eine Palette, brachte unten ein Gummiband so an, daß ich den Daumen durchstecken konnte, kaufte mir fünf runde Honigfarben, die ich nebeneinander auf den Deckel klebte, und mit diesem Apparat habe ich noch sehr lange gearbeitet."

Wennschon es immer wieder Leute und auch Künstler gibt, die an Menzels Öltechnik und koloristischer Begabung Zweifel hegen, so gibt es doch kaum einen, der die hohe Vollendung seiner Bleistifttechnik angezweifelt hätte. Menzels erste Arbeiten waren sauber ausgeführte Federzeichnungen, die täuschend wie Kupferstiche in Linienmanier aussehen. In seiner Heimat hatte er in seiner Kindheit keine Bilder gesehen, und da er Kupferstiche für die schönsten und größten Kunstwerke hielt, so bemühte er sich, sie zu imitieren. So hat er mit dreizehn Jahren eigene Kompositionen aus dem klassischen Altertum gezeichnet, die wie Kupferstiche aussehen und deren Unterschriften in schönster Kalligraphie gleichfalls die Abdrücke nachahmen. Seine frühesten Bleistiftzeichnungen sind, da er sich zunächst der Illustration zuwandte, mit ganz spitzem Bleistift in peinlicher, photographischer Genauigkeit ausgeführt. Das um die Jahrhundertwende von einem berühmten Berliner Kollegen ausgesprochene und von der Jugend als Evangelium aufgefangene Bonmot „Zeichnen ist Weglassen" gab es damals noch nicht, und Menzel hat es auch nie kennen gelernt. Er äußerte sich, als ein Fragebogen über die Notwendigkeit oder Schädlichkeit des Gipszeichnens bei allen Künstlern herumging, mit den Worten: „Alles Zeichnen ist gut, Alles zeichnen noch besser." Böcklin beantwortete dieselbe Frage: „Einem Esel kann auch das Gipszeichnen schädlich sein." Ich wage kühn zu behaupten, daß, so lange die Welt steht, niemals jemand so virtuos mit dem Bleistift umgegangen ist wie Menzel.

Bis zu seinem Ende hatte er unermüdlichen Tatendurst, und es schien, als ob er die Absicht habe, ein paar Jahrhunderte alt zu werden. Denn er sagte mir oft, wenn wir eine seiner Skizzen betrachteten: „O, davon habe ich mir noch vorgenommen, es einmal auf die Gabel zu nehmen, da will ich noch dieses und jenes draus machen." Noch in letzter Zeit, als sich gar keine Ölfarben mehr im Atelier befanden (er hatte alles, wie er mir sagte, einem armen, jungen Künstler geschenkt), äußerte er zu dem Direktor der Dresdener Galerie, der gern ein Bild von größerer Bedeutung von Menzel erwerben wollte, daß er zwar nichts mehr habe, daß er aber gern noch ein Bild für dies schöne Museum malen wolle.

Zur Zeit der drohenden lex Heinze, als der Goethebund eine Versammlung der Notabeln in die Räume des Pressklubs berief, befanden sich unter den Kämpfern gegen das Gesetz auch Menzel und Mommsen. Menzel, der den Fahrstuhl zu dem vier Treppen hoch gelegenen Klub nicht benutzt hatte, setzte sich neben seinen Freund, den großen Historiker, und sagte: „Wissen Sie, ich habe zu meinem Atelier doch gewiß ein gehöriges Ende, aber so 'ne Kletterei ist mir noch nicht vorgekommen."

„Ach was," meinte Mommsen mit entsprechender Handbewegung, „haben Sie sich nicht so, wir beide werden bald wohl noch viel höher steigen müssen."

„Wissen Sie, lieber Mommsen," entgegnete schlagfertig Menzel, „da lasse ich Ihnen den Vortritt!"

Und Menzel hat Wort gehalten.

Die anfangs etwas spitze Manier hat Menzel bald verlassen, um sein Heil in einer breiten, farbigen Technik zu finden. Er bediente sich ausschließ-

lich des ganz gewöhnlichen Zimmermannsbleistiftes, den er stets bei sich führte. Die Gewalt über diesen war so groß, daß er das Stoffliche des Originals auf das wunderbarste wiederzugeben wußte. Man kann aus jeder Zeichnung ersehen, ob das Vorbild von Marmor, von Bronze, von Holz oder von Stein war. In seinem Paletot hatte er acht Taschen, die teilweise mit Skizzenblockbüchern gefüllt waren, und er konnte es nicht begreifen, daß es Künstler gebe, die den kleinsten Ausgang machen, ohne ein Zeichenbuch in der Tasche zu haben. In seinen Röcken war auf der linken Seite unten eine besonders große Tasche angebracht, in der ein Lederetui gerade Platz hatte, das ein Blockbuch, ein paar Estampen und Radiergummi barg. Mit dem Papier ging er äußerst sparsam um; jedes Eckchen wurde ausgenützt. Es gibt Blätter, auf denen ein großes Gesicht gezeichnet, dessen leere Backe mit einem andern Kopf gefüllt ist, und wenn ein Gesichtsteil wegen des kleinen Formates ihm nicht recht gelungen schien, so zeichnete er denselben noch ein paarmal größer auf die freien Stellen desselben Blattes. Er nannte das, einen Gegenstand „durchräsonnieren". Wenn er beabsichtigte, eine Stelle mit dem Gummi fortzureiben, so bediente er sich eines kleinen Stückchens harten Papieres, in dessen Mitte ein rundes Loch geschnitten war. Dieses Loch legte er auf die verfehlte Stelle, die nun allein mit dem Radiergummi entfernt wurde, ohne daß die angrenzenden Partien darunter litten. Niemals hat er auf seinen Werken irgend einen Gegenstand direkt nach der Natur auf das Bild gebracht. Selbst wenn er eine Eierschale oder ein Briefkuvert anzubringen hatte, so wurden diese erst gezeichnet und nach der Studie auf das Werk übertragen. Sein Wahlspruch war: „Nulla dies sine linea", und er hat ihn bis zu seinem Ende mit eiserner Konsequenz befolgt.

Wenn schon man über Menzel als Illustrator ganze Bücher schreiben könnte, so möchte ich nur kurz erwähnen, daß er durch seine zahllosen Illustrationen die Holzschneidekunst zu einer Höhe gebracht hat, wie sie in keinem Lande und zu keiner Zeit gewesen ist. Die Xylographen mußten sich mit der allerpeinlichsten Sorgfalt nach jedem seiner kleinsten, scharfen Stiche richten und wurden von ihm nicht übel geplagt. Heute, nachdem man phototypisch stark vergrößerte Ausgaben seiner unübertrefflichen Illustrationen zu den Schriften Friedrichs des Großen herausgegeben hat, sieht man erst recht deutlich, welchen Schatz die deutsche Nation in diesem Werke besitzt. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn Menzel ingrimmig wurde bei der Betrachtung der Holzschnitte der Modernen, die diese Kunst wieder auf den allerniedrigsten Standpunkt der Zeit der ersten Erfindung des Holzschnittes herabgedrückt haben. Sehen doch die Holzschnitte, die als Zierleisten und Textbilder die modernen Werke der Literatur schmücken sollen (sogenannter „Buchschmuck"), so aus, als wenn Kinder Schwefelhölzchen in Tinte tauchen und damit versuchen, Landschaften zu zeichnen.

Viele haben oft den Kopf geschüttelt über das, was der Meister an andern Werken lobte und tadelte. Seine Kritik blieb vielen unverständlich. Wohl niemand hat sich je künstlerische Arbeiten aller Zeiten so genau angesehen wie er. In Ausstellungen, Sammlungen und Kirchen verweilte er so lange, bis

er vom Aufseher hinausgedrängt wurde; in letztern ist er sogar ein paarmal übersehen und eingeschlossen worden. Menzel ist wenig im Auslande gewesen, kannte aber alle Kunstwerke von den ältesten ägyptischen Tempeln an bis auf die Neuzeit, da er jede Reproduktion ebenso gründlich betrachtete, wie das Original. Er pflegte zu sagen: „Ich bin mit Deutschland noch nicht fertig!"

Mit seinem Urteil war er, wie bereits bemerkt, sehr zurückhaltend, weil er fürchtete, daß seine Aussprüche kolportiert werden könnten, und er war auch in diesem Punkt ein äußerst vornehmer Charakter. Wenn er z. B. mir meine eigenen Bilder derartig zerzauste, daß ich sie am liebsten in den Ofen gesteckt hätte, so würde er niemals einem andern etwas von dieser Kritik mitgeteilt haben. Vor allen schätzte er die Künstler, die ihm bewiesen, daß sie an ihren Werken mit höchstem Fleiß und mit Hingabe ihres Herzblutes geschaffen. So sprach er im Gegensatz zu allen modernen Kunstschriftstellern mit der allergrößten Hochachtung und Bewunderung von den Historienbildern A. v. Werners. Von dem einen: „Kaiser Wilhelm gratuliert Moltke zu seinem 80. Geburtstage", meinte er, auf dem Bilde sei alles gut von unten bis oben; das würde er gern selbst gemalt haben. Als ich ihm bemerkte, daß es leider guter Ton sei, von diesen Werken gering zu sprechen, ergriff er ein Lineal, fuchtelte damit wütend in der Luft herum, und erging sich in sehr unliebsamen Ausdrücken über Kritiker. Einmal fragte ich ihn diskret, wie ihm Liebermanns „Simson und Delila" gefiele; er wollte nichts Positives von sich geben und bemerkte: „Weißt du, bei solchen Liebesaffären und Amouren hat der dritte, der Zuschauer, gar kein Urteil. Das ist Geschmacksache der Betreffenden." Entzückt war Menzel, als ich ihn einmal zu einem Bilde von Pradilla führte, der ihm noch unbekannt war. Er saß vor der kleinen Tafel lange ganz sprachlos vor Bewunderung. Dann fragte er mich leise: „Was sagt denn der Meissonnier nun zu so etwas?" Ich erwiderte: „Der ist ja schon lange tot." Er lachte über seine Gedächtnisschwäche und sagte langsam: „Der Pradilla muß ja Augen gehabt haben wie —, wie — — ich!"

Sein ständiges Hauptvergnügen waren die illustrierten Journale, die er allabendlich bei Josty studierte. Von den Bildern im „Punch" meinte er: „Wenn von der ganzen englischen Kunst nichts übrig bleibt als die Punchillustrationen, so ist das schon genug." Fast ebenso schätzte er die Zeichnungen der „Fliegenden Blätter" und konnte nicht begreifen, daß die Münchener hier so vortreffliche Meisterzeichnungen leisteten und nebenbei so liederliche Bilder malten. Er konnte es nicht leiden, daß diese Zeichnungen, die er künstlerisch so ernst nahm, regelmäßig von einem Witz begleitet wurden. Namentlich dem Zeichner Thöny zollte er eine hohe Anerkennung.

Sehr oft war er bei Ausstellungen als Juror zur Verteilung von Medaillen tätig. Aber es war schwer, ihm eine sach- und fachgemäße Behandlung der vorliegenden Fragen beizubringen. In seiner peniblen Gründlichkeit besuchte er vor der Juryversammlung einige Tage lang unermüdlich die Ausstellung, machte sich in seinem Katalog zahllose Notizen, auch bei Bildern, deren Autoren längst die Medaille hatten, und wenn die Herren sich zur Sitzung versammelten,

kam er einige Stunden zu spät und hatte seinen kostbaren Katalog vergessen. Sobald die Herren zu den Bildern gingen, auf die es ankam, schlug er stets Nebenwege ein, blieb bei einer beliebigen Arbeit stehen und erklärte irgend einem Besucher, der sich das Werk auch gerade ansah, die Vortrefflichkeit einer Stelle. Etwas sarkastisch bemerkte er, daß seine Vorschläge ja doch niemals gehört würden. Einmal hatte die Jury ein gutes Porträt zu einer Medaille vorgeschlagen. Als Menzel hinzukam, meinte er, er sei für die Stiftung einer Strafmedaille, und als man, um ihn günstig zu stimmen, ihm ein andres Porträt desselben Künstlers zeigte, sagte er: „Nun, damit zeigt er doch, daß er niemals eine Medaille haben will". Auf einer internationalen Ausstellung wollte sich die Jury in den holländischen Saal begeben. Ich hatte als eine Art Schäferhund immer die Aufgabe, den abirrenden Meister zur Stelle zu schaffen, holte ihn auch aus dem schwedischen Saal herbei und zeigte ihm die drei Holländer, um die es sich handelte; doch nahm er davon gar keine Notiz und lorgnettierte ein größeres Bild von Israels. Auch meine Mitteilung, daß Israels längst die große Medaille habe, brachte ihn nicht von dem Bilde weg. Nun sah ich den ebenfalls kleinen greisen, holländischen Meister herannahen. Böses ahnend, flüsterte ich Menzel zu: „Du, da kommt Israels!" Dieser, erfreut darüber, daß der Meister die „Fischer" so gründlich betrachtete, fragte freundlich: „Nun Exzellenz, wie gefällt Ihnen denn meine Schilderei?" Menzel, der meine Bemerkung überhört hatte, sagte, ohne von Israels Notiz zu nehmen: „O, es ist in der Totalität und im Aufbau vortrefflich, aber, aber," und dabei tippte er mit der Lorgnette auf viele Stellen, „es ist alles so faul gemacht, faul — faul — faul." — Tableau!

Für die Sezession oder Neoimpressionisten hatte er durchaus keine vorgefaßte Meinung. Ich verweise auf den Anfang des weiter oben mitgeteilten Briefes an mich: „Ich weiß den Teufel, was Sezession ist", und als ich ihn einmal zu den Neoimpressionisten bei Keller und Reiner brachte, war er von einigen Sachen, namentlich von einer Gruppe badender Mädchen, voller Anerkennung und konnte gar nicht begreifen, warum diese Leute sich durch eine so alberne Darstellungsweise das Leben schwer machen. Für Klinger war Menzel nur mäßig begeistert. Er erkannte seine Radierungen zum größern Teil an, bewunderte an seinen Skulpturen hier eine Schulter, dort ein Knie aufrichtig, meinte aber von dem Beethoven, daß dies mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk sei. In seiner Kritik interessierten ihn zunächst alle Details, und erst später ging er auf die Totalwirkung über. Menzel sagte mir einmal, er hätte drei Prinzipien: er würde niemals auf Goldgrund malen, er würde niemals um einen Auftrag konkurrieren, und er würde auch für goldne Berge niemals einen Fries malen, da er Friese für eine abgeschmackte Erfindung der Architekten halte. Kein Mensch hätte die Ausdauer, einen langen Fries genügend zu betrachten. Der Hauptreiz eines Kunstwerkes bestände im Gegenteil gerade darin, daß der Künstler ein Stück aus der Natur möglichst knapp herausschnitte. Landschaften und Architekturstücke fing er gewöhnlich mit dem Wischer an und zeichnete dann mit beispielloser Sicherheit der Hand die Details hinein.

Auch wenn er auf meinen Bildern eine Stelle bemerkte, die ich, um dem Auge einen Ruhepunkt zu gönnen, nur mit einem großen, breiten Ton behandelt hatte, sagte er, so etwas sei für Leute, für „Kerle", die nichts könnten und sich die Sache leicht machten; „du aber kannst doch noch etwas Interessantes anbringen". Er belehrte mich oft, daß es unstatthaft sei, auf einem Bilde in seiner ganzen Länge und Höhe am Rahmen mit einem gleichmäßigen Ton abzuschließen. Überall müßte abwechselnd Hell und Dunkel vom Rahmen überschnitten werden, und immer müßten die Töne am Goldrahmen heller oder dunkler als das Gold sein. Er selbst mokierte sich einmal über die Überfüllung seiner eigenen Bilder, als er mit lebhaftem Lachen eine Parodie bewunderte, die Oberländer in seinem berühmten Zyklus „Der Kuß" auf Menzel gemacht hatte. Er fand nur eines falsch darin, die große Namensunterschrift, und sagte: „Ich habe gewöhnlich keinen Platz, um meinen Namen auf das fertige Bild zu schreiben."

Wenn es in der Malerei eine Lehre vom Generalbaß und Kontrapunkt gibt, so ist diese bis heute leider noch nicht in so festen Grundsätzen aufzustellen, wie in der Musik; aber sie ist darum doch vorhanden, und diejenigen Kunstwerke, die aus den Lehren entstanden sind, ziehen das Auge des Beschauers doch mächtiger an als alle jene, die mit oder ohne Absicht gegen die Kunstprinzipien verstoßen. Menzel war ein großer Kontrapunktist in der Malerei, und wenn er mir ein Bild korrigierte, so war es nicht leicht, seinen Aussprüchen zu folgen. So z. B. bat er mich, als er ein großes Bild lange kritisch betrachtet hatte, ob ich ihm nicht ein Stück schwarzes Papier geben könnte. Ich tat es, und nun schnitt und riß er ein merkwürdig geformtes Stück heraus, und dieses klebte er mit etwas Wachs auf eine Ecke des Bildes, wobei er meinte: „Hier brauchst du eine Dunkelheit von dieser Gestalt", doch wollte er sich nicht darüber aussprechen, was ich nun eigentlich dorthin malen sollte, und sagte nur kurz: „Das ist deine Sache, dir darüber den Kopf zu zerbrechen."

Bei meinen Bildern war er mir stets ein treuer Berater. Leider kam er nur höchst selten und immer erst bei einbrechender Nacht in mein Atelier. Als ich für das Danziger Museum das Porträt von Daniel Chodowiecki malte, dessen Bestellung mir durch Menzels Fürsprache zuteil wurde, wollte er, nachdem er an einer größeren Gesellschaft bei mir teilgenommen, ganz spät nach Mitternacht, als die Gäste fort waren, noch meinen Chodowiecki sehen. Wir stiegen in das ungeheizte Atelier, und bei mäßiger Beleuchtung begann er seine Kritik und tadelte heftig die Hände, die die Kupferplatte und Radiernadel halten. Er meinte, daß ich diese gar nicht nach einem gewöhnlichen Modell malen könnte; dazu brauchte ich jemanden, der mit solchen Instrumenten umzugehen wisse. Er ergriff nun Kupferplatte und Nadel, setzte sich in richtiger Beleuchtung an einen Tisch und befahl mir, eine ordentliche Studie nach seinen Händen zu machen. Trotz der niedrigen Temperatur arbeiteten wir beide im Frack so lange, bis diese Studie fertig war, wobei der große Künstler öfter einnickte und dann erwachend immer fragte: „Sitze ich denn noch richtig?"

Für zwei Gattungen von Bildern hatte er wenig übrig, für Stimmungsbilder und für Bilder mit sogenanntem deutschen Gemüt. Eine solche Sünde hatte auch ich begangen und dies Opus vor seinem Auge versteckt, um mir eine Schamröte zu ersparen. Er drehte aber doch die Staffelei herum und betrachtete schweigend das junge, sehnsuchtsvolle Mädchen, das bei aufgehendem Mond unter einem Jasminstrauch einem Zuge Vögel nachschaut. Er besah es nicht liebevoll, tippte mit den Fingern auf den blaßrosa aufgehenden Mond und sagte: „In den Fürst Pückler hättest du auch noch einen Eislöffel hineinstecken können."

Große, leere Stellen auf Bildern konnte er nicht ausstehen, und wenn wir zusammen eine Ausstellung durchwanderten, stand er bei solchen Werken nur still, um zu bemerken: „Was hätte man da noch alles hinmalen können," oder auch, wenn die Bilder ein zu ödes Landschaftsmotiv darstellten: „Die Natur hat wohl oft so schwache Momente, aber man malt sie doch nicht gerade."

Das Große an Menzel war, daß er weder nach rechts noch nach links gesehen hat, noch nach dem, was andre tun und lassen und reden. Er hatte auch nicht den geringsten Autoritätsglauben und genierte sich nicht, die berühmtesten Meisterwerke alter Galerien, und wenn sie von Rembrandt selbst wären, mit sehr zersetzender Kritik zu beurteilen. So z. B. das berühmte Bild in Dresden, „Rembrandt mit seiner Frau auf dem Schoß", dem er keinen Geschmack abgewann. Angesichts der Laokoongruppe sagte er einmal zu mir, nachdem er in stiller Bewunderung eine Weile mit der Lorgnette auf den Laokoon gewiesen hatte und dann auch die später gefundenen Jünglinge zeigte: „Was würde das für ein Schmerz gewesen sein, wenn man diese beiden nicht gefunden hätte. Na, und nun — nun hat man sie!"

Auch der Kopf der vielgerühmten Klythia, von dem Reinhold Begas mit ihm im Gespräch sagte: „Man kann ihn hinstellen, wohin man will, er sieht doch immer schön und apart aus," hatte nicht seinen besonderen Beifall.

Einmal hielt Menzel eine kleine Skizze einer nackten Nymphe, die Begas Gustav Richter geschenkt hatte, in den Händen, bewunderte sie außerordentlich und sagte dabei zu Richter: „Sagen Sie doch dem Reinhold, wenn Sie ihn sehen, ob er nicht imstande wäre, sich einmal etwas platonisch zu verlieben, damit er den Gesichtsteilen auch einige Aufmerksamkeit schenken möchte."

IX.

Zu allen Hofgesellschaften wurde Menzel eingeladen, und er ward nicht müde, die Gäste sowohl wie die herrliche Architektur des Schlosses zu bewundern, zu studieren.

Wenn Se. Majestät ihn zur Tafel geladen hatte, schickte er ihm in den letzten Jahren einen seiner Geheimen Räte mit einem Wagen, der den Meister zur rechten Zeit abholte. Der Herr Geheime Rat trieb einmal den berühmten Gast zu großer Eile, brachte ihn glücklich in den Wagen und bemerkte unterwegs, daß Menzel den Schwarzen Adlerorden nicht angelegt hatte.

Der Geheime Rat war sehr erschrocken. Umkehren war unmöglich, und Menzel tröstete ihn mit den Worten: „Es schadet nichts; ich bekleckere mir das Band doch immer beim Essen.“ Ein andermal beim Hofball sah ich ihn in seiner Hoftracht herumspazieren ohne den roten Senatorenmantel. Als ich ihn fragte, warum er denselben nicht angelegt, meinte er: „Ich habe ihn zu Hause gelassen, weil er beim Gedränge am Büffett immer so begossen wird.“

Als Menzel den hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten, mußte der neue Ritter natürlich im vollen Ornat photographiert werden. Auf dem Bilde stand Se. Exzellenz neben einem großen Stuhl, und auf diesem sein Zylinderhut. Als er gefragt wurde, warum gerade dieser Hut dort stünde, ob er ihn mit besonderer Absicht aufgestellt habe, sagte Menzel sehr ernst: „Gewiß habe ich dies absichtlich angeordnet, denn den hohen Orden bekommen nur gekrönte Häupter, Fürsten oder hohe Militärs. Mit dem schwarzen Zylinderhut wollte ich andeuten, daß ich ein einfacher Bürger bin.“ An den vielen Orden, die ihm zuteil wurden, hatte er doch eine stille Freude und putzte sich gern damit. Besonders stolz darauf war er, daß er einen höheren französischen Orden besaß als Meissonnier.

Als Helmholtz Vizekanzler des Pour le mérite geworden war, begab er sich zu Menzel, dem Kanzler dieses hohen Ordens, und fragte ihn, welche Obliegenheiten ihm in dieser Stellung zukämen. Menzel antwortete kurz: „Sie haben nur zu warten, bis ich tot bin, und dann sind Sie Kanzler.“

In früheren Jahren fanden in der Häuslichkeit Menzels und seines Schwagers Krigar sehr anregende und gemütliche Gesellschaften statt. Künstler, Schriftsteller und Musiker versammelten sich in den Räumen, und dem Wirte bereitete es ein wahrhaftes Vergnügen, wenn seine Musik ausübenden Kollegen in seinem Atelier ihm Quartette vorspielten. Sehr oft habe ich mit meinem Vater, Karl Becker, den Brüdern Begas und andern dort gespielt. Der Gesang ertönte seltener in diesen Räumen. Mancher Gast wurde damit beglückt, daß er in einem stillen Winkel sich eine Mappe mit Skizzen besehen durfte. Dort blieb er nie lange allein. Nach dem reichlichen Mahle ergriff dann der Wirt sein Glas, und man vermutete, daß er seine Gäste mit einem Toast erfreuen würde. In brüderlicher Liebe aber hielt er gewöhnlich eine Dankrede an seine Schwester, die alles so herrlich bereitet.

Hier ein Briefchen aus jener Zeit:

3. Oktober 1879.

Lieber Paul!

Mit Bedauern hier die Nachricht, daß unser morgiger Abend untunlich geworden ist. Meine arme Schwester befindet sich in Katarrh-Situation extremster Art, so daß sie gegründete Bedenken trägt, die Wirtin zu machen mit der bei dergleichen sicheren Aussicht, den Gästen in der Atmosphäre der Wohnung den Keim zu demselben Leiden mitzuteilen.

Schönstens grüßend Menzel.

Bei größeren Festen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, hielt er gern eine Rede, deren Vortrefflichkeit und Geist aber nur die würdigen

konnten, die unmittelbar neben dem Redner standen. Denn er sprach gerade vor sich hin in seinen Teller hinein und nicht mit lauter Stimme. — Den schlesischen Accent hatte er nie ganz abgelegt. — Jeder Festteilnehmer aber wollte etwas von den goldenen Worten hören, und so bildete sich im Nu ein dichter Schwarm von Gästen, die mit der Hand am Ohr in allen möglichen gebückten Stellungen in einem festen Knäuel sich um den verehrten Redner drängten.

Eine hinreißend warmherzige Rede auf meinen Vater hielt er, als ich ihn zum letzten Male bei mir sah. Zu meinem sechzigsten Geburtstage hatten sich sehr viele Freunde und namentlich lustige Jugend in meinem Hause versammelt, um diesen Tag mir zu verschönen. Ein großer Teil erschien als Figuren aus meinen Bildern, und so wimmelte es von Zirkuskünstlern jeden Geschlechts, von Zigeunern, Menagerieleuten und ländlichen Gestalten. Da es im Sommer war und mein Atelier zur Bewirtung aller Gäste nicht ausreichte, so hatte ich den anstoßenden Wäscheboden phantastisch dekoriert und erleuchtet, und die darin munter tobenden, speisenden, kostümierten jungen Leute gewährten einen reizenden, malerischen Anblick. Mein greiser Freund umschlich beobachtend die bunten Gruppen und setzte sich bald in diese, bald in jene Bodenecke, um etwas auf dem Anstand zu treffen, und dann, als schon manche herzliche und lustige Rede gehalten, begann auch er an sein Glas zu klopfen und sprach so rührende und tiefempfundene Worte, daß alle Gäste wahrhaft ergriffen waren, als er ein stilles Glas auf den verstorbenen Freund Eduard Meyerheim trank. Dieser Eindruck ist allen Anwesenden unvergeßlich geblieben.

Für sein warmes Herz und seine oft fürstliche Wohltätigkeit gibt es zahllose Beweise. Wenn für eine gute Sache ein reicher Mann eine große Summe zeichnet, wird davon viel Aufhebens gemacht. Menzel „zeichnete“ mit eigner Hand meist viel größre Summen. Er hat, wenn es sich um Unterstützung von hilfsbedürftigen Künstlern oder zu wohltätigem Zweck veranstalteten Bazaren und Lotterien handelte, immer kostbare Blätter gespendet, mit deren Wert kein Beitrag der andern Wohltäter konkurrieren konnte. Bei Geldsendungen war er sein eigner Bote, damit niemand etwas davon erführe.

Als Menzel seine Augen für immer geschlossen hatte, hat es mich und seine Freunde sehr verdrossen, daß alle Journale eine Fülle von Anekdoten brachten, die den großen Mann ausnahmslos nur als einen schroffen, groben und sehr unliebenswürdigen Menschen darstellten. Und viele mögen auch wohl Grund gehabt haben, ihn so zu nennen; denn er mußte oft zu starken Mitteln greifen, denen gegenüber, die ihn mit irgendeiner Bagatelle belästigen und bei der Arbeit stören wollten. Ganze Stöße von Briefen voll Zumutungen sollte er, der Übersleißige, beantworten: Bitten um Autographen, Urteile über Kindertalente, Zusendungen von Freibilletts, Ersuchen um schriftliches Gutachten über Bleistifte, neue Malmittel, Malgründe und Pinsel usw. usw., und wenn gar viele Leute mit ihrem Ansuchen ihn persönlich beglücken wollten, konnte er sich ihrer nur durch Schroffheit erwehren. Er war kein

Mann von gleichgültigen Redensarten, fragte nie nach Familienangelegenheiten, nach künftigen oder nach erledigten Sommerplänen oder nach dem Neuesten vom Tage. Wer aber, und wenn er ihm gänzlich unbekannt war, ganz dreist ein Gespräch anfing, der durfte sich sicher über Grobheit nicht beklagen. Und wenn sich alle Freunde regelmäßig an seinem Geburtstag bei ihm einfanden, so hatte er für jeden ein warmes, gemütvolles Wort, und alle, die am gastlichen Frühstückstisch bei dem Meister saßen, konnten seine unglaubliche Frische und Herzlichkeit bewundern. Bei diesen intimen Festen, die mit einer Gratulation und einer Gabe von Sr. Majestät eröffnet wurden, hatte das Geburtstagskind sein Glas mit gutem Stoff in der Hand und war unermüdlich, jedem zuzutrinken und zum Trinken anzuspornen.

Die Räume, in denen sich die Gratulanten versammelten, waren einfach und ohne Luxus im Geschmack der frühern Zeit eingerichtet. Aber wo Menzelsche Werke die Wände schmücken, ist Luxus genug. Über einem Sofa hing eine große Photographie von Rafaels Madonna della Sedia. Einige Rokokoschränke, Händels Büste von Houdon, manches Ehrengeschenk der königlichen Familie in drei Generationen und verschiedene Arbeiten von Kollegen, die nur mit ängstlichem Gemüt wagten, dem hochverehrten, von allen anerkannten Meister etwas darzubringen — das war alles.

Gegen das Ende seines Schaffens hin liebte es Menzel, ältere Arbeiten noch einmal vorzunehmen. Er holte manche Studie oder Zeichnung aus frühern Mappen und überarbeitete sie gänzlich. Es entwickelte sich bei ihm die Vorliebe, solche Arbeiten mit überreichem novellistischen Inhalt auszustatten, und er erzählte oft ganz lange Geschichten von dem, was er sich erdacht und in das Werk geheimnisvoll hineingelegt hatte. Schon frühe hatte er etwa acht Blatt Aquarellen kleinsten Formats geschaffen, die eine zusammenhängende Handlung darstellen, und es wurde lange, aber immer vergeblich nach einem Dichter gesucht, der zu diesen Blättern eine Geschichte schreiben sollte.

Das letzte Bild in Gouachefarben hatte folgende Geschichte. Ich fragte ihn ein Jahr früher, was er vorhabe. Er zeigte mir das Aquarellporträt eines feinen Aristokraten und sagte: „Das ist der Byron von Curland. Den will ich jetzt fertig machen.“ Als ich verwundert meinte, daß dieser Herr doch schon ein paar Decennien tot sei, sagte er: „Gewiß, aber ich habe das Porträt beim Kramen in einer Mappe gefunden. Es war eine Studie zum Krönungsbild, und die Familie, der es gut gefallen, bestellte mir, daß ich das Porträt fertigmachen sollte. Nachher haben sie wohl Reue bekommen des Preises wegen und haben es wieder abbestellt. Nun will ich aus dem Ding etwas machen, und zwar einen Agrarier, der sich eine Zigarre angesteckt hat und einen Pack Zeitungen mit der rechten Hand unwillig beiseite schiebt.“ Zu dieser Arbeit hat er für die erwähnte Hand fünfunddreißig Zeichnungen gemacht und für die mit der Zigarre noch fünf. Dreiviertel Jahr hat er über diesem Blatt zugebracht, und als ich ihn eines Tages fragte: „Was ist denn aus deinem Agrarier geworden?“ erwiderte er kurz: „Ich habe doch nicht ausdrücken können, was ich gewollt, und habe ihn schließlich beiseite gelegt.“

Natürlich gehen die Meinungen über das Schaffen eines jeden großen Künstlers immer auseinander, und die wahre Schätzung bleibt erst feststehend, wenn sie die kritischen Siebe von Jahrhunderten passiert hat. Und so hat Menzel schon zu seinen Lebzeiten allerlei hinunterschlucken müssen, was ihn aber — Gott sei Dank — nicht beirrt hat. „Allen gefallen ist schlimm, mach es wenigen recht.“ Und wie viel Unsinniges ist da nicht alles gesagt und geschrieben worden! Der eine nennt ihn nur einen Gelehrten, ein andrer meint, daß seine Kunst die eines Chinesen oder Japaners sei; ja man sprach ihm sogar die Kunst des Zeichnens und gänzlich den Sinn für Kolorit ab. Den einen Kunstschreiber geniert die überreiche Fülle des Gebotenen auf jedem Bilde, er nennt ihn einen Kunstregistrator; der andre sieht nur Kleckse in schlechter Technik, und sogar der Geist wird für etwas der Kunst Schädliches erklärt. Da ich selbst mit den Werken des unvergeßlichen Freundes groß geworden und erzogen worden bin, so habe ich natürlich nur reine Freude und Bewunderung, und, ehrlich gestanden, mit dem Beurteilungsmaßstab, den ich mir durch Menzels Werke gebildet, will mir nur wenig andres gefallen. Denen aber, die diesen Riesen aus mangelnder Kenntnis perspektivischer Lehrsätze unverständig beurteilen, möchte ich zurufen: „Mancher kommt uns nur klein vor, weil er so sehr weit über uns steht!“

Altthüringer Porzellan[1].

Von

Wilhelm Stieda.

Nachdem im Jahre 1710 auf der Albrechtsburg in Meißen die erste deutsche Porzellanmanufaktur eingerichtet war und bald zu vielbeneidetem Weltruf gedieh, wurden nacheinander in den nächsten fünfzig Jahren im Deutschen Reiche, einschließlich Österreichs, zwölf Fabriken gegründet. Sie sind wohl alle, insbesondere die zu Höchst, Berlin und Wien, zu großem Ansehen gelangt. Ihre Erzeugnisse aus jener Periode gehören heute zu den gesuchtesten und werden hochgeschätzt. In der Tat ist, was sie auf dem Gebiete der keramischen Industrie in der Malerei, in der Formengebung, im Figürlichen geleistet, bewundernswert. Man begreift bei ihrer Besichtigung den Reiz, den dieses mehr als hundertjährige Porzellan auf feinsinnige Naturen ausübt. Die Zierlichkeit der Figuren, der Schmelz der Farben, die Reinheit der Glasur, die Feinheit der Masse und der Malerei, die uns Vögel, seltsame Fabeltiere, Blumen, Allegorien oder Darstellungen aus dem Leben einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit vorführt — sie verfehlen nicht, Eindruck auf uns zu machen.

Alle diese Gründungen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind auf die Initiative hoher Herren zurückzuführen. Weltliche und geistliche Fürsten, Könige und Fürstbischöfe riefen sie ins Leben oder unterstützten sie mit ihren Mitteln. Zum Teil leitete sie dabei der Wunsch, das Luxusporzellan, welcher Art dasselbe immerhin sein mochte, in eigenen Fabriken wohlfeiler hergestellt zu sehen. Außerdem aber kommt der wirtschaftliche Grundsatz zur Geltung, daß man industrielle Etablissements eröffnen solle, um in dem Vertrieb der Fabrikate, womöglich ins Ausland, eine Einnahmequelle zu erschließen und Wohlstand ins Land zu bringen. Dementsprechend bemühen sich diese Fabriken, ihre Leistungen zu steigern und, getragen durch den künstlerischen Idealismus ihrer Protektore, streben sie das höchst Erreich-

[1]) Das Nähere siehe in meinem Buche: „Über die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringerwalde". Jena 1902.

bare an. Angefeuert durch das Wohlwollen allerhöchster und hoher Herrschaften, die mit kostbaren Bestellungen wetteiferten und willige Abnehmer auch teuerer Sachen waren, haben ihre Künstler, Modelleure und Maler eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht.

Indes das Porzellan konnte auf die Dauer nicht bloß auf den Konsumentenkreis der obersten Zehntausend beschränkt bleiben. Nicht nur vornehme und reiche Damen sahen in ihm das Ideal einer häuslichen Kunst verwirklicht, schmückten ihre Kaffee- und Teezusammenkünfte, ihre Schreib- und Toilettentischchen mit den reizenden Gegenständen, sondern es kamen allmählich auch seine inneren Vorzüge zur Anerkennung. Die Dauerhaftigkeit des Porzellans, sein schönes Aussehen, seine Sauberkeit, seine Fähigkeit, sich gefällig dekorieren zu lassen, machten es zum Gebrauchsgeschirr höchst geeignet. Die tönerne Kaffee- oder Milchkanne wurde verdrängt, das hölzerne Geschirr beiseite geschoben, der zinnerne Teller vernachlässigt, und an ihre Stelle kamen jetzt die Porzellangeschirre und -gefäße in Gebrauch.

Diesem Bestreben hat die Porzellanfabrikation auf dem Thüringerwalde sich dienstbar gemacht, ja sie hat wohl den Umschlag bewirken helfen, wenn nicht geradezu veranlaßt. Die älteren Fabriken, mit Ausnahme der von Meißen und Berlin, sind alle längst wieder eingegangen. Sie haben pekuniär auch, so viel bekannt, nie recht gute Tage gehabt. Die Gewöhnung des weniger bemittelten Publikums war noch eine zu geringe, der Preis ihrer Erzeugnisse noch zu hoch. Daher konnten sie auf die Dauer nicht bestehen. Die Thüringer Fabriken dagegen haben für die Popularisierung des Porzellans gesorgt.

Seit 1760 erscheinen die ersten Fabriken in Kloster Veilsdorf, in Volkstedt, in Gera und Wallendorf, denen sich bald andre anschlossen, so daß bis zu Ende des 18. Jahrhunderts zwölf, und wenn wir die heute territorial zu Bayern gehörenden Etablissements zu Schney und Tettau mitrechnen, vierzehn im Gebiete des Thüringerwaldes in Tätigkeit waren. Sie haben sich alle lebensfähig erwiesen. Sie bestehen heute durchweg gegenüber früher in vergrößertem Umfange, und sie waren es, die das Signal zur Entfaltung dieser Branche der keramischen Industrie gegeben haben. Auf sie ist es zurückzuführen, wenn wir heute 1503 Betriebe für die Fabrikation und Veredlung des Porzellans in Deutschland mit zusammen 35 914 Personen in Tätigkeit wissen. Im eigentlichen Thüringen sind heute 120 Betriebe mit rund 28 000 Arbeitern in Gang, ohne die in der Hausindustrie und Porzellanmalerei beschäftigten. Ihr darf man es zuschreiben, daß im Jahre 1900 die gesamte deutsche Porzellanfabrikation, abgesehen von Porzellanknöpfen und -blumen, auf mehr als 50 Mill. Mark geschätzt wurde, wovon für 33½ Mill. Mark ins Ausland ausgeführt wurde. Seitdem muß die Produktion sich erheblich vergrößert haben, denn im Jahre 1903 betrug der Wert der Ausfuhr an:

Tafelgeschirr . .	37 643 000 Mark
Luxusporzellan .	10 825 000 „
Zusammen also	48 468 000 Mark.

Die Thüringer Industrie verdankt ihre Entstehung wesentlich zwei Männern: dem einstigen Glasfabrikanten Gotthelf Greiner und dem Kandidaten der Theologie, Gottlob Heinrich Macheleid, ihre weitere Förderung namentlich dem Prinzen Friedrich Wilhelm Eugen von Hildburghausen und dem Hütteninspektor Hammann.

Die Fabrik zu Kloster Veilsdorf, die der Prinz Eugen von Hildburghausen ins Leben rief, trägt noch den Charakter der älteren Periode. Sie ist der Initiative eines vornehmen Herrn entsprungen, der sich für die Einbürgerung eines neuen Industriezweiges lebhaft interessiert. Schon im August 1760 hat derselbe, mutmaßlich der erste in Thüringen, in einem Gebäude des ehemaligen Klosters den Versuch unternommen, Porzellan herzustellen.

Geboren am 8. Oktober 1730 als jüngerer Sohn des Herzogs Ernst Friedrich II. von Hildburghausen, ist er der Bruder jenes Fürsten Ernst Friedrichs III., dessen Talente und Menschenfreundlichkeit zwar anerkannt sind, der aber gleichwohl durch seine unverständige Prunkliebe namenloses Elend über sein Land brachte und dasselbe finanziell ruinierte. Der Prinz Eugen war anders geartet. Ein geschickter Feuerwerker und Mechaniker, in dänischen und holländischen Diensten nacheinander als General tätig, befand auch er, wie aus seiner Korrespondenz ersichtlich, sich allerdings häufig in Geldverlegenheiten, war aber doch kein Verschwender. Vielmehr erscheint er als ein unternehmender Geschäftsmann. Er pachtet die Münze, er erwirbt ein Landgut, offenbar in der Absicht, aus seiner Bewirtschaftung gute Revenuen zu ziehen, und endlich gerät er auf den Gedanken, Porzellan fabrizieren zu wollen. Wer ihn dazu angeregt, ist nicht bekannt. Vermutlich wird die zu erwartende Einnahme aus dem Betriebe eine Rolle gespielt haben. Es mochte dazu kommen, daß er von dem im Jahre 1718 ergebnislos verlaufenen Versuch seines Großoheims, Herzog Christian Ernst von Coburg-Saalfeld, in Saalfeld eine Fabrik zu errichten, wußte. Auch mochte der aufkeimende Ruhm der Meißner und andrer Manufakturen reizen. Jedenfalls hat er vor Augen gehabt die in der Rosenau bei Coburg seit 1738 eröffnete Fayencefabrik, die der Herzog Franz Josias unterstützt hatte, ohne daß es gelang, sie zu einer dauernden und glanzvollen Tätigkeit zu bringen.

Mit äußerst bescheidenen Mitteln ging der Prinz ans Werk. Sein Material beschaffte er sich aus nächster Nähe ohne großen Aufwand. Aus Schalkau kam die Erde, aus Pfersdorf bei Hildburghausen eine andre zum Mischen, Sand und Quarz von Sophienau bei Eisfeld. Nach einer erhaltenen Aufzeichnung hatte der Prinz zu Anfang nicht mehr als 390 Taler, eine Summe, die um so geringfügiger erscheint, als die Unkosten für das erste Rechnungsjahr sich auf 2580 Gulden und einige Kreuzer beliefen. Der regierende Herzog, der sich stets für Beförderung von Handel und Gewerbe in seinem Lande interessiert hatte, betätigte hier sein Interesse mehr durch Wohlwollen als durch Geldmittel. Immerhin spendete er doch die Bauplätze, sowie Holz und Kalk zum Bau der Fabrikgebäude unentgeltlich. Ja er sicherte der Fabrik für ewige Zeiten das Monopol und gewährte für den Betrieb 300 Klafter Brennholz zu dem gewöhnlichen Holzpreis, sowie

freie Benutzung eines oberhalb der Mühle des Veilsdorfer Guts fließenden Baches.

Für alle diese Vergünstigungen zeigte sich der Prinz erkenntlich, indem er dem fürstlichen Herrn Bruder einen Anteil am Ertrage in Aussicht stellte. Von dem Bruttoertrage des Etablissements sollte der Landesherr 2 Prozent erhalten.

Es entzieht sich unsrer Kenntnis, ob es je zur Auszahlung des fünfzigsten Talers gekommen ist. Bei einer Abrechnung im Jahre 1767 wurden Sereniſſimo statt baren Geldes mehr und minder große Mengen Porzellans zugewiesen. Dabei verstand man dieses nach so hoher Taxe zu bewerten, daß der Herzog schließlich in der Schuld des Prinzen stand. Das Umgekehrte wäre das Natürlichere gewesen.

Der Prinz Eugen hatte den Betrieb seiner Fabrik im August, wenn nicht schon im März 1760 eröffnet, obwohl das Privileg für sie erst vom 1. März 1765 datiert. Ungefähr einen Monat später, am 8. September desselben Jahres, reichte Georg Heinrich Macheleid, dermalen in Sitzendorf, dem Fürsten Johann Friedrich zu Schwarzburg das Gesuch ein, ihm und einer zu bildenden Gesellschaft ein Privileg zur Errichtung einer Porzellanfabrik zu erteilen.

Dieses Unternehmen, für das der Fürst bereits vier Wochen später die Konzession gab, bringt einen gemischten Typus zum Ausdruck. Es sind Privatpersonen, die unter sich das Geld aufbringen, zwar noch keine förmliche Aktiengesellschaft gründen, indes, offenbar in erster Linie von dem Wunsche geleitet, ihr Kapital zu verwerten, zusammentreten. In der Gesellschaft spielen angesehene Mitglieder des Hofes, der Hofrat v. Holleben, ein Herr Johann Ferdinand v. Muffel und vor allen Dingen der regierende Landesherr eine Rolle. Der Fürst Johann Friedrich hatte für sich und den Erbprinzen je einen Anteil gezeichnet. Er hat auch gelegentlich, wie eine Reihe kürzlich aufgefundener Schreiben erkennen läßt, in ähnlicher Weise wie Prinz Eugen zu Hildburghausen ganz direkt in den Betrieb eingegriffen. Als er im Jahre 1767 starb, erlosch in der fürstlichen Familie das Interesse für das Etablissement nicht. Fürst Ludwig Günther war nicht nur bereit, in die frei werdenden Anteile des Geschäftes einzutreten, sondern bestimmte ein für allemal ihren Übergang von einem regierenden Landesherrn auf den andern. Auch seine hohe Gemahlin, die Fürstin Sophie Henriette, eine geborene Gräfin Reuß, war geschäftlich beteiligt.

Derjenige nun, der zunächst die Seele des Betriebes war, jedenfalls die Anregung zur Gründung gegeben hatte, Macheleid, war im Jahre 1723 zu Cursdorf als Sohn eines Laboranten geboren, d. h. eines Mannes, der sich auf die Anfertigung von Medizinen, Salben, Tränklein u. dgl. mehr verstand. Macheleid hatte Theologie studiert, doch schon als Student naturwissenschaftliche Vorlesungen gehört. Nach beendetem Studium betätigte er sich zunächst als Prediger. Neunundvierzigmal soll er auf der Kanzel gestanden haben, da wurde er andern Sinnes und kehrte zu seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien zurück.

Einer Anregung aus einer Vorlesung eines Jenaischen Professors folgend, versuchte er, Porzellan herzustellen, von dem er gehört hatte, daß es sich um eine Mischung von Ton und Kieselerde handelte. Er mischte nun alle Sand- und Tonarten, deren er habhaft werden konnte, allein stets vergeblich. Porzellan wurde nicht daraus. Da brachte ihm eines Tages eine Frau Streusand, von dem er einen kleinen Vorrat erstand, den er gelegentlich zu seinen Experimenten verwandte. Diese Erde war die lang gesuchte. Mit ihr erhielt er wirklich Porzellan. Doch das geringe Quantum war schnell verbraucht, und er wußte nicht, woher neuen Vorrat nehmen. Die Streusandverkäuferin war ihm nicht bekannt gewesen, und er hatte sie auch nicht gefragt, von wo sie gekommen war. Er durchirrte nun Berge und Täler der Umgegend, lief weit und breit herum, ohne den ersehnten Stoff zu entdecken. Endlich, in einem Steinbruch in der Nähe von Königsee, fand er das gesuchte Material. Sofort belud er sich derart mit dem geschätzten Stoffe, daß er kaum noch gehen konnte und, zu Hause glücklich angelangt, hatte er das Spiel gewonnen. Macheleid ist nicht bis an sein Lebensende in der Fabrik, die er gegründet, geblieben. Er wurde in höherem Alter eigensinnig und grillig, und der Fürst soll ihn durch Bewilligung einer Pension abgefunden haben. Er zog sich für den Rest seines Lebens nach Schwarzburg zurück und erbaute sich dort, am Ende des Dorfes, an der Schwarza, ein Häuschen, das heute noch zu sehen ist. Ein Drechsler, der zugleich einen Ausschank betreibt, ist im Besitze desselben. Als, wie man erzählt, eines Tages die Fluten der Schwarza so stark anschwollen, daß sie sein Anwesen bedrohten, soll Macheleid sich auf den Trippstein geflüchtet und dort ein neues Haus erbaut haben. Ob nun wirklich aus diesem oder einem andern Grunde — genug, die Fundamente dieses Häuschens kann man heute noch unmittelbar vor der Aussichtshütte auf dem Felsen sehen. Die Fabrik, die zuerst in Sitzendorf, später, seit Mai 1762, nach Volkstedt übergeführt wurde, hat, wie die Ausstellung zeigt, Hervorragendes geleistet. Geschäftlich stand ihr lange Zeit der nachherige Hofkonsistorial- und Steuerrat August Friedrich North vor, ein durch praktische Kenntnisse, Scharfblick in Geschäften und Ordnungsliebe ausgezeichneter Mann. Als er im Jahre 1798 starb, rühmte das „Rudolstädtische Wochenblatt" sein tätiges Wirken zur Errichtung und Erhaltung der Volkstedter Fabrik. Er ist später durch Christian Nonne, der ursprünglich Materialwarenhändler in Erfurt war, ersetzt worden.

Als Macheleid sich im September 1760 um ein Privileg bewarb, zögerte der Fürst Johann Friedrich zunächst, die Einwilligung zu erteilen. Er war nämlich gleichzeitig vom Hütteninspektor Hammann in Katzhütte ebenfalls um Privilegierung einer Fabrik angegangen worden.

Johann Wolfgang Hammann, in Franken 1713 geboren, hatte eine auf das Praktische gerichtete Ausbildung genossen, die ihn befähigte, sich dem Bergbau zuzuwenden und in der Folge die Leitung eines Hochofens und Hammerwerks zu übernehmen. Im Jahre 1747 finden wir ihn in Katzhütte, wo seit dem Beginn des Jahrhunderts ein Hochofen im Gange war. Er wird uns als eine prächtige Persönlichkeit, ein entschiedener und gereifter Christ ge-

schildert — als ein Mann, der vermöge seiner Mittel helfen konnte, auch wollte, und sich um die Hebung des Ortes Katzhütte große Verdienste erworben hat. Durch welchen Umstand angeregt er sein Interesse dem neuen Industriezweige, ebenfalls seit dem Jahre 1760 zugewandt, hat sich nicht ermitteln lassen. Fast gleichzeitig mit Macheleid bewarb er sich um ein Privileg, weil auch er bereits „seit fünf Jahren in dieser Sache mit vielem Aufwand laborieret und Stücke angefertigt hätte, die einem echten durchsichtigen Porzellan nicht ungleich wären". Hammann kam jedoch nicht dazu, wie er beabsichtigte, diese dem Landesherrn vorzulegen, und Johann Friedrich zu Schwarzburg entschied zugunsten seines Schützlings Macheleid. Es könnte seltsam erscheinen, daß der Fürst die Zulassung einer zweiten Fabrik verschmähte, da aus dem gleichzeitigen Betriebe zweier Unternehmungen schließlich für sein Land doch größere wirtschaftliche Vorteile sich ergeben mußten. Wahrscheinlich hatten Hammanns Leistungen noch kein rechtes Zutrauen erweckt. Hatte der Landesherr sie nicht selbst gesehen, so waren sie doch seinem Kammerrate von Holleben gezeigt worden, der von der Erteilung der Konzession abgeraten haben mag.

Der tatkräftige und unternehmungslustige Hammann wurde durch diese Ablehnung nicht abgeschreckt. Hatte er in Schwarzburg-Rudolstadt mit seinen Bestrebungen keinen Anklang gefunden, so richtete er sein Augenmerk auf einen andern Teil Thüringens. Er kaufte im November 1763 von dem sächsischen Landkammerrat Freiherrn von Hohenthal das zum Fürstentum Coburg-Saalfeld gehörende Rittergut Wallendorf und erhielt im folgenden Jahre die Erlaubnis zur Eröffnung einer Porzellanfabrik daselbst.

Diese Fabrik, die dritte in der Reihe, wenn wir von Gera absehen, die als Fayencefabrik älter sein dürfte, zeigt uns den vollendeten Typus des modernen Etablissements. In der Gesellschaft, die sich nominell zu ihrem Betriebe gebildet hatte, war Hammann der Kapitalist, der sich seinen Sohn und seinen Bruder als Gesellschafter zugesellt hatte und vor allen Dingen zwei Techniker anstellte, die für die tadellose Herstellung des Porzellans die Sorge übernahmen. Hier haben wir zum ersten Male die Fabrik als reines Privatinstitut, als das Unternehmen eines vermögenden Mannes. An sie schlossen sich die späteren in Gotha, in Limbach, Ilmenau usw. an, die von sachkundigen Unternehmern ins Leben gerufen wurden. Von nun an hört das fürstliche Interesse, an diesen Anstalten direkt sich zu betätigen, auf. Freilich sind die Etablissements in Gotha und Ilmenau vorübergehend im Besitze der Landesherren gewesen, aber nur deswegen, weil sie Geld vorgeschossen und dasselbe auf diese Weise zu retten gedachten. Sie haben die Fabriken bald wieder weitergegeben, verpachtet oder verkauft. Die Zeit war vorüber, wo die Landesherren glaubten, ihren Untertanen in der Belebung des Kunstfleißes mit gutem Beispiele vorangehen zu sollen. Der erwachte Geschäftsgeist sorgte jetzt von selbst für die weitere Verbreitung der Idee.

Die beiden technischen Sachverständigen in der Genossenschaft zu Wallendorf waren Gottfried Greiner von der Glashütte in Alsbach und Gotthelf Greiner, sein Vetter im benachbarten Limbach. Sie sind es, insbesondere er letztere, die der Thüringer Fabrikation die bestimmende Richtung verliehen

haben. Von Wallendorf aus gründet Gotthelf Greiner acht Jahre später Limbach, übernimmt 1779 Großbreitenbach, ist eine Zeitlang als Pächter in Ilmenau tätig. Zu seiner Familie gehörige sind es, die wir später in Rauenstein, in Kloster Veilsdorf, in Gera sehen. Ihre Anregung trug Früchte. Die Saat, die sie gesäet, ist aufgegangen und hat Thüringen wie Deutschland bereichert. Aber man darf nicht übersehen, daß mit den vielen neuen Gründungen der künstlerische Zug allmählich zurücktrat und der auf die Befriedigung der Massen gerichtete kaufmännische Geist die Produktion beherrschte.

Gotthelf Greiner, 1732 in Alsbach als Sohn eines Glasmachers geboren, war wegen des guten Verstandes, der sich schon im Kinde zeigte, zum Studium bestimmt. Er hatte jedoch einen unausrottbaren Hang zur Industrie. So oft er sich unbeobachtet glaubte, schlüpfte er in die väterliche Glashütte, unterhielt sich mit den Einträgersjungen und half ihnen bei der Arbeit. So stark war dieser Zug in ihm mächtig, daß er selbst dem Ansinnen des Fürsten Friedrich Anton von Schwarzburg-Rudolstadt, der ihn, weil man ihm seine guten Gaben gerühmt hatte, studieren lassen wollte, widerstand. Elf Jahre alt, wurde der Knabe konfirmiert und trat als Einträger in die väterliche Glashütte. Mit dieser ging es in den nächsten Jahren rückwärts. Es kam dazu, daß des Vaters Anteil an ihr öffentlich zum Verkauf ausgeboten werden mußte. In dieser Not schossen die Brüder seiner Mutter Geld vor, und der junge 18jährige Gotthelf wurde in den Stand gesetzt, an die Spitze des Geschäfts zu treten. Er begann es klein, mit 80 Gulden Kapital, hatte aber die Genugtuung, es bald wieder aufblühen zu sehen.

Die Anregung zur Fabrikation von Porzellan empfing er merkwürdigerweise von seinem Vetter, späteren Schwager Gottfried Greiner in Alsbach. Dieser hatte durch seine Emailfarbenbereitung manche Kenntnis von feuerfesten Bestandteilen erlangt und sich, dem Zuge der Zeit folgend, auf die Erfindung des Porzellans verlegt. Er setzte den Vetter Gotthelf von seinen Plänen in Kenntnis, und beide arbeiteten gemeinsam. Vetter Gottfried ging um so bereitwilliger darauf ein, als ihn in das Haus des Gotthelf ein besondrer Magnet, dessen jüngere Schwester, zog. Beide Vettern arbeiteten nun darauf los, längere Zeit ohne alle andern Erfolge, als daß sie es so weit brachten, porzellanähnliche Pfeifenköpfe herzustellen. Vor allen Dingen fehlte die Glasur, sie wurde nicht recht weiß und glänzend. Da hörten sie von dem Töpfer Dümmler in Koburg, der angeblich in der Bereitung von Glasuren sehr bewandert sein sollte. Sie engagierten ihn für einen Wochenlohn von 4 Talern und kamen jetzt mit vereinten Kräften in Limbach so weit, daß sie nicht nur Pfeifenköpfe, sondern auch Tassen und Unterschalen zustande brachten.

So der Vollendung nahe, scheinen sich die drei Mitarbeiter nicht mehr gegenseitig getraut zu haben. Vielleicht schwebte einem jeden von ihnen der Gedanke vor, das Geheimnis für sich allein verwerten zu wollen. Gotthelf Greiner, der über sein Leben eine umfangreiche Erzählung niedergeschrieben hat, die auszugsweise veröffentlicht worden ist, teilt in dieser mit, wie seine Genossen in verschlossenen Stuben hinter das Geheimnis der Masse und Glasur zu kommen trachteten. Da sie auf seine Kosten tätig waren, drang er eines

Tages, als sie nicht zu Hause waren, mit einem Hauptschlüssel in ihre Zimmer, prüfte ihre Arbeiten und hatte binnen kurzem das herausgefunden, was er brauchte. Nun war er bald so weit, daß, wie er selbst sagt, die Mehrzahl seiner glasurten und gebrannten Proben als in jeder Hinsicht dem Meißner Porzellan gleich angesehen werden konnten. Die ersten fertigen Tassen verteilten die glücklichen Erfinder unter ihre Freunde. Die Pfeifenköpfe aber verkauften sie zu 12, 14, 16 Groschen das Stück.

Jetzt wandten sich die Vettern im Jahre 1761 an Herzog Anton Ulrich zu Meiningen mit der Bitte um die Konzession zu einer Porzellanfabrik, die sie über der Steinheyde, d. h. in Limbach, erbauen wollten. Sie bekamen die Konzession auch, jedoch ohne daß man sich regierungsseitig dazu verstehen wollte, ihnen aus den herrschaftlichen Wäldern ein bestimmtes Quantum Holz zu liefern. Eben deshalb — denn schon für die Glashütte fing das Holz an knapp zu werden — kam Greiner nicht zur Eröffnung des Betriebes, zog es vielmehr vor, sich in die Dienste des Hütteninspektors Hammann zu begeben. In Wallendorf trug er acht Jahre redlich an seinem Teile dazu bei, die Fabrik in Aufnahme zu bringen. Die Hammanns wußten wenig oder gar nichts von der Technik, dafür kaufmännisch besser Bescheid. Die Greiners hatten eine Erklärung unterschreiben müssen, daß Hammann allein der Eigentümer des Rittergutes und sie bei dem Kaufe weiter nicht interessiert wären, als daß „lediglich ihre Namen dazu gebraucht wurden". Außerdem scheint Hammann nicht geneigt gewesen, obgleich er von ihnen abhängig war, seinen Mitarbeitern die gleichen Rechte und Einnahmen zuzugestehen. Gotthelf Greiner, schwer gekränkt, wandte sich an den Herzog, der die Angelegenheit untersuchen und einen Vergleich zustande bringen ließ.

Allein nun war Gotthelfs Bleiben in Wallendorf nicht länger. Von neuem tauchte der Gedanke auf, selbständig sein Glück als Porzellanfabrikant zu versuchen. Diesmal erreichte er in Meiningen in kurzer Zeit alles. Am 17. Juni 1772 hatte er eine Konzession, die ihm freilich auch noch kein bestimmtes Holzquantum zusicherte, sondern ihn auf die ihm für den Betrieb der Glashütte bewilligte Menge, sowie auf freihändigen Ankauf des Holzes verwies. Die unterdessen veränderten Umstände, seine Erfahrungen in Wallendorf, der Rückgang der Glasmacherei mochten ihn jetzt dieses Arrangement doch nicht für so unzweckmäßig halten lassen, wie er es vor einigen Jahren angesehen hatte. Der konzessionierte Brennofen war bald erbaut, und am 10. November 1772 konnte er den ersten Brand ausführen. „Feierlich trugen wir," erzählt er in seiner Selbstbiographie, „das Porzellangeschirr in das Brennhaus und setzten es in den Ofen ein. Das Feuer brannte gut. Meine Bangigkeit schwand, langentbehrte Freude trat an deren Stelle. Ich besorgte den Ofen bis zu Ende des Brandes allein. Gott sei Dank, es gelang vortrefflich."

Wie aus dieser Darstellung ersichtlich, ist die Bereitung des Porzellans in Thüringen noch einmal erfunden worden. Das ängstlich gehütete Geheimnis war wohl aus Meißen weitergelangt, aber, abgesehen vom Prinzen Eugen von Hildburghausen, von dessen technischem Berater wir nichts wissen, lehrt

die Entstehung der Fabriken in Volkstedt und Limbach-Wallendorf, wie Macheleid und Gotthelf Greiner das Problem selbständig durchdacht haben. Man kann ihnen nicht nachweisen, daß sie sich der in Meißen oder anderswo vorhandenen Kenntnisse durch Überläufer bedient hätten. Gotthelf Greiner behauptet alle die einschlägigen Schriften über das Thema studiert zu haben. Sehr wertvolle Fingerzeige kann er aus ihnen nicht entnommen haben, da bekannt ist, was für Schriften damals ausgegeben waren. Dennoch muß man glauben, daß fünfzig Jahre nach Meißen die Zusammensetzung der Masse in der Hauptsache bekannt war. So bin ich geneigt, zu glauben, daß es sich bei den geschilderten Versuchen nur darum gehandelt haben kann, die in Thüringen vorhandenen Erdarten daraufhin zu prüfen, inwieweit sie zu einem vollkommenen Porzellan gebraucht werden könnten.

Alle Thüringer Fabriken, auch die in den nächsten Jahrzehnten begründeten, auf deren Entstehungsgeschichte nicht weiter eingegangen werden kann, sind ins Leben getreten unter Bewilligung gewisser Privilegien. Das Bestreben der Fabriken geht dahin, das Monopol zu erlangen, d. h. die Sicherheit, daß in dem betreffenden Bezirke keine andre Fabrik im Verlaufe einer Reihe von Jahren eröffnet werden dürfe. Fast immer ist diesem Ansinnen entsprochen worden. Nach Ablauf einer gewissen Zeit aber hat man dem Entstehen neuer Konkurrenzanstalten keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wallendorf erhielt z. B. im Jahre 1764 die Zusicherung, daß kein Rival neben ihm zugelassen werden würde. Als aber im Jahre 1800 Tobias Albert aus Roschütz bei Gera eine Konzession erbat, wurde ihm die Erlaubnis trotz der Einsprache Wallendorfs erteilt. Bei zunehmender Bevölkerung und wachsendem Versand ins Ausland konnte eine Befürchtung, daß die jüngeren Anstalten die älteren bedrängen würden, nicht aufkommen.

Außer dem Monopol erfreuten sich die Fabriken verschiedener Erleichterungen, die offenbar von dem Wunsche getragen waren, den Betrieb bald auf eine gewisse Höhe gebracht zu sehen. Die Gründer bekamen die Erlaubnis, überall im Lande nach dem Rohmaterial suchen zu dürfen. Sofern sie wirklich geeignete Stätten entdeckten, mußten sie sich freilich mit den Privateigentümern über die Ausbeutung derselben verständigen. Hauptsächlich kamen in Betracht die Sandgrube und der Steinbruch bei Steinheide im Amte Neuhaus für die Massebrocken. Fast alle Fabriken beziehen noch heute vorzugsweise den Rohstoff von dort her. Den Ton zu den feuerfesten Kapseln holte man aus den in der Nähe von Koburg befindlichen Gruben von Kippendorf. Inwieweit Schalkau außer für Kloster Veilsdorf Erde lieferte, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen.

Meistens wurden ferner Holzlieferungen aus den fiskalischen Waldungen zugesagt, in der Regel zu den ortsüblichen Preisen, bisweilen zu Vorzugspreisen. Die bequeme Möglichkeit, den unentbehrlichen Hilfsstoff beinahe vor der Tür zu haben, hat gewiß das Aufkommen der Fabriken begünstigt. Allein nach Maßgabe der Vermehrung derselben bei gleichzeitiger verstärkter Nachfrage nach Holz von seiten der sich vergrößernden Bevölkerung waren die Forstverwaltungen nicht geneigt, es herzugeben. Sie betonten das Interesse,

den Wald erhalten zu sehen, und fürchteten dessen frühzeitige Vernichtung, wenn sie allen Ansprüchen Gehör schenken würden. Man wies entlegenere Stätten zur Gewinnung des Holzes an und Holz von geringerer Güte, wodurch die Unkosten für die Fabriken sich vergrößerten. Diese lehnten sich dagegen auf und pochten auf ihre Privilegien, und so ist beinahe die Geschichte fast aller Fabriken zugleich die Geschichte des Kampfes um das Holz mit den Forstbehörden, bis das Eindringen der Steinkohlen der stellenweise, z. B. in Ilmenau als Nonne 1799 das Geschäft übernahm, sehr stark hervortretenden Not ein Ende bereitete.

Zu solchen Begünstigungen, die übrigens auch in andern Ländern den aufkommenden Porzellanfabriken gewährt worden sind, gesellten sich weitere. Den Etablissements wurde die Kanzleischriftfässigkeit eingeräumt, d. h. der direkte Verkehr mit der Landesregierung. Damit war verbunden die Gerichtsbarkeit in niederen Dingen über das Arbeitspersonal. Differenzen der Unternehmer mit ihren Arbeitern wurden vor einem von der Fabrik dazu ernannten Gericht erledigt. Über seine Zusammensetzung erfährt man freilich nichts Genaueres. In dem Privileg für Kloster Veilsdorf war es z. B. dem Eigentümer freigestellt, auf welche Art er die Jurisdiktion verwalten lassen wolle. Später, als das Etablissement 1797 verkauft wurde, machte man den Unternehmern zur Bedingung, die Fabrikgerichte „jedesmal mit einem der Rechte erfahrenen in hiesigen Landen wohnhaften Subjekt zu bestellen". Kloster Veilsdorf war es auch, wo die Herrschaft der Fabrik das sonst nicht nachgewiesene Recht einräumte, einen Pranger mit Halseisen aufzustellen. Hoffentlich ist wenig oder gar nicht von ihm Gebrauch gemacht worden. In Wallendorf haben sich Gerichtsakten, die von der Handhabung der Justiz Zeugnis ablegen, erhalten. Zum Teil mag das Bedürfnis, eine Angelegenheit schnell und sachverständig zu erledigen, darauf geführt haben, daß man die Gerichtsbarkeit über die Arbeiter den Fabriken selbst zustand. Hauptsächlich wird sie jedoch ein Ausfluß der ehemaligen, den Gütern, auf deren Territorium die Fabrik errichtet wurde, zustehenden Patrimonialgerichtsbarkeit gewesen sein. Mit der fortgeschrittenen Zeit, die eine derart einseitige Handhabung des Rechts nicht zulassen konnte, mußte sie fallen.

Im übrigen scheint die Behandlung der Arbeiter seitens der Unternehmer von nicht zu leugnendem patriarchalischem Charakter gewesen zu sein. Nicht selten kam es vor, daß die Fabrikleitung zu Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und selbst zu Vergnügungen, wie Vogelschießen, Vorschüsse gewährte. Ob hierin ein Zeichen ungenügender Lohnverhältnisse oder mangelnder Fähigkeit auf seiten der Arbeiter, sich mit dem Erworbenen einzurichten, erblickt werden soll, mag auf sich beruhen. Im ganzen sind die Lohnverhältnisse, soweit man über sie ins klare kommen kann, nicht ungünstige gewesen. Indes die Fabriken hatten nicht stets den gleichen Absatz. Es kamen Zeiten, wo es den mit Stücklohn bezahlten Arbeitern an Beschäftigung gebrach. Das mag dann das System der Vorschüsse veranlaßt haben.

Weniger ansprechend ist, daß die Arbeiter nicht nur in barem Gelde ausgezahlt wurden, sondern auch Lebensmittel und sogar Porzellan erhielten.

Es herrschte also das heute verpönte Truckſyſtem, ob indes zum pekuniären Vorteil des Unternehmers, will ich nicht behaupten. Es iſt keineswegs ausgeſchloſſen, daß in der ländlichen Einſamkeit, in der dieſe Etabliſſements lagen, die Beſchaffung von Lebensmitteln durch die Fabrik den Arbeitern bequem war und ſie der Notwendigkeit enthob, an den nächſten größeren Ort behufs Einkauf der Dinge gehen zu müſſen. Brot, Roggen, Weizen, Bier, Salz, Milch, Rind- und Schweinefleiſch, Wildpret und Tabak ſind die Gegenſtände, die von den Fabriken geliefert wurden. Ob die in vereinzelten Exemplaren erhaltenen Pfennige, ſowohl aus Kupfer als auch aus Porzellan, dieſem Rechnungsverkehr dienten oder einem Mangel an Scheidemünzen abzuhelfen beſtimmt waren, wage ich nicht zu entſcheiden.

Auch zu der in Kranken- und Sterbekaſſen ſich zeigenden Fürſorge für die Arbeiter finden ſich Anfänge. Bei der Krankenkaſſe in Kloſter Veilsdorf leiſteten die Arbeiter monatliche Beiträge, und im Fall der Erkrankung erhielten ſie dann je nach der Stellung einen beſtimmten Betrag täglich. Eine Sterbekaſſe in Wallendorf war ſo organiſiert, daß im Todesfall jeder überlebende Genoſſe eine Kleinigkeit zahlte, die der Familie des Verſtorbenen zugute kam.

Die Thüringer Porzellanfabrikation iſt von vornherein auf den Grundſatz der Maſſenproduktion bedacht geweſen. Die Vorbedingung für das Aufkommen der Induſtrie, die Erde, war gegeben, das Brennmaterial ohne Schwierigkeit zu beſchaffen. Die Arbeitskräfte waren wohlfeil, da die Menſchen bei der geringen Ausdehnung des Landbaues darauf angewieſen waren, induſtrielle Beſchäftigung zu ſuchen. Wenn es auch anfangs an geeigneten Künſtlern gefehlt haben mag, ſehr bald war für einen Stamm von Arbeitern geſorgt. Durch Schulung jüngerer einheimiſcher Kräfte in förmlichem Lehrverhältnis ſorgte man für Nachwuchs. So wurde die deutſche Porzellaninduſtrie mit Hilfe von Thüringen eine Reſpekt einflößende Ausfuhrinduſtrie. Durch die hiſtoriſchen Bedingungen begünſtigt, unter denen ſie ſich entwickelte, hat ſie einen Vorſprung vor der gleichen Induſtrie andrer Länder erreicht. Die amerikaniſche Union vor allen Dingen, doch auch Holland und England, Britiſch Auſtralien und Britiſch Nordamerika ſind unſre Abnehmer. Selbſt Belgien und Frankreich beziehen regelmäßig gewiſſe Mengen deutſchen Luxusporzellans.

Die Gebrauchsware, die Thüringen auf den Markt warf, bemühte es, ſich zu veredeln. Weißes Porzellan ſcheint von vornherein nicht beliebt geweſen zu ſein. Man wünſchte es dekoriert. Daß aber zu wohlfeilerem Preiſe als von renommierten Fabriken die Bedürfniſſe in künſtleriſcher Geſtaltung und Ausſchmückung befriedigt werden konnten, das bewirkte der genügſame Sinn der Thüringer, die ihre Arbeit nicht allzuhoch bewertet zu haben ſcheinen. Trotzdem iſt in der Malerei von Fabriken wie Kloſter Veilsdorf, Volkſtedt und Gotha in der erſten Zeit entſchieden Bemerkenswertes geleiſtet worden. Die Fabrik in Volkſtedt hat ſich auch durch ſchöne Formen ihrer Erzeugniſſe ausgezeichnet. Zur Dekoration dienten nicht nur Blumen in Girlanden und alleinſtehend, Goldkanten, Sterne uſw., ſondern auch geſchichtliche Szenen, Porträts, Landſchaften wurden gemalt. Mit Vorliebe wählte man die Sujets aus der lieblichen, der betreffenden Fabrik näheren oder entfernteren Gegend

des Thüringerwaldes. Auch der Humor kam in persönlichen Anspielungen zur Geltung, und es war beliebt, bestimmte im Freundes- oder Familienkreis vorgekommene Ereignisse durch den geschickten Pinsel des Miniaturmalers festzuhalten. Die Fabrikate trugen so den Stempel des Gemütvollen und Behaglichen und fanden um so mehr Eingang und Anklang.

Mit der Zeit verflachte jedoch diese Kunstfertigkeit. Das Aufkommen des Überdrucks mit der Kupferplatte, freilich schon seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts bekannt, beeinträchtigte bei seiner erheblichen Billigkeit die Handmalerei, und später zwang die Konzession an den ausländischen Markt und das Bestreben, in der Konkurrenz einander zuvorzukommen, zu geringwertigen Leistungen. Einige Namen der Maler und Modelleure sind auf Grund ihrer Leistungen bekannt. Im ganzen ist aber in dieser Beziehung doch bis jetzt zu wenig gesammelt worden, um schon zu einem abschließenden Urteile zu kommen. Bemerkenswerte Maler waren sicher Stockmar und Döll in Kloster Veilsdorf, Johann Heinrich Haag, Josef Adam Langer und Johann Friedrich Greiner in Wallendorf, Christian Schulze als Blumenmaler, Gabel für historische Stücke, Rüger in Gotha für Landschaften, Senff und Weidel in Ilmenau bei der Anfertigung der blauen sogenannten Jasperware.

Die Fabrikation erstreckte sich vorzugsweise auf Eß- und Trinkgeschirr, namentlich auf Kaffee- und Teegeschirr. Große Schüsseln, Terrinen, Speiseteller, überhaupt Tischservice wurden weniger fabriziert. Soweit man aus den seltenen erhaltenen Preiskuranten: Ilmenau 1785 und 1792, Volkstedt 1795, Limbach 1810 und 1812 entnehmen kann, wurden Eßservice nur in Volkstedt und Ilmenau hergestellt. Doch ist sicher, daß auch in Kloster Veilsdorf größere Stücke wie Tafelaufsätze, Konfektplatten, Körbchen gemacht worden sind.

Eine andre Gruppe bilden die Galanterie- und Luxusporzellane als Flacons, Etuis, Tabatièren, Stock- und Westenknöpfe, Medaillons, Fingerhüte, Messerhefte, Uhrketten, Tabakstopfer usw. Hierher gehört auch die Fabrikation von Figuren, die indes weniger glücklich und charakteristisch ausfiel. Kloster Veilsdorf, Limbach und Ilmenau sind vielleicht die einzigen gewesen, die diesen Artikel pflegten. Ilmenau gab in der Zeit von 1784—99 die Anfertigung des Figurenporzellans auf und wandte sich mit einem starken Zuge ins Praktische der Erzeugung „guter allgemein gangbarer Kaufmannsware zu", die „beständig Liebhaber findet und ihren Ertrag gewiß gewährt". Die Bemalung der Figuren ist zum Teil frisch und lebendig, die Modellierung läßt zu wünschen übrig. An die Feinheit der Figuren aus Meißen, Höchst, Frankenthal oder Ludwigsburg sind die Thüringer nicht herangekommen.

Eine dritte Gruppe ihrer Erzeugnisse möchte ich als Gebrauchsgegenstände bezeichnen. So Punschnäpfe und -löffel, Lavoirs mit Gießkanne, Schreibzeuge, mit und ohne Leuchter, Nachtlampen, Seifenkugel- und Pomadenbüchsen, Barbierbecken, Wandleuchter, Augenbader usw. Über die Einreihung der Artikel in die eine oder andre Kategorie wird sich natürlich reden lassen. Zu Ausstellungen eignen diese Gegenstände sich schwerlich; aber sie sind für die Kultur, für Reinlichkeit und Sauberkeit von der größten Wichtigkeit geworden.

Auch spricht es für die Verfeinerung des Geschmacks, daß man wenigstens in Volkstedt diese bescheideneren Gegenstände auch in den beliebtesten Dekors, bunt und in purpur, mit goldenen Rändern, blau mit deutschen Blumen, mit natürlichen Vögeln bemalt, haben konnte.

Unter allen diesen Artikeln ragen zwei hervor, die eine Zeitlang geradezu bestimmend in der Fabrikation Thüringenscher Porzellane gewesen sein müssen. Sie in den geschmackvollsten Dekors herzustellen, wurde angestrebt und zweifellos ein umfangreicher und gewinnbringender Handel in ihnen getrieben. Es waren Pfeifenköpfe und Türkenbecher.

Die Zeit des Pfeifenkopfs ist in der Hauptsache vorbei. Die Zigarre hat die lange Pfeife und den kurzen Stummel verdrängt. Selbst auf dem Lande ist die früher traditionelle Pfeife fast verschwunden. Von der Mannigfaltigkeit im Dekor, wie der Raucher, der über eine vollständige Sammlung zu verfügen pflegte, sie einst liebte, macht man sich heute schwer eine Vorstellung. Sie wurden mit Blumen und Buchstaben, mit Porträts und Wappen, mit Tieren und Figuren, mit Landschaften und Malerei à la Wedgwood verziert. Es war wenigstens in Wallendorf gerade die Aufgabe der bessern Maler, hierbei ihren Schönheitssinn und ihre Erfindungsgabe wirken zu lassen, um recht gangbare Artikel herzustellen. Nimmt man dazu nun noch die Tabaksflaschen, -dosen, -stopfer usw., so begreift man die ungeheure Wichtigkeit dieser Branche für die gesamte Industrie. Vermutlich blieben diese Pfeifenköpfe nicht ausschließlich im Inlande, obwohl man vor vielleicht 50 Jahren bei passionierten Rauchern ganze Schränke mit vollständigen Assortiments von Pfeifen und Stummeln sehen konnte, sondern dürften auch massenhaft ins Ausland gegangen sein. Die Bezeichnungen „französische" und „türkische" Pfeifen deuten doch wohl darauf.

Lediglich für das Ausland und zwar für den Orient waren die Türkenbecher oder -köpfe bestimmt. Seit um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Konstantinopel der Kaffee allgemein in Gebrauch gekommen war, hatten sich die Türken daran gewöhnt, ihn aus kleinen, runden, henkellosen Tassen zu nehmen, die auf einem hölzernen Teller präsentiert, häufig behufs besseren Angreifens in einen größeren Metallbehälter gestellt waren.

Diese kleinen, zierlichen Gefäße bezogen die Türken ursprünglich aus China oder Persien, wo man seit alter Zeit die Herstellung des Porzellans kannte. Als dann die Kunde von den Meißner Fabrikaten in weitere Kreise drang und dieselben auf der Leipziger Messe feilgeboten wurden, wurden sich die türkischen und griechischen Händler darüber klar, daß sie die begehrten Täßchen bequemer, vielleicht auch wohlfeiler aus Deutschland beziehen konnten.

Um das Jahr 1732 ist ein türkischer Kaufmann Manasses Athenas bereits mit Meißen in ständiger Verbindung. Er bestellte damals 2000 Dutzend von „Türkenköpfgen". Zwei Jahre später schloß er einen Vertrag mit der Manufaktur, daß künftig sie nur an ihn solche Tassen liefern solle. Er verpflichtete sich seinerseits, „soviele Cöpgen von allerley Sorten als deren jährlich bey der Fabrique nach seinen Modellen gemacht werden können und wann sichs auch bis auf 3000 Dutzend belieffe, abzunehmen". Zugleich bat er, die

für ihn bestimmten Waren nicht mit den gewohnten Fabrikzeichen, den gekreuzten Kurschwertern, zu markieren. Offenbar wollte er seine türkischen Kunden in dem Glauben lassen, nach wie vor ihnen Ware chinesischen Ursprungs anzubieten. Für die Meißner Fabrik mag das Geschäft ein ganz gewinnbringendes gewesen sein, denn sie ging bereitwilligst auf den Wunsch des Fremdlings ein. Man brachte chinesische Marken, später auch den Merkurstab mit Punkt auf dem Boden der Täßchen an.

Ob auch die andern Porzellanfabriken in Höchst, Ludwigsburg, Frankenthal, Berlin und Wien sich ebenfalls auf die Herstellung des lohnenden Artikels verlegten, wissen wir nicht. Sicher aber taten es die thüringischen Etablissements, vielleicht alle, gewiß die Fabriken zu Kloster Veilsdorf, Wallendorf, Ilmenau und Rauenstein. In den verschiedensten Sorten, Farben und Größen wurden sie angefertigt.

Die Bemalung der „Türkenköpfgen" war eine Arbeit, mit der sich die besseren Maler nicht befaßt zu haben scheinen. Vielfach wurden die Tassen überhaupt nicht in der Fabrik dekoriert, sondern gingen weiß nach Regensburg, Passau, Nürnberg und wurden dort, wo man den Geschmack des Orients kannte, bemalt. Die thüringischen Fabriken bemühten sich mit allen Kräften, den Absatz dieses lohnenden Massenartikels an sich zu bringen. Prinz Eugen von Hildburghausen schlug seinem Intendanten vor, die Preise nicht zu hoch, etwa ¼ oder ⅙ unter der Meißner Taxe anzusetzen oder etwa ⅛ nachzulassen und dabei zu bemerken, daß man die Täßchen jederzeit um einen geringeren Preis als in der Meißner Fabrik geben wolle. Der Prinz hoffte mithin durch Unterbietung der Meißner Fabrik den Absatz zu sich ziehen zu können, und da er nicht genau wußte, wie diese die Preise formulierte, so dachte er, sie von den Kaufleuten erfahren zu können. Es ist für uns heute sehr ergötzlich, wahrzunehmen, wie der fürstliche Porzellanfabrikant in echt kaufmännischem Geiste dem Intendanten an die Hand gibt, welche Mittel er anwenden müsse, um die Kaufleute zu Bestellungen zu veranlassen. Er hatte kein Bedenken, sich teilweise der Kurschwerter als Marke zu bedienen, obwohl kurz vorher im Jahre 1782 Kursachsen die mit der Meißner Marke markierte Veilsdorfer Ware auf der Leipziger Messe angehalten hatte. Er schlug vor, nur die Untertassen mit der Veilsdorfer Marke zu bezeichnen, auf den eigentlichen Köpfchen, den Obertassen, die Kurschwerter zu lassen. Sein Intendant sollte sich mit Offerten von Türkenbechern an ein Haus in Nürnberg wenden und im übrigen auf der Landkarte studieren, auf welchen Wegen man am besten an allen Hindernissen und Sperrungen vorüber mit der Ware in den Orient gelangen könne.

Wie diese Tatsachen andeuten, bemühte man sich also, den Absatz im Auslande zu suchen. Für eine derartig umfangreiche Produktion, wie die geschilderte, konnte unmöglich das inländische Geschäft genügen. Als Stützpunkte des Handels dienten die Warenlager, wie solche damals regelmäßig von den größeren Porzellanfabriken eröffnet zu werden pflegten. Wir wissen, daß die Fabriken zu Ludwigsburg, Frankenthal, Bayreuth solche Niederlagen in verschiedenen Städten hatten, in denen zu bestimmten Preisen nach einer

von den Etablissements selbst aufgestellten Taxe verkauft wurde. Wallendorf hatte ein derartiges Lager in Frankfurt a. M., von dem aus indes keine großen Umsätze gemacht worden zu sein scheinen. Ein andrer Ausweg war, Kaufleuten in fremden Städten gewisse Mengen an Porzellan zum kommissionsweisen Verkauf zu übergeben. So strebte die Fabrik zu Kloster Veilsdorf an, in Mannheim festen Fuß zu fassen, und hatte sich zu diesem Zwecke an einen dortigen Geschäftsmann Callmann Jakob Elias gewandt. Derselbe war auch bereit, zu tun, was in seinen Kräften stand, um das Geschäft einzuleiten. Es waren jedoch die Preise zu hoch gestellt, als daß das Porzellan viel Anklang hätte finden können. „Lieber Herr Intendant," schrieb Elias am 5. Juni 1767, „die Rechnung ist nicht eingerichtet alß wan solches Porcilain ein treuer Knecht Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem gnädigsten Prinz Eugenne und aufrichtigen Diener Seiner Hochedelgeboren bekomme, sondern vielmehr für einen Reichsgraffen, der Sitz und Stimme am Reichstag zu Regenspurg hat."

Das hier genannte Regensburg war ein für den Absatz der Thüringer Fabrikate höchst wichtiger Platz. Dort hatten sich nämlich unternehmende Malerfirmen niedergelassen, die weißes Porzellan bezogen, veredelten und dann die Donau hinunter nach Wien und in die Türkei schickten. Wie dieser Verkehr sich hat entwickeln können, ist rätselhaft, denn die Fabriken hatten sicher ein Interesse daran, die dekorierte Ware zu verkaufen, für die sie weit höhere Preise erzielen konnten. Vielleicht waren in den ersten Jahrzehnten doch nicht genügende oder nicht genügend geschulte Arbeitskräfte in Thüringen zu haben, die den Anforderungen entsprachen. Vielleicht verstand man auch in Regensburg den türkischen Geschmack besser zu treffen als in den entlegenen thüringischen Gebirgsgegenden und hatte sich ansprechendere Vorlagen zu verschaffen gewußt, die man geschickt nachahmte.

Es ist bezeichnend für die nach und nach steigende Bedeutung der Porzellanfabrikation Thüringens, daß in Regensburg sich immer mehr Firmen an dem gewinnbringenden Handel beteiligten. Längere Zeit hindurch ist es die Firma Johann Willandt allein, mit der die Wallendorfer Fabrik seit dem Jahre 1782 verkehrt. Vier Jahre später hat Franz Mathias Willandt jun. ein eignes Geschäft eröffnet. Im Jahre 1787 sind es dann schon fünf Firmen, die den Verkehr bewältigen und regelmäßig Zusendungen erhalten. Mit dem Jahre 1798 flaute dieses Geschäft wieder ab. Daß es ein sehr ansehnliches war, erhellt aus den Umsätzen allein der beiden Firmen Willandt. Johann Willandt sen. erhielt von 1782—96 Porzellansendungen im Werte von 4976—6693 Reichstalern jährlich, und bei seinem Sohne schwanken die Jahressendungen zwischen 2073 und 4796 Reichstalern.

Indes nicht nur der Süden, auch der Norden Deutschlands lockte, das Heil zu versuchen. Von Kloster Veilsdorf suchte man in Hamburg durch dortige Agenten Ware an den Mann zu bringen. Hamburg war ein aussichtsvoller Markt, auf dem in jenen Tagen viel Meißener Porzellan abgesetzt wurde, das nicht selten über See verschifft worden sein mag. Neben ihm konnte freilich das Veilsdorfer Porzellan in den Anfängen seiner Fabrikation

sich noch nicht einbürgern. Ein Agent Kern muß im Jahre 1765 berichten, daß die Erzeugnisse keine Liebhaber fänden und sogar der von ihm unternommene Versuch, das Porzellan öffentlich zu versteigern, kein Ergebnis gehabt hätte.

Erfolgreicher war die Wallendorfer Fabrik in Hamburg, allerdings ungefähr fünfundzwanzig Jahre später, da die Situation sich auch insofern geändert haben mochte, als die Wohlhabenheit der Bevölkerung Hamburgs und der benachbarten Küste, an das Porzellan mittlerweile gewöhnt, dasselbe willig abnahm. Neben Hamburg zeigt auch Bremen eine gewisse Aufnahmefähigkeit für das thüringische Porzellan. In Hamburg ist es die Firma Gotzscher, die seit dem Jahre 1789 von Jahr zu Jahr steigende Beträge bezieht. Die erste nachgewiesene Sendung hat einen Wert von 495 Reichstalern, und mit einem Wert von 2117 Reichstalern schließt die Reihe im Jahre 1800 ab, nachdem in den dazwischenliegenden Jahren Sendungen von noch höherem Werte bezogen worden waren. In Bremen sind es mehrere Firmen, mit denen die Wallendorfer Fabrik allmählich Geschäftsverbindungen anknüpft, im Jahre 1783 mit einer Firma, im Jahre 1785 mit zwei Firmen usw., im Jahre 1798 endlich mit sieben Firmen. Keine derselben hat freilich gleich hohe Umsätze wie die eine Hamburger Firma aufzuweisen.

Der Transport geschah mit Hilfe von Fuhrleuten, die außerdem auch oft auf eigne Rechnung Porzellan mitnahmen, das sie unterwegs oder in den Städten, an die ihre Sendungen adressiert waren, absetzten. Bisweilen kamen jedoch auch die Einkäufer, z. B. im Jahre 1800 ein Kaufmann aus Amsterdam, nach Wallendorf, um an Ort und Stelle sich auszusuchen, was ihnen passend schien, bekanntlich heute eine namentlich beim überseeischen Geschäft weitverbreitete Gewohnheit. Auch kamen Porzellanhändler aus Böhmen nach Wallendorf und nahmen teils auf Kredit, teils gegen Barzahlung Porzellan. Sie brachten dasselbe jedoch nicht nach Böhmen, wo damals gerade die eigne Porzellanfabrikation sich zu entwickeln anfing, sondern setzten es in Deutschland hausierend ab. Das früheste Beispiel eines derartigen böhmischen Händlers, der die in Wallendorf gekaufte Ware in Münster, Norden, Leer, Emden usw. vertrieb, stammt aus dem Jahre 1779.

Endlich griff man in Thüringen, wenn der normale Absatz zu stocken schien, ebenso wie an andern Plätzen, zur Auktion oder zur Lotterie. Thüringen bot vielleicht selbst in dieser Beziehung geringe Chancen. Daher erwog man in Veilsdorf, Lotterien in Frankfurt a. M., Worms, Schweinfurt oder „wo sonst tunlich“ zu veranstalten. Charakteristischerweise spekulierte man dabei auf die Unkenntnis des kaufenden Publikums, denn man wollte „Sächsisches Porzellan“ ankündigen, „ob es gleich kein Meißner“ war.

Indes die Thüringer Fabriken sind nicht nur der Ausgangspunkt für die neuere deutsche Porzellanindustrie geworden, sie haben auch über die Grenzen des Landes hinaus Anregung gespendet. Zu allen Zeiten ist wohl die weitere Ausbreitung von Industrien in der Weise erfolgt, daß die vorgeschritteneren Länder Arbeiter an das Ausland abgaben, die alsdann den neuen Zweig dort einbürgerten. Die Konkurrenz, die man so groß zog, mochte immerhin dem

Stammlande auf die Dauer lästig werden — die einzelnen Industriellen fuhren in der Regel dabei nicht übel und begründeten nicht selten ihr Glück. Schließlich ist der Schaden, den das Mutterland erfährt, auch nicht unter allen Umständen sehr beträchtlich. Es fragt sich, ob gerade nach dem betreffenden Lande hin ein Absatz der Erzeugnisse möglich gewesen wäre. Die auswärtige erwachende Konkurrenz spornt zu größerem Eifer, zu stärkerer Anspannung vorhandener wirtschaftlicher Kräfte an, so daß die einheimischen Leistungen gesteigert werden. Auch die Tatsache, die Landeskinder gut versorgt zu wissen, sowie der Ruhm zur Entwicklung des Industriezweigs den Anstoß gegeben zu haben, müssen über etwaige Einbußen trösten.

Derart muß, glaube ich, auch die Verpflanzung der Porzellanindustrie von Thüringen nach Böhmen beurteilt werden. Die sehr bald erstarkte böhmische Industrie wird natürlich die thüringische beeinträchtigt haben. Aber ebenso sicher ist, daß ohne die Mithilfe thüringischer Fabrikanten und Arbeiter jener Zweig in Böhmen nicht groß geworden wäre. Von Interesse aber bleibt es, zu sehen, wie die Fäden von Thüringen nach Böhmen sich hinüberschlingen.

Die ersten Versuche, in Böhmen Porzellan zu erzeugen, gehen in das Jahr 1789 zurück. Franz Haberditzl, der Besitzer eines Bauernhofes bei Schlaggenwald, ließ eine in der Nähe gefundene weiße Tonerde in der Porzellanfabrik zu Wallendorf untersuchen und war sehr erfreut, als man ihm bestätigte, daß es sich um eine echte Porzellanerde handle. Er verband sich dann mit dem Thüringer Johann Gottlieb Sonntag zur Eröffnung eines Betriebes, dem freilich kein langes Leben beschieden war. Schon 1793 war die erste böhmische Porzellanfabrik wieder eingegangen. Derselben folgte bald eine andre, die ebenfalls in der Nähe von Schlaggenwald ins Werk gesetzt wurde und an der wir den Poussiere und Porzellanfabrikanten Johann Georg Reumann aus Hildburghausen in hervorragendem Maße beteiligt finden. Diese Fabrik war eine Zeitlang vollständig in thüringischem Besitz. Ihr Eigentümer, der Bergmeister Paulus, verkaufte sie im Jahre 1800 an eine Frau Greiner aus Gera. Eine dritte Fabrik, die heute zu den renommiertesten in Böhmen gehört, in Pirkhammer bei Karlsbad, wurde durch einen Angehörigen der Greinerschen Familie, den Kaufmann Friedrich Höcke aus Weimar, in Gang gebracht. Endlich hat auch Christian Nonne, der in Volkstedt und Ilmenau tätig gewesen war, für Böhmen Bedeutung gewonnen. Er hatte zuerst die im Gebiet der gräflich Thunschen Fideikommißherrschaft begründete Porzellanfabrik zu Klösterle gepachtet und diese zu entschiedenem Aufschwunge gebracht. Als er dann 1803 den Kontrakt nicht erneuern konnte, rief er eine noch heute bestehende, später in eine Porzellanfabrik umgewandelte Steingutfabrik in Gießhübel bei Karlsbad ins Leben.

Wahrscheinlich sind die thüringisch-böhmischen Beziehungen mit diesen Mitteilungen nur unvollständig gezeichnet. Immer bleibt es lehrreich, auch von dieser internationalen Seite die thüringische Industrie kennen gelernt zu haben.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

II.

Aber noch etwas andres war geschehen. Gemäß einem Beschlusse des Bundestages hatten im April die Regierungen, die in dem sogenannten engeren Rate von 17 Stimmen vertreten waren, je einen volksbeliebten Mann nach Frankfurt entsandt, um der Zentralbehörde bei der Ausarbeitung eines der Nationalversammlung vorzulegenden Verfassungsentwurfes für Deutschland ihren Rat zu erteilen. Die 17 Vertrauensmänner hatten nun einen derartigen Entwurf vollendet; der preußische Vertreter, Dahlmann, war der eigentliche Verfasser; mit geringen Änderungen hatte die Mehrheit der 17 Männer seinen Antrag angenommen und dem Bundestage vorgelegt[1]). Dahlmanns Plan ging auf die Umgestaltung Deutschlands zu einem parlamentarisch regierten Bundesstaate mit monarchischer Spitze; es lag, wenn auch nicht offen ausgesprochen, so doch unverkennbar die Absicht zugrunde, den preußischen König zum Kaiser zu machen, Österreich, wenn es sich gegen die Unterordnung sträube, aus dem neuen Staate auszuschließen. Die übrigen deutschen Fürsten sollten zusammen mit 161 von den Kammern der Einzelstaaten erwählten Männern das Oberhaus des deutschen Parlamentes bilden; daneben sollte ein nach allgemeinem Stimmrecht gewähltes Unterhaus stehen. Dem Könige wurde also hier zugemutet, was er stets entschieden von sich gewiesen hatte: Übernahme einer dauernden Oberherrschaft über die übrigen Fürsten unter

[1]) Dahlmanns Entwurf ist gedruckt in dessen „Kleinen Schriften", S. 378 f.

ſtarker Beeinträchtigung von deren Souveränität, und Verdrängung Öſterreichs aus Deutſchland. Am 26. April war dieſer Entwurf dem Bundestage zugeſtellt, bald darauf auch veröffentlicht worden; Öſterreich und die meiſten deutſchen Regierungen gaben ihre Entrüſtung über derartige Zumutungen ſofort laut zu erkennen; auch die preußiſche Regierung mußte ſich äußern. Es iſt klar, daß der Entwurf mit Camphauſens Wünſchen durchaus übereinſtimmte; auch ſeine Kollegen ſtanden ihm ſympathiſch gegenüber, und in einem am 4. Mai unter Vorſitz des Königs abgehaltenen Miniſterrate haben ſie dieſen Standpunkt wahrſcheinlich zum Ausdruck gebracht; Friedrich Wilhelm trat dem gegenüber mit ſeinen eigenen Gedanken über eine Neugeſtaltung Deutſchlands hervor.

Dieſe Gedanken waren nicht einer augenblicklichen Laune oder Aufwallung entſprungen. Gleich nachdem die Hochflut der Revolution vorüber war, hatte der König ſich ernſtlich gefragt, was denn nun eigentlich aus Deutſchland werden ſolle. Er hat ſeine Meinung darüber dem engliſchen Prinzgemahl Albert ſchon Anfang April deutlich ausgeſprochen[1]), er hat ſie Gerlach gegenüber zum Ausdruck gebracht, er hat ſie Dahlmann mitgeteilt, als dieſer ihm ſeinen Entwurf einer Reichsverfaſſung überſandte. Er ſah ein, daß nach der Märzrevolution ein verbeſſerter deutſcher Bund unter Öſterreichs und Preußens gleichberechtigter Leitung, wie er ihn früher erſtrebt hatte, dem erregten Nationalgefühle nicht mehr genügen werde; aber ſeiner ganzen Art nach konnte er nicht an den Aufbau eines ganz neuen, den Bedürfniſſen des Augenblickes angepaßten Staatsweſens denken; ſondern er mußte nach einer andern organiſch erwachſenen, hiſtoriſch gerechtfertigten Form deutſchen Staatslebens ſuchen, an die man anknüpfen könne. Und da bot ſich ihm wie von ſelber jene Staatsform, unter der Deutſchland einſt glücklich und groß und die Vormacht Europas geweſen war, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation, wie es ja in trümmerhafter Geſtalt bis vor einem Menſchenalter noch beſtanden hatte. Mit ſeiner ganzen mittelalterlichen Herrlichkeit ſollte es von neuem erſtehen, nur ausgebaut durch einzelne den modernen Bedürfniſſen dienende Einrichtungen. An der Spitze der Kaiſer von Öſterreich als erbliches „Ehrenhaupt Teutſcher Nation". Unter ihm, aber nicht von ihm abhängig, als Beherrſcher des außeröſterreichiſchen Deutſchland ein deutſcher König, gekürt im Frankfurter Bartholomäusdom auf Lebenszeit von den deutſchen Königen, die an die Stelle der alten Kurfürſten treten ſollten; dem Wahlakt ſollte die Zuſtimmung des Kaiſers und der übrigen Fürſten, die Akklamation des Volkes und die Weihe durch einen (je nach dem Bekenntniſſe des Gewählten) katholiſchen oder proteſtantiſchen Erzbiſchof folgen. Neben dem Könige ſodann, wie im alten Reiche, ein Reichstag. Deſſen Oberhaus, der Fürſtentag, ſollte nach dem Muſter des alten Reichstages in Kurien gegliedert ſein und neben

[1]) Vgl. die kritiſchen Bemerkungen des Königs zum Verfaſſungsentwurf des Prinz-Gemahls Albert, undatiert (Anfang April 1848) bei Ernſt II., Aus meiner Zeit, Bd. I, S. 276 f.; die Briefe des Königs an Dahlmann bei Springer, C. F. Dahlmann, Bd. II, S. 225 f. Ferner Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 150. Metternichs Nachgelaſſene Papiere, Bd. VII, S. 609.

den regierenden auch die im Anfange des 19. Jahrhunderts mediatisierten Fürsten umfassen; als Unterhaus wollte Friedrich Wilhelm im Notfalle das Frankfurter Parlament gelten lassen, wenn ihm auch eine ständisch gegliederte, aus den Wahlen der Korporationen, nicht der einzelnen, hervorgegangene Volksvertretung lieber gewesen wäre. Das ganze Reichsgebiet sollte in militärischer Hinsicht eingeteilt werden in 14 Reichswehrherzogtümer; es schwebte ihm dabei wohl die alte Kreiseinteilung vor; vier von ihnen sollten nur österreichisches Gebiet umfassen und direkt unter dem Kaiser stehen; vier andre sollten aus preußischen Landesteilen gebildet und nur dem preußischen Könige unterstellt sein; die übrigen sechs aber, alle anderen deutschen Staaten einschließend, sollten einem Reichserzfeldherrn untergeordnet werden. Friedrich Wilhelm wünschte, daß dieses letztere Amt erblich an Preußen übertragen werde, erblickte aber darin, wie er ausdrücklich sagte, keine unerläßliche Bedingung, wenn nur das preußische Heer keinem fremden Kommando zu gehorchen brauche.

Es bedarf heute keiner eingehenden Kritik dieser Pläne mehr; daß sie unpraktisch im höchsten Grade, unklar in ihren Grundgedanken waren, daß jeder Versuch der Ausführung an den Kompetenzkonflikten der verschiedenen künstlich ineinandergeschachtelten Gewalten hätte scheitern müssen, alles das ist ohne weitere Beweise klar. Für den König selbst verschwanden diese Nachteile vor dem großen Vorzuge, daß dieses Staatsgebilde ein organisches sein und das Verbleiben Österreichs und Preußens im Reiche ermöglichen würde. Gewiß waren die dem österreichischen Kaiser zugedachten Rechte mehr dekorativer Art; aber auch für Preußen wurde keine die Souveränität der Einzelstaaten dauernd schmälernde Stellung gefordert; des Königs alter Gedanke brach immer wieder durch, daß Souveränitätsrechte nie einem übermächtigen Einzelstaate, sondern nur dem Ganzen geopfert werden dürften und sollten.

Diese Gedanken also entwickelte der König am 4. Mai auch seinen Ministern. Wie diese sie aufnahmen und was darauf beschlossen wurde, ist wenigstens in der Hauptsache aus dem folgenden Briefe zu erkennen. Zu bemerken ist für dessen Verständnis noch, daß der Bundestag am Tage vorher gemäß einem schon früher gestellten Antrage Badens beschlossen hatte, der Nationalversammlung eine provisorische Exekutivgewalt gegenüberzustellen, die aus drei mit außerordentlichen Befugnissen versehenen Bevollmächtigten bestehen sollte; einen davon sollte Österreich, einen Preußen bestimmen, den dritten die übrigen Regierungen; gemeinsam mit dem Bundestage sollten sie die Exekutivgewalt ausüben[1]). Der König erblickte in der Annahme dieses Beschlusses mit der Modifikation, daß an die Stelle bloßer Abgesandter drei Prinzen der vornehmsten deutschen Fürstenhäuser treten sollten, eine neue Möglichkeit, seinem Bruder Wilhelm einen ehrenvollen Wiedereintritt in Deutschlands politisches Leben zu ermöglichen, und ging deshalb mit Eifer darauf ein.

---

[1]) Der Antrag Badens vom 18. April gedruckt Roth und Merck, Bd. I, S. 291 f. Beschluß vom 3. Mai bei Roth und Merck, Bd. I, S. 491 f.

20. Der König an Camphausen[1]).

Potsdam 6 May 48.

Sie werden, mein bester Camphausen, die Bedingung gesehen haben, unter der ich der Ernennung der vorgeschlagenen Bundes-Central-Behörde der „Drey" beygetreten bin. Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, halt ichs *nicht* für überflüssig, die Erläuterungen gegen Sie zu wiederholen, die ich mündlich bereits Constenoble[2]) für Arnim gegeben habe. Ich will durch meine Erklärung nicht auf Dinge zurückkommen, die das Staats-Ministerium als *wider sein Gewissen* vorgestern erklärt hat, also *expreß* **nicht** auf das Votum für Oesterreichs höchstes Kayserthum. Der Punkt dagegen, den ich hervorgehoben, „die selbständige, vorherige und souveraine Bestimmung über die Zusammensetzung des künftigen Reichs-Oberhauses" ist so wichtig, für die Stellung der deutschen Souveraine eine solche Lebensfrage, und für die *einzelnen Landes-Verfassungen* ein so entscheidender und nach meiner besten Ueberzeugung so *kluger*, daß ich Ihre Aufmerksamkeit, theuerster Camphausen, noch einmal darauf lenke. Durch den 5. Punkt[3]) nemlich setzt er im Voraus indirect die Existenz von „Oberhäusern" in den größeren Bundesstaaten fest. Sie selbst, lieber Camphausen, sind von der Nothwendigkeit derselben so durchdrungen (wie Sie es mir zum öfteren erklärt haben), daß ich mich der Hoffnung hingebe, wie Ihnen dieser erlaubte und würdige Vorbeschluß nur willkommen seyn könnte.

Mein Vorschlag, „3 Prinzen der ersten teutschen Häuser zu den *Dreyen* zu bestimmen" hat seinen Ursprung in der Erwägung, daß es mir unverantwortlich erscheinen würde, keinen Vortheil aus dem Umstande zu ziehen, daß uns die teutschen Fürstengeschlechter solche Männer biethen, wie den Erzherzog Johann und den Prinzen Johann von Sachsen[4]), welche wahre Zierden jedes Landes und jedes Standes seyn würden. — Den Gedanken, meinen armen, theuern Bruder Wilhelm ihnen zu gesellen, beschwör' ich Sie *recht* ruhig und recht reiflich durchzudenken. Nächst dem ihm von mir zugedachten Kriegsruhm giebt es keinen würdigeren Weg für ihn nach Berlin, als den durch die quasi souveraine Central-Behörde Teutschlands. Ich wollte Ihnen dann einen Vorschlag machen, der *mir* aus Egoismus nicht ganz leicht wird, der mir aber guten Grund zu haben scheint; den nemlich, daß Sie, lieber Camphausen, ihn als Rathgeber und zweiter Bevollmächtigter begleiteten und [ihm] zur Seite blieben. Den anderen zwei Prinzen würden ähnliche Bevollmächtigte ohne Zweiffel zur Seite gestellt. Und braucht man Sie auf ein paar Tage hier, so gehts ja schnell mit Dampf zu Wasser und dann zu

---

[1]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 206.

[2]) Vortragender Rat im Staatsministerium.

[3]) Es muß sich dies auf die vom Könige an Costenoble übergebenen Erläuterungen beziehen, deren Wortlaut bisher unbekannt ist.

[4]) Erzherzog Johann, neunter Sohn Kaiser Leopolds II., Großoheim des Kaisers Franz Josef (geb. 1782, gest. 1859), der spätere Reichsverweser. — Prinz Johann von Sachsen, jüngerer Bruder König Friedrich Augusts II. (geb. 1801), der spätere König Johann von Sachsen.

Land hierher. — Sollte nicht die sächsische Armee bei Bamberg der beste Schutz der Frankfurther Verhandlungen seyn? Auf den frechen Plan der 50-er darf ja ohne volle Entehrung nicht eingegangen werden. Die Sachsen sind 10,000 Mann stark und — nicht einmal der Verläumdung zufolge — malcontent und reaczionair. Vale! F. W.

Wenn wir versuchen wollen, uns über die Vorgänge im Ministerrate vom 4. Mai Klarheit zu verschaffen, so können wir außer dem oben mitgeteilten Briefe noch ein bisher ungedrucktes Schreiben des Ministers v. Arnim vom 7. Mai heranziehen. Der König hat mit seinen Plänen eines österreichischen Kaisertums offenbar den lebhaftesten Widerspruch der Minister hervorgerufen; sie haben erklärt, die Mitwirkung zur Ausführung derartiger Gedanken gehe gegen ihr Gewissen und vermutlich mit einer Demission gedroht. Friedrich Wilhelm hat darauf feierlich versprochen, auf diesen Plan nicht zurückzukommen. Sodann ist im Prinzip die Zustimmung Preußens zum Entwurfe der Siebzehn und die Annahme des Bundesratsbeschlusses über die provisorische Exekutive ausgesprochen worden; jedoch hat der König in einer nachträglichen schriftlichen Erklärung seine Genehmigung an einige Bedingungen geknüpft. Die drei Mitglieder der provisorischen Zentralgewalt sollten Prinzen der ersten deutschen Häuser sein, darunter Prinz Wilhelm; es sollte vorher das Einverständnis Österreichs mit der geplanten Einrichtung festgestellt werden; es sollte endlich diesem Dreimännerkomitee zur Pflicht gemacht werden, den Verfassungsentwurf der Siebzehner nur mit bedeutsamen Veränderungen zu genehmigen. Unter diesen Veränderungen legte der König besonderen Wert auf eine: das Oberhaus sollte nur aus Fürsten bestehen, nicht, wie jener Entwurf wollte, noch daneben aus erwählten Vertretern der einzelstaatlichen Landstände; er hat es Dahlmann gegenüber ausführlich dargelegt, daß ein Zusammensitzen der Landesherren mit ihren Untertanen im Reichsoberhause die fürstliche Ehre angreife und ganz undenkbar sei. Auch sollte in der Reichsverfassung ausdrücklich gesagt werden, daß alle zum Reiche gehörenden Einzelstaaten das Zweikammersystem annehmen müßten.

Diese Bedingungen des Königs machten die Zustimmung Preußens zur Einsetzung der provisorischen Zentralbehörde und zum Verfassungsentwurf der Siebzehn völlig illusorisch. Mit Recht hat Herr v. Arnim in dem erwähnten Berichte darauf hingewiesen, daß man nicht den Entwurf prinzipiell annehmen und zugleich an dessen Grundlagen wesentliche Änderungen verlangen könne. In Wahrheit wollte nur das Ministerium den Entwurf gutheißen, während der König einige seiner Hauptgesichtspunkte verwarf und ihn als Ganzes weder annehmen wollte noch konnte. In jener Sitzung hatte der König ein Zugeständnis sich abdringen lassen, das ihn nun hinterher beunruhigte; daher stellte er nachträglich jene Bedingungen, die, wenn sie streng festgehalten wurden, alles, was am 4. beschlossen war, wieder aufhoben. Es ist begreiflich, daß die Minister davon nicht sehr erbaut waren; wir werden bald sehen, wie sie sich dagegen zu wehren suchten.

Bald nachdem der letzte Brief an Camphausen abgesandt war, erhielt der König ein Schreiben seines Bruders aus London (vom 2. Mai), in dem dieser vom Erfolge seiner dortigen Scheinmission berichtete, um die Erlaubnis zur Rückkehr bat und zugleich ausdrücklich sein Einverständnis mit der vom Könige eingeschlagenen politischen Richtung erklärte. Dieses Schreiben schickte Friedrich Wilhelm noch in der Nacht an Camphausen mit folgenden Zeilen:

21. Der König an Camphausen[1]).

P. 6. May 48 nachts.

Hier sende ich Ihnen, mein lieber Camphausen, einen Brief und einen Bericht meines Bruders, des Prinzen von Preußen. Graf Pourtalès gab beydes hier im Schloß ab, nachdem ich meinen Brief vom Abend geschrieben hatte. Es frappirt mich lebhaft, von meinem Bruder denselben Gedanken ausgesprochen zu sehen, den ich Ihnen eben erst geschrieben hatte. Der Bericht mit dem daran geknüpften politischen Glaubens-Bekenntniß befriedigt meine Erwartungen, und wünsche ich dringend, daß entweder der ganze Bericht, oder doch sein politischer Theil, je eher, je lieber, der Öffentlichkeit durch die Zeitungen übergeben werde. — Ich bemerke, daß ich, auf den Rath des Staats-Ministerii, den Entwurf desselben zu einer Erklärung für ihn[2]) meinem Bruder nicht mitgetheilt habe, da derselbe nur für sein Erscheinen bei der Holsteinischen Armée bestimmt gewesen. Die Artikel für seine Rückkehr mehren sich in den Zeitungen und halten jetzt die Waage den feindlichen Artikeln, was Wilhelm noch nicht wußte. Ich habe die tiefinnere moralische Überzeugung, daß Wilhelm, ohne im Mindesten auf Gefährdung der Berliner Stimmung zu influiren, heimkehren könnte. Dennoch würde ich mich über so verlängerte Abwesenheit zu trösten wissen, unter der alleinigen Voraussetzung, daß dieselbe durch seine Ernennung zu den „Dreyen" in Frankfurth veranlaßt wäre. Es stünde dann nur zu fürchten, daß dadurch seine Abwesenheit zu lange dauern könnte. Bedenken Sie es recht, bester Camphausen, wie günstig es wirken müßte, wenn 1. sein politisches Glaubens-Bekenntniß am Ende seines Berichtes, 2. der veröffentlichte Rath der Minister an mich, **ihn zurückzurufen**, und 3. meine Ernennung seiner zum „Triumvirn" schnell aufeinander in den Blättern folgten. Ich denke, wir wagen es. Geschehen **muß**[3]) etwas; darüber sind Sie Alle gewiß einig; denn nicht bloß die Rücksicht auf mich, die Gerechtigkeit, ich darf sagen, die Heiligkeit seiner Sache, seine gekränkte Unschuld, sein schnöde und gesetzlos angetastetes Eigenthum fordern das gebietherisch; noch gebietherischer fordert es der Umstand seiner Stellung zur Krone, die Zukunft der Dynastie, des Staats, des Volkes. Ich weiß, theuerster Camphausen, Sie haben Muth und besten Willen, Graf Schwerin auch. Setzen Sie es durch. Mit energischem Auftreten im Conseil gelingt es Ihnen. Drum in Gottes Namen vorwärts! Vale. Friedrich Wilhelm.

[1]) Ein Stück aus diesem Briefe gedruckt Caspary, S. 205.

[2]) S. oben Band CXXV, S. 358.

[3]) Dreimal unterstrichen.

Von den Wirkungen dieser königlichen Mahnung werden wir später hören. Zunächst blieb noch im Vordergrunde des Interesses die deutsche Frage. Wir erinnern uns, daß die vom Könige nachträglich für die Ausführung der Beschlüsse vom 4. Mai gestellten Bedingungen das Ministerium schmerzlich überraschten. Nach vorheriger Rücksprache mit Camphausen verfaßte der auswärtige Minister v. Arnim jene mehrfach erwähnte, sehr scharfe Eingabe an den König, die am 7. Mai abgesandt wurde. Er sagte darin, auf eine Mitwirkung Österreichs zur Verwirklichung des Verfassungsentwurfes der Siebzehn sei nicht zu rechnen; Veränderungen des Entwurfes könne man, ohne die Wirkung der prinzipiellen Zustimmung zu gefährden, nicht früher in Vorschlag bringen, als bei der Durchberatung im deutschen Parlamente; mit dem Wortlaute des Bundestagsbeschlusses lasse sich die Entsendung von drei Prinzen nach Frankfurt nicht vereinigen. Er würde es vor der künftigen Ständeversammlung und der öffentlichen Meinung nicht verantworten können, diese Bedingungen zu stellen; er sei aber gern bereit, von seinem Posten zurückzutreten, wenn der König mit seinen politischen Anschauungen nicht übereinstimme und kein Vertrauen mehr zu ihm habe.

Diese Eingabe hat Friedrich Wilhelm mit Randbemerkungen versehen, die von höchster Erregung, ja von förmlicher Wut über das Verhalten des Ministers zeugen. Er begriff nicht, wie dieser Österreich so mißtrauen, wie er die Beschlußfassung über prinzipiell wichtige Änderungen des Entwurfes dem deutschen Parlamente überlassen könne. Gerade darauf kam es ihm ja an, daß die Regierungen diese Dinge festlegten, bevor das Parlament damit befaßt werde. Ganz besonders aber erregte ihn die Auffassung Arnims von seiner konstitutionellen Verantwortlichkeit. Er nannte das Eigensinn und Unehrerbietigkeit, er warf ihm vor, daß er seinen König für einen Schöps halte, den er durch Ungehorsam zur Vernunft zu bringen habe.

Gleich, nachdem er sie erhalten, sandte Friedrich Wilhelm Arnims Eingabe nebst seinen Randbemerkungen an Camphausen. Er ignorierte Arnims Mitteilung, daß dieser im Einverständnis mit dem Präsidenten des Ministeriums gehandelt habe, und tat so, als ob er auf eine unbedingte Mißbilligung von Arnims Verhalten durch die übrigen Minister fest rechne. Daß er sich zu einer Anzweiflung von Arnims geistiger Gesundheit auf Grund von Berliner Klatschgeschichten verleiten ließ, zeigt die Höhe seines Zornes und seiner Aufregung. Auf Arnims Abschiedsgesuch einzugehen, zeigte er große Neigung und brachte Camphausen gleich vier Kandidaten für das Auswärtige in Vorschlag; doch wollte er erst noch abwarten, ob dieser nicht Arnim zur Vernunft bringen könne. Über die Ministerverantwortlichkeit spricht der König hier nur in unbestimmten Ausdrücken: wir sehen, daß sie den Minister nach seiner Meinung an pünktlicher Ausführung königlicher Befehle niemals hindern darf; wir werden aber später darüber noch Genaueres von ihm hören. Übrigens hat Arnim sein Entlassungsgesuch nicht aufrecht erhalten, und der König hat sich nun vorläufig in die deutsche Politik seiner Minister gar nicht mehr eingemischt, ohne sie jedoch zu billigen. Darüber und über die Instruktionen, die tatsächlich dem preußischen Gesandten in Frankfurt erteilt worden sind, werden uns die Briefe Nr. 33—35 Auskunft geben.

22. Der König an Camphausen.

Potsdam 7. May 48.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, mein theuerster Camphausen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Was Ihnen ohne Zweiffel schon zu Ohren gekommen ist, ist es auch mir, nemlich, daß die fremden Gesandten und namentlich Lord Westmorland[!], B. v. Meyendorff, Graf Lerchenfeld[1]) erklären, wie sie unseren Arnim für toll halten. Leider ist es gewiß, daß er eine Somnambüle im Hause hat (welche der Berliner Pöbel zu seiner Maitresse macht), nach deren Aussprüchen er seine leibliche Gesundheit und seine Politik richten soll. Dies Factum der Somnambüle allein ist höchst compromettant für das Ansehen des Staats-Ministerii, und es fragt sich, ob Sie, lieber Camphausen, ihn nicht halb im Scherz, halb im Ernst auf das „Gerücht" aufmerksam machen wollen und ihn so bewegen können, den Stein des Anstoßes hinweg zu räumen? Schlimmer ist es, daß Arnim zu einer Familien-Linie gehört, in der fixe Ideen (in einem Gliede ausgebrochner Wahnsinn) vorkommen.

Lesen Sie den anliegenden Brief aufmerksam durch. Die Logik gegen meine Ansichten: 1. als stritte der eine gegen unsere bedingte Zustimmung zum Verfassungs-Entwurf der 17er, 2. als sei der andere gegen die Fassung des Bundestags-Beschlusses, ist wirklich jammervoll und macht mich auf die „Gerüchte" aufmerksam. Vor Allem veranlaßt mich zu diesem Aufmerken sein brusquer Uebergang zu einem eventuellen Abschieds-Gesuch, in welches er Lust zu haben scheint, alle Minister solidarisch zu verwickeln. Das leidet wirklich an Mangel von gesundem Menschen-Verstand, wenn es nicht durch leidenschaftliche Aufregung zu erklären ist, was ich hoffe und wünsche, und ich trage Ihnen, bester Camphausen, förmlich auf, ihn zu beruhigen. Sollte aber Guizot nicht ganz unrecht gehabt haben, indem er Arnim für nicht zurechnungsfähig erklärte, so ist es doch Zeit, für Eventualitäten uns über einen Nachfolger zu besprechen. Ich gebe Ihrer Erwegung, im engsten Vertrauen versteht sich, folgende Namen hin: 1. Graf Arnim in Wien[2]), der bey dem diplomatischen Corps des Aus- und Inlandes für unsern gewiegtesten Diplomaten gilt. Ich kenn' und schätz' ihn, und nimmt er die Stelle an, was ich leider! bezweifle, so werden Sie sich zum neuen Collegen Glück wünschen. 2. Usedom[3]), der bis auf seine Geringschätzung Oestreichs und bis auf den Umstand, daß er **nur**[4]) durch die bekannten 500000 Mann Russen von seiner Kriegslust für Polen gegen Rußland bekehrt worden ist, meine Ansichten und Grundsätze theilt. 3. Baron Schleinitz[5])

[1]) Die Gesandten von England, Rußland und Bayern.

[2]) Gemeint ist Heinrich Friedrich v. Arnim (geb. 1791, gest. 1859), aus einer Nebenlinie des Hauses Arnim-Boytzenburg, der seit 1845 Gesandter in Wien war, später, vom Februar bis Mai 1849, tatsächlich auswärtiger Minister wurde.

[3]) Karl Georg Ludwig v. Usedom (geb. 1805, gest. 1884, 1862 in den Grafenstand erhoben) war seit 1845 Gesandter am päpstlichen Hofe in Rom; später ist er eine Zeitlang preußischer Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt gewesen.

[4]) Dreimal unterstrichen.

[5]) Alexander Gustav Adolf Graf v. Schleinitz (geb. 1807) war als Attaché resp. Sekretär an den Gesandtschaften in Kopenhagen, Petersburg und London tätig gewesen, seit 1841 vor-

(Hannover), ein sehr tüchtiger junger Mann. 4. Graf Albert Pourtalès[1]) — eben aus London zurück —, ein sehr ausgezeichneter Mensch, aber noch auf keinem Gesandtschafts-Posten gewesen. Ich würde noch Bunsen nennen, glaube aber, daß Sie ihn (wie ich auch) für unentbehrlich und unersetzbar in London halten.

Fährt Arnim fort, seine „Verantwortlichkeit" zu mißbrauchen, um jede Widersetzlichkeit gegen meine Befehle zu beschönigen, so geht das Allerdings nicht mehr zwischen uns, und gewiß Sie, lieber Camphausen, und Alle Minister werden das einsehen und billigen. Ich kenne, ehre und berücksichtige, das wissen Sie, die constituzionelle Verantwortlichkeit; aber weil ich sie genau kenne, so will und werd' ich nicht leiden, daß H. von Arnim derselben eine noch nicht dagewesene Auslegung gebe. Er wird Ihnen, meinem Befehl zu Folge, meine Antwort auf den anliegenden Brief mittheilen. Lesen Sie dieselbe recht aufmerksam. Wahrscheinlich werden Sie genöthigt seyn, ihm das Verständniß darüber zu öffnen. Der Inhalt ist kurz der: „Lauf mir nicht weg, weil Du hier so sehr unrecht hast und mißverstehst."

Haben Sie einmal drei Stunden daran zu wenden, so möcht ich gar zu gern ein Stündchen hier im Potsdamer Frieden und Ruhe mit Ihnen plaudern. In Berlin sieht mir immer die scheußliche Fratze des illegalen Zustandes der Stadt über die Schulter. Doch sehe ich nur zu gut ein, bester Camphausen, daß es Ihnen Ihre Zeit schwerlich so bald erlauben wird. Vale.

Friedrich Wilhelm.

---

23. Der König an Camphausen.

B. 8. May 48.

Es ist 1 Uhr, und da das Staatsministerium anderweit beschäftigt ist, verlasse ich Berlin. Seyn Sie so gut, lieber Camphausen, und lassen Sie mich wissen, ob Sie morgen nach einer Conferenz oder Unterredung mit mir verlangt. Für den Fall komm' ich, wie heut, auch morgen hierher und verweile bis 2 Uhr, wenn es nöthig. Sonst aber wollte ich mich ganz den Cabinets-Vorträgen widmen und in Potsdam bleiben. Mittwoch komm ich dann wieder; aber nicht am Donnerstag, wo wegen des Gerichtes über Schlöffel[2]) Unruhen angesagt (!) sind. Vale. Friedrich Wilhelm.

24. Camphausen an den König[3]).

E. K. M. überreiche ich die Anlagen ehrfurchtsvoll zurück, nachdem ich heute dem Conseil vorgeschlagen habe, in einem Berichte an E. M. die Gründe für die Rückkehr S. Kgl. Hoheit zu entwickeln, welcher Bericht nebst E. M.

tragender Rat im Ministerium des Auswärtigen; er wurde 1848 Arnims Nachfolger, später noch einmal auswärtiger Minister und starb 1885 als Minister des königlichen Hauses.

[1]) Graf Albert v. Pourtalès (geb 1812, gest. 1861) war damals der Londoner Gesandtschaft beigegeben, später war er Gesandter in Konstantinopel und Paris.

[2]) Der Prozeß gegen den Studenten G. A. Schlöffel, der zu gewaltsamer Verjagung des Königs und der Minister in seinem „Volksfreund" aufgefordert hatte, fand am 11. Mai statt; s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 477 f.

[3]) Nach dem Original im Königl. Hausarchive.

Entscheidung zugleich mit der Einberufungsordre der National-Versammlung veröffentlicht werden könnte, also ganz bald. Ich bin beauftragt, einen solchen Bericht zu entwerfen, und werde ihn, nachdem er genehmigt, E. M. vorzulegen die Ehre haben, übrigens morgen ohne Stoff zu Vorträgen sein.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin 8. Mai 1848. Camphausen.

Mit dem hier von Camphausen erwähnten Beschlusse des Ministeriums, die Heimkehr des Prinzen von Preußen aus England offiziell zu beantragen, war ein Lieblingswunsch des Königs erfüllt. Von seiner großen Freude darüber zeugt das folgende Billett:

25. Der König an Camphausen.

P. Nachts 8. May 48.

Eben erhalte ich Ihren Brief, theuerster Camphausen, mit der Nachricht von dem zu entwerfenden Bericht über die Rückkehr meines geliebten Bruders. Ich kann nicht schlafen gehen, ohne Ihnen für die Freude, welche die Nachricht mir macht, meinen allerwärmsten Dank zu sagen. Da Sie dies Blatt erst morgen früh erhalten, so wünsche ich, daß es Ihnen einen recht guten Morgen sagt! F. W.

Der Bericht des Ministeriums wurde am 10. Mai dem Könige überreicht, von diesem genehmigt und sodann in den Zeitungen veröffentlicht.

26. Camphausen an den König.

Eure Majestät ertheilten mir jüngst einen Auftrag wegen eines auch Ihre Majestät die Königin beunruhigenden Gerüchtes, die Stiftung Bethanien betreffend[1]). Nach eingezogener Erkundigung ist dieses Gerücht unbegründet.

Das Staatsministerium hat um 1 Uhr Sitzung, zu der mir noch manches vorzubereiten bleibt. Ich werde meinen Collegen vorschlagen, künftig die Sitzungen zu einer früheren Morgenstunde zu halten, um häufiger frei zu sein in der Stunde, welche Eure Majestät hier zuzubringen pflegen.

Von der Unterwerfung Mieroslawskys[2]) hat bis jetzt das Ministerium keine Nachricht.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin, 10. Mai 1848. Camphausen.

27. Der König an Camphausen.

[10. Mai 1848][3]).

Herzlichsten Dank, theuerster Camphausen, für die zweite gute Nachricht. Berufen Sie mich morgen, so komme ich herein; sonst wissen Sie, daß ich es nicht zu thun beabsichtige, wegen der angesagten Unruhen für Schlöffel bei der Gelegenheit seiner Stellung vor das öffentliche Gericht. Vale.

P. 1/2 12. F. W.

[1]) S. oben Nr. 19.
[2]) Des Führers der aufständischen Polen im Großherzogtum Posen.
[3]) Vom Könige auf das Original des vorigen Briefes geschrieben.

28. Der König an Camphausen.

[12. Mai 1848.]

Theuerster Camphausen! Nur eine leicht zu beantwortende Frage. Der Landtag soll am 29. (Montag) zusammenkommen. Soll nun am Sonntag, (Tags zuvor) ein Landtags-Gottes-Dienst Statt finden?

Ich frage es, weil ich vorläufig auf den 28. die Weihe der hiesigen neuen Vorstadtskirche angesetzt habe, ich mich aber schwerlich vom Beiwohnen des Landtags-Gottes-Dienstes dispensiren könnte. Dagegen scheint mir ein Landtags-Gottes-Dienst doch anständig, wünschenswerth und vielleicht vom Guten.

Sollte derselbe beabsichtigt sein, so werde ich die Kirch-Weih auf Exaudi verlegen, wünsche es aber so bald als möglich zu wissen, weil Nikolai mit der Composizion vom Tages-Psalm des Weihe-Sonntags beauftragt ist. Für ein Wort der Antwort werd' ich sehr dankbar sein. Friedrich Wilhelm.

Die Veröffentlichung des Beschlusses über die Rückkehr des Prinzen Wilhelm erregte in Berlin eine ungeheure, dem Ministerium unerwartete Aufregung. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß die vielen, heute bekannten Äußerungen des Prinzen in Privatbriefen aus London über seine konstitutionelle Gesinnung dem Publikum damals noch nicht mitgeteilt waren, daß vielmehr in weiten Kreisen der Prinz als der entschlossenste Vertreter einer gewaltsamen Reaktion galt. Manche Klubs faßten Protest-Resolutionen; Flugblätter und Plakate ähnlichen Inhalts erschienen am 12. früh in den Straßen Berlins; von verschiedenen Versammlungen wurden Deputationen an das Ministerium abgesandt, um die Zurücknahme der Maßregel zu verlangen, und eine große Volksversammlung wurde für den Abend des Tages angesagt[1]). Darauf bezieht sich das folgende Schreiben des Königs:

29. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 12. May 1848[2]).

Theuerster Camphausen! Sie werden schon von dem saubern Project „einer Demonstrazion gegen die Minister" unterrichtet seyn, die mir soeben mein treuer Hensel (der Maler und Chef des Künstler-Corps) angezeigt hat. Ich beschwöre Sie und Ihre Collegen als Ihr bester und treuster Freund, sich durch dieselbe in Nichts, gar Nichts stöhren und imponiren zu lassen, wenn sie überhaupt zu Stande kommt. Es ist jetzt die Loosung „Muth, Ausdauer und der Blick auf das wohlgesinnte Land"; Berlin ist nicht Paris und die Brandenburgischen Marken nicht Frankreich. Bedenken Sie, daß „ein Schritt zurück" die Thronfolge und folglich den Thron selbst in Frage stellt. Vor Allem also und um Gottes Willen darf **keiner** von Ihnen an den Rücktritt denken. Es wäre schon um jeder **Berliner Demonstrazion** Willen unverzeihlich; um **dieser**[3]) aber: Félonie. Sie würden den Thron aufgeben.

---

[1]) S. Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 497 f.

[2]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 209 (mit falschem Datum 14. Mai).

[3]) Dreimal unterstrichen.

Sagen Sie den Frevlern, vor dem Landtage würden Sie Rede stehen, aber nie vor ihnen. Sollte die Sache, was ich zu Gott nicht hoffe, bedrohlich werden, so verlassen Sie die Stadt und kommen Sie zu mir, wo Ihr Platz im Augenblick der Gefahr ist.

Ich bin felsenfest entschlossen, einer Demonstrazion, die die Thronfolge in Frage stellt, mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten. Gott mit Ihnen! Vale. Friedrich Wilhelm.

Dieses Schreiben war jedenfalls schon in den Händen der Minister, als am Abend des 12. Mai eine von der Volksversammlung in den Zelten erwählte Deputation, begleitet von einer nach Tausenden zählenden Menge, vor Camphausens Wohnung erschien, um die Zurücknahme des Beschlusses zu verlangen. Camphausen und Schwerin — andre Minister scheinen nicht zugegen gewesen zu sein — traten der Deputation mit Argumenten entgegen, wie der König sie ihnen an die Hand gegeben hatte; namentlich sagten sie, die Stimmung Berlins sei nicht die Stimmung des gesamten Landes, und diese allein könne für sie entscheidend sein. Sie ließen sich aber zuletzt doch zu dem Versprechen bestimmen, daß die Frage am folgenden Tage im Ministerrate nochmals erwogen werden solle. Die Menge zog auf Zureden ihrer Führer friedlich nach den Zelten zurück, beschloß aber, das Palais des Prinzen von neuem zum Nationaleigentum zu erklären; und nun kam es gegen Mitternacht zu neuen Demonstrationen in der Nähe des Palais. Die schnell aufgebotene Bürgerwehr vermochte es nicht zu hindern, daß die früher entfernte Inschrift wieder angebracht ward, und einzelne Fenster des Schlosses fielen den Steinwürfen aus der erbitterten Menge zum Opfer[1]). Dem Zureden zweier Veranstalter der Deputation, des Assessors Jung und des Literaten Held[2]), sowie des Kommandeurs der Bürgerwehr, General v. Aschoff, gelang es endlich, die Leute zum Nachhausegehen zu bewegen.

Diese Massendemonstration ist auf die Minister nicht ohne Eindruck geblieben; das zeigt schon die Zusage nochmaliger Beratung. Am weitesten im Entgegenkommen gegenüber der Volksstimmung ging wohl Herr v. Auerswald; er riet Camphausen sogar, den Herren Jung und Held für ihre beruhigende Wirksamkeit eine Anerkennung auszusprechen[3]). Indessen blieb das Ministerium

---

[1]) S. Wolff, Bd. II, S. 503 f.

[2]) Georg Jung war der Begründer des republikanisch gesinnten „Politischen Klubs“ in Berlin und einer der beliebtesten Volksredner. — Alexander Held (geb. 1813, gest. 1872) war erst Offizier, dann Schauspieler gewesen und redigierte seit 1843 in Leipzig die „Lokomotive“, während der Revolution in Berlin das „Volksblatt“.

[3]) Dies zeigt folgendes Schreiben Auerswalds an Camphausen:

„Ich werde eben darauf aufmerksam gemacht, daß es vielleicht sehr geraten gewesen wäre, wenn Sie heute Herrn Jung und Held, welche gestern zuletzt die Versammlung vor dem Palais des Prinzen von Preußen zerstreut und nach Hause geschickt haben, unter dem Vorwande oder Grunde, ihnen dafür eine Anerkennung auszusprechen, sich hätten rufen lassen. Möglicherweise hätte dies sehr mitigirend gewirkt. Ob noch dazu Zeit ist, stelle ich anheim, vielleicht Einen. Ich weiß nicht, wo sie zu finden.

Ihr treuergebener v. Auerswald 13/5 48.“

zuletzt doch allen weitern Deputationen und Demonstrationen gegenüber dabei, der Thronfolger dürfe nicht fehlen, wenn über die Verfassung des Landes beraten werde; er solle jedoch nicht vor Eröffnung der konstituierenden Nationalversammlung Berlin betreten und vor seiner Ankunft sein Einverständnis mit den neuen Einrichtungen öffentlich erklären[1]). Namentlich die ruhige und gesetzliche Haltung der Bürgerwehr und ihrer Führer hat es bewirkt, daß schlimme Ausschreitungen nicht stattfanden; noch am 14. Mai befürchtete man Gewaltsamkeiten, da öffentlich zum Mitbringen der Waffen in eine Volksversammlung aufgefordert war. Solchen Befürchtungen entsprang Friedrich Wilhelms nächstes Schreiben:

30. Der König an Camphausen.

P. 14. May 48[2]).

Theuerster Camphausen! Der bekannte Möbel-Händler Hiltl ist zur Prinzessinn von Preußen gekommen, um ihr zu sagen, aller Pöbel, ja ein großer Theil der Bürger-Wehr wolle heut Nachmittag sich in den Zelten versammeln, und dann in der Stadt Gewalt an den Personen der Minister und am Palais Wilhelms begehen. Stimmt das mit Ihren Nachrichten? und was gedenken Sie zu thun? — Ich meine „nach Potsdam gehen", doch sehen Sie nichts als meine Meinung, kein Drängen, keinen Befehl darin. — Bewegen sie aber, das bitte ich wahrlich sehr **dringend**, Auerswald, die Hauptleute der Bürger-Wehr zu sich zu entbiethen, das politisch nothwendige der Maaßregel mit ihnen durchzusprechen, sie zu ermahnen, ihnen ihre furchtbare Verantwortlichkeit vorzuhalten und auf sie zu wirken, daß sie Statt des bewaffneten, durch die Gesetze **verbothnen** Deliberirens in Volks Versammlung die Ordnung in der Stadt aufrecht halten.

Sind Sie ganz gewiß, Wilhelms offiziellen Bericht von mir erhalten, gelesen und zurückgeschickt zu haben? Er war von der Hand des Secretairs. Sonst glaub ich, daß er bey Arnim liegt, dem ich eben darüber geschrieben habe. Ich kann ihn trotz Aller Sorgfalt im Suchen nicht finden[3]). Sie, theuerster Camphausen, hatten von mir einen Brief Wilhelms zugesandt erhalten, worin er Graf Albert Pourtalès Ankunft anzeigte mit eventuellen Deliberazions-Vorschlägen. Den haben Sie mir zurückgesandt, und der ist da.

Gebe Gott, daß Hiltls Nachrichten Uebertreibungen sind. Doch ist der Sonntag immer ein schlimmer Tag in einer Stadt, in der seit 30 Jahren consequent an seiner Entweihung gearbeitet worden ist. Ich bin auf Alles vorbereitet, wie Gott will! Vale. Friedrich Wilhelm.

P. S. Sagen Sie an Graf Kanitz, er solle G. M. Aschoff instruiren, daß Alle Befehle, die für den Gründonnerstag präparirt waren, heut und dieser Tage gültig wären, sowie der Aufruhr ausbricht und die Bürger-Wehr

---

[1]) Erklärung des Staatsministeriums vom 15. Mai bei Wolff, Bd. II, S. 522.

[2]) Ein kleines Stück daraus Caspary, S. 210

[3]) Vermutlich ist der oben S. 95 erwähnte Brief gemeint; diesen Brief glaubte Camphausen also wohl zurückgesandt zu haben, während er in der Tat in seinen Händen geblieben war.

seiner nicht Meister werden kann. Die Instruczion ist vortrefflich. Die Entfernung des Schatzes spielt die Hauptrolle dabey. Wir brauchen nur noch etwa zwanzig Wagen dazu, wenn er in Silber vorhanden ist, und 4—5, wenn in Gold. Der Rest der Wagen muß Gewehre aus dem Zeughause transportiren und Pferde die Kanonen.

Über den Sinn des Postskriptums klärt uns ein Brief des Königs an Radowitz[1]) auf, aus dem sich ersehen läßt, daß Mitte April, als ebenfalls Gewalttaten befürchtet wurden, ein genauer Plan zu deren Bekämpfung festgestellt war; die in der Stadt anwesenden Truppen sollten sich auf keine Offensive einlassen, sondern nur bis zum Dunkelwerden die Linden und das Schloß verteidigen; in der Nacht sollte der Staatsschatz auf bereitstehende Wagen verladen werden, und mit diesen sollten die Truppen die Stadt verlassen; eine Zernierung Berlins von außen sollte dann die rebellische Hauptstadt unterwerfen, wobei auch auf Beihilfe seitens der Bürgerwehr gerechnet war. Ganz die gleichen Befehle sind also auch jetzt für den Fall des Ausbruches einer revolutionären Bewegung gegeben worden.

31. Der König an Camphausen.

Potsdam 14. May 1848[2]).

Mein theuerster Camphausen — Ich habe heut früh ein Staats-Ministerialrescript bekommen, von dem ich Ihnen (aber nur im engsten Vertrauen, also ohne weitere Verbreitung dessen, was ich hier schreibe) freymüthig gestehe, daß es mich schmerzlich berührt hat, weil Auerswald mir, in vollster Pflichterfüllung, bereits über den Gegenstand *eigenhändig* geschrieben hatte, und von mir eigenhändig auf das befriedigendste beschieden worden war. Ich habe seiner Ansicht volles Recht gegeben und mir noch die Mühe gegeben, ihm das Mißverständniß aufzuklären, welches übrigens, wenn der „auslassende" Brief an ihn direct gerichtet gewesen, natürlich doch nicht vermieden worden wäre. — Das mich betrübende liegt also in dem Umstande, daß das Staats-Ministerium eine zwischen mir und einem Minister, und zwar mit Anerkennung des Grundsatzes, abgemachte Sache Tags darauf wieder aufnimmt und den *Schein* auf sich ladet, mir, durch Canzley-Hand, eine Leczion geben zu wollen. Ich erkläre Ihnen, daß Niemand völliger mit den Grundsätzen (nicht des Staats-Ministerii allein, sondern) aller Verfassungsmäßigen Gouvernements einverstandener seyn *kann*, als ich. Ich muß aber zugleich erklären, daß die Extension dieser Grundsätze auf die Armée durch keine Constituzion gerechtfertigt ist. Es versteht sich ganz und gar von selbst, daß ich auch in *dem* Departement nicht Anders verfahren werde, als mit den Andern; das geschieht aber aus Sachkenntniß, aus eigner Ueberzeugung und Beurtheilung, nicht aber, weil das Constituzionell wäre. — Denn weltbekannter Maaßen steht in Allen Constituzionellen Staaten die Armée direct unter den Befehlen

[1]) Vom 23. April, bei Hassel, Radowitz, Bd. I, S. 538.

[2]) Ein Satz daraus Caspary, S. 210.

des Souverains, und der Kriegs Minister ist nur für die Gesamt-Acte des Gouvernements und für die Competabilität verantwortlicher Minister, d. h. fähig in Anklagestand versetzt zu werden, nie aber über die Gestion der eigentlichen Heeres-Angelegenheiten.

Fürchten Sie aber darum Nichts. Ich thue Nichts ohne meine Minister, und sogar nicht ohne den Kriegs-Minister.

Für Ihre Bekanntmachung in Angelegenheiten Wilhelms sag' ich Ihnen und Ihren Collegen, bester Camphausen, wärmsten Dank. Das ist der Weg, die schwankende Volks-Meinung zum Guten zu stimmen, die schweigende Gute Meinung aber zum kräftigen Reden und Handeln zu bringen. Das ist regieren und darauf wird, wie immer, so auch jetzt, Gottes Seegen ruhen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich habe die Intenzion, Morgen früh von 10 oder 11 Uhr bis 1 oder 2 Uhr in Berlin zuzubringen. Sollten Sie Bedenken dagegen haben, so lassen Sie michs vor Nacht wissen. Wollen Sie aber mit mir in Berlin arbeiten, so erwart' ich Sie.

Worauf sich die Anspielungen im Anfange dieses Schreibens beziehen, vermag ich nicht aufzuklären; nur soviel ist klar, daß der König eine Differenz mit dem Minister v. Auerswald gehabt hat, und eine Einmischung des Gesamtministeriums in diese Angelegenheit übelnimmt. Wir werden noch sehen, daß es sein Bestreben war, stets mit den einzelnen Ministern, und möglichst wenig mit dem Ministerium als Einheit zu tun zu haben. Auch hier bemerken wir, wie früher, das Bestreben, die Armee von jedem Einflusse der Volksvertretung und der ihr verantwortlichen Minister freizuhalten. Der König ist überzeugt, daß dies in allen konstitutionellen Staaten so sei, freilich mit Unrecht. Wie sehr ihn diese Frage bewegte, ersieht man daraus, daß er von seinem Londoner Gesandten Bunsen eine authentische Darstellung des in England in dieser Hinsicht geltenden Rechtes forderte; freilich fiel die Antwort anders aus, als er erwartete; sie lautete, daß in England der König auch in Angelegenheiten der Armee nichts ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers befehlen könne[1]).

32. Der König an Camphausen.

P. 15. May 48 Morgens.

Haben Sie, theuerster Camphausen, und das Ministerium nichts dagegen, (was ich bedauern würde), so will ich morgen mit Extrafahrt um 9 in die Stadt, und daselbst den Gl. M. Aschoff und sämmtliche Hauptleute der Bürger-Wehr versammeln und anreden. Demnächst will ich einen Proclamazions-Entwurf machen und Ihrer Berathung übergeben. Sollten Sie mir heut vielleicht den G. R. Costenoble schicken, so werden Sie mir Ihre Ansicht durch ihn, sonst, wenn ich bitten darf, bald schriftlich zukommen lassen. Wir dürfen nicht um eines Haares Breite weichen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

[1]) Schreiben des Königs an Bunsen vom 30. Mai und Bericht über Bunsens Antwort bei Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (Werke 49, 50), S. 470 f.

P. S. Jung hält jetzt die Massen vom Äußersten ab, um während des Landtags den entscheidenden Stoß zu geben. Darauf können Sie Häuser bauen. Darum: lassen Sie uns nicht **allein** moralisch sondern auch **physisch**[1]) **gerüstet** seyn! Um Gotteswillen! —

Es handelt sich immer noch um die Befürchtung, daß die Zurückberufung des Prinzen zu ernsten Unruhen Veranlassung geben könne. Den Entschluß einer Anrede an die Offiziere der Bürgerwehr hat der König am 16. Mai ausgeführt; keiner der Minister war dabei anwesend[2]).

Durch die Berliner Unruhen war für kurze Zeit das Interesse an der deutschen Frage zurückgedrängt worden. Jetzt aber ließ sich der Entscheidung nicht länger ausweichen, denn am 18. Mai sollte ja die deutsche Nationalversammlung zusammentreten. Der König wünschte, daß Camphausen, den er seinem Bruder als Berater nach Frankfurt mitgeben wollte, bei der Eröffnung des Parlamentes zugegen sei, und der Ministerpräsident selbst hielt das ebenfalls für geboten. Darüber wurde das Ministerium befragt; das Ergebnis teilte Camphausen dem König mit:

33. Camphausen an den König[3]).

E. M. überreiche ich anliegend ehrerbietigst die Abschriften zweier Schreiben des Ministers von Arnim an den Bundestagsgesandten, für welche ich die vorbehaltene Genehmigung E. M. ehrfurchtsvoll erbitte. Das Staatsministerium hat gestern geglaubt, unter den obwaltenden Umständen in meine Abreise nach Frankfurt nicht willigen zu können, und schien es unter diesen Umständen dringend, dem Gesandten eine Aeußerung zum Leitfaden zu geben. Sie entspricht im allgemeinen den Ideen E. M., indem Oesterreich ein ehrenvolles Anerbieten gemacht, und für den Fall Oesterreich dennoch ablehnt, eine anderweite Gestaltung Deutschlands ohne Oesterreich nicht präjudicirt wird. Wir haben gehofft, daß E. M. genehmigen würden, daß nicht zugleich der Brief an Dahlmann, den E. M. einsandten[4]), abgehe. In tiefster Ehrfurcht

Berlin 16. Mai 1848. E. M. unterthänigster Camphausen.

Die beiden Anweisungen für den Gesandten v. Usedom, von denen hier die Rede ist, sind vom 16. Mai datiert. Die erste beginnt mit dem Hinweise darauf, daß Preußen schon im März die Leitung des Bundes durch ein Oberhaupt gewünscht habe. Wenn aber jetzt die Nationalversammlung den Vorschlag der Siebzehn auf Errichtung eines erblichen Kaisertums prüfe, so werde sie vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß er „für jetzt noch unausführbar" sei. Für diesen Fall sei der Gesandte ermächtigt, Preußens Zustimmung auch zu einer anderen Gestaltung der Zentralgewalt auszusprechen, namentlich dazu, „daß diese Gewalt aus dreien Häuptern gebildet werde."

[1]) Dreimal unterstrichen.
[2]) Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 546 f.
[3]) Nach dem Original im Königl. Hausarchiv.
[4]) Vom 15. Mai. Springer, Leben Dahlmanns, Bd. II, S. 247 f.

Den Zeitpunkt für diese Erklärung zu wählen, bleibe ihm überlassen; ebenso, ob er vorher dem österreichischen Gesandten das Verlangen ausdrücken wolle, daß auch Österreich sich nunmehr amtlich bereit erklären möge, der deutschen Sache ähnliche Opfer zu bringen, wie Preußen sie in der Proklamation vom 18. März zugesagt habe, und namentlich, ob es einverstanden sei mit der Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, der Aufstellung eines Bundesheeres unter einem Bundesbanner, der Errichtung eines allgemeinen deutschen Zollvereins mit gleichem Maße, Gewichte, Münzfuße und Handelsrechte. Von der Antwort Österreichs werde alles Weitere wesentlich abhängen, sie könne dem Gesandten ein Fingerzeig sein. In dem gleichen Sinne möge er auch die preußischen Mitglieder der Nationalversammlung instruieren, wenn sie sich mit Fragen an ihn wenden würden. In dem zweiten Schreiben wurde diese Anweisung vertraulich dahin erläutert, daß das Triumvirat bestehen solle aus den Herrschern von Österreich und Preußen als erblichen Mitgliedern und einem dritten von den übrigen Staaten auf Lebenszeit gewählten Bundesfürsten. Nähere Bestimmungen seien weiterer Beratung vorzubehalten.

34. Der König an Camphausen.

[16. Mai 1848.]

Theuerster Camphausen — Seitdem das Staats-Ministerium mir feyerlich erklärt hat, nicht mit meiner Auffassung der deutschen Sachen gehen zu können, hab ich demselben die Gestion dieser Angelegenheit ganz ohne mich und auf eigene Verantwortung vor Gott und der Geschichte zu führen gestatten müssen. Ich mische mich also nicht weiter hinein, auch nicht in die Instruczions-Entwürfe, die Sie mir soeben mitgetheilt. Ich bleibe dabey, daß es monstruos ist, die Frage über das Bundes- oder Reichs-Oberhaupt der dazu **völlig**[1]) unberechtigten sogenannten Nazional-Versammlung zu übertragen. An den Folgen solchen Verfahrens weiß ich mich, Gott sey gelobt! unschuldig.

Vertraulich[1]). Herr von Arnim hatte keine Spuhr von Autorisazion und Recht, meinen vertraulichen privat Brief an Dahlmann irgend Jemand mitzutheilen, und hängt es **nicht**[1]) von ihm ab, ob er ihn besorgen **will** oder **nicht**. — !!!!!!!

Ist[2]) es nicht **Ihr**[1]) freier Wille, lieber Camphausen, **nicht** nach Frankfurt zu gehen, so kann ich mich damit nicht einverstanden erklären. Bey Ihrer Stellung und Ihrer Auffassungsgabe würde ein Aufenthalt von vielleicht nur 3 mal 24 Stunden uns Allen von unberechenbarem Nutzen gewesen sein. Ist es aber Ihr freyer Wille und Ueberzeugung, so sind die Gründe dazu überwiegend, und ich schweige. Auf Wiedersehen!

Friedrich Wilhelm.

Dieses Schreiben wirft wiederum grelle Schlaglichter auf des Königs Regierungsweise. In einer der wichtigsten schwebenden Fragen verzichtet er

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Der Schluß dieses Schreibens gedruckt Caspary, S. 213.

auf jede Geltendmachung seines Einflusses, autorisiert die Minister zu selbständigem Vorgehen, läßt ihnen aber keinen Zweifel, daß er das, was sie tun wollen, für verkehrt und unheilvoll hält. Er glaubt auf diese Weise jede Verantwortung für das daraus etwa folgende Unheil von sich ablehnen zu können. Daneben aber korrespondiert er über dieselbe Frage mit andern und sagt diesen ganz offen, daß er die Politik seines Ministeriums mißbillige. Er hat weder die Kraft, die Minister zur Unterordnung unter seinen Willen zu zwingen, noch den Mut, sie zu entlassen, noch die Selbstbescheidung, sich rückhaltlos ihrer Politik anzuschließen. Er zieht sich schmollend zurück und wartet auf den Zeitpunkt, wo er hervortreten kann und sagen: Seht Ihr, ich hatte doch recht! Aber Ihr habt ja nicht hören wollen.

35. Der König an Camphausen[1]).

[16. Mai]

Mein Brief an Dahlmann ist Bestandtheil meiner Privat-Correspondenz, deren Mittheilung allein für H. v. Arnim bestimmt war, allein aus keiner anderen Ursache als der, dem Minister mein unbedingtes Vertrauen zu beweisen. H. v. Arnim wird folglich ungesäumt den Brief (über den Niemand ein Recht hat) an Dahlmann schicken, ohne dergleichen zu thun, als kenne er seinen Inhalt. Ich befehle ihm hiermit eine Besorgung des Briefes.

36. Camphausen an den König.

E. M. wünscht das Ministerium morgen Vormittag Vortrag zu halten, nach der Bestimmung E. M. hier oder in Potsdam. Ohne weitere Benachrichtigung würden wir E. M. hier erwarten und uns gegen 11 Uhr auf dem Schlosse einfinden. Mein Zurückbleiben von Frankfurt a. M. ist unfreiwillig, weil gegen meine individuelle Überzeugung, nicht unfreiwillig, weil ich wegen dieser Frage das Cabinet nicht in die Luft sprengen mochte[2]). In tiefster Ehrfurcht

Berlin 17. Mai 1848. E. M. unterthänigster
Camphausen.

Mit der deutschen Frage verquickten sich seit dieser Zeit immer enger die schleswig-holsteinische und die preußische Verfassungsfrage. In der ersteren war der König gleich nach der Revolution und noch vor Camphausens Eintritt in das Ministerium von Arnim zu einem folgenschweren Schritte bestimmt worden. In einem alsbald veröffentlichten Schreiben an den Herzog v. Augustenburg hatte er nämlich ausgesprochen, daß er für die Selbständigkeit und enge Verbindung der beiden Herzogtümer, sowie für den Ausschluß der weiblichen Erbfolge in ihnen eintreten werde. Er hatte sich damit in direkten Widerspruch gesetzt zu der dänischen Rechtsauffassung, und, wie sich bald zeigen sollte, auch zu den Anschauungen und Wünschen Englands und Rußlands.

---

[1]) Randbemerkung des Königs auf dem Original von Nr. 33.

[2]) Der Schlußsatz gedruckt Caspary, S. 213. Der dort zitierte Satz über den Anzug der Minister kommt in den mir vorliegenden Korrespondenzen nicht vor.

Zugleich hatte er die Herzogtümer seines Schutzes gegen eine Verletzung dieser Rechte seitens Dänemarks versichert[1]). Als nun die Dänen die Einverleibung Schleswigs proklamierten, in Schleswig einrückten und das ihnen entgegentretende Freiwilligenaufgebot zersprengten, sah sich die preußische Regierung genötigt, dem königlichen Versprechen gemäß zum Schutze der Herzogtümer Truppen zu entsenden; wir haben schon gesehen, daß eine Zeitlang der Plan erwogen worden ist, den Prinzen Wilhelm an deren Spitze zu stellen. Auch andere norddeutsche Staaten sandten auf einen Beschluß des Bundestages Truppen dorthin, und General Wrangel erhielt den Oberbefehl. Nachdem ein Versuch des Königs, durch einen Spezialgesandten den König von Dänemark zum Nachgeben zu bestimmen, gescheitert war, erhielt Wrangel Befehl zum Vorgehen; er erstürmte Ende April das Danewerk und folgte den aus Schleswig verjagten Dänen nach Jütland hinein. Diese Fortschritte der deutschen Truppen aber riefen die Einmischung Englands und Rußlands hervor, die eine Schwächung Dänemarks nicht zugeben wollten. Die Gefahr tauchte auf, daß der schleswig-holsteinische Krieg sich zu einem europäischen erweitern könne, wenn Preußen und der Deutsche Bund auf dem eingeschlagenen Wege verharrten.

Der König sah schon lange mit Kummer der auswärtigen Politik seines Ministeriums zu. Im Grunde stand er auf seiten des dänischen Königs als des legitimen Herrschers der Herzogtümer und hielt die Schleswig-Holsteiner für Rebellen. Wir sahen schon, daß er den Ausbruch der Feindseligkeiten gerne verhindert hätte. Von neuem suchte er einzugreifen, als Wrangel die jütische Grenze überschritt; namentlich mit Rücksicht auf die Stimmung der Großmächte erklärte er dies für einen politischen Fehler. Sein eigenes Programm für Preußens fernere Politik in dieser Frage hat er schon am 6. Mai dem Minister v. Arnim mitgeteilt: „Nun hab ich einen Gedanken," schrieb er, „den Sie so schnell als möglich durchzuberathen haben, wenns überhaupt nötig ist, ihn vor das Conseil zu bringen. Ich will dem Könige von Dänemark schreiben, ihn um das Versprechen ersuchen, Schleswig unangetastet zu lassen, dann ging ich auch heraus, und wir überlassen die Frage der Vereinigung Englands und Rußlands mit dem Bunde. Das halt' ich für gesunde Politik. Versteht sich, daß der Handel und Schiffe nicht vergessen werden dürfen"[2]). Arnim legte noch an demselben Tage den Brief seinen Kollegen vor; aber das Ministerium wollte nach dem Vorhergegangenen nicht zurückweichen, und der König scheint denn auch den Gedanken an einen solchen Privatbrief an „Hamlet", wie er den dänischen König zu nennen liebte, aufgegeben zu haben. Aber nun wurde Mitte Mai das Drängen der Großmächte auf Räumung Jütlands immer dringender, und Friedrich Wilhelm, dem namentlich ein Zwiespalt mit Rußland in dieser Lage als das größte denkbare Übel erschien, begann jetzt abermals, die Minister im Sinne der Erfüllung jenes Wunsches der Mächte zu bearbeiten.

---

[1]) Wolff, Revolutionschronik, Bd. I, S. 427.

[2]) Original des Schreibens in Camphausens Nachlaß.

Außerdem aber war Mitte Mai vom Ministerium nach langen Mühen der Entwurf zu einer preußischen Verfassung fertiggestellt worden, der dem konstituierenden Parlamente in den nächsten Tagen vorgelegt werden sollte. Am 16. Mai wurde er dem Könige zur Genehmigung überreicht, und dieser besprach ihn sofort mit Leopold von Gerlach [1]). Er nannte ihn diesem gegenüber ein „elendes Machwerk" und hob als besonderen Grund seines Zornes hervor, daß die Kirchen als bloße religiöse Genossenschaften behandelt seien. Gerlach bestärkte ihn nach Kräften in diesem Bedenken, um womöglich den ganzen Entwurf und das ihm verhaßte liberale Ministerium zu Falle zu bringen.

Diese Fragen waren es, die den König zu einem neuen Schreiben an Camphausen bestimmten.

37. Der König an Camphausen.

Sanssouci 17. May 48.

Theuerster Camphausen! Ich habe Arnim geschrieben, wie ich wünschte über die dänisch-russischen Verhältnisse morgen mit Ihnen und ihm zu conferiren, wenn Ihre wichtigen Arbeiten es nemlich zulassen. Ich sag' es Ihnen auch noch, und erwart' ich aber nun durch Arnim die Antwort. Sind Sie abgehalten, so komm' ich nicht. Haben Sie etwa Alle mit mir zu arbeiten, so versteht sich's, daß ich ganz bereit dazu bin. Um 1 Uhr **wünsch'** ich frey zu sein, da ich bey meinem Bruder Carl um 2 Uhr eingeladen bin. Doch das steht im dritten Glied. Ich habe Arnim noch einmal auf die großen Gefahren aufmerksam gemacht, die aus dem wider meinen dringendsten Rath begangenen Fehler der Besetzung Jütlands und des kalten Betreibens oder vielmehr **Nicht**[2])betreibens der Waffenruhe mit Hamlet nun wirklich eingetreten sind. —

Auch über den Verfassungs-Entwurf hab' ich einige Bedenken geäußert, die er Ihnen mittheilen wird. Von einem Haupt-Bedenken muß ich Sie aber noch einen Moment unterhalten. Der Artikel über die „Religions-Gesellschaften" ist so gefaßt, daß ich ihn unter keiner Bedingung genehmige. Ich verlange, daß der „Evangelischen und Römischen Kirchen" Erwähnung geschehe, und im Gesetz die Gewährleistung ihrer Rechte und für die Erste ihrer Stellung zu mir (bis **kirchliche** Gesetze und Organisazion dieselbe ändern) förmlichst gedacht werde. Die Liebe zur vermeintlichen Gleichheit hat hier dem Redacteur einen schauderhaften Streich gespielt; denn die Römische Kirche mit ihrer eisernen und festen Constituirung würde bey dem gewollten Selbst-Bestimmungs-Rechte so ungeheure Vorrechte factisch gegen die Evangelische gewinnen, daß das entsetzlichste Geschrey darüber mit erneuter Confessioneller Leidenschaftlichkeit ausbrechen, und neue Verlegenheiten zu dem schon übergroßen Schatz an dergleichen de gaité de cœur [3]) hinzufügen würde!!!

¼ 7. Eben erhalt' ich Ihren Brief von heute. Ich werde morgen um 10 Uhr in Berlin seyn und würde mich freuen, Sie Alle schon um ½ 11 Uhr empfangen zu können.

---

[1]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 159.

[2]) Dreimal unterstrichen

[3]) De gaieté de cœur = mutwillig.

Man versichert mich von mehreren Seiten, es sey in dem Sünden-Pfuhl, in dessen Qualen Sie schwer athmend hausen, ein Umschwung zum Guten in der Stimmung über meinen Bruder Wilhelm vor sich gegangen[1]). Das wolle Gott. Vale. Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich habe für Dienstag d. 23. die Bürger-Wehr-Parade angenommen, unter der ganz absoluten Bedingung, daß die infamen Inschriften von Wilhelms Hause nicht blos verschwunden wären, sondern ihre Nicht-wiederherstellung unter den Schutz des Ehrgefühls der Bürger-Wehr gestellt werde. Haben Sie etwa gegen den Tag, der der lendemain von der Landtags-Eröffnung ist, etwas einzuwenden, so machen Sie das schnell mit Auerswald ab.

Soll[2]) ich den Landtag eröffnen? Ich thue es **nicht gern**, aber gewiß, wenn Sie es einmüthig für nöthig halten sollten. Dann aber **nur**[3]) im Schloß. Davon weiche ich **unter keiner Bedingung.**[3])

Das Bedenken des Königs, daß eine gleichmäßige Behandlung der beiden christlichen Kirchen als freier Vereine nur der festorganisierten katholischen Kirche zugute kommen, der locker gefügten evangelischen aber schaden werde, läßt sich gewiß nicht ohne weiteres von der Hand weisen; aus demselben Gesichtspunkte hat ja die katholische Kirche sich so schnell mit dem Liberalismus befreundet. Die im Postskriptum erwähnte Parade der Bürgerwehr war längst geplant, aber schon zweimal vom Könige verschoben worden; sie hat dann wirklich an dem in Aussicht genommenen Termine, dem 23. Mai, stattgefunden. Übrigens hatte Minister v. Auerswald darauf gedrungen, daß der König diese Parade im Frack abnehmen müsse (Nr. 63). Diese allen preußischen Überlieferungen zuwiderlaufende Forderung wies der König entschieden ab und erschien in Generalsuniform. Der letzte Absatz endlich bezieht sich auf die Frage, ob der König den Landtag nach dem Gebrauch andrer konstitutioneller Länder im Sitzungssaale der Versammlung eröffnen müsse, oder ob er die Volksvertreter zu sich ins Schloß entbieten könne. Es war eine konstitutionelle Etikettenfrage, die, wie wir sehen werden, noch viel Staub aufgewirbelt hat. Der König hat aber in diesem Punkte seinen schon hier bestimmt ausgesprochenen Willen durchgesetzt.

Einen neuen Anlaß zu Erörterungen zwischen König und Ministern gaben die Nachrichten aus Polen. Wir wissen, daß hier der Bürgerkrieg zwischen Deutschen und Polen ausgebrochen war; am 1. Mai hatte der König den General v. Pfuel mit außerordentlichen Vollmachten zur Herstellung der Ordnung abgesandt, und diesem war es im Vereine mit dem kommandierenden Generale des posenschen Armeekorps v. Colomb gelungen, in wenigen Tagen die polnischen Freischaren zu zersprengen und zu entwaffnen. Hierbei war es indes zu einem Vorgange gekommen, der in den folgenden Korrespondenzen eine Rolle spielt. Die entwaffneten Polen wurden in der Regel freigelassen, wenn sie sich verpflichteten, nicht wieder zu den Waffen zu greifen. Viele von

[1]) Vgl. Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 527 f.

[2]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 214.

[3]) Dreimal unterstrichen.

ihnen aber hielten das Versprechen nicht und gingen sofort zu einer andern noch unbesiegten Freischar. Um diesem Unfug zu steuern, oder wenigstens die Wortbrecher erkennen und gebührend bestrafen zu können, griff General v. Colomb in einem Falle zu dem Mittel, diejenigen, die das Versprechen abgelegt hatten, in unverlöschbarer Weise mit Indigo stempeln zu lassen; ein gewiß etwas sonderbares, aber unter diesen Umständen ganz zweckentsprechendes Verfahren. Dieses Vorgehen des Generals wurde nun von polenfreundlicher Seite dem Ministerium als ein Vergehen gegen Sitte und Menschlichkeit geschildert; ja es hieß zunächst, die Stempel seien den Unglücklichen unter Schmerzen und Qualen eingebrannt worden. Das Gerücht davon drang auch in die Berliner Bevölkerung, und das Ministerium entschloß sich, selbst von der Barbarei solcher Maßregeln empört, beim Könige die sofortige Entlassung des Generals v. Colomb zu beantragen. Ein solcher Antrag erschien dem Könige geeignet, sein Verhältnis zum Heere zu erschüttern, und die Bestrafung eines siegreichen Bekämpfers der Polen ließ ihn einen Konflikt mit Rußland fürchten. Er fand es nötig, Camphausen schriftlich über seine Auffassung zu unterrichten.

38. Der König an Camphausen.

Sf. 18 May 48.

Ganz vertraulich.

Die heutigen Verhandlungen über Colomb haben einen bitteren Stachel in mein Gemüth gestoßen. Mein theuerster Camphausen! Haben Sie sich bey dieser Sache denn nie in *mich* hinein gedacht? Man verlangt die Verabschiedung und dadurch das Desavouiren eines Generals, der eben, wenn auch traurige, doch neue Lorbeern gepflückt hat, dem die ganze Armée zujauchzt, den die deutsche Bevölkerung Posens auf den Händen trägt, dem Alle, auch *die Berliner Zeitungen*, Dank und Anerkennung sagen. Ich habe *den wahren Ausdruck* aus Schonung gegen die Autoren dieses Projects verschwiegen. Ihnen aber spreche ich ihn aus, lieber Camphausen, weil ich weiß, daß es nicht von Ihnen ausgeht. Der rechte Ausdruck der Sache ist der, daß *ich* dadurch in den Augen meines treuen und tapferen Heeres entehrt werde, als *Undankbarer*, als *Beförderer des Polonismus* und der Russenfeindlichen, Russenkriegssüchtigen Tendenzen, als ein *ungeschickter Fürst*, der neues Blutvergießen in nächster Zukunft und einen mehr wie ungleichen Krieg hinterdrein durch sein Verfahren veranlaßt. Wie konnte Hansemann es wagen, zu behaupten, die Ansichten in Berlin wären so viel *für* die Polen als *gegen* sie?!! *Das ist ja nicht wahr*. Er weiß das Gegentheil so gut als ich und Alle Welt. Nachher sprach er *fast* unumwunden aus: Ich sollte Frankreich den Gl. von Colomb aufopfern. Er will den Krieg mit Rußland, den Krieg, den Napoleon **nicht** ausfechten konnte. Solcher Thorheit halt' ich nur einen Menschen fähig, der sie nemlich ernstlich meint, das ist Thiers. — Colombs Abschied und die ihm folgende Indignazion der Armée wird, das weiß ich, *denn ich kenne das Terrain ganz genau*, auf Kaiser Nicolai einen *entsetzlichen Eindruck machen*. *Das* **allein** macht die Maßregel zu einer ganz unseligen, folgenschweren. Im Gegentheil,

machen Sie es Arnim zur heiligsten Pflicht, Alles aufzubiethen, was die Ehre zuläßt, um Rußland zu beschwichtigen. Ich habe den Maßstab der Aufregung, weit sichrer als alle Diplomatischen Berichte, durch einen Brief meiner Schwester, der Kaiserin[1]); die nicht eine kalte, altfürstliche Schwester, sondern die wärmste, treueste, anerkennendste Freundin meines Herzens seit 50 Jahren ist! — Ich erkläre Ihnen auf das Gewisseste, und Sie fühlen gewiß den Werth der Gesinnung gegen Sie, welche mich diese Erklärung gerade an Sie richten heißt, ich werde nie **mit** Frankreich gegen Rußland seyn; nicht allein, weil das Tollhauswerk wäre, sondern auch darum, weil es schlecht ist. Kann ich aus einem Défilé derart, (in welches ich, Gott ist mein Zeuge! nicht durch **meine** Schuld kommen würde) nicht heraus, so abdizire ich — Gewiß und wahrhaftig. Es ist gesagt.

Ich trage General von Pfuel auf, (im Fall er den Eindruck von Colombs Abgang für **nicht zu nachtheilig** hält, auf die Armée, die Deutschen **und** die Polen) den General von Colomb zu bewegen, selbst um seinen Abschied einzukommen. Pfuel ist ein politischer, ja diplomatischer Kopf, wie Arnim ihn nicht hat, und wir wenige haben. Er wird gut rathen. Daß im Rath das Soldaten-Gefühl ein wenig mitspricht, ist in Preußen unumgänglich nothwendig. Unser gutes Schwerdt muß unbefleckt bleiben, wenn Preußen nicht untergehen soll. Vergessen Sie das nie, wenn Sie mich opponiren sehen, und hören Sie um Gottes Willen in meinen Worten etwas **anderes**[2]) als Opposizion, die mir immer schwer wird, Ihnen, theuerster Camphausen, gegenüber aber recht sehr schwer wird. Ich ersuche Sie auf das Allerherzlichste und Dringendste, halten Sie Ihre Collegen von dem Einmischen in Armée Sachen ab. Es ist kaum ein Fall zu denken, wo eine bestehende Constituzion das erlaubt! geschweige eine nicht Existirende. Wie ich Ihnen heut sagte, wir müssen inniger zusammenwirken als bisher. Zu Ihnen hab' ich ein Herz und zu Kanitz Allenfalls; die Anderen achte ich und damit gut. Gott leite Ihr Herz! Friedrich Wilhelm.

Ganz besonders interessant ist dieser Brief deshalb, weil er uns auch in die Art, wie Friedrich Wilhelm auswärtige Politik trieb, noch schärfer hineinsehen läßt als seine Äußerungen über Schleswig-Holstein. Einen Krieg gegen Rußland an Frankreichs Seite verabscheut er als das größte aller Übel, nicht so sehr deshalb, weil er den Interessen Preußens nachteilig sei, sondern vor allen Dingen, weil ein solches Unternehmen „schlecht" ist. Schlecht, das heißt prinzipiell verdammenswert. Denn Rußland gilt ihm als das Land, wo die alte gottgewollte Obrigkeit noch am festesten steht, Frankreich als das von der Revolution verdorbenste Land; sie stellen ihm das gute und das schlechte Prinzip verkörpert dar, Autorität und Revolution, Gottes Ordnung und menschlichen Vorwitz. Wird ein solcher Krieg durch die Politik des Ministeriums unvermeidlich, so will er abdanken, um ihn nicht führen zu müssen.

---

[1]) Kaiserin Charlotte, die Gemahlin des Zaren Nikolaus, war eine Schwester Friedrich Wilhelms IV.

[2]) Dreimal unterstrichen.

Ebenso charakteristisch ist sein Verhalten in Sachen Colombs; um weder durch seine Entlassung die Armee noch durch die Verweigerung der Entlassung das Ministerium vor den Kopf zu stoßen, sucht er durch einen Mittelsmann den Angeklagten zum freiwilligen Verzichte auf seine Stellung zu bewegen. Wir müssen freilich im Auge behalten, daß Friedrich Wilhelm, als er diese Absicht aussprach, noch an die Gewaltsamkeiten glaubte, die Colomb begangen haben sollte, ihn also für bedeutend schuldiger hielt als er war. Wir werden sehen, daß er anders dachte, nachdem er über den Sachverhalt aufgeklärt war.

Zunächst trat diese Personenfrage ganz zurück gegenüber der großen Angelegenheit der preußischen Verfassung. In zwei Kronratssitzungen am 18. und 19. Mai muß es darüber zwischen dem Könige und den Ministern zu sehr heftigen Auseinandersetzungen gekommen sein; welcher Art sie gewesen sind, wird uns der folgende Schriftwechsel zeigen. Camphausen ist es diesmal, der ihn eröffnet, mit dem ersten längeren Privatschreiben an den König, das wir von ihm haben, dem ersten auch, in dem seine persönliche Eigenart und Staatsauffassung uns klar entgegentritt.

39. Camphausen an den König[1]).

Eurer Königlichen Majestät zu schreiben bin ich nach den Schmerzen der heutigen Berathung kaum in der Fassung; doch will ich nicht schlafen gehen, ohne noch einige aus treuem, redlichem Herzen kommende Worte an E. M. zu richten. Allerhöchstdieselben werden aus dem Berichte des Geheimrath Costenoble entnehmen, daß die meisten beanstandeten Punkte eine hoffentlich genügende Erledigung gefunden haben. Daß es hinsichtlich des Wortes „Kurie" und des erblichen Elementes nicht der Fall ist, möchte ich kurz zu rechtfertigen versuchen.

Das gegenwärtige Ministerium hat zwei vollendete Thatsachen vorgefunden. Erstens die Proclamation vom 18. März, welche eine konstitutionelle Verfassung verheißt; ein moderner Begriff, der aber hinlänglich feststeht, um einen bedeutenden Theil des Inhalts unseres Entwurfes nothwendig zu bedingen, und um die ständische Gliederung, die getrennte Vertretung der Interessen und konsequenterweise auch Namen, welche an die aufgegebene Sache erinnern, auszuschließen. Zweitens die Antwort an die Breslauer Deputation vom 22. März[2]), worin ein volksthümliches Wahlgesetz und Urwahlen zugesagt sind. Diese Zusage schloß die Nothwendigkeit einer starken demokratischen Färbung der neuen Verfassung in sich, und nur durch die Festhaltung des indirecten Wahlsystems ist es möglich geworden, dem gefahrdrohenden Verlangen einer einzigen Kammer mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Wenn nun die Minister einen jenen nicht von ihnen geschaffenen Grundlagen entsprechenden Entwurf bringen und scharfen Tadel darüber erfahren, möchten

[1]) Nach dem Originale im Königl. Hausarchive. Im Nachlasse Camphausens findet sich ein nicht ganz vollständiges Konzept ohne sachliche Abweichungen. Teilweise gedruckt Caspary, S. 214 f.

[2]) S. oben Bd. CXXV, S. 348.

sie da nicht ehrfurchtsvoll vorstellen dürfen, daß E. M. ein anderes nicht erwarten konnten, daß wir vielmehr erwarten durften, E. M. auf die nothwendigen Consequenzen geschehener Schritte vorbereitet zu finden? Wäre aber auch jener Schritt nicht gethan, so würde dennoch die unerbittliche Gewalt des Augenblicks nicht zulassen, von den jetzt beliebten Verfassungsformen und Mustern erheblich abzuweichen, ohne die Monarchie und Preußens Beruf in Deutschland zu gefährden.

Von der äußersten Gefahr würde ich, abgesehen von der Unmöglichkeit der Ausführung durch die jetzigen Minister, den Plan erachten, der bevorstehenden Versammlung möglichst wenig anzubieten und sich die Zugeständnisse von ihr abdringen zu lassen. Davon würde, so fürchte ich, eine außerordentliche Stärkung der radicalen Partei und eine Erschütterung des Vertrauens in Frankfurt a/M. die traurige Folge sein.

Was das erbliche Element in der ersten Kammer betrifft, so würde außerdem die Theilung in zwei gleiche Hälften dessen Einfluß schwächen. Gestaltete es sich wirklich so, daß die erblichen Mitglieder stets auf Seiten der Krone ständen, so würde das Volk die Gewählten als seine Repräsentanten betrachten und die Majoritätsbeschlüsse der ersten Kammer perhorresciren. Bei einer kleineren Verhältnißzahl der erblichen Mitglieder ist dies weniger zu befürchten, und unsere besten Hoffnungen müssen wir darauf bauen, die erste Kammer so einflußreich als möglich zu machen. Bei der umgestalteten Lage der inneren Zustände muß m. E. das zu erstrebende Ziel sein, daß die erste Kammer in Preußen ungefähr in das Verhältniß zum Staate komme, wie in England das Unterhaus, d. h. daß sie mehr als die zweite Kammer die Schnüre des Geldbeutels halte. Auch gelingt es vielleicht noch, die Zahl der Mitglieder der zweiten Kammer auf 300 herabzubringen und diejenige der Mitglieder der ersten Kammer auf 300 hinauf.

Und[1]) nun noch ein Wort. Ich muß es nach dem angestrengtesten Nachdenken, nach den ausgesuchtesten Combinationen bestätigen: Es ist leider wahr, daß E. M. heute noch die jetzigen Minister nicht entlassen können. Aber der Vorwurf trifft schwer, wenn auch die Betroffenen in der Lage sind, sich Allem unterwerfen zu müssen und nicht gehen zu dürfen. Namentlich für meine Collegen wage ich E. M. um einige Berücksichtigung dieser Lage zu bitten.

Die Verhältnisse werden sich nun bald ändern. Es kann nicht fehlen, daß die neue Versammlung manche brauchbare Elemente bringt, und E. M. werden sich ungemein erleichtert und gekräftigt fühlen, wenn für die Wahl der Räthe ein größeres Feld erschlossen ist. Möchte E. M. bis dahin nicht mehr von der Möglichkeit einer Absicht sprechen, wie sie heute zu meinem Schrecken geäußert wurde. Darum bitte ich im Namen des Hauses Hohenzollern, im Namen Preußens und im Namen Deutschlands. Auch aus Egoismus bitte ich darum; meine Aufgabe war es, Hülfe zu leisten, um die Monarchie vom 29. März bis in die Nationalversammlung und den Thronfolger in das Vaterland zu führen. Sie ist noch nicht gelöst.

Berlin 19. Mai 1848. In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Camphausen.

[1]) Die vier folgenden Sätze (bis „zu bitten") fehlen im Konzept.

40. Der König an Camphausen.

Sanssouci 20. May 1848[1]).

Ihr edler Brief, durch Constenoble überbracht, verdient und fordert gebiethrisch die wahrste Anerkennung von Gesinnungen, die Ihre Brust, mein sehr lieber und werther Camphausen, beleben, die ich aber kannte, die mich **allein**[2]) bewogen haben, Sie an die Spitze meines Staats-Ministerii zu stellen, und die ich in Ihren Augen gelesen hatte, als Sie noch meinem Gouvernement unfreundlich gegenüberstanden.

Fern von mir jede Heucheley. Es steht etwas sehr Gefährliches und sehr Unglückseeliges zwischen mir und dem Staats-Ministerium. Das ist die falsche Auffassung seines Verhältnisses zu mir, welche am 18. u. 19. in den beklagenswerthen Sitzungen deutlicher als zuvor ans Tageslicht getreten ist. Sprech' ich vom Ministerium, theuerster Camphausen, so mein' ich Ihre Person, Ihre Gesinnung, Ihre Privat-Auffassung **nicht.** Es liegt mir unendlich viel daran, daß Sie das fühlen. Doch zur Sache.

Das Staats-Ministerium hat Zeugniß von der traurigen folgenschweren Wahrheit abgelegt, daß es sein Verhältniß als verfassungsmäßiges, verantwortliches Ministerium unrichtig deutet. Dies Verhältniß in Allen Constituzionellen Ländern ist aber Folgendes: Es **muß**[2]) bey Gefahr seiner Existenz solidarisch, als Ein Mann, mit Einem Willen dem Landtage, dem Volke, den fremden Cabinetten gegenüber dastehen und für Alles, was aus seiner Gesammtheit hervorgeht, einheitlich verpflichtet seyn. **Nicht so**[2]) seinem Könige gegenüber. Für den König **soll**[2]) und **muß**[2]) ein constituzionelles Ministerium eine deliberirende Versammlung seyn. Das Für und Wider, namentlich in Lebensfragen, **darf**[2]) es nicht in die Lage kommen als Abgemachtes und Beschlossenes dem Könige vorzulegen, und denselben in die falsche, peinliche, beyde Theile kompromittirende, das Staats-Wohl gefährdende Stellung drängen, gleichsam in ein **Zwiegespräch**[2]) mit dem Ministerium, als mit Einem opponirenden Manne, zu gerathen. Es soll und **muß mit**[2]) dem Könige **berathen**[2]), d. h. ein jeder Minister soll und muß seine Meinung, seine Ansicht dem Könige im Conseil vortragen. Dann ist der einzige Unterschied unter dem Régime einer Verfassung der, daß nicht des Königs Wort définitif entscheidet, sondern daß des Königs Meinung discutirt wird vor ihm und **mit**[2]) ihm, daß er, wenn er die Majoritait der Minister für seine Ansicht gewinnt, die Sache auf dem Fleck entscheidet, ebenso bey Stimmen Gleichheit, daß aber, wenn er nur die Minoritait der Minister für seine Meinung oder gar keine Stimme für dieselbe erringt, entweder nachgiebt oder die Suspension der Maaßregel befiehlt. Dann ist es, namentlich wenn zufälliger Weise Alle Stimmen gegen ihn waren, das Constituzionelle Recht des Ministerii, nach dem Conseil ohne den König Raths zu pflegen, ob die Sache zu einer Cabinets-Frage zu machen ist oder nicht? Im Bejahungs Falle tritt es ab, im Verneinungsfalle tritt die Suspension der Maaßregel ein. Bey Weitem die Hauptsache ist aber 1. die, daß der König die Gewissen-

[1]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 216 f.

[2]) Dreimal unterstrichen.

hafte Meinung der **einzelnen** Minister hört, um seine eigene danach aufzuklären oder zu verstärken, 2. die, daß der König **niemals** und **unter keiner**[1]) Bedingung in die Lage gerathe, Abgemachtes und fest Beschlossenes vorgelegt zu bekommen, über welches also nicht **die** „Minister" mehr discutiren können, sondern über welches er genöthigt ist, allein mit dem „Ministerium" als solidarischer Person zu discutiren — so, daß er gegen das Ministerium so steht, wie das Publicum allerdings und unbedingt stehen muß, wie das Ministerium zum Volke allerdings und unbedingt stehen soll. — Ich resumire: Der König darf, bei der Gefahr seiner eigenen factischen Entsetzung als König, nun und nimmermehr zu seinem Ministerium **so**[1]) stehen, wie das Publicum und die Welt zu demselben stehen soll und muß.

Diese meine Meinung, meine unerschütterliche Ueberzeugung, auf dem Studium der Constituzionellen Zustände fest und unwandelbar begründet, haben Sie, mein theuerster Camphausen, Ihren Collegen mitzutheilen und sie in meinem Namen anzuweisen, sich hinfort danach zu richten.

Wie würdig und königlich würde ich im vorgestrigen und gestrigen Rathe gestanden seyn, wenn die Herren ein jeder in seinem Nahmen gesprochen, seine Meinung gesagt hätte? Wie unwürdig und unköniglich bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen Allen dagesessen!!!! So regiert man mit dem geistesschwachen Kayser Ferdinand[2]) oder dem thierähnlichen Herzog von Bernburg[3]), so mit einem Wütherich, wie der dicke König Friedrich von Württemberg[4]), schändlichsten Andenkens, oder wie mein Vetter von Kurhessen[5]), den ich nicht lieb habe, aber nicht mit Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen! Das leg' ich an Ihr treues und edles Herz, lieber Camphausen, und Sie werden es Ihren Collegen an ihr treues und edles Herz legen und sie überzeugen, daß es mit uns auf dieser falschen Bahn nicht gehen kann: dann aber wird es gut, wird es vortrefflich gehen, denn ich habe die Reinheit von Ihrer Aller Willen wohl erkannt. Der aber muß sich an meinem reinen Willen spiegeln, abschleifen, sich mit ihm verständigen, ihn verstehen, ihn hören können, was ja bey der Verwechslung meiner Stellung mit der des Volkes und der Welt vollkommen und selbstredend unmöglich ist.

———.———[6])

Ich habe, weil Gefahr im Verzuge ist, das verhängnißvolle schicksalsschwere Papier gezeichnet! und **hoffe**[1]) (?) um dieses Umstandes Willen mit meinem Gewissen bestehen zu können. Beschwören kann und

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Kaiser Ferdinand (1835—1848), der Oheim und Vorgänger Franz Josefs, der 1848 infolge der revolutionären Bewegung abdankte, war schwachsinnig und eigentlich von Anfang an regierungsunfähig.

[3]) Herzog Alexander Karl von Anhalt-Bernburg (1834—1863) war geistesschwach.

[4]) König Friedrich I. von Württemberg (1797—1816), der Schöpfer des württembergischen Königreiches, war ein sehr energischer, aber auch höchst gewalttatiger Fürst, dem Könige wohl besonders unangenehm wegen seiner Bewunderung napoleonischer Regierungsgrundsätze.

[5]) Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen (1847—1866) war der Sohn einer Tante Friedrich Wilhelms IV., der Prinzessin Auguste von Preußen.

[6]) Ein Strich trennt im Original beide Teile des Briefes.

werd' ich nur ein Gesetz, welches meinem Wahlspruch entspricht: „Ein Freyes Volk und ein Freyer König".

Ich verlange aber noch in diesem Augenblick 3 Dinge in das Verfassungsgesetz—

1.) Streichung der höchstens ! ! ! 80 Pairs-Ernennungen, die Anerkennung der staatsrechtlich verbrieften Rechte der mediatisirten Fürsten und Grafen als gebohrener Mitglieder der ersten Kammer, und das Recht des Königs, den 160 Gewählten gegenüber so viele erbliche und lebenslängliche Pairs zu ernennen, daß die Zahl von 300 für die Gesamtheit der 1. Kammer-Mitglieder dadurch nicht überschritten werde (Es bleibt dennoch immer das zum Himmel schreyende Unrecht der gebohrenen Ueberzahl von 10 Stimmen mehr, als der König ernennen kann, leider ! ! ! feststehen).

2. Die besondere und ganz deutlich gefaßte Erwähnung meines Verhältnisses zum Heer in Linie und Landwehr.

3. Die Erwähnung der Hausgesetze, nicht allein in Hinsicht auf die Thronfolge, sondern auch auf die inneren Angelegenheiten, Rechte, Pflichten, ꝛc. des königlichen Hauses und der Aufrechterhaltung Aller Rechte der Krone (die das Gesetz nicht abändert), und zwar im Eingange des Gesetzes.

Aus diesem Allem mach' ich, wie Sie durch meine unglückseelige Unterzeichnung des Blattes gesehen haben, keine Conditio sine qua non der Vorlage desselben. Aber ich verlange es von Ihrer und Ihrer Collegen Einsicht und Vaterlands-Liebe.

Hätten Sie mit Ihrer Befürchtung recht, daß *mit* diesen Modificazionen das Gesetz nicht durchgeht, — nun was geschieht? — dasselbe, was jetzt unzweiffelhaft geschehen wird, **wenn** Ihrer Aller Ansicht von der Stimmung des Volks und des Landtages die **richtige** wäre. Zurückweisung der Hauptpunkte desselben. Was denn aber dann? Dann berathen wir, ob wir nachgeben oder ob wir festhalten. Im letzten Fall lösen wir den Landtag auf nach Exposizion freyster, offenster und bestimmtester Art unserer Gründe, und berufen einen neuen, und Sie, meine lieben Herren, „*bleiben im Amte*", und zwar geehrter und angesehener denn zuvor und Geseegnet von den Nachkommen. Ueber die Stimmung des Landes, das wiederhole ich Ihnen in allerheiligster, festester Ueberzeugung, sind Sie Alle im Irrthum. Ich bin nicht von Gestern, ich kenne mein Volk, ich lege hier nicht die Hände in den Schooß, sondern ich bekümmere mich genau um die Dinge um mich her, und darum sag' ich Ihnen: Sie irren sich, von der berliner Stimmung (die auch nicht so schlimm ist, als die Clubs und das berliner Schwatzen sie theilweise erscheinen lassen) getäuscht, über die Stimmung der **immensen**[1]) Majoritait des Landes. Ich kenne mein Volk besser als Sie, und ich weiß, welchen Eindruck, welchen Umschwung der Meinung, Muthiges, Großartiges, entschiedenes, echt-Preußisches Auftreten der Regierung und vor *Allem* **des Königs**[1]) hervorbringt, zumal in bewegten Zeiten auf ein gutes Volk. *Sehen Sie jetzt den Umschwung der Dinge in Wien!*[2]) *der ist* **ungeheuer**[1])

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Infolge der Flucht des Kaisers und des Hofes von Schönbrunn nach Innsbruck (17. Mai) war bei der Wiener Bevölkerung auf kurze Zeit eine Reaktion gegen die herrschende revolutionäre Partei eingetreten.

wichtig[1]), lesen Sie die 22 Erklärungen für Wilhelm neben einer gegen ihn in der heutigen Zeitung und die zahllosen Adressen für ihn und an ihn, die nicht gedruckt sind, und es wird Ihr Angesicht wie der erste Hauch erquickender Morgenluft nach banger schwüler Nacht anwehen. Das ist gewiß und wahrhaftig: „Gott ist mit uns!" Vale. Friedrich Wilhelm.

Für das Verständnis dieser Briefe bereitet der Umstand Schwierigkeiten, daß wir den genauen Wortlaut des dem Könige vorgelegten Verfassungsentwurfes nicht kennen. Auch über die Verhandlungen, die bis zur Vorlage der Verfassung an den Landtag zwischen König und Ministern geführt worden sind, bietet die bisherige Literatur nur sehr dürftige Nachrichten. In unserm Briefwechsel finden wir über einige wichtige Punkte nähere Aufklärung. Der Anfang von Camphausens Brief zeigt uns, daß der König zunächst gegen den Verfassungsentwurf im ganzen, gegen den Geist, der ihn durchwehte, Einwendungen erhoben hat; er hat ihn als zu demokratisch bezeichnet und bedauert, daß nicht eine Gliederung nach Ständen und Interessentengruppen, nach „Kurien" dem Wahl- und Beratungsverfahren zugrunde gelegt sei. Der Ministerpräsident weist diese allgemeine Kritik durch den Hinweis auf die königlichen Zusagen vom 18. und 22. März zurück, denen der Entwurf habe gerecht werden müssen.

Insbesondere hat der König in der Sitzung verlangt, daß, seinem schon früher (Nr. 37) geäußerten Willen gemäß, im § 12 neben der allgemeinen Bezeichnung „Religionsgesellschaften" die beiden christlichen Kirchen ausdrücklich genannt würden[2]). Dies haben die Minister zugestanden. Sodann, daß das Oberhaus anders zusammengesetzt werden müsse, wie der Entwurf es vorsah. Nach § 38 sollten die königlichen Prinzen, 60 vom Könige ernannte Mitglieder und 180[3]) aus den begüterten Klassen gewählte Abgeordnete die erste Kammer bilden. Friedrich Wilhelm forderte für die von ihm Ernannten die Erblichkeit ihres Sitzes, für alle standesherrlichen, ehemals reichsfreien Häuser Sitze aus eigenem Rechte, endlich eine derartige Verstärkung der Zahl dieser Pairs, daß sie mit den Prinzen zusammen ebensoviel Stimmen hätten wie die gewählten Mitglieder. Die Minister haben die Erblichkeit der Ernannten zugestanden, alles andere abgelehnt. Drittens hat Friedrich Wilhelm verlangt, daß ausdrücklich seine alleinige Verfügung über die Armee und die Unzulässigkeit parla-

[1]) Viermal unterstrichen.

[2]) Vgl. hierzu die Tagebuchaufzeichnung Leopold v. Gerlachs zum 22. Mai (Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 160 f.), die einzige Quelle, die uns über diese Beratungen etwas mitteilt.

[3]) Der Entwurf, wie er der Kammer am 22. Mai vorgelegt wurde, ist gedruckt in den „Stenographischen Berichten", Bd. I, S. 1 f., und bei Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 15 f. Danach (§ 38) hatte der König höchstens 60 Mitglieder der ersten Kammer zu ernennen, gewählt werden sollten 180. Nach dem Wortlaut des obigen königlichen Briefes scheint es fast, als habe der am 18. und 19. Mai beratene Entwurf dafür die Zahlen 80 und 160 gehabt. Wenn dies nicht ein bloßer Irrtum des Königs ist, so muß nach jenen Beratungen noch diese den Wünschen Friedrich Wilhelms gerade entgegengesetzte Änderung vom Ministerium vorgenommen sein. Das ist schwer glaublich, weil doch der Entwurf, wie er nachher vorgelegt worden ist, vor Absendung des Briefes vom 20. Mai bereits vom Könige unterschrieben wurde, eine Änderung nach der Vollziehung aber doch kaum denkbar ist. Ich möchte also glauben, daß hier ein Irrtum des Königs vorliegt, vielleicht zitierte er aus dem Gedächtnis und verwechselte dabei 60 und 180 mit 80 und 160.

mentarischer Einmischung in Heeresfragen ausgesprochen werde. Die Minister haben in § 22 zwar gesagt, daß dem Könige der Oberbefehl über das Heer und die Besetzung aller Stellen in demselben zustehe, aber die Armeesachen nicht ausgenommen von der Festsetzung des § 20, daß jeder Regierungsakt des Königs zu seiner Gültigkeit der Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers bedürfe. Viertens hat der König die ausdrückliche Festsetzung begehrt, daß in allen durch die Verfassung nicht besonders geregelten Punkten die alten Hausgesetze in Geltung bleiben sollten. Die Minister haben eine Erwähnung der Hausgesetze nur im § 29 zugelassen, wo es sich um die Regelung der Thronfolge handelt; ferner haben sie am Schlusse die Hinzufügung des § 83 zugestanden: „Alle durch das gegenwärtige Verfassungsgesetz nicht berührten Gesetze und Rechtsnormen bleiben in voller Kraft"; jedoch waren hier die Hausgesetze nicht ausdrücklich genannt. Ob noch andere Punkte zur Sprache gekommen sind, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte in der Sitzung der König unter Anwendung der stärksten Pressionsmittel — die letzten Wendungen in Camphausens Brief zeigen, daß er mit Abdankung gedroht hat — einige Zugeständnisse von den Ministern erlangt. Der demgemäß geänderte Entwurf ist nun am 19. Mai dem Könige zur Unterschrift vorgelegt worden und hat ihm Anlaß gegeben, nochmals auf Verstärkung der Pairs in der ersten Kammer, andere Fassung des Heeresparagraphen und ausdrückliche Erwähnung der Hausgesetze im Anfang der Verfassung zu dringen. Die Minister haben jedoch nicht weiter nachgegeben, sondern auf ihrer letzten Fassung bestanden.

Wie hat sich der König mit dieser Zurückweisung seiner letzten Forderungen abgefunden? Er hatte sich schon in seinem oben mitgeteilten Schreiben den Rückzug gedeckt durch die Erklärung, daß er die Einbringung des Entwurfes in der Kammer von diesen Änderungen nicht durchaus abhängig mache. Ja, er hatte trotz seiner Einwände den vom Ministerium formulierten Entwurf schon unterzeichnet; freilich in schwerer Sorge, ob er das vor seinem Gewissen auch verantworten könne, und mit einem merkwürdigen Hintergedanken. Beschwören will er nur eine Verfassung, die seinem Wahlspruche: „Ein freies Volk und ein freier König" entspricht. Dieser von ihm öfter gebrauchte Wahlspruch [1]) besagt aber nichts anderes, als daß die alte ständische Gliederung des Landtages wieder hergestellt werden soll (denn das heißt ihm wahre Freiheit des Volkes im Gegensatz zum liberalen Freiheitsbegriff), und daß die königliche Gewalt unabhängig sein soll von der Volksvertretung (denn sonst ist der König nicht frei). Mit anderen Worten: Friedrich Wilhelm hielt, wie das seine Art war, im Innern zäh an seinen alten Verfassungsidealen fest; er erteilte jedoch seinen anders denkenden Ministern die Vollmacht, einen auf liberaler Grundlage ruhenden Entwurf einzubringen, mit dem Vorbehalt, diesen von ihm genehmigten und unterschriebenen, in seinem Namen vorgelegten Entwurf nachträglich noch zurückzuweisen, seine Beschwörung zu verweigern, wenn der Landtag ihn angenommen haben würde. Er zieht sich von der Verfassungsberatung zurück, wie er es von der Behandlung der deutschen Frage getan hat (s. Nr. 34), er will seinen Räten dann freie Hand lassen, aber

[1]) Vgl. z. B. seinen Brief an Radowitz vom 11. April 1848 bei Hassel, Bd. I, S. 530.

sich vorbehalten, das nachher zu verwerfen, was sie ohne ihn zustande bringen. Gewiß ein wunderliches Verfahren. Erklärt wird es zum Teil wohl durch die stille Hoffnung, der Landtag werde — wie es ja später tatsächlich geschah — mit dem Entwurfe nicht zufrieden sein und ihn im radikalen Sinne umgestalten; dann konnte der König ohne Verletzung seiner früher erteilten Zustimmung den geänderten Entwurf zurückweisen, den Landtag auflösen und an das Volk appellieren. Immerhin eine kühne Spekulation; das Parlament hätte bei dieser Lage der Dinge König und Ministerium in die furchtbarste Verlegenheit setzen können, wenn es die vorgelegte Verfassung einfach en bloc angenommen hätte. Und allein kann diese Hoffnung uns des Königs Benehmen nicht erklären, sondern man muß seine eigenartige Auffassung von den Rechten und Pflichten eines konstitutionellen Herrschers dafür mit in Betracht ziehen, die er ja auch in diesem Schreiben ausführlich auseinandersetzt.

Der Hauptpunkt dieser Auffassung ist, daß der König das Ministerium nicht als eine geschlossene, durch gleichmäßige politische Gesinnung verbundene Einheit ansehen will. Nur den Kammern und dem Publikum gegenüber soll es für eine Einheit gelten und gemeinsam für die Maßnahmen jedes einzelnen Ministers einstehen. Dem Monarchen gegenüber ist es eine Versammlung einzelner Männer, von denen jeder nach seiner individuellen Überzeugung ohne vorherige Verständigung mit den Kollegen spricht und stimmt. Wird auch dem Herrscher gegenüber jene Solidarität festgehalten, tritt ihm das Ministerium mit vorher vereinbarten Beschlüssen entgegen, so ist ihm jede Möglichkeit einer wirklichen Regierung genommen, er ist faktisch abgesetzt. Denn er kann dann ja nur entweder seine Zustimmung zu dem Beschlossenen geben, oder er muß das ganze Ministerium entlassen. Da das letztere praktisch sehr oft, z. B. im gegenwärtigen Augenblicke, unmöglich ist, muß er in der Regel einfach nachgeben. Das ist natürlich keine annehmbare Position für einen „freien" König. Ist nun aber das vom Könige befürwortete System geeignet, diese Abhängigkeit aufzuheben? Die Minister sollen ohne vorherige Verständigung untereinander mit ihm diskutieren und abstimmen; sind alle oder die meisten gegen die vom Monarchen vertretene Meinung, und will dieser nicht nachgeben, so wird die Beschlußfassung aufgeschoben, und nun darf das Ministerium ohne Beisein des Herrschers sich darüber verständigen, ob es aus der Angelegenheit eine Kabinettsfrage machen will. Dann wird also, nur etwas später, der König doch in die von Friedrich Wilhelm verabscheute Zwangslage versetzt, zwischen Nachgeben und Entlassung des Gesamtministeriums zu wählen. Er hat bei diesem Verfahren nur den einen Vorteil, daß er bei der eigentlichen Debatte durch seine Gründe oder seine Autorität noch diesen oder jenen Minister für sich gewinnen kann. Das ist aber auch alles. In der Praxis dürfte übrigens ein Ministerium, dem die Verständigung der einzelnen Mitglieder ohne Beisein des Königs prinzipiell verboten ist, nicht lange zusammenhalten. Wir dürfen diese Theorie Friedrich Wilhelms nicht als das Ergebnis verstandesmäßiger Reflexion ansehen — obwohl er selber sie als ein solches hinstellt — sondern wir müssen ihren Ursprung im Gefühl suchen, in dem beleidigten Selbstgefühl des bisher absoluten Herrschers, dem seine höchsten Beamten unter der Drohung, sonst abgehen zu wollen, ihm widerstrebende Maßregeln abnötigen wollen. Diese

Theorie konnte nicht anerkannt werden und wurde auch nicht anerkannt. Tatsächlich verhielt sich der König in solchen Fällen von nun an so, daß er ihm widerstrebende Maßregeln des Gesamtministeriums geschehen ließ, aber jede Verantwortung für deren Folgen ablehnte, und sich vorbehielt, im geeigneten Augenblicke wieder hervorzutreten und seine persönliche Meinung zur Geltung zu bringen. Was Camphausen betrifft, so war es diesem persönlich schmerzlich und peinlich, auf den Monarchen einen solchen Zwang üben zu müssen; er tröstete diesen dadurch, daß er ihm Hoffnung machte, im Landtage würden sich zweifellos eine Anzahl gutgesinnter, dem Könige treuer und bei der Versammlung angesehener Männer finden; aus ihrer Mitte könne er sich dann ein anderes Ministerium bilden. Auch erinnerte er den König daran, daß sich doch auch die Minister in einer Zwangslage befänden; auch sie dürften nicht gegen ihr Gewissen handeln, nichts vorschlagen, was der Landtag sicher ablehnen würde, und was den früheren Verheißungen widerspreche; andererseits könnten sie ihr Amt nicht niederlegen, da sie wüßten, daß augenblicklich noch niemand da sei, der an ihre Stelle treten könne.

Wir verlassen dieses ausführliche briefliche Zwiegespräch beider Männer mit dem Eindrucke, daß sie trotz des besten Willens auf beiden Seiten auf die Dauer nicht zusammenwirken konnten. Wir können nicht zweifeln, daß der König sich sehnte, die im März übernommenen Verpflichtungen loszuwerden, daß er wünschte, die Versammlung, die eben zusammentrat, möge ihm einen Anlaß geben, sie aufzulösen und eventuell in den offenen Kampf gegen sie zu treten[1]); daß er überzeugt war, der größte Teil des preußischen Volkes werde in einem solchen Kampfe auf seiner Seite stehen. Hingegen war Camphausen durchdrungen von der Meinung, daß mit dem Parlamente auf jeden Fall ein gutes Verhältnis angestrebt werden müsse, und daß des Königs frühere Zusagen die Norm für die Herstellung definitiver Einrichtungen bleiben müßten; er fürchtete von einem Kampfe den Sieg der Radikalen, der Republikaner, den Untergang des Königtums. Bei derartigen Abschätzungen der Kräfte und Chancen hatte Friedrich Wilhelm die Stimmung der Ostprovinzen, Camphausen die des Rheinlandes und der Hauptstadt vor Augen. Ferner erwartete Camphausen Preußens Größe und Deutschlands Einheit von einer Verständigung mit dem Frankfurter Parlamente; der schlimme Eindruck eines preußischen Verfassungskonfliktes in Frankfurt schreckte ihn; für den König existierte diese Rücksicht nicht, da nach seiner Ansicht nur die Fürsten, nicht jenes Parlament über Deutschlands Zukunft zu entscheiden hatten.

(Ein dritter Artikel folgt.)

[1]) Daß er schon Mitte April einen solchen Bruch ins Auge gefaßt hat, zeigt deutlich sein Brief an Radowitz vom 11. April (Haffel, Bd. I, S. 530). Er dachte daran, bereits in der Thronrede zur Eröffnung des konstituierenden Landtages sein ständisches Programm offen darzulegen und dann zu fragen, wer für, wer wider ihn sein wolle. Das wäre natürlich die Kriegserklärung an die Majorität gewesen, und Radowitz riet dringend davon ab. Ferner wäre heranzuziehen der Brief an Radowitz vom 28. April (Haffel, Bd. I, S. 539), wonach der König entschlossen war, einen Landtag mit republikanischer Mehrheit gewaltsam zu sprengen: er würde sich dann „seins Werkes (vielleicht Wortes?) quitt" gefühlt haben. Ebenso hatte Gerlach (Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 153) in einem Gespräche am 21. April den Eindruck, daß der König sich bei dem Gedanken an offenen Kampf gegen seinen „eigentlichen Gegner", die Revolution, ordentlich erfrische und sogar russische Hilfe dabei annehmen würde.

Die deutsche Auswanderung.

Von

P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Je großartiger unsre Handelsbeziehungen mit dem Auslande sich in den letzten Jahren entwickelt haben, um so mehr ist auch das Interesse für unsre im Auslande lebenden Landsleute gewachsen. Man ist dadurch erst so recht darauf hingewiesen worden, daß die vielen Tausende ausgewanderter Deutscher durchaus nicht so vollständig als für das Vaterland verloren anzusehen sind, als früher angenommen wurde. Die Folge davon ist, daß auch der Auswanderung selbst eine größere Fürsorge sowohl von staatlicher wie privater Seite zugewendet wird; trotzdem ist aber gerade über diesen für das Deutsche Reich so wichtigen Faktor nur wenig bekannt. Es dürfte daher von Interesse sein, den Umfang der Auswanderung, ihre Beweggründe, Ziele, die Beaufsichtigung derselben und ihre Rückwirkung auf das Deutsche Reich etwas näher zu beleuchten.

Über den Umfang geben uns die statistischen Jahrbücher genaue Daten, aus denen hier nachstehende Tabelle entnommen ist. Letztere führt die Zahl der Auswanderer von 1882—1900 von drei zu drei Jahren, von da ab jährlich auf.

1882:	193870	1897:	24630
1885:	110120	1900:	22310
1888:	103950	1902:	32100
1891:	120090	1903:	36310
1894:	40960	1904:	27980

Die Tabelle zeigt, wie enorm die Auswanderung seit Anfang der achtziger Jahre sich vermindert hat. Diese Verminderung ist aber in Wirklichkeit noch viel bedeutender, als sie die bloßen Zahlen erscheinen lassen, weil in denselben die natürliche Vermehrung der Bevölkerung nicht zum Ausdruck kommt. Wenn es also heißt, daß in dem Jahrfünft 1885—1889 die durchschnittliche jährliche

Auswanderung 99600 Personen betrug, in dem Jahrfünft 1897—1901 dahingegen nur 23100, also noch nicht mal ein Viertel der ersteren, so ist dem noch hinzuzufügen, daß die erste Zahl sich auf eine Durchschnittsbevölkerung von 46,7 Millionen Einwohner, letztere aber von 55,2 Millionen bezieht; der Unterschied ist also bedeutend größer als das Vierfache.

Die Ursache dieser für das Wohl unsres Vaterlandes so erfreulichen Erscheinung ist zweifellos in dem allgemeinen Aufschwunge auf allen Gebieten der Industrie und des Handels zu suchen; daneben spielen aber noch andre Faktoren eine gegen erstere allerdings unbedeutend zu nennende Rolle, wie schlechte Ernten, die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Hauptauswanderungsländern, besonders den Vereinigten Staaten von Amerika, verwandtschaftliche Beziehungen nach dort, Reklame von Auswanderungsagenten usw. So war das Jahr 1891, in dem die Auswanderung wieder um 16000 Personen emporschnellte, ein schlechtes Erntejahr, im übrigen aber durchaus normal.

Die Jahre 1902 und 1903 zeigen wiederum ein leichtes Anschwellen der Auswanderung. Hier liegt aber die Ursache, die damalige wirtschaftliche Depression, klar zutage, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß ein Unterschied von 10000 bei einer Bevölkerungszahl von fast 60 Millionen nicht viel bedeuten will; auch war das Jahr 1903, in dem die größte Auswanderung stattfand, schon wieder eine Zeit bedeutend vermehrter Arbeitsgelegenheit.

Das stärkste Kontingent an Auswanderern, ganz gleichgültig ob bei guter oder schlechter Konjunktur, oder ob im Osten oder Westen des Reiches gelegen, stellen die Gegenden unsres Vaterlandes, die am wenigsten Industrie haben. Zum Beweis sind in nachstehender Tabelle einzelne Gegenden, die zueinander große wirtschaftliche Gegensätze aufweisen, zusammengestellt. Die Zahlen darin sind Prozentzahlen für je 1000 Einwohner. Die Provinzen bezw. Staaten sind in der Reihenfolge ihrer Auswanderungsstärke nebeneinandergestellt, wobei die Provinz Posen als Hauptauswanderungsgebiet die Reihe beginnt.

Jahr	Posen	Oldenburg	Schleswig-Holstein	Pommern	Königreich Bayern	Brandenburg	Königreich Sachsen	Westfalen	Rheinprovinz	Schlesien	Durchschnitt
1888	7,10	3,00	3,80	4,70	2,20	1,20	0,70	0,87	0,96	0,56	—
1894	1,49	1,93	1,90	1,60	0,69	0,65	0,54	0,43	0,36	0,24	0,76
1897	0,84	0,71	0,88	0,61	0,45	0,44	0,24	0,17	0,22	0,16	0,43
1900	1,18	0,64	0,72	0,51	0,34	0,31	0,21	0,18	0,15	0,13	0,40
1901	1,26	0,79	0,81	0,58	0,33	0,32	0,26	0,19	0,16	0,10	0,39
1902	2,07	0,90	0,96	0,74	0,47	0,44	0,38	0,55	0,26	0,15	0,56
1903	2,56	0,94	1,02	0,78	0,51	0,40	0,39	0,61	0,31	0,17	0,62
1904	1,55	0,99	0,82	0,63	0,46	0,33	0,32	0,36	0,26	0,14	0,47

Die Provinz Brandenburg mit Berlin steht demnach zwischen Bayern und Sachsen, Oldenburg und Schleswig-Holstein zwischen Posen und Pommern.

und die Provinz Schlesien ist diejenige, die bei weitem am wenigsten Auswanderer liefert.

Zu einem richtigen Bilde über die Auswanderungsverhältnisse fehlt nun noch die Kenntnis der Anteilnahme der einzelnen Berufsklassen. Aufschluß hierüber gibt folgende Zusammenstellung:

Berufsgruppen	1904	1903	1902	1900
Land- und Forstwirtschaft	10 603	13 544	11 849	7253
Bergbau und Hüttenwesen	964	1 669	1 367	245
Industrie, Gewerbswesen	7 246	10 172	9 355	5408
Handelsgewerbe	3 101	3 146	2 304	2331
Häusliche Dienstboten	2 378	2 750	2 417	1372
Lohnarbeit wechselnder Art . . .	250	327	600	352
Ohne Berufsangabe	591	683	649	1986

Es sind also nicht nur die industrielosen, also die landwirtschaftlichen Provinzen, die die größte Auswanderung aufzuweisen haben, sondern es ist auch der landwirtschaftliche Beruf, der die meisten Auswanderer liefert. Diese Erscheinung ist durchaus natürlich. Erstens kann nur die Landwirtschaft allein die eigentlichen Kolonisten stellen, die neues Land urbar machen sollen, und zweitens kann sie nur eine beschränkte Anzahl Menschen beschäftigen im Gegensatz zur Industrie, da eben nicht ein Mehr an Land geschaffen werden kann, wie sich neue Industriezweige schaffen lassen.

Als wir noch keine Industrie hatten, mußte der Überfluß an Menschen ins Ausland wandern; jetzt nimmt ihn die Industrie auf, und daher der enorme Rückgang der Auswanderung. Hiermit stimmt auch überein, daß in Ländern, die keine Industrie haben, wie Italien und zum Teil Österreich-Ungarn, die Auswanderung, anstatt ab-, vielfach zugenommen hat. So war die absolute Zahl der überseeischen Auswanderer aus Italien im Jahre 1904 mehr als sechsmal, die aus Österreich-Ungarn siebenmal größer als die aus Deutschland und das bei einer viel geringeren Einwohnerzahl als bei uns. Eine solche Auswanderung aber, wie wir sie vor zwanzig Jahren annähernd auch noch gehabt haben, muß das Land notwendigerweise an Wehrkraft, Kapital und Arbeitskräften empfindlich schwächen zum Vorteil des Auswanderungszieles; berechnet sich doch der praktische Yankee jeden Einwanderer mit 400 Dollar Gewinn.

In Bezug auf die italienische Auswanderung sei übrigens bemerkt, daß sie dort nicht in dem Maße schädigend wirkt, wie dies bei uns der Fall sein würde, weil Italien auch von den überseeischen Auswanderungsländern her eine bedeutende Rückwanderung aufzuweisen hat.

Wohin richtet sich nun unsre Auswanderung? Hierüber gibt folgende Tabelle Aufschluß.

Es wanderten aus nach:

Jahr	Vereinigte Staaten	Brasilien	Argentinien	Kanada	Übriges Amerika	Australien	Afrika	Asien
1885	102 220	1710	720	690	910	600	290	70
1888	94 360	1120	1220	200	500	540	330	230
1891	113 040	3770	530	980	160	440	600	100
1894	35 900	1290	670	1490	390	230	760	150
1897	20 340	940	590	540	680	320	1110	140
1900	19 700	360	270	140	50	200	180	1
1901	19 910	400	230	10	40	220	50	6
1902	29 210	810	310	180	50	240	110	2
1903	33 650	690	230	480	20	150	230	—
1904	26 080	360	310	330	4	100	80	2

Die bei weitem größte Anziehungskraft üben demnach die Vereinigten Staaten von Amerika aus. Die Auswanderung nach dorthin übertrifft im Durchschnitt die nach allen andern Ländern zusammengenommen um das Zehnfache. Im Jahre 1904 betrug sie 13,7 mal mehr, im Jahre 1900 7,5 mal und im Jahre 1888 9,7 mal mehr als letztere.

Das Mehr oder Weniger an Auswanderern in den einzelnen Jahren verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf alle Wanderziele, und da die Verhältniszahlen sich nur wenig ändern, so lassen sie den Schluß zu, daß weder in Amerika noch Afrika, noch Australien im Laufe der Jahre Momente eingetreten sind, die eine dauernde größere Anziehungskraft auszuüben imstande gewesen wären.

Die Tabelle belehrt uns ferner, wie numerisch unbedeutend die Auswanderung außer derjenigen nach den Vereinigten Staaten in Wirklichkeit ist, insbesondere gilt dies auch von Südamerika. In der Presse der Vereinigten Staaten wird so häufig von deutscher Auswanderung und Kolonisation in großem Stil nach Brasilien gefabelt, und doch hat die Auswanderung auch nach dorthin rapide abgenommen. Bedeutend ist sie überhaupt niemals gewesen. In den zwanzig Jahren von 1880—1899 waren es im ganzen 33037 Personen, also ungefähr so viel wie allein in dem einen Jahre 1903 nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind, und in den letzten fünf Jahren waren es alles zusammengenommen nur 2621, das heißt, daß seit 1900 die durchschnittliche jährliche Auswanderung nach Brasilien nur ein Drittel so groß gewesen ist wie der Durchschnitt in den letzten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts; ganz ähnlich verhält es sich mit der Auswanderung nach Argentinien.

Ist die Bedeutung unsrer Auswanderung nach Südamerika demnach an sich schon nicht groß, so schwindet sie noch mehr angesichts der Menschenmassen, die andre Länder nach dort, insbesondere nach Brasilien geschickt haben. Nach einer Berechnung des statistischen Amts in Rio sind in Brasilien ihrer

Nationalität nach seit 1875 eingewandert: 996814 Italiener, 454406 Portugiesen, 207021 Spanier und nur 68078 Deutsche. Auf einen eingewanderten Deutschen kamen also vierzehn Italiener, sechs Portugiesen und drei Spanier, welche alle noch dazu sowohl dem Klima wie der Bevölkerung gegenüber von vornherein näher stehen als wir Deutschen, und untereinander nicht auch noch durch die Religion voneinander getrennt werden, wie es bei uns der Fall ist.

Glücklicherweise kommt es aber auf die Zahl allein nicht an, wie wir an dem Gedeihen unsrer Landsleute dort drüben ersehen. Diese sind im Gegensatz zu einem großen Teil der Auswanderer andrer Nationen wirkliche Kolonisten, die ihr eigenes Stück Land urbar machen wollen. Sie konzentrieren sich ferner ausschließlich auf die drei südlichsten Staaten Brasiliens: Santa Catharina, Rio Grande do Sul und Parana. Nach dem übrigen Brasilien sind im Jahre 1903 nur neun, im Jahre 1904 neunzehn Personen ausgewandert.

Der starke Rückgang der Auswanderung gerade nach Brasilien, welcher übrigens auch seinen Grund in den dortigen ungewissen Landbesitzverhältnissen und einer noch nicht überwundenen Geschäftskrisis haben soll, ist vom nationalen Standpunkt aus sicherlich zu beklagen; verkümmern werden deshalb aber die deutschen Niederlassungen dort noch lange nicht. An ein Aufgehen in die dortige lusitanische Bevölkerung ist nicht zu denken, da letztere in bezug auf Charakter, Gesittung, Sprache und Lebensanschauung viel zu verschieden von der deutschen ist, weit mehr noch, als es zwischen Ungarn und den Siebenbürger-Sachsen der Fall sein dürfte; auch ist die Zahl unsrer Landsleute viel zu groß. Sollen doch allein im Staate Rio Grande do Sul, dessen Einwohnerzahl auf 1,2 Millionen geschätzt wird, etwa 250000 Deutsche bezw. in Brasilien geborene Deutsche leben neben 200000 Italienern, deren Kopfzahl in Brasilien in den letzten Jahren durch ihre starke Rückwanderung sogar direkt abgenommen hat.

Die Stellung der Deutschen in Brasilien ist kürzlich von einem sicherlich kompetenten Beurteiler, dem amerikanischen Gesandten in Brasilien, Thompson, folgendermaßen beurteilt worden. Er weist zunächst das Vorhandensein einer deutschen Gefahr in Brasilien weit zurück und behauptet, daß die deutsche Einwanderung nach den Küstenstaaten Brasiliens sehr derjenigen nach den Vereinigten Staaten ähnele. Naturgemäß mache sich diese große Zuströmung deutschen Blutes unter den Brasilianern fühlbar, aber gerade so, wie dies in Nordamerika geschehen, würden die Deutschen, ohne ihr Vaterland zu vergessen, vollkommen loyale Brasilianer und bildeten die beste Stütze der Republik.

Ein großer Unterschied zwischen den Deutschen in Brasilien und denen in den Vereinigten Staaten bleibt aber doch bestehen, nämlich der, daß die Nachkommen der Deutschen in Brasilien deutsch bleiben, in den Vereinigten Staaten und Kanada nicht. Aus diesem Grunde ist auch der kleine Bruchteil der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen hier so eingehend behandelt worden. Die Auswanderungsmassen, die nach den Vereinigten Staaten wandern, treten dort in eine uns nahe verwandte Welt, in der für alle Berufsklassen Arbeit und

Fortkommen wenigstens möglich ist. Es wird hierauf später noch zurückgekommen werden.

Die Auswanderung nach unsern Kolonien ist in obiger Zusammenstellung nicht aufgeführt, weil die Kolonien als Auswanderungsgebiete in größerem Maßstabe noch nicht in Betracht kommen können. Bedeutend ist die Auswanderung nach ihnen jedenfalls nicht; es geht dies schon daraus hervor, daß in den Kolonien, außer Kiautschou und ohne Schutztruppen, nur 5500 Deutsche leben. Dabei sei aber bemerkt, daß es in tropischen und subtropischen Kolonien auf die Zahl der Einwanderer überhaupt nicht so sehr ankommt; leben doch in Englands größter Kolonie, dem indischen Kaiserreich mit seinen 300 Mill. Einwohnern, auch nur wenige tausend Engländer.

Es bleibt nun noch die Fürsorge und die Stellungnahme des Mutterlandes zur Auswanderung zu besprechen.

Ebensowenig, wie ein Staat jemals daran denken wird, ohne sich selbst zur Ader zu lassen, die Auswanderung zu fördern, ebensowenig kann er ohne große Kosten die Auswanderung nach einem bestimmten Lande hinleiten; dagegen ist es seine unabweisbare Pflicht, seine scheidenden Kinder davor zu bewahren, daß sie durch falsche Voraussetzungen oder infolge falscher Vorspiegelungen nach Gegenden geleitet werden, wo sie ihrem Verderben entgegengehen. Man mag in dieser Beziehung die Auswanderung mit dem Samen vergleichen, der verdorren muß, wenn er auf Fels, aber hundertfache Frucht tragen wird, wenn er auf fruchtbaren Boden fällt. Daß aber letzteres nach Möglichkeit geschehe, dafür hat eben der Säemann Sorge zu tragen.

Das Deutsche Reich hat seit 1902 das nobile officium, den Auswanderern beizustehen, der Deutschen Kolonialgesellschaft übertragen, und hiermit sicherlich das Richtige getroffen; denn eine staatliche Behörde dürfte nicht in der Lage sein, so gute Verbindungen mit dem Auslande zu unterhalten, wie gerade diese. Es kann dabei nicht auf die Mithilfe der Konsulate allein ankommen, sondern auch auf die deutscher Vereine und Korporationen und vertrauenswerter und kundiger Privatleute, sowie auf manche andre Punkte, zu welchen letzteren als sehr gewichtiger Faktor auch die Tatsache zu rechnen ist, daß Ratschläge von Behörden leider bei vielen Menschen mit Mißtrauen und als Bevormundung angesehen werden.

Von der Deutschen Kolonialgesellschaft ist nun in Berlin eine Zentralauskunftsstelle errichtet worden, die mit einer großen Anzahl von Zweigauskunftsstellen, die über das ganze Reich verteilt sind, den Auswanderern, die sich an sie wenden, Auskunft erteilt. Außerdem aber gibt es noch eine Anzahl älterer Vereine, die sich dieselbe segensreiche Aufgabe gestellt haben, so der Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande in Berlin, der evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen an der Werra, der St. Raphaels-Verein zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer in Limburg an der Lahn, die öffentliche Auskunftsstelle für Auswanderer in Dresden, der deutsch-brasilianische Verein in Berlin, die Weltkorrespondenz in Berlin.

Um zu zeigen, wie notwendig diese verantwortungsvollen und segensreichen Einrichtungen, sind aus dem letzten Jahresbericht der Zentralauskunftsstelle in Berlin einige Angaben hierher genommen, die zugleich einen interessanten Einblick in den Ideenkreis der Auswanderungslustigen gewähren. Danach haben sich im Jahre 1904 an die Zentralauskunftsstelle 3308 Personen gewandt, von denen nicht weniger als zwei Drittel Auskunft über unsre Kolonien und 273 Personen Auskunft über Brasilien haben wollten; der Rest von 830 verteilt sich auf alle übrigen Länder. Dieses große Interesse für unsre Kolonien gibt uns zwar den erfreulichen Beweis, daß es ihnen nicht an Einwanderern fehlen wird, wenn sie nur erst imstande sein werden, sie aufzunehmen, aber es zeigt auch so recht die große Unkenntnis, die in den unteren Volkskreisen über Kolonien und über Auswanderung herrscht.

Es fehlen leider weitere Angaben darüber, wie viel Personen sich noch an die Hilfsauskunftsstellen sowie an die verschiedenen Vereine gewandt haben. Ein Teil der 27 980 Auswanderer des Jahres 1904 hat zweifellos infolge von direkten Beziehungen zu Verwandten oder Bekannten im Auslande zum Wanderstabe gegriffen und war infolge dessen eines Rates nicht bedürftig; ein andrer Teil aber, und das war wahrscheinlich der am wenigsten intelligente und vernünftiger Ratschläge am meisten benötigte, dürfte den verhängnisvollen Schritt, ohne sich Auskunft zu erbitten, getan haben, und ist vielleicht infolge dessen skrupelloser Ausbeutung anheimgefallen.

Welchen Gefahren aber unwissende Auswanderer entgegengehen können, mögen folgende Beispiele zeigen.

Der „Export", das Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, brachte im Januar vorigen Jahres einen Artikel des in Sao Paolo erscheinenden Blattes „Germania", in dem letzteres eindringlichst vor der Einwanderung von Handwerkern und Fabrikarbeitern warnt und die Kollegen in Deutschland bittet, diese ihre Warnung durch Abdruck möglichst zu verbreiten. Der „Export" fügt dem noch hinzu: „Wir können uns diesen Ausführungen nur voll und ganz anschließen und bemerken nur noch, daß wir bereits seit sechsundzwanzig Jahren darauf hingewiesen haben, daß nur an harte Arbeit gewöhnte Landleute in Südbrasilien in den Kolonien vorwärts kommen können."

Diese Warnung betreffs Brasiliens geht nur wenige an; weit wichtiger ist aber die folgende, welche die Vereinigten Staaten betrifft und die Gefahren, denen die Auswanderer auch dort ausgesetzt sind, grell beleuchtet.

In einer Zuschrift aus New York, mit der ominösen Überschrift „Kulturdünger für die Südstaaten von Nordamerika", heißt es im „Export", nachdem der Verfasser dargelegt hat, wie die amerikanischen Einwanderungsbehörden die Einwanderung von den Nordstaaten nach den Südstaaten zu lenken versuchen, wörtlich:

Unbestritten benötigt der Süden der Vereinigten Staaten eine dichtere Bevölkerung, denn häufig genug macht sich zur Zeit der Ernten ein sehr empfindlicher Arbeitermangel bemerkbar. Dieser Arbeitermangel ist nun allerdings nicht allein in der sklavenartigen Behandlung, die den Saisonarbeitern auf den großen Plantagen

zuteil wird, sondern auch darin zu suchen, daß nur während der Ernten selbst die Arbeiter einen einigermaßen lohnenden Verdienst finden können. Die Arbeitsgelegenheit nach den Ernten ist in den Südstaaten eine derartig geringe und wenig bezahlte, daß dieselbe zu wenig Anziehungskraft ausübt, um aus andern Gegenden Arbeiter heranzuziehen.

Für die Industriearbeiter aller Art bietet der Süden die denkbar schlechteste Aussicht auf lohnende Arbeit und Verdienst. Die Industrie liegt dortselbst noch sozusagen in den Windeln; ausgenommen davon ist nur die Zucker- und zum Teil die Baumwoll- und Tabakindustrie.

Zur Bekräftigung dieser Behauptungen wird ein Urteil der „New Yorker Staatszeitung" angeführt, das dahin geht, daß der Süden bald die notwendige Einwanderung auch ohne die gewünschten offiziellen oder sonstigen Hilfsmittel in Massen erhalten könne, wenn er sich daran gewöhnen wollte, in den Einwanderern etwas mehr denn weiße Sklaven zu erblicken.

Eine weitere Bestätigung erbringt der Korrespondent in der Juninummer des „Export":

Zur Einwanderung nach den Südstaaten sei noch bemerkt, daß der Generaleinwanderungskommissar Sargent kürzlich von einer Reise aus jenen Gegenden zurückgekehrt ist, in welcher er über die Aussichten der Einwanderer Untersuchungen angestellt hatte, und daraufhin offiziell erklärte, daß von einer Einwanderung nach jenen Staaten vorläufig abgeraten werden müsse. Derselbe behauptet dann, daß die eingewanderten Europäer erstens nicht mit den dortigen schwarzen Arbeitern konkurrieren könnten, andernteils aber auch sehr niedrige Löhne dortselbst gezahlt würden, die ein menschenwürdiges Dasein nicht gestatteten. Es scheint demnach, daß es mehr denn je angebracht wäre, wenn die Behörden der europäischen Auswanderungsländer sich etwas eingehender mit diesen eigenartigen Verhältnissen in der nordamerikanischen Union befassen würden, als es bisher anscheinend der Fall gewesen ist.

In diesem zweiten Artikel führt der Korrespondent einen Spezialfall von der Ausbeutung der Einwanderer an, der auch die dortigen Gerichte beschäftigt hat. Danach wurden im November 1904 127 neue Einwanderer, worunter 90 Deutsche, unter glänzenden Versprechungen für die Kohlengruben in Kayford, West-Virginien, angeworben. Diese Versprechungen wurden ihnen aber nicht erfüllt, vielmehr wurden sie wie Gefangene behandelt und gezwungen, alle ihre Bedürfnisse von der Kompanie zu kaufen, die es so einzurichten verstand, daß die Arbeiter immer in einem gewissen Schuldverhältnis zu ihr stehen blieben. Die Angelegenheit kam schließlich dadurch heraus, daß es einem der Deutschen gelang, zu entfliehen und zur Erhebung der Klage die nötige Hilfe zu finden. Der Artikel fügt dem hinzu, daß derartige Vorkommnisse absolut nicht zu den Seltenheiten gehören und sozusagen stets auf der Tagesordnung stehen, weshalb es mehr denn wünschenswert sei, daß bereits in der Heimat die Auswanderer bessere Aufklärung erhalten.

Es dürfte anzunehmen sein, daß dies geschehen und der Artikel, nachdem er sorgfältig erwogen und geprüft, nach Möglichkeit verbreitet worden ist. Die armen Leute aber, die weder von Auskunftsbureaus noch von Zeitungsartikeln, noch von sonstigen Warnungen erreicht worden sind, würden vor ähnlichen traurigen Schicksalen, wie sie in dem „Export" beschrieben sind, vielleicht noch im letzten Augenblick bewahrt werden können, wenn man ihnen

noch auf dem Dampfer entsprechende Belehrungen über die Gefahren ihres speziellen Bestimmungsortes in die Hand drückt.

Wie bereits oben erwähnt, ist unsre Auswanderung nach den Vereinigten Staaten derjenigen nach allen andern Teilen der Welt um mehr als das Zehnfache überlegen, und deshalb ist sie auch unsrer Fürsorge und unsres Interesses besonders wert, gleichgültig, ob die Auswanderer bereits in der ersten oder der zweiten Generation in die dortige Bevölkerung aufgehen oder nicht. Daß schließlich all die Millionen Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten gewandert sind, doch nicht so ganz für uns verloren gegangen sind, wird jetzt allgemein angenommen.

Seit 1820 sind fünf Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, und von den jetzigen 80 Millionen Amerikanern rechnet man, daß, abgesehen von dem deutschen Blut, das ihnen von früheren Generationen her in den Adern rollt, 25 Millionen allein in der ersten oder zweiten Generation deutscher oder deutsch-österreichischer Abstammung sind. Diese Blutsverwandtschaft muß sich allmählich mehr und mehr fühlbar machen und die beiden Nationen einander näher bringen. Mancherlei Anzeichen hierfür sind vorhanden. Es sei hier nur an den Austausch der Professoren erinnert, der doch in jedem Fall ein gemeinsames Streben nach wissenschaftlichen Zielen und Idealen bekundet; nicht minder bedeutsam sind die Worte des Präsidenten Roosevelt, die er bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen gesprochen hat: „Ich bete, daß in Zukunft diese beiden Völker, die durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, aneinander geknüpft bleiben durch die Bande herzlichster Freundschaft und aufrichtigen Wohlwollens."

Von solchen Gesichtspunkten aus gewinnt dann die Auswanderung einen ganz andern Charakter. Bedeutete die starke Auswanderung im vorigen Jahrhundert für das Deutsche Reich eine direkte Schwächung, so ist sie in ihrer jetzigen Stärke als ein natürlicher Vorgang anzusehen, der nötig ist, damit die Bande des Blutes, die uns mit andern Nationen verknüpfen, nicht verkümmern.

Neuere französische Geschichtschreibung.

„Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verstehen kein Gesicht."
(Sphinx in der klassischen
Walpurgisnacht.)

Mit der „geistigen Annäherung" der Völker unsrer Kulturwelt geht es nicht anders zu, wie mit den Bestrebungen, die Menschen „durch Bildung" freizumachen. Die Minderzahl, deren Denken und Handeln durch sittliche und intellektuelle Motive bestimmt wird, bedarf solcher Veranstaltungen nicht, indessen die Vielen, die Instinkten und greifbaren Interessen zu folgen gewohnt sind, Erwägungen höherer Art unzugänglich bleiben. An der Aufgabe der geistigen Führer unsres Kulturlebens wird dadurch indessen nichts geändert. Für sie gilt das Wort, das Goethe gesagt hat, als man die Befürchtung aussprach, Literatur und Kunst würden durch Politik und Realismus erstickt werden: „Wir müssen den höchsten Standpunkt einnehmen, um die neue Welt und die Menschen der Macht der Idee zu unterwerfen." Für den Historiker ist der „höchste Standpunkt" aber nur erreichbar, wenn er sich darauf gerichtet hat, „zu sagen, wie es wirklich gewesen ist".

Von dem Unternehmen Ernest Lavisses, dieser Aufgabe durch die „Histoire de France des origines jusqu'à la révolution" gerecht zu werden, ist in der „Deutschen Rundschau" bereits die Rede gewesen.

Alsbald nach dem Erscheinen der ersten Bände dieses vielschichtigen Werks ist über Plan, Absicht und Mitarbeiterschaft derselben an dieser Stelle berichtet worden[1]). Seitdem hat diese große Publikation so rüstigen Fortgang genommen, daß ihr Charakter und ihre Bedeutung sich mit einiger Sicherheit übersehen lassen.

---

[1]) An den bisher erschienenen, bis zum Tode Richelieus reichenden zwölf Bänden haben Bayet, Block, Carre, Coville, Kleinclausz, Langlois, Lemonnier, Luchaire, Mariéjol, Petit-Dutaillis, Pfister, Rebellian, Saguac und Vidal de la Blanche mitgearbeitet. Paris, Hachette & Cie. 1900—1905.

Was der erste Eindruck versprach, wird durch die eingehende Prüfung der Sache bestätigt. Die bisher veröffentlichten Teile tragen den nämlichen Charakter einer auf gewissenhafter Forschung gegründeten Sachlichkeit, der den einleitenden Teilen des Werks nachgerühmt werden durfte. Rücksichtlich der Absicht, den Gang der Entwicklung des französischen Staats- und Geisteslebens sine ira et studio zu verfolgen, die gewonnenen Resultate schlicht und deutlich darzustellen und sorgfältig zu vermeiden, was immer der Betrachtung strengen Ernstes stören könnte, — rücksichtlich dieses Entschlusses besteht unter den Mitarbeitern so vollständige Übereinstimmung, daß die im einzelnen bestehenden Verschiedenheiten dahinter zurücktreten. — Und nicht das allein. Zieht man in Betracht, daß es führende Männer der französischen Wissenschaft sind, die sich zu einer Arbeit solcher Signatur zusammengetan haben, so darf der Schluß gezogen werden, daß die Periode nationalistisch-tendenziöser Geschichtschreibung in dem Vaterlande der Thiers, Louis Blanc, Michelet usw. überhaupt geschlossen ist. Die häufig vernommene Forderung, daß die Darstellung vergangener Dinge „mit kräftigem Strom in die Gegenwart auszumünden habe", wird tacite dadurch abgelehnt, daß das vorliegende Werk an der Schwelle des Revolutionszeitalters Halt macht, der dem Historiker vielfach auferlegten Pflicht, zur „Freude am Vaterlande" beizutragen, aber nur so weit entsprochen, als solche Freude sich aus dem Zusammenhange der berichteten Ereignisse von selbst ergibt. Früher und gründlicher als anderswo hat man in Frankreich mit den Gefahren einer Sachbehandlung im gegenteiligen Sinne Erfahrungen gemacht: daß diese Erfahrungen nicht vergebliche gewesen sind, darf darum zu den nicht allzu zahlreichen, erfreulichen Zeichen der Zeit gezählt werden.

Dem von Block bearbeiteten, die älteste und die römische Periode Galliens umfassenden ersten Abschnitte dieser Geschichtserzählung geht ein von Vidal de la Blanche entworfenes „Tableau de la géographie de la France" (Bd. I, Teil I, 385 Seiten in 4°) voraus, das als nach Form und Inhalt mustergültig zu bezeichnen ist. Charakteristisch für die Unbefangenheit, mit welcher der Verfasser zu Werke geht, ist es, daß er Frühzeitigkeit und Gesundheit der politischen Struktur seines Vaterlandes nicht auf die Vorzüge der in demselben herrschenden Reize, sondern auf die Gunst seiner geographischen Lage zurückführt. Nachbarschaft des Mittelländischen Meeres und der Nordsee und der Besitz zwischen denselben vorhandener natürlicher Verbindungslinien „à grande portée" haben die territoriale Entwicklung Frankreichs von Hause aus günstig beeinflußt. „Die Substanz unsrer Zivilisation aber war kontinentalen Ursprungs .... ihre Wurzeln erstrecken sich von alter Zeit her über weite Gebiete des Festlandes .... Von keinem der übrigen Länder ist das unsrige durch große Hindernisse physischer Natur abgesperrt, Einwirkungen von Wüsten- und Steppenländern aber ist es entrückt gewesen. Mit seinen festländischen Nachbarn durch Konformität der natürlichen Existenzgrundlagen verbunden ist das heutige Frankreich unter Ländern von analoger Zivilisation emporgekommen und dadurch vor den Katastrophen gesichert geblieben, welche in Spanien und in den östlichen Ländern Europas den Fortgang des geschichtlichen Lebens zeitweilig unterbrochen haben .... Von den übrigen Festlands-

staaten ist Frankreich indessen durch einen charakteristischen Umstand unterschieden: denjenigen einer eigentümlichen Frühreife (précocité). Diese Frühreife seiner Entwicklung beruhte einerseits auf der Gunst des Klimas und der Bodenbeschaffenheit, andrerseits aber darauf, daß die für die Niederlassung geeignetsten Punkte des Territoriums ebenso leicht zugänglich waren, als sie sich verteidigen ließen — Umstände, die die Bildung eines Gemeinschaftslebens fördern." Deutlicher als durch die Bekanntschaft mit den Schilderungen, die von den einzelnen Schauplätzen des französischen „Gemeinschaftslebens" entworfen werden, lassen sich die entscheidenden Eigentümlichkeiten der Vidalschen Darstellung nicht illustrieren. Es gilt das ganz besonders von dem wichtigsten Kapitel, demjenigen, in dem der Nachweis geführt wird, daß die Natur selbst das Gebiet der mittleren Seine, das „bassin Parisien", zum Zentralpunkte des französischen Staatslebens bestimmt habe. „Seit den ältesten, der historischen Forschung zugänglich gewordenen Zeiten tauchten in der Region des heutigen Paris zahlreiche Dörfer, Burgen und kleine Städte auf. Schenkungsurkunden, Kartenskizzen und Berichte über Kriege und Zerstörungen bezeugen das so übereinstimmend, daß man meinen könnte, die Natur selbst habe die Menschen auf die Erwählung dieses Punktes hinweisen wollen. In dem durch den Zusammenfluß der Seine und der Marne gebildeten Strome fand man Inseln vor, die sich zugleich als Zufluchtsstätten und als Gelegenheiten zur Benutzung einer Wasserstraße empfahlen. Am Fuße und auf dem Rücken der rings emporsteigenden Kalksteingelände fand sich Raum für umfassende Niederlassungen, zu deren Aufrichtung das schöne Gestein das Material lieferte . . . Die gesamte Region *vermenschlichte* sich so zeitig, daß Ansätze tätigen, spontan einsetzenden Lebens sich seit den ältesten Zeiten kundtaten, und daß die Umgegend von Paris bereits damals ein belebtes und lebensvolles Bild darbot, wie es Rom niemals bot und Berlin auch heute noch nicht bietet. Gegenwärtig ist es die Großstadt, die lange Häuserreihen gleich Marschkolonnen in die Ebene sendet; damals waren es Burgen und Dörfer (zum Teil solche, die seitdem von der Hauptstadt umschlossen werden), die eine selbständige Existenz führten und von der Gunst einer Lage herrührten, die der Bildung kleiner Gruppen allenthalben entgegenkam . . . Das wichtigste Unterpfand ihrer Zukunft indessen besaß die auf der Seineinsel belegene kleine Schiffer- und Fischerstadt, die Kaiser Julian sein liebes Lutetia nannte, in dem Flusse, von dessen Verzweigungen sie eingeschlossen ist . . . Paris hätte das Recht, seinem Flusse dieselben Bezeichnungen der Dankbarkeit beizulegen, die die Anwohner der Wolga, des Rheines und des Ganges diesen Strömen widmen."

Nicht minder anziehend als diese patriotische und dabei alle nationalistische Überschwenglichkeit vermeidende Ausführung ist diejenige, die vom Rheintal handelt. Nirgends auch nur *eine* Zeile, die der in diesem Gau aufeinandertreffenden Rassengegensätze oder der um dieselben geführten Kämpfe Erwähnung täte; nirgends ein Wort, das aus dem Rahmen einer wissenschaftlichen Erörterung herausfiele.

Den eigentümlichen Reiz der zur wichtigsten Völkerstraße des westlichen Europa gewordenen Rheinebene glaubt der Verfasser nicht treffender schildern zu können, als durch die Erinnerung an Goethes Bemerkung, daß die über den Nachbarbergen des Elsaß gelagerten Wolkenmassen nicht selten Wochen hindurch stillstünden, ohne die Reinheit des Himmels zu trüben. „Dem lichtvollen Charakter der Landschaft" (so heißt es weiter) „entspricht die Art seiner Bevölkerung." Daß das Naturell dieses Volkes ein fröhliches sei, wurde bereits von dem ersten französischen Intendanten des Elsaß wahrgenommen. „Für die Völkerstämme, die aus undankbaren und düsteren Himmelsstrichen hierher kamen, hat dieses Land den Anfang ihrer Befreiung von einer sorgenschweren Existenz bedeutet und zu einer glücklichen, durch die Fruchtbarkeit der Natur angezeigten Entfaltung den Anstoß gegeben ... Allezeit ist das Elsaß ein Land mit stark entwickeltem Munizipalgeist gewesen, dessen Leben sich niemals auf einen einzelnen Punkt hat konzentrieren lassen. Von diesem städtischen Leben sind zur Zeit des Humanismus wie später zu derjenigen der beginnenden modernen Industrie mächtige und fruchtbare Anregungen ausgegangen ... Und dabei hat der ausgesprochen autonomistische Zug dieser urkräftigen Stadt-, Dorf- und Landschaftsindividualitäten niemals das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit beeinträchtigt. Im Gegenteil ist dieser Zusammenhang stets Gegenstand sorgfältiger und liebevoller Pflege gewesen."

Es würde zu weit führen, den übrigen Abschnitten dieser Topographie im einzelnen nachzugehen oder dem Verfasser auch nur nach Burgund zu folgen, „dessen Lage und Beschaffenheit zu beinah unbegrenzter Vergrößerung einzuladen schien und dem gleichwohl die zur Bildung eines politischen Schwer- und Mittelpunktes erforderlichen geographischen Grundlagen fehlten". Besondere Hervorhebung aber verdient die Schlußfolgerung, mit der Vidal die Wanderung durch sein Vaterland beschließt. „Auch die großen Veränderungen, deren Zeugen wir gegenwärtig sind, werden das Wesen dessen, was unser nationales Temperament ausmacht, nicht antasten. Klima und Bodenbeschaffenheit haben unserm Lande zu einer gesunden Agrarverfassung (robuste constitution rurale) verholfen, die durch Natur und Zeit festgekittet worden ist. Zum Ausdruck wird sie durch die Tatsache gebracht, daß die Zahl der Grundbesitzer bei uns größer ist als sonst irgendwo. Darauf hat sich eine Solidität gegründet, wie sie vielleicht in keinem andern Lande angetroffen wird. Die Bewohner der uns umgebenden industriellen Kulturländer bestreiten ihre Subsistenz mehr und mehr von außen her: bei uns aber ist die heimische Erde die Haupternährerin ihrer Kinder geblieben. Es bedingt das eine Verschiedenheit des Heimatsgefühls."

Es würde der Mühe verlohnen, bei dieser ebenso fein ausgeführten wie warm empfundenen Erklärung des französischen Heimatsgefühls (attachement à la terre) einen Augenblick zu verweilen und auf das Verhältnis einzugehen, in dem Heimatsgefühl und Patriotismus (diese vielfach identifizierten, aber schlechterdings nicht gleichbedeutenden Begriffe) bei Franzosen und bei Nicht-Franzosen zueinander stehen. Von der Gesinnung, die durch das vorliegende

Buch weht, ist indessen so ausführlich gehandelt worden, daß über diesen Punkt nichts mehr gesagt zu werden braucht, und daß wir uns dem materiellen Inhalt des Werkes zuwenden dürfen.

Rücksichtlich der Disposition des Stoffes verfahren die Verfasser der einzelnen Bände nach einem einheitlichen Plan. Den Berichten über die in die einzelnen Zeiträume fallenden Ereignisse folgen Abschnitte, die den Kultur- und Wirtschaftsverhältnissen derselben gewidmet sind und diese je nach dem Umfang des vorhandenen Quellenmaterials mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit behandeln. Damit ist zugleich gesagt, daß die die fränkische Invasion und das frühere Mittelalter behandelnden Teile ungleich knapper gehalten sind, als die auf die römische Periode, die späteren Kapetinger, die Valois usw. bezüglichen Abschnitte. Allenthalben hat der Leser den Eindruck, daß die Verfasser nicht mehr sagen als quellenmäßig festgestellt ist, und daß es nicht an ihnen liegt, wenn die Darstellung einzelner Partien in den Ton chronikenhafter Trockenheit verfällt. Von Charakteristiken der handelnden Personen wird überall da abgesehen, wo die Überlieferung auf das rein Tatsächliche beschränkt geblieben ist. Wie gewissenhaft in dieser Rücksicht verfahren worden, zeigt sich besonders in den Kapiteln über die merovingischen und die karolingischen Könige, die ebensogut von deutschen wie von französischen Historikern hätten geschrieben sein können. Von Karl dem Großen wird z. B. ein Bild entworfen, das den spezifisch fränkischen Charakter des Wiederherstellers des römischen Imperiums in den Vordergrund rückt, von der französischen imperialistischen Caroluslegende aber ebensowenig übrig läßt wie von den deutsch-romantischen Sagengebilden. Der Größe des Mannes und seiner Regierung („einer der großartigsten, von der die Geschichte weiß und die mit gutem Grunde die Bewunderung der bedeutendsten Herrscher von Otto III. bis hinüber zu Napoleon erregt hat") läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren; nach der von reichem Fürstenschmuck umgebenen Riesengestalt, dem zum Gürtel herabwallenden Bart und der göttergleichen Haltung des großen Kaisers wird man sich dagegen vergeblich umsehen. „Sein Wuchs übertraf nicht das Siebenfache der Größe seines Fußes. Er war kurzhalsig, mit vorragendem Bauche und schwachem Stimmorgan ausgestattet. Der Kopf war rund, das Auge groß und lebhaft, die Nase lang, das Haupthaar stark entwickelt, der Bartschmuck auf einen nach fränkischer Art zugeschnittenen Schnurrbart beschränkt. Sein Anzug war der bei den Franken herkömmliche. Über dem leinenen Hemde trug er eine kurze, im Winter mit Pelz verbrämte Tunika und einen blauen Mantel." — Für Quisquilien dieser und verwandter Art hat das Lavissesche Werk übrigens nur ausnahmsweise Platz, weil es allenthalben auf das Wesentliche, d. h. die jeweiligen Staats- und Kulturzustände gerichtet ist und mehr von den Sachen als von den Menschen handelt. An diese letzteren tritt die Darstellung nur da näher heran, wo Figuren in Betracht kommen, die sich in der Phantasie und Tradition des französischen Volkes feste Stellungen erworben haben. Daß es dabei nicht ohne Abzüge von dem Schmuck abgeht, mit dem tendenziöse Schönfärberei und absichtslos dichtende Sage die Lieblingsgestalten des Volkes umgeben

hat, versteht sich von selbst. Der rücksichtslose Ernst dieses Werkes schließt Zugeständnisse an die Überlieferung ein für allemal aus. Und das so vollständig, daß Erscheinungen, über die Haß und Liebe das letzte Wort gesprochen zu haben glaubten, uns in veränderter, zuweilen unkenntlich veränderter Gestalt vorgeführt werden: allenthalben wird die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" uneingeschränkt in ihr Recht eingesetzt, als ob sie niemals von einem „goldnen Duft der Morgenröte" umgeben gewesen wäre.

Diese zwischen der überlieferten Historie und den Ergebnissen der modernen Forschung bestehenden Diskrepanz im einzelnen aufzuweisen, müssen wir uns versagen. Der äußere Umfang des Werkes und die Mannigfaltigkeit der in ihm erörterten Materien schließen nicht nur summarische Urteile, sondern auch einheitliche Gesichtspunkte der Beurteilung aus. Danach bleibt nur übrig, auf einzelne Partien hinzuweisen, die Fach- und Sachkennern dasselbe Interesse abgewinnen werden wie denjenigen Lesern, denen z. B. neu ist, daß die Bartholomäusnacht nicht die Frucht eines von langer Hand vorbereiteten Planes, sondern das Ergebnis einer plötzlichen, in fieberhafter Erregung der Nachmittagsstunden des 23. August 1572 gefaßten Entschließung gewesen ist. Hierher gehören u. a. die feinsinnigen Ausführungen Mariéjols über die Personen Katharinas von Medici und ihrer Söhne und über den Zwiespalt zwischen der ästhetischen und der sittlichen Bildung des Zeitalters der französischen Spätrenaissance. Als echte Mediceerin ist die Witwe Heinrichs II. zu ausschließlich von Motiven unruhiger Herrsch- und Ränkesucht bestimmt worden, um auf feststehende Ziele politischer oder kirchlicher Art losgesteuert zu haben. Unter dem Einfluß dieser Mutter emporgekommen, sittlich und physisch verkommen und trotz ihrer bis zum Raffinement gediehenen ästhetischen Bildung von vollendeter Roheit des Gemüts waren die beiden letzten Valois selbst zu ehrlichem religiösen Fanatismus unfähig geworden. Ihr Fanatismus war der der Verzweiflung und der Seelenangst.

Daß die Gestalt des einzigen populären Franzosenkönigs der letzten fünfhundert Jahre sich auch in der Mariéjolschen Darstellung (Bd. VI, Teil 1 u. 2) von den Figuren seiner Vorgänger glänzend abhebt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Den angeborenen Vorzügen Heinrichs IV., seiner Tapferkeit, politischen Geschicklichkeit, Vorurteilsfreiheit und humanen Gesinnung läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren; die Schätzung des sittlichen Charakters dieses liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit fällt dagegen nicht allzu günstig aus. Auf die Herstellung der Glaubenseinheit hat der große Béarner unentwegt, wenn auch mit andern Mitteln, hingearbeitet, als seine Nachfolger taten. Die Herstellung dieser Glaubenseinheit hat auch er als unvermeidliches letztes Ziel der Entwicklung Frankreichs angesehen und den durch das Edikt von Nantes geschaffenen Zustand als bloßen Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien behandelt. „Der Fortschritt, den das Edikt darstellte, war das Werk von Umständen, nicht von Entschließungen des Willens . . . Die durch dasselbe anerkannte Freiheit der Gewissen und des Kultus stellte sich nicht als Ergebnis einer veränderten Auffassung der Rechte der Untertanen und der Pflichten des Staates dar. Hatte doch der König selbst in der

Einleitung zu dem Edikt ausdrücklich sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Gott noch nicht gewollt habe, daß alle Franzosen ihn in derselben Weise anbeteten. Staatsmänner und Gläubige jener Epoche waren übereinstimmend der Meinung, daß in einem Lande ein Glaube herrschend sein müsse. Wie lange konnte ein Experiment bestehen, das allen Überzeugungen und allen Vorurteilen der Zeit zuwiderlief?" — Das berühmte Edikt ist danach das Erzeugnis derselben staatsmännischen Geschicklichkeit gewesen, mit der sein skrupelloser Urheber die Wut der Parteien zu bändigen, die Ordnung wieder herzustellen und die wirtschaftliche Reorganisation des erschöpften Landes in die Wege zu leiten gewußt hatte. Auf diese Leistungen will unser Verfasser die Größe und Ruhmwürdigkeit der Politik Heinrichs beschränkt wissen. Die auswärtigen Pläne, an deren Ausführung der König durch seinen plötzlichen Hingang verhindert wurde, beruhten, wie Mariéjol nachgewiesen zu haben glaubt, auf Motiven so unwürdiger Art, daß die Meinung, Heinrich sei zu rechter Zeit hinweggenommen worden, auch da nicht von der Hand gewiesen werden dürfte, wo man von dem tragischen Ausgang des Wiederherstellers Frankreichs aufs tiefste erschüttert war. Daß der König das sogenannte „große Projekt Sullys" niemals ernsthaft genommen habe, sieht der Verfasser für ausgemacht an; für unzweifelhaft gilt ihm aber auch, daß dieser „allerchristlichste König, dessen Hof dem Harem des Großtürken glich", zu den kriegerischen Plänen seines letzten Regierungsjahres durch eine zügellose Leidenschaft für die auf spanisch-niederländisches Gebiet geflüchtete Prinzessin Charlotte von Condé bestimmt worden sei. „In Wahrheit war der Kampf, in den Heinrich sich begeben wollte, ein waghalsiger, von unberechenbaren Zufällen abhängiger", und Richelieu hatte alles Recht zu dem Ausspruche, „der König habe am Ende seiner Tage eine Binde vor den Augen getragen".

Die letzten 367 Folioseiten unsres sechsten Bandes (Teil 2) sind fast ausschließlich der Person und der Regierungstätigkeit des berühmten Kardinals gewidmet, von dem ein neuer Abschnitt der Geschichte Frankreichs datiert zu werden pflegt. Von den herkömmlichen Darstellungen dieses Zeitabschnitts weicht die hier gegebene gerade in den entscheidenden Punkten erheblich ab. An die Stelle des kühl berechnenden, religiösen und feudalistischen Vorurteilen unzugänglichen Trägers des neuen Systems tritt in unsrem Buche ein Sohn des 17. Jahrhunderts, der die Einflüsse seiner Zeit niemals abgestreift und niemals verleugnet hat, daß er im Grunde seines Wesens Katholik und Aristokrat geblieben war. Auch inmitten seiner erbittertsten Kämpfe mit dem päpstlichen Legaten und der zu diesem haltenden hohen Geistlichkeit war Richelieu niemals Gallikaner. Auch in den Tagen seiner politischen Allgewalt umgab er sich mit Priestern und Mönchen, hielt er an der Immunität der Diener der Kirche und an ihrer Unabhängigkeit vor der weltlichen und kirchlichen Justiz fest, war er Einflüssen des krassesten Aberglaubens zugänglich. Wenn er gleichwohl die Widerstände des hohen Adels und des Klerus rücksichtslos niedertrat, so war das nicht auf politische Prinzipien, sondern auf den despotischen Zug seines Wesens zurückzuführen. Gestützt auf ein reiches, sorgfältig durchforschtes Aktenmaterial tritt Mariéjol den Beweis dafür an, daß

die traditionelle Vorstellung, der Kardinal habe ein neues Beamtentum schaffen wollen, durchaus irrtümlich sei. „Niemals hat er daran gedacht, absetzbare und allein von dem Willen des Königs und seiner Minister abhängige Beamte in den Provinzen einzusetzen. Er wollte es bei missis domesticis bewenden lassen, die die alten Gewalten überwachen und, wo erforderlich, anfeuern, nicht aber vernichten sollten." Weil Richelieu sich der königlichen Intendanten und Requetenmeister in höherem Maße bediente als üblich war, hat man vielfach geglaubt, daß er dieselben erfunden habe. Weder hat er das getan noch ist ihm in den Sinn gekommen, diese Beamten ständig in den Provinzen residieren zu lassen. „Herrisch und hochfahrend, wie er war, wollte der Kardinal keinen Widerspruch gegen seinen Willen dulden und kein Recht anerkennen, das der Staatsräson gegenüber geltendgemacht werden konnte. Hart und rücksichtslos gegen die Menschen, zeigte dieser Mann sich ziemlich indifferent, wo es sich um Einrichtungen handelte. Konnte er die vorhandenen Institutionen unter seinen Willen beugen, so kam ihm (wie es scheint) wenig darauf an, wie sie sonst fungierten. Richelieu ist weder der Begründer, noch auch nur der Vorläufer der Monarchie Ludwigs XIV. gewesen. ... Il était un autoritoire, ce n'est pas un novateur."

Zahl und Bedeutung der im vorstehenden aufgewiesenen Neufeststellungen dürften zu dem Erweise ausreichen, daß diese Geschichte Frankreichs auf die Beachtung auch derjenigen Freunde vergangener Dinge und Menschen Anspruch erheben darf, die das historische Studium nicht als Beruf treiben. Und auch da, wo gegen das Einzelne Einspruch erhoben werden sollte, wird man dem sachlichen Ernst, der Unbefangenheit und dem wahrhaft wissenschaftlichen Charakter des Werks Anerkennung zollen und dem Erscheinen der Schlußbände mit Anteil entgegensehen.

— r —

Der Spitzenkragen.

Eine Skizze

von

Miriam Eck.

Die junge Frau mit der Doktorwürde kniete vor dem altertümlichen Koffer und kramte.

Die alte Großtante saß im Sessel mit der hohen Lehne und schlief.

Die Doktoressa hatte mit dem Kneifer alle Gelehrsamkeit und fast allen Hochmut abgestreift. Sie glich beinahe einer Neugierigen.

Aus dem Koffer beförderte sie wohl eigene, wunderliche Dinge einer vergangenen Zeit: „Wertlosen Plunder!“ hätten ihre Kolleginnen gemeint. An solcherlei darf sich ein moderner Mensch nicht verschwenden.

Aber Agnes hatte so ihre Zeiten. Doktor Agnes Hellmer!

Sie dachte daran, wie der Rektor nach beendeter Promotion sie aufgerufen hatte vor allen Hörern, vor den Augen der Studenten: „Ascende! Doctor Agnes Hellmer!“ Und wie in einem schönen Sicherheits- und Selbstgefühl röteten sich noch einmal ihre Wangen.

Sie hatte sich geschworen, vierzehn Tage lang kein Buch anzurühren. Die lauten und fröhlichen Festlichkeiten, die man zu ihren Ehren eingeleitet, begannen sie zu ermüden, und so kam sie zu diesem Getändel mit dem Koffer.

Sie sah mit einer mitleidigen Geringschätzung auf die alte schwächliche Dame, die da im Schatten saß und dem Leben gleichsam zu entschwinden schien, dem Leben, das sie vergeudet hatte, das man sie gezwungen hatte zu vergeuden. Der Koffer gehörte ihr. Er umspannte ihre Schätze. Wie ein hochweiser, reicher Mann auf die armen Besitztümer eines Kindes, so schaute Agnes, die Doktorin, auf die Habseligkeiten der alten berufs- und titellosen Agnes. Sie hatte ihr ja mit halb gerührtem, halb geehrtem Lächeln die Besichtigung gestattet.

Feine alte Schals und Tassen und Gedenkbücher und Verse und Sprüche und Bänder kamen zum Vorschein — Miniaturen und Stiche, alles wohlgeordnet und verwahrt. Aus dem Gedenkbuch, mit einer wunderzierlichen Tuschzeichnung geschmückt, die eine trauernde weibliche Gestalt auf eine Urne gelehnt unter Zypressen darstellte, schauten Verse heraus.

In den Buchstaben, die sauber, wie gestochen, dastanden, lag die ganze hingebende Schwärmerei und Gewissenhaftigkeit jener Zeit. Worte klassischer Dichter sprachen sie aus, innige Worte zu derjenigen, der sie in diesem besondern Falle von liebenden Verehrern geweiht waren.

Agnes, die Doktoressa, legte ihre Zigarette aus der Hand auf eine ziselierte moderne Bronzeschale, die in greifbarer Höhe auf dem Tische stand; dann besah sie das kleine Aquarellbild, das Agnes, die Tante, aus der damaligen Zeit darstellte. In duftige weiße Stoffe gehüllt, lehnte eine schlanke, blonde Mädchengestalt an einem vergoldeten Konsol. Sie trug Rosen in der Hand. Das blaue Auge war in unbeschreiblicher Sehnsucht und Frage hinaus in eine Traumwelt gerichtet, und aus dieser Welt tönten ihr Jean Paulsche Klänge entgegen.

Die junge Schatzgräberin legte Bild und Album ein wenig beiseite, so, als ob sie es später besonders und eingehend wieder vornehmen wolle.

Und sie kramte weiter.

Fast zu unterst in dem Köfferchen lag eine feine Verpackung, die beim Entwickeln scheinbar in zwei Hälften auseinanderfiel.

Die oberste enthielt eine jener Occhi-Arbeiten, die die Frauen derzeitiger Generation in graziöser, eidechsenflinker Weise zu handhaben wußten, so daß das Spiel der weißen Finger einen reizvollen Anblick gewährte. Eine schier mechanische Arbeit, doch schien ein gewisser Rhythmus beruhigend von dieser blumenhaften Beschäftigung ausgegangen zu sein.

Da! Das elfenbeinerne Weberschiffchen lag noch daneben.

Agnes nahm es auf. Sie erinnerte sich aus fernster Kinderzeit, solch ein kleines Ding in Tätigkeit gesehen zu haben.

Sie nahm die andre der beiden Pakethüllen. Darauf stand in blasser, verjährter Handschrift: „Meiner teuern Mutter zu ihrem 43ten Geburtstage. Gefertigt von ihrer gehorsamen Tochter."

Vorsichtig enthüllte die Beschauerin, und ein zartes, duftweiches Gewebe lag ihr über den Händen: Ein Spitzenkragen.

Auf feinstem Tüll waren da die Points und Appreturen eingelassen. Ein Gebilde, so fein wie Spinneweben. Nicht zu glauben, daß menschliche Finger, und seien sie noch so zart und klein, diese Arbeit verrichtet haben könnten. Agnes nahm den Kneifer wieder auf, und ihre Finger zitterten ein wenig. Nun sah sie es deutlich:

Da waren Muster, und jedes einzelne war wie ein winzig verkleinertes Zierornament an alten romanischen Bauten, jedes einzelne verschieden, jedes einzelne ein Ganzes in sich. Diese Fäden verschlangen sich in vornehmster Kunst und Form, in lieblicher Verschiebung zu entzückenden Figuren, so als ob die Feenkönigin Mab über einen Duftgrund gelaufen sei und ihre zarten Gedanken in wunderbarer Vollendung zurückgelassen habe.

Agnes hielt ein Kunstwerk in ihren Händen.

Sie hielt es nah und sie hielt es fern und wieder nah, und sie sah auf die alten Finger, die entsagungsvoll gefaltet im Schoße lagen.

— — — —

„Agnes! Kind! wie hast du mich erschreckt!" sagte die alte Dame, aus ihrem Schlafe erwachend, und strich der vor ihr Knieenden über das Haar. „Aber was ist dir denn geschehen — Liebe — du weinst ja —?"

Zur Lage in Rußland.

Ohne bei den einzelnen Vorgängen zu verweilen, deren innere Zusammenhänge bloßzulegen der Zukunft vorbehalten bleibt, sei hier nur darauf hingewiesen, daß in den letzten Tagen des November sich, wenigstens was die beiden Residenzen betrifft, eine vergleichsweise Ruhe geltend zu machen schien, zu der sicherlich auch die abermalige Tagung der Stadt- und Landschaftsmänner beitrug, die, trotz allen Protestes der extremen Parteien, dem Grafen Witte und seinen Regenerationsbestrebungen die Zusicherung ihrer Beihilfe gegeben haben. Bei alledem bleibt Rußland von zwei feindlichen Mächten bedroht: dem Radikalismus und Sozialismus der äußersten Linken und den sich gerade zur Stunde besonders geltend machenden separatistischen Bestrebungen seiner westlichen Grenzlande. So schwer es auch dem unbefangenen Beurteiler des kaiserlichen Manifestes vom 17. 30. Oktober fallen muß, aus den Worten dieses Manifestes, die eine Weiterentwicklung der Verfassung durch die zu berufende Duma in Aussicht stellen, deren Anwartschaft auf die Funktionen einer konstituierenden Körperschaft herzuleiten: der russische Radikalismus ist vor dieser Deutung nicht zurückgeschreckt, um gleich nach ihr noch einen Schritt weiterzugehen und, da ihm die Bulyginsche Duma selbst mit den ergänzenden Wahlbestimmungen, die das Manifest in Aussicht stellt, untauglich für die Rolle einer Konstituante erscheint, eine solche auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zu verlangen. Es ist der Gedanke der Volkssouveränität, für den die bestehende Verwaltung mit ihren Spitzen etwa nur noch die Rolle des Experten in rein technischen Dingen der Nationalversammlung gegenüber zu spielen hätte. Es fehlt an einem geeigneten Worte, um das Unverständige derartiger Aspirationen nach Gebühr zu charakterisieren; die relativ den Vorzug verdienende Alternative, die ihre Realisierung im Gefolge haben würde, wäre die Rückkehr Rußlands zum Absolutismus, eine Lösung der Frage, die gewiß keinen Beifall verdient. Mag der russische Radikalismus und Sozialismus sich auch noch so sehr auf die Tatsache berufen, daß der russische Bauer unter den ökonomischen Mißverhältnissen der letzten vierzig Jahre schwer gelitten, mag er des Glaubens sein, die unter den russischen Bauern so übliche „Sachsengängerei" in die von der sozialistischen Agitation vorzugsweise heimgesuchten industriellen Zentren habe diese Landbevölkerung bereits ihrer alteingewurzelten Kaisertreue und orthodoxen Kirchlichkeit entfremdet: vom örtlichen Beamtentum und den sich ihm als wahlverwandt anschließenden Gliedern des Landadels ganz abgesehen, ist es namentlich das Kontingent bäuerlicher Streber, das, einer mit dem Konstitutionalismus untrennbar verknüpften Öffentlichkeit durchaus abhold, es an aller Art Wahlbeeinflussung des in seiner Mehrheit durchaus unmündigen Bauern nicht würde fehlen lassen, um, falls das allgemeine und direkte Wahlrecht wirklich durchgeführt, dasselbe zugunsten der Restituierung des alten Absolutismus auszunutzen. Noch bei weitem schlimmer aber würden sich die Dinge gestalten, wenn

es wirklich den Sozialisten gelänge, sich die russische Bauernschaft bei allgemeiner und direkter Wahl dienstbar zu machen. Es wäre dieses das Signal zu einem Bürgerkriege, einer Jacquerie von einem Umfange, der das, was davon Mittelalter und Reformationszeit aufzuweisen haben, weit hinter sich lassen dürfte. Man hat die Bulyginsche Verfassung vom 6./19. August in Rußland ganz außerordentlich bekrittelt, obschon selbst der russische Liberalismus — wir verweisen hier namentlich auf eines seiner am meisten tonangebenden Organe, den „Boten Europas" — sich zu dem Hinweise veranlaßt sah, diese Verfassung wäre, wofern man etwas mehr mit ihr geeilt, auch ohne die beträchtlichen Zugeständnisse vom 17./30. Oktober von seiten der russischen Nation mit dem wärmsten Dank entgegengenommen worden. Wer wollte in Abrede stellen, daß die Urheber dieser Verfassung, bei aller im einzelnen zu weitgehenden Künstelei ihrer Wahlbestimmungen, im ganzen doch dem A und O jeder Volksvertretung nachgekommen, den Willen der Nation nicht nach der üblichen Schablone bloßer Summation der Einzelwillen, sondern nach Ordnungen herauszuschälen, die, unter Korrektur eines nicht unbeträchtlichen Zusatzes der im Klassenkampfe schwächeren Elemente, in erster Reihe die kulturell maßgebenden Gesellschaftsbestandteile zu Worte kommen lassen. Daß die Stadt- und Landschaftsmänner zum Teil dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht das Wort geredet, beruht auf einem Idealismus dieser zumeist den Notabeln angehörenden Kreise, woraus auch ein andres ungleich berechtigteres Postulat dieser Gruppe, die einstimmig von ihr verlangte Autonomie der Grenzländer, entspringt. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Girondins alten Datums ist hier nicht zu verkennen.

So berechtigt und zweckentsprechend auch dieser Gedanke einer Autonomie der russischen Grenzländer ist, einer weise abwägenden Staatskunst der Zukunft bleibt es vorbehalten, ihr die notwendigen Grenzen zu setzen und da innezuhalten, wo die angestrebte autonome Ordnung mit dem durch ein föderatives Band dem Ganzen angefügten Gliedstaate zusammenfällt. Polen und Litauen, lediglich föderativ mit Rußland verbunden, würden eine Etappe zur Personal- oder Realunion dieser Teile und schließlich ihre Lostrennung vom Ganzen bedeuten, eine Perspektive, die nicht nur Rußland, dessen Zukunft jetzt vorzugsweise Europa und seiner Kultur zugewandt sein muß, sondern vor allem auch Preußen bedroht. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen von offiziell autorisierter deutscher Seite fährt das russische Publikum nun einmal unentwegt fort, an Vorbereitungen Preußens zu einer eventuellen Intervention zu glauben, sie für wahrscheinlich, ja gewiß zu halten — eine Vorstellung, die, wenngleich irrig, doch insofern symptomatisch ist, als sie auf die Gefahren hinweist, die eine derartige Intervention im Gefolge haben würde. Denn selbst der leidenschaftlichste russische Radikale und Sozialist dürfte, wo es sich um die Integrität dieses Slawentums handelt, sich als nicht abgeneigt erweisen, mit der Autokratie zeitweilig zu paktieren. Wie sich die Dinge nun auch in Zukunft gestalten, mögen Polen und Litauen, Letten und Esten aus der gegenwärtigen russischen Bewegung in Richtung erweiterter Autonomie ihren Vorteil ziehen: ein wesentlicher Bestandteil der großen Völkerfamilie, die das russische Reich bewohnt, findet sich durch die Folgen dieser Bewegung bedroht; wir meinen die für die Geschichte des absolutistischen Rußland kulturell und staatstechnisch so außerordentlich bedeutungsvollen deutschen Balten, gegen die sich zur Stunde in Kurland und Süd-Livland das eingeborene Lettentum, in Estland und Nord-Livland das eingeborene Estentum erheben. An Stelle der nur für verhältnismäßig kurze Zeit von einem national-russischen Regiment verdrängten germanischen Selbstverwaltung wird diese jetzt durch das letto-estnische Element in Anspruch genommen, das, vom reichsdeutsch-russischen Sozialismus inspiriert, sogar Enteignung und Reduktion des deutschen Rittergutsbesitzes fordert. Von der großen Heerstraße weltgeschichtlicher Prozesse abgedrängt, in den letzten Jahrzehnten gezwungen, sich im Interesse seiner nationalen Sonderheit ausschließlich in der Defensive zu behaupten, hatte das deutsche Baltentum, bei aller ökonomischen und Verwaltungstüchtigkeit, die großen Gesetze vergessen, welche die Gegenwart be-

herrschen; nur selten konnte man hier das in Finnland so rege Bewußtsein antreffen, daß ein fremder Herrenstand dem autochthonen Volksstamme gegenüber, wofern dieser sich in außerordentlich rüstigem wirtschaftlichen Fortschreiten befindet, nur mittelst einer konsequent fortgesetzten Politik nationaler Zugeständnisse die Wage zu halten vermag. So wie die tief beklagenswerten Verhältnisse jetzt hier liegen, ist sehr an dem Fortbestande des baltischen Deutschtums als eines organisierten Macht- und Kulturfaktors zu zweifeln, jenes baltischen Deutschtums, das künftig vielleicht an der russischen Regierung insofern einen Rückhalt gewinnen dürfte, als einerseits die Esten in nicht allzu ferner Zukunft in Richtung des ihnen stammverwandten autonomen Finnland, die Letten in der des ihnen stammverwandten autonomen Litauen gravitieren mögen — Umstände, die den russischen Staat in die Lage versetzen könnten, den Verlust des Ostseegestades ins Auge zu fassen und sich nach einem kulturell leistungsfähigen Bundesgenossen an Ort und Stelle umzusehen. Der deutsche Baron und der deutsche Literat der baltischen Provinzen waren bisher die besten Stützen und zuverlässigsten Kulturträger des autokratischen Rußland; sie sind mithin dem russischen Liberalismus und Subversivismus gründlich verhaßt und nur durch den kompletten Bankrott beider zu rehabilitieren; denn Traditionen und Vorbildung befähigen sie schwerlich, irgend belangreichen Einfluß auf die Herausgestaltung eines neuen konstitutionellen Rußland zu üben. Allen, gewiß ehrlich gemeinten konstitutionellen Bestrebungen aber, denen jetzt im Baltenlande selbst Ausdruck gegeben wird, begegnen die esto-lettischen Wühler und Umstürzler mit einem einstimmigen Hohnlachen, während die konservativen esto-lettischen Grundeigentümer oder Großpächter, so sehr sie auch für ihre eigene Zukunft zittern mögen, in der bekannten kleinbürgerlichen Manier die Dinge gehen lassen, mit Achselzucken und der leidigen Devise, daß das Hemd einem näher als der Rock sei.

Nicht wenige Leute gibt es, die geneigt sind, die heutige russische Bewegung ausschließlich aus ökonomischen Gründen herzuleiten, und in der Tat, als im Jahre 1903, um Mittel und Wege für eine Sanierung insbesondere der bäuerlichen Landwirtschaft Rußlands ausfindig zu machen, jene zahlreichen örtlichen Komitees berufen wurden, erhob sich angesichts der mißlichen Agrarverhältnisse in Büchern, Broschüren und Tagespresse ein derartiger Protest gegen die Maximen der damaligen Verwaltung, daß hierdurch schon überreichliches Material für eine revolutionäre Agitation geboten schien. Indes, wer wollte leugnen, daß der Sturm, der gegenwärtig Rußland durchbraust, weit davon entfernt, einem einzelnen Faktor des Volkslebens zu entstammen, aus dem ganzen Organismus hervorgebrochen ist; daß die zum Selbstbewußtsein gelangte Klasse der Bevölkerung hier einem jener Gesetze gehorcht, die den Werdegang der ethischen Welt bestimmen. Ein Symptom derartiger Vorgänge scheint mir in einem gewissen Ahnungsvermögen zu liegen, und als die Nation nur widerwillig in den Kampf um den Besitz Asiens ging, war es nicht sowohl dieses als vielmehr Europa, was ihrem Auge vorschwebte, und lange schon vor dem Falle Port Arthurs konnte man zahlreiche Stimmen in Rußland vernehmen, die kein Hehl daraus machten, daß dieses Port Arthur in seiner providentiellen Bedeutung ein zweites Sewastopol sei. Es begreift sich aus dem Angedeuteten, daß wir nicht auf einzelnes, wie etwa auf die so schleunig als möglich in Angriff zu nehmenden Verbesserungen ökonomischer und finanzieller Art, sondern auf eine Art Wiedergeburt des russischen Menschen Wert legen, eine Wiedergeburt, die ja als wesentlichster Zweck der neuen konstitutionellen Ordnung zu betrachten ist. „Sorget am ersten nach der Gerechtigkeit, so wird Euch dieses alles zufallen" —, das Bibelwort ist zur Stunde besonders auf Rußland anwendbar; denn selbsttätige Erziehungsarbeit unter Mitwirkung der gesellschaftlichen Gruppenbildung wäre wohl als jenes prius zu bezeichnen, das allem übrigen, so dringlich es auch sei, vorausgehen müßte.

Th. Pezold.

Torri, 9. Dezember.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Die Rede, mit der am Dienstag, den 28. November, Kaiser Wilhelm II. die Sitzung des deutschen Reichstages eröffnete, warf ein scharfes Schlaglicht auf die allgemeine Spannung der Weltpolitik. Sie war zugleich ein Nachklang der jüngsten Irrungen und Wirrungen, die durch die Berufung der Konferenz über die marokkanischen Angelegenheiten nach Algeziras glücklich überwunden worden sind, und eine ernste Warnung für die Zukunft an alle Gegner und Neider Deutschlands in der Welt. „Ein Blick auf Deutschlands eigene internationale Stellung," betonte der Kaiser, „darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurteilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben. Es ist mir eine heilige Sache um den Frieden des deutschen Volkes. Aber die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken." Trotzdem Deutschland seine Friedensliebe seit mehr als dreißig Jahren nicht nur in Worten, sondern auch in Taten beständig betätigt hat, werden ihm unablässig in der Presse Englands und der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Rußlands die abenteuerlichsten diplomatischen Ränke und Eroberungspläne zugeschrieben. Ein Blick auf die Geschichte der letzten zehn Jahre genügt, um die wirklichen Störenfriede der Welt zu kennzeichnen. Es war der Ehrgeiz der Vereinigten Staaten, der den Krieg gegen Spanien herbeiführte; es war Englands Ehrgeiz, der die beiden Burenstaaten in Südafrika eroberte; es war Rußlands Ehrgeiz in Ostasien, der die Japaner zwang, zur Verteidigung ihrer nationalen Existenz das Schwert zu ziehen; es war der Ehrgeiz Frankreichs, der die Aufsaugung Marokkos erstrebte. Dieselben Nationen, deren journalistische Wortführer in ihren Beschuldigungen und Verdächtigungen der deutschen Politik nicht müde werden, haben nicht nur aus dem imperialistischen Drang ihres Wesens heraus den Weltfrieden gebrochen, sondern sind jeden Augenblick bereit, ihn von neuem zu brechen, sobald sie sich des Erfolges sicher wähnen. Sie sind, wie einst die Römer, nur zufrieden, wenn sie rings um sich her Unterworfene oder Staaten zweiten Ranges sehen.

Deutschlands Heer ist stark und wohlgeübt genug, um zu Lande jedem Feinde zu begegnen. Aber unsre Flotte ist zur Verteidigung unsrer Küsten, unsres Handels und unsrer Kolonien nicht so zahlreich ausgerüstet, um einem englisch-französischen Angriff, wie er uns im Sommer dieses Jahres, zunächst freilich nur in der Phantasie, drohte, mit einiger Aussicht auf Erfolg zu begegnen. Die Thronrede, die eine Vermehrung unsrer Schlachtschiffe um sechs große Kreuzer, eine Vergrößerung des Schiffstypus und eine Verstärkung und erhöhte Schlagfertigkeit der Torpedoboote fordert, hält sich in dem bescheidenen Rahmen des Notwendigen. Aber um die Mittel zu der Erfüllung dieser Forderungen herbeizuschaffen, sind neue Steuern unabweisbar. Die Rüstung unsres Landes wie die Reform der Reichsfinanzen, da das Reich nicht dauernd vom Schuldenmachen und von Wechseln auf die Zukunft leben kann, lassen sich ohne eine stärkere Belastung des Volkes nicht durchführen.

Die verbündeten Regierungen schlagen nun dem Reichstage vor, durch Steuern auf Bier, Tabak und Zigaretten, auf Fahrkarten und Automobile und durch die Übertragung der Erbschaftssteuer von den einzelnen Staaten auf das Reich den Fehlbetrag im Staatshaushalt und die Kosten der Flottenrüstung zu decken. Eine große Arbeit liegt somit dem Reichstage vor, von seiner Einsicht und seinem Patriotismus wird ihre schleunige und glückliche Erledigung erwartet. Gerade durch seine Versäumnisse, seine Hinausschiebung notwendiger Reformen und Bedürfnisse sind die Dinge zu dem Punkt gekommen, wo die Selbsterhaltung die Abhilfe fordert.

Mit der Eröffnung des Reichstages waren bessere Nachrichten aus unsern afrikanischen Schutzgebieten eingetroffen. Früher als erwartet wurde, war der neue Gouverneur von Südwestafrika, Herr von Lindequist, in Windhuk am 27. November angelangt. Im Norden wie im Süden des Landes fand er wesentlich ruhigere und günstigere Verhältnisse. Die Widerstandskraft der Herero im Norden, der Hottentotten im Süden ist durch den Krieg, durch Hunger und Durst völlig gebrochen. Hendrik Witboi ist bei dem Überfall eines Proviantwagens tödlich verwundet worden und eine Stunde darauf gestorben, sein Sohn hat sich mit dem Rest seines Stammes unterworfen und die Waffen abgeliefert. Nur im äußersten Süden des Gebietes, hart an der Grenze der Kapkolonie, hält sich noch eine stärkere Hottentottenbande unter Morenga. Nach zweijährigen blutigen und beschwerdereichen Kämpfen ist die Möglichkeit eines neuen und festeren Aufbaues der Kolonie gegeben. Durch eine Eisenbahn von der Lüderitzbucht nach Kubub, die den meilenweiten wasserarmen Dünengürtel der Küste durchbricht, gedenkt man die mißlichen Verhältnisse für die Verproviantierung der Truppen zu verbessern und überhaupt einen Zugang von der Südseite in das Innere des Landes zu gewinnen, wie ihn im Norden, wenn auch nur in bescheidener Weise, Swakopmund gewährt. An die Stelle des aus der Kolonialverwaltung geschiedenen Direktors Stübel ist der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg getreten, der als Regent der Herzogtümer Coburg und Gotha für den minderjährigen Herzog Karl Eduard fünf Jahre lang eine verdienstvolle politische und organisatorische Tätigkeit entwickelt hat. Unter seiner Leitung soll die Kolonialverwaltung, die an Umfang und Bedeutung für die Lebensinteressen Deutschlands beständig wächst, zu einem besonderen Reichsamt ausgebildet werden.

Das russische Chaos will sich noch immer nicht lichten und gestalten. Mögen die Berichte leidenschaftlich erregter Korrespondenten auch noch so übertrieben sein, die Tatsache kann selbst von der Regierung nicht mehr bestritten werden, daß die Zerrüttung und Auflösung jetzt auch die Flotte und das Heer ergriffen haben. Die Aufwieglung durch sozialistische Rädelsführer, das ansteckende, in der Luft webende und schwebende Fluidum der Revolution haben in den vielen Mißbräuchen und Schäden in der Verwaltung des Heeres und der Marine, in der schlechten, ungenügenden Kost und der grausamen Behandlung der Soldaten und der Matrosen auf der einen, in dem Hochmut und der Nachlässigkeit der Offiziere auf der andern Seite den längst bereiten Explosivstoff gefunden, der nun überall vulkanisch ausbricht. In Kronstadt plündern meuternde Matrosen zwei Tage lang die Wohnungen ihrer Vorgesetzten, die sich feige flüchten und verstecken, in Sebastopol kommt es zu einer regelmäßigen Schlacht zwischen den rebellischen und den treugebliebenen Schiffen und Soldaten. Der eine Teil der Batterien schießt auf den andern, die meuterischen müssen mit Sturm genommen werden. Eins der stärksten Panzerschiffe der Flotte im Schwarzen Meer wird erst zur Ergebung gebracht, als der ganze obere Teil zerstört und verbrannt und die Torpedoboote, die es beschützten, in den Grund gebohrt worden sind. Ähnliche Nachrichten von Aufstand, Plünderung und Anarchie treffen aus der Mandschurei, Charbin und Wladiwostok ein. Die aus Japan nach Wladiwostok zurückgebrachten russischen Kriegsgefangenen sollen sich zu Herren der Stadt gemacht haben, die Läden plündern, die öffentlichen Gebäude zerstören. Selbst in den Garden in Petersburg scheint es zu gären. Der Widerwille der Soldaten, gegen das Volk einzuschreiten, ist offenbar, wenn er auch mehr passiver als aktiver

Art sein wird, im Wachsen begriffen. Noch sind die offenen Meutereien immer nach kurzer Frist durch Nachgiebigkeit oder Gewalt unterdrückt worden, unüberwindlich aber bleibt das Mißtrauen der Volksmassen gegenüber der Regierung und die Unversöhnlichkeit des Nihilismus. Vergebens hat Graf Witte an den Verstand und das Staatsgefühl der gebildeteren Klassen appelliert. Der Kongreß der Vertreter der Semstwos und der Stadtdumas, der in der zweiten Hälfte des Novembers in Moskau tagte, segelte ganz im Fahrwasser des Radikalismus. Zwar erhoben sich einzelne, durch ihren Rang und ihren Patriotismus, durch Erfahrung und Klugheit ausgezeichnete Männer, um die unbedingte Unterstützung Wittes unter den gegenwärtigen Umständen und die rückhaltlose Zustimmung zu dem Manifest des Zaren vom 30. Oktober zu fordern, aber die überwiegende Majorität wollte dem Grafen Witte und seinen Maßregeln kein Vertrauensvotum bewilligen, bestand auf der unmittelbaren Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts und schloß sich dem Verlangen der Polen nach der politischen Autonomie des „Königreichs" und der Einführung der polnischen Sprache als Staatssprache in den ehemals polnischen Gebieten an. Eine solche Verkennung der realpolitischen Bedürfnisse und Interessen Rußlands, ein solcher Wahnglaube an das Allheilmittel des allgemeinen Stimmrechts in einer Nation, von der achtzig Prozent ohne jede, auch die elementarste Bildung sind, erschüttern die Hoffnungen auf eine gedeihliche Tätigkeit der Reichsduma. Denn diese Konferenz in Moskau war doch eine Auswahl der russischen Intelligenz, zu welchen Tollheiten mag erst eine aus Urwahlen hervorgegangene Versammlung hingerissen werden? Dabei fragt man sich vergebens, welchem Ziele eigentlich die Bewegung, nach der Bewilligung ihrer freiheitlichen Forderungen, zustrebt. Gilt es, das Zarentum zu stürzen und eine Republik einzurichten, die Grenzländer des Reiches, Polen, Finnland, den Kaukasus und die Krim, von ihm loszureißen oder gar den Zukunftsstaat aufzurichten? Ein Streik löst den andern ab; wenn einige Tage der Ruhe die Bevölkerung der Städte haben aufatmen lassen, beginnen die Tumulte und Ausstände von neuem. Seit dem Anfang des Dezembers hat sich der Streik der Telegraphen- und Postbeamten von Petersburg aus, mit der Forderung von Lohnerhöhungen und Verkürzung der Arbeitszeit, immer weiter über das Reich ausgedehnt. Zeitweilig hat jeder briefliche und telegraphische Verkehr über die Grenzen aufgehört, und im Innern wird er nur mühsam durch Soldaten, die des Dienstes fähig sind, zwischen einigen Hauptpunkten aufrechterhalten. Die fortschrittlichen politischen Parteien treten für die Streikenden ein, um dadurch den Minister des Innern, Durnowo, zu stürzen, der, nach der allgemeinen Ansicht, in dem Ministerrat die Reaktion und jede Gewaltmaßregel unterstützt. In Wirklichkeit mögen sich die Dinge nicht so gefährlich und kritisch darstellen als in den Gerüchten und Schilderungen, die in das Ausland dringen, aber an den Börsen von Berlin und Wien, Paris und London glaubt man gerade den pessimistischen Nachrichten und Prophezeiungen, und der Kurssturz der russischen Papiere hat eine bedenkliche Tiefe erreicht, die, wenn nicht bald eine Erholung eintritt, den Staatskredit empfindlich in der Schätzung Europas beeinflussen muß. Wenn in den letzten Tagen der Ausstand der Post- und Telegraphenbeamten zu ebben beginnt und zahlreiche Verhaftungen der Rädelsführer der sozialistischen Parteien in Petersburg und Moskau das Wiedererwachen der Energie innerhalb der Regierung andeuten, so wachsen auf der andern Seite die Unruhe unter den Soldaten, die Plünderungen der Gutshöfe durch die Bauern und die Flucht der wohlhabenden Familien aus dem Reich.

Die Zerrüttung des russischen Staatswesens spielt auch in den Kombinationen der hohen Politik mit. Wie eifrig auch alle Regierungen bemüht sind, der russischen Diplomatie ihre Sympathien auszudrücken und sie ihrer Freundschaft und Hochschätzung zu versichern, sie können doch nicht verhindern, daß die Sozialisten in der französischen Kammer sich mit den russischen Revolutionären solidarisch erklären und die sozialistischen Zeitungen Deutschlands offen von dem Untergang des Zarentums sprechen. Gerüchte waren eine Weile verbreitet, Preußen hielte zwei oder drei

Armeekorps bereit, auf den ersten Wink des Zaren in Polen einzurücken, und in der Semstwokonferenz ereiferten sich russische Chauvinisten über diese deutsche Anmaßung. Nun denkt Deutschland nicht daran, sich in die inneren Angelegenheiten Rußlands zu mischen, aber es bleibt trotzdem vor der polnischen Anschuldigung nicht verschont, daß es die Ohnmacht Rußlands benützen werde, sein Gebiet nach Osten auszudehnen. Alle solche Lügen haben zum Glück nur kurze Beine, schlimmer ist die tatsächliche Lähmung der russischen Machtmittel, die am meisten dazu beiträgt, den Trotz der Pforte und des Sultans gegen die Einsetzung einer europäischen Finanzkontrolle in Mazedonien zu verstärken. Die Mächte hofften, durch die Drohung einer Flottendemonstration die Nachgiebigkeit der Türkei zu erzwingen, aber ihre Schiffe, die am 25. November den Piräus unter dem Kommando des österreichischen Vizeadmirals Julius von Ripper verließen, haben sich umsonst der Zollstätte auf Mytilene, dem alten Lesbos, bemächtigt. Der Sultan beharrte darauf, die Finanzkontrolle als einen Eingriff in seine Souveränitätsrechte abzuweisen, und rechnete damit, daß die Mächte ihm ernstlich nichts anhaben würden. Der eigentliche Feind, den er zu fürchten hat für den Rest seiner Besitzungen in Europa und besonders für Konstantinopel, ist die slawische Welt und an ihrer Spitze Rußland. So lange Rußland durch seine inneren Wirren und die Entfernung seiner Feldarmee genötigt ist, nur unter den andern Mächten mitzuspielen, und das Konzert nicht selbst leiten kann, weiß sich Abdul Hamid in seinem Palaste sicher. Dennoch hat er sich nach zehn Tagen des Unmuts und der Zögerung zur Nachgiebigkeit entschlossen. In der Nacht vom 4. zum 5. Dezember erhielt der österreichisch-ungarische Botschafter, Freiherr von Calice, eine Note der Pforte, welche die Annahme der Finanzkommission meldete. Zunächst selbstverständlich nach orientalischer Gepflogenheit nur im „Prinzip", um hinsichtlich des Reglements im einzelnen allerlei Änderungen vorzuschlagen und durch Verhandlungen die tatsächliche Einsetzung der Finanzkontrolleure hinauszuschieben. Aber man will den Großmächten die Möglichkeit nehmen, sich in der Verfolgung ihrer Demonstration auch der Inseln Lemnos und Tenedos zu bemächtigen und den Dardanellen näherzurücken. Die Pforte kann nicht mutwillig den letzten Akt des türkischen Dramas heraufbeschwören, der ja nicht mehr wie noch vor fünfundzwanzig Jahren einzig von dem Willen der Großmächte abhängt. Der Respekt der Balkanvölker, der Serben und Rumänen, der Bulgaren und der Griechen, vor Rußland ist seit dem Mißgeschick der russischen Waffen in Ostasien im Schwinden begriffen. In Sofia wie in Athen fliegen die ehrgeizigen Gedanken und Hoffnungen immer höher und verwegener um die Kuppel der seit 1453 zur Moschee entweihten Sophienkirche, des uralten Heiligtums des griechischen Christentums.

Am empfindlichsten von allen Staaten hat die Rückwirkung der russischen Bewegung Österreich-Ungarn betroffen. Unter dem hypnotisierenden Eindruck des erfolgreichen Generalstreiks der russischen Arbeiter ist das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht, das der Baron Fejervary zuerst als eine Verlegenheitslosung gegenüber den nationalen Forderungen des ungarischen Unterhauses hinsichtlich der Armeeleitung in Vorschlag brachte, zu einem gewaltigen, den Sturm entfesselnden Zauberwort geworden. In Pest und Wien, in Prag und Brünn haben Umzüge, Aufläufe und Unruhen zugunsten des allgemeinen Stimmrechts stattgefunden, hier und dort ist es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und den Arbeitermassen gekommen. Der österreichische Ministerpräsident von Gautsch, der noch im September vor dem Kaiser Franz Joseph die außerordentlichen Gefahren des allgemeinen Stimmrechts betonte, hat jetzt in dem Reichsrat die feierliche Erklärung abgegeben, daß diesem demnächst ein Gesetz zur Erweiterung des Stimmrechts unterbreitet werden würde: ein Vorschlag, der trotz aller Einschränkungen und Sicherheitsventile auf die Bewilligung des allgemeinen Wahlrechts hinauslaufen muß. Die Erklärung hat denn auch in beiden Häusern des Parlaments die leidenschaftlichste Debatte entfesselt. Wie der Vorschlag des allgemeinen Wahlrechts von dem ungarischen Parlament aufgenommen werden wird, steht noch aus, da dasselbe bis zum 19. Dezember vertagt

ist, aber in die schon durch so viele und tiefgehende nationale Gegensätze und Feindschaften erregten Völker Österreichs und Ungarns ist mit der Losung des allgemeinen Stimmrechts ein neues gefährliches Element zur Untergrabung der bestehenden Staatsordnung geworfen worden.

Diesen trüben Bildern und Aussichten auf dem Welttheater stehen die fröhlichen und hoffnungsvollen Flitterwochen gegenüber, die das norwegische Volk mit seinem neuen, jungen Königspaar feiert. Nach der Volksabstimmung vom 12. November, deren überwältigende Mehrheit sich für die Monarchie entschied, war eine Deputation des Storthings und der Regierung am Sonntag, den 19. November nach Kopenhagen gegangen, um dem Prinzen Karl seine Wahl zum König von Norwegen feierlich mitzuteilen. Mit der Zustimmung seines Vaters nahm der Prinz die ihm dargebotene Krone an, und eine Reihe von Festlichkeiten feierte die erneute Verbrüderung Dänemarks und Norwegens. Am Sonnabend, dem 25. November betrat dann der Prinz den Boden seines neuen Vaterlandes und hielt seinen Einzug in das geschmückte Christiania. Ein deutsches Kriegsschiff, die „Braunschweig", auf der sich Prinz Heinrich befand, und ein englischer Panzer, „Cäsar", hatten ihm das Geleit gegeben. Auf die aus Nähe und Ferne in der Hauptstadt zusammengeströmten Volksmassen machte es einen besonders erfreulichen Eindruck, als der König und die Königin, den kleinen Prinzen Olav zwischen sich, der ein norwegisches Fähnchen in der Hand schwang, im offenen Wagen trotz des Schneegestöbers zum Schlosse fuhren. Mit dem Namen Haakon VII., den er sich gegeben, sucht der neue König an die mittelalterliche Zeit und die staatliche Unabhängigkeit Norwegens anzuknüpfen, aber dem Volke schwebt unbewußt die Wiederanknüpfung des Verhältnisses vor, das Dänemark und Norwegen vierhundert Jahre verbunden hat. In dem Wohlstand, dem Selbstgefühl, in der künstlerischen und wissenschaftlichen Bedeutung, die es während der Union mit Schweden gewonnen hat, denkt es nicht mehr daran, daß es bis 1814 im Grunde nur eine Provinz von Dänemark gewesen ist. Die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von seiten des Auslandes ist ihm gewiß; ob es sich des dänischen Einflusses, des politischen wie des wirtschaftlichen, dauernd wird erwehren können, ob fortan jedes der drei nordischen Königreiche seine eigenen Wege gehen und in dieser Vereinzelung auf jeden stärkeren Einfluß in der Weltpolitik verzichten wird, muß die Zukunft lehren. Während die russische Krisis dringend zu einem engeren Zusammenschluß des Nordens auffordert, hat die politische Leidenschaft die drei Staaten feindlicher und mißtrauischer als je voneinander getrennt.

Sanglos und klanglos ist in England das Ministerium Balfour am 4. Dezember aus dem Amte geschieden. Seit Jahren war Joseph Chamberlain wie die Seele der unionistischen Partei, so die des Ministeriums, mit seinem Rücktritt im Jahre 1903 verlor es an Ansehen und Glanz und vegetierte nur noch, während die Mehrheit, auf die es sich im Unterhause stützte, beständig durch Verluste bei Neuwahlen dahinsiechte. Seine schwankende Haltung in der von Chamberlain aufgeworfenen Frage über die Aufhebung des Freihandels hatte es schließlich um jeden Kredit in der öffentlichen Meinung gebracht. Der König hat den Führer der Liberalen, Campbell Bannermann, mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, und dieser hat am Montag, den 11. Dezember, ein liberales Ministerium zusammengebracht. Es umfaßt, mit Ausnahme des Lords Rosebery und Sir Charles Dilkes, alle hervorragenderen Talente der Partei. Neben Sir Edward Grey, der die auswärtigen Angelegenheiten leiten wird, sitzen Asquith, Morley und Haldane darin. Auch der Vertreter der Arbeiterpartei im Unterhause, John Burns, ist mit dem Amt eines Ministers für Gemeindeangelegenheiten bedacht worden. Dennoch kann es sich zunächst nur um ein Aushilfe-Ministerium zur Auflösung des Parlaments und der Durchführung der neuen Wahlen handeln. Das englische Volk wird sich also für die Aufrechterhaltung oder die Ersetzung des Freihandels durch Zölle auf Lebensmittel zu entscheiden haben. Chamberlain, der Vertreter der imperialistischen Ideen in England, will bekanntlich durch die Begünstigung

der Einfuhr aus den Kolonien in das Mutterland und eine stärkere Besteuerung der ausländischen Waren die politische Verbindung zwischen England und seinen Kolonien fester und einheitlicher gestalten. Im schwebt der alte deutsche Zollverein, aus dem die politische Einheit der deutschen Nation hervorgegangen ist, als ein nachahmenswertes Muster vor. Die Parlamentswahl wird zeigen, wie weit seine Ideen schon in die Massen gedrungen sind. Auf die englische Weltpolitik übt der Wechsel des Ministeriums keinen Einfluß aus, die Liberalen haben wiederholt erklärt, daß sie für die Fortsetzung der bisherigen Politik einstehen würden. Um so erfreulicher ist es, daß in den leitenden Klassen des englischen Volkes die Bewegung, mit Deutschland wieder freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und die Vorurteile und Mißverständnisse zu beseitigen, die sich zwischen den beiden Nationen eingeschlichen haben, immer lebhafter einsetzt. Denn nicht ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen den Regierungen Englands und Deutschlands über bestimmte politische Fragen, sondern ein unbestimmtes Mißbehagen und Mißtrauen hat die Entfremdung herbeigeführt. Sie kann nur durch beiderseitigen guten Willen, durch Aufklärung und Annäherung von innen heraus überwunden werden.

Die Botschaft des Präsidenten Roosevelt vom 5. Dezember an den Kongreß der Vereinigten Staaten ist ganz auf den imperialen Ton gestimmt, der in allen Äußerungen dieses Mannes wiederklingt. Er ist wirklich im Sinne Emersons der repräsentative Mann der amerikanischen Weltmacht. „Nur die Nation ist in der gegenwärtigen Lage für den Frieden gerüstet," erklärt er, „die auch zu kämpfen versteht, wenn der Krieg eine Forderung der höchsten Moral geworden ist." Darum verlangt er die höchste Leistungsfähigkeit des Heeres und der Marine, die Befestigung Hawais und die rasche Vollendung des Panamakanals. Auch der Vorschlag, die Transportgesellschaften, die ihren Betrieb über mehrere Einzelstaaten erstrecken, der Oberaufsicht der Zentralregierung zu unterstellen, um ihren Tarif festzusetzen, und die Versicherungsgesellschaften von derselben überwachen zu lassen, da der Einzelstaat unfähig sei, die Aufsicht über eine Gesellschaft zu führen, die nach den Gesetzen eines einzigen Staates gegründet sei und doch den größern Teil ihrer Geschäfte in andern Staaten betreibe, bezweckt eine Verstärkung der Zentralgewalt nach der Richtung eines einheitlichen Imperiums hin. Der Präsident verteidigt die Union gegen das Mißtrauen der mittel- und südamerikanischen Republiken: die Vereinigten Staaten hegten bei ihrer Auffassung und Aufrechthaltung der Monroe-Doktrin keinerlei Annexionsgelüste, sie hätten die Wohlfahrt aller Staaten Amerikas im Auge und würden ihre Macht nur anwenden, um durch ihre Vermittlung einen Konflikt zwischen europäischen und amerikanischen Staaten zu verhüten. Aber das Mißtrauen des lateinisch-katholischen Amerikas von Mexiko an bis zum Kap Horn gegen die Yankees ist zu tief und fest auf Tatsachen wie auf politischen Notwendigkeiten begründet, um sich durch Worte beschwichtigen zu lassen. Mit dem Panamakanal werden die Vereinigten Staaten die tatsächliche Oberherrschaft über Mittelamerika gewinnen und durch den Besitz des Isthmus wie durch eine Art Mainlinie den Erdteil in zwei Hälften zerschneiden. Wie lange dann noch Mexiko seine Unabhängigkeit bewahren wird, ehe es in der Union aufgeht, ist einfach eine Frage der Zeit. Nur wenige Menschen sind sich in den Vereinigten Staaten der verhängnisvollen Bedeutung des Krieges gegen Spanien bewußt gewesen: er hat sie aus dem Kraftbewußtsein des Volkes und dem Sturm und Drang des nationalen Ehrgeizes auf die Bahn des Imperialismus und der Eroberung fortgerissen. Jetzt gibt es kein Einhalten auf diesem Wege mehr. Die Yankees sind die Römer der Neuzeit geworden, sie wollen, wie jene die alte Welt, so die neue ihrem Frieden und ihrer Kultur unterwerfen. Wie die Römer im Mittelmeer, sehen sie im Stillen Ozean das Meer ihres Imperiums und berauschen sich in phantastischen Bildern an der Größe ihrer Zukunft, ohne darauf zu achten, daß sie sich damit immer weiter von dem republikanischen Idealstaat Franklins und Washingtons entfernen.

Literarische Rundschau.

Ein deutscher Verleger.

Das Leben Georg Joachim Göschens. Von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe. Übersetzt von Th. A. Fischer. Zwei Bände. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1905.

Die vorliegende Übersetzung eines Werkes, das, ursprünglich englisch geschrieben, vor mehreren Jahren in London erschienen und bereits damals an dieser Stelle kurz erwähnt worden ist, gibt uns erwünschten Anlaß zu näherem Eingehen. Denn das Leben eines Mannes, dessen Geschichte damit beginnt, daß er, ein Waisenknabe, hilflos in den Straßen Bremens gefunden ward, und der dann durch eigene Kraft sich zu einer der einflußreichsten Stellungen im deutschen Buchhandel emporgearbeitet hat, ist wohl wert, erzählt zu werden. Aber auch derjenige, der es erzählt hat, verdient in nicht geringem Maße unsre Würdigung.

Viscount Goschen ist der Enkel des deutschen Buchhändlers, dessen Biograph er geworden, und es hat auf den ersten Blick etwas Gewinnendes, zu sehen, mit welcher Pietät er, der gleichfalls vom einfachen Geschäftsmann zu den höchsten Staatsämtern und dem Range der Peerage gestiegen, sich am Abend seines Lebens in die Geschichte seines Großvaters vertieft. Von dem innigen Wunsche beseelt, ihm ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten, sei er — so lauten die Schlußzeilen dieses Werkes — für den Augenblick zum Schriftsteller geworden und biete diese Bände nun in aller Bescheidenheit dem Publikum „als die Chronik eines Lebens dar, das für diejenigen Leser von einigem Interesse sein mag, die sich gerne auf eine Weile in die großen, ereignisreichen Tage versetzen lassen, als Weimar sich in seinem höchsten Glanze sonnte und Leipzig die schönsten Erzeugnisse des deutschen Geistes über die ganze Welt hin verbreitete".

Viscount Goschens Vater, Georg Joachim Göschens dritter Sohn, Wilhelm Heinrich, kam früh nach London und begründete dort mit einem Kompagnon das Bankhaus Frühling & Goschen, das heute noch besteht und zu den ersten Firmen der britischen Metropole zählt. Die Umwandlung von Göschen in Goschen erfolgte, weil in der englischen Sprache der Diphthong „oe" nicht gebräuchlich ist, oder — wie der Verfasser sich ausdrückt — „Anlaß zu vielem Kopfzerbrechen und sehr großer Verschiedenheit der Aussprache gegeben hat". Er selbst, geboren 1831, begann seine Laufbahn im väterlichen Geschäfte, kam dann aber, als liberaler Kandidat in das Parlament gewählt (1864), in die Staatskarriere, zuerst (1865) im Ministerium Russell, war (1871—74) Marineminister unter Gladstone, 1880–81 Botschafter in Konstantinopel, 1885 Haupt der Unionisten, 1887—92 Schatzkanzler, 1896 Erster Lord der Admiralität, und nimmt gegenwärtig noch, als einflußreiches Mitglied des

Oberhauses, namentlich an allen finanziellen Erörterungen entscheidenden Anteil. Erst eben ist ein neuer Band seiner „Essays and Addresses on economic questions" erschienen.

Obwohl die Interessen des Politikers weitab lagen von dem der Literatur, hat Viscount Goschen doch niemals den Zusammenhang mit ihr verloren und liebevoll zumal die Traditionen seines deutschen Ursprunges stets gepflegt. Zur vorjährigen Zentenarfeier Schillers hielt er als früherer Lordrektor der Universität in Edinburgh vor einer glänzenden Versammlung die Gedächtnisrede, in der er sagte, daß es ihm scheine, als ob er unter der Führung von seines Großvaters Geist in enger Gemeinschaft mit dem Dichter gelebt habe, der, wenn Goethe mehr für die Literatur getan, doch im nationalen Sinne von mächtigerem Einfluß gewesen sei. Tatsächlich fesseln uns denn auch im vorliegenden Werke vor allem die detaillierten Angaben über die nahen Beziehungen, die den durch unermüdliche Tatkraft und die vortrefflichen Eigenschaften seines Charakters unter den schwierigsten Umständen zu einem der vornehmsten Repräsentanten seines Standes gewordenen Verleger mit den unsterblichen Größen unsrer Literatur verbanden. Mit ihnen wird auch sein Andenken weiterleben.

Es darf wohl gesagt werden, daß es Göschen gewesen ist, der, damals selbst noch in bedrängter Lage, für den um seine Existenz ringenden Schiller bis zum Eintreffen der hochherzigen Gabe aus Kopenhagen das meiste getan hat; und ebenso, daß es einer seiner bittersten Schmerzen war, als der, mit dem er in den Tagen der Not seine Wohnung geteilt, von ihm zu Cotta überging. Doch ist es wohltuend, zu erfahren, daß gerade Göschen es war, der es nicht zum Bruch kommen ließ, und daß, nachdem er den Schmerz überwunden und die geschäftlichen Beziehungen so gut wie aufgehört hatten, die freundschaftlichen fortdauerten oder wieder auflebten. Nicht einmal der Hieb, den Schiller ihm im Xenienkampf versetzte — das viel schärfere Epigramm Goethes ward erst viel später in der Handschrift aufgefunden — beeinträchtigte die Bewunderung, die Göschen für des Dichters Genius, noch das Gefühl, das er für seine Persönlichkeit hegte. Gelegentlich der Reise nach Leipzig, wo Schiller (im September 1801) unter dem Jubel des Publikums der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" beiwohnte, statteten er und seine Gemahlin dem alten Freunde auf seiner ländlichen Besitzung in Hohenstädt einen mehrtägigen Besuch ab, den dieser (im Oktober 1804) erwiderte, glücklich in dem Gedanken, daß er mit dem Dichter unter dessen eigenem Dach weilen solle. Noch einmal hatte Göschen ihm die helfende Hand gereicht beim Ankauf dieses Hauses, das — wie er schrieb — „wenn ich mich in dem Zutrauen zu der Nachwelt nicht irre, noch nach Jahrhunderten, wenn auch sein Dach und seine Mauern ein Opfer der Zeit werden, merkwürdig bleiben wird". Einer der letzten Briefe, die Schiller kurz vor seinem Tode geschrieben (24. April 1805), ist an Göschen gerichtet; er schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund," und bezeugt in der Tat den letzten Freundschaftsdienst, den er ihm erwiesen, indem er seinem Verlage Goethes Übersetzung der Diderotschen Schrift „Rameaus Neffe" zuführte.

Die Verbindung Göschens mit Goethe datiert von weit früher. Es klingt seltsam, wenn man heute sagt, er „unternahm" es, „Goethes Schriften" in acht Bänden (1787—1790) zu verlegen; dennoch war es ein „Unternehmen", und zwar eines, das sich nicht bezahlte, darum aber dem damals noch recht jungen und finanziell nicht sonderlich ausgerüsteten Göschen um so größere Ehre macht. „Freylich subscribirt das deutsche Publicum," schrieb er an Wieland, „nicht so gerne auf Göthens Schriften als auf Geißler's des jüngeren seine unsterblichen Werke;" wozu Göschens Enkel bemerkt: „Er (Geißler) verdankte seine zeitweise Berühmtheit, wie es scheint, seinen pikanten Geschichten über Frauen." Statt 1000 Subskribenten, auf die Göschen gerechnet, hatten sich nur 550 eingestellt; und noch 1815 schrieb er an Böttger, daß „ein sehr großer Vorrath" der Schriften unverkauft sei. Mittlerweile freilich hatte Goethe sich von ihm abgewandt und seine „Neuen Schriften" (seit 1792) bei Unger in Berlin erscheinen lassen. Hier allerdings trifft die Schuld

Göschen, der den ihm noch vor Ausgabe des letzten Bandes der Schriften angebotenen Verlag der „Metamorphose der Pflanzen" ablehnte, was ihm Goethe natürlich nicht vergaß. Als Göschen dennoch seine weiteren Dienste zur Verfügung stellte, antwortete Goethe (1791): „Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so current sind als andere, an denen ein größeres Publicum Geschmack findet, so muß ich denn folglich nach den Umständen zu Werke gehen, und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird." Das sollte jedoch nicht der Fall sein: gleich seinem Freunde Schiller war auch Goethe schließlich zu Cotta übergegangen, in dessen Verlag seit 1806 seine Werke fortan in immer neuen Ausgaben erschienen sind. Man kann ein gewisses Mitleid nicht unterdrücken, daß diese beiden Größten, einer nach dem andern, dem wackeren Göschen an den Rivalen verloren gingen. Etwas Versöhnendes aber hat es doch, daß ihm Goethe, wie gesagt, seine Übertragung von „Rameaus Neffen" gab (1805), und viel später (1821) an Knebel schrieb, als dieser ihm seinen bei Göschen erschienenen „Lucrez" übersandte: „Herrn Göschen will ich den schönsten Dank sagen, daß er sich hierin, wie in so manchem Andern, bereitwillig erwiesen, unsere Muse zu begünstigen."

Diese Anerkennung ist gewiß nicht unverdient, zumal wenn man bedenkt, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil von Göschens verlegerischer Tätigkeit in die Kriegsstürme der Napoleonischen Zeit fällt, unter denen vornehmlich Sachsen und der deutsche Buchhandel schwer zu leiden hatten. Aber wenn es auch so weit kam, daß Göschen seine Druckerei von Leipzig nach Grimma verlegen mußte und nicht selten das Geschäft gänzlich zu stocken schien, so ließ er doch niemals den Mut sinken, und gerade diese Jahrzehnte sind es, in denen seine vielbewunderten Gesamtausgaben von Wielands und Klopstocks Werken erschienen, auch typographisch von hoher Vollendung. Seine Drucke waren so schön, daß er der „deutsche Didot" genannt und mit Elzevir verglichen wurde. Kein Wunder, daß es damals kaum einen Schriftsteller von einigem Rang und Namen gab, der sich nicht um die Ehre beworben hätte, unter seiner Firma zu erscheinen: neben solchen Autoren wie Thümmel und Iffland finden wir Theodor Körners „Knospen" (1810), und neben einer ganzen Reihe belletristischer und volkstümlicher Schriften wissenschaftliche Werke wie die Ausgaben der „Ilias" und „Odyssee" von Wolff und des „Neuen Testaments" von Griesbach. Schwer zu begreifen ist — und auch sein Biograph weiß keine geeignete Erklärung dafür zu geben — daß Göschen, der sich A. W. Schlegels und seiner „Freundin" Caroline so liebreich und vorurteilsfrei angenommen, dessen Angebot der Shakespeare-Übersetzung ablehnte. Damit war ihm ein Werk entgangen, das für alle Zeiten seinen Ruhm bewahren wird. Auch Clemens Brentano ward abgewiesen und ebenso Platen, als dieser sich (1823) mit einer Gedichtsammlung an Göschen wandte und nicht einmal Honorar, sondern nur 53 Freiexemplare und „ein schönes Gewand für sein kleines Werk" verlangte. Dafür war es ihm beschieden, drei Jahre danach in der „Verhängnisvollen Gabel" einen der letzten und einträglichsten Autoren des Göschenschen Verlags, den „Advocat von Weißenfels", an den literarischen Pranger zu stellen. In der Tat schließt mit Müllner und Houwald, den Dichtern der Schicksalstragödie, die lange, für die deutsche Literatur so wichtige Liste, die mit Schiller und Goethe begonnen hatte. Es ist aber, wie Viscount Goschen hier bemerkt, „von Interesse, zu wissen, nicht nur wer die wirklich großen Männer in vergangenen Tagen waren, sondern auch wer berühmt, wer volkstümlich und beliebt bei seinen Zeitgenossen war".

Von den „wirklich großen Männern", den Sechsen, die wir gewöhnt sind, unsre Klassiker zu nennen, fehlte nicht einer in seinen Katalogen: denn auch Herders Namen stand unter der Vorrede zu einem aus dem Schwedischen übersetzten theologischen Werke (1786), und ein Jahr später hatte Göschen das Verlagsrecht von Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" erworben, so daß der Zuruf, der ihm um diese Zeit aus Jena ward: „Sie sollten der Classicus Aller sein," sich buchstäblich erfüllt hat. Voll unermüdlichen Eifers für das Ansehen und die Angelegenheiten

seines Standes, hat er lebenslang einen heftigen Kampf gegen den Nachdruck geführt, dem freilich erst eine spätere Zeit und Gesetzgebung ein Ende machte. Doch die Gründung des Börsenvereins, zu dem er die Anregung gegeben, hat Göschen noch erlebt (1825); und sein Ausspruch, daß der Buchhändler ein Kaufmann sei, „der mit den edelsten Waren handelt", sollte auch heute noch von jedem seiner Berufsgenossen beherzigt werden.

Wir würden jedoch den um den deutschen Buchhandel so wohlverdienten Mann nur unvollständig kennen, ja den Geschäftsmann, der er war, nicht richtig beurteilen, wenn sein Enkel nicht auch seine menschlichen Seiten höchst anziehend geschildert hätte. Von starken, niemals unedlen Impulsen bewegt, hat er sich in allen Lagen seines Lebens als ehrenhafter Charakter bewährt, als musterhafter Familienvater in einer glücklichen Häuslichkeit, als guter Bürger in friedlicher und warmherziger Patriot in stürmischer Zeit. Zwei seiner Söhne zogen aus, als die Stunde der Befreiung geschlagen, der eine als Leutnant der Landwehr, der andre mit den Lützowschen Jägern, und er selber, als die Völkerflut sich über den Heimatboden ergoß, war aufopfernd darin, zu helfen, beizustehen, Leiden zu lindern. In seinem Heim, dem echten deutschen Bürgerhause, waltete neben altväterischer Einfachheit unbeschränkte Gastlichkeit. Eine gesellige Natur, verband er mit einem heiteren Sinne das innigste Gefühl für seine Freunde und „ein großes Wohlwollen für die Menschheit", wie er sich selbst einmal charakterisiert. Vielfach betätigt, trat es nirgends hübscher hervor als in seinem Verhältnis zu Seume, dem, da dieser aus Emden, mit Hinterlassung einer Ehrenschuld, desertiert war, Göschen nicht nur ermöglichte, die von einem dortigen braven Manne gezahlte Kaution zurückzuerstatten, sondern den er dann auch in seiner Offizin als Korrektor anstellte. Daß Seume schließlich fand, „die Arbeit sei nicht für ihn, oder er nicht für die Arbeit," trotzdem aber im Göschenschen Familienkreise, bis er zu seinem „Spaziergang nach Syrakus" aufbrach, ein gern gesehener Gast und Hauspoet blieb, sei nur nebenbei bemerkt.

In einem Brief an seine Braut sagte Göschen von sich, daß er „sehr ehrgeizig", daß diese Eigenschaft seiner Seele der Grund seiner „mehrsten Tugenden und mehrsten Fehler" sei: „sie führt mich zu einer gewissen Generosität, welche in meiner Lage oft Verschwendung wird." Beides, sein Freundschaftsgefühl und seine „Generosität", haben ihn denn auch nicht immer zum Vorteil seines Geschäfts beeinflußt; und sein Enkel, der gewiegte Finanzmann, kann ihm darum den Vorwurf nicht ersparen, daß er in der Berechnung dessen, „was sich bezahlt macht", nicht durchweg das Rechte getroffen habe.

Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß Göschen in seinen späteren Jahren, zumal da die Hoffnungen, die er auf seinen ältesten Sohn Carl Friedrich gesetzt hatte, sich nicht erfüllten, mehr und mehr hinter Cotta zurücktrat. Ja, zehn Jahre nach seinem Tode (1838) ging sogar seine Handlung „mit unbeflecktem Namen, aber vermindertem Ansehen" durch Kauf in die Hände der Stuttgarter Konkurrenzfirma über und blieb dreißig Jahre lang (bis 1868) mit ihr vereinigt. Aber die Nachwelt hat Georg Joachim Göschens darum nicht vergessen, und wie die Stadt Leipzig einer ihrer Straßen seinen Namen gegeben, so haben in gerechter Anerkennung dessen, was er geleistet, die deutschen Buchhändler in dem neuerdings errichteten prachtvollen Gebäude ihres „Börsenvereins" zu Leipzig neben der Büste Johann Friedrich Cottas die seine gestellt. Seit der Trennung von dem Cottaschen Geschäft wieder selbständig geworden, floriert unter dem altehrwürdigen Namen gegenwärtig noch die Verlagshandlung, der wir unter anderm die zweite Auflage von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich", die erste seiner „Züricher Novellen", und die erste Gesamtausgabe von Mörike verdanken. Sie hat auch dieses, ihrem Ahnherrn gewidmete Werk vorzüglich ausgestattet; Papier und Druck könnten nicht schöner, der Bilderschmuck nicht reicher und interessanter sein: Porträts, in Kupferdruck, Landschaften, farbige Vignetten, Faksimiles, Druckproben (aus Goethes „Schriften" und Wolffs „Homer"), Reproduktionen aus illustrierten Werken (einige

nach Chodowiecki) vervollständigen und beleben die Biographie des „deutschen Diderot", der, wenn er diese beiden Bände hätte sehen können, seine Freude daran gehabt haben würde. Woran er aber keine Freude gehabt hätte, das sind die vielen, vielen Druckfehler und — sagen wir es gerade heraus — Nachlässigkeiten sowohl des Übersetzers als des Korrektors, die das schöne Werk entstellen. Zacharias Becker z. B. läßt sich 1783 in Gotha nieder, nachdem er „anfänglich" 1812 (!) Hauslehrer in Dessau gewesen ist (I, 66). Ein Brief Körners an Göschen ist datiert: „Dresden, 18. September 1875" (I, 99); ein Brief Göschens an seine Frau: „Neuenhoff, 10. September 1872" (I, 334). Im Jahre 1793 (II, 66) gab es noch keinen Großherzog von Sachsen-Weimar. Der Musenalmanach von 1797 ist nicht „der erste" (II, 163). Nicht einmal das Register ist frei von irreführenden Angaben: so wird bei A. W. Schlegel (II, 394) dreimal auf den ersten Band verwiesen, wo es der zweite sein müßte. Das Zitat aus Seumes „Spaziergang" (II, 145) ist nicht korrekt. Heinrich August Ottokar Reichard wird bald so (II, 167), bald — und sogar mit Berufung auf Goedeke! — Reichardt geschrieben (I, 153 und Register), desgleichen Heimburg (I, 106) statt Himburg und Loeben (dreimal II, 95/96 und 173) statt Leoben. Durch das ebenfalls dreimal (I, 157, 230 und II, 135) vorkommende, ganz undeutsche „er hatte viel" oder „zu viel auf Händen" sehen wir nur allzu deutlich das englische „upon hands" durchschimmern, und „angesteckt an" (statt von) dem Benehmen (II, 59) oder ein „wagliches" (statt gewagtes) Unternehmen (II, 345) sind weder deutsch noch englisch. Und was erst soll man zu folgenden französischen Sprachproben sagen: „Das pièce de résistance" (I, 246) und „Roman d'une l'Impératrice" (I, 276)? Oder was würde Wieland zu einer neuen Ausgabe „seines Musarion" (II, 54) gesagt haben? Und da Reinhold der Schwiegersohn Wielands war, kann er nicht wohl (II, 91) „sein Schwager" genannt werden.

Wir sind weit entfernt, für alle diese „slips", deren Zahl mit den angeführten keineswegs erschöpft ist, den englischen Verfasser verantwortlich zu machen, den, wo er ja einmal entgleist, der deutsche Übersetzer leicht hätte verbessern können; aber sicher liegt eine eigene Ironie darin, daß Göschen, der so viel auf Korrektheit hielt, durch Inkorrektheiten leiden soll, die, wenn sie dem inneren Wert des Werkes kaum Abbruch tun, immerhin doch den aufmerksamen Leser vielfach stören und nicht selten irritieren.

J. R.

ρσ. **Theodor Fontanes Briefe an seine Familie.** Erster Band: mit einem Bildnis von Frau Emilie Fontane. Zweiter Band: mit einem Bildnis von Theodor Fontane und seiner Tochter. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Diese Briefe sind im höchsten Maße interessant in allem, was sich auf den Menschen Fontane und sein Verhältnis zu denen, die ihm im Leben am nächsten standen, bezieht. Als Gatte, Vater, Sorger und Ernährer tritt er uns in seinen zahlreichen Briefen vorteilhaft, und auch bisweilen unvorteilhaft, entgegen; immer rastlos tätig; den Blick, oft über das Nächste hinweg, stets auf ein höheres Familienziel gerichtet. Man sieht teilnahmsvoll zu, wie er sich aus unsicherer und unbefriedigender Zeitungsstellung vorwärts arbeitet, nicht spielend und vom Glücke leicht emporgetragen, sondern mühsam und von Not, Verdruß, Enttäuschung Schritt für Schritt gehemmt. Unter diesen Lebensverhältnissen bildeten sich ursprüngliche Eigenschaften seines Charakters zum Teil einseitig aus; Humor, Resignation und doch wieder Bewußtsein seines eigenen Wertes sind zuletzt die Waffen, mit denen er sich gegen die schlimmen Wirkungen dieses Lebens behauptet. In alle diese Verhältnisse lassen uns die Briefe mit großer Ausführlichkeit, in die Unstimmigkeiten zwischen Mann und Frau, die übrigens auf durchaus ehrenhafter Grundlage sich einstellten, mit fast zu großer Ausführlichkeit hineinschauen. Der Freundes- und Bekanntenkreis wird ungleich geringer herangezogen, und zumal, wo es sich um Lebende handelt, durch Nichtausschreibung der betreffenden Namen verschleiert: obgleich der einigermaßen in die literarischen oder politischen Verhältnisse eingeweihte Leser ohne große Mühe die Anfangsbuchstaben enträtselt, ist ja auch bisweilen derselbe Name bei vorteilhafter Erwähnung ausgeschrieben, bei übler Nachrede nur angedeutet. Man erfährt doch mit einer gewissen Überraschung, daß Fontane ein recht komplizierter Charakter war. Im allgemeinen Sinne aber bieten die Briefe für seine Auffassung der großen Zeitfragen und für die Entstehung seiner eigenen Werke geringeres Interesse. Die Kriege von 1864 und 1866 werden, glaub' ich, mit keinem Worte erwähnt, der Krieg von 1870 und Fontanes Gefangenschaft doch nur spärlich, so daß eigentlich seine Werke über die drei Kriege ganz für sich außerhalb des Rahmens dieser Familienbriefe stehen bleiben. Die „Wanderungen durch die Mark" kommen öfters zur Sprache, ein Roman wie „Vor dem Sturm" doch wieder nur obenhin: mehr erfahren wir von den Arbeiten der späteren Jahre, deren manche auch in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind. So tief man auch den Blick vermöge dieser Briefe sozusagen in den Familiencharakter Fontanes senken kann, es bleibt zuletzt doch das befreiende Gefühl übrig, daß der wahre Fontane, wie er im Geistesleben seines Volkes sich aus eigener Kraft seine Stellung schuf, allein in den ehrenvoll bestehenden und gewiß auf die Nachwelt fortwirkenden Erzeugnissen seiner Phantasiearbeit zu suchen und zu finden ist.

ρσ. **Wolkenschatten und Höhenglanz.** Gedichte aus dem Nachlaß von Gottfried Schwab. Augsburg, Lampart & Co. 1904.

Dies reichgeschmückte Buch stellt sich als die zweite Auflage der früher erschienenen Gedichtsammlung „Wolkenschatten und Höhenglanz" dar, die, um nachgelassene Dichtungen beträchtlich vermehrt, von des lieben Sängers Witwe herausgegeben ist, nachdem der Tod seine liederfrohen Lippen zu früh geschlossen hat. In Darmstadt 1851 geboren, ist er 1903 bereits gestorben. Er war Kaufmann ohne Neigung und gab seine Tätigkeit auf; er liebte die Natur, die Kunst, die Welt; doch über alles ging ihm sein Vaterland. Seine Gedichte durchströmt im besten Sinne volkstümliche Kraft und Eigenart. Sprache, patriotische und religiöse Stimmung, mutvolles Vorwärtsschieben und ernstes Warnen: all das drängt sich in ihm wie unbeabsichtigt zu einheitlicher Wirkung zusammen. Solche Gedichte wie „Das Lied vom alten Kaiser", „Das Lied vom treuen Kanzler" und „Des Königs Feldherr (Moltke)" suchen, aber finden nicht ihresgleichen. Das Seelied „Michel, horch, der Seewind pfeift" ist das Mutigste, Frischeste und Schönste, was „unsrer Zukunft auf dem Wasser" und unsrer jungen Flotte dargebracht worden ist. Gottfried Schwabs Gedichte sind auch köstlich gesunde Nahrung für das Gemüt unsrer Jugend, in deren unverlierbaren Besitz sie übergehen müssen. Niemals kann der seinem großen deutschen Vaterlande so getreue hessische Sänger vergessen werden.

ωγ. **Friedrich Preller der Jüngere.** Tagebücher des Künstlers. Herausgegeben und biographisch vervollständigt von Max Jordan. München-Kaufbeuren, Vereinigte Kunstanstalten 1904.

Das Schwergewicht dieses liebenswürdigen Buches liegt in dem ersten Teil, in der von dem Künstler selbst nach seinen Tagebüchern ausgearbeiteten Schilderung der Jugendzeit im Vaterhause zu Weimar und der Lehr- und Wanderjahre. Ein heiteres und aufrichtiges Gemüt, das außer für bildende Kunst und Natur besonders auch für Musik sehr empfänglich ist, offenbart sich in diesen anspruchslosen und gerade darum ansprechenden Aufzeichnungen, in denen auch über befreundete Künstler (Genelli, Dreber u. a.) mancherlei Neues mitgeteilt wird. Der Herausgeber, von dem übrigens auch schon in den ersten Teil einige ergänzende Abschnitte eingefügt worden sind, hat es im allgemeinen vortrefflich verstanden, die Schilderung des späteren Lebens Prellers daran anzupassen, wenn auch seine eigene Person zuweilen mehr als nötig in den Vordergrund tritt. Unter Verwendung von Briefen und mündlichen Äußerungen des Künstlers und Mitteilungen seiner Gattin wird uns nicht nur das Werden und Wachsen seiner Werke, sondern auch sein Dresdener Heim, der Freundes- und Wirkungskreis anmutend vorgeführt. In dem Urteil über den Maler Preller vermögen wir Jordan nicht ganz zu folgen; hier hat der Freund dem Kritiker die Feder aus der Hand genommen. Jedenfalls aber bringt uns das Buch nicht nur einen

liebenswürdigen Menschen nahe, sondern es bildet auch einen wertvollen Beitrag zur Künstlergeschichte der ganzen Zeit.

βλ. **Visiones de Espana. Quentos de la Pampa.** Por Manuel Ugarte. Valencia, Sempere. 1905.

Der Verfasser hübscher kleiner Erzählungen aus der Pampas, Manuel Ugarte, einer der jüngeren Schriftsteller Spaniens, ist Argentinier von Geburt. Bei der außerordentlichen Schwierigkeit, sich über den gegenwärtigen Stand der modernen hispano-amerikanischen Literatur zu informieren, lockt der Titel seines neuesten Buches: „Visionen aus Spanien". Aber wie sein vorletztes, „Der Roman der Gegenwart", enthält es nur spärliche Beiträge zur Kenntnis einer selten reichen, zum Teil höchst bemerkenswerten, oft geradezu meisterhaften literarischen Produktion, der gute Kritiker gänzlich fehlen. Ugarte betrachtet und urteilt unter dem Einfluß ausländischer, vor allem französischer Kunstrichtungen und Systeme. Den Erfolg des größten lebenden Dichters und Historikers Spaniens, Pèrez Galdós, schreibt er dem Umstand zu, daß er bei Franzosen in die Schule ging. Nichts ist aber falscher als die Voraussetzung, daß in Madrid oder Santander, der Heimat Perredas z. B., kein selbständiger Genius die Flügel entfalte. Die nationale Eigenart verleiht ihm seinen Wert; gelungene Kopien fremder Vorbilder sind es nicht, die wir bei ihm suchen. Sein Reiz beruht auf seiner Originalität, und nicht etwa auf jener seiner Produktionen, die wie künstliche Puppen, mit den Ideen von Nietzsche, Tolstoj, Ibsen, Zola, Dumas, Hugo oder ungezählten andern ausgestopft sind. Solche Sägespäne in Spanien zu sammeln, liegt für uns kein Grund vor. Wir suchen echte Äußerungen des nationalen Lebens im Spiegel einer nationalen Kunst. Sie ist vorhanden, nur die rechten Pfadfinder fehlen. Wer immer sich als solcher erweist, wird uns zu Dank verpflichten.

βμ. **Les Français de mon temps.** Par Vicomte George d'Avenel. Paris, Plon. 1904.

Der durch historische Arbeiten über Richelieu, Mazarin und den „Mechanismus der modernen Gesellschaft" usw. bekannte Verfasser beurteilt hier nicht ohne Scharfsinn die ökonomische, politische und intellektuelle Lage Frankreichs, während seine Betrachtungen über die religiösen Zustände oberflächlich sind und wenig Neues oder Brauchbares geben. D'Avenel geht von der Überzeugung aus, daß die Revolution, allein und für sich betrachtet, die Lebensbedingungen der verschiedenen Stände nur sehr wenig beeinflußte. Nicht politische, sondern materielle, ökonomische Ursachen haben das gegenwärtige Frankreich gemacht. Es besitzt wenig Kohle und kein Eisen: es ist vorwiegend ein Agrikulturstaat, und eben darin liegt die Ursache des Wohlstandes seiner Bewohner. Sie kolonisieren weder noch wandern sie aus, denn die Heimat genügt, um ihnen den Lebensunterhalt und ein bequemes Dasein zu gewähren. Der Franzose ist zufrieden in seinem Land. Alle künstlichen Versuche, eine Vermehrung der Bevölkerung herbeizuführen, sind vergeblich und würden überdies nur Massenelend erzeugen, wenn sie gelängen. Die Religion ist nicht im Rückgang. Erst war der Staat absolutistisch und die Kirche republikanisch. Jetzt ist das Verhältnis umgekehrt, aber die allgemeine Moralität hat nicht verloren, sondern gewonnen. Auf dem industriellen Gebiet ist Plutokratie unmöglich (!). Auf dem politischen Gebiet ist der Einfluß des Geldes kein Unglück: „Wenn man einen Einfaltspinsel oder einen Übeltäter nicht überzeugen kann, so kauft man ihn." Desto besser! Die Arbeitersyndikate und das Genossenschaftswesen triumphieren über das Kapital. Ein friedlicher, freiwilliger Kollektivismus wird die moderne Gesellschaft langsam verwandeln. Der Vicomte d'Avenel ist ein Utopist, der auf Weltmacht verzichtet und den Diplomaten der Demokratien Bescheidenheit empfiehlt. Es ist besser für ein Volk, glücklich als groß zu sein.

γλ. **Le réveil de la nation Arabe dans l'Asie turque.** Par Negib Azoury. Paris. Plon. 1905.

Diese Schrift eines früheren Adjunkten des Statthalters zu Jerusalem, der aus patriotischer Empörung über die türkische Mißwirtschaft seine Stelle aufgegeben hat, kommt außerordentlich geschickt zu einer Zeit, da der Aufstand in Yemen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nicht bloß in Mazedonien, noch mehr in Arabien vollzieht sich nach Azoury das Erwachen einer Nation, die einst eine große Kulturträgerin war und nunmehr seit fünfhundert Jahren unter dem Joch einer Barbarenhorde seufzt, die trotz mancher vortrefflichen kriegerischen und moralischen Eigenschaften, die uns Achtung abnötigen, doch nirgends kulturbildende Fähigkeiten bewiesen hat, vielmehr überall ein Element des Rückschritts ist. Azoury legt die Politik der verschiedenen Mächte im Orient dar (wobei er uns Deutschen wohl zuviel Absichten auf Kleinasien zutraut) und kommt zum Ergebnis, daß die Losreißung Arabiens vom türkischen Joche und die Errichtung eines arabischen Kalifats in Damaskus politisch wie kulturell ein allseits zu begrüßendes Ereignis wäre. Ohne uns mit seinen Ausführungen eins zu erklären, müssen wir doch das Studium seiner Schrift für alle Politiker als sehr wichtig erachten. Die zionistischen Bestrebungen, die Palästina vom Hermon bis zum Kanal von Suez (ein Land so groß wie Schlesien und ein Drittel von Posen) zum jüdischen Nationalstaat umgestalten wollen, finden in Azoury, der dadurch die arabischen Ansprüche durchkreuzt sieht, nebenbei bemerkt, einen entschiedenen Gegner.

γ. **Fürst Herbert v. Bismarcks politische Reden.** Gesamtausgabe von Johannes Penzler. Mit dem Bildnis des Fürsten. Berlin, W. Spemann. 1905.

Am 18. September 1904 starb auch der älteste Sohn des großen Kanzlers, wie der jüngere schon 1899, infolge einer tückischen Krankheit allzu früh in einem Alter von noch nicht 55 Jahren. Wer ihn persönlich kannte,

wie der Schreiber dieser Zeilen, der wußte, daß mit Fürst Herbert ein nicht unwürdiger Sproß des Bismarckschen Hauses dahingeschieden war, wenn auch, am Maßstab des großen Vaters gemessen, er, wie jeder Lebende, weit zurückstehen mußte. Aber gar manches vom Vater war doch auf den Sohn übergegangen, das weiche, gegen Freunde eröffnete und hingebende, gegen Feinde aber reizbare und gelegentlich auch unnachsichtige Gemüt, die Solidität in der Arbeit, das warme nationale Empfinden, die Fähigkeit raschen und glücklichen Ausdrucks. Von all dem legen die hier gesammelten Reden Zeugnis ab, und man begreift es wohl, was der Reichstagsabgeordnete v. Kardorff in einem Vorwort sagt: „Trotz der scharfen Gegnerschaft, die der Fürst von der linken Seite des Reichstages erfuhr, hatte er doch sehr bald das Ohr des Reichstages in solchem Grade gewonnen, daß zuletzt kaum irgendein andrer Redner mit größerer Ruhe und Aufmerksamkeit gehört wurde." Man kann nicht sagen, daß die Reden das, was man rhetorischen Charakter nennt, an sich trügen; wie der Vater, so folgte der Sohn dem Grundsatz des alten Cato: rem tene, verba sequentur. Meist werden kurz und knapp die Gesichtspunkte hingestellt, die Herbert nicht verkannt oder übersehen wissen wollte; in der Ausführung der Grundgedanken begegnen die treffenden Wendungen, an denen der Vater so überreich war, öfters auch beim Sohne, wie wenn er (S. 270) das Verhältnis Deutschlands „einer katholischen Ehe" gleichstellt, „die bekanntlich untrennbar ist". Die 65 Reden zerfallen in Wahlreden, Reden im Reichstag und Herrenhaus; der Inhalt besteht aus Erörterungen über innere und auswärtige Politik, Handels- und Zollfragen, dänische und polnische Frage, Samoa, Sklavenjagden, Elb-Travekanal, Zuckersteuer usw. Der Zeit nach umspannen die Reden die Jahre 1878—1904. Als roter Faden zieht sich durch alle das schöne Bestreben, worin Pietät und Vaterlandsliebe sich vereinen: das Gedächtnis des Vaters und seine große politische Tradition hochzuhalten und gegen alle Angriffe und Entstellungen zu verteidigen.

γ. **Wilhelm Freiherr v. Hammerstein.** Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen von Hans Leuß. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Daß das vorliegende Buch eine erquickende Lektüre wäre, wird niemand behaupten, und es war auch seitens des Herausgebers kaum darauf abgesehen. Der Freiherr v. Hammerstein, der 1881—1895 die „Kreuzzeitung" leitete und im Reichs- und Landtag saß, war gewiß ein hochbegabter und einflußreicher Politiker; aber sein Ziel, eine klerikal-konservative Allianz zu gründen und den preußischen Staat im Sinne der äußersten Rechten und des Klerikalismus zu leiten, stand im Widerspruch mit allen modernen Tendenzen, und rief nicht bloß die Gegnerschaft der Linken hervor, sondern auch die des großen Staatsmannes, der das neue Reich gegründet hatte, und konnte selbst von den Trägern der Krone nicht gebilligt werden. Hammerstein geriet schließlich, weil er seine Finanzen nicht in Ordnung hielt und ihnen auf Kosten der „Kreuzzeitung" aushelfen wollte, mit dem Strafrichter in Konflikt und mußte ins Zuchthaus wandern — von seinem ehebrecherischen Verhältnis zu Flora Baß ganz zu geschweigen, das mit seinem emphatischen Eintreten für Gottesfurcht und Sitte in schmählichem Widerspruch stand. Hans Leuß wurde von der Familie Hammerstein ausersehen, dessen Nachlaß zu veröffentlichen. Die politischen Gegensätze, in die wir hier hineinsehen, sind längst bekannt, auch daß zwischen dem regierungsfreundlichen Flügel der Konservativen unter v. Helldorf und dem selbständigen unter v. Rauchhaupt und v. Hammerstein ein unterirdischer Krieg geführt ward, ist nicht neu; aber hier erhalten wir allerdings aktenmäßige Belege für diese Dinge, die, so unerfreulich sie sind, doch für den Historiker ihre Bedeutung besitzen. Am Schluß wird eine eigenhändige Aufzeichnung von Hammersteins über seine Auslieferung durch die griechische Regierung und seinen Prozeß mitgeteilt, die an diesen Vorgängen eine scharfe und, wie uns scheint, nicht ungerechtfertigte Kritik übt.

ζ. **Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung.** Von M. v. Brandt, Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Gesandter a. D. (England in deutscher Beleuchtung. Herausgegeben von Dr. Thomas Lenschau.) Gebrüder Schwetschke, Halle a. S. 1906.

Wer die Entwicklung der Beziehungen der Kulturvölker zueinander beobachtet, dem drängt sich immer aufs neue die Beobachtung auf, wie wenig doch trotz aller Erleichterung und Beschleunigung der Verbindungen die verschiedenen Nationen voneinander wissen. Ganz besonders macht sich das im Verhältnis zwischen Deutschland und England fühlbar. Bei uns, wo Shakespeare, Walter Scott und Dickens jedem Volksschüler bekannt, wo die Namen der großen Denker und Staatsmänner Englands selbst dem gewöhnlichen Manne geläufig sind, weiß man so wenig vom heutigen Leben und Treiben des britischen Reiches wie umgekehrt. Das Sammelwerk, dessen erstes Heft hier vorliegt, soll dem Zwecke dienen, diese Sachlage zu ändern. Wie gegenwärtig einige Männer in England am Werke sind, die Irrtümer und Vorurteile ihrer Landsleute bezüglich Deutschlands zu zerstören, so haben sich die Herausgeber, Verleger und Verfasser dieses Sammelwerkes zur Aufgabe gestellt, dem deutschen Publikum ein Bild des wahren heutigen England zu geben. — Ob sich dieses Ziel durch einige, räumlich überaus knapp bemessene Hefte erreichen läßt, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Was aber möglich war, hat der bewährte Kenner überseeischer Verhältnisse, der es übernommen hat, die leitenden Gedanken der englischen Kolonialpolitik darzulegen, geleistet. Wer ohne weitere Kenntnis der Verhältnisse seine Schrift liest, wird natürlich sich dann nicht als ein gewiegter Kenner fühlen dürfen, aber er hat jedenfalls einen Begriff der wahren Sachlage erhalten und ist durch die gebotenen Notizen instand gesetzt, sich näher mit dem Gegenstande vertraut zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annales de la société. — Jean-Jacques Rousseau. Tome I. (1905.) Genf, A. Jullien. 1905.

Averina. — Ria Larsky. Ein russisches Frauenleben. Von J. v. Averina. Berlin, Hilpeden & Merzyn. 1906.

Baedeker. — Le Sud-Est de la France du Jura a la Méditerranée y compris la Corse. Manuel du vogageur par Karl Baedeker. Avec 22 cartes, 25 plans de villes et un panorama. Huitième édition. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baumgarten. — Wie Port Arthur fiel! Tagebuch der barmherzigen Schwester des russischen roten Kreuzes. Von Olga von Baumgarten. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Lili v. Baumgarten. Straßburg und Leipzig, Josef Singer. 1906.

Becker. — Kanalkinder. Roman von Marie Luise Becker. Berlin, Hermann Krüger. O. J.

Belmonte. — Die Frauen im Leben Mozarts. Von Carola Belmonte. Augsburg, Gebrüder Reichel. 1905.

Benoist. — L'organisation du travail. Tome I. Par Charles Benoist. Paris, Plon. 1905.

Berlin und die Berliner Leute. — Dinge, Sitten, Winke. Karlsruhe i. B., J. Bielefelds Verlag. 1905.

Berner. — Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften. Ausgewählt und erläutert von Ernst Berner. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Bethge. — Deutsche Lyrik seit Liliencron. Herausgegeben von Hans Bethge. Mit 8 Bildnissen. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Bettelheim. — Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Bierbaum. — Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnachten 1905 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1905.

Billot. — La France et l'Italie. Histoire des années troubles (1881—1899). Par A. Billot. Tome I/II. Paris, Plon. 1905.

Bölsche. — Naturgeheimnis. Von Wilhelm Bölsche. Jena, Eugen Diederichs. 1905.

Braun. — Types of Weltschmerz in German Poetry. By Wilhelm Alfred Braun. New York, The Macmillan Comp. 1905.

Brenet. — Les Maîtres de la musique: Palestrina. Par Michel Brenet. Paris, Felix Alcan. 1905.

Brinkmann. — Rosen und Reben. Gedichte von Georg Brinkmann. Wellingholzhausen, G. Brinkmann. 1905.

Bruck. — Die Zeitgenossen. Die Geister. Die Menschen. Von Moeller van den Bruck. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1906.

Burckhardt. — Weltgeschichtliche Betrachtungen. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Capon. — Fillo d'opéra, vendeuse d'amour. Histoire de Mlle. Deschamps (1730—1764). Par G. Capon & R. Yve-Plessis. Paris, Plessis. 1905.

Cardonnel et Vellay. — La littérature contemporaine (1905). Par Georges Le Cardonnel et Charles Vellay. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Carducci. — Rede auf Petrarca von Giosuè Carducci. Bearbeitet von Franz Sandvoss (Xanthippus). Weimar. Hermann Böhlaus Nachf. 1905.

Champault. — Phéniciens et Grecs en Italie d'après l'Odyssée. Par Philippe Champault. Paris. Ernest Leroux. 1906.

Chéradame. — La colonisation et les colonies allemands. Von André Chéradame. Paris, Plon. 1905.

Chuquet. — Un prince Jacobin. Charles de Hesse ou le général Murat. Par Arthur Chuquet. Paris, Albert Fontemoing. 1906.

Dalmer. — Eine Liebesheirat. Geschichte einer Offiziersehe. Von H. Dalmer. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung (Verlagskonto). 1905.

Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt. — Zusammengestellt im Reichs-Marineamt. Berlin, Reichsdruckerei. 1905.

Die Erde. — Neue Dichtungen. Von Waldemar Bonsels, Hans Brandenburg, Bernd Isemann, Will Vesper. München, E. W. Bonsels. 1905—06.

Diers. — Michael Laurentius. Eine Lebensgeschichte. Von Marie Diers. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Domanig. — Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte Auflage. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1905.

Domanig. — Kleine Erzählungen. Von Karl Domanig. Zweite Auflage. Kempten und München, Josef Kösel'sche Buchhandlung. 1905.

Eckart. — Der Froschkönig. Romantische Komödie in drei Aufzügen. Von Dietrich Eckart. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Edel. — Marienbad. Skizzen von Edmund Edel. 1. bis 5. Tausend. Verlag „Harmonie". Berlin W. 35.

El-Correi. — Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee. Von El-Correi. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Engelhardt. — Skizzen aus Spanien und Paris. Von Roderich von Engelhardt. Berlin, Bruno Cassirer. 1905.

Ernstmann. — Salome an den deutschen Hofbühnen. Ein Kulturbild. Von H. Ernstmann. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Eucken. — Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1906.

France. — Der Garten des Epikur. Von Anatole France. Autorisierte Übersetzung von Olga Sigall. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1906.

Freimann. — Über den physiologischen Stumpfsinn des Menschen. Von Max Freimann. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Freisberg. — In stillen Stunden. Dichtungen von Heinrich Freisberg. Mit Bild. Zweite, vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Frenssen. — Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Ganghofer. — Der Mann im Salz. Von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Illustriert von Kurt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Geiger. — Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Berlin, Axel Junckers Buchhandlung. 1905.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Fünfter und siebenter Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. O. J.

Gottschall. — Späte Lieder. Von Rudolf v. Gottschall. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1905.

Grand-Carteret. — „Lui" devant l'objectif caricatural. Paris, Librairie Nilsson. s. a.

Gregori. — Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter. Gesammelt von Ferdinand Gregori. Buchschmuck von Fidus. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Grimm. — Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Vierte Auflage, besorgt von Reinhold Steig. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchh. (R. Stricker).

Grupp. — Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Georg Grupp. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1905.

Gura. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Eugen Gura. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Halbe. — Die Insel der Seligen. Eine Komödie. Von Max Halbe. München, Albert Langen. 1906.

Halbert. — Hinauf. Künstlerroman aus der jüngsten Vergangenheit. Von A. Halbert. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Hallström. — Der tote Fall. Ein Roman von Per Hallström. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Handel-Mazzetti. — Jesse und Maria. Ein Roman aus dem Donaulande. Von E. v. Handel-Mazzetti. Zwei Bände. Kempten und München, Josef Kösel'sche Buchhandlung. 1906.

Hauschner. — Die sieben Naturen des Dichters Clemens Breißmann. Von Auguste Hauschner. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Hauser. — Angelika und Malwine. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1906.

Heiden. — Gesänge von Hans Heiden. Dresden, E. Pierson. 1905.

Heine. — Mütter. Roman von Anselm Heine. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Heinemann. — Goethe-Brevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Karl Heinemann. Gießen, Emil Roth. O. J.

Heisterbergk. — Samenkörner. Eine Gabe für jung und alt. Von C. Heisterbergk. Dresden, Alexander Köhler. 1906.

Hjortö. — Staub und Sterne. Von Knud Hjortö. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Hermes. — Geschichten aus dem Spessart. Von Marie Hermes v. Baer. Dresden, E. Pierson. 1905.

Heyck. — Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Ed. Heyck. Erster Band. Mit 11 Abbildungen in Farbendruck, 227 Abbildungen im Text und 5 Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Heyse. — Crone Stäudlin. Roman von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hinneberg. — Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwickelung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung VIII. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Hirschfeld. — Das grüne Band. Roman aus jungem Leben. Von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer. 1906.

Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Ausgabe 1905. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Insel-Almanach auf das Jahr 1906. — Leipzig, „Insel"-Verlag. 1906.

Jacobsen. — Die letzten Menschen. Von Friedrich Jacobsen. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Jahn. — W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Vierte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. In zwei Teilen. Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Jenner. — Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse von Gustav Jenner. Marburg i. H., N. G. Elwert. 1905.

Jentsch. — Musik und Nerven. I. Naturgeschichte des Tonsinns. Von Ernst Jentsch. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1904.

Junk. — Meine Alpenfahrt. Von W. Junk. Mit Zeichnungen von Lucian Bernhard. Berlin W. 15, Modern- Humoristischer Verlag.

Kaiser. — Seine Majestät. Novellen von Isabelle Kaiser. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Karlmann. — Die Herren von Altenbruch. Agrarkomödie in vier Aufzügen. Von Hans Karlmann. Dresden, E. Pierson. 1905.

Kerst. — Mozart-Brevier. Von Friedrich Kerst. Mit 7 Abbildungen. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1905.

Kerst. — Schumann-Brevier. Von Friedrich Kerst. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1905.

Kielland. — Garman und Worse. Erzählung von Alexander L. Kielland. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Frau Maria Leskien-Lie. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Kielland. — Schiffer Worse. Erzählung von Alexander L. Kielland. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Friedrich Leskien. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Kienzl. — Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Von Hermann Kienzl. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Kirchhoff. — Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Von Alfred Kirchhoff. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1905.

Klopfer. — Die deutsche Bürgerwohnung. Winke und Wege. Von Paul Klopfer. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel. 1905.

Klob. — Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur von Julius Erich Klob. Zweite Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Knodt. — Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Neue Verse von Karl Ernst Knodt. Gießen, Emil Roth. O. J.

Knortz. — Zur amerikanischen Volkskunde. Von Karl Knortz. Tübingen, H. Laupp. 1905.

Kohl. — Die roten Namen. Erzählungen aus dem russisch-japanischen Krieg von A. H. von Kohl. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. O. J.

Kremnitz. — Mutterrecht. Von Mite Kremnitz. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Kriegserlebnisse. — Meine Kriegserlebnisse. Heitere und ernste Erinnerungen eines bayerischen Kriegsveteranen aus dem Feldzug gegen Frankreich 1870/71. München, Verlag von A. H. Müller. 1906.

Kuhlenbeck. — Das Evangelium der Rasse. Briefe über das Rassenproblem von L. Kuhlenbeck. Prenzlau, A. Mieck. 1905.

Kunstschatz. — Der Kunstschatz. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von A. Kisa, Lieferung 17—20. Stuttgart, Wilhelm Spemann. O. J.

Langenscheidts Taschenwörterbuch d. griechischen und deutschen Sprache. — II. Teil. Deutsch-Griechisch. Zusammengestellt von Otto Güthling. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. O. J.

Lanzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. Administration Grands Travaux. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Plon. 1905.

Larsen. — Poetische Reisen von Karl Larsen. Erste Fahrt in deutschen Landen und im großen heiligen Rußland. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Lemoine. — Sous Louis le bien-aimé. Correspondance amoureuse et militaire d'un officier pendant la guerre de sept-ans (1757—65). Par Jean Lemoine. Paris, Calman-Lévy. s. a.

Lenz. — Napoleon. Von Prof. Dr. Max Lenz. Mit 93 Abbildungen, 13 Faksimiles und 2 Karten. (Monographien zur Weltgeschichte. XXIV.) Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1905.

Lenz. — Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Von Karl Gotthold Lenz. Zwei Teile in einem Bande. Unveränderte Neuausgabe des Originals von 1792. Mit 12 Porträts und Illustrationen nebst 18 neu aufgefundenen, bisher unveröffentlichten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot. Berlin, H. Barsdorf. 1906.

Liebenthal. — Aus der Dämmerung. Von Ida Liebenthal. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Lindholm. — Zwei Menschen. Eine Erzählung von Waldemar Lindholm. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Lingg. — Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Loti. — Gen Ispahan. Von Pierre Loti. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Mädchenbuch. — Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. Bd. 13. Stuttgart, K. Thienemanns. 1905.

Magne. — Scarron et son milieu. Par Émile Magne. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Matthes. — Gedichte von Margarethe Matthes. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Herausgegeben von Carl Biberfeld. Breslau, Preuß & Jünger. O. J.

Molnik. — Russen über Rußland. Ein Sammelwerk, herausgegeben von Josef Molnik. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten & Loening. 1906.

Meisted. — Georg Dahna. Roman von Henning v. Meisted. Berlin, Axel Junckers. 1905.

Meredith. — Rhoda Fleming. Von George Meredith. Übersetzt von Sophie von Harbou. I. Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Meyr. — Erzählungen aus dem Ries. Von Melchior Meyr. Illustriert von Hans Röhm. München, C. H. Beck. 1905.

Michaelis. — Backfische. Eine Sommererzählung von Karin Michaelis. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Michaelis. — Gyda. Roman von Karin Michaelis. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Michaelis. — Der Schmerz, ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel. Eine Schmerztheorie von Ad. Alf. Michaelis. Leipzig, W. Malende. 1905.

Mörike. — Lieder und Gedichte in Auswahl von Eduard Mörike. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Much. — Deutsche Stammeskunde. Von Rudolf Much. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Müller. — Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. Von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1905.

Müller. — Die Bergpredigt. Verdeutscht und vergegenwärtigt von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1906.

Oberdieck. — Sonnenwende. Gedichte von Marie Oberdieck. Berlin, Eduard Trewendt. 1906.

Paur. — Heimatschutz. Vortrag von Hermann Paur. Burghausen a. S., Leo Ruffo. 1905.

Peabody. — Akademische Gegenseitigkeit. Antrittsvorlesung am 30. Oktober 1905 in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Francis Greenwood Peabody. Giessen, Alfred Töpelmann. 1905.

Perfall. — Der Nachtfalter. Originalroman von Anton Freiherr v. Perfall. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Perkins. — Kinder-Kultur. Von Charlotte Perkins Gilman (Stetson). Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Helene Ries. Berlin, Deutscher Kulturverlag. 1906.

Ploch. — Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie von Arthur Ploch. Leipzig-R., K. G. Th. Scheffer. 1905.

Popp. — Führer zur Kunst. Herausgegeben von Herm. Popp. Bd. I: Gibt es Kunstgesetze? Von Th. Volbehr. Bd. II: Die Seele Tizians. Zur Psychologie der Renaissance. Von Eduard von Mayer. Bd. III: Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes. Von Hans Semper. Eßlingen, Paul Neff. 1906.

Rambach. — Wo die Nordseewellen rauschen. Bilder aus der Heimat von Hans Rambach-Peters. Dresden, E. Pierson. 1906.

Riemann. — Musiklexikon von Hugo Riemann. Sechste, gänzlich umgearbeitete und mit den neuesten Ergebnissen der musikalischen Forschung und Kunstlehre in Einklang gebrachte Auflage. Leipzig, Max Hesse. 1905.

Rod. — Das Privatleben des Michel Teissier. Roman von Eduard Rod. Deutsch von Julius Sachs. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Rosenthal. — Fürst Talleyrand und die auswärtige Politik Napoleons I. Nach den Memoiren des Fürsten Talleyrand von Willy Rosenthal. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1905.

Saint-Saëns. — Harmonie und Melodie. Von Camille Saint-Saëns. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. Zweite Auflage. Mit dem Porträt von Saint-Saëns. Berlin, „Harmonie". O. J.

Sarrasin. — Reisen in Celebes. Ausgeführt in den Jahren 1893—1896 und 1902—1903 von Paul und Fritz Sarrasin. Mit 240 Abbildungen im Text, 12 Tafeln in Heliogravüre und Farbendruck, 11 Karten. Zwei Bände. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.

Schauspiel. — Münchener Schauspiel-Premièren. München, Verlag des Lit. Ver. Phöbus. 1905.

Scherenberg. — Dem Meere zu. Nachgelassene Gedichte von Ernst Scherenberg. Mit einem Bildnis des Dichters. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien. 1905.

Schneider. — Titelzeichnungen zu den Werken Karl Mays. Von Sascha Schneider. Mit einführendem Text von Johannes Werner. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. O. J.

Schreckenbach. — Die von Wintzingerode. Ein Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert von Paul Schreckenbach. Leipzig, Poeschel & Kippenberg. 1905.

Schubart. — Neues aus meiner Heimat. Hochlandsgeschichten von Arthur Schubart. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Schuldes. — Bardenlied. Von Julius Schuldes. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. 1905.

Schultzky. — Schauspiele von O. Schultzky. Band III: Die Fahrt der Nibelungen zur Etzelburg. Mainz, Mainzer Verlagsanstalt. O. J.

Schweitzer. — Geschichte der deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. Von H. Schweitzer. Ravensburg, Otto Maier. 1905.

Séché. — Lamartine de 1816 à 1830. Elvire et les „Méditations". Par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Seelenliebe. — Von einer Freundin Guy de Maupassants. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Söderberg. — Historietten von Hjalmar Söderberg. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Spemann. — Spemanns Alpen-Kalender 1905. Herausgegeben von M. Wundt. Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Spemann. — Spemanns Historischer Medizinalkalender 1906. Bearbeitet von Prof. Dr. J. Pagel und Prof. Dr. J. Schwalbe in Berlin. Stuttgart, W. Spemann. 1906.

Spemann. — Spemanns Kunstkalender 1906. Stuttgart, W. Spemann. 1906.

Statuen deutscher Kultur. — Band I: Die Germania des Tacitus. Deutsch von Will Vesper. Band II. Hartmann von Aue. Lieder. Der arme Heinrich. Neudeutsch von Will Vesper. Band III: Das Hohelied Salomonis in dreiundvierzig Minneliedern. Neudeutsch von Will Vesper. Band IV: Luthers Dichtungen. Ausgewählt von Will Vesper. München, C. H. Beck. 1906.

Stilgebauer. — Götz Kraft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. IV. Berlin, Richard Bong. O. J.

Strich. — Franz Grillparzers Ästhetik. Von Fritz Strich. Berlin, Alexander Duncker. 1905.

Tamm. — Im Lande der Jugend. Roman von Traugott Tamm. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Tardel. — „Der arme Heinrich" in der neueren Dichtung. Von Hermann Tardel. Berlin, Alex. Duncker. 1905.

Terentius. — Deutschland. Ein neues Wintermärchen von Lorenz Terentius. Illustriert von E. Götzloff. Berlin, „Harmonie". O. J.

Thayer. — Laurence Sterne in Germany. By Harvey Waterman Thayer. New York, The Macmillan Comp. 1905.

Thorsch. — Der Einzelne und die Gesellschaft. Eine Untersuchung von Berthold Thorsch. Dresden, Carl Reißner. 1906.

Tiedemann. — Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen von Christoph v. Tiedemann. Band I: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel. 1905.

Trojan. — Aus dem Leben. Gedichte von Johannes Trojan. Berlin, G. Grote. 1905.

Trowitzsch. — Trowitzsch' Damenkalender auf 1905. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1906.

Trowitzsch. — Trowitzsch' Volkskalender auf 1906. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1906.

Ueberberger. — Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. Von Hans Uebersberger. Wien, Wilhelm Braumüller. 1906.

Verdy du Vernois. — Der Zug nach Bronzell (1859). Jugenderinnerungen von J. v. Verdy du Vernois. Mit 6 Originalzeichnungen des Verfassers. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung 1905.

Volkelt. — Ästhetik des Tragischen. Von Johannes Volkelt. Zweite, umgearbeitete Auflage. München, C. H. Beck. 1906.

Wells. — Ausblicke auf Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts für Leben und Denken des Menschen. Von H. G. Wells. Deutsche Übertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Weltpanorama, Das große, der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Wieser. — Rosen und Rosmarin. Neue Lyrik von Sebastian Wieser. Burghausen a. S., Leo Rusty. 1905.

Woermann. — Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Zweiter Band: Die Kunst der christlichen Völker bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Mit 418 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 39 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1905.

Wundtke. — Die dumme Maus. Moderner Roman von Max Wundtke. Leipzig, Arthur Cavael. 1905.

Zabel. — St. Petersburg. Von Eugen Zabel. Mit 105 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1905.

Zimmermann. — Beethoven und Klinger. Eine vergleichende ästhetische Studie von Felix Zimmermann. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Kirche und Orgel.

Eine Dorfelegie.

Von

Holger Drachmann.

XI.

Es verſtrich einige Zeit, und Greti kam des Morgens nicht in die Kirche.

Der März verging, April war beinahe zu Ende. Greti vermied es auch, ihre Freunde auf dem Edelhof zu beſuchen.

Da begegnete ſie eines Tages dem Organiſten in der Straße des Dorfes. Er ging grüßend an ihr vorüber, und lächelnd, gleichſam fragend.

Am nächſten Morgen ging Greti zeitig aus, allein.

Sie ging dahin, in ſich ſelbſt vertieft, und ihre Gedanken ſagten ihr:

Er hatte ſeine Augen erhoben und ſie angeſehen. Sie hatte ihn angeſtarrt, und er hatte es bemerkt. Er war ihrem Blick begegnet und hatte ſeine Augen niedergeſchlagen; ſie hatte wieder . . . ſie hatten beide . . .

Was war doch geſchehen? — — —

Sie ſaß im Walde, mit aufgeſchlagener Kapuze, den Kopf geſenkt, die Hände im Schoß.

Wie war ſie nur da herausgekommen? Auf ihren Füßen? — Nein, auf Flügeln! Der Kragen des Mantels hatte ſie umſauſt wie ein Flügelpaar; ſie war den ganzen Weg gelaufen, am Edelhof vorüber, am Hügel hinauf, keinen Atem mehr in der Bruſt, das Blut im Herzen pochend, die Seele voll Angſt — nein, voll Jubel!

Wie war es doch ſonderbar, zu leben!

Und wieder begann in ihrem Innern der ſtrömende Bach, den ſie nicht aufzuhalten vermochte: Er hatte ſeine Augen erhoben und ſie angeſehen — ſie hatte ihn angeſtarrt — ſie hatten beide . . .

Sie ſchlug die Kapuze zurück, ſtrich die gekrauſte Unordnung des Haares beiſeite, holte tief Atem: „Ich bin zu Ende mit meinem bißchen Verſtand.“

Und ſie lächelte vor ſich hin, preßte die Hand gegen ihre Bruſt und flüſterte:

„Ich habe meine fünf Sinne beiſammen. Aber was muß er von mir glauben?“

„Besuchen Sie mich in meiner Kirche, wenn Sie Zeit und Lust haben," hatte er gesagt.

Zeit — und Lust?

Keine Ruhe hatte sie mehr gehabt. Tante Birger hatte sie ausgezankt. Tante Birger sollte sich um ihren Kachelofen und ihre Myrte bekümmern. Alle sollten sich um sich selbst bekümmern, die kleine Babli auch.

Heute wollte Greti — ja sie wollte und mußte — — sie wußte selbst nicht, was.

Aber sie stand auf mit der Sonne, lief um das Dorf herum, ging dann langsam den Kirchenhügel hinauf, schlich sich über den Friedhof, und plötzlich, wie im kecken Trotz, mit erhobenem Haupte geradezu auf die Vorkirche.

Aber kein gedämpftes Brausen klang heraus — kein Schlüsselbund in der Tür. Er war also nicht da.

Nach dem strömenden Regen der letzten Tage war ein lichter, lenzfrischer Morgen, mit blinkenden Pfützen zwischen den alten Gräbern.

Was hatte sie mit dem Tode oder den Toten zu schaffen? Das Frühjahr war's doch, das gekommen. Und dieses hatte sich in ihr junges Herz gesenkt mit einer Macht, von der sie nichts wußte; die sie vielleicht zu begreifen begann — — —

Nein, sie begriff nichts. Den Gesang der Vögel hörte sie, sie sah grüne Keime — ganze Büschel Gras hier auf dem nackten, kahlen Friedhof. Krokus sah sie: gelben, dunkelblauen, blaßlilafarbigen — — —

Und all diese Blumen sprachen zu ihr.

Zum ersten Male brachte sie eine brennende Ahnung in Beziehung zur Farbe der Blumen. Und sie wurde zu einer Sprache, die sie verstand. Sie und die Natur hatten ein Geheimnis zusammen. Aber sie keines mit irgendeinem Menschen; keines mit der kleinen Babli; nicht einmal mit ihm. Am allerwenigsten mit ihm. Wie durfte sie sich solches denken?

Aber mit der ganzen, großen Natur, die niemanden verrät.

Und deshalb hinaus und hinauf in den Wald!

Da saß sie nun, auf einem von den Stürmen dieses Winters gestürzten Baume.

Still war's hier. Die starke Aprilsonne erwärmte die gefällten Bäume. Die Zweige der Äste strotzten in die Luft mit braunen, bald aufbrechenden Knospen. Der Baum lag gefällt; der Stamm sog nicht länger Nahrung aus der Erde, aber die Zweige sogen nach einer kurzen Frist die Mutternahrung vom Stamme. Dies tat ihr leid. „Armer Baum," dachte sie, „ob er es wohl fühlt?"

Sie brach ein paar Zweige ab und steckte sie in ihren Gürtel. Sie sollten daheim ins Wasser gesetzt werden.

Eine Hummel kam daher gesummt — bums, gerade gegen den dicken Ast, vielleicht geblendet von der Sonne, hin und her geworfen im Lenzesrausch. Sie fiel zwischen dem Grase nieder, blieb brummend liegen, begann mühsam zu kriechen . . .

„Arme Hummel? Ob sie wohl fühlt?"

Alles machte Eindruck auf sie; alles tat ihr leid — weil ihr alles so wohl tat: die jubelnde Welt in ihrem eigenen Innern und die blaue und grüne und gelbe und weiße Welt um sie herum.

Es kam ihr vor, als hätte sie noch in keinem Frühling so viel Gras gesehen, und niemals einen so blauen Himmel, so gelbe Butterblumen, so weiße Anemonen . . . und welche Mengen!

Sie begann zu pflücken und zu pflücken, die Hände voll, den Unterteil des Kleides voll; sie wollte die Kirche schmücken, seine Kirche, die Orgel — eine große Girlande sollte Frühling verbreiten und nach Sonne duften drinnen in dem öden, kalten Raum, wo nur seine Töne Botschaft brachten von Wärme und Licht.

Das war eine Idee!

Sie hätte den ganzen Wald umarmen können für diese Idee; und als der blödsinnige Viehknecht des Edelhofes, der Idiot, vorbeigetrottet kam, und mit aufgesperrtem Munde und ausgelöschtem Blick die Mütze grüßend von dem melonenartigen Kopfe strich, fuhr sie in ihre Kleidertasche, holte ihren kleinen, aus Perlen gestickten Geldbeutel hervor und legte dessen ganzen Inhalt an kleinen, blankgewetzten lübischen Silberschillingen in die lehmige Viehknechtsfaust, so daß der Idiot vor Verwunderung zu einem Doppelidioten wurde.

„Nimm das, Hans! Das gehört dir — behalt es; hörst du?" rief das junge Mädchen fröhlich.

Und er trottete davon, ohne Verständnis, aber glücklich über seinen Schatz, wie es vielleicht nur ein Idiot sein kann.

Aber sie selbst wurde plötzlich betrübt.

Es war, als fänden sich nun keine Blumen mehr, als schiene die Sonne nicht mehr im Walde.

Sie hatte nämlich auf ihren Finger geschienen, als Greti eben ihren kleinen Beutel wieder verwahrte.

Und auf des jungen Mädchens Finger saß der Verlobungsring, Herrn Peer Pommerencks glatter Goldring.

Nun sah sie ihn; vielleicht sah sie ihn erst jetzt in seiner weitreichenden Bedeutung. Sie war ja im Herbste so gebeugt gewesen nach den schweren Todesfällen, ganz außerstande, den Vorschlag, Antrag oder Befehl des „Erretters" abzuwehren.

Sie war an einem Tage, in einer einzigen Stunde erwachsen geworden.

Ein Gefühl von Widerwillen lief wie ein Schauder über ihre warme und starke Seele. Ein Ekel, als wäre eine Assel, ein Ohrwurm über ihren Finger gekrochen.

Sie wollte befreit werden — von dem Ringe und von Herrn Peer. Zuerst vom Ringe. Und sie zerrte, rieb und drehte — riß sich den Finger blutig. Der Ring wollte nicht herab.

„Ich werde zu Hause schon eine Feile finden," murmelte sie.

In der Kleidertasche fand sie ein kleines Stück Zeug, einen Musterlappen. Den wickelte sie um ihren Finger, und hierauf ging sie hastig durch die Edelhofallee hinab.

Die Blumen hatte sie liegen lassen — sie, die sonst nie etwas vergaß, am allerwenigsten Blumen.

Als sie an den Nebengeländen des Hofes vorbeigehen wollte, blieb sie beim Anblick Rahels stehen.

Rahel stand vor dem Hühnerhause beim Ententeich, mit der Fütterung des Federviehs beschäftigt.

Das schnatterte, gackerte, piepte um die Jüdin herum — beinahe wie mit Vorwürfen: „Wir bekommen nicht genug zu fressen!"

Rahel warf ihre letzten Körner und Brocken hinaus unter die gefiederte Schar, während ihr helle Tränen über die Wangen hinabliefen. Sie schüttelte die Schürze und wischte sich mit dem Zipfel die Augen.

„Ach, Greti," seufzte sie, „das war wieder eine harte Nacht! Wir glaubten nicht, daß wir den ‚Herrn' bis zum Morgen am Leben erhalten konnten. Und dann der Sturm und der Regenguß — die ganze Nacht hindurch. Dies griff auch uns an. Es war, als hätte Jehova seine Hand ganz von uns abgezogen. Und nun ist am nächsten Freitag sein Namenstag! Dann pflegt der ‚Herr' immer für mich zu feiern, obgleich er Dummheiten macht und sagt, es wäre besser gewesen, wenn der Gott Isaaks und Jakobs mich und alle andern Mädchen in seinem himmlischen Kanaan behalten hätte! — Ach, auf diesen Tag freu ich mich das ganze Jahr! Und nun weiß ich kaum, woher ich noch ein Essen für das Geflügel schaffen soll — und der ‚Herr' muß doch täglich seine Eier haben — beinahe das einzige, wovon er lebt! — Aber was ist denn dir, Greti? Zeig her! — Was hast du dir an deiner Hand getan? Willst auch du deiner alten Freundin Schrecken einjagen?"

Und nun wurden die weichen, schwarzen Augen der Jüdin schnell trocken; und das Lächeln kam hervor, wie es immer gern hervorkam, wenn andre des Trostes und Rates bedurften.

Sie riß den kleinen Lappen von Gretis Finger und sah auf den Finger, auf den Ring und tief hinein in die Augen des verwirrten Mädchens.

Rahel benetzte ihren Finger und ließ ihn rings um Gretis Finger gleiten; und die Jüdin durchschaute völlig das junge Mädchen und sagte gedämpft:

„Ach, nebbig, arme Kleine! Auf diese Weise kann man nicht etwas von sich schleudern, was man selbst gleich andern täglich vor Augen hat, und was man am liebsten in den Kehrichthaufen werfen möchte!"

Greti antwortete schnell:

„Ich denke nicht an so etwas, ich kann nicht leiden, daß — daß . . . Ich muß schon gehen!" brach sie kurz ab.

Rahel lächelte, strich Gretis Hand und sagte:

„Weißt du, was Hiob sagte? Er antwortete und sprach zum Herrn: ‚Und wiewohl du solches in deinem Herzen verbirgest, so weiß ich doch, daß du des gedenkest!'"

Greti machte ihre Hand frei und lief davon.

Rahel lief ihr nach: „Wir sehen uns am Freitag — mit Gottes Hilfe! Du, Babli, Monseigneur und ich werden oben im Zimmer des ‚Herrn' speisen!"

Den Reſt nahmen die Sonne und der Wind und die flatternden, knoſpenden Zweige hinweg.

Und Greti lief fort.

XII.

Als ſie zur Kirche hinabkam, blieb ſie ſtehen. Die Tür der Vorkirche war noch geſchloſſen; ſie ſah näher zu und entdeckte, daß eine kleine Seitentür am Turme nur angelehnt war.

Sie öffnete und ſtand in einem viereckigen Raum mit geſtampftem Lehmboden; Hacken und Spaten lehnten an der rauhen, ungetünchten Mauer. Die Mauer hatte tiefe und lange Sprünge, man konnte eine Hand hineinſtecken. Die Begräbnisgeräte ſuchten vergeblich die Baufälligkeit zu verbergen — des Lebens Wunden und Schrammen.

Sodann entdeckte ſie eine andre kleine Tür, die ebenfalls nicht geſchloſſen war.

Es war, als ob ſie der Turm der Kirche zu einem Beſuche einladen wollte.

Noch zögerte ſie, unſicher.

Über der Tür hing eine Tafel mit gemalter, verſchnörkelter Schrift, kaum leſerlich.

Sie buchſtabierte ſich durch die Inſchrift hindurch. Die lautete:

Es ſtand wohl eine Treppe hier
Schon früher an des Turmes Tür;
Doch wurde ſie ſo ſchief und ſchwach,
Daß plötzlich ſie zuſammenbrach.
Des gnädigen Herren Sorg und Hut
Ließ wieder ſie aufs neu erſtehn,
So daß man bis zum Dach kann gehn,
Denn jetzo iſt die Treppe gut.

Greti lächelte. Noch mehr lächelte ſie, als ſie die Tür ganz geöffnet hatte und vor ſich eine beinahe ſenkrechte, ſchmale, ſchiefe und zerbrechliche Treppe ſah, die ſich ins Halbdunkel hinauf verlief.

„Wenn dies die neue, gute Treppe iſt," dachte ſie, „wie mag dann die alte geweſen ſein?"

Aber ſie wollte hinauf. Sie wollte jetzt dieſe ganze kleine Kirche ſehen, wo ſie nur ein paarmal zur Weihnachtszeit mit Tante Dorothea im alten Stuhl der Birgers geweſen war.

Vielleicht führte die Treppe gerade zur Orgel hinauf.

Sie erinnerte ſich, daß ſie von unten aus den Anblick der imponierenden, für die Kirche ſicherlich viel zu mächtigen Orgel gehabt hatte. Sie war ihr damals wie ein Berg vorgekommen, deſſen Fuß von dem geſchnitzten Geländer der Emporkirche verborgen wurde, und deſſen dreigeteilter Gipfel gegen die Bodenwölbung ſelbſt zu ſtoßen ſchien. Ein Berg in der myſtiſchen Dämmerung des Hintergrundes, mit den matt ſchimmernden Orgelpfeifen als ſilberbeſaiteten Quellenläufen, von wo die Töne über die Köpfe und Herzen der Gemeinde herabrieſelten und gedämpft brauſten.

So hatte ſie von unten aus die Orgel geſehen und auch ſo gehört. Jetzt ſtieg ſie die Treppe des Turmes hinan.

Es war wie eine Bergbesteigung. Sie mußte ihren jungen Leib mit Hilfe eines abgenutzten Geländers emporziehen, das selbst unter ihrem leichten Gewicht knackte. Eine Hühnerstiege hätte nicht steiler und zerbrechlicher sein können.

Sollte er, der ältere Mann, wirklich täglich das gleiche Kunststück vollführen?

Beim ersten Absatz blieb sie stehen. Sie fürchtete nicht für sich selbst — sie dachte an ihn.

Immer mehr und mehr dachte sie an ihn — und mit einer seltsam beklemmenden Angst.

In der morschen, vom Kalk entblößten Mauer war ein schmales, längliches Guckloch, wie eine der Schießscharten auf der alten Burg.

Es ließ einen Sonnenstreifen und einen Zug frischer Luft ein. Beides war hier sehr notwendig.

In einer tiefen Nische konnte Greti undeutlich einen Haufen Gerümpel sehen: Holzfiguren mit verblichener Bemalung und Vergoldung, abgebrochenen Nasen, zerschlagenen Gliedern. Es tat ihr ordentlich leid, sie zu sehen; es schien ihr, als seien es Puppen aus einem kindlichen Zeitalter. Wahrscheinlich waren sie ein Schmuck für die Kanzel oder für die Epitaphe des Kirchenschiffes gewesen.

Eine uralte Marienfigur lag dort, verunstaltet und noch mit dem Kind im Arme. Es sah aus, als hätten die Mäuse und Ratten auf dem heiligen Bilde ein Gastmahl abgehalten.

Und es gruselte Greti.

Sie stieg zum nächsten Absatz hinauf. Hier war eine dritte und letzte Tür, nur ein paar dünne, schmale Bretter, wie der Deckel zu einem Sarge.

Ohne Riegel oder Schloß war die Tür, und sie bewegte sich in dem feucht-rauhen Zugwind. Und von innen flatterten die Zipfel einer verschossenen, durchlöcherten Draperie hervor; es hätte die Gespensterhülle eines der „hochgeborenen" Patrone der Kirche sein können.

Treppe, Mauern, Wände, Türen, Holzfiguren, Draperie — alles schimmelig, alles mit Staub bedeckt, alles schien die Lehre vom Staube zu predigen — diese Lehre, die unzertrennlich mit den Kirchengebäuden verbunden ist, ob sie nun dem Verfalle entgegen verwittern oder neu und stark auf der Ruine der Vorgänger emporragen.

Greti würde umgekehrt sein, wäre es nicht gerade *seine* Kirche gewesen, der sie fest in die Augen zu sehen wünschte, weil sie eine Warnung für ihn und eine Drohung gegen sein Leben enthielt.

Daß die Kirche sich in einem solchen Zustande des Verfalles befand, davon hatte Greti freilich keine Ahnung gehabt. Nun raunten Mauern und Wände ihr's zu — aus ihrem Staube, durch die tiefen Risse und Sprünge der Kirche heraus.

Sie war hinter das Geheimnis dieses kleinen Tempels gekommen, wie man hinter die Kulissen in den Tempel kommt, der der Schauspielerkunst geheiligt ist, einer der edelsten Künste der Menschheit, nicht am wenigsten edel, wo sie ein Bündnis mit der Musik eingeht.

Sie empfand die Angst, sah die Gefahr, die hier innen lauerte, gerade weil sie von draußen, von dem Gegensatze kam: dem jungen, frischen, siegreich hervorbrechenden Lenze.

„Könnte ich ihm der junge, lichte Frühling werden, o! — könnte ich ihm zur Ermunterung und Freude dienen, wenn ich ihm auch nicht Schirm und Stütze sein kann!“ — so flüsterte es im Innern ihrer warmen Seele.

Sie dachte nicht an die Blumen, die sie im Walde vergessen hatte. Sie brachte ihm andre Blumen herein.

Am allerwenigsten dachte sie jetzt an ihren Verlobten. War ihr doch alles, was sie selbst berührte, was ihr selbst widerfuhr, so gleichgültig, so fern.

Rasch riß sie die Tür auf und den mürben Vorhang beiseite. Alles war still, alles leer; aber dieses öde Innere umfaßte sie wie mit einem festlichen, gedämpft gesprochenen Willkommen. Sie schritt über den leise krachenden Boden der Emporkirche, sie stand dicht bei der Orgel — dort war die Bank, wo er saß, wenn er spielte — dort die Klaviatur, und hinter der großen, ernsten, stummen Orgel befanden sich die Bälge, der Orgel verborgene Lungen, und dort, auf einem Schemel, im spärlichen Lichte eines kleinen, rundbogigen Fensters saß eine Gestalt, über einem Speisekasten brütend, wie ein Kirchengeist über einem Schatz, mit langsamen, tierartigen Bewegungen der Kiefer, der klügste Mann des Dorfes, die Karikatur eines Kirchenpatrons, der Riese auf den niedrigen Beinen, Herr Bengt, der Blasebalgtreter, in persona.

Sie nickte ihm zu. Er sah auf, ohne sich zu erheben. Die Kiefer hielten einen Augenblick mit ihrer Arbeit inne; er streckte seine ungeheure Hand vor, die dicken Finger auf eine eigentümliche Art bewegend. In der erdfarbigen Handfläche schienen die Chiffren „Trinkgeld“ eingeritzt zu sein.

„Kirchenbesuch außer der Zeit?“ brummte er, und die Finger bewegten sich abwartend.

Greti verstand ihn nicht.

„Kirchenbesuch außer der Zeit — id est acht Schilling Kurant!“ lautete es unwirsch.

Greti war verlegen — sie hatte ja ihr Kleingeld im Walde draußen ausgegeben. Sie suchte eine Ausflucht: „Ich habe meinen Geldbeutel zu Hause vergessen — aber das nächste Mal . . .!“

Er schlug seine Augenlider auf und zu wie einen Fensterladen, nach Eulenart, überlegend, ob er ihr einen Aufschub gewähren könne, und begann wieder sein Fingerspiel.

„Sie kennen mich ja doch, Bengt?“ sagte sie lächelnd.

„Peer Pommerencks Braut!“ lautete die Antwort.

Sie biß sich in die Lippe, löste ihre kleine Silberhalskette los und ließ sie in des Blasebalgtreters Faust fallen.

Die Faust schloß sich schnell wie eine Schublade.

„Ich möchte gern die Kirche ein wenig besichtigen. Meister Ollivier ist heute wohl nicht hier?“ sagte sie.

„Kränklich heute! Krankheit ist aller Männer, nicht der Weiber Herr, wie Mutter Sidsel sagt."

Und mit einem knurrenden Laut, wie wenn eine Turmuhr aufgezogen wird, erhob sich Bengt:

„An der Kirche ist nichts Besonderes; aber wir haben eine Orgel!"

Er sagte dieses „wir" auf eine Weise, die Greti mißfiel. Doch sie wollte sich gegen den Blasebalgtreter freundlich zeigen, um Gelegenheit zu bekommen, soviel wie möglich über seinen Vorgesetzten zu sprechen.

Sie verstärkte ihre Stimme; gleichwohl mißlang es oft, dem Tauben verständlich zu machen, worüber sie sprach.

„Ja, ja, wir haben eine Orgel," fuhr er fort und machte sich doppelt breit.

„Sie wünschten vielleicht wohl, wie Meister Ollivier spielen zu können?" fragte sie dicht an seinem behaarten Ohre.

Bengt wühlte mit seiner Faust im Haar, zog die Turmuhr in seinem Innern auf und kramte ein Zitat aus seinem lateinischen Syntaxvorrat heraus.

„Vellem quidem posse gloriari" — er hielt inne, besann sich eine Weile und fuhr fort: „quod Cyrum!"

Greti lächelte. Sie hatte daheim die sorgfältigste Erziehung erhalten, hatte mit ihrem Vater Latein gelernt, um ihm behilflich sein zu können. Sie fragte: „Wer ist Cyrum, Bengt?"

„Cyrum — das ist Cyrum!" lautete die Antwort orakelfest.

„Ist es vielleicht König Cyrus?" fuhr sie schelmisch fort und konnte sich kaum des Lachens enthalten.

„Es ist wohl gleich, ob man ihn im Akkusativ oder im Nominativ nennt," sagte Bengt großtuend und mürrisch.

Sie suchte ihn milder zu stimmen und fragte:

„Wenn in der Orgel etwas zerbrechen sollte, würdet Ihr dann den Schaden ausbessern können?"

Wieder zog er die Turmuhr auf.

„Ausbessern? Ich denke, daß ich meine Orgel kennen sollte — ich denke, daß, wenn der Blitz einschlagen und die Pfeifen zerspalten würde, ich sie zusammensetzen könnte, so daß sie besser würden als je!"

„Meister Ollivier muß Euch dann wohl sehr hochschätzen?" sagte Greti.

„Muß?" knurrte er — „er sollte! Aber derjenige, der sich selbst beständig erhöht, den kann der Herr eines Tages erniedrigen! Ich habe meine eigenen Gedanken über die Kirche hier."

„Wieso das?" fragte Greti ängstlich.

„Ich glaube," sagte er, „daß es jäh enden wird, kleine Jungfer! Aber ich fürchte nichts, solange die kleinen Grauen nicht von sich hören lassen."

„Was ist das, was Ihr da sagt: die kleinen Grauen?"

„Die Mäuse!" brach er los, erhob die Hand und zeigte hinab in das Schiff der Kirche. „Die Mäuse haben wir hier innen, die Ratten sind draußen auf dem Friedhof. Die Ratten nagen an den Toten, die Mäuse nagen an der Kirche. Stein und Mauer besorgt der Zahn der Zeit — die Mäuse helfen

mit. Und an dem Tage, wenn das letzte Holzwerk, das den Kasten noch zusammenhält, durchnagt ist, gehen die Mäuse ihres Weges, und ich mit ihnen. Solange will ich unsrem himmlischen Herrn bei den Bälgen dienen — nicht eine Minute länger. Und ich weiß, daß unser Herrgott mich warnen wird — Sidsel weiß es ebenfalls, wie geschrieben steht: ‚Du sollst deinen Diener warnen zur rechten Zeit und ihn wachsam machen, bevor der Feind über ihn kommt. Aber den Gottlosen sollst du töten und umkommen lassen im Rausch und Schlafe seiner Sinne.‘"

XIII.

Greti wurde immer unheimlicher zumute. Sie sah zur mächtigen Orgel hinauf und fühlte in ihrem Jammer dieselbe Scheu und Beklommenheit, die sie jedesmal befiel, wenn sie überhaupt in eine Kirche trat. Ein Gefühl, daß sie andächtig sein sollte, stimmte ihren starken jungen Sinn zu einer Art Trotz, wofür sie wieder die höheren Mächte um Verzeihung bat.

Sie war religiös, wie es so mancher gesunde Sinn in dem Alter ist, wenn sich die Einbildungskraft keinen Zwang auferlegt und erfahrene Leute nicht um Rat fragt.

Weder ihre Mutter noch ihr Vater hatten in das Gefühlsleben der Tochter mit Verneinung oder Bejahung der Fragen, die sie ihnen in ihrem unmittelbaren Eifer stellte, eindringen können. Die Musik wurde das Bindeglied zwischen den Eltern und dem Kinde. Und als sie die erste Sehnsucht und später die starke Unruhe der erwachsenen Jungfrau in ihrem Herzen sich rühren fühlte, eröffnete sie ihr Herz ganz der Musik und ließ unbewußt den religiösen Innigkeitsdrang mit hineinschlüpfen.

Die Mutter hatte sie einmal scherzend in ihre Arme geschlossen und gefragt:

„Welchen Mann wird meine Greti haben, wenn sie selbst wählen darf?" — Und Greti hatte ohne Besinnen geantwortet: „Einen Musiker!"

Da war jedoch ein Zucken über Frau Birgers hübsche Stirn gegangen, und sie hatte gesagt: „Du ahnst nur wenig, mein Kind, was die Musik, was die Kunst überhaupt einen Menschen kostet. Es ist die Freude der Andern, die ein Künstler mit seinen eigenen Leiden bezahlt, eines Andern Friede, den er mit seiner Unruhe erkauft, eines Andern Sorge, ja vielleicht Verderben, das er zu seinem eigenen Unglück hinzufügt!"

Diese Worte der Mutter erschienen jetzt vor Gretis Augen wie eine matt leuchtende Schrift, die sich in Wellenlinien zur finsteren, schweigsamen Orgel hinaufschlängelte.

Und ganz zu oberst, unter Schnitzwerk, Konsolen und Rosetten, beinahe die Bodenwölbung berührend, strahlte in Silbervergoldung das symbolische Dreieck, welches das himmlische Vaterauge einrahmte.

Greti starrte zum Auge hinauf, und das himmlische Auge starrte auf das Mädchen herab, und gleichzeitig schien es das Innere der ganzen Kirche mit einem großen, ruhigen, unergründlichen Lächeln zu umfassen und zu beherrschen.

Mehr und mehr schnürte es ihr die Brust zusammen; sie hatte übrigens niemals mit den bangen „Ahnungen" junger Mädchen zu tun. Warum denn heute? Was wollte sie hier? Eine Orgel ansehen? Als ob man beim oberflächlichen Anschauen eines Gebäudes etwas lernen könnte! Es war ja des Meisters „Seele", die dieses verzierte Bauer eingeschlossen hielt, dessen Gitter und Stangen die Orgelpfeifen waren, die schweren und die schlanken, diejenigen, die sich mit ihrem Umfang zu blähen schienen wie ein Sänger auf einer Bühne, und diejenigen, die so bescheiden im Halbdunkel verborgen waren, wie Vögelein im Laubwerk.

Der Meister war es, den sie hören wollte. Aber er kam ja nicht! Warum wollte sie hier verweilen? Auf was wartete sie? Auf das Kommen eines Fremden! Wer war das? Sie hatte keine Ahnung. Auf einige freundliche Worte, eine höfliche Einladung hin kam sie gleich gelaufen . . . O, wie töricht! Wo blieb ihr Stolz? Wer war sie? Ein armes, freund- und elternloses Mädchen — dabei ein gebundenes Mädchen, das sich bald mit einem Manne verheiraten sollte, der ihr herzlich gleichgültig war und ihr vielleicht von Herzen verhaßt werden würde — aber jedenfalls doch ein stolzes Mädchen, das immer wissen wird, wie — ja, wie? was, was?

Der armen Greti schwindelte; die Luft war beängstigend in diesem Gotteshause, das sich selbst überlebt hatte.

Eine Luft von Moder und Schimmel, eine Aussperrung von Gottes klarer Sonne und freier Welt, ein Gefängnis für die frischen Gedanken, mit einem Gefangenwärter in dieser häßlichen, gefräßigen Koboldsgestalt, diesem Herrn Bengt mit seinen widerwärtigen Ausdünstungen von aufbewahrter Speise und seinem lächerlichen Aufguß von mißverstandenen lateinischen Phrasen.

Sie wollte fort.

Und dann war es ihr plötzlich eine Erleichterung, Bengts Orgelerklärung zu hören.

Ein Guß, ein schnurrendes, zerschmelzendes, schäumendes Sturzbad, das ihr Atem und Denken nahm, aber zur Folge hatte, daß es Greti ihre natürliche Mädchenmunterkeit wiedergab, bei dem Verständnis, der Belesenheit, Aufgewecktheit und feinen Empfindung, die sie besaß.

Sie hatte früher nie dergleichen gehört.

Bald sprach er mit seiner eigenen Stimme, seinen eigenen Gedanken, bald schien er das eine oder andre Buch zu zitieren; bisweilen war es die Stimme Esaus (Bengts), bisweilen die Jakobs (Meister Olliviers). Greti strengte sich an, um die Stimmen zu unterscheiden — es beirrte sie, sie wurde ärgerlich und endlich ganz verwirrt, wie der Blasebalgtreter selbst.

„Wir haben eine Orgel hier," lautete sein gelehrter Vortrag, „ein Werk, signiert Esaias C., wahrscheinlich der berühmte Compenius, Anno Domini 1609, wovon der Prospekt, id est die Vorderseite der Orgel, reich geschmückt mit Statuen, Engelköpfen, Vasen, Laubkränzen und andern Verzierungen sowie mit der Inschrift ‚Dei honoris causa Munera Imperatoris, erant Instrumentum musicum maximum, Organum appellant' — das heißt" . . .

„Danke, ich verstehe Latein, Bengt!“ unterbrach Greti ihn lächelnd: „Zu Gottes Ehre des Kaisers Gabe, das größte musikalische Instrument, das Orgel benannt wird.“

Bengt warf ihr einen Blick zu, der ihr lateinisches Eingreifen streng tadelte, und nun vertiefte er sich in die Bälge, denen er eine besondere, eingehende Besprechung widmete; in die Windkanäle, den Windkasten und die Windlade, hierauf kamen Kanzellen, Parallelen, Koppeln, Manuale, Pedale — der Abstrakt, der Pfeifenstock, teils in vernünftiger Reihenfolge, allmählich aber in einem Chaos von Pfeifen und Stimmen, Registern, Mensur-Lippenstimmen und Rohrstimmen — Labialpfeifen des Flötenwerkes, „mit den weichen und düsteren Tonfarben“ — scharfen, klarinett- oder trompetenähnlichen Farbentönen der Rohrstimmen — nicht ungleich den Blasinstrumenten Posaune, Trompete, Horn, Fagott, Klarinette, Oboe, Schalmeie.

„O ja, kleine Jungfer Birger, wir haben vox humana und vox angelica, Menschenstimmen und Engelstimmen! O ja doch! sehen Sie her ... Registerknopf oder Manubrie — von manubrium der Lateiner, Schaft, Griff — nun registrieren wir: Prinzipal, Subbaß — 32-Fuß-Pfeife, 16-Fuß-Pfeife — ohe, ohi-Oktave, Tuba, Bordun, Gedakt — hrrr! Dulcian, Fugara, Viola di Gamba ... Prrr! Sie verstehen ja wohl, nicht wahr — wenn der Orgelbauer mit der Intonation fertig ist, so gilt es, daß wir der Orgel ihre bestimmte Temperatur geben, die ungleichschwebende und die gleichschwebende.“

Hier machte Bengt eine kleine Pause; dann fuhr er, vermutlich auf eigene Faust, fort:

„Sie verstehen ja wohl, daß dies dominierte vor Joh. Sebastian Bachs Zeit, wenn man die Orgel in reine Quinten stimmte. Sie verstehen: Geht man vom Grundton C aus und stimmt in reinen Quinten nach aufwärts c-g-d-a-e-h-fis-gis — hm! sehen Sie, dann trifft man bei der zwölften Quinte einen Ton c. der in seiner Eigenschaft als quintum 11 Töne höher ist als die Oktave des Grundtones — und dieser Ton indiziert ein gesundes und gutes Gehör.“

Wieder eine Pause, mit einem etwas unsicheren Blick auf Greti; hierauf fuhr er fort:

„Sagen wir, die Dominante in der Prinzipalsstimme acht Fuß, ausgehend vom einfach gestrichenen c oder a ... Ja, das ist vielleicht etwas verwickelt, ein wenig dunkel, kleine Jungfer Birger; aber was ist nicht verwickelt von den rätselvollen Einrichtungen unsres himmlischen Vaters? Wir können nur dieses sagen ...“ (hier erhob er seine Stimme zu einer großen Steigerung, während Schweißtropfen über seine angestrengte Stirn herabrieselten), „der Orgelspieler hat die Manuale und Pedale zu seiner Verfügung und die Registerknöpfe auf jeder Seite. Jetzt spielt er Gott zur Ehr und der Gemeinde zur Nachahmung. Die Vor-, Zwischen- und Nachspiele — nicht etwas accellerando, nicht zu stark retardando. Der Gesang der Gemeinde muß ebenmäßig abgemessen, diszipliniert sein; aber ein großer Orgelkünstler hat gesagt: ‚die Gemeinde ist während ihres Kirchengesanges auf dem Marsch zum Himmel!‘ Ja, der Marsch geht nach oben! Und jetzt ertönt das

Register des Manuales viereinhalb Oktav und die zwei Oktaven des Pedales und das Zweitöneregister — die tiefsten Register — der gewaltige Baß und der sonderbar sausende Subbaß, und die Posaunen, Trompeten und Hörner der Rohrstimmen fallen ein, und die Lippenstimmen flöten und klagen und singen, und Register um Register wird herausgezogen . . . die ganze Kirche beginnt zu beben, sie erzittert, kleine Jungfer! wenn das allerletzte Register herausgezogen wird zu ‚vollem Spiel'. Aber das kann die Kirche nicht aushalten, diese Kirche nicht."

„Um Gottes willen, nein!" rief Greti und legte ihre Hand abwehrend über die Bengts.

„Nein!" sagte er, seine Stirne trocknend und zur Decke, zum himmlischen Auge emporsehend: „Aber wenn der Organist in törichtem Selbstvergessen den Herrn versuchen und seinen Tempel in ‚vollem Spiel' auf die Probe stellen wollte — sehen Sie, dann öffnet sich die kleine unsichtbare Falltür, hoch oben unter des Allmächtigen leuchtendem Auge, und der Tod tritt heraus mit Sense und Stundenglas, die Zeit ist um, das Spiel zu Ende — und die Wölbung der Kirche stürzt ein!"

Greti gab einen kleinen Schrei von sich, worüber sie sich gleich schämte.

Bengt drehte sich mürrisch um und ging schwerfällig zu seinen Bälgeschemeln und zu seinem Speisekasten zurück.

In der Tür zum Treppenraume des Turmes stand Meister Ollivier bleich und nach vorn gebeugt, mit seltsam scheuen Augen auf das junge, verwirrte Mädchen blickend.

XIV.

„Eine Orgel soll nicht erklärt werden; eine Orgel soll gehört werden!" sagte Meister Ollivier, indem er sich auf der Bank vor der Klaviatur zurechtsetzte.

Er hatte Greti zwar höflich, aber etwas müd, etwas zerstreut gegrüßt, während er Hut und Stock von sich legte, und sein fremder Accent klang ein wenig stärker als sonst, eine leichte Ironie trat heute deutlicher hervor, als er, mit einem gebietenden Nicken gegen den Blasebalgtreter hin, bemerkte: „Wenn er meine Orgel erklärt, so weiß ich, daß ich mir die Mühe ersparen kann!"

Greti zog es vor, zu lächeln; sie fühlte, daß ihre Wangen rot waren, sie wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Endlich fand sie beim Vorhang einen wackelnden Stuhl, auf den sie sich vorsichtig setzte, abwartend, was da kommen sollte.

„Das Ungeheuer" Bengt kroch wie ein vorsintflutliches Tier auf das Trittbrett des Balggeländers, und langsam ging nun der eine Balgkasten nieder, der andre in die Höhe.

Es war, als ob die große Orgel in ihrem Innern tief, doch leise seufzte.

Der Organist zog einen der Registerknöpfe an sich, einen andern schob er halb zurück, seine linke Hand berührte leicht die Tasten, die rechte hielt er unter die Wange gestützt. Von dem kleinen Bogenfenster hinter den Bälgen

senkte sich ein spärliches Licht über seine Stirne und Schulter; Greti sah ihn im halben Profil, sein Ausdruck war leidend, sein Blick abgewandt suchend. Es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn sie gar nicht hierher gekommen wäre; am allerliebsten aber, wenn sie hingehen und das schwere, schöne Haupt da oben gegen ihre eigene, feine, runde Schulter hätte lehnen können.

Und er drückte die Tasten der Klaviatur nieder, beinahe sich selbst unbewußt.

Ein voller, runder, weicher Ton erklang wie ein leiser Wellenschlag gegen einen fernen Abendstrand und zitterte hinab durch das Schiff der Kirche.

Es war, als ob der Organist nun erwacht wäre.

Während seine linke Hand einen Akkord anschlug — ein kaum hörbares Pianissimo — sagte er, stets das Haupt mit der rechten Hand stützend, indem ein Blick seiner blauen Augen Greti streifte:

„So sind Sie also doch gekommen! Ich habe Sie erwartet. Aber ich war einige Tage krank. Ich bin bisweilen — nicht oft, aber doch zu häufig — ein wenig indisponiert. Und Sie sind niemals krank, natürlich. Sie sind ja so herrlich jung. Es ist eine Gabe Gottes für die Menschen, daß sie jung sind. Und es ist sein Gebot, daß sie ihn in freundlicher Erinnerung behalten sollen, während er ihnen allmählich des Alters Bürde auferlegt.

„Er geht niemals hastig vor, weder hierin noch in andrem. Er hat die große Zeit — und — nun — ja, nun ja! . . .

„Es war die Orgel, die er auch erschaffen hat, damit er und wir uns in die Freude teilen können über seine Gabe. Und da war sie ganz jung, als er ihr zum erstenmal seines Lebens Hauch einblies.

„Und später haben wir, seine Diener, sie zu dem herausgearbeitet, was wir ihre Vollkommenheit heißen.

„Nun ja; das größte und vollkommenste Instrument, das existiert, ist die Orgel.

„Sie überlebt ihre eigene Kirche.

„Sie hat den Fehler, daß man nicht den Vortrag, die Seele in den einzelnen Ton legen kann, wie in die Streich- und Blasinstrumente; allein sie besitzt den großen Reichtum an Harmonie, und der einzelne Ton kann festgehalten werden, und wäre es auch bis ins Unendliche.

„Sie ist das einzige Instrument, das alle Töne im modernen Tonsystem enthält, das einzige, das in sich die Mannigfaltigkeit der verschiedensten Klangfarben vereint.

„Sehen Sie! der Organist setzt sich — demütig, bescheiden — auf seine Orgelbank. Nennen Sie ihn Meister! Er soll dort sitzen als Meister, und vor sich hat er ein Orchester, das ganze, versammelte Orchester von Streichern und Bläsern, von Paukern und Trommlern — nicht Menschen, die mit ihren Instrumenten zusammenstimmen, nicht Individuen, die gelenkt werden sollen, sondern die Töne selbst, die ihm gehorchen.

„Er ist der Herr des Orchesters, der Lenker und Gebieter jedes einzelnen Klanges — unter dem großen Weltenlenker selbst. Er schiebt die verschiedenen Register heraus und hinein, handhabt Koppel und Kollektivwerk, springt mit

den Händen von dem einen Manual zum andern, zwingt mit den Füßen die Geister der Pedale aus ihrer Tiefe herauf, und mit einem oder zwei weichen Flötentönen ruft er das Echo herbei aus fernen Welten — den Welten, für die der Menschen Ohren und Herzen offen sind, in die jedoch noch kein Blick eingedrungen ist, das Unschaubare zu enthüllen!

„Oder, er sitzt hier als derjenige, dem die Gemeinde sein Amt gegeben, und von dem all diese schwachen und starken Gemüter glimmende oder flammende Gefühle, die Begleitung zu den Bitten ihrer Kirchenlieder, zu ihrem Kummer und zu ihren Klagen, zu ihrem Rufen und zu ihrem Jubel hören wollen.

„Er forscht nicht nach ihrem Glauben. Jeder hat den seinigen — oder keiner hat einen.

„Bei allen ist das Wort nicht genug. Es muß von den Geistern der Töne getragen werden, auf dem starken Rücken, aus denen die brausenden Flügel hervorwachsen und die Häßlichkeit und Kälte, die Krankheit und den Tod der Erde überschatten . . .

„Und dann braust — wie mein alter genialer Lehrer Josef Vogler ausrief —, dann braust das ganze Orchester in einem Fortissimo heraus; dann wird das gläubige Gemüt stärker als der klarste, lichteste Kopf; dann demütigt sich die Vernunft vor der Musik, und die Töne sind wie Feuer, das die Gedanken verzehrt — dann ist es David selbst, der blutbefleckte Krieger und der zerknirschte König, der die starken Arme gegen den Himmel erhebt und die Verzweiflung seiner Zerknirschung und den Jubel seiner Hoffnung hinaussingt in dem mächtigen Halleluja:

Lobet den Herrn mit Posaunenklang,
Lobt ihn mit Harfe und Zither!
Lobt ihn mit Pauken und Tänzen,
Lobt ihn mit Pauken und Flöten!
Lobt ihn mit den tönenden Becken,
Den laut, laut klingenden Becken!
Alles, was Atem hat, lobe den Herrn!
Halleluja!"

XV.

Er spielte ihr vor. Er phantasierte ein Präludium. Sie ließ sich mit dem Strom der Töne führen, wie sich ein losgerissenes Blatt mit dem Flusse gleiten läßt — ließ sich vom Gebraus der Töne ergreifen wie ein Vogel vom Winde, der durch den Wald zieht.

Sie saß dort — unbeweglich — durcheist und durchglüht: sie fühlte sich so glücklich wie nur einmal früher in ihrem Leben, als die Mutter eines Abends spät von einem Konzert heimgekommen war und ihrem einzigen Kinde die halbe Nacht hindurch vorgespielt hatte, worauf sie es heftig küßte und mit ihm über das Leben und über den Tod und über die Musik sprach, die Leben und Tod ist.

Ach, die Mutter — Greti fühlte Tränen in den Augen; wie war sie so einsam!

Während der Meister spielte, schwebte ihr Blick im Raume umher; sie war nicht imstande, die Gedanken im Gehirne von der einen Ecke zur andern in bestimmter Reihenfolge zu bewegen — qualvoll und jubelnd, gleichgültig und gespannt arbeitete es in ihr.

Sie sah, wie in einem Nebel, durch das Schiff der Kirche hinab; verweilte bei den seltsamen Epitaphen der feuchtgrünen Mauern, die mit all ihrem Schnitzwerk und all ihrer bemalten Leinwand, mit allen Emblemen und Engeln, Gesichtern und Allegorien doch gar nichts sagten — so wenig wie die geschnitzte und vergoldete Altartafel etwas sagte. Nur das Bogenfenster in der Chorrundung glühte matt und fern mit seinen bemalten Scheiben, den gelben, den blauen, den lilafarbenen Scheiben — und es sprach zu ihr, wie der Wald und seine Blumen, wie der Himmel zu ihr über ihr eigenes Geheimnis gesprochen hatte, und dieses Geheimnis, das sie mit niemandem teilen konnte, das so süß und drückend, unmöglich, peinlich war — und von dem sie sich trotz alledem nicht trennen wollte! . . . Daß es doch keinen Menschen gab, keinen, zu dem sie . . . ja, denn die kleine Babli war doch kein richtiger Mensch, und Rahel selbst hatte es allzu schwierig, und dann war sie — vielleicht ein wenig zu massiv . . .

Und Tante Birger daheim? Nein! — Ein heftiger Unwille erfaßte Greti bei dem Gedanken an dieses müßige Weibsbild, dieses absolut selbstsüchtige Herumzupfen und Sichfestklammern an einen „Kummer", das jedes Verständnis, jede Teilnahme für die Sorgen andrer ausschloß, als ob nicht ein wirklicher tiefer Herzenskummer das Weib zur Seelsorgerin und barmherzigen Schwester der Weiber machte! . . . Nein, schon diese strömenden Tränen über der Myrte, welche Greti nicht ausstehen konnte — weil ihr dieses kleine immergrüne Memento von Tag zu Tag die Stunde näher brachte . . .

Ach, wie war sie doch so einsam — und hilflos!

Sah sie nicht — hier in der Kirche — Jungfer Marguerite Birger lebhaft vor sich, in vollem Brautstaate, mit Schleier und Kranz, diesem Kranze, der in seinem träumenden Grün so rührend fein und unschuldig ist, so lange Blätter, Zweige und Stämme als Ganzes zur Zierde in der Stube stehen; der jedoch log und lügt und die ganze Welt belügen wird von dem Augenblick an, wenn Blätter und Zweige zum „Kranze" geflochten werden — zum Opferkranze!

Greti rieb ihre kleinen Finger. Da saß ein Blutstropfen auf dem Finger, auf dem sich ihr Verlobungsring befand.

Er spielte ihr vor.

Er hatte sie beobachtet, während ihr Blick umherschwebte, hatte ihre Ergriffenheit gesehen, ihren Kummer, den sie verbarg, ihre Unruhe und Angst, die sich in ihren heftigen Blicken malten.

Und während er spielte, mit dem Rücken gegen Greti gekehrt, glitt ihr Gesicht mit seiner stummen Sprache vor die Augen des alten Meisters, und glitt hinein in sein eigenes Herz, das er längst für Zeit und Ewigkeit gepanzert wähnte.

Seine Rüstung hatte, unmerklich für ihn selbst, eine Öffnung bekommen . . . ein junges Blut war hineingeraten und hatte sich mit seinem eigenen Blut vermischt, das er nun jünger fühlte, als man ahnte, und er fügte hinzu: „jünger, als es erlaubt war!"

Denn er hatte vergessen wollen — und das war ihm auch lange Zeit gelungen.

Sein Körper hatte vielleicht mitgeholfen. Er wußte, daß dessen Kräfte im Schwinden begriffen waren, und die Erkenntnis davon hatte er auch bei all den verlockenden Illusionen nicht verloren, gegen die das Alter sich nicht immer wehrt.

Es war — das fühlte er — sowohl die baufällige Kirche wie die starke Orgel. Namentlich die baufällige Kirche, die der starken Orgel all die vielen kleinen Rücksichten auferlegte, und die eine große: die Enthaltung vom „vollen Spiel!"

Er spielte sich selbst vor.

Er glaubte es jedenfalls. Er hatte in diesem Augenblick das junge Mädchen hinter sich vergessen, mit ihrer Erregtheit und mit ihrem Kummer.

Er griff zurück in sein Leben — aber heute klang es bitter.

Jahraus, jahrein, in diesem engen, halbdunklen Gefängnis allein, stets allein, innerhalb dieser Mauern, die gesprengt werden könnten, wenn er nur in einem schwachen, leidenschaftlichen Augenblick dem Herzen „volles Spiel" gab . . . Aber dann stürzte das Ganze zusammen: Kunst, Seele, Orgel, und der Herr hatte ihn auf diesen Posten gesetzt, an die große Orgel, und er war der Diener des Herrn!

Weshalb — weshalb kam dieses Weibsvolk herein? — Weshalb gerade ein junges Weib — mit diesen warmen, brennenden Augen? —

Er hatte ja doch abgeschlossen, die große Buße gezahlt, gesühnt, was er zu sühnen hatte; Seelenqualen und Selbstvorwürfe, Anklage und Bitterkeit begraben, Erde daraufgeworfen, Musik darübergewölbt . . . aber, mein Gott, warum haben denn alle jungen reinen, guten Weiber dieselben warmen, tiefen, brennenden Augen?

Denn es gibt Millionen und Millionen von Männern, die in dem wirbelnden Wechsel der Geschlechter wie buntes Laub über die Erde hinstieben — Staub und Asche, noch während sie leben; und nur *ein* Weib: Eva, das Mutter-Mädchen, das aufrecht steht, mit erhobener Brust, gesenkten Armen, suchend, fragend in des Schöpfers Antlitz blickt.

Er spielte *ihr* vor.

Und Greti hörte es, und stand auf, und ging zum Orgelspieler hin, als sei dort ihr Platz — als sei sie immer schon dort gewesen.

Sie kannte keine Verlegenheit. Er sah von unten zu ihr hinauf, wie sie sich über das Notenblatt beugte, das er aufgeschlagen hatte: „Orpheus". Seine wehmütigen blauen Augen hatten einen feuchten Glanz — er summte . . . sie summte mit — er schien darüber nicht verwundert zu sein — nickte nur aufmunternd, indem er sagte: „Gluck ist doch der Meister, der den

Schmerz und die Klage ohne Bitterkeit und Zerrissenheit zum Ausdruck bringt."

Er summte:

J'ai perdu mon Euridice,
Rien n'égale mon malheur;

Greti fuhr fort:

Sort cruel! Quelle rigueur!
Je succombe à ma douleur

Und Meister Ollivier:

Euridice! Euridice!
Réponds moi — — —

Sie beugte sich nieder über seine Stirn. Sie wollte dankbar bewundernd ihre Lippen auf diese kluge, ruhige Stirn drücken; aber er machte eine Bewegung aufwärts, und ihre warmen Lippen glitten nieder auf seine Wange.

Es war, als berührten ihn die seidenweichen Ränder eines frisch entsprossenen Blattes . . . er umfaßte Gretis beide Hände, während seine Augen in die ihrigen hineinstrebten. Sie blickte in seine Augen und las darin Erstaunen, beinahe Erschrecken — und tiefe Freude.

Sie durfte nicht länger in diese Augen sehen, wandte den Kopf hinweg; aber dort in der Türöffnung, wo die durchlöcherte Gespensterdraperie im Zugwinde zur Seite schwebte, entdeckte sie Mutter Sidsels fahles Gesicht — stierend, hüstelnd lächelnd . . .

Mutter Sidsel, die sich stellte, als ob sie nichts sähe, und gerade dasjenige sah, was sie sehen wollte.

XVI.

„Rahels Volk," — sagte Meister Ollivier, den Ellbogen auf das glänzend weiße Tischtuch gestützt und ein Weinglas in der erhobenen Hand — „Rahels Stamm und Geschlecht sei dieses Glas Wein geweiht am Namenstage unsrer lieben Freundin! Ihr selbst können wir schwerlich mehr sagen als den Dank, den unser Wirt und Freund ihr bereits dargebracht hat — bekränzt von der innigen Ergebenheit der vielen guten und schlimmen Jahre.

„Wir sind vier Menschen, die sich heute über Rahels glänzend weißes Tischtuch beugen, das der Lenz mit seinem ersten Laub, seinen ersten Blumen geschmückt hat. Wir fühlen uns alle vier als Gäste auf der Erde, kaum wissend, wohin wir morgen unsern Fuß setzen werden. Wir befinden uns auf der Wanderung, wie es bei Rahels Volk immer noch der Fall ist.

„Was mich betrifft, so gehöre ich zu einer kleinen Schar innerhalb der großen, zu einer Glaubensgemeinschaft in der berühmten Nation, die meinem Geschlechte das Leben schwer zu leben und lieb zu verteidigen machte.

„Ich glaube, daß unser kleines armes Volk das große reiche Volk durchsäuert hat — unmerklich, aber stetig und sicher dessen Gewohnheiten berechnend, dessen Glaubensquellen vertiefend, dessen Hochmut schwächend.

„Schlecht müßte ich die Geschichte gelernt haben, wenn ich nicht fände, daß die wenigen die vielen erzogen haben, wie der Eine allein für die Menge lebte und unter ihr gelitten hat.

„So ist Rahels Volk! Der Sauerteig im Brote der Welt — das Salz in der Nahrung der Erde.

„Bei dem scharfen, leuchtenden Tag gesehen, hat Israels Volk unter Fehlern zu leiden, dem Gewichte von Staub und Sand unter den Sandalen von der Wüstenwanderung her.

„Der Gott, der die Schar anführte, war am Tage ein Sandwirbel.

„Aber in der Nacht, in der morgenländischen Nacht, die tief und warm und treu ist wie Rahels dunkle Augen — in der Nacht ging Jehova als Feuersäule voraus!"

Hier hielt der Organist einen Augenblick inne. Es war ein Lauschen um den kleinen, festlich gedeckten Tisch im Zimmer des „Herrn". Die beiden oberen Fenster standen gegen den alten Park hinaus offen, und gleichsam vom blauen Himmel selbst herab streckten die hohen Bäume grüßend ihre lichtblättrigen Zweige; der Duft des frischen Grüns drang herein, Vogelgeplauder mischte sich darunter. Greti sah aufgeräumt und glücklich von ihrem Teller auf; und Meister Ollivier sah von Greti hinüber zu Rahel und fuhr fort:

„Es gibt junge, feurige Augen, in deren Tiefe des Lebens Sehnsuchtsträume rein und stark funkeln wie der Stern, der nicht verlöschen will. Und es gibt ältere Augen, warme und weiche, mit der Tiefe des Kindes, dessen Blick über dem bunten Bilderbuche brütet, das die Lebensweisheit des Morgenlandes in der Form von Sagen birgt.

„Eine Erzählung vom ‚auserwählten Volke Gottes' ist Rahels Leben, wie jedes Leben ihrer Stammverwandten.

„Hier, in der verfallenden Burg des Mittelalters, kommt sie uns vor wie das große, schwesterlich-mütterliche Kind, das uns alle in ihr Herz aufnimmt!"

Er erhob sich, schwenkte Rahel sein Glas entgegen, verbeugte sich zierlich und sagte:

„A votre santé, Rahel!"

Rahel trank mit Mühe einen Schluck von dem herrlichen alten Wein, den die kleine Babli zufällig in einem der alten Keller gefunden hatte.

Sie war zu bewegt — ihr Busen hob und senkte sich, sie suchte des Gutsherrn Blick, und der war heute müde — müde — aber von einem matten, milden Lächeln erhellt, das auf dem Wege nach einer weiten Ferne, nach etwas Freundlichem und Lichtem zu sein schien, und das entlockte seiner Freundin Tränen.

Rahels Hand zitterte, als sie ihr Glas dem Pokal des Gutsherrn näherte; Kristall stieß gegen Kristall, das Erbstück des Gutsherrn war das schwächere; es fiel in Scherben auf den Tisch nieder, und der Wein färbte das Tuch und die lichtgrünen Blätter, die die Teller umkränzten.

„Das war ein Omen!" sagte der Organist.

„Das bedeutet Glück!" sagte Greti gedämpft.

„Das bedeutet Abschluß!" sagte der Gutsherr und versuchte sein altes Lachen — „Abmarschieren, rechts 'rum!

Heute mein Glas in Scherben,
Morgen im Grase sterben!

„Nein, nein; um Gottes willen!“ rief Mamsell Pfefferkorn und lachte und weinte zugleich.

Babli schüttete Salz auf den Weinfleck, fegte die Scherben mit der Serviette weg — und lachte:

„Das bedeutet nur, daß ich das Tuch heute abend wasche und morgen trocknen werde!“

Alle gaben sich Mühe, um traurige Gedanken von Rahels kleinem Feste fernzuhalten. Ihr selbst fiel es jedoch schwer, ihre Besorgnis zu verbergen. Wenn es der Gutsherr nicht merkte, beobachtete sie ängstlich den Ausdruck seines Gesichtes, auf dem Totenblässe mit hastigem Glühen wechselte.

Vor Gretis Blick glitt dies alles vorbei wie etwas Fernes. So oft sie es unauffällig tun konnte, sandte sie Meister Ollivier einen Blick zu, richtete sie ein Wort an ihn, ließ sie eine Schüssel, eine Schale zu ihm hinübergehen . . .

Er neigte den Kopf mit oftmaligem leisem Dank. Ausdruck und Farbe seines Gesichtes erfüllten Greti mit der größten Freude. So hatte sie ihn nie gesehen — sich ihn nicht einmal gedacht.

Er leitete das Gespräch gleichsam an unsichtbaren Fäden, scherzte über die gewöhnlichsten Sachen, die dadurch ein neues Leben bekamen, erzählte, sehr häufig mit der Pointe in französischer Sprache und leicht hingeworfen, Anekdoten, die sich um Situationen oder Personen drehten und durch einen Namen oder den Klang einer Betonung etwas so seltsam Altmodisches erhielten, mit einem Duft wie von alten Gärten, beschnittenen Ligusterhecken, frisierten, mit Lavendel und Goldlack eingefaßten Grasrabatten.

Und Greti empfand eine junge, immer stärker hervorbrechende Freude, die aus der Tiefe ihres warmen Herzens emporstieg und auf ihren Wangen, in ihren Augen zutage trat. Rahel sah sie an, die kleine Babli sah sie an, und es war, als ob beide sagten: „Nein, ist sie heute hübsch!“

Sie selbst aber saß da und blickte zu den offen stehenden Fenstern hinauf, zum blauen Himmel, der eine Bernsteinfärbung anzunehmen begann; zu den lichten, leicht zitternden Blättern, die die alten Bäume im Parke durch das Fenster hereinstreckten, gleichsam dies kleine Fest begrüßend und segnend — dies seltene; vielleicht das letzte Fest in der verfallenen Burg.

Der Kaffee wurde herumgereicht. Babli mußte aus einer Spülschale trinken. Es waren nicht genug Tassen da.

Dann entstand eine Pause.

Greti wurde plötzlich kühn, richtete ihre feurigen Augen auf Meister Ollivier und sagte:

„Nun werden Sie uns etwas vorspielen — nicht wahr?“

„Unmöglich heut abend,“ sagte er lächelnd und zeigte auf sein Handgelenk. „Ich bin ein Opfer des Frühjahrs geworden. Eine besonders bösartige Mücke oder Bremse hat mich heute nacht gestochen . . . wollen Sie sehen, wie angeschwollen ich bin?“

Der Gutsherr hatte hinterlistig und verstohlen Rahels Glas gefüllt und geleert. Rahel schalt ihn aus, er durfte keinen Wein trinken, — denn dies

konnte die gefährlichsten Folgen haben, — was, sagte Meister Aldubrand nicht, der alte Feldscher und Schnapsbruder aus der Zeit des Krieges, der die ganze Gegend schröpfte und ihr zu Ader ließ.

Der Gutsherr wurde grämlich wie ein Kind, begann hierauf mit den Augen zu blinzeln und sagte: „Man war doch einmal ein ordentliches Stück Mensch, so eine vorhistorische Figur aus den Tagen vor dem Sündenfalle und der Gebrechlichkeit . . . Erinnerst du dich noch, Rahel, wir hatten an jedem schönen Sommertage eine Flasche alten Beaune zu unsrem Mittagessen, und dann spielten wir oben im Hochwald ‚Adam und Eva' zusammen?"

Rahel wurde rot, hielt ihm ihre Hand vor den Mund und rief:

„Bist du doch verrückt, Mann! Die Kinder!"

Die kleine Babli lachte aus vollem Halse.

Greti verstand nicht, um was es sich handelte, hörte überhaupt nur zu, wenn Meister Ollivier sprach. Sie blickte beharrlich nur auf ihn.

Rahel sagte:

„Spielen Sie uns was vor, Herr Ollivier! Wir müssen nun rasch den Herrn ins Bett bringen — er wird zu jugendlich!" Und für sich selbst flüsterte sie: „Nebbich, nebbich, der Arme — er wird mir noch unter den Händen sterben!" —

Meister Ollivier hatte Greti still betrachtet. Er nickte vor sich hin — zog ein kleines zusammengelegtes Paket Papier aus seiner Rocktasche hervor und breitete die Bogen auf dem Tische aus, während er sein Glas aus der Wasserflasche vollschenkte.

Hierauf sagte er mit seiner weichen, verschleierten Stimme:

„Spielen kann ich, wie gesagt, nicht. Aber ich kann etwas vorlesen. Ich hatte gedacht, unsrem hübschen kleinen Feste heut abend einen Abschluß zu geben, indem ich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Beschlag nehme — nur für ganz kurze Zeit. Ich will unsern lieben Freund nicht ermüden; er forderte mich übrigens selbst heraus durch seine scherzhafte Jugenderinnerung. Ich habe längst eine Tondichtung begonnen, die sich beileibe nicht erdreistet, etwa des alten Meisters Haydn ewig junge „Schöpfung" zu erneuern; aber da ich wahrscheinlich lange schon tot sein werde, ehe mein Tonwerk ins Leben hinaustritt, so schreibe ich in meinen freien Stunden eine Art Bericht über das, was mir vorgeschwebt hat, den Gedankengang, der in meiner Orgelkomposition zu Worte kommen sollte, und es ist diese alttestamentliche Vision, die ich heute abend hier lesen will, bevor wir uns trennen."

Er trank einen Schluck Wasser und ordnete die Papiere, zierlich und sorgfältig wie immer. Greti war im Vorhinein seltsam bewegt, was hatte die schöne breite Stirn in sich geborgen — über welchen Linien hatten die blauen Augen geruht — was wird der Meister wohl vorlesen — er, den sie sich nur musizierend dachte!

Sie spähte verstohlen. Auf dem Umschlag stand mit feiner kleiner Schrift: „Als die Welt im Werden war."

Er wendete das Blatt um und las: „Genesis."

XVII.

. . . Der Lobgesang der Engel verstummte.

Cherubim, Seraphim, aller Heerscharen Heere schwiegen ganz plötzlich.

Gott, der Herr, hatte seine Hand erhoben und gebot Stille.

Er saß auf seinem himmlischen Throne; der Ausdruck seines leuchtenden, undurchdringlichen Angesichtes trug ein Lächeln zur Schau, wie wenn ein Sonnenblick über den wolkenhohen Berg dahingleitet.

Rings um ihn her war der Lobgesang der Engel erklungen zur Ehre des Schöpfers.

Zu seinen Füßen lag die Erde, die er kürzlich erschaffen hatte.

Dampfend von der ersten Feuchtigkeit des Morgens, eben hervorgegangen aus dem Nachtdunkel des großen Nichts, lag das Werk vollendet und vollkommen vor des Schöpfers Augen.

Es war einer der Augenblicke, die in ungezählten und ungedachten Jahrtausenden nie wieder zurückkehren.

Und das Ganze erschien dem Herrn so neu, so frisch, daß er mit Wohlgefallen auf alles sah, was er gemacht hatte: und siehe, es war gut.

Er winkte den nächsten seiner dienenden Geister zu sich, den Engel, dessen Blick so rein, so stark und so unbestechlich ist wie der eines klugen Kindes.

„Hörst du einen Laut von drunten, Rafael?" fragte der Herr, der eine Weile aufmerksam gehorcht hatte.

„Ich höre das fröhliche Gesumme von Insekten, das freudige Gezwitscher von Vögeln, das geschäftige Treiben aller Tiere, die zum Leben des Tages erwacht sind," antwortete der Erzengel.

Wieder horchte der Herr, und es war, als zöge eine Wolke an seiner Stirne vorüber.

„Rafael, laß die Engel mir ihren Lobgesang singen."

Der Chor des Lobgesanges begann aufs neue. Und die ganze Halle des Himmels erbebte.

„Still!" unterbrach der Herr . . . „Nun muß es meine Erde doch gelernt haben!" —

Und der Herr horchte, all die Engel horchten . . . dasselbe Gesumm von Insekten, dasselbe Gezwitscher der Vögel, das große geschäftige Treiben der Tiere auf der Wiese und im Walde, zwischen den Bergen und längs der Seen und Flüsse — aber kein Echo des Lobgesanges, den die Engel vor dem Herrn angestimmt, und den er nun am sechsten Tage durch des Himmels Halle hatte erklingen gehört, klar und schön, aber einförmig.

Der Herr neigte das Haupt und versank in Gedanken.

So stark waren diese Gedanken, daß der Diener, der ihm zunächst stand, sie unterscheiden konnte; und der Herr wandte seine großen, allschauenden Augen gegen Rafael und sagte:

„Haben wir wirklich alles vollkommen gemacht? Diese Kreaturen erkennen ja doch nur die Freude an ihrem eigenen Leben, dem irdischen und begrenzten, aber der Dank und Preis, den sie ihrem himmlischen Schöpfer und Erhalter darbringen sollten, erreicht meine Ohren nur wie ein unklares Summen; er

teilt sich meinem Sinne nicht mit und schenkt mir am Ruhetage nach meiner Arbeit nicht das Entzücken, das ich erwartet hatte!"

Rafael schlug seine Augen nieder. Als er sie wieder erhob, war eine geraume Zeit dahingegangen; des Herrn Blick ruhte auf ihm.

„Herr!" sagte Rafael, „Du hast diese deine Kreaturen nicht nach unsrem, deiner Diener, Bilde erschaffen, und noch weniger nach dem deinen."

„Nein!" sagte der Herr.

„Dann kannst du auch nichts Besseres erwarten!" antwortete der Erzengel ehrerbietig.

Nun legte der Herr seine Hand fest auf den Arm seines Dieners:

„Aber ich will, daß diese schöne Erde ihren Mund öffne und mich lobpreise; ich will, daß mir aus ihrem Herzen ein Jubel entgegenströme, fühlbar und hörbar für mein eigenes Herz, ein Lobgesang, gebunden an die Erde und irdisches Begehren und doch der Engel himmlische Wonne aussprechend — der Engel, die erhaben sind über der Erde Gewimmel, so hoch wie ich selbst erhaben bin über die Heerscharen der Engel. Dies will ich, und eher werde ich nicht ruhen!" sprach der Herr.

Und Rafael heftete seinen reinen, klugen Blick auf den Allmächtigen und antwortete:

„So müssen wir den dunkeln Engel herbeirufen, ihn, der nicht kommt, wenn er nicht gerufen wird."

„Laß ihm den Vortritt!" gebot der Herr.

„Vom Himmel ist er hinabgestoßen, o Herr," sagte der Erzengel gedämpft.

„Wir wollen mit ihm auf der Erde zusammentreffen!" lautete des Allmächtigen Antwort.

Und der Herr und sein Diener stiegen zusammen auf die Erde nieder.

Der dunkle Engel stand im Schatten eines Riesenbaumes und betrachtete aufmerksam das wimmelnde Leben der Erde.

Luzifer hieß er, und er war schön zu schauen, groß und strahlend und klar wie die andern Engel.

Aber noch leuchtender; denn wie er dort im Schatten stand, ging von der Glut in seinem Innern ein so starker Schein aus, daß er den geringsten Gegenständen in seiner Nähe doppeltes Leben gab, eine schonungslos schneidende Klarheit, die seine tiefen, dunkeln Augen bewachten.

Es war dieser Augen bodenlose Farbe, der er den Namen „der dunkle Engel" verdankte, unter all den lichten, den nicht hinabgestoßenen.

Er verbeugte sich vor dem Herrn, ohne den Diener einer Aufmerksamkeit zu würdigen, und sagte:

„Ihr habt mich rufen lassen, Herr! Ich bewunderte eben Euer Werk!"

„Es ist nicht vollkommen und du bewunderst es nicht. Ich seh es deinen Augen an!" sagte der Herr.

„Ihr irrt Euch, Herr! Ich hätte niemals solches hervorbringen können," sagte der dunkle Engel.

„Nein!“ antwortete der Herr, „denn dir fehlt die Freude des Hervorbringens. Nur die Mängel des Werkes kannst du erkennen, wenn es fertig ist. Aber was ich hervorgebracht habe, ist nicht vollkommen, denn ich horche vergebens auf den deutlichen Dank der Schöpfung für eine so stolze Gabe!“

Über die hübschen Züge des dunklen Engels glitt ein Lächeln.

„Ich hatte, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Allmächtigen eine erhabenere Gleichgültigkeit zugetraut,“ sagte Luzifer. „Aber jetzt ist es auch eine Unendlichkeit an Zeit, seit ihr mich gekränkt aus Eurer Nähe entferntet. Wir haben uns möglicherweise beide ein wenig verändert. Das eine weiß ich nur, daß, wenn ich eine solche Arbeit gemacht hätte, und in verhältnismäßig so kurzer Zeit, so würde ich auch ruhig im Schatten ausruhen, ohne darauf zu achten, ob das Gebrüll eines Ochsen, der Schrei eines Kakadus oder das Geflüster einer Binse mir Dank sage oder nicht!“ — —

Da sprach der Allmächtige:

„Das Dunkel deiner Augen ist bodenlos, Luzifer, aber ich durchschaue sie. Du weißt sehr gut, was ich vermisse, und daß dies nicht in einem Gebrüll, einem Schrei, einem Geflüster gesucht werden kann. Engel habe ich rings um mich her in meiner Nähe, und du warst mir einmal der liebsten einer. Aber du entferntest dich von mir, und nicht umgekehrt.

„Ich vermisse auf dieser Erde ein Wesen, das in das herzliche Verhältnis eines Sehnens zu mir treten kann — nicht indem es mir blind dient oder sklavisch dankt, sondern mir in Worten und Handlungen die Freude zurückbringt, die in mir wohnte, als ich mein Werk ausdachte und ausführte.

„Meine dienenden Geister sind bei mir daheim, sie dienen mir im Geiste, und sie kann ich nicht auf die Erde senden. Du hingegen und deinesgleichen, ihr steht meiner Erde näher, und wie meine Bestrebungen dahin gerichtet sein sollen, dich so fern als möglich von meinem Werke zu halten, so will ich jetzt doch von deiner Klugheit und Macht Gebrauch machen, um das Werk zu vollenden!“

Und in des Allmächtigen Augen leuchtete eine solch unwiderstehliche Kraft und Gewalt des Willens, daß Luzifer mit der Hand seinen Blick beschattete, den Finger über die Lippen legte und in Nachsinnen versank.

Dann sagte er:

„Es muß etwas erschaffen werden, mitten unter den Kreaturen, ganz unter der Aufsicht und Hoheit der Vorsehung, fern von den Engeln, doch ein wenig nach ihrem Ebenbilde — — und ein ganz klein wenig nach meiner Seite hin.“ . . .

„Die letzte Bedingung wird nicht zugestanden!“ lautete das Wort des Herrn.

„Ein Zugeständnis muß ich haben, wenn ich dem Schöpfer helfen soll,“ fügte Luzifer kurz hinzu.

„Zugestanden also! Und was sollen wir dann zusammen erschaffen?“ fragte der Herr.

„Den Menschen!“ antwortete Luzifer.

„Beginnt Ihr, Herr!" — sagte Luzifer. „Ich folge nach und verbessere die etwaigen Mängel."

Und der Herr blickte auf eine hohe schlanke Zeder, die dort stand, mit den Wurzeln in der Erde, die Arme frei in die frische Brise erhoben. Und vom Baume hinweg sah der Herr auf seinen Diener, den lichten Engel, der in einiger Entfernung von ihm stand, schön und fest und ehrerbietig.

Und der Herr sprach, von dem Anblicke erfreut:

„Ich will in einem erschaffen, was mir als geteilt vorschwebt: ein Bild, von der Kraft der Erde ausgegangen, nach dem Ebenbilde meines Dieners, des lichten Engels." . . .

„Vergeßt nicht meinen Part, o Herr!" fügte Luzifer leise hinzu . . .

Aber der Herr tat, als überhörte er es; und er bildete und schuf aus der Kraft der Erde ein Bild und formte es wie einen Mann und blies ihm des Lebens Hauch ein durch sein Nasenloch.

Und die Engel begannen einen Lobgesang anzustimmen.

Der Herr winkte rasch, und sie schwiegen.

„Nun?" sagte der Allmächtige und blickte auf Luzifer . . .

„Nun," antwortete Luzifer und blickte auf den Herrn und sein Geschöpf . . .

Da stand der Mensch, der Mann, hoch und schlank wie eine Zeder, breit über der Brust, schlank über den Lenden, rund und fest, stark und groß . . . aber die Füße waren wie festgewachsen in der Erde, und der Kopf sah seitwärts, immer seitwärts, als ob die Augen etwas suchten . . .

„Er sieht nicht auf uns!" sagte der Allmächtige, gleichsam enttäuscht.

Luzifer schwieg.

Eine Weile darauf sprach der Herr:

„Der Mensch, der Mann da ist sehr schön zu schauen. Aber von einem Lobgesang kann ich nichts hören. Vermagst Du es, Luzifer?"

„Ich höre nur Eure eigenen Gedanken, Herr!" sagte Luzifer. „Soll ich ihnen Worte geben?"

Der Allmächtige nickte.

„Ihr denkt: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; lasset ihm uns eine Gehilfin machen, die um ihn sei!" sagte Luzifer.

Des Herrn große, durchschauende Augen ruhten auf Luzifer; dann trat er auf den Mann zu, legte die Spitze seiner Finger sachte auf dessen Schultern, und der Mann sank dadurch in die Knie, und der Herr sprach zu dem Erst-erschaffenen:

„Du sollst Adam heißen, derjenige, der zuerst aus der Erde erschaffen wurde; und wir wollen dir eine Begleiterin geben, und sie soll Eva heißen — diejenige, die nachfolgt; und ihr sollt sein wie ein Paar, und doch jedes für sich; und ihr sollet euch die Erde untertan machen, deren Vieh und Vögel, deren Frucht und alles, was ihrer ist.

„Aber ihr sollet meine Kinder sein — und ihr sollt mir Lob singen, urem Herrn und Schöpfer."

Luzifer nickte.

Da sah der Herr eine junge, lichte, neugierige Antilopenziege, die eben oberhalb der Stelle stehen geblieben war, wo der Mann auf den Knien lag.

Und sie, die schöne, lichte Antilope hatte fragende Augen, weiche und demütige Augen, weiche und geschmeidige Bewegungen.

Und der Herr bannte sie mit seinem Blicke fest und sagte rasch zu Luzifer: „Bring den Mann dort in Schlummer; ich will ihm eine Eva erschaffen aus ihm selbst, ein Ebenbild dieser schönen Antilope, und doch Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Und er wird sie lieben als sein eigen, und sie werden danken und mich preisen!"

Luzifer nickte und brachte den Mann in Schlummer.

Der Herr ergriff den Mann, bog eine Rippe aus seiner Brust heraus, hielt sie gegen Sonne und Wind, blies auf ihr träufelndes Blut, bis es gerann.

Und der Herr bildete und formte, während des Himmels Sonne das Bild küßte, und der Erde Brise es umwehte, und die Vögel ihre kleinen, sinnlosen fröhlichen Gesänge ringsherum zwitscherten . . .

Und siehe: da stand Eva, weiß und weich und rund und schlank, leuchtend unter dem Laube, schmächtig um die Schultern, in zwei sich wiegenden Wogen, mit geteilter Brust, gewölbten Hüften, kindlichen Knien, kleinen Füßen, wie um damit über das Feld zu tanzen, mit schmalen Händen, wie um damit unter die Blumen zu greifen; und eine Flut von goldbraunem Haar ergoß sich vom Scheitel und Nacken längs des Rückens und der Lenden hinab.

Die Engel begannen einen Lobgesang.

„Haltet ein!" winkte der Herr.

Und Luzifer beobachtete, wie der Allmächtige sich über Eva beugte und, indem er ihr des Lebens Hauch einblies, ihre Lippen die seinigen berührten.

„Dies ist sehr schön zu schauen!" sagte der Herr; und er wandte sich zu Adam und wollte eben die Stelle schließen, von der die Rippe genommen war, um den Mann zu wecken, damit er sehen und sich freuen könne.

Da streckte Luzifer die Hand vor, hinderte den Herrn in seinem Werke und sagte:

„Schließt nicht, Ihr habt viel von ihm genommen, wir müssen ihm wieder etwas geben."

„Ist es notwendig?" fragte der Herr zögernd.

„Wenn er sie lieben soll — ja! Und wenn er euch dafür soll Lob singen können — ja!" antwortete Luzifer und beschattete seinen Blick.

Da spie Luzifer, und noch einmal auf den Staub der Erde, und er bildete einen Erdenkloß daraus, und mit diesem füllte er die Stelle, von der die Rippe genommen war.

Hierauf schlossen der Herr und Luzifer zusammen die große Wunde, und es blieb kein Merkmal zurück, von wo Eva genommen war.

Und sie nahmen den Schlummer von des Mannes Augen und von seinen Sinnen.

Und seine Augen und seine Sinne öffneten sich, und er erhob sich in seiner Schlankheit, als ob ihm nichts widerfahren sei.

Zuerst sah er gerade vor sich hin; aber weder der Herr noch seine Engel, noch Luzifer schienen Adams Blick teilhaftig zu werden.

Dann sah er zur Seite, und seine großen, hirschähnlichen Augen wurden noch einmal so groß, und er zog die Füße an sich mit einem Ruck, als wollte er die Erde aufreißen, und er machte einen Schritt vorwärts auf Eva zu, und stand still, starrend.

Sie hatte die Hände über der Mitte gefaltet, sah nicht auf ihn, nicht auf die andern, sah nichts, aber lächelte, schwer wie im Schlafe.

„Er sieht uns nicht, und sie sieht ihn nicht! Was ist es mit meinem Lobgesang?" fragte der Herr nun Luzifer.

Und des Allmächtigen Stimme erklang streng und verweisend: „Soll ich's bereuen, daß ich dich wieder zu mir rief und deine Hilfe in Anspruch nahm? Siehe, was deine Hilfe gefruchtet hat! Die beiden da sind wie die andern unvernünftigen Wesen!"

„Erzürnet Euch nicht, Herr, sondern habet Geduld — eines mangelt noch bei Eva!"

„Soll sie auch einen Erdenkloß bekommen?" sprach der Herr, und eine Wolke verschleierte seine Stimme.

Die Engel schlugen ihre Augen nieder. Und über der Erde summte es, und die Sonne brannte, und ein Gewitter begann sich zu sammeln. Luzifer erinnerte sich dessen noch seit dem letzten Male, als der Blitz ihn vom Himmel stieß.

Aber er streckte ruhig seinen linken Arm vor, ergriff mit der rechten Hand einen scharfen Dorn, ritzte auf seinem Arm die Haut auf, erhob den Arm über Evas Haupt und sagte:

„Sieh empor!"

Sie erhob ihre Augen — die weichen und demütigen Augen, und strich mit geschmeidigen Bewegungen die wogende Flut des Haares vom Scheitel zurück.

Da fiel ein einziger Tropfen von Luzifers Blute nieder und traf ihren Augenwinkel, und ein Zittern durchfuhr ihren Körper, ihr Blick wurde groß und leuchtend — ein Lächeln verbreitete sich über Wangen, Lippen und Kinn, wie wenn die Sonne sich eben aus dem Meere erhebt und ihren ersten suchenden Strahl an die schlanke Zeder des Ufers heftet . . .

Sie sah sie nun alle, den Herrn, Luzifer, die Engel — aber ihr Blick blieb an Adam haften.

Er bekam ihr erstes Lächeln.

Und als sie dessen Wirkung sah, entfloh sie, lächelnd und doch scheu wie eine Antilope — mit einem Sprung über den hohen Felsen, fort, dem Walde zu, eilig und leuchtend, mit ausgebreitetem Haar, gleich Flügeln, die da winkten.

Adam — wie ein Hirsch — mit einem Satze — mit einem Ausruf hinterdrein — — — — — — — — — — — — — —

Und dann hörte man ein Geräusch von Stimmen, die rollten, von Zweigen, die knackten, von Bach und Flut, die plätscherten . . . und das Dickicht der Bäume schloß sich hinter den beiden.

Nun sangen die Engel. Nein, sie jubelten — drängten sich in Scharen vor, wollten die Flüchtlinge verfolgen . . .

Aber der Herr rief sie mit einem königlichen Lächeln zurück.

Er wandte sich zu Luzifer.

„Hörtest du? — er rief! Und sahst du's? — sie lächelte! Und weißt du, was das Lächeln sagte?" fragte der Herr, und sein Antlitz ward heiter; er glich seinem eigenen Sommertage.

Luzifer lächelte; und sein Lächeln war spöttisch:

„Dein Lobgesang ertönte noch nicht — und wir müssen wohl noch eine Weile darauf warten! Aber bevor er ertönt, Herr, will ich mich entfernen, um in Sicherheit zu sein," sagte Luzifer; und seine schönen Lippen spitzten sich, und sein dunkler Blick flammte.

„Geh!" sagte der Allmächtige ruhig. „Zieh in Frieden dahin, woher du kamest. Dies soll unser Geschenk sein für die Hilfe, die du geleistet, daß wir dich in Frieden von uns ziehen lassen. Denn auf Böses sannest du, und Böses willst du anstiften, solange meine schöne Erde besteht. Glaube nicht, daß dein Anschlag unserm Blick entging. Wir lassen alles geschehen. Du bist uns lieb an diesem großen Tage, wie du uns lieb warest in der Dämmerung der Zeiten. Du wirst uns nie gleichgültig werden — dazu ist deine Klugheit zu groß, deine Macht in vielem zugleich unsrer eigenen. Aber du bist durchschaut, so bodenlos auch dein Blick zu sein scheint. Unsern Blick und unsre Gedanken sahst du niemals von Beginn an, und du wirst sie niemals enden sehen!"

So sprach der Herr.

Luzifer aber verneigte sich, näherte sich dann, richtete sich auf, und sagte gedämpft, eindringlich:

„Keinen Dank geb ich dir zurück.

„Ich weiß, daß du mich und die Meinigen brauchen wirst. Sonst hätte deine Gewalt mich längst zerschmettert.

„Deinen Dienern dort, die mir so überflüssig erscheinen, denen kannst du deinen Frieden geben.

„Es ist ein magerer Lohn; aber er scheint ihnen vollauf zu genügen.

„Du nahmst beim letzten großen Werden der Schöpfung meine Hilfe in Anspruch. Aber dadurch teiltest du die Erde zwischen uns. Ich werde auf meinen Part zu sehen wissen.

„Ungerufen komme ich niemals; ruft man mich aber, dann verlange ich meinen Lohn.

„Dies ist ehrliches Spiel. Frag deine törichten Diener, die mich falsch nennen!

„Sie werden sich auch einmal bezahlt machen — wie du, o Herr, dich für dein schönes Werk bezahlt machtest, als du dein Kind küßtest.

„Nichts entgeht mir — so wenig wie dir. Du bist der Größere; ich aber komme gleich nach dir.

„Und zwischen dir und mir liegt die Erde, die mir gleichgültig ist, und die Menschen, denen ich mein ganzes Denken und Handeln widmen will.

„In ihnen begegnen wir uns — dort ist das Kampfgebiet, Herr!

„Und nun will ich dir dieses sagen — laß es denn auch nicht ungesagt heißen:

„Deinen Lobgesang von den Menschen der Erde — den magst du genießen!

„Und er wird deinen Ohren angenehm sein, wie dieser lebhafte Frühlingshauch deinen Nasenlöchern, aus denen des Mannes und des Weibes Leben hervorging — das glückliche Zusammentreffen! Er wird deine Seele erfreuen, wie der Glanz dieses Sommertages, an dem du dich selbst groß und mächtig, fröhlich und gerecht fühlst.

„Dann kommt der scharfe Erdgeruch des Herbstes, die verwelkte Schönheit des bunten Laubes . . . mein Geruch, meine Schönheit!

„Auch dies ist ein Lobgesang . . . des Weibes Schrei in Kindesnot, des Mannes Ruf um Hilfe gegenüber den wilden reißenden Tieren — der Männer Gebrüll, wenn ein Mann den andern fällt im Kampfe um das Weib — der Weiber Geschrei, wenn Weiber einander hassen und verfolgen . . . der Kinder Stimme gegen Eltern — der Eltern Verwünschungen über Kinder . . . das ganze, strenge, haßerfüllte, stöhnende, röchelnde Lied vom Brot, dem harten und der Brunst, der süßen, und der Not, der bitteren, und dem Winter — ja dem Winter, dem öden — öden — öden! — — —

„Das ist auch ein Lobgesang des Menschen — nicht für mich, sondern für dich, den Schöpfer, den Erhalter, den Vater, den Herrn!“ . . . — — —

Und ein Sausen erklang. Es war Luzifer, der bei diesen letzten Worten seine großen, dunklen Flügel erhoben hatte, die weit über die Erde hin Schatten warfen — dort, wo der verstoßene Engel flog, fürchtend den Zorn des Herrn.

„Laßt uns ihn ergreifen — den frechen Spötter!“ riefen des Himmels Heerscharen, Rafael an der Spitze.

„Wir gaben ihm freies Geleite. Lasset ihn in Frieden ziehen!“ sagte Gott, der Herr.

Und ruhig, unerforschlich sah sein Blick gegen den Wald, der sich hinter seinen Kindern geschlossen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Alexanderschlacht in der Casa del Fauno zu Pompeji.

Von

Friedrich Adler.

I.

Die Casa del Fauno — jetzt so benannt nach der herrlichen Erzstatuette des fröhlich tanzenden Faunes — hieß ursprünglich Casa di Goethe. Man hatte sie unserm Dichterheros zu Ehren so getauft, als sein Sohn August bei dem Besuche Pompejis Zeuge gewesen war von den seltenen Funden, die das noch nicht lange angegrabene Haus geliefert hatte und fortdauernd lieferte. Mündlich darüber zu berichten, versagte ihm das Schicksal; er starb in Rom im August 1831, und wenige Wochen später, am 24. Oktober, trat in der Casa di Goethe die Alexanderschlacht als Mosaik an das Tageslicht. Niemand in Deutschland wurde davon so freudig und doch so wehmütig berührt als der tiefgebeugte geistige Eigentümer jenes antiken Privathauses, das solche Schätze barg. Seinen innigen Wunsch, das neue Kunstwerk näher kennen zu lernen, erfüllte Professor Zahn, indem er eine eigenhändig angefertigte farbige Zeichnung nebst Beschreibung nach Weimar sandte. Großes hatte der Kenner griechischer Kunst erhofft, aber was er sah, übertraf so sehr jede Erwartung, daß er dankbar bewegt dem Spender antwortete (am 10. März 1832) und seinen Brief mit den Worten schloß: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst zu kommentieren, und wir genötigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren.“ Es war einer seiner letzten Briefe; zwölf Tage später, am 22. März, schloß der Dichtergreis — fast 83 Jahre alt — die Augen.

Seit jenem Briefe haben Künstler, Gelehrte und Kunstkenner aller Kulturvölker miteinander gewetteifert, das Mosaikbild nach Form wie Inhalt immer genauer zu würdigen. Man hat seine Höhe gepriesen, man ist in die Tiefe gedrungen; aber auch Wunderliches, Verfehltes, ja Absurdes trat zutage. Außer der richtigen Beziehung auf die Schlacht von Issos verzeichnet Heyde-

mann noch siebenzehn andre Deutungen, darunter die Schlachten von Marathon und Plataeae, eine Keltenschlacht, eine Karthagerschlacht, selbst der Kampf zwischen Achill und Hector sowie der Tod des Sarpedon fehlen darin nicht, und der Sammler schließt treffend: Vivat sequens.

Jetzt herrscht bei den berufenen Sachkennern Übereinstimmung; wie aus der Handlung und den Personen, der Tracht und Bewaffnung bis in die Einzelheiten hinein hervorgeht, ist die Schlacht von Issos im November 333 dargestellt. Ihre Entscheidung fiel — wie sicher feststeht — durch den ungestümen persönlichen Angriff Alexanders an der Spitze seiner Ritter und Schildträger gegen das persische Zentrum, wo Dareios auf seinem Wagen sich befand, umgeben — wie immer im Felde — von der auserlesenen Reiterschar seiner Verwandten. Diesen historischen Moment, wo der mazedonische Fürst durch den unwiderstehlichen Stoß seiner Lanzenreiter bis in die Nähe des Großkönigs gelangte, hat der Maler dargestellt, und keinen bessern hätte er wählen können, um aus dem Chaos der wogenden Massen die auf wenige Personen beschränkte Hauptgruppe, an der die Entscheidung hing, vollkommen deutlich vor das Auge zu stellen. Den Mittelpunkt der Komposition bildet ein zum Tode getroffener Perserfürst, und in fast gleichem Abstande von ihm ragen die beiden Monarchen, der des Westens und der des Ostens, aus der flutenden und sie umdrängenden Menge empor, darin ein Grundgesetz der griechischen Plastik, das der Responsion, in der Malerei wiederholend.

Links Alexander an der Spitze seiner Ritter vorwärts stürmend. Der Helm ist ihm entfallen, die Haare flattern im Winde, aber strenger Ernst erfüllt seine Züge; dazu die feste Haltung, die Kraft, mit der er die Sarissa führt, alles verkörpert die Tatkraft eines Heldenjünglings, der da weiß, daß ihm neben dem Siegeskranze noch eine Weltherrschaft winkt. Rechts dagegen Dareios auf seinem hohen Wagen, nicht den Gegner bekämpfend, sondern bereits vor ihm weichend. Denn der Würfel ist soeben gefallen. Angesichts des Ansturmes hat der Herrscher den Rückzug befohlen, und sein Wagenlenker ist dem Befehle blindlings gefolgt. Mit kurzer Wendung hat er das feurige Viergespann herumgeworfen: die Flucht soll beginnen. Da tritt gleich einem jäh herniederfahrenden Blitzstrahle das Ereignis ein, das den König wie mit magischen Banden so umschließt, fesselt, lähmt, daß er alles vergißt: die hohe Würde, die Herrscherpflicht, selbst die Lebensgefahr, in der er schwebt. Dieses Ereignis ist der Kern des Bildes, aus ihm erwuchs die Kunstidee.

An der Person des Königs hing das Reich, aber seine Rettung durch eilige Flucht war jetzt nur noch möglich, wenn Alexanders Ansturm für eine kurze Frist, für wenige Minuten aufgehalten werden konnte. Wer war imstande, diesen letzten Versuch zu machen, wer mußte es tun? Niemand anders als die edle Reiterschar der „Verwandten". Sie war die nächste Truppe am Wagen, sie mußte zur Deckung vor, und der Tod war ihr sicher.

Vier dieser Edlen, von denen zwei durch die schwere goldene Halskette als solche sofort erkennbar sind, hat der Maler in die nächste Nähe des Königs gerückt, um zu zeigen, wie einmütig sie für ihn handeln und leiden. Den ersten hat der plötzlich herumgeschwenkte Wagen umgerissen, sein erschrecktes

Pferd ist schon weit fortgestürmt — links vom flatternden Königsmantel erkennt man noch die Hinterbacken und den emporgerichteten Schweif —, der Reiter selbst liegt rechts vorn am Boden und will sich soeben wieder aufrichten, da stürzt der große goldene Schild des Königs vom Wagen herab, und auf seiner spiegelblanken Außenseite sehen wir das todesblasse Antlitz dieses Fürsten, der uns den Rücken zuwendet und mit dem rechten Arm die Last des Schildes abzustützen sucht, während ein zweiter, gleichzeitig von den Rossen niedergeworfener Perser — wie es scheint ein Troßknecht — von rechts her zwischen dem Schilde und dem Wagen eilig hindurchkriecht, um der drohenden Lebensgefahr zu entgehen. Ein drittes Opfer der plötzlichen Wagenschwenkung ist der Bogenschütz rechts, der soeben noch schießen wollte, als der Wagen ihn niederriß.

Bannt uns schon diese genial erfundene Gruppe, die den plötzlich entstandenen Wirrwarr meisterhaft darstellt, so wächst unsre Teilnahme, wenn wir den zweiten Fürsten betrachten. Ihn erreicht vor unsern Augen das grause Schicksal. Vergeblich war sein Speerwurf — die Waffe liegt am Boden —; im Augenblicke seines Vorreitens zur Deckung hat ein feindlicher Stoß von unten her sein Roß gefällt, und noch ehe er aus dem Sattel ist, durchbohrt ihn Alexanders Lanze. Noch packt er mit der Rechten die Sarissa, um sie aufzuhalten, während die Linke in der Todesangst die Luft durchfegt. Er ist ein verlorener Mann, den auch der dritte Freund, gleich rechts neben und hinter ihm mit geschwungenem Säbel im Galopp heransprengend, nicht mehr retten und schwerlich rächen kann.

Der vierte Fürst, ganz im Vordergrunde hochaufgerichtet, ist bisher am glücklichsten gewesen. Ihn hat das Viergespann nicht gestreift und keine Lanze getroffen, bei voller Besinnung hat er richtig erkannt, daß auch der Wagen bereits wertlos geworden ist. Das Entsetzen und die Verwirrung sind schon zu groß, der Menschen- und Tierknäuel zu dicht, um rasch durchzukommen, — nur ein feuriges Roß vermag den König noch zu retten. Sein Hengst soll es sein, er selbst ein weiteres Opfer. Mit starker Hand bändigt er das edle Tier und drängt es herum in die Rückzugsbahn, bleibt aber, einen letzten Abschiedsblick auf den sterbenden Gefährten werfend, wohlbewaffnet, um, sobald der König geflüchtet, zu Fuß weiterzufechten und fallend seine Pflicht zu tun wie die andern.

So hat in unvergleichlicher Weise des Meisters Genius das scheinbar Unmögliche möglich gemacht und in diesen vier Gestalten die Treue für den Herrn, die Treue bis zum Tode verherrlicht, indem sie vier Phasen eines Affektes, der auf der gleichen ethischen Grundlage ruht, zur Darstellung brachte.

Und der König, für den die Besten in Treue so fest und einmütig handeln und dulden, bleibt nicht zurück. In dem ernsten Augenblicke, wo für ihn alles auf dem Spiele steht, sieht er nur eins: den jähen Opfertod des Führers seiner Edelschar, vielleicht den seines Bruders Arrathes. In höchster Aufregung, tiefen Schmerz im Antlitz, beugt er sich weit vor, den rechten Arm ausstreckend, als könne er noch Hilfe bringen; seine Pfeile sind verschossen, in der linken Hand noch den Bogen haltend, merkt er nicht, daß sein Schild

herabstürzt; er denkt weder an seine Rettung noch an einen rühmlichen Tod, das tiefste Mitgefühl erfüllt ausschließlich seine Seele, er ist nicht mehr der allmächtige Herrscher, sondern der edle Mensch. Durch diese selbstlose, echt menschliche Größe des Perserkönigs ist, wie Welcker so schön betont hat, dem ungestümen, siegesbewußten Griechenfürsten ein so gutes Gegengewicht gegeben worden, daß für den Beschauer das Mitleid nicht weniger als die Furcht sich vereinigt durch die Höhe der Kunst, ja, daß der Besiegte eigentlich als der Sieger erscheint.

Den stärksten Gegensatz zu ihm bildet sein Wagenlenker; der kennt kein Mitleid, sondern nur die eine Pflicht, um jeden Preis den Herrn zu retten. Sein rücksichtsloser Eifer hat die furchtbare Verwirrung im Gefolge des Großkönigs angerichtet: der im Vordergrunde rechts liegende Perserfürst war ein erstes Opfer, der auf allen Vieren am Wagen vorbeiflüchtende Troßknecht ein zweites; das dritte ist ein Bogenschütz, der eben noch schußbereit aufrechtstehend und nun jäh niedergerissen, unter dem Viergespann liegt und in der höchsten Gefahr schwebt, im nächsten Augenblicke gerädert zu werden. Aber was kümmert das den Wagenlenker? Mit finsterem Grimme im Antlitz und mit höchster Energie die Peitsche schwingend, treibt er die Rosse an, um aus dem Knäuel von Menschen und Tieren, der ihn hemmt, herauszukommen und das offene Blachfeld zu gewinnen. Wieder sind es nicht fühllose Massen, die der Künstler uns an dieser Stelle vorführt, sondern charaktervolle Gestalten, es ist ein zweiter Teil der „Verwandten", es sind die Fürsten und Edlen. Hatte die plötzliche Wendung des Wagens ihnen den furchtbaren Ernst der Lage enthüllt, so sind sie nun durch das Benehmen des Monarchen, dessen Ursache sie mehr ahnen als sehen, ganz unsicher geworden; sie schwanken hin und her, sie sind bestürzt, ja erschüttert. Hinten freilich stürzen noch zwei von ihnen mutig in den Kampf, und ein dritter winkt mit der hocherhobenen Rechten schleunige Hilfe heran, doch die Mehrzahl stockt: wie in Verzweiflung greift der Nächste sich an den Kopf, ein zweiter neben ihm ruft gleichfalls winkend nach vorn, aber gleichgültig gegen beide hat des Königs Bannerträger, der von dem Wagen nicht weichen darf, zum Abritte bereits umgeschwenkt. Eine seltene Fülle von Motiven, wenn auch nur auf Köpfe, Oberkörper und Gliedmaßen beschränkt, alles aber scharf gesondert und bis auf die Lage der einzelnen Lanzen folgerichtig durchgeführt — dabei vortrefflich erhalten, veranschaulicht in fast erschöpfender Weise die ratlose Verwirrung unter den Persern, den Anfang vom Ende.

Um so schmerzlicher berühren die großen Lücken des Bildes auf der griechischen Seite. Sicherlich umgab die Blüte der mazedonischen Ritterschaft und das Elitekorps der Hypaspisten den kühn voranstürmenden König, jeder einzelne von ähnlichem Tatendrange durchglüht, nach Ruhm und Ehre lechzend wie er, der allzeit Vorderste. Und neben dem Ansturme muß hier auch noch der hartnäckige Widerstand geschildert worden sein, so daß es an lebhaft bewegten Kampfgruppen nicht gefehlt hat. Aber wie wenig ist geblieben, Umrisse oben und Umrisse unten, welche die Phantasie, so gut es geht, deuten und verbinden muß. Rechts und hinter Alexander hält auf persischer Seite ein barhäuptiger

Schildträger —, kein Perser, sondern wahrscheinlich ein griechischer Söldner, — noch wacker Stand gegen einen Ritter mit reich geschmücktem, den hohen Rang verkündenden Helme, der mit hochgeschwungener Lanze ihn niederstoßen will, — er ist aber auch der Letzte, der noch Widerstand leistet, denn hinter ihm jagen, behelmte wie bemützte Reiter — an den sorgfältig geknoteten Stirnbüscheln ihrer Pferde erkennt man sie sofort als Perser — offenbar geworfen und verfolgt in stürmischer Eile zurück und verbreiten Angst und Schrecken, wohin sie kommen. Sie verraten uns auch die Stelle, wo der erste Durchbruch im Zentrum gelang. Aber der stürmische Angriff hat auch furchtbare Opfer gekostet, die wir leider mehr ahnen als sehen. Ein schwer Verwundeter, ohne Helm und schmerzlich vornübergebeugt, wankt langsam zurück, während ein Silberschildner dicht hinter dem Könige gestürzt auf der Erde liegt und zahlreiche Waffen, ein Helm, vielleicht der des Herrschers, Bogen, Pfeile und Köcher sowie Lanzen und Schilde den Boden bedecken, — sichere Anzeichen dafür, wie heiß der Kampf gerade an dieser Stelle soeben noch getobt hat.

Der Hintergrund — weder Himmel noch Ferne zeigend — ist mit richtigem Takte einfarbig, nämlich staubgrau, gehalten, nur ein alter abgestorbener Baum in der Mitte, eine Felsklippe rechts und ein paar Steine vorn deuten auf ein Blachfeld, entbehren aber jeder Charakteristik des Lokals. Absichtlich hat der Maler alles vermieden, was den Beschauer ablenken könnte. Die großartige Klarheit der Komposition sowie die selbstbewußte Beschränkung auf wenige Hauptgruppen mit bestimmt geschiedenen und richtig verteilten Einzelfiguren, endlich die meisterhafte, in keinem Zuge irrende Charakterisierung der mannigfachen Gemütsaffekte in Haltung, Gebärde, Gesichtsausdruck bei Siegern und Besiegten, die Kühnheit in der Zeichnung von Rossen und Reitern erheben dieses Schlachtbild zu einem Kunstwerk allerersten Ranges, das Lionardos, Rafaels, Rubens und Vernets Schöpfungen dieser Gattung der Malerei völlig ebenbürtig ist.

Der ungeheure Kampf zwischen Hellas und Asien — der natürliche Rückschlag nach den Perserkriegen — konnte nicht besser veranschaulicht werden als durch das historisch begründete Gegenüberstellen des löwenkühnen Jünglings, der von nichts als von Siegen und der Weltherrschaft träumte, und dem Großkönige, der viele Friedensjahre hindurch seines Amtes gewaltet hatte, ohne die Schrecken des Krieges kennen zu lernen. Und dabei ist nicht der Sieger, sondern er, der Besiegte, dem Untergange Geweihte, der Hauptanziehungspunkt im Bilde. Schon Goethe hat das gefühlt, denn er schreibt in jenem denkwürdigen Briefe vom 10. März 1832: „Es ist ein höchster Gedanke, daß der Perserkönig sich vor der unmittelbaren Gefahr weniger als über den Untergang seiner Getreuesten entsetzt." Und Otfried Müller erweitert diese Auffassung auf die ganze rechte Seite, indem er sagt: „Die persischen Reiter sind ganz mit der Gefahr ihres Königs beschäftigt; ängstliches Verlangen, ihm beizustehen, und Unmut gegen den vordringenden Feind malt sich in den treuen Gesichtern. Überhaupt ist die gänzliche Hingebung des Gemüts an die Person des Königs der tiefste Charakterzug der persischen Nation, der das Ganze durchdringende und verklärende Gedanke."

II.

Ungleich schwieriger als die Analyse des herrlichen Kunstwerkes ist die Beantwortung der Fragen: Woher stammt es, ist es einheimische oder fremde Arbeit? Ist es Original oder Kopie? Wer war der Meister? Eine befriedigende Antwort auf jede Frage kann innerhalb gewisser Grenzen wohl gegeben werden, doch läßt sich dieses Resultat nur auf Umwegen gewinnen.

Hier beginnt die Arbeit des Architekten, denn von der Casa del Fauno ist auszugehen. Sie muß auf Planbildung, Architektur des Inneren und Kunstschmuck untersucht und mit Häusern derselben Zeit und desselben Ranges verglichen werden. Eine wichtige Grundlage für diese Untersuchung steht, allseitig anerkannt, fest: Das Haus gehört zu den ältesten und prächtigsten der Stadt und ist, abgesehen von dem äußeren Teile seiner rechten Hälfte, der nach dem Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. erneuert wurde, wohlerhalten. Es liegt in der besten Stadtgegend, bedeckt einen ganzen Straßenblock und ist im wesentlichen ein Tuffsteinbau aus einem Gusse von vorzüglicher Technik. Der Architekt hat die zahlreichen kleinen und mittelgroßen Räume um zwei Atrien und ein vielsäuliges Peristyl ebenso zweckmäßig verteilt wie verbunden. Selbst der stattliche Garten, eine besondere Zierde des Hauses, wurde an allen vier Seiten mit Wandelhallen umgeben.

Die Durchbildung des Inneren ist ohne Luxus und mit vornehmer Maßhaltung erfolgt, zeigt aber an einzelnen bevorzugten Stellen den Trieb, mit neuen Architekturmotiven wirken zu wollen. Dazu gehört die Aufstellung von Säulen auf besonderen Untersätzen, sogenannten Stylobaten, eine Verbindung, die auf italischem Boden hier zum ersten Male vorkommt. Wir treffen sie sowohl bei den schön gezeichneten korinthischen Säulen in der Exedra mit der Alexanderschlacht als auch in dem prächtigen Vestibulum der linken Hälfte des Hauses, in dem der Architekt kleine, aus Stuck gefertigte viersäulige Tempelfronten auf vortretenden Deckplatten, die von Sphinxen und Löwen getragen werden, zu beiden Seiten angeordnet hat. Sämtliche Säulen hier besitzen Stylobate und das Ganze ist eine Prunkdekoration, die in dem großen Denkmälerkreise der antiken Baukunst einzig dasteht. Marmorharter Stuck bedeckt die Säulen und Wände, und ebenso anmutige wie bescheidene Färbung belebt sie, doch liegt der Schwerpunkt auf der plastischen Seite. Die gesamte Stuckarbeit, welche echte Marmortäfelung oft täuschend nachahmt, ist besonders in den feineren Baugliedern (Kapitellen und Wandgesimsen) von seltener Eleganz und weist unmittelbar auf edle Vorbilder der hellenistischen Baukunst zurück.

Schon seit einigen Jahrzehnten ist von berufenen Kunstforschern dieser architektonische Dekorationsstil des Inneren aus Alexandria abgeleitet und der sehr einheitlich durchgeführte Bau in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts gesetzt worden. Wahrscheinlich ist er um 190 v. Chr. anzusetzen. Er war, wie ich glaube annehmen zu müssen, ein Erstling am Platze, der Neues gebracht und daher auf seine Umgebung vorbildlich weitergewirkt hat. Dabei enthält er aber so viele Besonderheiten, daß man ihn als einen singulären Bau bezeichnen muß, der für die Bildung und Sinnesweise seines Besitzers ein glänzendes Zeugnis ablegt.

Bemerkenswert ist zunächst im Gegensatze zu andern Häusern derselben Zeit, z. B. der Casa del Laberinto, di Meleagro und di Sallustio, das Fehlen eines Speisesaales, der gegen Kälte gut geschützt liegen und völlig zugfrei sein muß. Hat der Besitzer aus geschäftlichen oder gesundheitlichen Gründen während des Winters tiefer im Süden gewohnt, in Syrakus, auf Rhodos oder in Alexandria? Wir wissen es nicht: nur die Tatsache steht fest, daß dieses vornehme Haus eines Wintertrikliniums entbehrt, während mehrere Sommertriklinien bescheidener Größe (am Garten allein zwei) vorhanden sind.

Ungleich wichtiger ist ein zweiter Punkt. Das Haus enthält — abgesehen von einem ziemlich untergeordneten Bilde in einem Nebenraume — keine Wandmalereien. Wenn nun auch feststeht, daß deren Zeit noch nicht gekommen war, als der Bau entstand, so bleibt es doch auffallend, daß auch die spätern Eigentümer auf jenen so sehr beliebten Schmuck verzichtet haben. Möglicherweise waren wertvolle Tafelbilder vorhanden, die man pietätvoll bewahrte und vor dem Untergange bei der Katastrophe im Jahre 79 n. Chr. rettete; denn daß der Bauherr ein großer Kunstfreund und ein Sammler von feinem Geschmack gewesen ist, dafür spricht die doppelte Tatsache, daß die Mosaiken einen Hauptschmuck seines Hauses gebildet haben und daß die Mehrzahl derselben ihm sicher schon gehörte, als er den Bau begann. Ihr würdiges Unterbringen war eine Hauptforderung des Bauprogrammes. Das lehrt der Grundriß. Er zerfällt, nach der Breite des Grundstückes betrachtet, in zwei ungleiche Hälften. Die kleinere rechts, mit viersäuligem Atrium, war — abgesehen von zwei vermieteten Läden an der Straße — in mustergültig praktischer Weise vorn für den Geschäftsbetrieb, wofür der erhaltene, noch stehende Geldschrank spricht, und hinten für die Haushaltung bestimmt. Die größere Hälfte links zeigt dagegen einen ganz verschiedenen Charakter. Abgesehen wieder von zwei Läden an der Straße, deren Betrieb die Sklaven des Besitzers besorgten, diente sie nicht bloß dem geselligen Verkehre, sondern auch höherer geistiger Unterhaltung, denn sie umschloß ein kleines Museum von zwölf Mosaiken und war demgemäß angeordnet und durchgebildet. Schon das tuskische Atrium mit seiner streng symmetrischen — man darf sagen echt akademischen — Anordnung aller Türen und der um eine Stufe erhöhten Nebenräume rechts wie links, vorn wie hinten um das große oblonge Impluvium mit dem leise rauschenden Springbrunnen, spricht verständlich, daß es hier auf ruhige Sammlung des Geistes abgesehen war. In noch höherem Maße gilt dies von dem Peristyle, der durch schöne Verhältnisse, reine Kunstformen und musterhafte Technik fast alle andern Säulenhöfe in Pompeji überragt. Wie die Cella eines Tempels feierlich beleuchtet und doch schattenkühl, dabei dem Tagestreiben völlig entrückt, mußte es wie eine weihevoll gestimmte Kunsthalle wirken durch das vornehm gestaltete Sprechzimmer (Tablinum) als Propylaion davor und mit dem schönen Ausblick durch zwei weitgeöffnete Exedren auf den friedlichen Garten.

In dieser Haushälfte besitzen aber nicht bloß die wichtigern Räume am Atrium und am Peristyle musivische Fußböden, die nach Material, technischer Behandlung und mannigfachem Kunstinhalt sehr verschiedene und zum

Teil hochinteressante Variationen liefern, sondern dieser kostbare Besitz dehnt sich viel weiter aus, er ist beinahe überall vorhanden. Er beginnt schon vor der Tür mit der farbigen Inschrift: Have in Majuskeln, dann folgt nach dem geometrisch gezeichneten und in lebhaften Farben schimmernden Mosaikboden des Ostiums in rascher Steigerung die prachtvolle Türschwelle dicht vor dem Atrium — einen Laub- und Fruchtstrang mit gemusterten Glasringen und tragischen Masken darstellend —, die in stilvoller Zeichnung, harmonischer Färbung und vollendeter Technik der Alexanderschlacht so nahe wie möglich steht. Sie war es, die jedem Besucher unhörbar einst zurief: „Tritt ein, denn hier sind Götter!" In der Tat sind die figürlichen Kompositionen, elf an der Zahl, der Stolz des Besitzers gewesen. Die erste lag vorn am Atrium in dem kleinen Schlafzimmer, das noch jetzt die beiden erhöhten, rechtwinklig zueinandergestellten Lagerbetten enthält, während die verbleibende Bodenfläche mit der Gruppe eines Faunes und einer Nymphe geschmückt war. Weitere Beispiele fanden sich in den beiden Alen (Wartezimmern) rechts und links vor der Hinterwand. Die letztere Ala besaß ein Mosaikbild in derber Arbeit, auf schwarzem Grunde weiße Tauben darstellend, die aus einem reich verzierten, offenstehenden Schmuckkasten eine Perlenschnur herausziehen, und die erstere bewahrte zwei ursprünglich nicht zusammengehörige, sondern erst später — wahrscheinlich hier — vereinigte Genrebilder mäßigen Umfanges. In dem obern Bilde spielt eine junge gefleckte Katze sehr munter mit einem Vogel — Huhn oder Wachtel —, der wehrlos daliegt, weil man seine Füße zusammengebunden hat, während das untere eine merkwürdige Verbindung von Tierstück mit Stilleben zeigt. Die Oberhälfte füllen zwei auf Nelumbiumstengeln behaglich ruhende Enten, von denen die hintere einen solchen Stengel mit Knospe frißt, und die Unterhälfte wird eingenommen links von zwei Paar kleiner, lebender Vögel mit zusammengebundenen Füßen, rechts von einem Bündel toter Fische und in der Mitte von einem Haufen von Schnecken und Muscheln. Das Ganze sieht aus wie eine Marktstudie des Südens, keck aufgefaßt und lebensvoll wiedergegeben.

Einen ungleich höhern Wert nach stofflichem Inhalt wie seiner Technik besitzt das quadratische Mosaik in dem rechts vom Tablinum liegenden Sommertriklinium, das den attischen Dämon Akratos, als geflügelten, efeubekränzten Genius auf einem gezäumten und mit Weinlaub umschlungenen Löwen reitend und einen großen zweihenkligen Glasbecher (Skyphos) vorsichtig haltend, zum Gegenstande hat. Diese ebenso schön gezeichnete wie reich gefärbte Komposition — ein Meisterwerk musivischer Kunst — umgibt ein doppelter Saum, der äußere mit dem Schema der Meereswoge, der innere ein Laub- und Fruchtstrang mit tragischen wie komischen Masken geschmückt.

Als völlig anders geartetes Gegenstück dazu und sofort an das Katzenbild wie an die Marktstudie erinnernd, lag dann links vom Tablinum in dem luftigen Vor- und Durchgangszimmer ein zweites Tierstück, das eine Szene aus der Fauna des Mittelmeeres behandelt. In der Mitte kämpft ein vielarmiger Polyp mit einem großen Seekrebse auf Tod und Leben, und Fische aller Gattungen, darunter Seeaale und Rochen, umkreisen teils neugierig, teils

ängstlich die beiden Feinde; der Untergrund ist felsig, Muscheln liegen dort, und Fische wie Seepferdchen gleiten darüberhin. Ein elastischer Rankenfries mit Blättern und Blumen, auf denen sehr kleine Eroten Insekten fangen oder Schnecken suchen, umschließt das merkwürdige Bild, das einen geistvollen Künstler verrät und uns sofort an den Einblick in die Wasserzelle eines modernen Aquariums erinnert. Mit vollem Rechte verdiente es den bevorzugten Platz, den es im Hause erhalten hatte, weil es den Kampf ums Dasein auch in der Meerestiefe veranschaulicht.

Von hier aus, den Peristyl quer durchschreitend, erreicht man die gleich einem korinthischen Antentempel weitgeöffnete Exedra, in der die Alexanderschlacht lag, und dicht vor ihr zwischen den Stützen drei Friesstreifen, die inhaltlich ein Ganzes bilden. Dieser Fries verdient eine nähere Besprechung, weil er eine Uferstrecke des Niles mit den Haupttypen seiner Fauna und Flora und in knapper Fassung zugleich den Kampf ums Dasein auf der Erde vorführt. In dem langen Mittelstreifen sieht man am Ufer links neben einer hohen Dattelpalme, wie der gegen giftigen Biß von Natur gefeite Ichneumon gegen die hochaufgerichtete heilige Schlange mutig vorgeht, rechts fechten zwei Ibisse mit gekreuzten Schnäbeln, und in der Mitte ist soeben aus dem Strome ein Nilpferd aufgetaucht, das zähnefletschend auf ein junges, am Ufer liegendes und entsetzt fauchendes Krokodil losschwimmt, also drei verschiedene Szenen des nie rastenden Kampfes in der Tierwelt.

Der Strom selbst wimmelt von friedlichen Enten, teils einzeln, teils gepaarte, hier munter schnatternd, dort äsend; am Ufer wachsen Riedgräser und junge Papyrosstauden, aus dem Wasser erheben sich zwischen kleinen treibenden Grasinseln langstielige Nelumbien in allen Stadien der Entwicklung; einzelne haben reife Früchte, und auf diesen sitzen Vögel, die die Samenkapseln auskernen. Gleichen Genres, doch einfacher gehalten, sind die beiden kleinern Nebenstreifen. Leider ist der rechte Teil stark beschädigt — in der Mitte fehlt ein beträchtliches Stück —, und die Ausbesserung ist genau so schlicht und notdürftig erfolgt wie diejenigen in den Lücken des Schlachtbildes. Der wohlerhaltene linke Teil zeigt wieder eine Kampfszene: während einige Enten Nelumbienknospen verzehren, steuern zwei andre mutig auf einen Frosch los, der, nichts ahnend, auf einem Seerosenblatte sich wiegt. Der ganze Fries enthält eine Kette von charakteristischen Motiven des Naturlebens am Nile, die der Maler ebenso humorvoll wie mit spielender Sicherheit wiedergegeben hat. Daß eine so eigenartige Schöpfung nicht in Pompeji entstanden sein kann, sondern aus Ägypten stammen muß, liegt auf der Hand. Denn daß der Fries stets zu dem Schlachtbilde gehört hat, wird dadurch bewiesen, daß die kurzen Seiten an die Basen der Stylobate und Anten unverletzt stießen, als man das Mosaik auffand. Daher folgt, daß der Fries von Anfang an dreiteilig gewesen ist und die Architektur der Exedra die ursprüngliche Architektur wiederholt, wenn auch in anderm minderwertigen Materiale.

Wie an dem Peristyle eine nach vorn und nach hinten geöffnete Exedra das schönste Kunstwerk des Besitzers umschloß, so bewahrt ein etwas kleinerer, aber ganz identisch geöffneter Raum am Garten das letzte figürliche Mosaik,

das wie die Schlacht und der Fries gleichfalls schwer beschädigt und ebenso wieder notdürftig ausgebessert worden ist. Innerhalb eines reichen Mäandersaumes tritt — in kühner Verkürzung schräg von oben her gezeichnet — ein mächtiger Löwe voll finstern Grimmes dem Beschauer entgegen, als wolle er ihn sofort anfallen und niederreißen. Glücklicherweise ist eine Kopie 1885 in Pompeji (Reg. VIII insula 2, No. 32—35) gefunden worden, die erkennen läßt, daß der Löwe über einem noch lebenden Panther steht, so daß man hier die seltene Darstellung eines Kampfes aus der nordafrikanischen Tierwelt vor sich hat. Doch unterscheidet sich diese Kopie vom halbzerstörten Original in der sehr viel gröbern Technik. Das Original muß im unverletzten Zustande durch seine großartige Naturwahrheit einen überraschend packenden Eindruck gemacht haben. Weil der Besitzer ihm die zweitbeste Stelle im innersten Teile des Hauses gegeben hat und auch für die drei letzten so schwer beschädigten Bilder dauernd auf jede Ausbesserung verzichtet hat, bekundet er jene echte Pietät, die den wirklichen Kunstkenner von dem bloßen Kunstliebhaber zu allen Zeiten unterscheidet.

Aber sein Kunstsinn hat sich noch weiter geäußert, weil mehrere Bilder nach ihrem Erwerbe durch besondere nachträglich hinzugefügte Säume den Räumen angepaßt worden sind, um überall ein günstiges Verhältnis zwischen der kostbaren, die Mitte füllenden Steinmalerei und dem übrigen, die Umrahmung bildenden Fußboden herbeizuführen.

Eine besondere Sorgfalt wurde endlich seitens des Architekten und sicher im direkten Einverständnis mit dem Bauherrn der Beleuchtungsfrage gewidmet. Es lag daher die Mehrzahl in vortrefflichem, zweiseitigem, reflexlosem Sekundärlichte, während das Taubenbild nur einseitiges Licht erhielt und das Bild mit Faun und Nymphe wie ein Stiefkind am übelsten behandelt wurde. In jenem Schlafzimmer am Atrium hat stets mehr Dämmerung als Licht geherrscht. Hierin liegt ein wichtiges Moment für die Annahme, daß der Bauherr schon die besten Mosaiken besaß, als er zu bauen begann.

III.

Bei einer Prüfung des Inhalts der wichtigsten Bilder erkennt man bald, daß die Mehrzahl derselben auf einen engen Zusammenhang mit Ägypten hindeutet. Unantastbar fest steht ein solcher von dem dreiteiligen Friese mit der Fauna und Flora des Niles, aber auch von dem Katzenbilde mit dem Tierstillleben darunter; ferner von der Prachtschwelle mit tragischen Masken und Glasringen, sowie von dem Akratosbilde kann die gleiche Herkunft (wegen des Skyphos) nicht bezweifelt werden. Die Katze als Haustier ist zu den Griechen wie Römern nicht vor dem ersten Jahrhundert n. Chr. gekommen, obwohl ihre Zähmung schon seit uralter Zeit den Ägyptern gelungen war; mit welcher Mühe und in welchen unmeßbaren Zeiträumen hat Viktor Hehn treffend hervorgehoben. Als gute Illustration dient unser Bild, das einen Zähmungsakt, d. h. das gewohnheitsmäßige Spielen des jugendlichen Raubtieres mit einem ältern wehrlosen Federvieh, darstellt. Bezüglich des Tierstilllebens genügt eine Vergleichung seiner beiden Enten mit den

zahlreichen Exemplaren derselben Gattung auf dem Nilstromfriese, um sofort dieselbe Schule in ihrer naiv-sicheren Wiedergabe des Naturcharakters zu erkennen. Bei dem Schwellenmosaik, einem der schönsten, die aus dem Altertum gerettet sind, bilden die drei farbigen Glasringe, die der Maler über den von Früchten strotzenden Laubstrang gestreift hat, den Ausgangspunkt. Jeder Ring ist massiv aus zwei farbigen Schichten hergestellt und dann — jeder verschieden — abschnittweise mit Mustern — geschacht, gestreift, gezackt und geringt — höchst geschmackvoll dekoriert worden, indem man die obere Lage ausschliff, um die untere Farbe hervortreten zu lassen. Soweit sie es vermochte, hat dabei die Steinmalerei eine äußere Eigenschaft des Glases — den Glanz, die Spiegelungsfähigkeit — sehr gut wiedergegeben. Daß so kostbare Erzeugnisse, die der Maler auf Grund guter Vorbilder darstellte, nicht gewöhnliche Marktwaren waren, sondern ihren Ursprung in einem kunstgewerblichen Zentrum von hohem Range gehabt haben müssen, ist sicher, und daher kann nur wieder Alexandria als Entstehungsort in Frage kommen, weil hier unter der Herrschaft der ersten Ptolemäer sowohl in der Glaskunstindustrie wie in der Steinschneidekunst Gipfelpunkte erstiegen worden sind, wie weder vorher noch nachher. Eine weitere Probe ausgebildeter Glastechnik liefert das Akratos-Mosaik, wo der zum dionysischen Kreise gehörende Dämon einen zweihenkligen, für seine Kindesgestalt viel zu großen Skyphos auf dem rechten Oberschenkel abstützt und mit der rechten Hand etwas ängstlich festhält, um von dem Inhalt nichts zu verschütten. Daß der Skyphos ein Glasgefäß von seltner Größe — wohl für Herakles Hand bestimmt — von altertümlicher Form ist, lehrt die Durchsichtigkeit der Wandung, welche die Weinfüllung bis zur halben Höhe deutlich erkennen läßt. Endlich kann die charaktervolle Kampfgruppe zwischen Löwen und Panther, neben der Alexanderschlacht belegen, nur aus Studien von Libyen oder aus den Tiergärten der Ptolemäer herrühren.

IV.

Es erübrigt nun die Frage über die Heimat der Alexanderschlacht zu erörtern. Sie ist nicht in Pompeji entstanden, das beweisen die großen Lücken, die nie ergänzt, sondern notdürftig nur soweit ausgebessert wurden, daß eine nochmalige Verwendung gewagt werden konnte. Es liegt sehr nahe, auch hierfür an eine Verpflanzung aus Alexandrien zu denken, doch gibt es einen Grund, der die Vermutung zu unbedingter Gewißheit erhebt.

Das Bild verdient auch nach der technischen Seite eine genaue Prüfung. Es ist nicht klein, es mißt noch jetzt 2,42 m Höhe zu 5,50 m Länge und hat einschließlich aller Lücken etwa 13,40 qm Grundfläche. Da die Höhe der menschlichen Figuren 1,10 m beträgt, so ist es gestattet, etwa drei Fünftel der Lebensgröße anzunehmen. Ursprünglich war es etwas größer. Auf der rechten Seite scheint nur wenig zu fehlen, weil man annehmen darf, daß das linke Leitpferd des Königswagens hier den Abschluß bildete und nur die Unterhälfte des rechten Vorderfußes verloren hat, aber auf der linken Seite ist der Verlust beträchtlich größer zu schätzen, sobald man den sterbenden Perserfürsten auch

als den realen Mittelpunkt betrachtet und sich des auffallenden Übergewichtes der Personenzahl bei den Persern bewußt wird. Denn es galt für den Maler, die sehr große Übermacht des Perserheeres über das griechische zu veranschaulichen. Unter solchen Voraussetzungen darf man den Verlust auf eine Länge von mindestens 0,60 m, vielleicht noch mehr, veranschlagen. Die ursprüngliche Höhe ist im wesentlichen erhalten, wenigstens nach oben hin, denn unten im Vordergrunde ist es fraglicher, weil der dort vorhandene einfarbig dunkle Rand, der etwa den achten Teil der vorhandenen Bildhöhe beträgt, ein paar Felsbrocken der Ebene jäh durchschneidet. Indessen wirkt dieser Unterrand außerordentlich günstig — ähnlich wie die dunkle Brüstungswand vor einem Dioramagemälde —; er ist auch kein Zusatz, sondern hat stets zum Bilde gehört und findet sein Analogon in dem Tierstilleben, wo er gleichfalls verwertet ist. Dagegen wurde die etwas schmalere äußere Umrahmung — auf grauem Grunde als Stabgitter in zwei Farben komponiert, mit Rosetten in den Ecken — erst später, wahrscheinlich in Pompeji, hinzugefügt, wie eine Untersuchung des Materials und der Technik ergibt.

Das Mosaik besteht durchweg aus sehr kleinen Stiften der verschiedensten Marmorsorten. Das ist ein Vorzug für den Fußboden — bei der fast identischen Härte des Materials nutzt er sich langsam und gleichmäßig ab und läßt sich leicht reinigen — aber ein Nachteil für das Bild, weil der Künstler an die Färbungsgrenzen der natürlichen Steine gebunden ist. In technischer Beziehung stellt das Werk unter allen Schöpfungen seiner Gattung von gleichem Maßstabe den Gipfelpunkt dar. Weil durchschnittlich auf den Quadratzentimeter 12—16 Würfel kommen, so gelangt man zu der Schätzung, daß das unbeschädigte Mosaik mehr als anderthalb Millionen farbige Marmorstifte besaß[1]). Die Oberfläche ist da, wo sie unverletzt blieb, völlig glatt, haarscharf sind die Fugen, und staunenswürdig bleibt — insbesondere bei einigen tadellos erhaltenen Gesichtern der Perser — neben der unfehlbaren Sicherheit in der Linienführung die vollendete Meisterschaft in der Färbung, die ebensosehr jede Härte zu vermeiden wie wichtige Punkte, z. B. den Spiegelglanz in der Pupille, zu betonen weiß. Von der erreichten Kunsthöhe gibt keine der bisherigen Veröffentlichungen oder gar farbigen Kopien auch nur angenähert eine richtige Vorstellung. Das ist nur in Neapel möglich, wenn man an einem schönen Tage die richtige Stunde wählt und dann nach erlangtem Permesso ein längeres Knieen nicht scheut.

Eine solche Höhe in einer der schwierigsten und zeitraubendsten Techniken haben im Altertume gewiß nur wenige besonders veranlagte und in langjähriger Schulung gereifte Künstler erreicht, wenn ihnen das erforderliche, nicht überall leicht zu beschaffende farbige Material in Fülle geliefert und bei der Ausführung volle Muße gegönnt wurde. Aus solchen Gründen darf an eine Privatindustrie nicht gedacht werden, sondern nur an Kunstwerkstätten,

[1]) Der in Berlin befindliche Zentaurenkampf mit Löwen aus der Villa des Hadrian in Tivoli hat 21—22 Würfel, und ein Bruchstück desselben Mosaiks bringt es sogar auf 32 Würfel pro qcm. Dagegen besitzt das große Mosaik von Nennig auf den Quadratzentimeter 2—3 und der in flüchtig genialer Weise hergestellte Panisks aus Olympia 1—2 Würfel.

die der Herrscher ins Leben gerufen hatte und mit fürstlicher Munifizenz dauernd unterhielt. Daher muß auch hier wieder Alexandrien in erster Linie in Frage kommen, weil diese Stadt infolge ihres raschen Aufbaues sehr früh, vielleicht von Anfang an, auf die Bekleidung der Innenmauern mit gesägten Marmorplatten angewiesen war. Daß man hierbei sehr bald auch farbige Gesteine verwendete, war natürlich, weil sowohl der Nil den Transport von Alabaster, Jaspis, Porphyr, Diorit und Basalt dauernd als auch das Meer den Bezug farbiger Marmorsorten von Lakonien, Paros und Euböa den größten Teil des Jahres gestattete. Ebenso begreiflich ist es, daß die zahllosen Abfälle, die das Spalten und Zurichten der Blöcke wie das Sägen der Platten erzeugte, zu einer weiteren Verwertung des kostbaren Materials drängte. Nichts empfahl sich mehr als die Herstellung von Fußböden in farbigen Mustern, sobald man einen dauerhaften Mörtel zur sicheren Einbettung der Steinwürfel besaß. Gerade daran fehlte es am wenigsten in Ägypten, wo die verschiedensten Sorten von Estrich-, Ziegel- und Steinfußböden seit drei Jahrtausenden fast alle Phasen der Entwicklung durchlaufen hatten. Ferner gab es nirgendwo in der alten Welt so einseitig geschulte, in Geduld und Ausdauer einzig dastehende und bis zur höchsten Virtuosität durchgebildete Arbeitskräfte in den Kreisen der Bauhandwerker wie hier. Wenn also in Alexandrien bald nach seinem Aufbau für die Herstellung reicher Mosaikböden in den Prachtbauten, in den Tempeln und Königspalästen Kunstwerkstätten eingerichtet wurden und rasch zu einer hohen Blüte gelangten, so hat es durchaus nichts Auffallendes, wenn einer der späteren Ptolemäer, der Sinnesweise der Pharaonen für monumentale Verewigung sich anschließend, von der Steinmalerei zuletzt das Höchste verlangte, nämlich die Wiederholung eines berühmten Tafelbildes in unzerstörbarem Materiale.

V.

Die Tatsache, daß unter den vielen Hundert von antiken musivischen Fußböden mit figürlichen Darstellungen aus den verschiedensten Zeiten und Ländern bisher kein einziges Bild gefunden ist, das nach Form wie Inhalt, Größe und Schönheit mit der Alexanderschlacht verglichen werden könnte, gibt schon den Wink, daß hier eine Schöpfung vorliegt, die unter ganz besonderen Verhältnissen zustande gekommen ist. Sodann erkennt jedes kundige Auge, daß die großartige Kühnheit, mit der die schwierige Aufgabe angefaßt, und die geniale Sicherheit, mit der jedes einzelne Motiv innerhalb eines großen Figurenkreises durchgeführt worden ist, auf die freie schöpferische Tätigkeit mit Stift und Pinsel hindeutet. Das Original war sicherlich ein Wandgemälde oder ein Tafelbild, das in so hohem Ansehen stand, daß man es trotz der unvermeidlichen Einbuße an farbiger Wirkung, trotz der großen technischen Schwierigkeiten und trotz der enormen Kosten auf einen Fußboden übertrug.

Ein solches Bild, die Schlacht von Issos darstellend, befand sich in Alexandria. Gemalt hatte es, wenn wir der nur bei Photios geretteten Angabe des übel berufenen Ptolemaios Hephästion trauen dürfen, die Malerin Helena, die Tochter Timon des Ägypters, „als Zeitgenossin dieser

Begebenheit". Kaiser Vespasian verpflanzte dieses Bild — es war daher ein Tafelbild — mit andern hervorragenden Kunstwerken aus jener Weltstadt im Jahre 75 n. Chr. nach Rom in seinen neuerbauten Friedenstempel am Forum. Auch das hochberühmte Tafelbild des Protogenes — der Jalysos — wurde damals aus Rhodos entführt und kam nebst der Skylla des Nikomachos an demselben Orte zur Aufstellung. Beide Nachrichten dürfen als Maßstab für die hohe Wertschätzung des Schlachtbildes der Helena in der Epoche der Flavier benutzt werden.

Die Richtigkeit der auffallenden Angabe in jener Überlieferung des Hephästion läßt sich zwar durch positive Gründe nicht erweisen, gewinnt aber einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man, von dem Gegenstande ausgehend, sich nach gleichen Schöpfungen in jener Zeit umsieht und zugleich nach dem etwaigen Auftraggeber forscht.

Von den Satrapen, die nach Alexanders frühem Tode (323) zur Selbstherrschaft gelangten, konnte kein andrer ein solches Interesse für die Verewigung der Schlacht von Issos haben als Ptolemaios I., des Lagos Sohn, einer der sieben Leibwächter, der bei Issos tapfer mitgefochten und hier den Grundstein für sein rasches Emporsteigen in der Gunst des Königs gelegt hatte. War er der Besteller, so begreift es sich, daß er nicht nur als Augenzeuge und Mitkämpfer den besten Rat erteilen, sondern auch als Besitzer von ausgesuchten Beutestücken, von kostbaren Waffen wie Kleidern der Künstlerin das ganz unentbehrliche Material in echten persischen Sachen zur Verfügung stellen konnte. Nur durch eine solche Annahme erklärt sich die merkwürdig treue Wiedergabe aller Details in Tracht und Bewaffnung beider Heere. Denn das mazedonische Heer — darunter vielleicht noch Veteranen Alexanders — bewegte sich damals täglich in den Straßen Alexandriens und lieferte ohne Schwierigkeit das erforderliche Material zu Studien und Skizzen für die griechische Seite, während die Vorbilder für Tracht und Waffen des aufgelösten Perserheeres nur die Trophäensammlung des fürstlichen Bestellers spenden konnte. Man wird daher schwerlich viel irren, wenn man die Entstehung des Originals um das Jahr 320 oder etwas später ansetzt, weil Ptolemaios nach dreijähriger Herrschaft unter heißen Kämpfen im Westen wie im Osten erst 321 durch den Vertrag von Triparadeisos in den sicheren Besitz seiner Satrapie gekommen war und nun seiner kunstsinnigen Natur entsprechend mit zielbewußter Energie den weiteren Aufbau und die Verschönerung Alexandriens betrieb. Eine Residenz und eine Weltstadt wollte er haben, und zwar dem Charakter jener schnelllebigen Zeit entsprechend so rasch als möglich. Jahrelang muß damals eine fieberhafte, fast stürmische Bautätigkeit an jenem Platze geherrscht haben, den Alexanders Herrscherblick gewählt und der Genius des Deinokrates schon im Keime als ein einheitliches Kunstwerk gedacht hatte. Auf allen Gebieten der Baukunst, des Nutz- wie des Prachtbaues, drängte eine Aufgabe die andre; geschickte Handwerker standen zur Verfügung, die Anfuhr der Materialien war leicht, die Mittel waren überreichlich vorhanden, und an begabten Architekten hat es nicht gefehlt. Unter den Prachtbauten standen in erster Linie die Königsburg und das Mausoleum der Herrscher

mit der Gruft Alexanders. Keins der beiden Baudenkmäler konnte der höheren Weihe durch die bildende Kunst entbehren, und jedes war berechtigt, die Erinnerungen an die gewaltige Zeit und den letzten Helden zu pflegen; aber eine Entscheidung zu treffen, wo einst das Schlachtbild hing, ist unmöglich. Jedenfalls darf man annehmen, daß es in einer Zeit entstanden sein wird, wo Ptolemaios seine Friedensarbeiten mit vollem Nachdruck betreiben konnte. Diese Auffassung wird auch nicht erschüttert durch zwei bei Plinius erhaltene Nachrichten über damals gemalte Perserschlachten. Er meldet an einer Stelle, daß Aristeides dem Tyrannen Mnason von Elatea eine Perserschlacht geliefert habe, „wobei er hundert Menschen auf derselben Tafel darstellte und sich für jeden 10 Minen (600 Mk.) ausbedungen hatte", und an einer andern Stelle, daß Philoxenos aus Eretria für König Kassander eine Schlacht des Alexander mit Dareios gemalt habe, „welches Bild keinem andern nachstände". Da in keiner dieser Nachrichten gesagt wird, welche Schlacht verewigt wurde, so ist es nicht unmöglich, daß beide Bilder auf den Kampf von Issos gingen; doch kommt das erste wegen der vielen darauf dargestellten Personen nicht in Frage. Aber Kassanders Bild schließt die Schlacht am Granikos aus, weil dort Dareios nicht anwesend war; sodann gestattet die Angabe „des Königs Kassander" erst eine Annahme nach 306, wo Kassander den Königstitel sich aneignete. Ferner hatte der Besteller Alexander den Großen erst in Babylon kennen gelernt nach Beendigung aller Feldzüge und errang infolge seines herausfordernden Wesens bei dem Könige keine Stellung. Zwei Jahre nach Alexanders Tode (323) verschwägerte er sich mit Ptolemaios I. und hat vielleicht bei dieser Gelegenheit das Bild der Helena gesehen, so daß er später, als er König geworden war, den gleichen Gegenstand oder auch die Schlacht von Arbela bestellen konnte.

Sein Schlachtbild ist verschollen und ohne Einfluß geblieben. Dagegen hat das Ptolemaiosbild eine Wiederauferstehung erlebt, und zwar seltsamerweise durch einen Schiffsbau. Seinem Sohne, dem Ptolemaios II. Philadelphos, wurde um 260 von Hieron II. aus Syrakus ein großes Prachtschiff, das Archias aus Korinth und Archimedes erbaut hatten, zum Geschenk gemacht. Das Schiff besaß zwanzig Ruderreihen, drei Masten, hatte acht Türme auf Deck und trug als Ballast eine riesige Getreideladung für Ägypten. Auf dem oberen Deck befanden sich ein Gymnasion, eine Wandelbahn mit Lauben von Efeu und Wein (in Kübeln), ferner eine Bibliothek und ein Bad. In den Prachtzimmern bestanden die Wände und Decken aus Zypressenholz, die Türen aus Elfenbein und Zitronenholz, und die Fußböden waren mit Mosaiken ausgestattet, die Szenen aus der Ilias, von Theon gemalt, darstellten. Dieses Schiff erhielt in Ägypten den Namen Alexandreia. Ein Menschenalter später ließ Ptolemaios Philipator (221—204) nach diesem Vorbilde, vielleicht um 210, zwei noch größere Schiffe ähnlich kostbarer Ausstattung erbauen, ein Seeschiff mit vierzig Ruderreihen und ein Nilschiff mit zwanzig Ruderreihen, das Thalamegos genannt wurde. Es hatte nur einen Mast und einen zweistöckigen Palast mit Sonnenzelt und einen Venustempel mit Kuppel. Obgleich von Mosaiken nichts Näheres berichtet wird, so darf

man bei der künstlerischen Sinnesweise des Herrschers doch voraussetzen, daß dieser so beliebt gewordene kostbare Kunstschmuck nicht gefehlt haben wird, und kann daher die Vermutung gewagt werden, daß in dieser Zeit und für diesen Zweck die Übertragung des wertvollen Tafelbildes mit der Alexanderschlacht erfolgt ist und sich hieran die Herstellung einer ganzen Reihe ähnlich kostbarer Mosaiken angeschlossen hat. Dann läßt sich auch bei dem frühen Tode des Herrschers und der Nachfolge seines erst fünfjährigen Sohnes Epiphanes die weitere Vermutung rechtfertigen, daß bei den langjährigen unsicheren Verhältnissen die Pflege und Benutzung der beiden Schiffe langsam aufhörte und der Verfall eintrat. Wenn man sich unter dieser Annahme der schweren Beschädigung der drei schönsten Mosaiken, nämlich der Alexanderschlacht, des Löwenkampfes und der Nilstromfauna in der Casa del Fauno, erinnert, so muß man unwillkürlich an eine Zerstörung von obenher, d. h. durch den Sturz schwerer Körper, wie Anker, Ketten usw., denken, welche jene bedauerlichen Schäden hervorgerufen haben.

Auch wird es nicht befremden, wenn man annimmt, daß nur in solchen unruhigen Zeiten von fast zwanzig Jahren es einem reichen Kaufmanne und Kunstfreunde gelingen konnte, diese wertvollen Prachtstücke nebst ähnlichen Mosaiken für sein in Pompeji zu erbauendes Haus ohne Aufsehen zu entführen. Dabei muß die bequeme Zugänglichkeit, mit der kostbare Mosaiken aus einer leicht zu beseitigenden Schiffsdecke ohne ernsthafte Beschädigung herausgenommen und verfrachtet werden konnten, in Anschlag gebracht werden. Wenn daher, wie oben hervorgehoben, die Erbauung des Hauses um das Jahr 190—180 v. Chr. feststeht, so erklärt sich der Zusammenhang aller Fundtatsachen in befriedigender Weise, und es verbleibt der Casa del Fauno der Ruhmestitel, ein Vorbild für die edelsten Wohnhäuser des klassischen Altertums gewesen zu sein.

Für uns Deutsche ist und bleibt es ein Schatzhaus, das Großes gerettet hat, und deshalb dürfte der Wunsch gerechtfertigt sein, daß an die Berliner Generalverwaltung der königlichen Museen die dringende Bitte gerichtet werde, eine farbige Kopie in natürlicher Größe baldmöglichst herstellen zu lassen, zur Ausfüllung einer großen Lücke für unsre Kenntnis in der Geschichte der Malerei des klassischen Altertums.

Heine und Straube.

Ein Gedenkblatt zum 17. Februar 1906.

Von

Ernst Elster.

Am 17. Februar werden fünfzig Jahre verflossen sein, seit Heinrich Heine von seinem langen Leiden durch den Tod erlöst wurde. Da tritt uns wohl die Frage entgegen, wie sich in diesen Jahrzehnten das Urteil über den Dichter verändert hat, was geschehen ist, um das Verständnis seiner Eigenart zu fördern, und wie wir uns heute ihm gegenüber stellen können. Selten hat ja eine Nation in gleichem Zeitraum so bedeutende Wandlungen erfahren wie die deutsche seit jenen Tagen; sollten diese Wandlungen nicht auch von Einfluß gewesen sein auf die Schätzung eines Schriftstellers, der durch seine ungewöhnliche Stellung gegenüber den mannigfachsten Fragen des Lebens, seinen respektlosen Witz, seine revolutionären Ideen und die überraschenden Spiele seiner Phantasie einen förmlichen Aufruhr in die stille Welt der deutschen Kultur hineingetragen hatte? Gewiß, solche Fragen drängen sich auf; aber es dürfte hier weder der Ort noch jetzt der richtige Zeitpunkt gegeben sein, sie zu beantworten. Sie ließen sich nicht mit wenigen Worten abtun; ausgezeichnete Männer wie Viktor Hehn, Heinrich v. Treitschke und manche andre haben über Heine kritische Urteile gefällt, in denen unter dem Einfluß bekannter Zeitströmungen Verkehrtes und Richtiges in befremdlicher Mischung hervortritt, und die daher ein langes und nicht eben erfreuliches Verweilen notwendig machten, während ja eigentlich schon längst die Akten darüber geschlossen sind; ein jeder bleibt schließlich doch bei seiner Meinung. Solche Dinge wieder aufzurühren, hieße den Gedächtnistag durch grelle Mißtöne stören. Auch eine die Ansichten andrer unberücksichtigt lassende Gesamtwürdigung des Dichters erscheint mir aus manchen Gründen wenig zeitgemäß, da eben jetzt vieles in lebhaftem Flusse ist, und da ja erst wenige Jahre verstrichen sind, seit die hundertste Wiederkehr von Heines Geburtstag zahlreiche Federn in Bewegung setzte. Erfreulicher wäre es, bei der wissenschaftlichen Spezialforschung über den Dichter zu verweilen, obwohl auch hier gerade die neueste Leistung, Edmund Goetzes Darstellung in Goedekes „Grundriß", wegen Urteilslosigkeit und lückenhafter Kenntnis, zu entschiedener Abwehr herausfordert; aber welchen Gewinn verdanken wir Männern wie Strodtmann,

Hüffer, Bölsche, Betz, Hessel, Proelß, Franzos, Nassen, Karpeles, Legras, Lichtenberger u. a., die bald diese, bald jene Seite von Heines Leben und Schaffen in ein helleres Licht gesetzt haben, so daß wir doch jetzt einen ganz andern Boden für unser Urteil über den Dichter gewonnen haben als die Generation um das Jahr 1856. Jedoch der Einzelheiten dieser Bemühungen kann hier nicht gedacht werden. Vielmehr möchte ich, das Gebiet der Allgemeinheiten fliehend, mich einer eng begrenzten Aufgabe zuwenden und über Heines ersten Aufenthalt in Göttingen, ein unfreiwillig abgekürztes Semester, und insbesondere über sein Freundschaftsverhältnis zu Heinrich Straube an der Hand unbekannten Materials, namentlich auch zweier bisher ungedruckter Briefe Heines an Straube, eine neue Darstellung in gedrängter Form zu geben versuchen. Der Zufall will es, daß der Nachlaß Straubes auch über das Leben der Annette v. Droste-Hülshoff höchst merkwürdige und überraschende Aufschlüsse bietet.

Die beiden Briefe an Heinrich Straube, die ich vor einigen Jahren erworben habe, gehören gewiß zu den für den jungen Heine besonders charakteristischen: in ihrer Verbindung von Schmerz, Selbstverspottung, studentischer Ungebundenheit und hastig-erregtem Fluge der Phantasie geben sie eine geistige Mischung, die wir wohl nur bei unserm Dichter und auch bei ihm nur in einer bestimmten Periode seines Lebens antreffen. Aber noch wichtiger dürfen sie uns deshalb sein, weil sie in eine Zeit fallen, über die bisher tiefes Dunkel gebreitet war: wir besaßen bis dahin aus dem Jahre 1821 nur sechs Briefe Heines und aus der Zeit vom 4. Februar bis zum 20. Oktober überhaupt gar keinen; das Ausbleiben jeder Nachricht aus diesen Monaten war für uns um so fühlbarer, als Heine eben damals in die ihm neue Welt der preußischen Hauptstadt eintrat, wo er Eindrücke gewann, die für seine Entwicklung von großer Bedeutung werden sollten. Allerdings bleibt das erste Berliner Semester auch jetzt noch unaufgeklärt; die für die Öffentlichkeit bestimmten „Briefe aus Berlin", in denen Heine sehr ausgiebige Mitteilungen macht, fallen erst in das nächste Jahr 1822. Aber schon dieses darf als ein Gewinn angesehen werden, daß wir aus den nachfolgenden Schriftstücken von einem Besuch Heines bei den Eltern in Oldesloe und von einem solchen in Hamburg erfahren, von denen uns bisher jede Kenntnis fehlte. Jedoch auch durch die Rückblicke auf die wenigen, durch die Relegation noch abgekürzten Monate, die Heine im Winter 1820 auf 1821 auf der würdigen Georgia Augusta Studierens halber verbrachte, sind die Briefe bemerkenswert: man hatte sich daran gewöhnt, immer nur an die Klagen zu erinnern, die der neuangekommene Sohn des heiteren Rheinlands in dem ernsteren und engeren Milieu der hannöverschen Universitätsstadt anstimmte — schauen wir genauer zu, so können wir nicht verkennen, daß er während dieses kurzen Aufenthaltes wertvolle Anregungen gewann, die fruchtbringend nachwirkten. Er arbeitete fleißig, brachte seine Tragödie „Almansor" dem Abschluß nahe, ordnete die erste Sammlung seiner Gedichte, die er der Brockhausschen Buchhandlung in Leipzig freilich vergeblich zum Verlag anbot, entnahm den germanistischen Vorlesungen Beneckes Belehrungen, die ihm noch nach vielen Jahren für die „Romantische

Schule" gute Dienste leisteten, und erfuhr vor allem auch hier wie andern Ortes das Glück, in anregendem Freundeskreise Verständnis seiner literarischen Interessen und mannigfache Förderung seines Schaffens zu finden. Während er der in Bonn zurückgelassenen Freunde Fritz v. Beughem, Fritz Steinmann und Jean Baptiste Rousseau noch oft herzlich gedenkt, findet er in Göttingen bald teilnehmende Genossen seines Strebens in Heinrich Funcke, Benedikt Waldeck, August Meyer und vor allem in Heinrich Straube, dem Mitherausgeber der „Wünschelruthe". Über Funcke, von dem ich nichts Genaueres zu sagen wüßte, schreibt Heine: „Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vorteil seinen Goethe gelesen und weiß ziemlich gut, was schön ist." Wenn Heine dann fortfährt, auch über die Dichtungen Benedikt Waldecks, des bekannten späteren Politikers, zu sprechen, so überkommt uns ein Staunen, auch diesen um die Gunst der Musen bemüht zu sehen; die Erfolge dieser Bemühungen sind denn auch nicht sehr herzerquicklich gewesen[1]). Aber unser junger Dichter dachte damals anders. „Sein," nämlich Funckes, „Hauskamisol Waldeck", so fährt er in jenem Briefe fort, „ist ein sehr guter Poet und wird mal viel leisten." Wir müssen beachten, daß Waldeck damals erst achtzehn Jahre alt war, und daß daher wohl seine allgemeine Begabung, noch nicht aber ebenso klar die besondere Richtung seines Geistes erkannt werden konnte. — Auch der dritte im Bunde, August Meyer, war eine kernhaft tüchtige Natur. Nach freundlichen Mitteilungen, die mir Eduard Grisebach, ein Großneffe Meyers, vor Jahren machte, war dieser 1799 geboren, wirkte später lange Zeit hindurch als Oberjustizrat und vortragender Rat im hannöverschen Justizministerium und starb im hohen Alter von neunzig Jahren 1889. Er war mit Luise Jochmus, einer Tochter des Oberamtmanns Jochmus in Lüneburg, verheiratet, dessen zweite Frau, „die schöne Oase in der Lüneburger Wüste", von Heine in Briefen an Rudolf Christiani mit Ausdrücken höchster Begeisterung gefeiert wird. Zu Meyers Verlobung gratulierte Heine, indem er aus dem zweiten Bande von Arnims „Dolores"[2]) auf einem schönen Bogen das Gedicht abschrieb:

Zwei schöne liebe Kinder,
Die hatten sich so lieb,
Daß eines dem andern im Winter
Mit Singen die Zeit vertrieb usw.

Meyer muß zu Heines nächsten Freunden gehört haben: noch kurz vor seinem Abschied von Göttingen bat er ihn nebst Straube zu sich auf sein Zimmer, wie es scheint, um ihm seine neuesten Poesien, wahrscheinlich den „Almansor", vorzulesen. Nach einigen Jahren, im Januar 1824, erfreute er sich in Hannover des Wiedersehens mit dem Freunde.

Der nächste seinem Herzen war aber in diesen Göttinger Tagen doch Heinrich Straube, und es ist mir ein Bedürfnis zu sagen, daß das in großen

[1]) Waldecks „Briefe und Gedichte" wurden von Schlüter (Paderborn 1883) herausgegeben.

[2]) Arnims „Sämtliche Werke". Herausgegeben von W. Grimm. Bd. VIII, S. 328. Berlin 1840.

Zügen gehaltene Bild, das ich in diesen Blättern („Deutsche Rundschau", 1901, Bd. CVII, S. 273 ff.) von ihm gezeichnet habe, einer wesentlichen Ergänzung und Berichtigung bedarf. Heine trat dem um fast vier Jahre älteren, damals siebenundzwanzigjährigen jungen Manne so nahe, daß er ihn nicht nur zum Teilnehmer seiner poetischen Bestrebungen, sondern auch seiner Herzensbedrängnisse machte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Straube unserm Dichter auch in dieser letzteren Hinsicht mit gleichem Vertrauen begegnete: ihn hatten, was bisher so gut wie unbekannt ist, die teuersten Bande mit keiner geringeren als Annette von Droste-Hülshoff verknüpft. Ein Mann aber, der von Annette leidenschaftlich wie kein andrer geliebt, von Heine zum Freunde erkoren worden war, verdient auf alle Fälle unsern aufrichtigen Anteil. An ihn richtete Heine während der kurzen Zeit ihres Zusammenseins zwei beachtenswerte Gedichte; das eine galt, wie eine inzwischen bekannt gewordene Handschrift nunmehr über allen Zweifel erhoben hat, dem Herausgeber der „Wünschelruthe", jener inhaltreichen, aber kurzlebigen romantischen Zeitschrift, die Straube gemeinschaftlich mit Hornthal und Christiani 1818 in die Welt gesandt hatte (genaueres in dem vorhin angeführten Aufsatz S. 267 ff. und vor allem in Houbens „Bibliographischem Repertorium", Bd. I, Berlin 1904). Es ist am 17. Dezember 1820 geschrieben worden. Das andre gehört dem gleich mitzuteilenden Briefe vom 5. Februar 1821 an. Man erkennt aus dem warmen Ton und der zwanglosen Offenheit der Gedichte und Briefe, daß Heine sich von dem älteren Kameraden verstanden und gefördert fühlte, und daß er seinem geraden und zuverlässigen Herzen unbedingtes Vertrauen entgegenbrachte. Vor allem hat er ihm, wie der eine Brief bekundet, von seiner unglücklichen Liebe zu seiner Cousine Amalie Heine, der Tochter seines Oheims Salomon, ein freimütiges Bekenntnis abgelegt: er erzählt ihm in dem einen Briefe von seiner Rückkehr nach Hamburg und von den Schmerzen der Erinnerung, die er dort erfahren. Solche Geständnisse, die durch den Inhalt der Gedichte und Tragödien Heines nahe gelegt wurden, werden in der Regel durch gleiche Offenheit auf der andern Seite erwidert: Straube wird schwerlich in solch vertrauter Stunde von den bitteren Gefühlen geschwiegen haben, die ihm durch sein Verhältnis zu Annette erwachsen waren. Ich habe Kenntnis bekommen von einem Briefe der Dichterin, der diese für die Beurteilung ihres Lebens wie ihrer Dichtung so überaus wichtigen Beziehungen mit aller wünschenswerten Klarheit aufhellt. Da Annettens Biograph Hermann Hüffer, dem auch die Leser dieser Zeitschrift für manche wertvolle Mitteilung dankbare Erinnerungen bewahren, nicht mehr dazu gekommen ist, den Brief der Öffentlichkeit zu übergeben, und sich vielmehr auf eine Andeutung in einer Kritik beschränkt hat, so zögere ich nicht, etwas Genaueres zu sagen. Das sehr ausführliche, von tiefer Erregung zeugende Schriftstück verrät uns, daß Annette, deren Herz für Straube entschieden hatte, diesen durch die Annäherung an einen andern, (August von) Arnswaldt, verletzt und von sich gestoßen hatte, und daß das Zerwürfnis durch Ohrenbläser und Zwischenträger vertieft und gesteigert worden war; aber ihr Herz hing, wohl ohne daß der Erzürnte davon wußte, noch immer an Straube. „ . . . ich denke Tag und Nacht", so

ſchreibt die von bitterer Reue ergriffene, „an Straube, ich habe ihn ſo lieb, daß ich keinen Namen dafür habe, er ſteht mir ſo mild und traurig vor Augen, daß ich oft die ganze Nacht weine und ihm immer in Gedanken vielerlei erkläre, was ihm jetzt fürchterlich dunkel ſein muß; ach Gott, wenn ich ihm nur ſchreiben dürfte, dann wüßte ich wohl noch allerhand, was ich ihm allein ſagen könnte. . . . Ach, könnte ich Straube nur noch einmal ſehen, oder auch nur eine freundlich vergebende Zeile von ſeiner Hand. — Soll er meine Locke wohl fortgeworfen haben? Anna, es iſt unmöglich, ein ſolches Verhältnis kann ſich nicht ganz löſen . . .“ Die Adreſſatin dieſes Briefes iſt ohne Zweifel Anna von Haxthauſen, eine Tante Annettens, doch kaum weſentlich älter als dieſe ſelbſt: Annettens Mutter, eine Tochter des Freiherrn Werner Adolf von Haxthauſen, aus deſſen erſter Ehe, hatte nicht weniger als vierzehn Stiefgeſchwiſter, die begreiflicherweiſe zum Teil ganz erheblich jünger waren als ſie. Ein Bruder der Anna von Haxthauſen, Auguſt, war mit Straube nahe befreundet und gehörte in Göttingen jenem literariſchen Studentenverein an, aus dem die „Wünſchelruthe“ hervorging; er war 1792 geboren und alſo zwei Jahre älter als Straube. Durch die Vermittlung dieſes Freundes wurde Straube in den Kreis der weſtfäliſchen Adelsfamilie eingeführt und auch mit Annette bekannt. Der Zufall fügt es, daß mir auch ein Brief dieſer vertrauten Verwandten Annettens vorliegt, in dem ſie dem gekränkten Liebhaber Straube ihren Rat erteilt; er muß wie der vorher erwähnte Brief der Dichterin nicht lange vor dem Weihnachtsfeſt des Jahres 1818 oder 1819 geſchrieben worden ſein. Die Schreiberin hat ſich in erſter Morgenfrühe, als noch das ganze Haus in tiefem Schlafe ruht, niedergeſetzt, um ungeſtört dem Freunde, der ihr wie ein lieber Bruder erſcheint, ihr Herz auszuſchütten. „Lieber Straube, nein, ich glaube nicht, daß es gut iſt, wenn Nette Ihnen ſchreibt; wär ſie ſchon ganz feſt in ihrer Beſſerung, ja dann würde es mich ſelbſt erfreuen, aber ſie iſt noch ein zartes Pflänzchen, das wir pflegen müſſen, und ſo fürchte ich, daß es nicht gut wäre, wenn Nette glauben könnte, ſich mit Ihnen verſöhnt zu haben. Nette muß zu ihrer Buße noch oft den Vorwurf in ſich fühlen, wie ſchlecht ſie gegen Sie gehandelt hat. — Glaubt ſie aber ſich gegen Sie gerechtfertigt, oder auch nur ganz Verzeihung [erhalten zu haben], dann möchte ſie am Ende auch glauben, gegen den Himmel nichts mehr verbrochen zu haben, und wie kann ſie das?“ — So ging es denn in dieſem Falle wie in ſo vielen andern: der Traum der Liebe fand ein jähes Ende. Jahre vergingen, ehe Straubes Herz andern Gefühlen zugänglich wurde, und der charaktervolle Mann hat weichen Regungen gewiß keinen dauernden Einfluß auf ſich zugeſtanden. Aber in Annettens Dichtung werden bedeutſame, wenn auch ſorgſam verhüllte Spuren dieſer Erlebniſſe gewiß noch aufzudecken ſein. — Der Zufall wollte es, daß Auguſt von Arnswaldt, der die Wege der Liebenden ſo bedauerlich gekreuzt hatte, ſpäter eben jene Anna von Haxthauſen vor den Altar führte, die ſowohl Annettens wie Straubes Vertraute geweſen war.

Heinrich Straube erſcheint in all dieſen Bedrängniſſen als eine überaus ehrenvolle, geſchloſſene Perſönlichkeit; in Briefen an ſeine Schweſtern, die mir

vorliegen, erweist er sich als lebhaft, federgewandt und als ein liebevoller Bruder. Die Freundschaft und das volle Vertrauen, das er Heine schenkte, spricht auch für diesen, und ich muß gestehen, daß mir eine gewisse Behauptung Goedekes über die Gründe von Heines angeblicher Ausstoßung aus der Göttinger Burschenschaft durch alles, was wir uns jetzt über diese Zeit zu sagen haben, stark erschüttert zu sein scheint.

Der erste der Briefe Heines an Straube, geschrieben am Tage vor seiner Abreise von Göttingen, wirft auf ein auch im „Buch der Lieder" abgedrucktes Gedicht eine eigenartig realistische Beleuchtung: der Dichter konnte bisher nicht aufbrechen, weil ihm noch die Gelder, die „Spieße", wie er sich im Studentenjargon ausdrückt, fehlten; nun ist er damit ins reine gelangt, er kann jetzt seine sieben Sachen packen, um schleunigst davon zu ziehen, und erbittet nur noch einen Brief seines Freundes Jean Baptiste Rousseau und einige Bücher von Straube zurück. Das kleine Schriftstück lautet:

An

H. Straube, Dr

Zu Hause

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein
Dann knospen u blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Stralenlauf
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwey süße Aeuglein sieht
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder u Sterne u Blümelein
Und Äuglein u Mondglanz u Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
Ist es doch noch lang nicht die Welt!

Ja, die Welt besteht noch aus andern Ingredienzen. Wenn Du mahl in meinem großen Naturepos lesen wirst von den unzähligen Goldäderchen die den Weltkörper durchweben, so wisse nur daß ich darunter Ducaten, Louisd'ore u. Frd'ore verstehe. Ich denke heut mit meinen Spießen auf's Reine zu kommen. Bin jetzt am Packen. Schick mir gleich auf der Stelle: 1° Rousseaus Brief 2° den Manfred u 3° das englische Buch. Vergiß nicht, Lausangel.

Dein dich herzlich liebender
Freund u Gönner
H. Heine Stud Juris

Göttingen d 5' Febr
1821.

Der nicht sehr schmeichelhafte Spitzname, mit dem Heine den Freund hier bedenkt, kommt nicht nur in diesem Briefe vor; er deutet auf die dreistburschikose Art, die Heine auch älteren Kommilitonen, auch solchen gegenüber, die wie Straube bereits der Doktorhut schmückte, gern an den Tag legte. In andern Briefen wird Straube wegen seiner hellen Stimme mit dem Ehrennamen „Wimmer" ausgezeichnet, was Strodtmann in Heines Biographie (2. Aufl., Bd. I, S. 126, Berlin 1873) auf den Gedanken brachte, daß Straube und Wimmer zwei verschiedene Personen seien. Auch der nächste Brief bringt den Scherznamen aufs neue. Dieser Brief enthält ein Sonett, das Heine später unter die an Sethe gerichteten eingereiht hat; wir dürfen zweifeln, ob es dahin gehört und nicht vielmehr auch als ein für Straube bestimmtes Bekenntnis anzusehen ist, denn es ist mit Inhalt und Wortlaut

unsres Briefes auf das engste verknüpft. Doch dem sei, wie ihm wolle. Bemerkenswerter ist die aus dem Briefe sich ergebende Tatsache, daß Heine von Göttingen aus nicht unmittelbar nach Berlin übergesiedelt ist, was man bisher annahm, sondern sich zuerst nach Oldesloe und von hier aus zu der Familie seines Oheims Salomon Heine nach Hamburg begeben hat. In Oldesloe wohnten seit ganz kurzer Zeit Heines Eltern; der Vater, dessen Geschäfte schon seit Jahren sehr bedenklich gestanden zu haben scheinen, war in ernstere Schwierigkeiten geraten, aus denen ihn nur die eilige Dazwischenkunft seines begüterten Bruders befreite, der ihm dann auch wohl riet, nach dem holsteinischen Landstädtchen überzusiedeln; welcher Art die Vorfälle waren, die den schleunigen Aufbruch Samson Heines notwendig machten, wissen wir nicht; wir dürfen sie aber sicherlich mit der Bemerkung des folgenden Briefes, daß Heines Vater noch immer an seiner Gemütskrankheit leide, in Beziehung bringen. Dem Briefe fehlt zwar der Schluß und damit auch die Angabe des Ortes und des Datums; aber er kann nur in den Monaten Februar, März oder April 1821 geschrieben worden sein; dafür sprechen verschiedene Umstände. Heine sagt zunächst, daß er seit zwei Jahren Hamburg nicht gesehen habe; daher kann das Jahr 1823, zu welcher Zeit er sich wiederum dort aufhielt, nicht in Betracht kommen, denn 1819 hatte er die „schöne Wiege seiner Leiden" verlassen. Ferner würde in den Bekenntnissen über Amalie Heine, die der Brief enthält, ein Wort über deren Vermählung nicht fehlen, wenn diese bereits vollzogen gewesen wäre; Amaliens Hochzeit fand aber im August 1821 statt. Sodann wäre der Herzenserguß des liebekranken Dichters nach jahrelanger Trennung von Straube schwer verständlich, während er unmittelbar nach dem Abschied von dem unter gleichen Herzensnöten seufzenden Freunde natürlich und angemessen erscheint. Endlich trägt das Papier des Briefes das Wasserzeichen Oldesloe, und wir werden kaum annehmen dürfen, daß diese Weltstadt ihre Fabrikate weit über ihr Weichbild hinaus gesandt habe. Zu alledem muß aber auch noch erwähnt werden, daß Heine am 4. Februar, von Göttingen aus, an seinen Freund Steinmann die Worte richtete: „Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen." Auch daraus ersehen wir wenigstens dies eine, daß nicht Berlin das unmittelbare Ziel seiner Reise war, und die Fußreise nach dem Harz hätte sich mit der Fahrt nach Holstein recht wohl vereinigen lassen. Der Brief erklärt sich im übrigen selbst. Er ist in seiner schrillen Mischung von Spott und wahrem Gefühl sehr bezeichnend für den Dichter und verdient mit jenem ältesten Schriftstück verglichen zu werden, worin zum ersten Male der Liebe zu Amalie gedacht wird: mit Heines Briefe an Sethe vom 27. Oktober 1816. Er lautet:

Liebster Mensch!

Ich habs ja vorausgewußt und habs dir auch vorausgesagt. Kaum betrat ich das Weichbild Hamburgs so wars mir plötzlich als ob ich nie dieses Nest verlassen hätte u alles was ich in jenen 2 Jahren der Abwesenheit erlebt, gedacht u gefühlt erlosch aus meinem Gedächtniß. Ich saß eine Stunde schweigend u fast ohne eigentlich an etwas zu denken. Diese Stunde ist ein bedeutungsloser u dennoch vielsagender Gedankenstrich im Buche meines Lebens. Wie wird dieses Buch endigen?

Hat der göttliche Author eine Tragödie oder ein Lustspiel schreiben wollen? Dieu mercy, ich habe auch noch ein Wort mitzusprechen, von meinem Willen hängt die Katastrophe ab, u es kostet mir nur ein Loth Pulver um dem Helden des Stücks die Narrenkappe vom Kopfe zu donnern. Was liegt mir dran ob die Gallerie pfeift oder klatscht? Auch das Parterre mag zischen. Ich lache. Auch das kurzbeinige herzliebe Männlein mit der Wünschelruthe mag immerhin wimmern: das Stück ist schlecht. Ich lache. Alle himmlische Heerschaaren mögen pochen. Ich lache!!! — — — —

Ich lache ob den Gimpeln u den Laffen,
Die mich anglotzen starr u lauwarm nüchtern,
Ich lache ob den kalten Bocksgesichtern,
Die hämisch mich beschnüffeln u begaffen.
[2] Ich lache ob den kunsterfahrnen Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern,
Ich lache ob den feigen Bösewichtern
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen,
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerschnitten u zerschnitten u zerstochen,
So bleibt uns doch das hübsche gelle Lachen!

Ja wenn die weitklaffende Todeswunde meines Herzens sprechen könnte, so spräche sie: ich lache.

Aber oben in der Edloge sitzt ein gar hübschgeputztes Sonntagspüppchen, bey dessen Fabrikation der himmlische Kunstdrechsler sich selbst übertroffen. Dieses wunderliebe Frätzchen sollte doch nicht lachen, u es wäre mir sogar lieb wenn diverse Kristalltröpfchen aus diesen zwey Aquatophanaäuglein hervorquöllen. Ja, das ist die Klippe, woran mein Verstand gescheitert ist, u die ich dennoch in Todesangst umklammern möchte. Es ist eine alte Geschichte. Aber der königl franz. geheime Oberhofmaximenverfertiger Francois Duc de la Rochefoucauld sagt ganz mit Recht: „l'absence diminue les mediocres passions, et augmente les grandes, comme le vent eteint les bougies et alume le feu.“

Vous avez raison, Monseigneur!

[3] Es ging schon gegen Mitternacht, da begab ich mich nach dem Hause meiner Dulcinea de Tobosa, um unter ihren Fenstern die Rolle meines Almansor in der Wirklichkeit zu spielen. Aber ich hatte leider keinen Mantel wie mein Almansor, u muste frieren wie ein Schneider. Auch hatte ich statt einer hellgestirnten andalousischen Sommernacht nur einen aschgrauen Himmel, feuchten hamburger Nationalwind, u durchfröstlendes Regengeträufel. Denn der gelbe Kuppler, der mich so oft belogen, hatte sich aus Scham hinter seine Wolkenbatterien verkrochen, u beleuchtete nur mit einzelnen Stralen das Haus aller Häuser. — Ich brauche dir nicht zu erzählen, liebster Wimmer, wie sehr ich da gewimmert. Alle Tollhäuser hatten ihre Wahnsinnbilder losgelassen u mir auf den Hals gejagt. In meinem Gehirn feyerte dieses verrückte Gesindel seine Wallpurgisnacht, meine Zähne klapperten die Tanzmusik dazu, und aus meiner Brust ergossen sich warme Ströme von rothem, rothem Herzblut. Unheimlich umrauschten mich diese Blutwogen, betäubend umnebelte mich der Duft Ihrer Nähe, u sie selbst, sie selbst erschien oben am Fenster, u nickte herab, u lächelte herab, in all ihrer leuchtenden Schönheitsglorie, so daß ich zu vergehen glaubte vor unendlicher Sehnsucht, u Wehmuth und Seeligkeit. —

Doch doppeltschneidender Schmerz zerriß mein innerstes Gemüth als ich bemerkte daß meine Fantasie mich [4] wieder in den Aprill geschickt hatte. Das schaurigsüße Lockenköpfchen das mir so huldreich herabgenickt, war nur die alte

Gouvernante die ihre Jalousien zugemacht, der wundersame Duft der meine Sinne umnebelte war nur der Geruch aus einem nahen Käseladen, und der herabrauschende Blutstrom war nur der — — —inhalt den eine — — aus ihrem Fenster herabgoß. Ich möchte dir noch vieles schreiben wie es mir ging mit meinem armen verrückten Herzen, doch bin ich unpäßlich, schreibe diese Zeilen im Zimmer meiner Eltern, muß vorsichtig seyn daß mir niemand über die Schulter sieht, kurz ich bin genirt.

Ich habe meine Familie in einem höchsttraurigen Zustand gefunden. Mein Vater leidet noch immer an seiner Gemüthskrankheit, meine Mutter laborirt an Migräne, meine Schwester hat den Catharr und meine beiden Brüder machen schlechte Verse. Dieses letztere zerreißt mir das Herz. Für den jüngern gebe ich nicht alle Hoffnung verloren. Meine Gedichte gefallen ihm nicht. Das ist ein gutes Zeichen. Meine Schwester fällt aber ein besseres Urtheil über meine poetische Verdienste. Als ich ihr jüngst eins meiner besten Geisteswerke vorlas, bemerkte sie: „Oh! das geht." Dieses Mädchen singt wie ein Engel. Mein jüngerer Bruder wird Medizin studiren. Der ältere studirt jetzt praktisch die Landwirthschaft. Aus brüderlicher Liebe will ich beide verschonen mit meinen Kunsttheorien.

Heine und Straube begegneten sich noch mehrmals in den Jahren 1824 und 1825. Am 4. September 1824 schrieb Heine über eine solche Begegnung an Christiani: „Er war just bettlägrig, an einer Augenentzündung leidend; so daß ich ihn wenig genießen konnte. Trotz seiner verbundenen Augen erkannte er mich am Tritt und bei meinem ersten Worte: Guten Morgen, Lausangel. . . . Er hat mir versprochen, mir alles zu schicken, was er unterdessen geschrieben, und ich lasse es dann au coup drucken". Aber Straube sandte keine Gedichte, ja es scheint sich überhaupt so gut wie nichts von diesen Versuchen erhalten zu haben. Am 26. Mai 1825 lauten denn auch Heines Worte über ihn schon recht abfällig in dieser Hinsicht: „Straube ist dort (in Cassel) kurfürstlich hessischer Prokurator und verheiratet und ebenfalls versauert. Wir haben uns seit vorigen Sommer mehrmals auf 24 Stunden gesehen und freuen uns sehr, wenn wir uns wechselseitig betrachten und alter Zeiten gedenken und über gemeinschaftliche Freunde schwatzen . . . . dennoch ist er versauert, die Blüten, die einst so viel versprachen, sind niedergedrückt unter Aktenstößen und Faulheit . . .".

Es hat doch den Anschein, daß Heine dem alten Freunde mit diesen Worten Unrecht tat. Straube wahrte sich ein starkes Interesse für Literatur und namentlich für Philosophie; wenn er mit seiner eigenen Produktion zurückhielt, so wird er wohl gewußt haben, warum. Er hat sich im bürgerlichen Leben jederzeit tüchtig bewährt. Nachdem der Siebenundzwanzigjährige (er war am 2. Januar 1794 geboren) in Göttingen seine juristischen Studien erledigt hatte (verhältnismäßig spät, da er sich zuerst in Klausthal der Bergwissenschaft zugewandt hatte), wurde er 1821 in Cassel Obergerichtsanwalt, im Herbst 1832 Staatsanwalt für die Provinz Niederhessen, 1841 Regierungsrat und juristisches Mitglied der Oberbaudirektion, 1842 Ober-Appellationsgerichtsrat; er starb bereits am 31. Dezember 1847. Verheiratet war er seit dem 24. Mai 1824. Nach jenen Begegnungen in Cassel in den Jahren 1824 und 1825 haben Heine und Straube, so weit mir bekannt ist, weder brieflich noch persönlich wieder voneinander gehört. Der letzte Freundschaftsgruß mag beiden in lieber Erinnerung geblieben sein; aber ihre Lebenswege gingen weit auseinander.

Kurzsichtigkeit.

Von

H. Schmidt-Rimpler,

Professor in Halle a. S.[1])

In Florenz, in St. Maria Maggiore, findet sich ein Grabstein, der uns den 1317 verstorbenen Salvino d'Armato als Erfinder der Brillen bezeichnet: „Qui giace Salvino d'Armato degli Armati di Firenze, inventore degli occhiali. Dio gli perdoni la peccata!"

Doch ist dieser Ruhm nicht unbestritten, da auch dem Dominikanermönch Alessandro della Spina, der 1313 in Pisa starb, die Erfindung zugeschrieben wird. Jedenfalls war im Beginn des 14. Jahrhunderts der Gebrauch der Brillen bereits allgemein bekannt. Sie wurden zuerst in Venedig, wo die Glaskunst in hoher Blüte stand, fabriziert, später in Nürnberg, Augsburg und Regensburg, und durch herumwandernde Händler verkauft. Anfänglich fertigte man nur Konvexgläser zum Lesen an, erst Mitte des 16. Jahrhunderts kamen auch Konkavgläser für Kurzsichtige in Gebrauch. Doch währte es noch lange Zeit, ehe der Nutzen der Brillen anerkannt wurde, und der Okulist, Schnitt- und Wundarzt Georg Bartisch warnt in seinem 1583 erschienenen Werke „Augendienst" energisch vor ihnen. Auch der hohe Preis hinderte die Verbreitung: vor dreihundert Jahren kostete eine Brille über 100 Mark und vor sechzig Jahren selbst in Berlin etwa 12 Mark.

Vor allem aber konnte erst eine rationelle und heilsame Verwendung der Gläser eintreten, nachdem man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine größere Klarheit über die Brechungsverhältnisse (Refraktion) des menschlichen Auges gewonnen hatte. Sie wurde dadurch erreicht, daß man das Auge in vollem Ruhezustande wie ein einfaches optisches Instrument betrachtete. Man schloß also diejenigen Brechungsveränderungen aus, die durch die willkürliche Krümmungszunahme der Kristalllinse (sogenannte Akkommodation) entstehen: Veränderungen, die beim Sehen in der

[1]) Nach einem in der Universitätsaula am 12. Juli 1905 gehaltenen Vortrage.

Nähe eintreten. Sie werden durch die vitale Tätigkeit des Akkommodationsmuskels bewirkt. Zieht sich dieser zusammen, so nimmt die Krümmung der Kristallinse im Auge zu und die einfallenden Lichtstrahlen werden stärker zusammengebrochen.

Von dieser Akkommodationstätigkeit wollen wir also fürs erste absehen; wir können sie uns — wie das durch Einträufeln von Atropin geschieht — als gelähmt denken. Alsdann läßt sich die optische Wirkung der brechenden Medien des für seinen Fernpunkt eingestellten Auges gleichsetzen derjenigen einer Konvexlinse. Durch diese Konvexlinse wird entfernt befindlichen angeschauten Gegenständen in der camera obscura des Auges ein verkleinertes umgekehrtes Bild auf der am hinteren Augenpol befindlichen schärfst empfindenden Stelle der Netz- oder Sehhaut (Retina) entworfen. Als Brennpunkt einer Konvexlinse bezeichnet man bekanntlich die Stelle, an der von sehr entfernten Gegenständen, die, wie man zu sagen pflegt, parallel verlaufende Lichtstrahlen entsenden, ein scharfes Bild entworfen wird. Bei einem normalen (emmetropischen) Auge liegt nun die Netzhaut in dem Brennpunkt, d. h. die Augenachse oder die Entfernung der Netzhaut vom vordern Augenpol ist so groß, daß sie der Brennweite der brechenden Augenmedien entspricht. Nehmen wir an, daß, was meistens zutrifft, die Brechkraft in allen Augen annähernd gleich ist, so werden zweierlei Abweichungen von dem normalen Auge eintreten können: entweder ist die Augenachse zu kurz oder sie ist zu lang. Die erstere Abweichung bezeichnet man als Übersichtigkeit (Hyperopie), die zweite als Kurzsichtigkeit (Myopie). Bei der Übersichtigkeit werden demnach die von fernen Gegenständen kommenden Lichtstrahlen erst hinter der Netzhaut sich zu einem scharfen Bilde vereinen: der Hyperop muß sich daher, um sie auf seiner Netzhaut zu sammeln, eines zusammenbrechenden Konvexglases als Brille bedienen. Ist die Augenachse, von vorn nach hinten gemessen, zu lang, so sind die aus der Ferne kommenden Lichtstrahlen schon vor der Netzhaut zu einem Bilde vereint; sie gehen alsdann wieder auseinander und entwerfen auf der Netzhaut des Kurzsichtigen ein unscharfes Bild. Um dies scharf zu erhalten, müssen die einfallenden Strahlen durch ein vor das Auge gesetztes Brillenglas stärker zerstreut werden. Das passende Konkavglas ist dasjenige, das die Strahlen so zerstreut, daß sie sich bei der vorhandenen Brechkraft des Auges gerade auf der Netzhaut zu einem scharfen Bilde einen. Die Stärke der hierzu erforderlichen Gläser oder, mit andern Worten, die Brechkraft derselben zeigt den Grad der Unregelmäßigkeit im Augenbau an: ein Auge mit sehr langer Augenachse wird ein stärkeres Konkavglas zur Korrektion gebrauchen als ein Auge mit kürzerer Augenachse. So bezeichnen wir denn den Grad der Refraktionsanomalien (Hyperopie und Myopie) durch die Brechkraft des für den Fernblick korrigierenden Glases. Während man früher die Brechkraft beziehentlich die Brennweite nach Zollen angab, hat man jetzt die Numerierung nach Dioptrien eingeführt. Eine Dioptrie ist die Brechkraft einer Linse von 1 Meter Brennweite, zwei Dioptrien die Brechkraft einer Linse von $^1/_2$ Meter Brennweite und so fort: je größer die Zahl der Dioptrien, um so stärker brechend die Linse. Bei der

Bezeichnung nach Zollen pflegt gewöhnlich von den Optikern die Brennweite angegeben zu werden: so bedeutet z. B. die dem Glase eingeritzte 4, daß das Glas 4 Zoll Brennweite hat; besser würde es sein, wenn man — wie bei Dioptrien — die Brechkraft (den reziproken Wert der Brennweite), d. h. in diesem Falle also $^1/_4$, aufschreiben würde. Den Unterschied, ob die Bezeichnung nach Zoll oder Dioptrien gemacht ist, ersieht man meist daraus, daß bei Dioptriebezeichnung hinter der ganzen Zahl noch ein Komma und eine Null stehen: also eine den Dezimalbrüchen ähnliche Numerierung. Die Umrechnung wird in der Regel so gemacht, daß man 1 Meter gleich 40 Zoll setzt: demnach würde 1,0 Dioptrie = $^1/_{40}$ nach Zoll sein; 2,0 = $^2/_{40}$ = $^1/_{20}$ nach Zoll. Eine Kurzsichtigkeit bis etwa 6,0 Dioptrien oder etwa $^1/_7$ nach Zoll wird als mittlere angesehen, eine bis 2,0 = $^1/_{20}$ als geringe. Daß wir die Kurzsichtigkeit über 6,0 Dioptrien als höhere bezeichnen, liegt zum Teil auch darin begründet, daß dieser Grad in der Regel vom Militärdienst frei macht.

Ausnahmsweise kann auch Kurzsichtigkeit trotz normaler, also nicht zu langer Augenachse entstehen, wenn eine abnorm hohe Brechung im Auge vorhanden ist. Eine zu starke Krümmung der Hornhaut könnte dazu Anlaß geben; jedoch ist dies nur selten der Fall. Weiter vermag eine stärkere Krümmung der Kristalllinse, wie sie bei der Akkommodation eintritt (diese wollen wir aber prinzipiell bei den Refraktionsbestimmungen ausschließen), Kurzsichtigkeit vorzutäuschen. Fälle einer dauernden abnormen Akkommodationsspannung (fälschlich als Akkommodationskrampf bezeichnet) werden verhältnismäßig oft bei der subjektiven Untersuchung der Kranken mit vorgehaltenen Gläsern konstatiert. Man diagnostiziert sie durch die objektive Refraktionsbestimmung mit dem Augenspiegel, bei der sich die Spannung löst; ebenso schwindet sie auch nach Atropineinträufelungen. Für die Brillenwahl ist die Erkenntnis der trotz des Blickes in die Ferne beibehaltenen Akkommodationsspannung aber von großer Bedeutung, da man sonst leicht veranlaßt werden kann, zu starke Konkavgläser zu geben: bei bleichsüchtigen und nervösen Kindern ist vorzugsweise auf diese Komplikation zu achten.

Im großen und ganzen aber wird, wie erwähnt, die Myopie durch eine zu lange Augenachse, durch den Langbau des Auges, bedingt. Oft erkennt man diesen schon beim Anblick des Kurzsichtigen: seine Augen sind größer. Ein großes Auge aber verschönt das Antlitz. Noch mehr: die kurzsichtigen Augen erscheinen meist auch feuriger. Ich brauche hier nicht hervorzuheben, daß das sogenannte Feuer des Auges nichts mit dem inneren Feuer der betreffenden Persönlichkeit zu tun hat. Es entsteht dadurch, daß — ähnlich wie beim Feuer des Brillanten — recht zahlreiche und glänzende Lichtreflexe von der Oberfläche, hier des Augapfels, ausgehen. Diese Reflexe werden zum Teil von der weißen Lederhaut, vorzugsweise aber von der durchsichtigen, wie ein Konvexspiegel wirkenden, in der Mitte des vordern Augenabschnittes liegenden Hornhaut, entworfen. Hat dieselbe einen dunklen Hintergrund, eine dunkle Folie, so entstehen auf ihr schärfere und glänzendere Lichtbilder. Ihren Hintergrund bilden die Regenbogenhaut und die Pupille. Daher

werden Augen mit dunkler Iris für besonders feurig gehalten. Aber auch die Weite der schwarzen Pupille ist von Bedeutung. Da bei Kurzsichtigen in der Regel die Pupille größer ist als bei Normalsichtigen oder Übersichtigen, so erhöht sich auch hierdurch bei ihnen das Feuer. Sicherlich schildert uns Heinrich Heine ein hochgradig kurzsichtiges Auge, wenn er singt:

Und aus dem süßen, blassen Antlitz
Groß und gewaltig strahlt ein Auge
Wie eine schwarze Sonne.

Leider stehen diesen kosmetischen Vorteilen, deren sich die Kurzsichtigen zu erfreuen haben, doch große Nachteile gegenüber, die aus dem schlechten Sehen in die Ferne hervorgehen, besonders wenn keine Korrektur durch das Tragen einer Brille erfolgt. Ob dieser Mangel auch gewisse Charaktereigentümlichkeiten hervorrufen kann, scheint der Erwägung nicht unwert. Ich möchte hier ein Wort von Gustav Freytag, der sich trotz hoher Kurzsichtigkeit ohne Brille durch die Welt schlug, aus dem Werke „Erinnerungen aus meinem Leben" anführen:

Die Beschwerden, die dieser Mangel in größerer Gesellschaft bereitet, suchte ich zu überwinden und ging arglos an manchem vorüber, was einen schärferen Beobachter beunruhigen konnte. Die Freude an der Blütenpracht und am Schmuck der Kleider, an merkwürdigen Gesichtern und an Frauenschönheit, den strahlenden Blick, den holden Gruß aus der Ferne mußte ich oft entbehren, während andre sich daran erfreuten. Aber da die Seele sich behend in Mängel der Sinne einrichtet, entwickelte sich schon früh in mir ein gutes Verständnis solcher Lebensäußerungen, die in meine Sehweite kamen, und ein schnelles Ahnen von vielem, was mir nicht deutlich wurde. Die geringere Zahl der Anschauungen gestattet, die empfangenen ruhiger und vielleicht inniger zu verarbeiten. — Jedenfalls war der Verlust größer als der Gewinn!

Wenn Freytag von einem „schnellen Ahnen von vielem, was ihm nicht deutlich war" schreibt, so könnte man darin einen Ausspruch des im 17. Jahrhundert lebenden Jesuiten Dechales bestätigt finden, wonach sich die Phantasie bei Kurzsichtigen leicht allzu lebhaft entwickelt. Ja, Professor Cardano, 1571 in Bologna verstorben, ging noch weiter, indem er sogar behauptete, die Kurzsichtigen seien besonders verliebt; sie bemerkten die körperlichen Fehler nicht und sähen daher leicht menschliche Wesen für Engel an. Ich glaube jedoch, daß hier eine Täuschung vorliegt, die durch gewisse Äußerlichkeiten des Kurzsichtigen bedingt ist. So kann man oft beobachten, daß Kurzsichtige sich im Gespräch ihrem Nachbar, um das Gesicht deutlicher zu sehen, etwas mehr nähern, als es Normalsichtige zu tun pflegen: diese ungewöhnliche, aber unschuldige Annäherung kann nun, wenn es sich um Personen verschiedenen Geschlechts handelt, leicht in der erwähnten Weise fälschlich gedeutet werden. Man ist überhaupt allzusehr geneigt, aus Äußerlichkeiten recht weitgehende Schlüsse auf den Charakter und die Sinnesart eines Menschen zu ziehen. Beispielsweise gehen Kurzsichtige, die keine Brille tragen, gern mit zu Boden gesenktem Haupte über die Straße und machen so den Eindruck tiefsinniger, ganz in ihre Gedanken versunkener Menschen, die den schwierigsten Problemen nachhängen. Der Grund dieser Haltung ist aber vielfach der, daß sie fürchten, Personen, die sie grüßen müßten, aber nicht erkennen können, durch grußloses

Anstarren zu beleidigen. Andre wiederum, die ein zum Abfallen neigendes Pincenez besitzen, müssen den Kopf hintenüberlegen und die Nase hochtragen, um diesem Mißstande zu entgehen; sie sehen dadurch arrogant und hochmütig aus und machen so in des Wortes eigenster Bedeutung, da das Gesicht und die Nase dabei nach oben gehen, einen „hochnäsigen" Eindruck.

Wenn demnach zweifellos durch fälschliche Beurteilung von Äußerlichkeiten, die wir bei einem Kurzsichtigen bemerken, unrichtige Annahmen über den Einfluß der Kurzsichtigkeit auf seinen Charakter und seine geistige Entwicklung entstehen können, so läßt sich doch nicht ganz von der Hand weisen, daß bei der hochgradigen und maßgebenden Bedeutung der Sinneswahrnehmungen auf die Entwicklung der Hirntätigkeit durch die mangelnde Fernsicht einerseits und durch das Schärfersehen in der Nähe anderseits dennoch eine Änderung in der Auffassung von Welt und Menschen möglich ist.

Daß in Bildern sich die Kurzsichtigkeit des Malers oft zeigen wird, ist leicht zu verstehen. So fiel mir bei einem Besuch der Berliner Ausstellung der Gemälde und Zeichnungen von Adolf Menzel auf, wie an sehr vielen sich eine ungewöhnliche, ich möchte sagen kleinliche Sorgfalt in der Detailmalerei feststellen läßt. Beispielsweise findet sich in der Abbildung der Piazza d'Erbe in Verona eine derartig genaue Ausführung der Gesichter der zahlreichen kleinen Personen, daß sie für einen in gewöhnlicher Sehweite vor dem Bilde stehenden Beschauer vollkommen verschwindet und überflüssig erscheint; hingegen hat diese Detaillierung Bedeutung und entspricht der Sinneswahrnehmung des nahe herantretenden Kurzsichtigen.

Bemerkenswert ist es, daß die Kurzsichtigkeit fast nie angeboren vorkommt. Herrnheiser fand bei 1900 Neugeborenen nur ein kurzsichtiges, noch dazu anscheinend krankes Augenpaar: die Bestimmung war nach Atropinisierung — zur Lähmung der Akkommodation — mittelst des Augenspiegels gemacht worden.

Die Mehrzahl der Augen ist anfänglich hypermetropisch. Erst allmählich stellt sich die Kurzsichtigkeit ein. Dieselbe steigt dann in der Entwicklungszeit meist bis zum 20. oder 22. Lebensjahr. Das haben besonders die Untersuchungen, die an Schülern nach dem Vorgange von Erismann und von H. Cohn angestellt sind, unzweideutig gelehrt. Als ich auf Veranlassung des verstorbenen, hochverdienten Kultusministers von Goßler im Jahre 1885 in den Gymnasien zu Frankfurt a. M., Montabaur, Fulda, dem Realgymnasium zu Wiesbaden, dem Realprogymnasium zu Limburg und Geisenheim die Augen der Schüler untersuchte — eine Untersuchung, die drei Jahre später unter Hinzunahme des Gymnasiums zu Marburg wiederholt wurde —, lagen bereits die Resultate von über 150,000 methodischen Refraktionsbestimmungen vor: sie sind noch bis in die neueste Zeit fortgesetzt worden. Überall ergab sich, daß die Prozentzahl der Kurzsichtigen in den Schulen mit der Höhe der Klassen, dem Schulalter und dem Lebensalter zunimmt. Ebenso steigert sich der Grad der Kurzsichtigkeit mit den Schuljahren; allerdings ist die Zahl der sehr hochgradig Kurzsichtigen in den Schulen gering. Keinem Zweifel dürfte es jetzt mehr unterliegen, daß diese Form der Kurzsichtigkeit (Schulmyopie oder Arbeitsmyopie) Folge der übertriebenen Anstrengung der Augen durch Nahearbeit ist,

wie sie eben vieles Lesen und Schreiben erfordert. Auch eine weitere Beobachtung, die ich bei meinen Untersuchungen machte, dürfte dahin zu deuten sein: nämlich die, daß bei einer Unterbrechung der Arbeit auch die Kurzsichtigkeit weniger zunimmt. Ich habe 702 Schüler, die ich nach Ablauf von 3½ Jahren der zweiten Augenprüfung unterzog, in der Weise eingeteilt, daß ich zu den fleißigen diejenigen rechnete, die während der angegebenen Zeit regelmäßig versetzt worden waren, zu den faulen die, die länger als nötig sitzen geblieben. Es waren regelmäßig vorgeschritten: 426; 276 waren zurückgeblieben. Bei den erstern hatte sich Kurzsichtigkeit eingestellt oder erhöht in 31,2%, bei den letztern nur in 26,8%: demnach waren die Fleißigen im Durchschnitt stärker kurzsichtig geworden als die Faulern. Wenn die höhern Klassen von Obersekunda an allein gezählt werden, ist die Differenz noch größer: 34% zu 27%. Im Frankfurter Gymnasium, dessen Doppelcöten den einmal Sitzengebliebenen nach Ablauf des nächsten halben Jahres die Versetzung ermöglichen, habe ich die Schüler, die während der letzten „drei" Jahre durch, sagen wir, „Faulheit" ein halbes Jahr verloren hatten, von denen geschieden, die um ein ganzes Jahr oder noch länger zurückgeblieben waren. Von diesen letztern wurden nur 13% kurzsichtig, beziehentlich stärker kurzsichtig: auch dies scheint den Einfluß der Schulschädlichkeiten, denen sich diese Schüler mit gutem Erfolg durch volle Arbeitsabstinenz zeitweise entzogen hatten, zu bestätigen. Schließlich aber gleicht sich dies wieder aus, da auch die Trägen, um das Abiturientenexamen zu bestehen, endlich anfangen müssen, intensiv zu arbeiten.

Weiter sprechen für den nachteiligen Einfluß der lang fortgesetzten Nahearbeit auch die Untersuchungen, die an Personen verschiedener Stände angestellt wurden. Ich führe beispielsweise die erst neuerdings veröffentlichten Ergebnisse von Hertel aus dem Material der Jenenser Augenklinik an. Es fanden sich dort unter den Landwirten 21,3% Kurzsichtige, unter Handwerkern, bei denen nicht erhöhte Anforderungen an die Augen gestellt wurden, 26,3%, dagegen unter Leuten mit höherer Schulbildung oder Handwerkern mit hohen Anforderungen an das Nahesehen 51,6%. Auch ergab sich, daß bei gleichen Anforderungen das weibliche Geschlecht mehr zur Kurzsichtigkeitsentwicklung neigt als das männliche. Das wurde auch schon früher festgestellt. So stieg in der Industrieschule zu Chaux-de-fonds die Myopie bei den Schülern von 27% in den untersten Klassen auf 50%, in den obersten, bei den Schülerinnen von 38% auf 91%: nicht gerade erstaunlich, da das zarte Geschlecht körperlichen Anstrengungen durchschnittlich nicht so widerstandsfähig gegenübersteht wie das gröbere männliche!

Die anhaltende Nahearbeit, wie sie das Lesen und Schreiben in unsern Schulen erfordert, bedingt eine stärkere fortgesetzte Konvergenz der Augen, die sich, etwas nach unten gerichtet, dabei schnell von einer Seite zur andern bewegen. Besonders die den Augapfel nach innen ziehenden Muskeln treten bei dieser Konvergenz in Tätigkeit und bewirken, daß die äußern, schläfewärts gelegenen Muskeln gezerrt werden und dem Augapfel fester anliegen. Durch diese Muskelpression wird gleichzeitig der Druck im Augeninnern gesteigert; die

Folge davon ist ein Nachgeben der Augenhüllen, im besondern der Sklera (Lederhaut) in den hintern Partien: aus einem runden Augapfel wird ein mehr eiförmig gestalteter, längerer. Die Formveränderung wird um so leichter eintreten, je nachgiebiger noch das Gewebe ist: also am ehesten im jugendlichen Lebensalter und in der Periode des Wachstums. Aber auch die ursprüngliche und anatomische Beschaffenheit der Lederhaut selbst kommt in Betracht. Im vorigen Jahre wurde eine Untersuchung von O. Lange veröffentlicht, die, wenn sie sich weiter bestätigt, was nach den in letzten Tagen mitgeteilten Nachprüfungen von Birch-Hirschfeld aber nicht der Fall zu sein scheint, uns eine mechanische Erklärung für die verschiedene Dehnbarkeit der Lederhaut geben würde. Dieser Forscher fand nämlich, daß die Sklera beim kurzsichtigen Auge auffallend arm an elastischen Fasern ist gegenüber dem emmetropischen Auge. Bei letzterm kann demnach auf Grund der vorhandenen Elastizität nach jeder zur Achsenverlängerung führenden zeitweisen Pression seitens der äußern Augenmuskeln wieder die Zurückführung in die Kugelgestalt erfolgen, während beim Fehlen dieser Elastizität allmählich eine Ausdehnung der Lederhaut mit Verlängerung der Augenachse eintreten wird. Ob es sich nun um diese oder eine andre Verschiedenheit in der Beschaffenheit der Lederhaut handelt, die wir als angeboren betrachten können, so haben wir darin jedenfalls ein Moment, um uns den zweifellosen Einfluß der Erblichkeit auf die Entstehung der Kurzsichtigkeit zu erklären.

Auch bei meinen Untersuchungen stellte sich derselbe deutlich, besonders für die höhern Grade der Kurzsichtigkeit heraus: so war bei der ersten Prüfung (1885) nachweisbar, daß von den Kurzsichtigen 56 % der Eltern (beide oder nur Vater oder Mutter), bei der zweiten (1888) 51 % kurzsichtig waren. Bei den im vorigen Jahre von R. Greeff im Auftrage des Ministeriums durchgeführten Untersuchungen in Berliner Gymnasien ergab sich, daß bei den kurzsichtigen Schülern 65 % Erblichkeit vorhanden war. Allerdings wurde auch bei den emmetropischen und hyperopischen Kindern konstatiert, daß in 35 % bei den Eltern Myopie bestand. Es scheint demnach der von Greeff und auch von Kirchner gezogene Schluß durchaus berechtigt, daß ein Kind kurzsichtiger Eltern doppelt so stark der Gefahr ausgesetzt ist, gleichfalls kurzsichtig zu werden als ein Kind, dessen Eltern nicht myopisch sind.

Außer der durch übertriebene Nahearbeit entstehenden, meist in mäßigen Grenzen bleibenden Schul- oder Arbeitskurzsichtigkeit gibt es noch eine andre, seltenere Form von Myopie, die mit innern Augenerkrankungen (Gefäßhautleiden, Glaskörpertrübungen, Netzhautablösungen) verknüpft ist und höhere Grade zeigt: in der Regel ist hier eine übertriebene Nahearbeit nicht anzuschuldigen. Bisweilen liegt Erblichkeit vor. Man hat diese Affektion als deletäre Kurzsichtigkeit bezeichnet; es ist sogar von einzelnen Autoren die Meinung aufgestellt worden, daß die Arbeitsmyopie in diese schwere Form nicht übergehe. Dem muß ich jedoch in Übereinstimmung mit sehr vielen Ophthalmologen entschieden widersprechen: zweifellos kommen Fälle vor, wo sich aus der Arbeitsmyopie die schwere Augenerkrankung entwickelt.

Da die Kurzsichtigkeit, wie wir gezeigt, gewöhnlich als Folge übertriebener Nahearbeit, wie sie besonders die Schule fordert, anzusehen ist, so muß unser Bestreben sich darauf richten, diese Nahearbeit, soweit es mit unsrer Kultur verträglich, einzuschränken oder wenigstens sie unter möglichst günstigen Bedingungen ausführen zu lassen. Anders liegt die Sache, wenn man mit J. Stilling (1887) die Kurzsichtigkeit einfach auf einen ‚besondern Bau der Augenhöhle zurückführt. Nach ihm liegt nämlich in dem Vorhandensein einer flachen Augenhöhle (Chamäkonchie), wie wir sie bei den Schmalgesichtern finden, der Grund für die Entstehung der Myopie, während eine hohe Augenhöhle (Hypsikonchie), wie sie meist bei Breitgesichtern vorkommt, den Emmetropen und Hyperopen eigen ist. Es handelt sich nach ihm demnach um angeborene Verhältnisse; die Kurzsichtigkeit ist ihm, da es sich um Skelettbildung handelt, in gewissem Sinne eine Rassenfrage. Er nimmt an, daß bei einer flachen Augenhöhle der obere schräge Augenmuskel, der bei der Blickrichtung des Auges nach unten-außen beteiligt ist, besonders fest und pressend dem Augapfel aufliegen müsse und bei seiner Kontraktion, da er sich in der Nähe des Sehnerveneintritts ansetzt, auch direkt auf die Ausdehnung des Augenapfels durch Zerrung am hintern Pole einwirke. Die von J. Stilling gemachten Augenhöhlenmessungen bei Kurzsichtigen und Normalsichtigen sind jedoch von der Mehrzahl der Nachuntersucher nicht bestätigt worden. Ich bin ihm auf Grund der von mir bei den oben erwähnten Schuluntersuchungen angestellten Messungen zuerst entgegengetreten; mir folgten bald Kirchner, Weiß, Seggel und andre. Jedoch noch in neuester Zeit hat J. Stilling seine Ansichten, die ihm, wie er schreibt, „den Zorn der orthodoxen Schulhygieniker" zuziehen mußten, wieder literarisch verteidigt: es sind ihm aber sofort in Seggel, der schon früher Stillings Hypothesen bekämpfte, und in C. Hamburger, der durch anatomische Untersuchungen die Unrichtigkeit derselben nachwies, gewichtige und überzeugende Gegner erstanden. Seggel hat weiter mit Recht wieder betont, daß die Kurzsichtigkeit — nicht wie Stilling meint — eine vorteilhafte „Anpassung an die Nahearbeit" bedeute, sondern eine wirkliche Gefahr in sich schließe, um so mehr als auch die Sehschärfe und der Lichtsinn darunter leide. Ebenso setzt sie die Wehrkraft der Nation herunter; beispielsweise sind für die Marine, wo das Brillentragen untunlich, selbst Kurzsichtige geringerer Grade nicht mehr verwendbar, da man ohne Glaskorrektion drei Viertel Sehschärfe für die Ferne beansprucht.

Wir werden daher gut tun, in der Bekämpfung der Schulkurzsichtigkeit durch hygienische Maßnahmen nicht nachzulassen. Dank vor allem auch den unermüdlichen Anregungen von Hermann Cohn haben wir bereits mancherlei erreicht. Die Beleuchtung der Klassenzimmer und Plätze, die Art der Tische und Subsellien, die Schreibmaterialien, Schriftformen und Bücherdruck sind eingehend studiert und auf Grund dessen bestimmte Regeln und Gesetze aufgestellt worden. Allerdings wurde in einzelnen Anstalten ein gewisser passiver Widerstand den gesundheitlichen Maßnahmen entgegengesetzt. So konstatierte ich bei meiner Untersuchung gelegentlich in einzelnen Klassen, in denen sich zweckmäßigerweise Subsellien von drei verschiedenen Größen fanden, daß die

Schüler nicht nach ihrer Körpergröße auf dieselben gesetzt waren, sondern in alter Gewohnheit in der Reihenfolge, die ihrer geistigen Befähigung entsprach: so konnte auf derselben Bank der Kleinste neben dem Größten einen Platz finden, da bekanntlich körperliche Größe und geistige Befähigung nicht immer kongruent sind. Die Einführung der Schulärzte dürfte neuerdings darin wohl Abhilfe geschaffen haben!

Neben den erwähnten hygienischen Maßnahmen bedarf es aber auch solcher pädagogischer Natur. Und nach dieser Richtung hin ist bisher weniger erreicht! So kam noch in der letzten Tagung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege im Juni 1904 in Stuttgart zur Diskussion und schließlichen Annahme ein Antrag Hintzmanns, daß „gegen die heute allgemein übliche Schulzeiteinteilung in hygienischem und unterrichtlich-erziehlichem Interesse schwere Bedenken zu erheben" sind. Man fand, daß die Unterrichtszeit, die die preußischen Lehrpläne von 1901 für die mittlern und obern Klassen vorschreiben, zu groß sei, da die Schüler durchschnittlich — unter Zuziehung der wahlfreien Stunden für Englisch und Hebräisch, für Zeichnen, der Stunden für Turnen, Gesang, Schreiben — 6½ Stunden in der Schule verbleiben müssen, d. h. an mehreren Tagen bis zu 7, ja bis zu 8 Stunden. Dazu kommen dann noch die Schularbeiten. Vor allem müßte meines Erachtens der Gedächtnisstoff weiter eingeengt werden, auch für die untern Klassen und Elementarschulen. Sicher war es dereinst ein guter Gedanke, mehr Gewicht als früher auf die Heimatskunde zu verwenden. Ich kann es aber nicht als eine vernünftige Ausführung desselben betrachten, wenn beispielsweise in Marburg ein neunjähriges Kind — beziehentlich auch dessen unglückliche, in Mitleidenschaft gezogene Mutter — allein im Kreise Hünfeld folgende Berge zu lernen hatte: der Hiselstein, der Stoppelsberg, der Wissel-, Stall- und Appelsberg und der Soisberg. (Kleine Geoographie für Volks- und Bürgerschule von Bachmann, 1884.) Auch in der Religion könnte man sich vielleicht einige Einschränkungen auferlegen. Sehr erfreulich erschien es mir, als ich vor einigen Wochen eine Notiz aus Gera las, wonach das Ministerium des Fürstentums Reuß j. L. den religiösen Memorierstoff in den Volksschulen auf 150 Bibelsprüche, 24 Kirchenlieder und 21 Schriftstellen beschränkt hatte. (Hallische allgemeine Zeitung, 21. Juni 1905.) Der oft übertriebenen Gedächtnisausbildung sollten endlich Schranken gesetzt werden. Ich denke, es ist ein überwundener Standpunkt, den der Philologe F. A. Wolff vertrat, wenn er schrieb: „Unter dem vierzehnten Jahre müssen die Formen inne sein; — der Verstand muß gar nicht mitarbeiten, das Räsonnement schwächt das Gedächtnis!" Da stimme ich Lessing voll bei: „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt," sagt er, „ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt." Es sollte weniger auswendig gelernt, aber mehr innerlich aufgenommen werden, und zwar vorzugsweise das, „was dauernden Nutzen schafft". — „Kein", wie Herder schreibt, „zu ewiger Vergessenheit gelernter Unrat. Warum sollen wir die Jugend damit töten?" Man bilde Verstand, Herz und Willen: das ist die Hauptsache, keine An-

häufung unnötigen Gedächtnisballastes. In Wilhelm Jordans geistvollem Roman: „Die Sebalds", sagt der Professor Marpinger:

Ein Übermaß von Wissenstram
Macht sinnesschwach und willenslahm!

Natürlich auch dies cum grano salis genommen!

Bei entsprechender Pädagogik wird es sich auch erreichen lassen, daß die zur Absolvierung der höheren Lehranstalten erforderliche Zeit nicht in ungebührlicher Weise ausgedehnt wird, da alle Untersuchungen ergeben, daß die Kurzsichtigkeit in den Gymnasien und höhern Schulen mit dem Lebensalter oder Schulalter sowohl in ihrer Ausbreitung als in ihrem Grade prozentualisch steigt; so würde durch einen schnellen Abschluß dieser vorbereitenden Lehrzeit viel erreicht sein. Es finden sich nach dieser Richtung hin ganz merkwürdige Differenzen in den einzelnen Anstalten. So hatten bei meinen Untersuchungen, die kurz nach Ostern stattfanden, die Oberprimaner, die also noch ein Jahr bis zur Entlassung bedurften, in Frankfurt a. M. durchschnittlich ein Alter von 18,7 Jahr, in Montabaur von 19,9, in Fulda von 20,4, im Wiesbadener Realgymnasium von 19 Jahren. Von großer Bedeutung ist betreffs des Alters der Abiturienten auch der Versetzungsmodus, ob halbjährlich oder jährlich: natürlich verlängert der letztere, bei dem der sitzengebliebene Schüler gleich ein ganzes Jahr länger die Klasse besuchen muß, erheblich die durchschnittliche Schulzeit. Aber auch die Beurteilung der Versetzungsmöglichkeit ist an einzelnen Schulen auffallend verschieden von der an andern.

So waren in den zwischen meinen Untersuchungen liegenden Jahren in Montabaur 33%, in Wiesbaden 34%, in Frankfurt 36% und in Fulda sogar 55% der von mir untersuchten kurzsichtigen Knaben nicht regelmäßig versetzt worden. —

Aus allem ist ersichtlich, daß recht verschiedenartige Momente ins Auge zu fassen sind — auch nicht zum geringsten die Verhältnisse, unter denen zu Hause gearbeitet wird —, wenn man der Schulkurzsichtigkeit mit Erfolg entgegentreten will. Aber daß wirklich etwas erreicht werden kann, erweisen eine Reihe von Untersuchungen. So zeigte v. Hippel, daß die günstigen hygienischen und pädagogischen Verhältnisse des Gießener Gymnasiums deutlich die Zahl der Kurzsichtigen eingeengt hat. Ich selbst fand einen beträchtlichen Unterschied zwischen dem hygienisch gebauten Frankfurter Gymnasium mit halbjähriger und regelmäßiger Schülerversetzung und dem alten Fuldaer Gymnasium mit jährlicher, oft noch unterbrochener Versetzung: in ersterem war eine Zunahme der Kurzsichtigkeit der früher untersuchten Schüler in 20%, in Fulda in 32% während der zwischen den beiden Untersuchungen liegenden drei Jahre eingetreten. Dabei hatte Frankfurt 65%, Fulda nur 34% erblich Belastete. Ebenso fand Kirchner einen Unterschied zugunsten des besser gebauten und hellbeleuchteten Leibniz-Gymnasiums in Berlin gegenüber dem ungünstiger eingerichteten Friedrichs-Gymnasium. Auch Seggel konstatierte eine Abnahme der Kurzsichtigkeit in den besser eingerichteten Schulen. Sich anschließend ergaben die neuesten Prüfungen von Greeff, daß in dem mangelhaft beleuchteten Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin die Grade der Kurzsichtigkeit durch-

schnittlich höhere waren als im Friedrichwerderschen und Wilhelms-Gymnasium. Natürlich ist es schwer, durch derartige Untersuchungen absolute Beweise für den durch die getroffenen hygienischen Maßnahmen erreichten Fortschritt zu liefern, da, wie wir gesehen, so verschiedenartige Dinge bei der Entstehung der Schulkurzsichtigkeit mitsprechen! Das trifft aber auch bei einer großen Zahl andrer prophylaktisch-hygienischer Vorschriften zu. Immerhin bieten die erwähnten Feststellungen und vor allem die rationelle Begründung der empfohlenen Bekämpfungsmittel Anlaß, auf dem betretenen Wege fortzufahren.

Aber auch in der Behandlung der Kurzsichtigkeit ist, zuerst von Förster angeregt, in den letzten Jahren eine Wendung eingetreten, durch die vielleicht ein Fortschreiten der Myopie zu immer höheren Graden während des Schulbesuches mehr als früher verhindert wird. Es ist dies das Bestreben, die Kurzsichtigkeit, auch in schwächerer Form, durch Konkavgläser voll zu korrigieren und diese Gläser beständig tragen zu lassen. Man hatte Bedenken, das für die Ferne vollkorrigierende Glas auch bei der Nahearbeit zu benutzen, da man fürchtete, daß die unter ihm — entgegengesetzt dem Sehen des Kurzsichtigen ohne oder mit schwächerem Glase — erforderliche stärkere Akkommodationsanstrengung das Auge schädigen könne; besonders nach der Richtung hin, daß hierdurch eine Steigerung des innern Augendrucks veranlaßt würde. Neuere Experimente von Heß und Heine haben jedoch die Unrichtigkeit dieser Annahme gezeigt. Dessen ungeachtet liegt die Möglichkeit vor, daß in einzelnen Fällen doch eine Schädigung durch die unter der vollkorrigierenden Brille notwendig werdende stärkere Akkommodation eintreten kann. Eine Reihe von Personen sind eben nicht imstande, mit ihrem Fernglase auch in der Nähe andauernd zu arbeiten: die Buchstaben werden undeutlich, die Augen beginnen wehzutun, selbst heftigere Kopfschmerzen gesellen sich hinzu. Die Mehrzahl der jugendlichen Kurzsichtigen gewöhnt sich allerdings bald an die stärkeren Gläser. Prinzipiell ist in der Tat danach zu streben, daß Kurzsichtige von über 2,0 bis 2,5 Dioptrie, deren Fernpunkt also näher als 50 oder 40 cm liegt, bei guter Sehschärfe dauernd die vollkorrigierende Brille tragen. Besonders im jugendlichen Alter bildet sich alsdann das kurzsichtige Auge mit seinem vollkorrigierenden Glase so um, daß es in seiner Brechung und den möglichen Veränderungen der Brechung durch die Akkommodation voll dem emmetropischen Auge gleicht. Hierbei scheint die Kurzsichtigkeit weniger fortzuschreiten. Man gebe demnach einem Kurzsichtigen, der für die Nähe ein Konkavglas zur Vermeidung starker Konvergenz der Augenachsen brauchen muß, wenn keine Hinderungsgründe, wie schlechte Akkommodationskraft oder Schwachsichtigkeit vorliegen, dasselbe Glas, dessen er für die Ferne bedarf. Nur bei sehr hochgradiger Kurzsichtigkeit, etwa über 10,0 Dioptrien, wird selbst im jugendlichen Alter die Vollkorrektion für die Nahearbeit meist nicht vertragen, da die Bilder auf der Netzhaut durch die Wirkung der Gläser zu stark verkleinert werden. Bei älteren Individuen verbietet sich die Vollkorrektion von selbst, da das Akkommodationsvermögen mit den Jahren immer mehr abnimmt und daher zur Überwindung des vollkorrigierenden Zerstreuungsglases bei der Nahearbeit nicht mehr ausreicht. Im übrigen sind die Verhältnisse individuell zu be-

urteilen. Es bedarf auch hier der Berücksichtigung der ganzen Persönlichkeit des Kurzsichtigen, nicht nur seiner Augen!

Wie alles Gute aber leicht der Übertreibung verfällt, so wollen einzelne Ophthalmologen sogar die geringsten Grade der Kurzsichtigkeit, selbst 0,75 D. — wo also bis auf 1⅓ Meter Entfernung scharf gesehen werden kann und demnach eine schädliche Konvergenz der Augenachsen bei der Nahearbeit vollständig unnötig ist — durch eine dauernd zu tragende, vollkorrigierende Brille behandeln. Damit würde die Brille in noch massenhafterer Weise verbreitet werden als sie es jetzt schon bei uns ist. Der russisch-französische Karrikaturzeichner Caran d'Aches unterschied in seinen Bildern aus den Jahren 1870/71 bereits die deutschen Offiziere und Soldaten von den französischen durchgehends dadurch, daß er ihre Nasen mit Brillen und Kneifern verzierte. Die Vorliebe für das Tragen von Brillen scheint im übrigen gerade uns Deutschen eigentümlich zu sein. So sagte bereits Abraham a Santa Clara in einer seiner Predigten aus dem 17. Jahrhundert: „Es gibt allerhand Narren: Kleidernarren, Perückennarren, Brillennarren!" — Und doch hat das Konkavglas der Brille die Eigentümlichkeit, daß es das so schöne, große, kurzsichtige Auge sichtbar verkleinert. Bei starken Gläsern ist dieser Effekt außerordentlich auffällig, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man das freie und das mit dem Brillenglase bedeckte Auge des Kurzsichtigen betrachtet. Ob wohl dieser Umstand mit dazu wirkt, daß man das schöne Geschlecht so schwer zum Gläsergebrauch bringen kann? Fein beobachtende Maler tragen übrigens dieser Wirkung der Konkavgläser Rechnung: so sah ich in den Selbstporträts von Adolf Menzel den Unterschied in der Augengröße deutlich, je nachdem die Brille mitgemalt war oder fehlte. Sehr scharf erfaßt und dargestellt findet man die verkleinernde Wirkung des Brillenglases auch in einem der letzten Titelbilder der „Jugend", dem Kopfe Anzengrubers. In dem großmodellierten Gesichte mit dem mächtigen Bart erscheint das Auge hinter dem Brillenglase auffallend klein. Besonders deutlich sieht man den Unterschied an den Lidrändern: schmal und verkleinert hinter dem Brillenglas, breit und voll hervortretend, wo sie nicht von ihm bedeckt sind. Auch in der Skulptur bedarf diese Wirkung der Beachtung. Die Gesichter hochgradig Kurzsichtiger, die man stets mit einer scharfen, das Auge verkleinernden Konkavbrille gesehen hat, bekommen bei der Modellierung — abgesehen von dem Fehlen des Brillengestells — durch die natürliche Größe der Augen meist etwas Fremdes und Unähnliches. Ein einfaches goldenes Brillengestell, wie man es der im Berliner pathologisch-anatomischen Institut aufgestellten Büste Virchows aufgesetzt hat, hilft darüber nicht fort: man müßte auch das verkleinernde Konkavglas einschleifen!

Aber außer dem erwähnten schönheitsverringernden Effekt, wie ihn starke Konkavgläser durch ihre optische Wirkung hervorrufen, haben die Brillenträger noch den weiteren Nachteil, daß sie einzelnen sensiblen und zart empfindenden Individuen Mißbehagen verursachen. Selbst ein Goethe konnte sich darüber nicht fortsetzen. In seinen Gesprächen mit Eckermann heißt es:

Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir herantritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen Teil meines Wohlwollens auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verwirrt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von meinem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Gesicht sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein Paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist.

Trotz alledem werden diejenigen, die es nötig haben, doch fortfahren müssen, Brillen zu tragen; und, wie erwähnt, wird sich die Zahl derselben noch mehren, wenn man nach den Erfahrungen der Neuzeit in den entsprechenden Fällen das dauernde Tragen vollkorrigierender Gläser als heilsam und nützlich zur Verhinderung des Fortschreitens der Kurzsichtigkeit empfiehlt. Vielleicht tröstet es manche, daß nach den Entwicklungsjahren das Glas, ohne direkte Schädigung für das Auge fürchten zu müssen, eher fortgelassen werden kann.

Schließlich möchte ich noch ein Verfahren erwähnen, das die operative Hebung hochgradiger Myopie erstrebt: es besteht in der Herausnahme der Kristalllinse. Die hierdurch bewirkte verringerte Brechkraft des Auges gibt Anlaß, daß Lichtstrahlen, die aus der Ferne kommen, ihren Vereinigungspunkt erst weiter hinten finden und so bei dem Langbau des kurzsichtigen Auges gerade auf der Netzhaut oder wenigstens in der Nähe derselben zu einem scharfen Bilde sich vereinen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Kurzsichtige von ca. 20,0 Dioptrien nach der Linsenentfernung emmetropisch werden und ohne Glas in der Ferne deutlich sehen. Geringere Grade der Myopie werden demnach durch die Operation übersichtig. Durchschnittlich wird man keine Kurzsichtigkeit unter 15,0 Dioptrien als für die Linsenentfernung geeignet erachten. Die Operation, die als solche nur wenig Gefahr bietet, ist besonders durch den Augenarzt Fukala in Wien Ende der achtziger Jahre in die Praxis eingeführt worden. Die meisten Augenärzte sind seinem Beispiel gefolgt; je nach Temperament in verschiedener Weise: die heißblütigen und sanguinischen operierten ungefähr jeden Kurzsichtigen höheren Grades — man hat leider auch solche geringeren Grades hier und da operiert! — der ihnen unter die Finger kam; die vorsichtigen und bedächtigen entfernten die Linse nur in Ausnahmefällen, wenn mit Brillen kein ausreichendes und befriedigendes Sehen zu bewirken war. Andre lehnten das Verfahren ganz ab. Professor v. Michel, jetzt in Berlin, erklärte auf dem Kongreß 1892 in Heidelberg: „Ich halte die Entfernung der normalen Linse aus einem myopischen Auge einzig und allein zum Zwecke der Beseitigung der Kurzsichtigkeit für eine Verstümmelung des Organs. Wenn die Augenärzte dem Myopen die Entfernung seiner Linse anraten, so tun sie ähnliches, als wenn die Nasenärzte die Verödung der Nasengänge anempfehlen würden, um den Gebrauch des

Schnupftuches abzuschaffen." Ganz so verhält sich die Sache allerdings nicht, aber daß die Vorsichtigen recht behalten, hat die weitere Erfahrung zweifellos gelehrt. Trotz der oft erstaunlichen Sehverbesserung, die durch die Operation erreicht wird, trotz der überschwenglichen Dankesausdrücke, die der Operateur auf sich gehäuft sieht, sind wir von Jahr zu Jahr zurückhaltender mit der Operation geworden, da wir leider konstatieren mußten, daß von den operierten Augen später noch — oft erst nach vier bis fünf Jahren — ein ziemlicher Teil zugrunde geht. So fand ich beispielsweise vor ein paar Jahren in der Blindenanstalt zu Barby drei jugendliche Blinde, die nach der doppelseitigen Operation ihr Augenlicht verloren haben, während kein andrer der dort Verpflegten auf Grund einfacher Kurzsichtigkeit erblindet war. Natürlich läßt sich schwer entscheiden, ob die Erblindung, wenn sie nicht bald nach der Linsenentfernung sich entwickelt, wirklich als Folge der Operation anzusehen ist. Wenn man aber den Prozentsatz der danach beobachteten Erblindungen vergleicht mit dem, der ohne Linsenentfernung bei hochgradig Kurzsichtigen sich ergibt, so fallen die Resultate sehr zu ungunsten der Operation aus, wie erst neuerdings eine Untersuchung aus meiner Klinik gezeigt hat. Auch pflegt die Erblindung infolge hoher Kurzsichtigkeit meist erst in späterem Lebensalter einzutreten, während die Operationen vorzugsweise an jugendlichen Individuen ausgeführt werden. Dennoch sind, wie erwähnt, die in vielen Fällen erreichten Vorteile — und zwar dauernde, lange Jahre hindurch festgestellte — so erheblich, daß ich mich doch nicht den Kollegen — und ihre Zahl hat in letzter Zeit immer mehr zugenommen — anschließen möchte, die das Verfahren ganz aufgegeben haben. Dahin wird man jedoch bei ruhiger Betrachtung der Tatsachen gedrängt, daß man nur ausnahmsweise operiert, und zwar nie beide Augen in kurzer Zeit nacheinander. Es ist für den Arzt erforderlich, nicht nur den Grad der Kurzsichtigkeit und ihrer Korrektionsfähigkeit durch Brillen als Grundlage seiner Therapie zu nehmen, sondern weiter auch den Einfluß, den dieses Übel auf die einzelne Persönlichkeit hat: ob es ihm seine Existenzbedingungen raubt, ob das schlechte Sehvermögen ihn psychisch stark bedrückt, und ähnliche Umstände. Es gilt auch hier der nicht immer befolgte Hauptsatz zu der ärztlichen Betätigung: der kranke Mensch, nicht allein das kranke Organ ist zu behandeln!

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

III.

Der ganze Gegensatz der Auffassungen, das ganze absolutistische Herrschergefühl des Königs und seine Bereitwilligkeit, es auf einen Konflikt mit dem Landtage ankommen zu lassen, wird uns von neuem bewiesen durch den abenteuerlichen Gedanken, den das folgende Billett ausdrückt. Vorauszuschicken ist, daß die in Berlin bereits eingetroffenen Abgeordneten die Eröffnung der Versammlung im Schlosse größtenteils mißbilligten und beim Ministerium vorgestellt hatten, daß dazu durchaus das regelmäßige Sitzungslokal gewählt werden müsse. Man fürchtete nun, eine große Zahl von Abgeordneten werde im Schlosse einfach nicht erscheinen, der König werde vor leeren Bänken reden müssen.

41. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 21. May 48.

Theuerster Camphausen — sollte die Opposizion gegen das Erscheinen im Schlosse eine irgendwie bedeutende Majoritait erlangen, so haben Sie ein Blatt mit dem Gesetzes-Eingange zu präpariren, welches etwa folgender Maßen lauten würde:

Wir F. W. v. G. G. ꝛc. entbiethen Alle Mitglieder der zur Berathung über die Landes-Verfassung erwählten und von uns berufenen Versammlung von Abgeordneten hiermit zu Morgen in der Mittagsstunde in den sogenannten weißen Saal unseres hiesigen königlichen Schlosses. Wir befehlen Einem jeden Mitgliede besagter Versammlung dies ihr Erscheinen kraft unserer königlichen Macht-Vollkommenheit und ihres Unterthanen-Eides hiermit ernstlich und ausdrücklich als ihr König und Herr. Gegeben in unserem k. Residenzschlosse zu Berlin am 22. May im Jahre 1848. gez. F. W.

Contrasignirt vom Ministerium C.

Friedrich Wilhelm.

Camphausen kam nicht in die Lage, sich über seine Stellung zu diesem Befehle äußern zu müssen, da die Eröffnung des Landtages am 22. Mai im Weißen Saale ohne Zwischenfall vor sich ging; nur ganz wenige Abgeordnete waren fortgeblieben.

Noch am 21. Mai richtete der König an Camphausen ein zweites Billett; das darin erwähnte Schreiben an Arnim scheint eine neue Mahnung enthalten zu haben, in der schleswig-holsteinischen Sache die englisch-russische Vermittlung anzunehmen und in die Zurückziehung der Truppen aus Jütland zu willigen.

42. Der König an Camphausen.

Sf. 21. May 48. 3 Uhr.

Bester Camphausen. Ich stürze Ihnen noch mit diesem Billet nach, und bitte Sie, meinen Briefträger für Arnim abzugeben, aber nicht nach § 18 der Verfassung[1]), sondern mit Verletzung des Brief-Geheimnisses, und zwar zu dem förmlich ausgesprochenen Zweck, Arnim zur Annahme meines Vorschlags zu bewegen. Alles sehnt sich nach Frieden, diesseits und jenseits vom Belt. Eine nobel ergriffene Veranlassung giebt ihn uns. Wer wollte dazu nicht beytragen?

Friedrich Wilhelm.

Noch einmal tritt in den folgenden Tagen die uns bekannte Angelegenheit des Generals v. Colomb in unserm Briefwechsel auf; die Minister fürchteten eine Interpellation im Landtage, der König aber, inzwischen über die Harmlosigkeit der Vergehung des Generals unterrichtet, riet ihnen, sich nicht einschüchtern zu lassen und eventuell ausweichend zu antworten. Im übrigen bedürfen die folgenden Briefe keiner Erklärung.

43. Der König an das Staatsministerium.

Als ich das Gerücht erfuhr, der Gl. Lt. von Colomb habe gefangene Polnische Insurgenten auf schmerzhafte Weise Zeichen *eingeätzt*, fand ich mich bewogen, durch Cabinets-Befehl vom heutigen Tage den General zur Verantwortung aufzufordern. Dieser Befehl ist jetzt in den Händen des Kriegs-Ministers zum Contrasigniren. Auch hab ich den Minister autorisirt, mir denselben zurückzusenden und selbst, auf meinen Spezial-Befehl aber wohlzuverstehen, des Generals Rechtfertigung einzufordern. — Jetzt erst, (nach ½7 Abends) erfahr' ich aus dem Pfuelschen Bericht[2]), daß von schmerzlicher Operation, von Einätzen, Einbrennen (und wie die Gerüchte Alle lauteten) gar keine Rede ist, — sondern daß er die besagten Leute vor ihrer Freilassung mit „*Indigo*" gezeichnet hat, also ebenso schmerzlos und unschuldig als mit Brunnenwasser, und zwar in der gerechten und menschlichen Absicht, *diesen Unglücklichen, Verführten einen Vorwand zu geben, dem erneuten Aufrufe zum Hochverrath von Seiten der Landjunker*

[1]) „Das Briefgeheimnis ist unverletzlich."

[2]) Der Brief des Generals v. Pfuel an den König ist nicht bekannt: im Nachlasse Camphausens findet sich nur ein Privatschreiben des Generals an den Ministerpräsidenten vom 19. Mai.

und der Pfaffen hinfort nicht mehr zu folgen. So sind folglich die Umstände wesentlich andere als die, welche das Gerücht von den hochverrätherischen Clubs in Berlin ... berichtet hatte. Sollte nun der Landtag wirklich interpelliren ad vocem Colomb und im Sinne der Gerüchte, so hat das Ministerium eine schöne Gelegenheit, die Ansichten der Versammlung vorläufig zu berichtigen „nach bisher eingegangenen Berichten", und es hat die Satisfaczion und Auxilium noch hinzusetzen zu können: es sey nach Vernehmen der ersten Gerüchte Allerhöchsten Orts bereits die Verantwortung des Generals von Colomb verlangt worden. Sobald dieselbe einginge, werde das Ministerium fernere Mittheilungen an den Landtag und eventualiter Vorschläge an mich machen. Bis dahin erkläre dasselbe aber die Angelegenheit nicht reif zu entscheidendem Einschreiten. —

Das ist Parlamentarische Sitte, Parlamentarisches Verfahren, und eine Versammlung, die solchem parlamentarischen Betragen gegenüber tumultuarische Forderungen macht, ist keine parlamentarische, sondern eine tumultuarische, und entehrt sich vor dem ganzen Volke. So compromittirt sich auch ein Ministerium, wenn es einen andern als den vorgezeichneten Weg einschlägt. Ich habe das volle Vertrauen zu meinem Ministerium, daß es keinen andern Weg einschlagen wird. Der Weg der eigenen und der Königlichen Ehre ist hier scharf und deutlich vorgezeichnet; einen anderen kann und darf ich nicht gehen, und gewiß! meine treuen Minister werden und können keinen anderen betreten. Die Constituirung der Comités, die Ernennungen, Wahlen ꝛc., des Landtags nehmen ohnehin noch manchen Tag hin, und wir Alle haben Zeit, vor dem Sturm ruhig Athem zu schöpfen. Preußens Losung war von jeher „Muth und kaltes Blut". Vor Allem thut das jetzt noth. Der König geht voran. Folgen Sie, liebe Herren.

Sanssouci 23. May 1848. Friedrich Wilhelm.

44. Der König an Camphausen.

Sanssouci 23. May 1848 abends.

Theuerster Camphausen. Major Oelrichs ist aus London mit Briefen von meinem lieben Bruder Wilhelm eben angekommen. Ich beeile mich, Ihnen anliegend seine „Erklärung" zu senden[1]). Ich weiß nicht, ob sie ihm vom Ministerium gesendet worden ist, oder ob er sie selbst verfaßt hat. Sie entspricht (hoffentlich auch nach Ihrer Meinung) den Umständen, und wäre

[1]) Vom 18. Mai. Ich teile den Wortlaut nach dem in Camphausens Nachlasse befindlichen eigenhändigen Originale hier mit: „E. M. gnädiges Schreiben vom 11. d. M. habe ich erhalten, und werde dem darin mir ertheilten Befehl gemäß meine Abreise von London bald antreten und mich einige Tage in Belgien aufhalten. Die Gesinnungen, mit denen ich in die Heimath zurückkehre, sind E. M. bekannt. Ich gebe mich der frohen Hoffnung hin, daß die freien Institutionen, zu deren fester Begründung E. M. jetzt die Vertreter Ihres Volkes berufen haben, unter Gottes gnädigem Beistande sich zum Heile des theuren Preußischen Vaterlandes mehr und mehr entwickeln werden. Ich werde dieser Entwickelung mit voller Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen, wie ich dies unter allen Verhältnissen gethan habe, wo es das

sie wohl recht bald zu publiziren. Major Laue[1]) war noch nicht in London, als Oelrichs fortgereist ist. Mein Bruder hat nach meiner Ueberzeugung eine ganz falsche Ansicht von den Absichten des Staats-Ministerii. Er nimmt an, es sey Ihrer Aller Absicht, eine Débatte über seine Rückkehr im Landtage zu veranlassen, und Sie wollten sich dann erst entscheiden, was für Rath Sie ihm über seine Rückkehr ertheilen wollen. Dieser Irrthum veranlaßt Wilhelm, in England diese Anweisung des Ministerii abzuwarten, und nur nach dem 27. d. M., falls diese Anweisung zu lange auf sich warten ließe, abzureisen; doch ungern, und ist er eher geneigt, London gar nicht zu verlassen, bis das „Resultat der Debatte" über ihn klar ist. !!! Das ist ein unseeliges Mißverständniß. Ich ersuche Sie, bester Camphausen, ihm zu schreiben, wie es keineswegs in der Absicht des Ministerii liege, irgend eine Débatte zu veranlassen, und möge er nur getrost abreisen und nach kurzem Aufenthalt in Brüssel hierher kommen. Ferner bitt' ich dringend, mir den Brief im Laufe des morgenden Tages zuzusenden, da ich spätestens Abends den Courier an Wilhelm absenden will. Ich werde ihm kurz dasselbe schreiben und ihn bitten, so schnell als möglich zu kommen, grade im Interesse des Ganzen, da seine längere Abwesenheit nur ärgerliche Debatten herbeyführen könne. Ein Tag in Brüssel reicht hin. Mein Brief trifft ihn erst am 27. Am 29. kann er in Brüssel sein, den 30. da zubringen, und am 1. oder 2. Juny hier in Potsdam eintreffen. — Er sehnt sich nach einer Zeile von Ihnen. Schreiben Sie ihm theilnehmend und senden Sie mir den Brief so früh als möglich. Ueber sein Erscheinen in Berlin habe ich keine klare Projekte. Haben Sie dergleichen, so bitt' ich dringend mir spätter Mittheilung davon zu machen.

Sie wissen durch Schwerin, theuerster Camphausen, daß ich dieser Tage den Kreutzbrunnen anfangen soll. Trotzdem, und darauf leg' ich ganz überwiegenden Werth, werde ich nicht zugeben, daß Sie und Ihre Collegen Ihre Zeit verschwenden und mich hier aufsuchen. Ich kann, wenn es nicht grade viermal wöchentlich ist, recht gut 1—2mal die Woche nach Berlin, aber etwa erst um 10 oder 12 Uhr. Ich mache

---

Wohl des Staates verlangte, und sehe dem Augenblicke entgegen, wo ich mit E. M. die Verfassung, welche Sie mit Ihrem Volke nach reiflicher Ueberlegung zu vereinbaren im Begriffe stehen, werde anerkennen können.

London 18. Mai 1848. Prinz von Preußen."

Übrigens hatte Minister von Auerswald am 21. Mai den König gebeten, er möge eine vom Prinzen etwa eingehende Antwort nicht ohne Besprechung mit dem Ministerium veröffentlichen (Original in Camphausens Nachlaß). Des Königs Erwiderung s. in der folgenden Anm.

[1]) Von wem Laue an den Prinzen gesandt ward, weiß ich nicht. Der König hat auf dem in der vorigen Anm. angeführten Schreiben Auerswalds darüber bemerkt: „Von Wilhelm erwarte ich keine Antwort, da die unbegreifliche Maaßregel beliebt worden ist, den Major Laue direkt aus Schleswig nach London zu senden, ohne mir ein Wort davon zu sagen, während ich meinem Bruder geschrieben hatte, daß ich ihm durch Laue die näheren Anweisungen wegen seiner Abreise und seines Weges zukommen lassen würde. Ich weiß folglich von garnichts, weder ob Laue eine Botschaft von wem überbracht hat, noch ob? und was? er für Wilhelm mitgenommen hat, was zu publiziren wäre."

es Ihnen hiermit zur Pflicht, wenn Dinge vorliegen, die nicht durch Costenoble hier abgemacht werden können, mich kurzweg Abends vorher zu avertiren, „es sey ein Conseil nothwendig". Dann komme ich; bauen Sie darauf, wenn ich nicht grade den Brunnen-Schwindel habe. Senden Sie mir aber Costenoble ein bis zweimal die Woche, um mich ganz genau vom Gang der Debatte zu unterrichten. Auch bitt' ich zu dem Zweck über General von Below zu disponiren. Nun Gott mit Ihnen, lieber Camphausen! Ohne Kampf kein Sieg, ohne Sieg kein rechter Friede!

Friedrich Wilhelm.

Zu bemerken ist, daß das Ministerium mit der Erklärung des Prinzen nicht zufrieden war, und daß Camphausen den Entwurf zu einer andern Erklärung nach London schickte, wie sich aus Nr. 49 ergibt.

45. Der König an Camphausen.

Sanssouci 26. May 1848.

Beyliegenden Bericht meines lieben treuen Thile[1]) send ich Ihnen, bester Camphausen. Er scheint mir mehr für Sie und Hansemann als für mich bestimmt und bezeichnet die Pflichttreue dieses seltnen Mannes, der, wenn er als Feind des jetzigen Ministerii hätte auftreten wollen, eine willkommene Veranlassung zur Hand hatte, um auf dem Wege directer Veröffentlichung oder durch Influenzirung und Instruiren von Opposizions-Parthey-Männern Ihnen und Ihren Collegen Verlegenheiten zu bereiten. Alles Glück für heut und morgen und Alle Zeit wünschend Friedrich Wilhelm.

46. Der König an Camphausen.

Sanssouci 27. May 1848.

An Sie, theuerster Camphausen, als an den Muthigen des Ministerii, richte ich eine Frage, die eigentlich an den Wenigstmuthigen gerichtet werden sollte, als in sein Département einschlagend. Ich fürchte jedoch, daß meine Frage da platt auf die Erde fallen könnte, und suche folglich durch Sie etwas einzuleiten, was mir wichtig für die Stimmung der Berliner Bürgerschaft erscheint. Die Frage ist: ob gewichtige Gründe vorhanden sind, daß man in Berlin nicht dasselbe thut, was in Breslau und anderen Orten zur höchsten Befriedigung der Bürgerschaft geschehen ist, nemlich „das Verbieten der Katzenmusiken"? — Als dieselben nur einigen Ministern galten, begreif' ich den edeln Stolz derselben, sich um so etwas nicht zu rühren. Jetzt, wo Allnächtlich vielen den Clubs mißliebigen Personen und namentlich von der Bürgerschaft diese Ruhestöhrung gilt, sollt' ich meinen, daß das Verboth unbedenklich für

[1]) Ludwig Gustav v. Thile (geb. 1781), war vortragender Adjutant für die militärischen Personalangelegenheiten unter Friedrich Wilhelm III., später Generaladjutant gewesen; unter Friedrich Wilhelm IV., dem er namentlich durch seine religiöse Gesinnung nahe stand, wurde er sofort Minister und später ein Mitglied der sogenannten Kamarilla, legte aber nach der Märzrevolution alle seine Ämter nieder. Er starb 1852. Auf welchen Bericht der König anspielt, habe ich nicht ermitteln können.

das Ministerium vor sich gehen könnte[1]). Wenn es geradezu von dem dazu Verpflichteten, von Minutoli, ausgeht, seh' ich nichts als die richtige Würdigung der Umstände und die rechte Berücksichtigung der erforderlichen Nachtruhe unserer guten Bürger darin, welche die Katzenmusiken **mehr als satt haben**, die Polizey-Unthätigkeit sehr bitter tadeln sollen.

Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß jetzt entschieden ein neuer Coup montirt wird, wie der vom 18. März (der zu Stande kam) und der vom Gründonnerstage (der an der Feigheit des Gesindels scheiterte) gewesen ist. Ich weiß, daß Pulver aufgekauft und in gewissen Werkstätten verborgen wird, daß man im Geheimen Kugeln gießt ꝛc.

Ich wiederhole, daß ich jeden Tag mit Freuden bereit bin, falls ich in Ihrem Rathe vonnöthen seyn sollte, nach Berlin zu kommen. Lassen Sie mir nur rechtzeitig durch Costenoble einen Wink geben. Der Kreutzbrunn thut nichts dazu, wenns eben nöthig ist. Kämen Sie Alle hierher, so könnte sichs bey schönem Wetter leicht treffen, daß ich über Land bin, wie das schon zweimal leider! der Fall war. Ich ziehe sehr vor, trotz Marienbad nach Berlin zu fahren um Raths zu pflegen. Bleiben Sie mir nur gesund und muthig. Ich bins Gottlob! und werds mit Gottes Hilfe bleiben, bis sich die Dinge zum Guten wenden. Vale. Friedrich Wilhelm.

47. Camphausen an den König.

E. M. gnädiges Schreiben von gestern wird zum Theile durch die Bekanntmachungen des Magistrats, des Polizeipräsidenten und des Generalmajors Aschoff erledigt sein[2]). Der musikalische Klang der Volksstimme hat auch mich nicht sehr erquickt; hoffen wir, daß alle diese Dissonanzen die Vorbereitung zu einem harmonischen Schlußakkorde seien, und daß wir nicht gar zu lange die Septime anhalten.

Von morgen an wird die Versammlung wohl zu ernsteren Gefechten übergehen und unsere Zeit fürs erste in Anspruch nehmen. Daß E. M., wenn nöthig, die Berathung in Berlin vorziehen, lasse ich mir zur Richtschnur dienen. Wenn von S. K. H. dem Prinzen von Preußen eine Erklärung aus Ostende oder dem Haag eingeht, so werde ich wünschen, dieselbe baldigst zu kennen.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin 28. Mai 1848. Camphausen.

48. Der König an Camphausen.

Sf. 28. May 48.

Herzlichsten Dank, theuerster Camphausen, für Ihren lieben Brief als Antwort auf meinen von gestern Abend. Hätte ich die Sachen ahnden können, die mich heut früh in den Berliner Blättern erquickten, so würde ich nicht geschrieben haben. Die Antwort Ihnen zu verbiethen wäre Christen-Pflicht gewesen, und ich klage mich selbst an, es vergessen zu haben. Ich wünsche

[1]) Über die damalige Lage in Berlin s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 40 ff.
[2]) Vom 27. Mai, gedruckt bei Wolff, Bd. III, S. 45.

mit Ihnen, daß die Septime nicht zu lang tönt und sich bald in die Octav lösen möge!!! Das „ob"? ist aber sehr ungewiß und dauert bey einigen Völkern sehr lange, und wohl immerdar, bis sie untergehen. Bey den Pohlen hat es 300 Jahre gedauert, bey den Franzosen hält es schon 60 Jahre an, in Spanien vierzig usw. und mag wohl, ohne daß sie es selbst merken, zur Sext mit ♯ oder ♭ oder gar zur Quint (dito ein scheußlicher Ton) oder noch tiefer herabgesunken seyn. Alles kommt darauf an, ob man nach der ersten Hitze des Fiebers die rechte Kur anwendet; das Schließen der radikalen Clubs würde die Hauptstadt mit dem loyal gesinnten Lande in eine harmonischere Verbindung bringen, und das Land **unblutig**[1]) über die Stadt siegen machen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

Trotz der letzten Wendung hatte der König auch den Gedanken an eine gewaltsame Unterwerfung Berlins und Sprengung des Parlamentes keineswegs aufgegeben, wie uns schon sein nächstes Schreiben zeigen wird. Bemerkenswert ist darin auch, daß er von seinen früheren Verheißungen ausdrücklich sagt, nur an die „möglicherweise noch erfüllbaren" fühle er sich gebunden.

49. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 30. May 48.

Eben hab' ich einen Brief von meinem Bruder Wilhelm aus London vom 26. erhalten. Mein Courier war noch nicht angekommen, er sagt aber, falls derselbe am nächsten Tage käme, so wolle er in der Nacht nach Ostende fort und den 28. in Brüssel verweilen, am 29. nach dem Haag gehen und am 3. hier einzutreffen suchen. Eichmann[2]) habe ihn dringend ersucht, Cöln und Aachen zu **vermeiden.** Er will folglich vom Haag über Arnheim nach Duisburg und dort die Eisenbahn gewinnen. So berührt er nur alte (bisher) treue Länder. Von seiner „Erklärung" kann noch nicht die Rede sein, da der Courier noch nicht mit Ihrem Briefe, lieber Camphausen, in London war. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich das Nichtbefriedigtseyn des Staats-Ministerii mit Wilhelms Erklärung[3]) mit allertiefstem Bedauern gesehen habe. Die Ursach ist einfach die, daß die von ihm gewählte Form möglicherweise als von ihm selbst verfaßt vom Publicum angesehen werden könnte, während die vom Ministerio gewählte ganz den Stempel eines Blattes an der Stirn trägt, welches von fremder Hand geschrieben ihm „zur Unterschrift" zugeschickt worden. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mich Ihrer Aller Wünsche in der Hinsicht in keiner Weise wiedersetzt habe. Jetzt also ist der Ausdruck meiner Ansicht sehr unverfänglich, glaubte denselben aber Ihnen schuldig zu seyn. Ich fürchte etwas den Eindruck des Gemachten auf unser argwöhnisches Publicum. —

Ich hoffe, daß Sie keinen Augenblick daran zweifeln, daß ersten Tages etwas Ernsthaftes, Revoluzionaires in Berlin ausbrechen wird. Ich vertraue

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Der Oberpräsident der Rheinprovinz, später Minister des Innern.

[3]) S. oben S. 230, Anm. 1.

Ihnen, daß Sie die möglichen Chancen im Voraus berechnet haben, und sich Alle über den Zeitpunkt Rechenschaft gegeben haben, wann Sie **zu mir**[1]) und **um mich**[1]) sich versammeln werden. — Dann muß die Loosung seyn: die Unterwerfung Berlins. Gewiß, wenn's gelingt, ein unermeßliches Glück für unser Land, seine Gegenwart und seine Zukunft. Ich wanke natürlich nicht einen Augenblick in Erfüllung aller meiner möglicherweise noch erfüllbaren Zusagen. Wir müssen aber auch die Chance berechnen, wenn eine namhafte Minoritait des Landtages an der Bewegung Theil nimmt. Ich halte die Rückkehr meines Bruders für das Signal des Ausbruchs der lange vorbereiteten Bewegung. An dieser Vorbereitung kann unmöglich Einer von Ihnen zweiffeln, wenn Sie sehen, daß der hiesige Bewegungs-Versuch gegen Sie mit den Pariser, Wiener und Napoletaner[2]) Rebellionen auf den Tag zusammentreffen. Merkwürdig ist, daß in Neapel sowie in Paris (vor Guizots Thür) sowie in Berlin am 18. März 3 Schüsse aus dem Volkshaufen das Zeichen zum allgemeinen Aufstande — oder was man übereingekommen **so**[1]) zu nennen!!! — gegeben haben. Verhüthet jetzt die Feigheit des Pöbels Aller Stände nicht den Ausbruch, so wird er auf ähnliche Weise herbeigeführt werden.

Wenn das Ministerium die Frage, ob? wann? und wie? mein Bruder sich in Berlin zu zeigen hat, erschöpfend berathen hat, erwart' ich durch Costenoble sofort die Anzeige. Wir müssen jetzt bei diesen Sturm-Anzeigen für Berlin sehr vorsichtig seyn; so scheint mirs wenigstens. — Im vollsten Vertrauen auf die, durch All diese Umstände gebothene Energie und Vorsicht des Ministerii erwarte ich bestimmt **keine**[1]) Antwort auf diese Zeilen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

50. Der König an Camphausen.

Sf. 30 May 48.

Ich benachrichtige Sie, lieber Camphausen, daß ich einen 2ten Brief meines Bruders soeben, 9 Uhr Abends vorgefunden, nach welchem er den 29. fort wollte, den heutigen Tag in Brüssel bleiben, Morgen nach dem Haag, übermorgen nach Wesel, am 2. nach Hamm und am 3. hier einzutreffen gedachte, eine **„Erklärung"** hat **nicht** beygelegen. Ich erwarte Costenoble sehnsüchtig, um Ihre Ansicht über Wilhelms Erscheinen in dem todtkranken Berlin, und über sein „Verhältniß zu Wirsitz"[3]) zu erfahren. Doch hat das ja eigentlich Zeit bis zum 1. Juny. Vale. Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Es haben in der Tat am 15. Mai auch in Paris, Wien und Neapel Straßentumulte stattgefunden, ohne daß jedoch irgendein direkter Zusammenhang unter ihnen nachweisbar oder auch nur wahrscheinlich wäre.

[3]) Prinz Wilhelm war als Abgeordneter für Wirsitz in die preußische Nationalversammlung gewählt worden.

51. Camphausen an den König.

Berlin, 31. Mai 1848.

E. M. erlaube ich mir gehorsamst zu berichten, daß ein Manöver von Linientruppen bei Schöneberg in diesen Tagen hier eine höchst traurige Wirkung äußern würde, daher ich, wenn eine solche Absicht besteht, dringend davon abrathen muß. Augenblicklich spricht man überall von Reaction, und die Vorfälle von heute Morgen wird Costenoble berichtet haben. Die Debatte in der Versammlung, in der wir eine offene Sprache geführt haben [1]), wird hoffentlich etwas beruhigen.

In tiefster Ehrfurcht

E. M. unterthänigster
Camphausen.

52. Der König an Camphausen.

Sf. 31. May 48 nachts.

Je mehr ich über Ihre Benachrichtigung an meinen Bruder Wilhelm (in Magdeburg auf fernere Nachricht zu warten) nachdenke, je ernstlicher fühle ich mich gedrungen, Sie, theuerster Camphausen, aufzufordern, diese Sache noch einmal recht scharf ins Auge zu fassen und mit All ihren Consequenzen abzuwägen. Wenn mein Bruder die Nachricht im Haag erhält und **dort** bis auf fernere Benachrichtigung, d. h. **jedoch nicht über 2—3 Tage** [2]), verweilte, so wäre dagegen nichts zu erinnern, denn es macht sich natürlich. In Magdeburg dagegen, von wo er bis Potsdam 3½ Stunde fährt, so nahe von uns Allen plötzlich Halt zu machen, ist etwas völlig Unnatürliches; ich muß es aussprechen (und gewiß, Sie fühlen es mit mir), es sieht ungeschickt aus — wie eine halbe Maaßregel, und wird von den Unwissenden als Unentschlossenheit, Furcht, Taktlosigkeit Wilhelms gedeutet werden, von Wissenden aber dem Ministerium als Inconsequenz im Vergleich mit dem muthigen Durchsetzen der Maaßregel seiner Rückkehr gedeutet und von Ihren Feinden schlimm ausgebeutet werden. Darüber kann es wohl keinen Zweifel geben. Der Landtag auch, der eigentlich ein Recht auf ihn, als auf sein Mitglied, hat, und der bereits zu ernstesten Maaßregeln gegen die Unordnungen in der Stadt und im Lande gerathen hat, dürfte dies vor Ankerliegen Wilhelms auf 4—5 Stunden Wegefahrt von Berlin schwerlich gut aufnehmen; d. h. er wird das Ministerium interpelliren. Wenn Wilhelm dagegen ruhig hier im Schooß seiner Familie weilt, ohne die Hauptstadt zu berühren, so ist das bei dem ärgerlichen Zustand der Hauptstadt ganz natürlich, und eine etwaige Interpellazion leicht und schlagend zu beantworten. — Dagegen, daß Wilhelm in Magdeburg schläft, statt nach Potsdam die Nacht durch zu fahren, hab ich natürlich nichts, wenn Sie nicht etwa bey einer Tagesfahrt ein Attentat besorgen. Dagegen schützen einige

[1]) Es handelte sich um eine Demonstration unbeschäftigter Arbeiter. Minister v. Patow hatte darüber in der Nationalversammlung gesprochen (Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 71 f.). Camphausen selbst die Regierung gegen den Vorwurf der Reaktion verteidigt (a. a. O. S. 73).

[2]) Die Worte „nicht über 2—3 Tage" sind dreimal unterstrichen.

kleine Truppen-Commandos von Linie und Landwehr und in der Brandenburger Gegend von Cuirassieren auf den Stazionen. — Ich bitte Sie, theuerster Camphausen, und Ihre Collegen, diese recht sehr wichtige und folgenschwere Frage sich noch einmal zur Beantwortung vorzulegen. Bleiben Sie dabey, so geh' ich nach Magdeburg und empfange meinen Bruder dort und kehre gleich zurück, spätestens am andern Morgen früh.

Wenn Wilhelm Ihren Rat nicht befolgen sollte, und das Ministérium darum eine Cabinets-Frage aus der Sache machen wollte (wie Costenoble es meinte) so wäre das „**notorisch**[1]) Verfassungswidrig". Nur der Dissensus mit dem Souverain oder dem Landtage **kann** und **darf**[1]) überall eine Cabinets-Frage veranlassen. Darum bleib' ich dabey, daß Costenoble falsch gehört hat. **Ich**[1]) werde bestimmt meinem Bruder weder zu- noch abrathen. Daß übrigens der Gegenwärtige Augenblick jeden Vorwand zu einer Cabinets-Frage unmöglich macht, oder den Character des Ministeriums in ein furchtbares Licht für die Geschichte des Landes stellen würde, fühlt Ihr edles Herz, lieber Camphausen, fühlen die Minister Alle selbst zu lebhaft und zu pflichttreu, um darüber ein Wort zu verlieren.

Friedrich Wilhelm.

Das Ministerium suchte die Ankunft des Prinzen zu verzögern, weil es vorher die noch immer nicht eingegangene Erklärung Wilhelms über seine konstitutionelle Gesinnung veröffentlichen wollte. Ob daraus wirklich eine Kabinettsfrage gemacht worden ist, weiß ich nicht. Merkwürdig ist jedenfalls wieder die Ansicht des Königs, daß es für sein Ministerium kein Grund zur Demission sein dürfe, wenn der Thronfolger in einer wichtigen Frage gegen dessen Intentionen handle; als ob der Prinz dies hätte tun können ohne stillschweigende Genehmigung oder doch Zulassung des Königs selbst; wenn das Ministerium die Kabinettsfrage gestellt hat, so hat es dadurch eben den König zwingen wollen, seinem Bruder bestimmte Befehle in der gewünschten Richtung zu erteilen.

53. Der König an Camphausen.

Sf. Himmelfahrt [1. Juni] 48 Nachmittag.

Ich benachrichtige Sie, bester Camphausen, daß ich meinem Bruder Wilhelm geschrieben, und ihn aufgefordert habe, den 3. bis Mittag in Hamm zu verweilen, und dann auf einige Tage nach Münster zu gehen, in der Hoffnung, bald von Ihnen Kunde zu erhalten. So umgehen wir das Warten in Magdeburg, welches unmöglich weder ihm noch mir noch dem Ministerium noch der guten Sache gut thun **kann**! Ich hoffe durch meine Anweisung an Wilhelm etwas Ihnen und Ihren Collegen Angenehmes gethan zu haben, und wünsche Ihnen ein fröhliches Fest, so gut's eben geht. Gott wirds schon besser machen. Friedrich Wilhelm.

[1]) Dreimal unterstrichen.

54. Camphausen an den König[1]).

E. M. zeige ich gehorsamst an, daß Costenoble heute abgereist ist, um Seiner Kgl. Hoheit entgegen zu fahren. Ich rechne noch immer darauf, daß die Erklärung von Ostende oder vom Haag aus abgegangen ist, und daß die unhaltbare Lage, worin wir uns, kehrte S. Kgl. Hoheit ohne dieselbe zurück, befinden würden, vermieden werden wird. Ist diese Angelegenheit geordnet, so kann nach dem Verlangen E. M. der Aufenthalt in Magdeburg unterbleiben, und ist Geh. Rat Costenoble ermächtigt, dies S. Kgl. Hoheit mitzutheilen. Uebrigens wäre eine Verzögerung der Ankunft immerhin wünschenswerth, damit der erwartete Brief vorher bekannt würde. Militärischen Demonstrationen in Potsdam wird es nützlich sein vorzubeugen.

E. M. liegt das Entlassungs-Gesuch des General Colomb vor. Wir bitten um schleunige Genehmigung. Einestheils kann vorher General von Pfuel Posen nicht verlassen; anderntheils hat uns der Generalstabs-Chef von Colomb (Olberg[2]) neuerdings eine Verlegenheit dadurch bereitet, daß er direct (!) an die Nationalversammlung geschrieben[3]).

In tiefster Ehrfurcht
Berlin, 1. Juni 1848.

E. M. treugehorsamster
Camphausen.

Mit der Erwähnung der Angelegenheit des Generals v. Colomb kommt sofort wieder ein lebhafterer Ton in den Briefwechsel, da hier das Verhältnis des Königs zur Armee berührt wird. Der Brief Colombs, auf den Friedrich Wilhelm sich im folgenden Schreiben bezieht, ist mir nicht bekannt geworden. Aus welchen Gründen Camphausen und seine Kollegen auf der Verabschiedung Colombs glaubten bestehen zu müssen, zeigt ein Brief des ersteren an General v. Pfuel vom 24. Mai[4]), aus dem wir auch ersehen, daß Camphausen durch Pfuels Vermittlung Colomb zur Einreichung seines Abschiedsgesuches aufgefordert hatte.

---

[1]) Original im Königl. Hausarchive, gleichlautendes Konzept in Camphausens Nachlaß.

[2]) Generalmajor v. Olberg hatte am 27. Mai an das Präsidium der Nationalversammlung ein Schreiben gerichtet, worin er eine in der Versammlung gefallene Äußerung über parteiliches Vorgehen des Generals v. Pfuel richtig stellte (gedruckt Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 69).

[3]) Der König hat das Original dieses Schreibens dem General v. Neumann zugeschickt mit folgender Anfrage: „Was ist das für eine Geschichte mit Olberg? Halten Sie seine Ernennung zurück. Sie dürfte in Abschied verwandelt werden müssen. Kanitz muß gleich berichten."

[4]) Ich teile ihn hier nach dem Konzept in Camphausens Nachlasse mit:

„E. E. beehre ich mich auf die hochgeschätzte Zuschrift vom 19. zu antworten, daß schon [das] Alter des General von Colomb dessen Rückzug erklären könnte, um so mehr, als der dortige Posten vorzugsweise Energie und Thatkraft verlangt. Die Anhänglichkeit der Deutschen scheint dem G. St[einäcker] mehr noch zugewandt zu sein, als dem General von Colomb. Wegen der Unbeliebtheit des letzteren bei der polnischen Bevölkerung würde m. E. der Friedensstand bedroht sein, wenn E. E. abreiseten, und General von Colomb als Kommandeur da bliebe. Baron Arnim wünscht aber aus bekannten Gründen dringend, E. E. bald hier zu sehen. Dem tritt nun hinzu, daß das Ministerium, wenn es von der Nationalversammlung interpellirt wird, unmöglich anders als die Färbung der Insurgenten desavouiren kann.

Ich habe heute noch Kollegen von der Einreichung ihrer Demission zurückgehalten und übernommen, bei E. E. anzufragen, ob der General Colomb selbst seine Entlassung beantragen

55. Der König an Camphausen.

Sſ. Himmelfahrt [1. Juni] 48 abends.

Ich danke Ihnen, lieber Camphausen, für Ihren Brief. Costenoble könnte sich die Reise für heut und Morgen wohl sparen und abwarten, ob Wilhelm seine „Erklärung" nicht aus Brüssel oder dem Haag vorausschickt. Mein Brief hält ihn bis zum 5. incl. wohl gewiß in Münster. Ist Costenobles Reise durch das Ausbleiben der „Erklärung" dann noch nöthig, so kann er ja am 5. früh oder 4. Nachts abdampfen.

Von Colomb hab ich **kein**[1]) Abschiedsgesuch erhalten, wohl aber einen herrlichen Brief. Sollte gegen **Alle meine**[1]) **gerechteste**[2]) **Erwartung** das Ministerium seine Stellung gegen mich mißbrauchen und mich zwingen wollen, dem verdienten Mann den Abschied zu geben, so ist meine Conditio sine qua non, daß **der Brief** an **demselben Tage abgedruckt** und zugleich der Generalmajor von Willisen **verabschiedet** werde. — Doch giebt es noch ein anderes Mittel — meine Abdicazion. —

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich werde Colombs Brief dem Grafen Kanitz zur Copie und Vorlage beym Conseil anvertrauen.

Lassen Sie mich, bester Camphausen, durch Graf Kanitz benachrichtigen, was gegen das unerhörte Vergreifen des gebildeten und ungebildeten Pöbels an meinem Heergeräth, das gestern stattgefunden, geschieht? Ich verlange, so wahr ich König von Gottes Gnaden bin, **daß das Absenden der Gewehre,** die die Armée (d. h. 36 Füsilierbataillone und 8 Jägerbataillone) nothwendigsterweise gebraucht, von deren Ablieferung und Gebrauch vielleicht der Gewinnst der nächsten Schlachten abhängt, **vor sich gehe,** und daß **das geraubte Geschütz zurückgegeben werde.** Gestärkt durch die Erklärungen des Landtages kann man getrost vorwärts gehen und ein ernstes Wort mit diesem Pöbel reden. Berlin ist eine Eiterbeule, die, wenn der Staat in Freyheit aufstreben soll, wie es mein ernster Wille ist, aufgeschnitten werden muß über kurz oder lang.

Der Hinweis im Postskriptum bezieht sich auf Vorgänge, die am 30. Mai in Berlin stattgefunden hatten[3]). Durch Zufall hatte man entdeckt, daß aus dem Zeughause Gewehre in Wagen und Kähnen fortgebracht wurden. Nach den späteren offiziellen Erklärungen des Kriegsministeriums geschah dies hauptsächlich, um die Festungsdepots in den Provinzen zu ergänzen, die durch Waffenverteilung an die überall neu gebildeten Bürgerwehren in ihren Beständen geschwächt waren; ferner auch, um einige Truppenteile mit neuen

möchte. Können und wollen E. E. mir hierüber eine Aeußerung machen, so bitte ich, daß es recht bald geschehen möge, indem Sie zugleich diese Mitteilung als eine vertrauliche betrachten wollen. Berlin 24. Mai 1848."

Die Minister, die eventuell ausscheiden wollten, waren v. Auerswald und Hansemann. Vgl. Nr. 59.

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Fünfmal unterstrichen.

[3]) Näheres darüber s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III. S. 95 f.

Waffen an Stelle veralteter zu versehen. Die Berliner Bevölkerung aber sah darin den Versuch, das Zeughaus allmählich zu entleeren, um so bei einem etwaigen neuen Straßenkampfe dem Volke die Bewaffnung zu erschweren. Durch die Bürgerwehr wurde bei der schnell wachsenden Aufregung die weitere Absendung von Gewehren sistiert und eine schon unterwegs befindliche Ladung wieder in das Zeughaus zurückgebracht. Auch eine Kanone war gelegentlich dieser Tumulte von der Bürgerwehr aus dem Zeughause entführt worden.

56. Camphausen an den König.

Berlin, 2. Juni 1848.

E. M. sehne ich mich nach so langem Zwischenraume wieder zu sehen, und werde versuchen, mich heute um 5 oder für den darauf folgenden Zug loszureißen, in der Hoffnung, E. M. auf eine Stunde sprechen zu dürfen.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster Camphausen.

57. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 2. Juny 48.

Ich werde Sie mit Freuden heut Nachmittag um 6 Uhr empfangen. Ich habe das Herz und den Kopf voll von Dingen, die ich mit Ihnen durchsprechen und berathen muß. Lassen Sie sich zuvor, ich bitte Sie, theuerster Camphausen, vom Grafen Kanitz die Uebersetzung eines Memoires des Grafen von Westmorland über das Verhältniß des Englischen Souverains zum Heere und über das des Kriegs-Sekretairs (-Ministers) und des Befehlshabers der Armée (Comander in Chief) zum Parlament und zur Krone sammt meinen Anweisungen für den Kriegs-Minister mittheilen[1]). Das wird, so hoff' ich zu Gott! zwischen uns jede Discussion in **Colombiana ersparen**[2]). — Wie klein und unbedeutend ist diese Sache auch jetzt gegen die Gefahren, die Berlin biethet. Wir müssen da mit größerer Ruhe aber mit wo möglich noch größerer Bestimmtheit und Entschlossenheit zu Werk gehen. Ich wünsche dringend, daß der Bürgerwehr bekannt gemacht werde, daß das Schloß von Sonntag an wieder von meinen Truppen bewacht werden würde. Dann muß gleich Nachts mit der allmählichen Wegschaffung des Schatzrestes nach Spandau begonnen werden. — Noch ein Wort über mein Verhältniß zur Armée. Um Weitläuftigkeiten und Conzessions-Verlangen vorzubeugen erscheint es von **dringendster** Nothwendigkeit, daß das Verhältniß, so wie ich es am Ende des Westmorlandschen Memoires festgestellt habe, angenommen werde, als verstünde sich das von selbst in jedem constituzionellen Staate. So müssen alle Interpellazionen dieses und künftiger Landtäge vom Ministerium aufgenommen, beantwortet oder abgelehnt werden. Denn nur dann haben wir, hat die Krone festen Fuß bey uns an dem Orte, der unser Lebens Element enthält. Sonst hat der König von Preußen moralisch abdizirt, und die **factische Abdicazion** wird dann nicht auf sich warten lassen. Vale. Friedrich Wilhelm.

[1]) Weder dieses Memoire Westmorelands noch die Anweisung des Königs sind bisher bekannt geworden. [2]) „Ersparen" dreimal unterstrichen.

58. Der König an Camphausen.

Sſ., 3. Juny 1/2 11 Uhr.

Hier send ich Ihnen, bester Camphausen, die ersehnte Erklärung Wilhelms aus Brüssel. Er hat am Schluß eine Aendrung gemacht, die ich für ganz unverfänglich halte, nemlich der Annahme der Verfassung nach Vorschrift derselben über den Thron-Erben. Er schreibt mir, daß er den größten Werth darauf lege, und ich hoffe, daß das Conseil hier nicht in Rechthaberey sich gegen meinen Bruder ergehen wird. Die frühere Fassung des Ministerii, wonach Wilhelm sich „sehnte" oder des „Augenblicks freute", war doch wohl zu sehr gegen die Wahrscheinlichkeit, um dem Publicum nicht als gemacht zu erscheinen.

Er schreibt mir, daß das Streichen der Stelle „wie er immer dem Vaterlande gedient habe" ihn verletzt habe, und das Gefühl theil ich in vollem Maaße und bedaure sehr dieses Streichen. Könnts[1]) nicht noch eingeschaltet werden?

Wie ich mir früher schon die Freyheit genommen, es Ihnen zu sagen, theuerster Camphausen, so wiederhol' ich es Ihnen bey dieser Gelegenheit und wo möglich noch bestimmter: — Sie sind der Einzige, der gewissen Forderungen gewisser Ihrer Collegen, welche fast mit dem englischen Worte „troublesome„ zu bezeichnen sind, durch ein nobles Wort entgegentreten und solche Forderungen beseitigen, wenigstens verhüthen können, daß sie nicht damit „beschwerlich" werden, und zu Zwiespalt führen könnten. So etwas riecht (wenn es auch — wie ich wohl weiß — von Hochadlicher Seite kommt) nach schlechter Gesellschaft, und, so curios es klingt, ich rufe im Voraus Ihre Hülfe gegen Ungehörigkeit dreyer Ihrer adlichen Collegen an. Den 4. werden Sie gewiß immer auf Ihrer Seite, auf der wahrhaft edlen, haben.

Ich freue mich unserer gestrigen Unterhaltung. Nur in dem Einen Punkte kann ich nicht Ihrer Meinung beypflichten „daß eine Sendung nach Copenhagen und eine offene und für die Oeffentlichkeit berechnete Sprache von König zu König" nicht gut, rathsam ja noch jetzt nothwendig sei —! — Auf Wiedersehen.

Friedrich Wilhelm.

Die hier erwähnte Erklärung des Prinzen ist vom 30. Mai datiert und wurde von dem Ministerium am 4. Juni im „Staats-Anzeiger" veröffentlicht[2]). Ihr Wortlaut schließt sich — von einigen äußerlichen Dingen abgesehen — eng an die früher vom Prinzen eingesandte Erklärung[3]) an, die den Ministern nicht genügt hatte. In dieser Erklärung hatte der Prinz nach der Versicherung, daß er auch dem neugestalteten Preußen seine Kräfte mit voller Zuversicht und Treue widmen werde, gesagt: „wie ich dies unter allen Verhältnissen gethan habe, wo es das Wohl des Staates verlangte." Diese Worte hatte das Ministerium gestrichen, weil es einen ungünstigen Eindruck davon fürchtete. Die vom Prinzen an dem Entwurfe der Minister vorgenommene Änderung ist ganz bedeutungslos; anstatt nur zu sagen, daß er die neue Verfassung

[1]) Die folgenden Worte sind vom Könige nachträglich zwischen den Zeilen eingefügt.

[2]) Ihr Wortlaut bei Wolff, Bd. III, S. 154.

[3]) S. oben S. 230, Anm. 1.

anerkennen werde, hatte er geschrieben, er werde ihr die Anerkennung erteilen, „welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird." Das Ministerium hat sich denn auch mit dieser Fassung zufrieden gegeben.

Mit den drei adligen Kollegen meint der König wohl Schwerin, Auerswald und Arnim. Wodurch sein Zorn gerade jetzt besonders gegen sie erregt war, kann ich nicht sagen, da die Vorgänge im Schoße der Regierung während dieser Wochen noch ganz unbekannt sind. Aus dem Schlußsatze sehen wir, daß der König noch immer an seinem Plane, einen eigenhändigen Brief an den König von Dänemark zu schreiben, festhielt, um dadurch eine Verständigung über Schleswig-Holstein herbeizuführen, daß aber Camphausen in der Besprechung des 2. Juni sich entschieden dagegen erklärt hatte.

Am nächsten Tage mußte Camphausen dem Könige die Mitteilung machen, daß Auerswald und Hansemann aus dem Kabinett ausscheiden würden, wenn General v. Colomb nicht seinen Abschied erhalte. Friedrich Wilhelm war entschlossen, in dieser Frage nicht nachzugeben; er hat seinen Standpunkt in dem folgenden Schreiben dargelegt[1]).

59. Der König an das Staatsministerium.

Sanssouci, 4. Juny 1848.

Der Minister-Präsident hat mir heut eröffnet, daß die Staats-Minister von Auerswald und Hansemann die Fortführung Ihrer Ministerien von der Verabschiedung des Gl. Lt. von Colomb abhängig gemacht hätten. Ich erkläre dem Staats-Ministerio hiermit, daß ich an sich der Verabschiedung Colombs nicht Zuwider bin, da seine abnehmenden Kräfte und seine 76 Jahre ihn berechtigen, die Ruhe zu suchen. Der Minister Camphausen hat die Gründe, die mich in der **nächsten** Zeit von seiner Verabschiedung abhalten, vernommen und wird sie dem Ministerio vorlegen. Sie sind dieselben wie die, welche ich vor einigen Wochen dem Staats-Ministerio mündlich mittheilte, und ich war berechtigt, zu erwarten, daß sich dasselbe dabey beruhigen würde. Um sie kurz zu recapituliren: 1. Ermuthigung der polnischen Rebellion. 2. Entmuthigung der teutsch-posnischen Bevölkerung, oder 3. gewaltsames Antreiben zum Bürgerkrieg und mindestens zu Gewaltthaten der Teutschen wider die Polen im Großherzogthum 4. höchst folgenschwere Verstimmung des kaiserlich russischen Cabinets und Ergreifung von Maßregeln gegen uns, die zu einem Bruche und dem zu Folge zu nicht abzuweisender Einmischung französischer Streitkräfte führen dürfte, d. h. zu Verhältnissen, die meine Ehre als Mensch, Preuße und König nicht zu ertragen vermag, und mich direct zur Abdicazion führen würden. Diesen 4 Gründen gesellt sich ein 5ter, der, da er nicht auf Eventualitäten, sondern auf Grundsätzen beruht, die andern an Wichtigkeit weit überragt. Es ist dies mein Verhältniß zum Kriegs-Heer und die erschütterte Frage: „ob der König von

[1]) Der König hat dies Schreiben Gerlach vorgelesen (Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 163 f.): dieser fand es sehr gut und riet, die Minister laufen zu lassen, da der eine ein Verräter, der andre unfähig sei.

Preußen der wahre und wirkliche Herr der Armée bleiben soll oder nicht?" Ich verlange von meinen Ministern die allerzarteste Berücksichtigung dieses Verhältnisses, die entschiedene Trennung desselben von meinen übrigen constituzionellen Verhältnissen zur Verwaltung, Rechtspflege, Gemeinderecht, Kirche ꝛc. ꝛc. Wird nun diese Linie in den Constituzionen sogar gehalten, die vom halbwahnsinnigen Liberalismus geschaffen sind, ist dieselbe scharf und deutlich in der brittischen Verfassung hervorleuchtend, welche für Preußen das **einzig** anzustrebende Beyspiel liefert, so **muß**[1]) sie um so schärfer und unübersteiglicher in Preußen festgehalten werden, welches ohne die absolute Einheit seines Königs mit seinem Heere gar nicht zu denken ist, weil jedes Antasten dieser absoluten Einheit das Todes-Urtheil Preußens im In- und Auslande, bey Volk und Heer, bey Freund und Feind seyn würde. — Nirgend aber **muß**[2]) diese Linie **unverletzlicher**[2]) gehalten werden, als gegenüber den Landtägen, und keine Zeit und keine Umstände befehlen das so gebietherisch, als diese Zeit und dieser außerordentliche Landtag. Eines Haares Breite Verletzung des gesunden Prinzipes in dieser Zeit hieße das Prinzip für Alle Zeiten gefährden. Die gewissenhafteste Beobachtung, die zarteste Berücksichtigung dieses Prinzipes mache ich meinem Staats-Ministerio zu unerleßlichster Pflicht. Ich sehe in diesem Prinzip so sehr die Lebensfrage unserer Zukunft, daß ich nicht anstehen **dürfte**, die Verletzung desselben feyerlich und öffentlich zu désavouiren.

Bey dem Drang und der Noth vielfachster Art, welche Zeit und Kräfte meiner treuen höchsten Kron-Räthe in Anspruch genommen haben, begreif' ich ganz, wie die Wichtigkeit des beregten Prinzips zweyen so ausgezeichneten Mitgliedern des Conseils, wie die Herren von Auerswald und Hansemann, augenblicklich entgangen ist. Ich zweiffle aber natürlich keinen Augenblick daran, daß meine Auseinandersetzung desselben die genannten Herren umstimmen wird. Die festbegründete, auf unumstößlichen Wahrheiten gebaute, gewissenhafte Ansicht ihres Königs wird die genannten Minister bewegen, von einem Schritte abzustehen, welcher nach Allen Verfassungen (die amerikanische nicht ausgeschlossen) Verfassungswidrig seyn würde. Ich appelire an den Patriotismus der Herren von Auerswald und Hansemann und weiß, daß ich da an keine leere Thüre klopfe.

Die feste Erklärung, daß die Vorkommenheiten im Großherzogthum streng untersucht würden und daß sie (infolge etwaiger Interpellazion) erneuert und gewissenhaft untersucht und bestraft werden würden, wenn sie sich als gegen das Gesetz und die Menschlichkeit streitend herausstellen sollten, wird Gemüther, die Beruhigung ertragen **können** und **wollen**[3]), zehnmal mehr beruhigen, als die der erfolgten Quieszirung des commandirenden Generals, weil die Antwort auf das Letztere inevitabel ist: das könne und werde zu nichts dienen, da jedes Kind in Posen wisse, daß **nicht** der Comman-

[1]) Fünfmal unterstrichen.
[2]) Dreimal unterstrichen.
[3]) Viermal unterstrichen.

dirende von Colomb, sondern der Divisionair von Steinäcker[1]) die Seele der Militairischen Maßregeln sey. Möge dieses treu- und wohlgemeinte Schreiben eine gute Stätte im Herzen meiner treuen und ausgezeichneten Minister finden. Friedrich Wilhelm.

Ich empfehle die Aufbewahrung dieses Blattes.

60. Der König an Camphausen.

Sf., 5. Juny 48.

Ich benachrichtige Sie, theuerster Camphausen, daß mir mein Bruder Wilhelm gemeldet hat, daß er seine Abreise vom Haag etwas verzögert hat, den heutigen Tag (den Geburtstag des alten Onkels von Hannover)[2]) bey ihm zubringen wird, und morgen Abend mit dem gewöhnlichen Zug von Hannover hier einzutreffen gedenkt. Ich setze voraus, daß das Conseil nach Publizirung von Wilhelms „Erklärung" keine Ursach mehr hat, sein Nachtquartier in Magdeburg zu wünschen? Ich schreibe ihm dahin und schlag' ihm vor, hier bey Sanssouci am kleinen Bahnhof nächst dem neuen Palais abzusteigen, wodurch er Allem Empfang entgeht. Zu seiner Sicherstellung auf dem etwas exponirten Babelsberg hab ich von Potsdam aus Maßregeln befohlen. Sorgen Sie dafür, daß Minutoli besonders Wachsam gegen etwaige Unternehmungen gegen diesen Ort von Berlin aus sey. — Die gestrige unseelige Grabes-Manifestazion[3]) ist ja Gottlob in den erwünschtesten Grenzen der ihr innewohnenden Verruchtheit geblieben. Gott wird weiter helfen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

61. Camphausen an den König.

E. M. benachrichtige ich gehorsamst, daß heute ein Antrag wegen der Rückkehr S. K. H. des Prinzen von Preußen an der Tagesordnung war, den ich ehrerbietigst beischließe[4]). Er sollte ohne Erörterung in die Abtheilungen gehen, um später debattirt zu werden, was mir nicht passend schien. Ich erklärte daher, der Antrag sei theilweise durch das gestern veröffentlichte Schreiben erledigt, und ich habe hinzuzufügen, daß der Prinz am 6. oder 7. im Kreise der Seinigen erwartet werde. Wolle nach dieser Erklärung der Abgeordnete seinen Antrag nicht völlig zurücknehmen, so möge er ihn in eine Interpellation verwandeln, auf die ich, wenn sie mir heute formulirt zugehe, morgen antworten werde. Er hat darauf die Interpellation formulirt und ich antworte morgen.

---

[1]) Christian Karl Freiherr v. Steinäcker (geb. 1781) war 1840—1850 Divisionskommandeur in Posen; er starb 1851.

[2]) König Ernst August von Hannover war am 5. Juni 1771 geboren. Als Onkel konnte der König ihn bezeichnen, da Ernst August in erster Ehe mit einer Schwester der Königin Luise, seiner Mutter, vermählt gewesen war.

[3]) Gemeint ist der Zug nach dem Friedrichshain am 4. Juni und die Demonstration an den Gräbern der am 18. und 19. März gefallenen Barrikadenkämpfer. Vgl. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 128 f.

[4]) Gestellt vom Abgeordneten Hartmann. Er lautete: „Das Ministerium möge offen die Gründe darlegen, welche den Prinzen von Preußen fern vom Vaterlande gehalten haben."

Wir haben hiernach folgendes erreicht:

1. Die freie, offene Ankündigung des Tages der Rückkehr.
2. Die aus dem Stillschweigen zu folgernde Anerkennung der Versammlung, daß die Frage „Ob" nicht vor ihr Forum gehöre.
3. Die Verwandlung des Antrages in eine Interpellation, welcher keine Discussion folgen darf, so daß, um eine Debatte herbeizuführen, später ein besonderer Antrag gestellt werden muß, was hoffentlich unterbleibt, wenn es mir morgen gelingt, die Freunde und die Feinde einigermaßen zu befriedigen.

In tiefster Ehrfurcht
Berlin, 5. Juni 1848.

E. M. unterthänigster
Camphausen.

62. Der König an Camphausen.

Sſ., 5. Juny 48. Nachts.

Bester Camphausen! Ich danke herzlich für Ihre mir soeben zugegangene Benachrichtigung. Sie manövriren meisterhaft. Ich glaube besser, als es Thiers zu Pferde thun würde, der sich für die Fortsetzung Napoleons hält. Glück zu!

Friedrich Wilhelm.

63. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 6. Juny 48.

Die Lage der Dinge wird so bedenklich, mein theuerster Camphausen, daß ich es als erste Pflicht betrachtet habe, mir Rechenschaft darüber zu geben, ob? und welche? Verschuldung dieselbe veranlaßt hat, und ob? und welche? Mittel vorhanden und gebothen sind, um dem Verderben entgegen zu treten. — In unserer vorletzten Unterredung haben Sie, lieber Camphausen, mir eigentlich schon die Antwort auf die erste Frage (wenn auch nicht ganz unumwunden) gegeben — Auerswalds Klein-Muth, sein Mangel von Glauben an den gegenwärtigen Zustand, ja (lassen Sie mich im engsten Vertrauen das rechte Wort in Ihr Ohr sprechen), seine Feigheit[1]) hat unsäglich viel Böses sich ungestraft gestalten lassen. Das Berliner Volk ist es gewohnt geworden, daß täglich ungestraft **grobe** Gottes-Lästerung, frechstes Antasten der irdischen Majestät, Zuchtlosigkeit, Aufruf zum Widerstand und Ungehorsam, scheußlichste Lüge, revoltante Placate, frevelhafte Club-Herrschaft, und seit einigen Tagen das Wort und der Ruf der Republik und des vollsten Umsturzes Aller Verhältnisse unsere Gassen entweihen. Heut haben die Clubs eine Versammlung ausgeschrieben, um die Provinzen „in die rechte (!) Stimmung" zu bringen — und Alles das Duldet Auerswald und hebt den Finger nicht dagegen, ja nicht einmal die Feder. Sie erinnern sich, bester Camphausen, wie warm ich in einer Conferenz zu Berlin dem Auerswald die Pflicht ans Herz legte, Alle erlaubte Mittel (und ihre Zahl ist Legion) anzuwenden, um

[1]) Nach Gerlach, Bd. I, S. 168, hat Camphausen dem Könige gegenüber die Unfähigkeit Auerswalds anerkannt und vorgeschlagen, ihn durch Eichmann zu ersetzen.

dem Verderben zu steuern. — Vergebens — Ganz Vergebens. Er ist *ungehorsam* gegen den Ausspruch meines Willens geblieben und kennt überhaupt keine anderen Mittel gegen das Verderben als „Nachgeben", „Concessionen". Dahin gehört z. B. die von ihm an mich gemachte Forderung des Fracktragens bei der Bürgerwehr-Parade und die Beseitigung Rauchs beym Gang zur Landtags-Eröffnung[1]) ꝛc. — !!!!!!! Und das Alles mit absoluter Verschweigung der Niederlage seiner Idéen im Conseil!

Doch zur Sache. Was ich heute fordre, ist *nicht zunächst* die Beseitigung Auerswalds, sondern die Annahme eines muthvollen, energischen Systems des Entgegen-Wirkens gegen jene Greuel-Menschen und Greuel-Dinge. Das ist aber Ihre glorreiche Rolle, theuerster Camphausen, *das* durchzusetzen. Gebrauchen Sie (das ist mein redlicher Rath) einmal gegen die Feigheit oder den bösen Willen im Conseil die Waffe, welche mir so oft zugekehrt worden ist. Drohen Sie fest und unerschütterlich mit dem Austritt aus dem Rath, und drohen Auerswald, Arnim und Hansemann ebendamit, so halten Sie sie nicht. Die Muthlosen hatten so schöne Gelegenheit, sich durch die zwiefache Aufforderung des Landtags, Ordnung und Zucht im Lande und in der Stadt zu schaffen[2]), *Muth geben* zu lassen! Da auch *dies* Mittel vergebens war, und Auerswald nur den curiosen Muth hat, durch weitere Verfolgung des Negativen Systems seinen Fall durch den Landtag zu veranlassen, so scheint mir die letzte Hoffnung verlohren, mit ihm etwas Ordentliches zu Wege zu bringen!!! Ich aber kann das Seyn oder Nichtseyn des Staates nicht von der Bekehrung eines Nichtreuigen Sünders abwarten.

Ich *fordere* und *befehle* also hiermit, daß das Staats-Ministerium Sorge trage, daß der Zuchtlosigkeit, dem Frevel, dem offen hochverrätherischen Beginnen, in Berlin und wo sich's zeigt, mit ernstestem Nachdruck entgegengetreten werde, und daß die dazu wirksamen Mittel (Wort, Schrift, Reden, Volksbearbeitung, Placate, Versammlungen, Bilder, Brochuren, Bildung guter Clubs, Beschickung der Provinzen, gute Besetzung vacanter Posten, Durchgreifen zur endlichen Restituzion der Berliner Wachen an das Militair, Verstärkung der Berliner Garnison, Aufforderung an Alle Geistliche (bei Strafe des Ungehorsams) nicht *allein* Friede, sondern auch Ordnung, Gehorsam und Treue zu predigen) endlich auf die lebendigste eifrigste Weise in die Hände genommen werden.

Ich beauftrage Sie, theuerster Camphausen, mein Organ im Conseil zu diesem Zweck zu seyn. Sollten Sie eine Cabinets-Ordre dazu für erforderlich halten, so lassen Sie dieselbe schnell aufsetzen und senden Sie sie mir.

---

[1]) General v. Rauch, Generaladjutant des Königs, stand zu den Gerlachs in sehr naher Beziehung. Auerswald muß gefordert haben, daß er den König nicht begleiten dürfe.

[2]) Ein derartiger Antrag war in der Sitzung vom 27. Mai durch den Abg. Abegg gestellt, aber abgelehnt worden; denselben Inhalt hatte eine Interpellation des Abg. v. Berg am 2. Juni; Minister v. Auerswald hatte mit einer Aufzählung aller im Interesse der Ordnung bereits getroffenen Maßregeln und mit der Mitteilung geantwortet, daß vom Ministerium eine besondere Kommission zur Erwägung weiterer Mittel niedergesetzt sei. Eine Debatte hatte nicht stattgefunden. *Beschlüsse* der Versammlung in der vom Könige bezeichneten Richtung lagen also nicht vor.

Was meint das Ministerium über Wilhelms Erscheinen in Berlin? Ich glaube, er kann nur dahin (und muß es bald), um als Mitglied seinen Sitz im Landtag zu nehmen. Aber ist er sicher in Berlin? Und welche Mittel giebts, ihn zu sichern, wenn's Noth thut?

Lassen Sie mich die Antwort bald durch Costenoble wissen. Leben Sie wohl. Muth! Vertrauen! Und Gott ist mit uns!

Friedrich Wilhelm.

P. S. Noch weiß ich nichts über Wilhelms Ankunft. Ich fürcht', er kommt nicht.

64. Camphausen an den König.

E. M. berichte ich unterthänigst, daß man meinem gestern angekündigten Wunsche gemäß rechts und links geklatscht hat[1]). Die Sache ist damit zu Ende; denn daß nun noch ein Antrag folgen werde, liegt außerhalb aller Wahrscheinlichkeit. Ich wünsche E. M. Glück zu diesem Ende; denn daß wir ohne eine jedenfalls verdrießliche Debatte vorbeikommen würden, ist mehr, als wir erwarten konnten. Der Zufall hat dabei geholfen. E. M. darf ich wohl bitten, da wir nicht bestimmt wissen, wohin wir eine Nachricht dirigiren sollen, die Minister benachrichtigen zu lassen, wann und wo S. K. H. der Prinz von Preußen den Ministern gestatten wollen, ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

In Unterthänigkeit
E. M. treugehorsamster
Berlin, 6. Juni 1848.
Camphausen.

65. Der König an Camphausen.

Sf., 6. Juny 48 Abends 7 Uhr.

Ich rufe Ihnen aus Grund des Herzens Dank und Beyfall zu, mein lieber Camphausen. Bey Tisch erhielt ich die télégraphische Nachricht, daß mein Bruder um 4 Uhr in Magdeburg erwartet werde. Wir hoffen also, ihn nach 8 Uhr hier zu umarmen. Sein Stallmeister hat jedoch eben einem meiner Leute gesagt, man erwarte ihn heut noch nicht. Ich glaube, das ist auf Befehl der Prinzessinn, um das Publicum abzuhalten. Sie ist heut früh nach Magdeburg.

Würden Sie Bedenken haben, falls mein Bruder es wünschen sollte, daß er morgen gegen 1 Uhr von Charlottenburg (wo wir Alle den Trauertag[2]) begehen wollen) direct zur Singacademie führe, seinen Sitz im Landtage einnähme, und etwa erklärte, daß ihm sein Verhältniß als Thronfolger die fernere Einnahme seines Sitzes untersagte, er also darauf antrüge, seinen Stellvertreter einzuberufen? Etwaige Bedenken dagegen könnt ich um 11 Uhr Nachts heut noch durch Sie erfahren. Ist keins vorhanden, so erwart' ich keine Antwort. Ich bemerke jedoch, daß ich nicht ein Wort weiß, wie Wilhelm darüber denkt. Jedenfalls sollen Sie rechtzeitig avertirt seyn, um

[1]) Vgl. den Bericht über die Sitzung bei Wolff, Bd. III, S. 149 ff.

[2]) Der 7. Juni war der Todestag Friedrich Wilhelms III.

mit Milde[1]) die gehörige Abrede zu treffen. Der 8. wäre bequemer für alle Theile, das fühl' ich wohl[2]). Die Überraschung, die sein morgendes Erscheinen hervorbringen wird, kann aber auch sehr gut und besonders *sehr sicher* seyn. Denn daß die Clubs Mordgedanken gegen Wilhelm haben, ist für mich außer Allem Zweiffel.

Ihrem Wunsche gemäß werd' ich Wilhelm wegen des Tages und Ortes über den Empfang Ihrer Aller fragen. Auf Wiedersehen.

Friedrich Wilhelm.

In den folgenden Tagen spitzte sich der Zwiespalt zwischen der Regierung und der linken Seite der Nationalversammlung zu offenem Kampfe zu. Am 31. Mai hatte Camphausen die Kabinettsfrage gestellt und ein Vertrauensvotum erhalten; jetzt war der Prinz zurückgekehrt und hatte, ohne wesentliche Ruhestörungen, in der Versammlung sprechen können. Die Rechte und die gemäßigten Elemente wurden durch diese Erfolge ermutigt, die Linke aber fühlte sich gerade dadurch getrieben, einen wirkungsvollen Gegenschlag zu führen. Am 8. Juni beantragte der Abgeordnete Berends: „Die Hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht haben." Noch an demselben Tage erfuhr der König dies und sandte dem Ministerium sofort folgenden Befehl:

66. *Der König an das Staats-Ministerium.*

Sanssouci, 9. Juny 1848.

Die revoluzionäre Parthey hat heut auf dem Landtage die „*Anerkennung der Revoluzion*" von der Versammlung gefordert. —

Ich mache das Staats-Ministerium auf das Allerdringendste auf dieses Begehren, auf seine Absichten, auf seine Folgen aufmerksam.

1. *Fällt* der Antrag durch Vereinigung des Centrums und der Rechten Seite, so wagt die Linke und ihr Schwanz in Berlin das Alleräußerste. Das Staats-Ministerium vermag *dagegen* **nichts**[3]). Aber dasselbe muß darauf und auf seine Maßregeln, sein Betragen, seinen *ordentlichen* Rückzug aus Berlin vollkommen vorbereitet seyn. Die Ruhe ist trügerisch und fängt an, sogar Besorgte Menschen zu täuschen. Ich bin kein besorgter Mann, aber ich *sehe* — und sehe die Gefahr nahe und fürchte sie nicht.

2. Geht der Antrag per majora durch, *so befehle ich* „die sofortige Auflösung (oder Verlegung) der Versammlung" — ich bin für die Auflösung.

Für den Rest lassen Sie *mich* sorgen. *Verlassen Sie mich aber nicht.*

Friedrich Wilhelm.

[1]) Karl August Milde, Präsident der Nationalversammlung (geb. 1805), schlesischer Baumwollfabrikant, war schon Mitglied des Vereinigten Landtages gewesen; er wurde im Ministerium Hansemann Handelsminister und starb 1861.

[2]) In der Tat ist der Prinz am 8. Juni in der Versammlung erschienen und hat nach nochmaliger Betonung seiner konstitutionellen Gesinnung in der vom Könige vorgezeichneten Art gesprochen. Vgl. Wolff, Bd. III, S. 156 f.

[3]) Dreimal unterstrichen.

Friedrich Wilhelm war also darauf gefaßt, daß die Diskussion über den Antrag Berends zum offnen Kampfe zwischen dem Königtum und der radikalen Partei führen werde; er war noch immer bereit, diesen Kampf anzunehmen und nachdrücklich zu führen, und hoffte dabei auf die Mitwirkung des Ministeriums. Zu Gerlach hat er damals geäußert, wenn die Minister nicht seinem Befehle gemäß Ordnung machten, werde er selbst es tun[1]). Der Verlauf der Verhandlungen ermöglichte es jedoch dem Ministerium noch einmal, den offnen Kampf zu vermeiden. Gewiß wäre es Camphausen und seinen Kollegen damals ein leichtes gewesen, den Bruch herbeizuführen, wenn sie von der Versammlung eine ausdrückliche Verwerfung der dem Antrage Berends zugrundeliegenden Anschauung verlangt hätten; aber wir wissen bereits, daß sie die Gefahren eines Konfliktes weit höher einschätzten als der König, und gerade die Vermittlung zwischen König und Nationalversammlung für ihre Aufgabe hielten. So begnügten sie sich, gegen die Fassung des Antrages zu sprechen, da diese den Anschein erwecken könne, als habe die Revolution die ganze bestehende Staatsordnung vernichtet, und als sei die Versammlung berechtigt, ohne Rücksicht auf den Monarchen und die Regierung eine neue Form des Staatslebens zu schaffen; dagegen erklärten sowohl Camphausen wie Hansemann, daß über die große Bedeutung der Märzereignisse zwischen dem Antragsteller und ihnen keine wesentliche Meinungsverschiedenheit bestehe. Der Beschluß über den Antrag wurde dann auf Hansemanns Begehren bis zum 9. Juni vertagt. Am Abend des 8. Juni hat dann, wie wir aus einer Mitteilung des Ministers v. Arnim[2]) erfahren, ein langer Ministerrat stattgefunden, in dem es zu heftigen Debatten gekommen ist. Es scheint, daß der Antrag Berends den letzten Anstoß zur inneren Auflösung des nie recht fest geschlossenen Ministeriums gegeben hat. Nach seiner eigenen Angabe hat Herr v. Arnim schon damals konstatiert, daß über die wichtigsten Fragen keine Einigkeit mehr bestehe und vorgeschlagen, die Nationalversammlung bis zur Rekonstruktion des „in der Auflösung begriffenen" Ministeriums zu vertagen. Einige Minister, darunter Arnim, scheinen eine schärfere Erklärung gegenüber dem Antrage Berends gewünscht zu haben. Da dieser Vorschlag abgelehnt wurde, beschloß Arnim, sein Amt niederzulegen, und nur noch in die nächste Sitzung der Versammlung zu gehen, um einige sein Ressort betreffende Interpellationen zu beantworten. Da auch der Justizminister Bornemann sich schon seit Wochen mit Rücktrittsgedanken trug, Auerswald und Hansemann wegen des Falles Colomb mit der Demission drohten und Graf Schwerin auch nur mit Mühe auf seinem Posten festgehalten wurde, so konnte man wohl von einer tatsächlichen inneren Auflösung des Ministeriums reden; unterlag es am nächsten Tage auch noch bei der Abstimmung, so war auch sein äußerer Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten.

Am 9. Juni wurde die Debatte über den Antrag Berends fortgesetzt. Sie endigt mit der Annahme eines von Camphausen gebilligten Kompromiß-

---

[1]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 168.

[2]) Vom 12. Juni. Das Original befindet sich in Camphausens Nachlaß.

vorschlages: „In Erwägung, daß die Bedeutung der stattgefundenen Revolution und das Verdienst der Kämpfer um dieselbe unbestritten ist, und daß die Versammlung nicht ihre Aufgabe darin erkennt, Urteile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, geht die Versammlung zur Tagesordnung über." Diese motivierte Tagesordnung wurde mit 196 gegen 177 Stimmen angenommen, und damit dem Antrage die Spitze abgebrochen.

Dieser Ausgang erregte den heftigen Zorn der Volksmenge, die sich während der Beratungen vor dem Sitzungssaale angesammelt und schon durch eine Deputation an den Präsidenten die Abstimmung zu beeinflussen versucht hatte. Minister Graf Arnim und der Abgeordnete Sydow wurden, als sie die Sitzung verließen, tätlich mißhandelt, während die Bürgerwehr ruhig zusah; Camphausen entging einem gleichen Schicksal nur durch den Zufall, daß eine Droschke vorüberfuhr, in die er sich retten konnte; Hansemann, auf den es ebenfalls abgesehen war, gelangte über eine Hintertreppe in seine benachbarte Wohnung[1]). Unzweifelhaft stellten diese Vorgänge den ersten Versuch der Berliner Bevölkerung dar, durch physische Gewalt und Drohungen die Beschlüsse der Versammlung zu beeinflussen, und enthielten eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit ihrer Mitglieder.

Auf den ersten Bericht über die Abstimmung selbst und die ihr folgenden Szenen richtete der König folgendes Schreiben an Camphausen:

67. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 9. Juny 48[2]).

Lassen Sie sich Glück wünschen, Sie und Ihre Collegen, theuerster Camphausen, zum heutigen Siege im Landtage. Ich mache Ihnen auch mein Compliment zu dem kleinen Märtyrerthum, welches Ihnen Allen, mehr oder weniger, nachher zu Theil geworden ist. Ich halte den Haß und die Beleidigungen der Schlechten gegen mich für eine der höchsten Ehren, die mir auf dieser Erde zu Theil werden können, — et partant, pour mes amis aussi. Die Bedrohung der Freyheit des Landtags muß jetzt zu den Allerernstesten Maßregeln gegen die ehrlosen Rotten bewegen, welche Berlin schänden und unbewohnbar machen. Darauf rechne ich zuversichtlich. Vale.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich wünsche Ihnen Allen von Herzen eine gute Nacht, muß aber gestehen, daß ich nicht ohne Besorgniß bin, und mit großer Spannung den ersten Nachrichten morgen früh entgegen sehe.

Gleich darauf erklärte sich der König noch genauer über die Maßregeln, die er ins Auge gefaßt hatte.

68. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 10 Juny 48.

Die gestrigen Vorfälle sollen in der Mehrzahl der Landtags-Mitglieder den Wunsch nach Verlegung des Landtages rege gemacht haben. Ich wünsche

[1]) Vgl. über diese Vorgänge Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 171 f.

[2]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 223 f.

die Ansichten des Ministeriums darüber zu wissen. Findet man die Verlegung gut, so dürfte das Eisen geschmiedet werden, da es warm ist. Sonst kühlen die Pfingsten das Verlangen, und der Skandal erneuert sich. Andrerseits scheint mirs eigentlich besser, den Landtag dahin zu bewegen, daß er militairische Hülfe als die einzig efficace begehre. Geschähe das, so wäre die Verstärkung der Garnison und die Uebernahme der Schloß- und Haupt-Wache **nothwendig**[1]) damit zu verbinden, und dahin müssen wir kommen, und so kommen wir ohne Blut-Vergießen dazu. Vale.

Friedrich Wilhelm.

Während aber der König dieser Erregung in Berlin am besten durch strenge Maßregeln glaubte begegnen zu können, waren im Ministerium andre Schritte erwogen worden. Camphausen hielt es für nötig, daß ein Teil seiner bisherigen Kollegen ausscheide und durch der Majorität der Nationalversammlung angehörige Männer ersetzt werde; nur dann glaubte er die Regierung weiterführen zu können. Arnim hatte bereits seinen Rücktritt erklärt; er schob ein förmliches Gesuch nur deshalb noch hinaus, um nicht den Anschein zu erwecken, als weiche er infolge der Demonstrationen des Berliner Pöbels gegen ihn von seinem Posten. Dagegen reichte im Einverständnis mit Camphausen Graf Schwerin schon am 10. Juni sein formelles Entlassungsgesuch dem Könige ein[2]). Friedrich Wilhelm faßte aber jedes derartige Gesuch in diesem Augenblick als ein Zurückweichen vor der Revolution auf und bat, bevor er eine Entscheidung fällte, Camphausen, zu einer persönlichen Besprechung zu ihm zu kommen.

69. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 10 Juny 48.

Theuerster Camphausen. Ich theile Ihnen anliegenden Brief Schwerins mit. Es ist mir unmöglich, meine Verwunderung über seinen Inhalt auszusprechen. Mir erscheint nach den gestrigen Szenen das solidarische Zusammenhalten des Ministerii wichtiger als je. Schwerin sagt aber, Sie selbst seyen anderer Meinung. Es verlangt mich sehr, Sie zu sprechen und zu hören. Jede Stunde, die Sie dazu wünschen, soll mir recht seyn. Für Uebermorgen, 2. Festtag, hatten wir die Absicht, Sie zu uns zum Essen zu bitten. Können Sie, so kommen Sie ja, und wollen Sie, so können wir vor oder nach Tisch die Ereignisse, Befürchtungen und Hoffnungen dann besprechen. Auf Wiedersehen![3])

Friedrich Wilhelm.

Die Vorgänge des 9. Juni haben in der Tat nicht nur die inneren Gegensätze im Ministerium verschärft, nicht nur die Stellung des Ministeriums gegenüber der Berliner Bevölkerung und der Versammlung sehr geschwächt — denn die Majorität in der Kammer war doch sehr klein gewesen — sondern

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Das Original befindet sich in Camphausens Nachlaß.

[3]) Es sei hier eingeschaltet, daß der König am 11. Juni in einem sonst nichts enthaltenden Handbillett die Stunde der Besprechung auf etwa 5 Uhr nachmittags festsetzte.

auch sein Verhältnis zum Könige stark beeinflußt. Camphausen sah ja greifbar vor sich die Möglichkeit, daß diese unsichere Majorität ihm entschwinden, daß er bei einer der nächsten Abstimmungen in der Minderheit bleiben könne. Sobald er dem offnen Streben des Königs nach möglichster Aufrechterhaltung seiner alten Rechte noch in irgendeinem erheblichen Punkte nachgab, war ihm ein Mißtrauensvotum sicher. Da er den offnen Kampf gegen das Parlament nicht wagen, sondern den Versuch machen wollte, ein neues Ministerium zu bilden, das dem Könige und der Mehrheit der Versammlung annehmbar sei, so beschloß er, zunächst jede weitere dieser Mehrheit mißliebige Maßregel zu vermeiden. Nun wissen wir bereits, daß noch immer die Frage der Verabschiedung des Generals v. Colomb schwebte, und daß sie vom Könige selbst zu der Prinzipienfrage gestempelt war, ob ein konstitutionelles Ministerium auf Heeresangelegenheiten Einfluß nehmen dürfe oder nicht. Die Minister wußten, daß ihnen ein Nachgeben in diesem Punkte von der Mehrheit der Versammlung nicht verziehen werden würde, und da die Sache sich nicht mehr gut hinausschieben ließ, machten sie noch einmal den Versuch, den König von seiner Auffassung abzubringen.

70. Das Staatsministerium an den König[1]).

E. M. geruhten unterm 4. Juni ein allerhöchstes Handschreiben mit der Empfehlung der Aufbewahrung an das gehorsamst unterzeichnete Staatsministerium zu erlassen[2]), worauf wir uns ehrerbietigst vorzustellen gestatten, daß die Entlassung des Generals von Colomb seit mehreren Wochen wiederholt und einstimmig, jedoch vergeblich, von uns beantragt wurde, weil neben andern Gründen nach unserm Dafürhalten[3]) der General[4]) seiner Stellung nicht gewachsen und für die Beruhigung[5]) Posens ein Hinderniß[6]) ist, weil ferner in der letzten Zeit unter seinem Commando Verletzungen der Disciplin und Handlungen der Roheit und Grausamkeit stattgefunden haben, welche das Ministerium öffentlich mißbilligen muß. Was die von E. M. angeführten Gründe betrifft, so sehen wir in der Ermuthigung der polnischen und in der Dämpfung der jetzt leidenschaftlichen[3]) deutschen Bevölkerung Posens ein wirksames Mittel zur Beendigung und Verhinderung des Bürgerkrieges. Wir sind einverstanden, daß E. M. den Oberbefehl über das Heer zu führen und alle Stellen in demselben zu besetzen haben; ebenso sind wir der Meinung[7]), daß hierbei die Verantwortlichkeit des Kriegsministers eintreten, und daß das Staatsministerium abtreten muß, wenn es hinsichtlich wichtiger und als nothwendig erkannter Maßregeln — sie mögen das

---

[1]) Nach dem Konzept Camphausens in dessen Nachlaß.

[2]) S. Nr. 59.

[3]) Die gesperrten Worte sind im Konzept nachträglich eingeschaltet.

[4]) Im Konzept ursprünglich: „der General alt, unfähig, der Regierung widerstrebend“: diese Worte sind durchstrichen.

[5]) Ursprünglich: „Vermittelung“.

[6]) Ursprünglich: „ein Hinderniß, für die Armee und für Rußland gleichgültig ist.“

[7]) Ursprünglich: „ebenso sehr versteht es sich“.

Heer oder andere Angelegenheiten betreffen[1]) — E. M. Zustimmung nicht zu erlangen vermag.

E. M. bitten wir unterthänigst, nunmehr die anliegende Ordre betreffend die Entlassung[2]) des Generallieutenants von Colomb und die interimistische Übertragung seines Commandos an den Generallieutenant von Brünneck gnädigst vollziehen zu wollen.

Berlin, 10. Juni 1848. Das Staatsministerium.

Dieses Schreiben wird wohl bereits in des Königs Händen gewesen sein, als Camphausen am 11. Juni, wie ihm befohlen war, zu einer Besprechung in Sanssouci erschien. Er hatte vorher das Begehren Friedrich Wilhelms nach Ausnahmemaßregeln zum Schutze der Versammlung und zur Aufrechthaltung der Ordnung in Berlin mit seinen Kollegen erwogen. Gestützt auf einen förmlichen Antrag des Präsidenten der Nationalversammlung, daß die Regierung für ausreichenden Schutz der Beratungsfreiheit sorgen möge, hatte das Ministerium durch den Polizeipräsidenten und den Bürgerwehr-Kommandanten die Ansammlung größerer Menschenmengen vor dem Sitzungslokale sofort verbieten lassen[3]), und zugleich den Plan gefaßt, eine bewaffnete Schutzmannschaft neben der Bürgerwehr ins Leben zu rufen. Darüber hinaus war noch an ein besonderes Tumultgesetz gedacht worden.

Dem letzteren Plane hatte sich aber derjenige unter den Ministern widersetzt, dem die Ausarbeitung eines solchen Gesetzes hätte zufallen müssen, der Justizminister Bornemann. Als strenger und gewissenhafter Jurist war er gegen jede Maßregel, die den Anschein von Willkür oder von Durchbrechung des gemeinen Rechtes zugunsten politischer Rücksichten hätte erwecken können. Da nun aber im Ministerium beständig politische Erwägungen diese juristischen Gesichtspunkte durchkreuzten, hatte Bornemann bereits am 23. Mai sein Abschiedsgesuch eingereicht. Es scheint, daß Camphausen ihn damals noch hat beschwichtigen können; wenigstens findet sich kein Anzeichen davon, daß der König vor dem 11. Juni von Bornemanns Demissionsgesuch etwas erfahren habe. Jetzt aber erneuerte dieser sein Begehren. Seiner Meinung nach genügte kräftige Handhabung der bestehenden Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung; im gegenwärtigen Zeitpunkte, meinte er, werde ein Tumultgesetz als nur auf bestimmte Vorkommnisse gemünzt erscheinen. Solle durchaus etwas geschehen, so möge man ein Gesetz vorbereiten, wonach die Zivilbehörden berechtigt sein sollten, im Notfalle die bewaffnete Macht zur Unterdrückung von Unordnungen zu requirieren[4]).

---

[1]) Die gesperrten Worte sind im Konzept nachträglich eingeschaltet.

[2]) Ursprünglich: „Abberufung".

[3]) S. Wolff, Bd. III, S. 184.

[4]) In Camphausens Nachlaß finden sich drei Schreiben Bornemanns. In dem ersten vom 23. Mai teilt er mit, daß sein Ausscheiden aus zwei Gründen notwendig sei. Erstens wolle er sich nicht zur Verfolgung politischer Verbrecher hergeben: man beschuldige ihn der Furchtsamkeit; das sei unrichtig; „gern will ich aber gestehen, daß ich nicht stark genug bin, das, was ich für Unrecht halte, dessenungeachtet im gouvernementalen Interesse auszuführen und meine bisher bewahrte Integrität dadurch zu vernichten. Meine Auffassung mag unrichtig

Von diesen Tatsachen hat Camphausen in jener Unterredung den König in Kenntnis gesetzt, wie wir aus zwei gleich darauf abgesandten Briefen Friedrich Wilhelms ersehen. Vermutlich wird er ihm auch bereits mitgeteilt haben, daß auch Herr v. Arnim seine Entlassung begehre.

71. Der König an Camphausen.

Sanssouci, Pfingsttag [11. Juni] 48 Nachmittag.

Theuerster Camphausen — ich habe mir Rechenschaft vom Eindruck unserer heutigen Unterredung gegeben. Mir erscheint das Wichtigste „die Befriedigung des Verlangens der Majoritait des Landtages nach Sicherheit" zu seyn; das Bedenklichste hingegen „die Weigerung des Justiz-Ministers ein dahinzielendes Gesetz zu gestatten."

Das Resultat meiner Beurtheilung ist: die ganz entschiedene Meinung „daß dem Verlangen der Landtags-Majoritait durchaus gewillfahrt werden muß[1])" und zwar à tout prix, sogar und unbedenklich für den Preis des Verlustes des Justiz-Ministers Bornemann.

Diese Meinung widerspricht in keiner Art meiner dringendsten heutigen Aufforderung an die Minister, in diesem Augenblick solidarisch zusammenzuhalten. Die Uneinigkeit nemlich, die ich bekämpfe, ist eine innere, eine Zerfallenheit, die in Nichts mit einem Zwiespalt des Ministerii mit dem Landtage zu thun hat. — Bornemanns Opposizion ist aber keine innere, sondern eine reine Opposizion gegen die Majoritait des Landtages. Dies ändert die Lage wesentlich. Solche Opposizion ist in jeder Hinsicht[1]) höchst bedenklich! Sie muß den Einfluß des Ministerii auf den wohlgesinnten Theil des Landtages schwächen, ja ihn vielleicht brechen. Hier darf, nach meiner Ueberzeugung, nicht geschwankt werden. Der Minister, der sich den wohlbegründeten und höchst willkommenen Begehren der guten Majoritait des Landtages widersetzt und so einen eminenten Grad von politischer und Raisonnements-Unfähigkeit an den Tag legt, muß **weichen.** Der edeln und klugen Meinung seiner Collegen und der Mehrzahl der Deputirten weichen. Und wenn er demzufolge austritt, so muß man sich dazu Glück wünschen. Diese Änderung im Ministerium geschieht dann zufolge eines gesunden politischen Gedankens und cimentirt die Solidarität des Conseils. — Die

---

sein, sie ist aber unwandelbar." Zweitens wisse er, daß der Plan bestehe, das Kultusministerium mit dem Justizministerium zu vereinigen, und er fühle sich einer solchen Arbeitslast nicht gewachsen. Sein Nachfolger würde wohl am besten dem Kreise der rheinischen Juristen zu entnehmen sein. — Das zweite Schreiben vom 2. Juni betrifft die Beantwortung der oben (S. 246, Anm. 2) erwähnten Interpellation über die Aufrechterhaltung der Ordnung und empfiehlt zu sagen, daß eine gemischte Kommission bereits darüber berate. — Das dritte ist undatiert und enthält die oben mitgeteilten Gedankengänge, sowie die ausdrückliche Verwahrung: „Der Staatsanwalt und die Gerichte dürfen durchaus nicht mit den Präventivmaßregeln behelligt werden." Auch meint er, jene Aufforderung der Zivilbehörden dürfe nur für das Einschreiten des Militärs gefordert werden, während die Bürgerwehr auch ohne eine solche vorgehen dürfe. Er schließt: „Alles dieses macht mich in hohem Maaße bedenklich. Die Sache wird erbittern und doch nichts rechtes fruchten." Das Schreiben kann wohl nur in diese Tage gehören. Daß Bornemann für den Fall der Ablehnung seiner Gesichtspunkte von neuem seinen Abschied gefordert hat, geht aus Nr. 71 hervor.

[1]) Dreimal unterstrichen.

andre Änderung, von der ich heut morgen sprach, beruht auf innere[n] Imcompatibilitäten, und ist eine durchaus beklagenswerthe, eine Kleinliche gegenüber den innersten Interessen, um die sichs handelt; mit einem Wort, sie ist eine Änderung, die auf Affeczionen beruht, welche bey der geringsten, richtigen Würdigung des Augenblicks durchaus unterdrückt werden müssen.

Summa — ich argumentire 1. daß Schwerin und Kanitz in den nächsten Wochen **nicht**[1]) austreten dürfen, 2. daß Bornemann **austrete**, wenn er bey seiner Weigerung beharrt. Vale. Friedrich Wilhelm.

72. Der König an das Staatsministerium.

Ich habe das Staats-Ministerium gestern mündlich und auf das Herzlichste und Eindringlichste zur Einigkeit und zum solidarischen Zusammenhalten aufgefordert.

Dasselbe thue ich heut schriftlich. Das Ministerium wird daraus sehen, wie ernst und lebhaft meine Aufforderung ist. Ich thue es in Erwägung unserer Lage gegenüber des Landtages und zum ganzen Lande. Der Augenblick ist critisch, die Gefahren nicht abzuläugnen. Der nicht klare, nicht solide constituirte Landtag, dessen Partheyen schwankend sind, kann allein durch ein einiges, ihm kräftig gegenüberstehendes Gouvernement zum Guten geführt werden. Der Eindruck des theilweisen Auseinandergehens des Ministeriums wird die Wohlgesinnten entmuthigen, die Bösen ermuthigen, die Masse der Confusen gänzlich ohne Steuer lassen. Das aber ist der gewisse Sieg der Republikaner.

Ein wesentlich anderes wäre es, wenn z. B. eine kleine Fraczion oder ein Individuum aus dem Ministerium sich Tendenzen des Landtages widersetzte, welche zugleich im Interesse des Gouvernements liegen. Der Theil, der alsdann das Ministerium verläßt, würde offenbar gut ausscheiden für das Ansehen der Regierung, denn das Gouvernement würde sich durch ein derartiges Ausscheiden geradezu consolidiren.

Ist die Dißkussion aber keine parlamentarische, sondern eine rein innere, persönliche, so schwächt der austretende Theil den übrig bleibenden. Das aber ist immer eine Gefahr in constituzionellen Zuständen. Bey unserer gegenwärtigen Lage aber eine sehr, sehr große. Es würde durch Schwächung des Gouvernements-Ansehens das Ministerium leicht stürzen können. Und ich habe kein Anderes.

Also im Namen Preußens und um der Sicherheit Willen des Vaterlandes und der Krone: „Geduld?!" „Nachsicht!" „Einheit!" „Zusammenhalten!" bis die nächste Gefahr überwunden ist. Keiner stelle Verlangen, welche andere Mitglieder nicht eingehen können. Keiner sträube sich, das zu thun, was sein Gewissen gestattet. Ich verlange das nur für die Dauer der Crisis. Dieselbe kann in 8—14 Tagen überwunden seyn. Dann wollen wir weiter sehen.

Sanssouci, 12. Juny 1848. Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Dreimal unterstrichen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Über ästhetische Weltanschauung.

Von

Dr. **Julius Goldstein** (Darmstadt).

Von ästhetischer Weltanschauung will ich in diesem Aufsatze reden. Zuerst werde ich die Motive aufzeigen, die heute zu ihr hintreiben, dann will ich vier scharf unterschiedene Typen ästhetischer Weltanschauung zeichnen, deren Gedanken in die Bewegung der Gegenwart hineinwirken, um in einem Schlußabschnitte prinzipiell zu der Frage einer ästhetischen Weltanschauung Stellung zu nehmen. Dafür scheint mir der „psychologische Augenblick" gekommen zu sein; denn wer sich etwas auf die Stimmung des Zeitgeistes versteht, der spürt es an den verschiedensten Äußerungen der allgemeinen Literatur, daß eine starke Sehnsucht nach idealer Erneuerung der Kultur und der Weltanschauung Erfüllung sucht in der Kunst, in einer spezifisch ästhetischen Veredlung des Lebens. Viel Sturm und Drang, viel flatternde Unbestimmtheit ist in dieser Bewegung. Um so notwendiger erscheint es mir, sich über ihre treibenden Beweggründe klar zu werden. Es gibt ja nicht so etwas wie eine „Idee", die sich selbst entwickelt, indem sie ihre eigenen Folgerungen aus sich entläßt, auf einer höheren Stufe diese wieder in sich hineinzieht, um dann den Prozeß von neuem zu beginnen. Menschen sind es, die für eine neue Wertschätzung der Dinge das Ohr und das Auge ihrer Zeitgenossen gewinnen wollen, Menschen, die ihre Gedanken in die Kampflinie der Zeit nach vorwärts tragen.

I.

Ganz allgemein deutet das gebieterische Verlangen nach Schönheit, nach künstlerischen Formen darauf hin, daß in dem seelischen Leben der Gegenwart die ästhetische Empfindlichkeit verfeinerter, der ästhetische Sinn schärfer geworden ist. Wir sind in Deutschland endlich als Gesamtheit aus dem ästhetischen Unschuldszustand herausgetreten. Wir können nicht mehr zu unsrer Umwelt ästhetisch gleichgültig sein, wir haben sie „erkannt", wie Adam einstens Eva erkannte. Und nun uns die Augen geöffnet sind, sehen wir um uns jene Entfesselung dämonischer Kräfte, wie sie in Industrie und Technik unser

Leben umgestalten, und die alten Formen, in denen unser Dasein eingehegt war, zerbrechen. Wir fühlen uns mit unserm ästhetischen Lebensgefühl aufs Pflaster geworfen; denn unbekümmert um schön und häßlich fährt der industriell technische Entwicklungsprozeß mit seiner alles erdrückenden Walze über die Formen und Farben unsrer Welt hinweg. Dawider hat sich nun eine mächtige ästhetische Empörung erhoben. Der berechtigte Wunsch, wieder Herr der Geister zu werden, die wir gerufen haben, legt sich ganz in das Bestreben, von der ästhetischen Seite her Macht über sie zu gewinnen. Der „Wille zur Macht" wird hier zu einem wesentlich künstlerischen Willen. Den einheitlichen Lebensstil, den die älteren Kulturländer wie England, Frankreich, Italien, ihren Menschen und Erzeugnissen gegeben haben, den möchte dieser künstlerische Wille auch für das deutsche Volk in individueller Ausprägung gewinnen; es soll aus der Kulturbarbarei der Gegenwart zu einer von Schönheit durchleuchteten Kultur emporgeführt, es sollen seiner an allem Idealen irre gewordenen Weltanschauung durch die Kunst wieder erhebende, geisteskräftige Ziele gegeben werden. — Solcherlei Gedanken werden von Männern wie Kunowski, Dresdner u. a. begeistert verkündet.

Aber noch eine andre Erwägung verstärkt diese Richtung, eine Erwägung mehr politisch-ökonomischer Art. Man wirft die Frage auf, ob das deutsche Volk gegenüber den mächtigen, an Hilfsmitteln so viel reicheren Konkurrenten sich auf dem Weltmarkt wird behaupten können. Die typische Antwort hierauf gebe ich im Auszug mit den Worten eines Aufsatzes aus der Zeitschrift für „Deutsche Kunst und Dekoration":

> Es wird sich behaupten, wenn es ihm gelingt, sich von innen heraus neu zu erschaffen. Das ist die Quintessenz der Weltpolitik ... Formen, Form des ganzen Lebens, Rhythmus in der Weise sich auszuleben, ist das Wesen der Kultur ... Wenn einmal alle unsre Einrichtungen und Gewohnheiten das Siegel der Rasse tragen, wenn ein deutscher Stil deutsches Leben beherrscht, dann erst werden wir unabhängig sein vom Ausland. — Durch Schönheit, durch Kunst wird die neue Kultur werden und durch Kultur Zukunft und Größe.

So scheint auch der moderne Imperialismus und Nationalismus seine ideale Spitze in der Kunst zu finden.

Nun verbindet sich mit dieser Bewegung, das äußere Leben ästhetisch neu zu gestalten, die Reaktion gegen eine rein naturalistische Ausdeutung des Daseins. Und es sind jene der Sinnenwelt mehr zugeneigten Geister, bei denen diese Reaktion eine ästhetische Richtung nimmt. Was an religiöser Sehnsucht durch unsre Zeit geht, das erweckt bei ihnen keine verzehrenden Gluten, sondern nur den milden Wunsch, dem Leben einen fern verglänzenden Schönheitshorizont zu geben. Ihrem pantheistisch angelegten Gemüte fehlt das herbe Bewußtsein unausgeglichener und für uns unausgleichbarer Gegensätze. Sie werden nicht vorwärts getrieben durch die Unerträglichkeit letzter metaphysischer Fragen, ihre Gedanken wollen nur an weichen harmonischen Daseinsgefühlen freudvoll entlang gleiten.

Das ist der geistige Typus, den wir heute überall da antreffen, wo man nach einer die Wirklichkeit ideal verklärenden Weltanschauung verlangt. Dabei

bleibt man aber in den Voraussetzungen des Naturalismus befangen. Dem „neuen Glauben" im flachsten Sinne des alternden Strauß glaubt man sich als Resultat der Wissenschaft nicht entziehen zu können. Und wie Strauß sucht man einen Ersatz für die Religion in der Kunst. Sie soll dem Menschen das seelisch Wertvolle der Religion geben: den Frieden des Gemütes, die Weihe der Stimmung, den Aufschwung der Gefühle. Es hat sich so eine Art umgekehrter Orthodoxie gebildet. Die echte, alte suchte alles in den Dogmen, ihr galt die Stimmung nichts; die neue ästhetische Orthodoxie sucht alles in den Stimmungen, die Dogmen sind ihr gleichgültig, ja anstößig. Sie hält den Untergang des religiösen Glaubens für unvermeidlich. Nun sind bei Hunderttausenden viele ideale ethische Motive an diesen Glauben gelehnt, und man möchte verhüten, daß diese Summe idealer Kräfte mit in den Untergang der Religion hineinbezogen wird. Deshalb sucht man auch für diese idealen Motive eine neue Stütze, zum mindesten einen neuen Nährboden: die Kunst. Die Forderung des religionslosen Moralunterrichts nimmt eine ästhetisierende Wendung, sofern die Kunst jetzt als höchste, ethisch erbauende Macht gepriesen wird.

Auch zum Ersatz der Metaphysik soll die Kunst herangezogen werden. Albert Lange hat hierfür die Parole in oft wiederholten Worten ausgegeben. Jenes jahrtausendlange Streben des Menschengeistes, das Wesen der Dinge annähernd zu begreifen, war ein utopisches Unternehmen, hat letzten Endes nur zur „Begriffsdichtung" geführt. Nachdem wir dies erkannt haben, können wir getrost der Dichtung und der gestaltenden Phantasie des Künstlers die Fragen der Metaphysik überlassen.

So ergibt sich für Religion, Ethik und Metaphysik ein gemeinsames ideales Zentrum in der Kunst. Ein doppelter Vorteil scheint damit gewonnen zu sein: einmal glaubt man in der Kunst eine ideale Macht zu haben, in deren Verehrung sich alle Menschen zusammenfinden können ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, der philosophischen Überzeugungen und der ethischen Wertschätzungen. Und dann: die Kunst, das Schöne hat eine ganz andre werbende Kraft für das Ideale als Religion, Ethik und Metaphysik. Wie hartgesotten realistisch der moderne Mensch auch sein mag, die Schönheit greift doch an sein Herz, mit weichem Flügelschlage berührt ihn doch die Schwinge der Kraft, seinen Blick wegziehend von dem Getriebe des Alltags zu lichteren Höhen.

Daher, ihr Kämpfer für eine edlere Zukunft, bringt die Kunst dem Volke! Und nicht nur den Erwachsenen bringt die gute Botschaft von dem alles umwandelnden Segen der Schönheit, beginnt schon bei der Jugend. „In die Schulen mit der Kunst!" wird das Programm der kunstpädagogischen Bestrebungen.

Eine solche Fülle lebendiger Wünsche wird schließlich auch in der Weltanschauung zu prinzipieller Aussprache kommen. Die spekulative Ästhetik der Romantik, die zu neuem Leben wieder erwachte, wies den Weg zu einer Metaphysik, die dem Kosmos eine ästhetisch schaffende Weltkraft zugrunde legt. Von den verschiedensten Seiten her zucken Bewegungen auf, die eine

Art ästhetischen Mystizismus predigen. Man wähnt die Frühlingsstürme eines neuen Glaubens zu spüren.

Zu einem allgemein anerkannten, geschlossenen Gedankensystem haben sich alle diese Bestrebungen noch nicht verdichtet. Es sind Anweisungen an die Zukunft, es sind — vielleicht — nicht ungefährliche Experimente, die mit dem Kulturbestande der Gegenwart gemacht werden.

Aber sollen wir uns blindlings in diese Zukunft treiben lassen? Können wir nicht für das, was uns in der Zukunft von einer ästhetischen Weltanschauung erwartet, aus der Vergangenheit, aus der Geschichte lernen? Und können wir so nicht durch Aufweis der tieferen historischen Bezüge der Gegenwart über das Unstet-Leidenschaftliche des Augenblicks hinweghelfen? Sie zur Besinnung bringen über ihr eigenes Begehren und Beginnen? Ich glaube wohl; denn es liegt im verflossenen Jahrhundert eine Reihe philosophisch durchgeführter Versuche ästhetischer Weltanschauung vor. An diesen wirklich durchgeführten Versuchen kann man das Wesen ästhetischer Weltanschauung studieren, ihre Voraussetzungen und Folgerungen, ihre Einseitigkeiten und Vieldeutigkeiten. Vier unterschiedene Typen will ich unter diesem Gesichtspunkte behandeln: 1. den ästhetischen Idealismus Schillers; 2. den ästhetischen Pantheismus der Romantik; 3. den idealistischen Ästhetizismus Nietzsches; 4. den naturalistischen Ästhetizismus der „Moderne". Gerade die letzten drei Typen werden mir besonders wertvoll sein; denn das Wesen einer geistigen Erscheinung tritt in ihren extremen Verkörperungen schärfer und deutlicher zutage als in der gemäßigten Lage des Kompromisses.

Aus diesem Grunde glaubte ich auch der Darstellung andrer Vertreter einer ästhetischen Weltanschauung, wie z. B. Wagners und Ruskins, entraten zu dürfen. Von den oben angegebenen vier Typen aus gesehen, tragen sie zu sehr das Zeichen des Eklektizismus an der Stirn, so sehr sie auch durch den Schwung ihrer begeisternden Darstellung im Sinne einer ästhetischen Weltanschauung gewirkt haben.

Mit den Einsichten, die ich aus der Darstellung der vier Typen gewinne, werde ich dann zur Gegenwart zurückkehren, um in prinzipieller Weise zu ihr Stellung zu nehmen.

II.

Es handelt sich bei der ästhetischen Weltanschauung um ein eigenartiges Phänomen, das in der Geschichte erst am Ende des 18. Jahrhunderts erscheint. Wohl hat es Epochen gegeben, in denen die Kunst tiefer verwoben war mit dem Volksleben, nie aber hat vorher die theoretische Reflexion das Ästhetische zum leitenden Lebenswert aus dem Zusammenhang der übrigen herausgelöst; nie hat vorher die Kunst mit triumphierender Geste sich zum Selbstherrscher im Reiche der Kultur erhoben. Vom Ästhetischen als dem höchsten Werte aus eine Rangabstufung der Kulturwerte vornehmen, das blieb in prinzipieller Schärfe dem 19. Jahrhundert vorbehalten. Einen Vorläufer dieser ästhetischen Zentralisierung der Lebenswerte kann man vielleicht in Shaftesbury sehen, der die seelischen Gewalten der Kunst in den Dienst einer Veredlung der Kultur stellen wollte.

Zu voller Klarheit und philosophisch begrifflicher Durchbildung gelangt aber ein ästhetischer Idealismus zuerst bei Schiller.

Jene große geistige Bewegung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die in Deutschland die Herrschaft der Aufklärung brach, stand unter dem Zeichen der Kunst. Kritiker und Dichter waren es, die das zu philisterhafter Enge erstarrte Leben von innen her auflockerten.

Selten wohl sind die Probleme der inneren Bildung mit solcher Energie, mit solch heiligem Ernste ergriffen worden; selten wohl haben die Ideale der Dichtung einen so durchgreifenden und umwandelnden Einfluß auf die Geisteskultur einer Zeit ausgeübt. Diese Geisteskultur stand dem sozialen und politischen Leben fern; sie entging dadurch dem Schicksal, im Sande des Alltags zu verlaufen.

Jener Bewegung nun, die mit den Namen Klopstock, Lessing, Herder, Winckelmann, Goethe verbunden ist, schließt sich Schiller an. Wie er sich aus dem Sturm und Drang seiner Jugendwerke emporklärte zur Reife des Mannesalters, ist oft Gegenstand der Darstellung gewesen. Seine Beschäftigung mit Kant wird von der Literarhistorie als ein Umweg zu neuem dichterischen Schaffen bezeichnet; für uns bedeutet sie das entscheidende Ereignis für alle jene Bestrebungen, die im Ästhetischen den beherrschenden Zentralwert des Lebens und der Kultur haben wollen.

Herder hatte die Poesie als den Naturlaut des menschlichen Geistes gefeiert. Winckelmann hatte die griechische Kunst als lebengestaltende Macht seinen Zeitgenossen innerlich nahe gebracht. Schiller verknüpft das Ästhetische mit der tiefsten Bestimmung der Persönlichkeit. Er verflicht die Kunst mit der Aufgabe des Menschen als eines sittlichen Vernunftwesens.

Das Problem war ihm von Kant gestellt. Dem Königsberger Denker zerfiel der Mensch in ein sinnlichen Neigungen unterworfenes Naturgeschöpf und eine über alle Sinnenwelt erhabene sittliche Persönlichkeit. Zwischen beiden bestand nur das Verhältnis der Unterjochung.

Hier eine Versöhnung zu schaffen, dem Menschen die Harmonie zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden" zu geben, war Schillers Bestreben. Sich diese Aufgabe stellen, bedeutete zugleich ein neues Menschenideal aufstellen, in dem Natur und Geist zu höherer Einheit gebunden waren. Neigung und Pflicht, Notwendigkeit und Freiheit, bei diesen Gegensätzen war Kant stehen geblieben. Schiller überwindet diese Gegensätze im Ideal der „schönen Seele". Und der Weg zu diesem Ideal geht ihm durch die Kunst. Der rohe Naturtrieb soll durch die Kunst so veredelt werden, daß er der Pflicht keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Die „schöne Seele" ist über die Sphäre des Konfliktes hinausgehoben. Alle Einzelhandlungen sollen aus der Totalität der durch das Ästhetische versöhnten Menschennatur fließen.

Das Auszeichnende dieser Schillerschen Position besteht darin, daß das Ästhetische den übrigen Werten ihre relative Selbständigkeit läßt. Nur sofern haben wir hier einen ästhetischen Idealismus, als alle andern Gebiete ihren rhythmischen Zusammenklang im Ästhetischen finden. Nach der Seite seiner Harmonie, des Ausgleichs der Gegensätze, wird das Kunstwerk ein Ideal.

Das Leben zum Kunstwerk adeln, bedeutet hier: die auseinanderstrebenden Kräfte der Menschennatur aus dem Zustand verletzender Einseitigkeit herausführen und sie in der Harmonie der „schönen Seele" zu seligem Gleichgewichte verschweben lassen.

Von der Verwirklichung dieses Ideals ästhetischer Humanität verspricht sich Schiller auch eine Lösung des politischen Problems, der Überführung des Notstaates in den Vernunftstaat. Die Briefe „über die ästhetische Erziehung" enthalten das Programm einer ästhetischen Staatspädagogik. Von der Kunst aus entwirft der Dichterphilosoph einen neuen Durchblick durch die Geschichte, in poetischer Form zuerst in den „Künstlern", mehr spekulativ in der Abhandlung über „Naive und sentimentalische Dichtung". — Dabei verblieb das Ästhetische selbst in einem gewissen metaphysischen Halbdunkel. Freilich — eine Tatsache, die einen idealen Vereinigungspunkt der Geisteswerte des Menschen bildete, eine Kunst, die als zehrende Flamme alles Unlautere im Menschen tilgen sollte, mußte mehr sein als eine nebensächliche, wenn auch erfreuliche Zugabe der Natur. Im Schönen war auch das Gute und das Wahre eingeschmolzen. Im Schönen hatte das Ideale seine übersinnliche Fremdheit für uns abgelegt; es war mit Lieblichkeit und Frieden angetan. Aber Schiller ließ sich nicht in dogmatische Spekulationen über den überweltlichen Charakter der Schönheit ein. Er feiert ihre Göttlichkeit nur in hehren Bildern („Macht des Gesanges", „Ideal und Leben"). — So fand er in seinem ästhetischen Idealismus ein neues Verhalten zum Leben, das in gleicher Weise ablag von der Unruhe des bloß idealen Strebens und der satten Trägheit des ästhetischen Genießens. — —

Bevor ich mich zur Romantik wende, möchte ich betonen, daß es nicht meine Aufgabe sein kann, die ästhetische Weltanschauung der Romantik genetisch aus den philosophischen Voraussetzungen ihrer Zeit zu entwickeln. Aus den bunt durcheinander schillernden Äußerungen der Romantiker greife ich diejenigen Momente heraus, in denen ein neuer Gedankenzusammenhang zu Worte kommt, ein Gedankenzusammenhang, der einen neuen Typus ästhetischer Weltanschauung darstellt.

Dieser neue Typus ist dadurch vor allem charakterisiert, daß das Ästhetische aus dem metaphysischen Halbdunkel, in dem Schiller es gelassen hatte, heraustritt und zur kosmisch schaffenden Weltpotenz erhoben wird. Es hängt das mit der Steigerung der philosophischen Bewertung der Ästhetik zusammen. Diese Steigerung ist ein interessanter Beweis für die Tatsache, daß jede Wissenschaft, deren Gegenstand dem Interesse der Zeit entgegenkommt, von sich aus zu einer Metaphysik drängt. Wir haben es an der metaphysischen Steigerung der Naturwissenschaft zum Naturalismus erlebt. In jener Zeit strömten alle Interessen in der Kunst zusammen. So sehen wir denn im Laufe einiger Jahrzehnte das Ästhetische alle Stadien der philosophischen Bewertung durchlaufen. Mit einer Entschuldigung, wie Lotze geistreich bemerkt, als spätgeborene Schwester der Logik tritt die Ästhetik ins Leben, und in der Romantik hat sie schon den Zauberstab in den Händen, dem sich die letzten Gründe des Seins öffnen.

Höffding hat sehr glücklich den Goetheschen Begriff des Urphänomens zur Charakteristik der verschiedenen Weltanschauungen verwandt. Das Urphänomen, nach dessen Analogie die Romantik sich den Weltprozeß ausdeutet, ist das künstlerische Schaffen. Die Welt ist ein Kunstwerk im großen. Die Kraft, die das Kunstwerk hervorbringt, ist nur ein Teil jener ästhetisch schaffenden Weltkraft, die sich in dem prächtigen Gliederbau des Universums den staunenden Blicken kundgibt. Das „Absolute" ringt sich durch Natur und Geschichte im Weltprozesse empor, um im Kunstwerk zur Versöhnung der in ihm liegenden Gegensätze zu gelangen. Schelling erscheint die Kunst „als die einzige und ewige Offenbarung, die es gibt, und als Wunder, das, wenn es auch nur einmal existiert hätte, uns von der absoluten Realität des Höchsten überzeugen mußte."

Bei dem allgemeinen Gedanken des ästhetischen Pantheismus bleibt aber die Romantik nicht stehen. Sie entwickelt eine Art metaphysischer Dogmatik, die aus dem obersten Prinzip theoretische und praktische Konsequenzen entwickelt. Unmittelbar von der ästhetisch schaffenden All-Einheit aus sollen alle Gebiete umgebildet werden. Was in der Geschichte sich konkret geschieden hat in Religion, Wissenschaft, Kunst und Künste, Moral und Recht, soll wieder zur Einheit und Ungeschiedenheit zurückgebracht werden; alles wird in den brodelnden Kessel des ästhetisch schaffenden Weltzentrums geworfen und entsteigt ihm wieder in seltsam unförmigen Zentaurgestalten. Sind Poesie und Kunst die bedeutsamsten Offenbarungen des Weltgrundes, dann müssen sie uns auch Aufklärung geben über die Natur. „Willst du ins Innere der Physik dringen, so laß dich einweihen in die Mysterien der Poesie." (F. Schlegel.) Die romantische Naturauffassung nimmt von hier aus ihren Weg.

Den Romantikern als ästhetischen Pantheisten gilt nur das Unendliche und Absolute etwas; diesem gegenüber verliert aber jede menschliche Tat an Bedeutung; für ein mühsames Hinaufkämpfen zum Ideal fehlt jede Voraussetzung, wo das Ideal in der blaß-blauen Unbestimmtheit des Unendlichen verschwimmt und unsrer endlichen Welt keine emporziehenden Hände entgegenstreckt. Das Problem von Ideal und Wirklichkeit hat deshalb auch bei den Romantikern eine für den ästhetischen Pantheismus charakteristische Lösung empfangen. Schiller glaubte an einer Versöhnung zwischen Ideal und Wirklichkeit arbeiten zu können, und gerade die Kunst galt ihm hier als Mittlerin. Hölderlin ging an der Spannung des Konfliktes zugrunde. Und die Romantiker machen den Konflikt zum Gegenstand ästhetischen Genusses und nennen das dann „Ironie". Die Sehnsucht nach dem Ideal setzt sich bei ihnen nicht in Taten um; sie bleiben bei ihr stehen, wühlen sich in ihr ein, machen sie zum ethischen Selbstzweck. Der ästhetische Genuß wird Lebensziel für das Genie — um andre Wesen kümmert sich die Romantik kaum. „Man hat so viel Moral als man Philosophie und Poesie hat." Der Künstler wird zum Propheten, zum Religionsstifter; ihm allein offenbart sich der Weltgeist; die Poesie soll Führerin des Lebens werden. Romanhaft, „romantisch", als eine freie Geschichte soll auch das Leben gestaltet werden. Für die schlichte Hoheit des Pflichtbegriffes fehlt hier der Sinn. Die wahre

Tugend ist Genialität. Der große Unterschied gegen Schiller tritt deutlich hervor.

Wie den Klassikern die schöne Kunst als die Seele des Lebens galt, so hatten sie möglichst alle Güter, im besonderen die Moral, daran auszuschließen gesucht; die Romantiker aber erklären die Kunst, namentlich das literarische Schaffen, für den allein wertvollen Inhalt des Lebens. (Eucken.)

Es versinken dem ästhetischen Pantheismus alle Ziele, die mit der äußeren politisch-sozialen Weltstellung des Menschen gegeben sind.

Mit Schiller verbindet aber die Romantik die optimistische Grundstimmung zum Dasein; Erhöhung und Vollendung des Lebens ist die Kunst; in ihr kommt wie in einem Jubelton die stumme Herrlichkeit des Universums zum Ausdruck. — Die Romantiker geben diesem Optimismus noch die metaphysische Begründung. Sie nehmen das Wort des Johannes-Evangeliums, „Gott ist die Liebe", für ihre ästhetisch schaffende Weltkraft in Anspruch. Diese ursprüngliche Liebe ist ihnen überall in der Wirklichkeit sichtbar „als heilige Lebensfülle der bildenden Natur".

Das sind die beiden älteren Typen ästhetischer Welt- und Lebensanschauung. Sie verhalten sich zueinander wie die Voraussetzung zur Folgerung. Sie stammen beide aus der gleichen Kultursituation. Dieser Umstand schon trennt sie von den beiden andern Typen, denen ich mich jetzt zuwende. Ich fasse diese zwei modernen Typen unter dem Namen „Ästhetizismus" zusammen. Der Ästhetizismus läßt neben dem Ästhetischen keine andern Werte mehr gelten. Und dann trägt er im Gegensatz zu Schiller und der Romantik einen tiefen Pessimismus in sich. Die Kunst wird ihm entweder zu einer Erlösung vom Leben oder zu einem „Stimulans, das zum Leben weiter verführt". So viel zur vorläufigen Charakteristik.

Als Übergang von den beiden älteren Typen zum modernen Ästhetizismus kann man Schopenhauer betrachten. Dieser Denker wurzelt noch ganz in der romantischen Spekulation. So scharf sich auch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen die Romantik und die spekulative Philosophie kehrte, so stark wurde sie dennoch von den Stimmungen beeinflußt, die von Schopenhauer ausgingen. Als eine Verwirklichung der Unvernunft stellte sich diesem Denker die Welt dar. Ihr liegt ein blinder, vernunftloser Wille zugrunde. Daher die Millionentragödie des Daseins, daher die Nichtigkeit der Ideen von Fortschritt und Kulturentwicklung. Aufhebung des Willens zum Leben kann in einer solchen Welt nur das Ziel des Handelns sein. Auf Augenblicke kommen wir wohl von der ewig treibenden Lebensgier des Wollens los: im moralischen Erlebnis, in der philosophischen Kontemplation und vor allem im künstlerischen Schauen. Aber diese Augenblicke, in denen „das Wehen banger Erdgefühle schweigt", vermögen in keiner Weise das verneinende Gesamturteil über den Wert des Daseins aufzuheben.

Von dieser Schopenhauerschen Metaphysik geht Nietzsche aus. Er sah sich vor die Frage gestellt: Wie läßt sich bei Anerkennung einer pessimistischen

Metaphysik trotzdem das Leben bejahen? Schopenhauer, an Vorstellungen des Alten Testaments anknüpfend, erblickte in dem Dasein dieser Welt letzten Endes eine moralische Schuld. Diese Deutung hängt aber gar nicht mit den Grundprinzipien seines Systems innerlich zusammen. Gegeben ist für dieses nur ein naturhafter, blinder, lebensgieriger Wille, und alles Leid der Menschenwelt entstammt der Individuation, der durch Raum und Zeit herbeigeführten Zerfällung in Einzelwesen. Da der vernunftlose Weltwille keinerlei ethische Potenzen in sich trägt, so darf auch das Weltgeschehen nicht unter ethische Perspektiven gebracht werden. Von ihnen aus muß es als unwert und nichtig erscheinen. Wenn wir daher das Dasein rechtfertigen wollen, müssen wir dann nicht den Versuch einer außermoralischen Weltbetrachtung machen? Ist es nicht töricht, an elementare Naturereignisse moralische Wertmaßstäbe zu legen? Und ist nicht das Dasein der Welt ein elementares, irrationales Ereignis? Dieses sprühende, glühende Leben, ist es als etwas andres denn als Schauspiel gemeint, als lustvolle Vision einer künstlerisch schaffenden Gottheit? Für Schopenhauer drückte sich noch in der Behauptung, daß die Welt bloß eine physische, keine moralische Bedeutung habe, die eigentliche Perversität der Gesinnung aus.

Nietzsche lehnte sowohl die physische wie die moralische Bedeutung ab und lehrte eine neue: die ästhetische. „Nur als ästhetisches Phänomen ist die Welt, ist das Leben ewig gerechtfertigt." Bei Schopenhauer war das Ästhetische ein Wert unter andern. Bei Nietzsche wird es zum einzigen, alles beherrschenden Werte. Damit charakterisiert sich diese Weltanschauung als Ästhetizismus, genauer als ein idealistischer Ästhetizismus. In den Folgerungen ist dieser Ästhetizismus über den ästhetischen Pantheismus hinausgegangen. Bei den Romantikern kam das Antiethische mehr in den praktischen Konsequenzen ihrer Weltanschauung zutage. Das Gute und das Schöne waren noch nicht prinzipiell auseinandergetreten. Im Glanze der Liebe erblickten die Romantiker ihr ästhetisch schaffendes Weltprinzip. Ihr Pantheismus trug noch ein christliches Gewand. Bei Nietzsche ist das alles anders geworden. Wer durch Schopenhauer hindurchgegangen ist, der vermag nicht mehr leichten Herzens von der Schönheit der Welt auf eine liebende Gottheit zu schließen [1]). Nietzsche faßt den Weltgrund rein dynamisch; alle ethischen Werte gehören nur der Erscheinungswelt an. Damit hat der pessimistische Ästhetizismus den Bruch mit dem Christentum vollzogen, denn das tiefste Wesen des Christentums liegt in der Verknüpfung des Guten mit dem Gottesbegriff. Jetzt aber wird Ernst gemacht mit dem alten romantischen Gedanken, daß sich Gott und die Welt zueinander verhalten wie Künstler und Kunstwerk. Was ist das aber für ein Gott?

---

[1]) Es gibt für den modernen Menschen wohl überhaupt keine schwerere Behauptung als der Satz: „Gott ist die Liebe". Selbst einem so glaubensinnigen Geiste wie Richard Rothe pressen sich die Worte aus: „Es ist leicht gesagt, daß Gott die Liebe sei, aber wer, der nur den natürlichen Lauf des irdischen Daseins sieht, soll auch darauf verfallen."

(„Stille Stunden".)

Ein gänzlich unbedenklicher, unmoralischer Künstlergott, der im Bauen wie im Zerstören, im Guten wie im Schlimmen seiner gleichen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will, der sich — Welten schaffend — von der Not der Fülle und Überfülle der in ihm gedrängten Gegensätze löst.

Ist die Welt nur als ästhetisches Phänomen gemeint, nur so in ihren Gegensätzen und Leiden verständlich, so soll sich auch der Mensch nur ästhetisch zu ihr verhalten, soll er in kunstschöpferischer Tätigkeit seine Erlösung suchen, um der Kunst, um des schönen Scheines willen Ja sagen zum Leben — zum Leiden. Dieser pessimistische idealistische Ästhetizismus ist kein Epikuräismus, er läßt es sich nicht genügen an der vorliegenden Kultur. Er will kulturschöpferisch wirken. Dem tragischen Weltzustande entspricht nur eine ästhetisch tragische Kultur. Für eine solche gilt Nietzsche die Blütezeit der griechischen Tragödie bis Euripides. An diese Epoche müssen wir wieder anknüpfen. Durch Kant, Schopenhauer und Wagner ist der Boden für eine neue ästhetisch-tragische Kultur vorbereitet. Ihr Träger ist der deutsche Geist, ihr erster Künder Friedrich Nietzsche [1]). —

Ich glaubte Nietzsche direkt hinter der Romantik und Schopenhauer behandeln zu müssen, weil in ihm die letzten Konsequenzen eines spekulativen Ästhetizismus zum Durchbruch kommen. — — —

Der vierte Typus ästhetischer Weltanschauung, dem ich mich jetzt zuwende, entspringt jenem Gedankenzusammenhang, der von der sensualistischen, englisch-französischen Aufklärung ausgeht, weiterschreitet über Comtes Positivismus, um schließlich im Naturalismus resp. Materialismus auszumünden. Dadurch bekommt dieser Ästhetizismus ein eigenes Gepräge. Wie derjenige Nietzsches ist er durchaus pessimistisch, aber zugleich — und das ist das Neue — naturalistisch.

Ich will diesen naturalistischen Ästhetizismus charakterisieren an dem „Journal des Goncourts". Es sind neun Bände von Tagebuch-Aufzeichnungen der beiden Brüder Edmond und Jules de Goncourt. Das geistig und politisch so bunte Leben der Jahre von 1851—1895 rollt hier an uns vorüber, manchmal nur in der Form der bloßen Notiz, manchmal auch in breitausholenden Reflexionen, deren Kern am Schluß meistens noch einmal in geistreich pointierter Wendung zum Ausdruck kommt. Ich benutze hauptsächlich die Bände aus den sechziger Jahren. Sie enthalten die typischen Stimmungen und Überzeugungen nicht nur der Goncourts, sondern auch jenes die allgemeine Literatur beherrschenden Kreises von Schriftstellern des zweiten Kaiserreiches, wie Gautier, Sainte-Beuve, Flaubert, Renan u. a. Ich stimme dem Urteil Georg Engels zu, wenn er in seiner französischen Literaturgeschichte von dem „Journal" sagt, „daß es für das 20. Jahrhundert eine ähnliche Fundgrube des Geisteslebens unsrer Zeit sein wird, wie die Grimmsche „Correspondance" für das 18. Jahrhundert".

---

[1]) Über die Wandlungen, die Nietzsche in der Schätzung des Ästhetischen durchgemacht hat, vgl. meinen Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung", Nr. 12, Dezember 1904: „Die Bedeutung des ästhetischen Phänomens für Weltanschauung und Kultur".

Irgendwo las ich einmal, daß die Engländer den Materialismus am tüchtigsten, die Deutschen am dümmsten und die Franzosen am geistreichsten vertreten haben. Die letzte Bemerkung trifft jedenfalls für das „Journal“ zu. Hier ist die herrschende Weltanschauung der Materialismus in seiner schroffsten Form. „Qu'est ce que la vie? l'usufruit d'une aggrégation de molécules.“ Dabei ist dieser Materialismus mit tiefstem Pessimismus verbunden. Die Sinnlosigkeit eines rein mechanistisch aufgefaßten Universums hat sich diesen Menschen tief in die Seele geprägt. Überall grinst ihnen der hohle Totenschädel entgegen. Und ebenso pessimistisch verzweifelnd stehen sie zu ihrer politischen und sozialen Wirklichkeit. Es fehlt ihnen jeder Glaube an neue Ziele. Die Ereignisse wälzen sich weiter und bringen immer wieder dieselben Enttäuschungen; Gesinnungslosigkeit und Nepotismus wuchern nach jeder Revolution nur üppiger empor. Daher verstärkt sich die Überzeugung immer mehr von der Lächerlichkeit aller Überzeugungen, alles Wollens überhaupt. „Toute conviction est bête comme un pape.“

Auch die Geschichte gibt ihnen nichts. Sie ist ihnen nur ein peinlich quälendes Schattenspiel von Nichtigkeiten. Diese Menschen besitzen ein großes historisches Wissen; aber es fügt ihrem Materialismus nur noch jenen skeptischen Historismus hinzu, der den Geist wie Ahasveros durch die Jahrtausende treibt und ihn weder bei einer Tat noch einer Persönlichkeit zur labenden Ruhe kommen läßt. Man hat kein inneres Verhältnis zu den geistigen Schöpfungen der Menschheit. Man genießt sie als Kulturepikuräer und plaudert über sie mit lächelnd überlegener Grazie. Und der Weisheit letzter Schluß ist dann natürlich: „Ah, il faut avoir fait le tour de tout et ne croire à rien. Il n'y a de vrai que la femme“.

In dieser allgemeinen Wert- und Sinnlosigkeit des Kosmischen und des Menschlichen, woran soll man glauben, um welchen Wertes willen soll man leben? Da stellt sich die Kunst ein. „Ne croire à rien qu'à l'art et ne confesser que la littérature. Tout le reste est mensonge et attrapenigauds.“ Das Leben ist ein ewiges Welken und Verfaulen ohne die Kunst. „Tout pourrit et finit sans l'art; c'est l'embaumeur de la vie morte et rien n'a un peu d'immortalité que ce qu'il a touché, décrit, peint ou sculpté.“ So bleibt im Zusammenbruch aller Werte nur die Kunst. Aber sie hat weder etwas metaphysisch noch etwas menschlich Bedeutsames zum Inhalt und zum Zweck. Und wenn wir fragen, welche Bedeutung denn die Kunst für das Kulturleben, für den Menschen hat, so erhalten wir als Antwort: Gar keine. Die Kunst ist Selbstzweck — l'art pour l'art. Aus den geschilderten sozialen und geistigen Zusammenhängen ist dieses moderne Schlagwort entstanden. In diesem Ursprung liegt zugleich seine Kritik.

Es steckt in „l'art pour l'art“ eine negative und eine positive These.

Die negative These richtet sich gegen jede moralisierende Einengung der Kunst. L'art pour l'art heißt dann, wie Nietzsche einmal sagt: „Der Teufel hole die Moral!“ Nun hat es ja Literaturperioden gegeben, in denen die Kunst den Acker der Moral zu pflügen hatte. Man denke nur an die englische Romanliteratur des 18. Jahrhunderts. Fielding beginnt die Vorrede zu

seinem Roman „The History of Amelia“ mit den Worten: „The following book is sincerely designed to promote the cause of virtue.“ Auch bei uns gab es eine Zeit, in der man von den kühneren Affekten des menschlichen Herzens nur mit mildernden Moralzusätzen zu schreiben wagte. Gottscheds „Atalanta“ schließt mit den Worten: „Ein tugendhaftes Herz darf man vernünftig lieben.“

Die positive These des l'art pour l'art läuft darauf hinaus, daß alles in gleicher Weise Gegenstand der Kunst werden kann, daß es in der Kunst *nur* auf das *Wie* ankommt. Nun ist das in gewissem Sinne selbstverständlich. Daß es aber in der Kunst *nur* auf das Wie ankommt, daß es für die künstlerische Darstellung keine wertvolleren und minder wertvollen Dinge gibt, daß der *Inhalt* für den Wert eines Kunstwerkes *völlig* gleichgültig ist, dieser artistische Demokratismus enthält doch eine heimliche Schwäche. Weshalb? Weil es in dieser materialistisch aufgefaßten und deshalb jedes inneren Sinnes baren Welt keine an sich wertvollen und bedeutungsvollen Zusammenhänge gibt. Alles kann Gegenstand der Kunst werden, nicht weil alles gleich wertvoll und bedeutungsvoll ist, sondern weil alles gleich wertlos und bedeutungslos ist. Wenn so die innere Wertabstufung der Dinge verloren gegangen ist, dann wird die Kunst zu einem technisch formalen Virtuosenprinzip, das sich eben so gut in den Dienst des Guten wie des Bösen stellen kann. Dann läßt sich schließlich kein Unterschied mehr machen zwischen den widerwärtigen, aber höchst formvollendeten Perversitäten einer Dolorosa und einem Goetheschen Gedicht. Und in der Malerei wird dann, wie Delacroix einmal sagt, „eine alberne Geschicklichkeit der Hand das höchste Ziel“.

Wenn also die Kunst objektiv weder für den Zusammenhang mit dem Göttlichen noch für die Kultur irgendeine wertvolle Bedeutung hat, so hat sie doch ein subjektiv erstrebenswertes Ziel: die Emotion. „Maintenant il n'y plus dans notre vie qu'un grand intérêt: l'émotion.“ Der Mensch — ein Körper unter Körpern — verschafft sich an der Oberfläche der Dinge ästhetische Emotionen mittels der Nerven. „Les premiers nous avons été les écrivains des nerfs.“ Das Leben des naturalistischen Ästheten wird ein Problem der Nerven. Bahr hat das einmal in seiner pointierten Weise so ausgedrückt:

> Wenn der Klassizismus Mensch sagt, so meint er Vernunft und Gefühl, und wenn die Romantik Mensch sagt, so meint sie Leidenschaft und Sinne, und wenn die Moderne Mensch sagt, so meint sie Nerven.

So wächst sich der naturalistische Ästhetizismus zu einer Lebensanschauung aus, in der die Kunst ein Mittel wird, sich durch Emotionen, Impressionen, Sensationen, „frissons“ über den Ekel, die Öde und die Nichtigkeit eines materialistisch gedeuteten Lebens hinwegzuhelfen.

Nun ist das nicht bloß theoretisches Programm geblieben; in Oskar Wilde und den Gestalten D'Anunzios hat der naturalistische pessimistische Ästhetizismus konkrete Form angenommen. Hier hat er alle seine Konsequenzen nach

der Seite der Lebensgestaltung gezogen, ja er hat selbst neue Lebensideale aufgestellt. Wilde tritt für eine neue Art ästhetischen Hedonismus ein.

Zuerst ein paar Worte über diesen englischen Schriftsteller. Er ist in den letzten Jahren stark bei uns emporgekommen. Man schätzt ihn wegen seines Geistreichtums. Ich muß bei diesem Lobe immer an das Wort Goethes denken: „Es ist keine Kunst geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Wilde hat den Ästhetizismus „radikal bis zum Verbrechen" durchgeführt. Und zwar auch in seinem Leben, dessen Ausgang man nicht zum Gegenstande sentimentaler Betrachtungen machen sollte. Auch wenn er der öffentlichen Anklage entgangen wäre, trug sein Dasein den Keim des Unterganges in sich. Jene ästhetische Selbstbespiegelung, die mit Goethe anhebt und in der Romantik zum Kultus erhoben wird, führt bei Wilde zu vernichtender Tragik. „De Profundis" gibt davon wohl am gewaltigsten Zeugnis: eine Konfession, die zeigt, wie eine beinahe mittelalterlich religiöse Zerknirschung sich im Geiste eines modernen Ästheten gestaltet. Er will vor Gott niederfallen und fällt doch immer nur vor sich selber auf die Knie. Man darf Wilde nicht in der Geste Platos darstellen, weil ihm die Schönheit alles war. Die Schönheit hat bei ihm alles Emporziehende verloren. Sie ist ihm zum Moloch geworden, dem er die Welt und die Menschen, dem er sich selbst opfert; denn die Schönheit entflammt in ihm keine Sehnsucht nach den Idealen, sie verstrickt ihn nur in die sinnlichen Reize der Dinge; und ist er müde der alten Reize geworden, so treibt es ihn auf zur Jagd nach neuen, selteneren, perverseren.

Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken in die Tiefe hinab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse in der Sphäre der Leidenschaft. („De Profundis".)

Im naturalistischen Ästhetizismus fällt das Leben in ästhetische und unterästhetische Emotionen auseinander. Darin drückt sich der Dekadencecharakter dieser ganzen Richtung aus.

Ich gebrauche hier den Begriff „décadence" ohne jedes moralische Wertgefühl nur als Bezeichnung eines bestimmten Seelenzustandes, sofern sich dieser in der Begleitung des naturalistischen Ästhetizismus einstellt. Mir scheint nun das psychologische Hauptkennmal des dekadenten Ästheten in dem Mangel der übergreifenden Willenskraft zu liegen, welche die einzelnen psychischen Prozesse zu innerer Einheit zusammenhält. Die Persönlichkeit des Dekadenten ist ein bloßes Nebeneinander psychischer Prozesse. Nietzsche hat sich im Fall Wagner über das stilistische Gegenbild dieser psychischen Verfassung ausgesprochen:

Womit kennzeichnet sich die literarische Dekadence? Damit, daß das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverän und springt aus dem Satz heraus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen — das Ganze ist kein Ganzes mehr.

Da die zentrale Willensgewalt dem Ästheten mangelt, so beherrscht ihn der jeweilige Eindruck vollkommen; er ist diesem ausgeliefert auf Gnade und

Ungnade; er ist deshalb niemals seiner selbst sicher. Wilde läßt den Lord Henry im „Bildnis des Dorian Gray" die bezeichnenden Worte sprechen:

Das Leben ist eine Sache von Nerven und Fibern, von langsam aufgebauten Zellen, in denen der Gedanke sich birgt, in denen die Leidenschaft träumt. — Du magst dich sicher wähnen und für stark halten. Aber ein zufälliger Farbton in einem Zimmer oder am Morgenhimmel, ein eigener Duft, den du einst liebtest, eine Zeile aus einem vergessenen Gedicht, das du einmal lasest . . . glaube mir, Dorian, das sind die Dinge, von denen unser Leben abhängt.

Mit dieser Schwäche ist nun zugleich eine Inbrunst nach Leben verbunden. Und da die einzige Form des Lebens für den Ästheten im Genuß liegt, so wird ein Maximum von seltenen, sich ins Perverse steigernden Sensationen letztes Ziel. Diese Sucht nach neuen Sensationen hat bei Baudelaire, Barbey d'Aurévilly, Huysmans wahre Orgien gefeiert[1]).

Alle diese Züge finden sich nun zusammen in den Gestalten D'Anunzios. Ich denke dabei hauptsächlich an die beiden Romane „Lust" und „Triumph des Todes". D'Anunzio hat hier Menschen geschildert, die er selbst einmal als „inbrünstige, unfruchtbare Asketen der Schönheit" bezeichnet hat. Bei ihnen ist an die Stelle der Moral die Ästhetik getreten. Sie leiden an einem tiefen Gefühl verlorener Einsamkeit, denn kein gemeinsames Ziel verbindet sie mit der Welt; sie vermögen nicht aus dem Gehege ihrer ästhetischen Sensationen herauszutreten. Daher ist ihnen auch die Liebe keine Erweiterung ihres Wesens, denn sie suchen in der Liebe nur das ihre, nur neuartige Zustände ihres Ichs. Alle Leidenschaft ist bei ihnen nur ein Verbrennen im Eise. Sie hassen das Weib, d. h. genauer ihre eigene Schwäche gegenüber dem Weib, denn sie sind jedem ästhetischen Reize wehrlos preisgegeben. Ihre sensitive Schwäche erzeugt in ihnen eine Furcht vor der Realität der Dinge wie der Handlungen.

Es gibt einen inneren Zusammenhang zwischen dem auf Ästhetik aufgebauten Leben und der seelischen Verfassung des Dekadenten.

Die ästhetische Erfassung der Wirklichkeit beruht auf dem Herauslösen des Gegenstandes aus seinen naturgegebenen Zusammenhängen. Ästhetisch einen Gegenstand genießen, bedeutet ihn für sich nehmen, ihn gleichsam in einen Rahmen setzen, der ihn von der übrigen Welt trennt, das Wirklichkeitsinteresse an ihm im willenlosen Anschauen verschweben lassen.

Wer, wie der dekadente Ästhet, dem Leben nur ästhetisch gegenübersteht, dem werden die einzelnen Lebensmomente selbständig, sie treten aus der Kette der Voraussetzungen und Folgerungen heraus. Während in der ethischen Lebensführung der Endzweck die Fülle der Erlebnisse durchgliedert und abstuft, gibt es für die konsequent durchgeführte ästhetische Lebensführung keinen Endzweck, der die einzelnen Momente zusammenbindet. Wenn ich einmal das Bild vom Seelenhaushalt gebrauchen darf, so ist in der ethischen Lebensführung eine das Ganze durchwaltende feste Organisation vorhanden, die dem

[1]) Kierkegaard hat schon vor einem halben Jahrhundert in seinem Buche „Entweder — Oder" die bei diesen Schriftstellern praktisch durchgeführten Konsequenzen einer ästhetischen Weltanschauung in dialektisch spekulativer Form entwickelt.

einzelnen Stellung und Bedeutung anweist; bei der rein ästhetischen Lebensführung herrscht völlige Anarchie im Seelenhaushalt, da jeder singuläre psychische Akt sich zwischen seinem Auf- und Niedergang in individualistischer Selbstherrlichkeit gebärdet.

Mir ist vor keinem meiner Triebe bange,
Ich lausche nur, was jeglicher verlange!
Da will der eine in Askese beben,
Mit keuschen Engeln Giottos sich umgeben,
Der andre will des Lebens reife Garben,
Des Meisters von Cadore heiße Farben;
Des dritten tolle Laune wird verlangen
Nach Giorgioneskem Graun, Dämonenbangen;
Der nächste Tag wird Amoretten wollen,
Mit runden Gliedern, Händchen, rosig vollen;
Und übermorgen brauch ich mystisch Sehnen
Mit halben Farben, blassen Mädchen, Tränen ...
(Aus der dramatischen Studie „Gestern".
Von Hugo v. Hoffmannsthal.)

So sehr dieser Ästhetizismus dem Realismus der Gegenwart als etwas merkwürdig Fremdes und Exotisches erscheinen mag, so zeigt sich dem tieferen Blick auch hier die innere Beziehung. Man kann diesen alle festen Zusammenhänge auflösenden Ästhetizismus als die äußerste Reaktion ansehen gegen die immer enger werdende Umschnürung, mit dem das komplizierte Zwecksystem der modernen Kultur die Individualität bedroht. Und diese Umschnürung geschieht in gleicher Weise durch jene starre mechanische Naturordnung, in die der bis zur Selbstverständlichkeit herabgesunkene Determinismus den Menschen ganz hineinbezogen hat. Der Ästhetizismus sprengt die beiden den Menschen einschließenden Ordnungen der Natur und der Kultur. Er ist eine antikausale, antiteleologische und antiethische Macht.

Im „Zarathustra" hat Nietzsche das kosmische Gegenbild zur Verfassung der ästhetizistischen Seele zu poetisch philosophischem Ausdruck gebracht. In dem Gesang „Vor Sonnenaufgang" heißt es:

Von ungefähr — das ist der älteste Adel der Welt, den gab ich allen Dingen zurück. Ich erlöste sie von der Knechtschaft unter dem Zwecke.

Alle Dinge leben hier für sich; es ist wohl der größte Gegensatz zum Christentum, den die occidentalische Philosophie hervorgebracht hat; denn aller Dinge Wirken war im Christentum auf einen Plan bezogen; bei Nietzsche ist es die Planlosigkeit, der Zufall, die Unvernunft, die ihm aus allem in jauchzendem Freiheitsgefühl entgegentönt.

Der naturalistische Ästhetizismus unterliegt aber einer merkwürdigen Dialektik: er setzt eine hohe, überreife Kultur voraus, um sie von innen her zu zerstören. Und eine neue zu schaffen, ist ihm von seinen Voraussetzungen aus unmöglich.

III.

Ich fasse jetzt die Resultate zusammen, die sich aus der kurzen Darstellung der vier Haupttypen ästhetischer Weltanschauung ergeben. Die beiden

großen Gedankenrichtungen der Neuzeit: die idealistische und die naturalistische haben im 19. Jahrhundert zu einem idealistischen und einem naturalistischen Ästhetizismus geführt. Allen vier Typen ist die zentrale Stellung des Ästhetischen im Kreise der Lebenswerte gemeinsam. Aber mit der Wandlung der allgemeinen Weltanschauung wandelt sich auch das Wesen des Ästhetischen. Bei Schiller bleibt es noch in einem metaphysischen Halbdunkel, in der Romantik, und bei Nietzsche nimmt es gegenüber den andern Werten eine gnostisch metaphysische Ausnahmestellung ein. Im naturalistischen Ästhetizismus sinkt es zu einem bloßen Nervenphänomen herab und hat jede spezifische Eigentümlichkeit des Inhalts verloren. Die idealistischen Typen wollen eine neue Kultur schaffen; dem naturalistischen Typus fehlt jede kulturschöpferische Kraft. Mit seiner dumpfen Lebensskepsis vermag er einem innerlich wertlosen Dasein nur den Glanz der Fäulnis zu geben, vermag er nur den Leichengeruch verwesender Ideale zum prickelnden Parfüm für dekadente Kulturepikuräer umzuwandeln.

Der naturalistische Ästhetizismus ist die zentrifugale Gewalt unsrer Kultur, er zerschleudert alles Feste und Substantielle des Lebens. Er ist ein Auflösungsphänomen.

Eine Kritik der ästhetischen Weltanschauung kann leicht dem Vorwurf ausgesetzt sein, als ob man sich gegen die Bedeutung der Kunst an sich wende. Wer diesen Vorwurf erhebt, der vergißt, daß zwischen der Wertschätzung eines Lebensgebietes und seiner Brauchbarkeit zum erklärenden Weltprinzip ein weiter Abstand besteht. Das 19. Jahrhundert hat den Versuch gemacht, von der Kunst aus Welt und Leben zu gestalten. Wenn ich diesen Versuch auch, aus später zu erörternden Gründen, ablehnen muß, so messe ich ihm doch vom historischen Gesichtspunkte aus eine dauernde Bedeutung bei. Das geistige Leben bewegt sich stets in Einseitigkeiten. Und die Einseitigkeiten ästhetischer Weltbetrachtung haben für immer den gewaltigen ideellen Wert der Kunst für Kultur und Leben uns zum Bewußtsein gebracht. Auf alles das, was Schiller, was die Romantik, was Nietzsche und selbst was der naturalistische Ästhetizismus als Leistung der Kunst gelehrt haben, auf alles das läßt sich das geistreich doppelsinnige Wort Hegels anwenden: „Alles wird aufgehoben".

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kehre ich zur Gegenwart zurück. Ich finde in ihr zwei begrifflich zu trennende Bewegungen zu einer ästhetischen Weltanschauung. Die eine möchte unter Festhaltung des Naturalismus für alle idealen Werte in der Kunst ein Zentrum schaffen, dabei aber alle Fragen nach dem Recht und der Gültigkeit dieser Werte, also die eigentlich metaphysischen Fragen, unerörtert im Hintergrunde lassen. Strauß hat hier vorbildlich gewirkt. Die andre Bewegung knüpft an die Romantik und an Nietzsche an.

Die Vertreter der ersten Bewegung glauben in dem Ästhetischen einen Wert gefunden zu haben, der jenseits aller Konflikte der Weltanschauung liegt. Nun sahen wir aber in unsrer historischen Darstellung, wie verschieden das Wesen und die Bedeutung des Ästhetischen ausfällt, je nach der Weltanschauung, in die es gestellt ist. Überhaupt ist jener agnostische Schwebezustand, der scheinbar auf keine Seite metaphysischer Behauptungen sich stellen

will, in einer Kultur nicht mehr möglich, in der alle geistigen Werte schon durch das Medium einer geschichtlich entwickelten Religion oder einer Metaphysik hindurchgegangen sind. Wir können uns nicht mehr des Urteils enthalten über das Verhältnis unsrer letzten Werte zum Universum. Wir können keine philosophische Kirchturmspolitik mehr treiben. Und dann: wenn ich die ganze Idealität meines Wesens an das Ästhetische hänge, dann stellt sich für jeden energischer Denkenden — und für den Stumpfsinn existieren ja diese Probleme überhaupt nicht — die Frage ein: was bedeutet das Ästhetische? Ist es nur ein peripheres Phänomen am Saum der Dinge? Oder gehört es zum Grundbestande der Wirklichkeit?

Ich halte daher jeden Versuch, mittels der Kunst unter Umgehung aller metaphysischen Fragen, eine ideal gerichtete Weltanschauung zu schaffen, für hinfällig. Dieser künstlerische Idealismus wäre wie eine Art neutraler Pufferstaat zwischen feindlichen Gedankenmächten. In der Politik ist eine solche Einrichtung wohl möglich, in der Philosophie jedenfalls nicht.

Zum Widersinn steigert sich aber diese Bewegung, wenn sie prinzipiell den Naturalismus hervorkehrt und dennoch für die Religion einen Ersatz in der Kunst finden will. Voraussetzung der Religion in jeder höheren Form ist eine geistige, von der empirisch gegebenen Weltlage unterschiedene Ordnung der Dinge, die in unser Leben hineinwirkt. Nun negiert der Naturalismus diese Voraussetzung im Prinzip. Ihm erschöpft sich die Wirklichkeit in der sichtbaren raum-zeitlichen Welt, wie sie das Objekt der Naturwissenschaft bildet. Und in einer solchen Welt soll die Kunst einen Ersatz für die Religion bilden? Zehrt man da nicht im Grunde von den Nachwirkungen der geschichtlich gegebenen Religion, in der man zufällig aufgewachsen ist? Wir ziehen, wie Nietzsche einmal sagt, immer noch die Folgerungen „von Urteilen, die wir für falsch halten, von Lehren, an die wir nicht mehr glauben — durch unsre Gefühle". Und dieser ungesunde, zu innerer Unwahrhaftigkeit führende Zustand soll durch die Religionsersatztheorie verewigt werden. Dabei kann es sich doch nur darum handeln, höchstens eine dem religiösen Erlebnis ähnliche Stimmung durch die Kunst hervorzurufen, nicht um die Religion alten großen Stils, die den Menschen unerschütterlich im Glauben ausharren läßt, „selbst wenn die Welt voll Teufel wär'". Wo das Illusionäre der religiösen Behauptung von vorneherein zugestanden wird, durch die Kunst dennoch etwas der Religion äußerlich Ähnliches festhalten zu wollen, das führt notwendig zu einem Epikureismus feinerer Art, den auf diesem Gebiete ehrliche Gottbekenner und ehrliche Gottleugner in gleicher Weise als unwürdig verdammen müssen.

Die Religion ist entweder ein Jahrtausende altes Wahngebilde, oder in ihr liegt das tiefste und letzte Urteil über das Leben. Und die Bedeutung der Kunst ist abhängig von der Bedeutung des Lebens. Wenn dieses — wie im Naturalismus — keinen inneren Sinn hat, dann wird auch die Kunst uns über die Nichtigkeit eines metaphysisch wertlosen Lebens nicht hinweghelfen. Es ist eitel Wind, von der Kunst aus dem Leben Vernunft geben zu wollen, es ist vergebliches Unterfangen, mittels des schönen Scheines die Menschheit über ihre metaphysische Lage hinwegzutäuschen.

Die Wahrheit kann wohl ohne die Schönheit leben, aber die Schönheit nicht ohne die Wahrheit; und die Kunst ist das Eitelste unter der Sonne, wenn sie sich nicht an das, was die tiefste, innerste Wahrheit des Menschen ist, hängt. (R. Rothe.)

Man vernimmt so oft: „Ich bin beim Anhören einer Symphonie oder beim Anblick eines großen Kunstwerkes mehr religiös ergriffen als in der Kirche". Das beweist aber nichts gegen meine obigen Ausführungen; denn es handelt sich hier nur um die individuell verschiedene Auslösung des religiösen Erlebnisses. Es können der Schmerz oder die Freude, es können aber auch Natur und Geschichte, das Wort des Predigers oder das Gebilde des Künstlers den Menschen zu Gott bringen. Die Beziehungen der Kunst zur Religion waren im Lauf der Geschichte sehr mannigfaltige. Die Kunst vermag wohl die Formen des religiösen Glaubens uns seelisch näherzubringen, aber die Religion selbst vermag sie nicht zu ersetzen.

Ich komme jetzt zu jener viel konsequenteren Bewegung, die mit dem Gedanken einer ästhetischen Weltanschauung Ernst macht. Alle übrigen Lebenswerte werden hier vom Ästhetischen aufgesogen; die Wirklichkeit wird gedeutet als Darstellung einer nur ästhetisch schaffenden Kraft.

Diese Weltanschauung, die in der Romantik und bei Nietzsche aus den Zusammenhängen des spekulativen Idealismus entsprang, hat ihre tiefsten Quellen in einem eigentümlich modernen Erlebnis, das zuerst wohl bei Goethe durchklingt, um im Laufe des 19. Jahrhunderts in immer verstärkterer Form wiederzukehren.

In der ästhetischen Weltanschauung ist der Blick des Menschen eingestellt auf den bunten Gestaltenreichtum der Dinge; aus den quellenden, schwellenden Formen strömt uns etwas vom Schaffensrausche einer künstlerisch gestaltenden Weltmacht entgegen. Wer hätte nicht schon jene Stimmung durchlebt, die uns etwa an einem warmen Juniabend erfaßt, wenn die Welt sich uns in Blüteschauern heiß ans Herz drängt? Da scheint sich in der strotzenden Fülle, dem üppigen Überfluß, in der verschwenderischen Pracht jener Gott zu offenbaren, den Goethe anbetet, jener Gott, „der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen".

Gott als rein dynamische Potenz — dahin führt notwendig eine Betrachtung, die in der Welt ein wesentlich ästhetisches Phänomen sieht. Nietzsche hat konsequent diese Folgerung in seiner „Geburt der Tragödie" gezogen. Und wenn auch heute die besonderen Voraussetzungen von Nietzsches Erstlingswerk gefallen sind, die dynamische Auffassung vom Wesen der Dinge ist nicht nur geblieben, sondern hat sich noch verschärft. Wir stehen heute mehr denn je unter dem Eindruck der ungeheuren Gleichgültigkeit der Naturmächte gegenüber allen menschlichen Werten und Idealen. In der Macht der Technik bändigen wir die Natur, und auf eine immer weitergreifende Technik der Macht ist das Sinnen der Völker gerichtet, die den Erdkreis mit ihren Flotten umstreichen. Selbst die Illusion, ich möchte sagen die fable convenue, daß ethische Momente das politische Leben mitbestimmen, hat man in einer sog.

Realpolitik lächelnd aufgegeben; und die weiche Unbestimmtheit des humanen Kulturbegriffes hat man zum straffen, drohenden Ideal einer „Machtkultur" verschnürt.

Die Stimmung, von der eine Zeit beherrscht ist, projiziert sich stets in ihre Weltanschauung; und verbindet sich mit der Verherrlichung der Macht noch die Freude an der Form und Farbe der Wirklichkeit, so haben wir als Grund der Dinge ein nur ästhetisch schaffendes, rein dynamisches Prinzip, das „Welten schaffend, seiner eigenen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will". Es kommt dieser ästhetische Dynamismus auch dem philosophischen Lieblingsvorurteil der Zeit entgegen, dem Monismus.

Aus den treibenden Zeitmächten heraus eine Weltanschauung begreifen, bedeutet aber in keiner Weise sie gutheißen. Ich halte vielmehr diesen ästhetischen Dynamismus philosophisch für durchaus unzulänglich und kulturell für mißleitend.

Man muß es sich nur zum Bewußtsein bringen, daß der ästhetische Dynamismus nach der Analogie *eines* Lebensgebietes — der Kunst und des künstlerischen Schaffens — das Wesen der Welt bestimmt. Darin liegt zugleich beschlossen, daß die andern Äußerungen des Menschengeistes, wie sie im religiösen, ethischen und wissenschaftlichen Leben vorliegen, keinerlei Anspruch auf einen Weltcharakter haben und deshalb jenes erhabenen Ernstes verlustig gehen, den allein die Verbindung mit dem Metaphysischen gewährt. Oder anders gewendet: Weshalb liegt *nur* im Ästhetischen ein übergreifender Zug ins Metaphysische? Auch ich teile den Glauben, daß unsre ästhetischen Ideale irgendwie mit den Tiefen der Wirklichkeit zusammenhängen. Aber weshalb tun das nicht auch das religiöse, ethische und wissenschaftliche Ideal? Daß die Wirklichkeit *nur* dem ästhetischen Ideal nicht fremd gegenübersteht, sind wir von vorneherein in keiner Weise berechtigt anzunehmen.

Behauptet das aber dennoch der ästhetische Dynamismus, so ist ihm entgegenzuhalten, daß die gegebene menschliche Erfahrung — unser einziger Ausgangspunkt — von seinem Prinzip aus in keiner Weise gerechtfertigt, ja nicht einmal verstanden werden kann. Weder ist Religion noch ein kräftiges ethisches Handeln vom Boden des ästhetischen Dynamismus aus möglich.

Zu diesem Künstler-Gott, dem wir nichts weiter sind als Stoff für seine Künstler-Träume, der uns in übermütiger Schöpferlaune ins Dasein jagt und spottend unsrer knirschenden Ohnmächtigkeit im Schmelztigel des Alls wie eine abgegriffene Münze zu neuen Formen umschmilzt, zu einem solchen Gotte können wir kein religiöses Verhältnis mehr gewinnen. Und wofür haben denn die großen religiösen Persönlichkeiten der Weltgeschichte gerungen? Haben sie wirklich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die Menschenseele in Einklang zu setzen mit einem ästhetisch schaffenden Weltprinzip? Was ist diesem die Menschenseele? Was ist ihm Hekuba? Was bedeuten hier Begriffe wie Sünde, Erlösung, Herzensreinheit? Was bedeuten die Mahnungen zur Buße und Umkehr, der Donnerruf nach Gerechtigkeit und nach Recht, „das fließen soll wie Wasser" — ich frage, was bedeutet das alles gegenüber einem unpersönlichen, ästhetisch schaffenden Absoluten, das zu allen menschlichen

Leiden und Siegen, zu allem herzdurchglühenden Emporringen zu Idealen, zu allem wagenden Heroismus nicht die geringste innere Beziehung hat?

Damit habe ich eigentlich schon dargelegt, daß dem ästhetischen Dynamismus jede Begründungsmöglichkeit des ethischen Lebens mangelt. Es liegen in ihm keine Antriebe zu einem die Wirklichkeit ethisch umwandelnden Handeln. Gegenüber einem ästhetischen Absoluten verschwinden die ethischen Gegensätze als bedeutungslos.

Diese Weltanschauung läßt nur zwei Stellungen zum Leben zu. Entweder ein traumhaftes Versinken in die Dinge oder eine fatalistische Unterordnung unter zufällig gegebene Machtverhältnisse.

Für das erste kenne ich kein besseres Beispiel als Hugo von Hoffmannsthal. Seine Poesie ist auf einen Grundgedanken gestimmt: alle Dinge sind gleich wertvoll, gleich nah und gleich fern dem einen unendlich künstlerisch schaffenden Leben, das funkelnd und glitzernd uns wie ein Ozean von unergründlicher Tiefe umrauscht. Vom ästhetischen Weltzentrum aus gesehen, sinken die inneren und äußeren Beziehungen der Dinge zur Zufälligkeit herab; die Welt verliert alles Starre, jede geschichtliche Belastung; alles ist gelockert und liegt da zum Ballspiel für die Phantasie; jedes kann Symbol von jedem werden; dieser ästhetische Mystizismus ist nicht mehr handelnd an der Welt interessiert; sein Interesse an ihr gleicht dem des Kindes an der bunten Seifenblase.

Als Traum will Hoffmannsthal die Welt:

Zum Traum sag ich: bleib bei mir, sei wahr!
Und zu der Wirklichkeit: sei Traum, entweiche.

Zwischen dem Ich und der zum Traum verflüchteten Welt sind die Schranken gefallen. Wir selber sind

Nur der Raum
Drin Tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben, wie ein Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen.
All unsere Einheit war ein bunter Schein,
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher grad so nah,
Vielmehr so fern verwandt als mit dem Vogel,
Der dort hinflattert . . .

So haben wir in unsrer Persönlichkeit kein eigenes Zentrum mehr, von dem aus wir mit sicherer Ruhe außer uns wirken können. Wir haben die Zügel des Lebens aus der Hand gelassen und sind zum Zuschauer geworden, zum kalten, teilnahmslosen Zuschauer. Im Gedicht „Der Kaiser und die Hexe" läßt der Dichter den Kaiser sich rühmen:

Daß ich Menschenschicksal
So gelassen ansehn kann
Wie das Steigen und Zerstäuben
Der Springbrunnen.

In dieser Weltanschauung gibt es freilich keine Konflikte mehr, und der ästhetische Dynamismus mag sich erhaben dünken über die Gegensätze gut und

böse. Aber er vergißt, daß er noch nicht einmal bis zu den Gegensätzen des ethischen Lebens vorgedrungen ist. Er steht nicht über ihnen, sondern unter ihnen.

Auf politisch-sozialem Gebiete kann dieser ästhetische Dynamismus zu einer fatalistischen Unterordnung unter die gegebenen Machtverhältnisse führen. Jene moderne Freude an der Buntheit und Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen, jene bei Ranke schon spürbare ästhetische Verzärtelung gegenüber den Partikularitäten des geschichtlich Gewordenen läßt dann die zum Fortschritt aufrüttelnden Fragen nach Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge in Staat und Kirche gar nicht aufkommen. — Kräftigeren Naturen setzt sich die dynamische Weltauffassung in ein brutal rücksichtsloses Behaupten der einmal gegebenen Machtposition um. Wir haben dann die ideallose, moderne Lebensbejahung, die nichts Höheres kennt als das Leben, die hohnlachend sich von Recht und Billigkeit abwendet und in die Wagschale der Gerechtigkeit das Brennusschwert der rohen Gewalt wirft[1]).

Die ästhetische Weltanschauung gilt mir als ein Symptom für eine tiefgehende Wandlung in der Grundstruktur des europäischen Geisteslebens. Wer bei einer dynamisch ästhetischen Auffassung vom Grunde der Dinge stehen bleibt, hat dem Christentum das Todesurteil gesprochen. Man muß diesen Gegensatz zwischen Dynamismus und Christentum nur weiter zurückverlegen als bloß bis zur Feindschaft gegen die Kirche und die einzelnen Dogmen. In diesem Gegensatz recken sich ganze Weltalter menschlicher Geistesgeschichte wieder empor. Theologisch ausgedrückt, repräsentiert der ästhetische Dynamismus das Heidentum. Er bringt die ethischen Werte wieder unter die Natur zurück.

Ob wir den Gottesbegriff rein dynamisch fassen, wie es die ästhetische Weltanschauung tut, oder ob wir das Gute als ethische Potenz auch in den Gottesbegriff aufnehmen, ist scheinbar eine rein akademische Frage. Und doch enthält diese Frage nur die prinzipielle Zuspitzung des ungeheuren Problems, unter dem die tiefere Kulturarbeit des beginnenden Jahrhunderts steht, des Problems nämlich: ob wir letzten Endes einem gegen alle ethischen Werte gleichgültigen Naturprozeß ausgeliefert sind und sich deshalb unsre ethischen Ideale nur wie ein bunter Regenbogen von Illusionen über dem Sein ausspannen; oder ob wir des Glaubens sein dürfen, daß wir einer moralischen Ordnung der Dinge angehören, in der unser Handeln und unsre Entscheidungen mitbestimmende Mächte der Wirklichkeit sind. Nur an dem Erz dieser Überzeugung zersplittern alle Widerstände der Welt. Nur ein Gottesbegriff, in dem auch das Gute ein wesentliches Moment ist, vermag die Wertschätzung des Handelns und des geschichtlichen Lebens, vermag den Glauben an die allmähliche Verwirklichung von Ideen und Idealen zu rechtfertigen. Vielleicht ist es heute schwerer denn je, an einer Weltmacht des Guten festzuhalten, schon deshalb, weil die ethische Gegenbewegung schlaffer geworden ist. Aber gerade das sollte uns aufrütteln, auch im Reiche der Gedanken die klare Entscheidung ernst zu nehmen.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über „Naturalistische Lebensbejahung“ in der seit kurzem leider eingegangenen Wiener Wochenschrift „Die Zeit“, Nr. 522, 1. Oktober 1904.

Professor Abbe in Jena.

Geboren 1840 — gestorben 1905.

Am Nachmittag des 17. Januar 1905 fand in dem Volkshause zu Jena die Trauerfeier für den drei Tage zuvor, am 14. Januar, verstorbenen ordentlichen Honorarprofessor Dr. Ernst Carl Abbe statt. Gleich einem Fürsten ward er geehrt. Die vorausgegangene Nacht hindurch hatten Pechfeuer von hohen Kandelabern herab ihr flackerndes Licht auf die leicht beschneite Trauerdekoration des Carl Zeiß-Platzes, über eine vielköpfige, sich schweigend um das Volkshaus scharende Menge geworfen. Drinnen an dem in einem Hain von Lorbeerbäumen aufgebahrten, unter Blumengewinden und Kränzen fast verschwindenden Sarge hatten Arbeiter der Zeißwerke, in der Uniform der Fabrikfeuerwehr oder in langen schwarzen Mänteln regungslos dastehend, feierliche Totenwacht gehalten. In ununterbrochenem Zuge waren viele Hunderte, Männer und Frauen aus allen Kreisen der Bevölkerung, von dem Verewigten Abschied nehmend, an seinem letzten Ruhebette vorbeigezogen.

Vor der den großen Saal bis auf den letzten Platz füllenden, auf Vorplatz und Treppen stehenden Trauerversammlung hielten Freunde und Mitarbeiter des Dahingeschiedenen, ein Vertreter der Arbeiterschaft der Zeißwerke, der Kurator und der Prorektor der Universität, die Dekane der juristischen und philosophischen Fakultät, die Leiter der zahlreichen Universitätsinstitute, die dem Verstorbenen neue Gebäude und sonstige wertvolle Förderung zu verdanken hatten, der Oberbürgermeister der ihm so manche Wohltat schuldenden Stadt Jena ergreifende Ansprachen. Die vier Durchlauchtigsten Erhalter der Universität Jena ließen an der Bahre durch besondere Abgesandte Kränze niederlegen, und fast unübersehbar waren die Kranzspenden, die gelehrte Gesellschaften, Arbeitervereine, Vereine zur Verfolgung wohltätiger und gemeinnütziger Zwecke überreichen ließen.

In der Trauer um diesen Toten vereinigten sich sonst unüberbrückbare Gegensätze. In gleicher Ergriffenheit umstanden seine Bahre Vertreter der widerstreitendsten religiösen und politischen Glaubensbekenntnisse: Geistliche und Dissidenten, Konservative und Sozialdemokraten, Militärs und Bürger, Bodenreformer und Hausbesitzer, Abgesandte von Fürsten und Handarbeiter. Hier schwieg auf einen Augenblick der sonst so laute Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen den Verteidigern und den Feinden der bestehenden Gesellschaftsordnung. In überwältigender Einhelligkeit suchte die allgemeine Verehrung und der allgemeine Schmerz nach Form und Ausdruck, soweit dies ohne allzu großen Verstoß gegen die letztwilligen Anordnungen des Dahin-

geschiedenen möglich war, der gemäß einem vor Jahrzehnten gegebenen Versprechen seinen Körper der Anatomie verschrieben hatte und die Überreste ohne allen Prunk, ohne Reden und Gesänge eingeäschert wissen wollte.

Diese einmütige elementare Teilnahme und Dankbarkeit galt allerdings nicht sowohl dem akademischen Forscher und Lehrer als vielmehr dem über alle Erwartung erfolgreichen Leiter der Zeißwerke, dem genialen Autor eines vervollkommneten Arbeiterrechtes, dem Begründer der Carl Zeiß-Stiftung, dem hochherzigen Gönner der Universität und Wohltäter der Stadt Jena, dem kaum einer seiner Bewohner nicht in irgendeiner Weise zu Dank verpflichtet war.

Und doch war Professor Abbe seinem ganzen Wesen nach, äußerlich und innerlich, auch in der zweiten, zu glänzenden Erfolgen führenden Hälfte seines Lebens durchaus das geblieben, was er in der ersten Hälfte gewesen war: ein schlichter, ganz in seinen Studien aufgehender deutscher Gelehrter von altem Schlag, dem von dem Geschick nur das Geschenk eines durchdringenden und hochstrebenden Geistes und eines brennenden Durstes nach Wahrheit mitgegeben worden war, der sich aber im übrigen aus den ärmlichsten und engsten Verhältnissen, in stetem Kampfe mit der Unzulänglichkeit seiner äußeren Lage, allmählich hatte emporarbeiten müssen.

Ernst Abbe war als einziger Sohn eines Fabrikaufsehers der Eichel-Streiberschen Kammgarnspinnerei, Adam Abbe, am 23. Januar 1840 in Eisenach geboren. Der Vater entstammte einer Lehrerfamilie aus dem Eisenacher Oberland, wo der schon im Althochdeutschen inschriftlich bezeugte Name „Abbe" oder „Abe", wahrscheinlich aus „Adelbert" oder „Adelbold" verkürzt, noch häufig vorkommt. Die in der Familie bestehende Überlieferung, daß sie französischen Ursprungs und zur Zeit der Hugenotten nach Deutschland ausgewandert sei, beruht wohl nur auf der falschen Aussprache der Namen: „Abbé" statt „Ábbe". Im übrigen wies die äußere Erscheinung Abbes, seine Kopfform, die bräunliche Tönung seiner Haut, die schwarzen Augen, das dunkle Haar auf eine starke Beimischung slawischen Blutes hin.

Schon die Eindrücke seiner ersten Kindheit, die den ärmlichen Verhältnissen entsprechend hart und beengt war, waren in mancher Beziehung für seine spätere Entwicklung bestimmend. Bis in seine letzten Jahre erinnerte er sich der peinlichen Empfindung, die er hatte, wenn er mit seinem Schwesterchen die Mittagssuppe in einem Henkeltopf in die Fabrik trug und der Vater seine Mahlzeit hastig, in einem Winkel stehend, zu sich nehmen mußte, damit nur ja so wenig wie möglich von der oft fünfzehnstündigen Arbeitszeit verloren ginge. Schon damals gelobte er sich, für die Besserung des Loses der in Fabrikarbeit stehenden Klassen einzutreten, wo er nur immer dazu in der Lage sein würde. Im übrigen war seine Kindheit und erste Jugend so von elterlicher Liebe umhegt und behütet, daß er, wie er wiederholt versichert hat, damals und auch später, als Student, eigentlich nichts entbehrte und immer heiter und zufrieden war. In der Volksschule zeichnete sich der Knabe durch besondere Gewecktheit so aus, daß ihm der Vater mit Unterstützung seines Arbeitgebers den Besuch des Realgymnasiums ermöglichte. Auch hier trat seine ungewöhnliche Begabung, namentlich für Mathematik, deutlich hervor.

und es ist ein Verdienst des damaligen Direktors, Hofrat Koepp, daß er diese Veranlagung erkannte und die Eltern zu bestimmen wußte, ihren Sohn, nachdem er das Abiturium mit der ersten Zensur abgelegt hatte, studieren zu lassen. Mit Koepp redete auch der Stadtrichter Trunk in Eisenach zu, der sich in seinen Mußestunden mit Mechanik beschäftigte, und dem das besondere Geschick und Verständnis des ihm zuweilen zur Hand gehenden jungen Abbe ebenfalls aufgefallen war. Der Vater hielt mit seinen Angehörigen eine lange Beratung ab, deren Ergebnis war, daß er bei äußerster Sparsamkeit und unter Heranziehung aller Hilfsmittel dem Sohne 85 Taler jährlich auf die Universität mitgeben konnte, wozu dann später noch ein Stipendium von 5 Talern hinzukam. Alles übrige mußte sich der Siebzehnjährige durch Stundengeben, Repetitorien, Assistentenarbeit, Lösung von Preisaufgaben usw. hinzuverdienen — eine Notwendigkeit, die er später nicht hoch genug preisen konnte. Namentlich glaubte er die Geschicklichkeit, schwierige mathematische Probleme in leichtverständlicher Weise vortragen zu können, als eine Folge des Umstands ansehen zu sollen, daß er häufig zurückgebliebenen Schülern Nachhilfeunterricht in Mathematik hatte erteilen müssen. Charakteristisch ist es, daß der Vater, dem Abbe besonders geistesverwandt gewesen zu sein scheint, in starrem Arbeiterstolz die von seinem Arbeitgeber von neuem angebotene, früher nur widerwillig angenommene Unterstützung von nun an ablehnte.

Abbe bezog zunächst die Landesuniversität Jena, wo ihn der Ordinarius Snell in die Physik und der Extraordinarius Schäffer in die Mathematik einführte. Bereits im dritten Semester — also mit achtzehn Jahren — errang er den Preis der Altenburgischen Josephinischen Stiftung durch „Darstellung des Zusammenhangs, der zwischen Volumen- und Temperaturänderungen von Gasen besteht, wenn Wärme weder zu- noch abgeführt wird". Von Ostern 1859 an setzte er seine Studien in Göttingen fort und wurde dort 1861 auf Grund einer Dissertation über die „Äquivalenz zwischen Wärme und mechanischer Arbeit" promoviert. Für das Kolloquium suchte er sich den als Examinator gefürchteten Physiker Riemann aus, den er auch noch ausdrücklich bat, nicht allzu leichte Fragen zu stellen. Eine kurze Zeit war der junge Doktor Assistent des bekannten Astronomen und Wetterpropheten Klinkerfueß. Sein Vater bestand jedoch darauf, daß er die Stelle aufgab, weil ihn die nächtliche Arbeit sichtlich angriff. Im Herbst 1861 übernahm Abbe die Stelle eines Sekretärs der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. Die ihm hiermit zugewiesene Aufgabe, das gebildete Laienpublikum der freien Reichsstadt durch volkstümliche Vorträge für Mathematik und Physik zu interessieren, sagte ihm jedoch auf die Dauer nicht zu. Er zog vor, sich im Sommer 1863 — dreiundzwanzigjährig — mit einer Arbeit über „Die Gesetzmäßigkeit in der Verteilung der Fehler bei Beobachtungsreisen" als Dozent der Mathematik und Physik neben Snell und Schäffer an der Universität Jena zu habilitieren. Dieser blieb er dann bis an sein Lebensende — 42 Jahre lang — trotz mancher an sich verlockender Anerbietungen, z. B. eines Rufs an die Universität Berlin als Nachfolger Helmholtz', in dankbarer Anhänglichkeit treu.

In ruhiger Gleichmäßigkeit floß fortab, wenigstens äußerlich, sein Leben dahin: 1871 verheiratete er sich mit der jüngsten Tochter seines früheren Lehrers und nunmehrigen Kollegen und Freundes, Elsa Snell, mit der er 33 Jahre in zärtlicher Liebe verbunden war. Sie schenkte ihm zwei Töchter, von denen die ältere an einen Gymnasiallehrer, die jüngere an einen Arzt verheiratet ist. Abbe hat es oft rühmend anerkannt, daß ihn ganz wesentlich erst die aufopfernde Pflege seiner Frau zu seinen Leistungen befähigt habe, indem sie die im Anfang so beengte und unsichere Lebenslage mutig mit ihm teilte, alle Widerwärtigkeiten sorglich von ihm fernhielt und sich in rührender Selbstverleugnung allen seinen Anschauungen, besonders auch in kirchlicher und sozialer Beziehung, unterordnete. Mit kluger, humorvoller Freundlichkeit wußte sie den oft unbequemen und temperamentvollen Anforderungen ihres Eheherrn zu begegnen, der, so sehr er im öffentlichen Leben für die Freiheit der Bewegung eintrat, doch in seinen vier Pfählen Widerspruch nicht recht vertragen konnte. Im übrigen konnte man sich kein behaglicheres und wohltuenderes Bild denken als Professor Abbe im Kreise seiner Familie, inmitten seiner Kinder und Enkel.

1870 — also erst sieben Jahre nach seiner Habilitation — wurde Abbe zum außerordentlichen Professor, 1877 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Gleichzeitig mit der letzteren Beförderung übertrug man ihm die Leitung der von Goethe begründeten, damals aber sehr vernachlässigten Universitätssternwarte, die man ohne sein Eintreten wohl hätte eingehen lassen müssen. Er übernahm sie nach dem von ihm auch sonst immer betonten Grundsatz, daß man ein einmal bestehendes wissenschaftliches Institut nur im Falle zwingender Not wieder aufgeben dürfe.

Das Gebiet der Lehrtätigkeit Abbes war namentlich während der ersten beiden Jahrzehnte seines Lehramts von erstaunlicher Vielseitigkeit. Von mathematischen Vorlesungen kündigte er solche über Theorie der Funktionen einer komplexen Variablen, elliptische Funktionen, bestimmte Integrale, analytische Geometrie, algebraische Analysis und Zahlentheorie an; von mathematisch-physikalischen solche über Mechanik, Theorie der Gravitation, der Elektrizität und des Magnetismus, Elektrodynamik, absolute Masse, Methode der kleinsten Quadrate, Theorie der Instrumente, geographische Ortsbestimmungen. Außerdem veranstaltete er physikalische und astronomische Übungen (letztere meist auf dem Galgenberg, wo ein aufgemauerter Pfeiler noch daran erinnert) und hielt zeitweise — wahrscheinlich in Vertretung seines zum Landtagsabgeordneten gewählten Schwiegervaters Snell — Experimentalphysik ab. Vom Jahre 1874 an macht sich auch die in der Mitte der sechziger Jahre beginnende intensivere Beschäftigung mit der Optik in seiner Lehrtätigkeit geltend. Er las von da ab noch über Dioptrik und Theorie der optischen Instrumente. Auf Bitten seiner Hörer ließ er sich auch herbei, über besondere aktuelle astronomische Fragen, z. B. über den Durchgang der Venus durch die Sonne, vorzutragen.

Seine Vortragsweise scheint im Anfange seiner Dozentenlaufbahn insofern mangelhaft gewesen zu sein, als er, wie dies bei Menschen häufig ist, denen

Gedanken in reichem Maße zuströmen, in dem Bestreben, die treffendste Bezeichnung zu wählen, oft mit dem Ausdruck rang und seine Darstellung für das Verständnis seiner Hörer mitunter zu hoch war. Einige Male, namentlich in einem öffentlichen Vortrag im Rosensaal, soll er auch den Faden gänzlich verloren haben. Inhaltlich aber waren seine Ausführungen stets in hohem Maße fesselnd und geistreich. In seinen späteren Jahren wuchs seine Rednergabe auch äußerlich. Die Stenogramme seiner bedeutenderen Reden, die er meist ganz frei, unter Zugrundelegung nur einer kurzen schriftlichen Disposition, zu halten pflegte, erwiesen sich ohne weiteres als druckfertig. Seine schwungvolle Diktion, seine scharfe Prägung der Ausdrücke, seine nie versagende Dialektik, die beim Lesen noch mehr hervortraten, als dies beim Hören der Fall war, gewähren einen ganz besonderen Genuß.

Übler stand es mit der schriftstellerischen Betätigung Abbes. Es war eine seiner Eigentümlichkeiten, daß ihn theoretische Probleme meist nur so lange interessierten, bis er sie für sich gelöst hatte, und daß er infolge des Ansturms immer neuer Aufgaben und Ideen zu einer schriftlichen Darstellung der Ergebnisse seiner Forschungen nur selten gelangte. Wegen des Ausbleibens eines „größeren wissenschaftlichen Werks", das die Universitätsstatuten fordern, ließ deshalb auch die Beförderung zum außerordentlichen Professor länger als sonst auf sich warten. Ja es war sogar ohne Wirkung, daß ihm auf Wunsch seines Schwiegervaters geradezu eröffnet wurde, daß ihm erst nach einer größeren Veröffentlichung jene Ernennung zuteil werden könne. Trotz häufiger Ansätze, trotzdem er sogar mehrfach das Erscheinen größerer Werke ankündigen und mit dem Druck beginnen ließ, kam die Arbeit meist bald ins Stocken. Einmal ließ er ein schon halb fertiggestelltes Buch wieder einstampfen. Namentlich waren es die weitausholende Gründlichkeit, die übermäßigen Ansprüche an Vollständigkeit, folgerichtigen Aufbau und Klarheit der Darstellung, die für ihn verhängnisvoll wurden. Es blieb bei der Veröffentlichung gelegentlicher, praktische Zwecke verfolgender, bald kürzerer, bald längerer Aufsätze, die in den verschiedensten deutschen und englischen Zeitschriften zerstreut sind und erst jetzt im Zusammenhange herausgegeben werden.

Im übrigen hing Abbe an seiner Stellung als Mitglied des akademischen Lehrkörpers und an der mehr durch Ehrenpflicht als äußeren Zwang vorgezeichneten rein wissenschaftlichen Arbeit mit der Innigkeit einer Jugendliebe. Er fühlte sich auch später, als ihn äußere Umstände seinem ursprünglichen Berufe immer mehr entfremdeten, im Grunde immer als Gelehrter und wendete sich bis in das Alter, so oft es die Umstände irgend erlaubten, immer wieder, als ob ihn ein Gelübde bände, seinen akademischen Studien zu. Erst 1889 ließ er sich von der Verpflichtung zum Lesen endgültig entbinden.

Und trotzdem hat es eine Zeit gegeben, in der der junge Dozent, da ein Ruf zunächst ausblieb und seine Einnahmen zum Lebensunterhalt schlechterdings nicht ausreichen wollten, an der Möglichkeit der Fortsetzung der akademischen Laufbahn zu verzweifeln anfing und ernstlich erwog, ob er sich nicht als Mathematiklehrer an eine höhere Schule melden sollte. Den mathematischen Unterricht an der Stoyschen Erziehungsanstalt hatte er bereits über-

nommen. Wie eine Fügung erscheint es, daß ihm gerade zu diesem Zeitpunkt durch den Universitätskurator Seebeck eine unerwartete Vergütung von 600 Mark vermittelt wurde, die ihn in den Stand setzte, noch ein Vierteljahr auszuharren, und daß gerade in diesem Vierteljahr seine Bemühungen um die Verbesserung der Konstruktion des Mikroskops von Erfolg begleitet waren. Wohl nie hat eine staatliche Unterstützung reichere Zinsen getragen!

Mitte der sechziger Jahre nämlich war der Universitätsmechaniker Carl Zeiß, der seit 1846 in der Wagnergasse ein Brillengeschäft betrieb und sich daneben auch mit der Herstellung von optischen Instrumenten, namentlich von Mikroskopen, abgab, mit Abbe in Verbindung getreten. Er war der Meinung, daß es möglich sein müsse, das bis dahin übliche unsichere Tatonnement, bei dem er übrigens auch ganz auf den guten Willen seiner oft widerspenstigen beiden Gehilfen angewiesen war, durch wissenschaftliche Vorausberechnung der Wirkungsweise des Instruments und seiner einzelnen Teile zu ersetzen. Er hatte schon im Verein mit einem Physiker Barfuß dieses Ziel vergeblich zu erreichen gesucht. In Abbe, der zuweilen in seine Werkstatt gekommen war, um bei der Herstellung der von ihm benötigten physikalischen Instrumente selbst mit Hand anzulegen, glaubte er den richtigen Mann gefunden zu haben. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Gründlichkeit nahm sich Abbe der ihm gestellten Aufgabe an, indem er sich nicht nur in die einschlagenden Gebiete der theoretischen Optik vertiefte und diese zum Teil auf ganz neuer Grundlage aufbaute, sondern sich auch mit allen Einzelheiten der Fabrikation, dem Material, den Hilfswerkzeugen usw. vertraut machte. Zunächst freilich führten seine Bemühungen von neuem zu Mißerfolgen. Die auf Grund seiner Berechnungen hergestellten Mikroskrope erwiesen sich als weniger leistungsfähig als die im Wege des Probierens zusammengesetzten, und es muß dem Mechaniker Zeiß hoch angerechnet werden, daß er, der sich sonst um 3 Mk. bis aufs Blut streiten konnte, der wegen einer Brille für 1 Mk. 80 Pfg. die Sonntagsruhe unterbrechen ließ, und dessen Frühstück aus einem schwarzen Brötchen und einem Schnaps bestand, sich trotz der schweren Kosten ohne Zaudern zu der Fortsetzung der Versuche bestimmen ließ. Im Jahre 1868 endlich konnte das Problem als gelöst angesehen werden. Die nach Abbes berichtigten Angaben konstruierten, immer wieder verbesserten, gemäß genauer Vorausbestimmung auf rein mechanischem Wege hergestellten Mikroskope erreichten bald eine früher kaum gehoffte Stufe der Vollendung, erregten in wissenschaftlichen Kreisen sogleich das größte Aufsehen und erwarben der Firma Carl Zeiß den Vorrang vor allen andren optischen Anstalten. Von der Abbeschen Verbesserung des Mikroskops datiert ein ungeahnter Aufschwung der Naturwissenschaften, insbesondere aber der Medizin. Erst durch diese vervollkommneten Instrumente ist der Forschung die Welt der kleinsten Lebewesen erschlossen, erst durch sie ist die tiefere Einsicht in viele bis dahin unerklärliche Vorgänge, namentlich in das Wesen der Übertragung der ansteckenden Krankheiten, vermittelt; ohne sie wäre die ganze Entwicklung der modernen Bakteriologie, wären die Entdeckungen Kochs und seiner Mitarbeiter nicht möglich gewesen. Wenn auch nur diese eine Leistung Abbes vorläge, wäre

seine Unsterblichkeit gesichert. Daneben bezog Abbe aber auch andre ihm gelegentlich entgegentretende optische Aufgaben in den Bereich seiner Studien ein. Abgesehen von zahlreichen feinen Hilfswerkzeugen, die er ersann, z. B. einem Spektrometer, Total- und Kristallrefraktometer zur Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens, einem Fokometer zu Ermittlung von Brennweiten, einem Dickenmesser, Komparator und Sphärometer, welche Längenmessungen bis zu einem Tausendstel Millimeter gestatten, verdanken wir ihm ganz wesentliche Verbesserungen der photographischen Objektive, die Erfindung eines Entfernungsmessers, die Konstruktion eines Zielfernrohrs, eines stereoskopischen Feldstechers des auf dem gleichen Prinzipe beruhenden sogenannten Scherenfernrohrs, Instrumente, mit denen jetzt alle modernen Heere und Marinen ausgerüstet sind, und die in den letzten Kriegen eine keineswegs untergeordnete Rolle gespielt haben. So groß und so beweglich war seine Erfindergabe und der Reichtum seiner Ideen, daß noch jetzt fast alle in der Optischen Werkstatt herausgekommenen neuen Erzeugnisse direkt oder mittelbar auf seine Anregungen zurückzuführen sind.

In der Folge wendete sich das Interesse und die Schaffenskraft Abbes immer mehr auch der äußeren Organisation der ZeißschenOptischen Werkstatt zu. Aus dem rein theoretischen Studien hingegebenen Gelehrten wurde der Mitleiter zuerst einer kleinen, dann einer mittelgroßen, schließlich einer sich zum Weltgeschäft auswachsenden Fabrik. 1875 trat er auf das dringende Bitten des alten Zeiß auch formell als Teilhaber in dessen Firma ein. Nach Zeiß' Tode (1888) und dem Ausscheiden seines Sohnes Roderich Zeiß, der bald in einen unausgleichbaren Gegensatz zu dem sich immer mehr mit sozialpolitischen Ideen erfüllenden Professor Abbe geriet, wurde der letztere 1889 alleiniger Inhaber der Firma.

Außer der Optischen Werkstatt begründete Abbe, und zwar in gemeinsamer Arbeit mit dem Glastechniker Dr. Schott aus Witten in Westfalen, Anfang der achtziger Jahre noch das Jenaer Glaswerk. Bei seinen optischen Arbeiten hatte er meist mit einem idealen Glasmaterial gerechnet. Da die vorhandenen Glassorten diesem niemals ganz entsprachen, ergab die praktische Ausführung oft eine sehr unbefriedigende Wirkung. Angeregt durch einen von Abbe über die Ausstellung optischer Apparate in London (1876) erstatteten Bericht, in welchem jener Mißstand und die Notwendigkeit der Herstellung neuer optischer Glasarten hervorgehoben worden war, hatte sich Dr. Schott mit dieser Frage näher beschäftigt. Auf Wunsch Abbes siedelte er 1882 nach Jena über. Dort stellten die beiden nun zuerst in einem leerstehenden Schuppen, dann in einem gartenhausartigen Laboratorium, das jetzt noch erhalten ist, und den Mittelpunkt des Jenaer Glaswerks bildet, zwei Jahre lang, meist mit ganz kleinen Glasmengen von 20—60 g, Schmelzversuche mit all den Wechselfällen an, welche die Unzulänglichkeit der Einrichtungen und Mittel im Gefolge zu haben pflegt. Im Jahre 1884 ermöglichte es die preußische Regierung auf Betreiben des Professors Förster und des Geheimen Oberregierungsrats Wehrenpfennig in Berlin unter dem Kultusminister von Goßler durch Bewilligung von 30000 Mark, die Versuche in größerem Maßstabe fortzusetzen. Als einige

Zeit darauf eine nochmalige Unterstützung angeboten wurde, erklärten — gewiß auch ein seltener Fall — die beiden Forscher, ihr Unternehmen sei inzwischen so weit gediehen, daß sie weitere öffentliche Beihilfen dazu nicht mehr annehmen zu dürfen glaubten. Auch das Glaswerk hat sich inzwischen zu einem Weltgeschäft entwickelt, welches den größten Teil des in den Handel kommenden optischen Glases, daneben aber auch Zylinder, Glasröhren und Glasgeräte aller Art erzeugt.

Folgende Zahlen mögen das schnelle Aufblühen der beiden Fabriken erweisen: 1866 bestand das Personal der Firma Carl Zeiß aus 3 Köpfen, 1888 aus 350, jetzt aus 1500, darunter über 30 wissenschaftliche Mitarbeiter. An Lohn und Gehalt wurden 1881: 100 000 Mark, 1900 über 2 Millionen gezahlt. 1877 betrug der Nettoumsatz 300 000 Mark, 1900 3½, jetzt über 5 Millionen.

Das Glaswerk beschäftigt über 700 Personen und hat einen Nettoumsatz von über 2 Millionen.

Zu Beginn der neunziger Jahre konnten die Unternehmungen Abbes als vorläufig abgeschlossen gelten. Er durfte sich sagen, daß die beiden industriellen Betriebe, von denen ihm der eine ganz, der andre zur Hälfte gehörte, allein schon auf der ihnen bis dahin gegebenen Grundlage einer verheißungsvollen Zukunft entgegengingen. Er hätte nunmehr, wie es wohl neunhundertneunundneunzig von tausend getan haben würden, ausruhen, sich seines Besitzes freuen und ihn gesichert und vermehrt seinen Erben hinterlassen können. Dementgegen vollbrachte er aber jetzt in fast übermenschlicher Charakterstärke die größte Tat seines Lebens, indem er, den Seinigen nur den gesetzlichen Pflichtteil vorbehaltend, sich seines gesamten übrigen Vermögens zugunsten einer von ihm gleichzeitig ins Leben gerufenen Stiftung, der Carl-Zeiß-Stiftung, entäußerte und so die beiden Unternehmungen gleichsam zu ihrem eigenen Eigentümer erhob, damit sie in unpersönlichem Besitz vornehmlich zwei Aufgaben verfolgten: einmal die materielle Hebung der Arbeiterschaft der beiden Betriebe und der in Handarbeit stehenden Bevölkerung Jenas überhaupt, sodann die Pflege der Wissenschaft, hauptsächlich durch Förderung der ihm so wert gewordenen altehrwürdigen Sachsen-Ernestinischen Hochschule. Die Verwaltung der Stiftung überwies er dem Kultusdepartement des Staatsministeriums zu Weimar. Da, wo er unumschränkt hätte herrschen und befehlen können, verzichtete er im Interesse der künftigen Sicherstellung seiner Schöpfung auf seine Selbständigkeit — ein Verzicht, der für ihn noch wesentlich mehr bedeutete als die Hingabe seines Vermögens — und begnügte sich mit der Stelle eines einfachen Mitgliedes in den kollegialen Vorständen der beiden Stiftungsbetriebe.

Der Antrieb zur Zuweisung der ersteren Aufgaben war, neben der sein ganzes Wesen erfüllenden Menschenfreundlichkeit, namentlich die Erwägung, daß das Fortschreiten der Industrie und damit die Zunahme der Industriearbeiter auf Kosten des selbständigen Handwerks und Kleingewerbes in den Kulturstaaten nicht aufzuhalten sein werde, und daß deshalb behufs Gesunderhaltung des Volkskörpers dafür gesorgt werden müsse, daß die Industriearbeiter nicht in eine Art Helotentum und Halbsklaverei versinken, sondern daß sich wenigstens die Höherstehenden unter ihnen als vollberechtigte Mit-

glieder des Bürgertums behaupten und zu Vertretern des Mittelstands aufsteigen. Um dies für die Arbeiterschaft der beiden Stiftungsbetriebe zu erreichen, hatte er lange vor dem Inkrafttreten der die Arbeiterfürsorge betreffenden Reichsgesetze und in weit umfassenderem Maße Unfall- und Krankenversicherung, Invaliditäts- und Alterspensionen sowie Hinterbliebenenversorgung vorgesehen. In dem Stiftungsstatut erließ er weiter eine Anzahl wohldurchdachter und besonders vorsichtig gefaßter Vorschriften über den Höchstbetrag der Arbeitszeit — es gilt jetzt der Achtstundenarbeitstag —, über Arbeitslosenversicherung in Gestalt reichlicher Abgangsentschädigungen für unverschuldet Entlassene, über die Lohnregelung — es ist Stücklohn unter Gewährleistung eines Mindestlohnes eingeführt —, über Gewinnbeteiligung, über Weitergewährung des Lohnes an solche Geschäftsangehörige, die öffentliche Ehrenämter bekleiden, über Anspruch auf bezahlten Urlaub, Vorschriften, die sehr wohl als erstes praktisches, allerdings örtlich begrenztes Beispiel einer fortgeschrittenen Arbeitergesetzgebung vorbildlich werden können. Wie er den Arbeitern einen Mindestlohn gesichert wissen wollte, setzte er anderseits für die Gehälter der Betriebsleiter und -beamten Höchstbeträge fest, die in einem Mehrfachen des Durchschnittslohns eines erwachsenen Arbeiters bestehen. Ganz besonderen Nachdruck legte er auf die Hebung und Sicherung der persönlichen Rechtsstellung der Arbeiter, indem er das Geschäftspersonal nur den durch das unmittelbare Interesse des Betriebs geforderten Pflichten unterworfen, im übrigen aber die persönliche Freiheit, besonders auch in bezug auf Politik und Religion, in keiner Weise beschränkt wissen wollte. Der Koalitionsfreiheit der Arbeiter trat er nicht nur nicht entgegen, sondern er gab der Arbeiterschaft eigene, selbstgewählte Organe, die über bestimmte Maßnahmen der Geschäftsleitung gehört werden müssen und in manchen Beziehungen (z. B. bei der Verwaltung von Darlehns-, Kranken- und Unterstützungskassen, Ausschließung unehrenhafter Elemente usw.) selbständig entscheiden. Von selbst versteht es sich, daß er daneben in reichem Maße für Wohlfahrtseinrichtungen aller Art: Kantinen und Schlafräume, namentlich für jugendliche Arbeiter, billige Arbeiterwohnungen, Erleichterung des Erwerbs eigener Häuser, Fabrik-Spar- und Darlehnskassen, unentgeltliche Bäder, unentgeltlichen fachlichen Fortbildungsunterricht für Jugendliche und Erwachsene, usw. sorgte. Er unternahm auf diese Weise für seine Betriebe den Versuch einer teilweisen Lösung der sozialen Frage, wobei er sich darüber durchaus klar war, daß er die völlige Zufriedenheit seiner Arbeiter allerdings nicht erringen würde, wie es ja völlig zufriedene Menschen überhaupt nicht gibt. Sehr energisch verwahrte er sich aber gegen den ihm von Besserwissern und Philistern im Beginn oft gemachten Vorwurf eines utopistischen Idealismus mit dem Hinweis darauf, daß er sich durch die erfolgreiche Leitung zweier industrieller Unternehmungen in allen Phasen der Entwicklung, von unscheinbaren Anfängen bis zur höchsten Blüte, über seine praktische Veranlagung genügend ausgewiesen zu haben glaube. Nur das hat er sich vielleicht nicht immer genügend vergegenwärtigt, daß gleiche Opfer für die Arbeiterschaft regelmäßig nur solchen Unternehmungen möglich sein werden, die dank ihrer genialen Leitung oder andren ausnahmsweise günstigen Um-

ständen einen weiten Vorsprung vor ihrer Konkurrenz haben, daß sie aber von den im Existenzkampf stehenden Betrieben, die wohl stets die Mehrzahl bilden werden, schwerlich werden getragen werden können.

Außerhalb der Stiftungsbetriebe soll die Carl-Zeiß-Stiftung nach der Absicht des Stifters die ihr gestellte Aufgabe der geistigen und materiellen Hebung der handarbeitenden Bevölkerung Jenas hauptsächlich in der Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen suchen. „Wir wollen jeden als unsern freiwilligen Mitarbeiter willkommen heißen, der für eine gute, gemeinnützige Idee Geld von uns verlangt," wiederholte er oftmals. So hat denn die Carl-Zeiß-Stiftung während der zehn Jahre ihres Bestehens durch Gewährung namhafter einmaliger und wiederkehrender Zuschüsse an Kinderbewahranstalten, Kochschulen und Volksküchen, an die Jenaer Baugenossenschaft, zur Einrichtung von Flußbädern und Erbauung eines noch in der Vorbereitung befindlichen großen Volksbads, durch Unterstützung von Krankenanstalten aller Art, namentlich der Lungenheilstätte bei Berka a. J. und der Nervenheilanstalt in Jena, durch Schaffung eines zugleich ein botanisches Paradies darstellenden Volksparks im Rosental bei Jena, durch Veranstaltung unentgeltlicher kunstgewerblicher und künstlerischer Lehrkurse, durch Förderung von Bewegungsspielen, Volkskonzerten und Unterhaltungsabenden u. a. m. Erhebliches geleistet. Als ihre hervorragendste Leistung auf gemeinnützigem Gebiete ist aber das Volkshaus mit seinem 2000 Personen fassenden Saal, seiner öffentlichen Lesehalle, der besteingerichteten und großartigsten des Kontinents, seiner Volksbibliothek und seinen Gesellschaftsräumen anzusehen, dessen Erbauung rund eine Million beansprucht hat, und dessen jährliche Erhaltung weit über 20 000 Mark kostet.

Der Beweggrund dazu, daß Abbe seiner Stiftung als zweite Aufgabe die Pflege der Wissenschaft, und zwar hauptsächlich durch Förderung der Universität Jena, zuwies, war neben der Dankbarkeit gegen die Alma mater, die ihn herangebildet, an der er gelehrt, und in deren Schoß er sich immer am wohlsten gefühlt hatte, vor allem die Überzeugung, daß Eigenart und Stärke der Zeiß-Werke besonders in der darin verwirklichten engen Verbindung von Wissenschaft und Technik liege, und daß ihre gedeihliche Weiterentwicklung ohne stete Berührung mit akademischen Kreisen nicht möglich sein werde. Auch wollte Abbe, der infolge seiner praktischen Pflichten immer mehr seiner akademischen Tätigkeit entfremdet wurde, der Universität durch reichliche Gewährung äußerer Hilfsmittel die Schuld dafür abtragen, daß er seiner Meinung nach zu wenig zur Bereicherung der Wissenschaft in Lehre und Forschung beigetragen habe. So ist denn aus Mitteln der Carl-Zeiß-Stiftung der Universität Jena ein überaus reicher Segen zugeflossen. Kaum *eine* Universitätsanstalt wird man namhaft machen können, der nicht in irgendeiner Weise die Unterstützung der Stiftung zuteil geworden wäre. Dabei war fast mehr noch als die *Höhe* der Zuwendungen das *Verständnis* und die *Umsicht* zu bewundern, womit Abbe immer die nutzbarste Verwendung, die förderlichsten Zwecke auszumitteln wußte. Vor allem ermöglichte er durch rechtsverbindliche Übernahme eines fortdauernden Zuschusses von 47 000 Mark jährlich die dringend

notwendige, wegen der beengten Finanzlage der Universität aber immer wieder verschobene Reform der akademischen Besoldungen und die Beseitigung der verhaßten akademischen Steuerbefreiungen. Daneben stiftete er einen Fonds zur Unterstützung bedürftiger Akademiker und ihrer Hinterbliebenen. Hauptsächlich *seinem* Eintreten ist die Verwirklichung des so erwünschten Neubaus eines würdigen Universitätshauses mit den erforderlichen Versammlungs- und Hörsälen, Museumsräumen und Dienstzimmern für die akademischen Behörden zu danken, wofür von der Zeiß-Stiftung Beiträge von zusammen etwa 400 000 Mark bewilligt worden sind. Die physikalische, die hygienische und die mineralogische Anstalt verdanken ihm geräumige, allen Ansprüchen genügende, wohleingerichtete Institutsgebäude. Die baufällige Sternwarte ersetzte er durch einen Neubau, den er später durch unterirdische Anlagen für seismische Beobachtungen noch erweiterte. Durch Umbau eines vorhandenen Hauses schuf er dem pharmazeutischen Institut eine angemessene Unterkunft. Er begründete und dotierte eine physikalisch-technische Anstalt. Zahlreiche Universitätsinstitute erhielten durch ihn ihre Ausrüstung mit vorzüglichen Instrumenten und sonstigem Inventar. Die Bibliothek erfreute sich durch seine Fürsorge mancherlei umfassender Vervollständigungen ihres Bestandes. Wo Mittel zur Anstellung wissenschaftlicher Versuche oder zur Verwertung der Ergebnisse solcher fehlten, konnte man seiner Hilfe sicher sein. Wenn die Wegberufung hervorragender Dozenten drohte, hat er zu wiederholten Malen die Mittel zu ihrer Erhaltung herbeigeschafft. So ist es wesentlich seinen Bemühungen mit zuzuschreiben, daß die Universität Jena den Wettbewerb mit ihren neunzehn deutschen Schwestern auch weiterhin mit Erfolg zu bestehen vermag, und daß sie sich in der letzten Zeit sichtlich gehoben hat. Mit Recht hat man deshalb auch Abbe den Beinamen des fünften Nutritors der Hochschule beigelegt, was der allen Lobeserhebungen sonst so abholde Mann zuweilen lächelnd geschehen ließ.

Neben seiner Wirksamkeit als Gelehrter und Dozent, als Organisator und Großindustrieller fand Abbe noch Zeit und Kraft zu intensiver politischer Betätigung. Sowohl die Sozialdemokratie als auch der Freisinn hat ihn für sich beansprucht. Aber ein so selbständiger und scharf ausgeprägter Charakter läßt sich nicht in eine Parteischablone zwängen. Nur so viel kann man sagen, daß Abbe seiner eigenen Angabe nach der süddeutschen Volkspartei nahestand. *Ein* Zug tritt bei ihm vor allen immer wieder unverkennbar hervor: seine Sympathien gehörten stets den Schwachen und Notleidenden. So war er auch in dem Kampfe zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft immer auf seiten der letzteren zu finden. Aber es ist wiederholt von ihm erklärt worden, daß er die Sozialdemokratie, insoweit sie ein revolutionäres Antlitz trage und den Umsturz der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung anstrebe, ohne etwas Besseres an die Stelle setzen zu können, mit allen Mitteln — allerdings auf seine Art — bekämpfe. Er erstrebte die Besserstellung der Arbeiter, deren Nöte er aus unmittelbarster Anschauung genau kannte, auf streng gesetzlichem Wege und auf dem Boden des Rechts. An der monarchischen Organisation des Reichs und der Bundesstaaten wollte er festgehalten wissen.

Er war ein durchaus loyaler Staatsbürger und seinem Landesfürsten, dem Großherzog Carl Alexander, zu dem er in persönliche Beziehung getreten war, besonders ergeben. Den sozialdemokratischen Zwangsstaat lehnte er vollständig ab. Im Gegenteil wollte er die Freiheit des Individuums auf das strengste gewahrt und nur den Leitern der organisierten Arbeit größere Pflichten auferlegt wissen. Er haßte die hohle Phrase, den Chauvinismus in jeder Form, die Verquickung egoistischer Tendenzen mit patriotischen und religiösen Bestrebungen. Vor allem aber widersetzte er sich der Unterdrückung der freien Meinungsäußerung. Er war der Überzeugung, daß im offenen Kampf der Ansichten, im freien Spiel der geistigen Kräfte schließlich stets die Wahrheit siegen werde, und daß nur der die öffentliche Kritik zu scheuen brauche, der ein schlechtes Gewissen habe. Aus diesem Grunde gewährleistete er den Professoren der Universität Jena volle Lehrfreiheit und das Recht unbeengter politischer Betätigung, indem er bestimmte, daß im Falle der Beeinträchtigung dieses Rechtes die Leistungen seiner Stiftung für die Universität hinfällig werden sollten. Weil er die Erfahrung gemacht zu haben glaubte, daß die Interessen der Arbeiter in der örtlichen Presse nicht genügend zu Worte kämen, begründete er das „Jenaer Volksblatt". Der Umstand, daß den Sozialdemokraten in Jena öfter die Säle für ihre Versammlungen vorenthalten wurden, gab ihm die erste Anregung zur Erbauung des Volkshauses. Im übrigen verwarf er, wie jeden Terrorismus, so auch den der Massen und wies z. B. alle Einmischungsversuche der Gewerkschaften in die Stiftungsbetriebe mit Entschiedenheit zurück. Wohl stand er zu einigen Führern der Sozialdemokratie, z. B. zu Liebknecht und Bebel, in näherer Beziehung. Aber ihre Programme und Reden weckten in ihm stets den stärksten Widerspruch. Auch in andrer Hinsicht unterschied sich Abbe sehr augenfällig von der Mehrzahl der sozialdemokratischen Führer. Denn während diese in betreff ihrer Lebenshaltung, ihres Strebens nach Erwerb und Besitz den Vertretern der Bourgeoisie eigentlich vollkommen gleichen, brachte Abbe auch darin das Opfer seiner Überzeugung, daß er sich seines Vermögens für seine Ideale entäußerte und zudem noch einen großen Teil seines verhältnismäßig bescheidenen Beamtengehaltes für solche gemeinnützige Zwecke verausgabte, die von der Carl-Zeiß-Stiftung statutengemäß nicht berücksichtigt werden konnten. —

Eine so unausgesetzte, aufreibende Anspannung aller Kräfte mußte allmählich einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit Abbes ausüben. Um so mehr, als man gewohnt war, alle Angelegenheiten der Betriebe sofort an ihn zu bringen, und als er es verschmähte, zwischen sich und der Arbeiterschaft Zwischeninstanzen einzuschalten. Dazu kam noch die seit seiner astronomischen Tätigkeit immer mehr angenommene Gepflogenheit, umfänglichere und schwierigere Arbeiten der größeren Ruhe wegen nachts zu erledigen. Es zeigte sich, welch scharfen Blick der alte Spinnmeister gehabt hatte, als er seinem Sohn diese Nachtarbeiten verbot. Von der Mitte der vierziger Jahre an stellte sich bei Abbe eine quälende und hartnäckige Schlaflosigkeit ein, die er durch immer gesteigerte Dosen von Schlafmitteln — und zwar sechzehn Jahre lang, wie es schien, ungestraft — zu bekämpfen suchte. Dann aber brach seine bis dahin

so widerstandsfähige zähe Natur zusammen. Immer häufiger bedurfte er der Ausspannungen und Erholungsaufenthalte. Schließlich wollten auch diese die erhoffte Besserung nicht mehr bringen. Am 1. April 1903 legte er sein Amt als Vorstandsmitglied der Stiftungsbetriebe nieder und überließ mit harter Selbstverleugnung die Fortführung seines Werkes schon bei Lebzeiten denjenigen, die er zu diesem Amt für seinen Tod ausersehen hatte. Schweigend und auch andern kein Wort des Abschieds gestattend, verließ er zur gewohnten Stunde das Geschäftsleitungszimmer der Optischen Werkstatt, um es nie wieder zu betreten. Er hoffte, noch als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Firma durch Vollendung einiger früher zurückgestellter Untersuchungen nützlich sein zu können. Auch diese Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung. Die fortschreitende Verschlimmerung seines Zustandes fesselte ihn zuerst an das Haus, dann an die Stube, zuletzt an das Bett, bis ihn nach zweijährigem Siechtum der Tod erlöste.

Die Sektion ergab die Gesundheit aller vitalen Organe, keine Spur von Adernverkalkung und ein ungewöhnlich kräftiges Herz; nur das Rückenmark wies krankhafte Veränderungen auf. Allen, die seine Totenmaske sahen, fiel auf, daß sie zum Teil die Züge trug, die bei Darstellung des Ecce-homo-Antlitzes typisch geworden sind.

Wer Wesen und Charakter dieses einzigartigen Mannes zu umschreiben unternimmt, wird neben seiner vorbildlichen Sittenreinheit namentlich drei Eigenschaften hervorzuheben haben: seine große persönliche Genügsamkeit und Aufopferungsfähigkeit, seinen überaus empfindlichen Gerechtigkeitssinn und seine unbeugsame Wahrheitsliebe.

Seine Genügsamkeit ließ ihn durch allen Wechsel der Zeiten und Verhältnisse die spartanischen Lebensgewohnheiten seiner Jugend beibehalten. Jahraus, jahrein trug er seine altväterische, zum Teil zu größerer Bequemlichkeit von ihm selbst vereinfachte Kleidung: einen langschößigen grauen Rock, eine bis zum Hals schließende, die ihm lästige Krawatte entbehrlich machende graue Weste, Latzhose, Schlapphut und wehenden Havelock, ein Anzug, der seine Erscheinung nicht nur nicht beeinträchtigte, sondern seine hohe, schlanke Gestalt, seinen von dunkeln Locken und Vollbart umrahmten feingeschnittenen Kopf noch imponierender hervortreten ließ. Frack und Zylinder hat Abbe nie besessen.

Im Anfang seiner Ehe teilte er die bescheidene Dienstwohnung seines Schwiegervaters, und auch weiterhin begnügte er sich mit den engsten Räumen. Von 1878 ab bewohnte er das zum Sternwartengrundstück gehörige ehemalige Sommerhaus Schillers, in dem die „Wallenstein"-Trilogie, „Maria Stuart", die „Glocke" und die meisten Balladen des Dichters entstanden sind: ein Umstand, der bereits wiederholt zur Anstellung von Vergleichen zwischen den beiden in mancher Beziehung allerdings auch ähnlichen Männern Anlaß gegeben hat. Zuletzt kaufte er ein kleines freundliches Haus gegenüber dem Eingang der Optischen Werkstatt, das seine Freunde, als einmal eine Wand bedenklich auszuweichen begann, während seiner Abwesenheit ohne sein Wissen wiederherstellen und vergrößern ließen.

Vom Komfort und Kunstgewerbe hielt Abbe nicht viel. Von seiner ersten sehr schlichten Einrichtung vermochte er sich nicht zu trennen. Für die bildenden Künste war er wenig empfänglich. Er beklagte es selbst, daß in den Jahren, in denen der Sinn dafür sich auszubilden beginnt, strenge Verstandesarbeit seine ganzen Kräfte verzehrt habe. Unterhaltungslektüre hat er sich erst in den letzten Jahren, und da nur in geringem Maße, gegönnt.

Seine liebste Zerstreuung war eine zwanglose, äußerst behagliche Geselligkeit und im letzten Jahrzehnt die jährliche Erholungsreise in die Schweiz, die immer den gleichen Verlauf nahm (Lugano, Meiringen, Grimsel), und während deren er immer in denselben Gasthöfen, am liebsten in denselben Zimmern, wohnte.

Ein großes Bedürfnis hatte er nach Licht und Sonne. In Lugano, wo er zuletzt ein Häuschen mietete, rückte er auch an heißen Tagen seinen Arbeitstisch mit Papier und Bleistift — mehr bedurfte er meist nicht zu seinen Arbeiten — in den hellen Sonnenschein.

Hand in Hand mit dieser Einfachheit der Lebensführung ging eine fast krankhafte Bescheidenheit. Selbst ein abgesagter Feind jedes Heroenkultus, tilgte er mit seltsamer Geflissenheit alle auf seine Person zurückweisenden Spuren seines Wirkens. Wir besitzen von ihm nur drei Bilder: eine für ein Festgeschenk nötig gewesene Photographie, eine ohne sein Wissen hergestellte Momentaufnahme und ein Ölbild, zu dem er einem jungen Maler saß, um ihm zu seinem Fortkommen behilflich zu sein. Es wird deshalb der Künstler, dem die Herstellung des für ihn geplanten Denkmals übertragen werden wird, wegen der Porträtähnlichkeit in einige Verlegenheit geraten.

Wohltaten erwies er meist unter Verheimlichung seines Namens. Bei seinen Verwilligungen für die Universität machte er ursprünglich die strengste Verschwiegenheit bezüglich der Herkunft zur Bedingung, und die allgemeine Verwunderung der Professoren über die infolge seiner Zuschüsse plötzlich eingetretene, bis dahin unerhörte Liberalität der Regierungen diente sehr zu seiner Belustigung. Ein besonderes Vergnügen bereitete ihm, wenn seine Bestrebungen zuweilen von solchen angegriffen wurden, denen Unterstützungen aus seinen Fonds zuflossen. In bezug auf die Verwendung der bewilligten Mittel, die nähere Gestaltung der durch ihn gestifteten Gebäude und Anstalten begab er sich meist zugunsten der ordentlichen Instanzen im Vertrauen auf deren Sachkenntnis jeden weiteren Einflusses. Bei den von ihm bestrittenen zahlreichen Bauten pflegte er zwar bezüglich des Bauplatzes und des Bauprogrammes seine Wünsche geltendzumachen, entsagte dann aber aller Mitwirkung und liebte es, als ein gänzlich Unbeteiligter bei der Inangriffnahme der Arbeiten sich unter die übrigen Zuschauer zu mischen. Danksagungen wich er ängstlich aus. Gegen Ehrungen verhielt er sich völlig ablehnend. Es bedurfte der ganzen Beredsamkeit seiner Freunde, zu verhindern, daß er ihm verliehene Orden zurückschickte. Auf Ernennungen zum Ehrenmitglied gelehrter Gesellschaften u. dgl. pflegte er nicht zu antworten. Als er zum Ehrenbürger Jenas ernannt wurde, nahm er das nur unter der diese Ehrung wieder aufhebenden Bedingung an, daß bei seinen Lebzeiten niemand ein Sterbenswort davon er-

fahren dürfe. Seine Stiftung trägt nicht *seinen* Namen, sondern den seines früheren Sozius, dessen er sich auch sonst als einer Art von Pseudonym überall da bediente, wo die Namensnennung nicht zu vermeiden war. Wie er mit fester, nie bereuter Entschlossenheit sich eines Vermögens von wenigstens fünf Millionen entäußerte, wie er daneben noch mindestens ein Drittel der ihm verbliebenen Einnahmen mit freigebiger Hand weggab, so trat seine Selbstverleugnung auch darin zutage, daß er alle seine Erfolge und Verdienste, wo es irgend ging, andern zuschob und die Urheberschaft nur da mit Lebhaftigkeit für sich beanspruchte, wo ein Unternehmen mißglückt, eine Maßnahme verfehlt gewesen war.

Der *empfindliche Rechtssinn* Abbes zeigte sich besonders darin, daß er sich für verpflichtet erachtete, unerschrocken und rücksichtslos, ein moderner Volkstribun, in Reden und Flugschriften überall da für Recht und Gesetz eintreten zu müssen, wo er solches, namentlich im öffentlichen Leben, für verletzt ansah. Nicht selten bot er den seiner Meinung nach rechtswidrig Geschädigten aus eigenem Antrieb seinen Beistand an. So führte er mit großer Ausdauer einen Rechtsstreit für eine durch den Renommierhund einer Studentenverbindung zu Schaden gekommene alte Dame. Das Vertrauen auf seine Unparteilichkeit war so groß, daß er namentlich im Anfang seiner industriellen Tätigkeit von seinen Arbeitern, aber auch von ganz Fremden oft als Vertrauensmann und Schiedsrichter bei Vermögensstreitigkeiten, Familienzwisten, Eheirrungen usw. angerufen wurde, und daß man sich seinem Schiedsspruch unweigerlich fügte. Keine Beschwerde seiner Arbeiter dünkte ihm aber auch zu geringfügig, als daß er sie nicht eingehend untersucht hätte. Ja seine ganzen Bemühungen um die Besserstellung der in Handarbeit stehenden Klassen entsprangen im letzten Grunde seinem Gerechtigkeitsgefühl. Denn nicht als Ausfluß der Menschenfreundlichkeit, einfacher Caritas, wollte er diese Bestrebungen betrachtet wissen: er sah darin den Versuch der Herstellung einer jedem das Seine gebenden, vervollkommneteren Rechtsordnung. Nicht erst den Armen und Alten, den Kranken und Gebrechlichen wollte er geholfen wissen: als eine viel wichtigere Aufgabe betrachtete er, die Gesunden und Leistungsfähigen vor dem Herunterkommen und der Verelendung zu schützen, ihnen freie Bahn zur Entfaltung ihrer Kräfte, die Möglichkeit eines gesicherten und auskömmlichen Daseins zu verschaffen.

Vor allem aber ist für sein Wesen seine *rückhaltlose Wahrhaftigkeit* charakteristisch. Nirgends begnügte er sich mit einer nur oberflächlichen Kenntnis der Dinge. Immer suchte er ihnen ganz auf den Grund zu kommen. So hielt er es, als er seine optischen Arbeiten begann, für nötig, sich monatelang selbst an die Schleifbank zu setzen, und es werden noch jetzt in der Optischen Werkstatt einige von ihm selbst geschliffene Linsen aufbewahrt. Ehe er die Statuten seiner Stiftung entwarf, nahm er erst einen juristischen Kursus und arbeitete alle in Frage kommenden Materien des Bürgerlichen Gesetzbuchs sorgfältig durch. Es stellen deshalb aber auch diese Statuten nach Ordnung, Sprache und Inhalt ein juristisches Meisterwerk dar, wegen dessen ihn die juristische Fakultät zu Jena durch Verleihung des Doctor juris honoris

causa auszeichnete. An keine Aufgabe trat er heran, kein Urteil wagte er abzugeben, ohne sich dazu auf das eingehendste vorbereitet zu haben. Nie beruhigte er sich bei den feststehenden landläufigen Ansichten. Stets untersuchte er selbst alle Prämissen seiner Schlüsse und ließ nur das gelten, von dessen Richtigkeit er sich selbst überzeugt hatte. Dabei übertrug er freilich zuweilen die naturwissenschaftliche Untersuchungsmethode, die nur anerkennt, was sich zu jeder Zeit und an jedem Ort sinnlich wahrnehmbar als richtig erweist, auch auf Erkenntnisgebiete, für die diese Methode nicht zutrifft und ausreicht. Er unterschätzte zuweilen die Logik der Geschichte, die fortwirkende Kraft einmal bestehender Zustände. Daher seine Neigung zu oft radikalen Anschauungen.

Was er aber einmal auf Grund ernster Prüfung für wahr und unanfechtbar erkannt hatte, daraus zog er dann auch unerbittlich die letzten Folgen, gleichviel, welche Ergebnisse für ihn und andre daraus entstanden. Kaum je haben seine Freunde an ihm eine bewußte Inkonsequenz gefunden, es sei denn die, daß von den Erfindungen dieses Gegners des Krieges, dieses abgesagten Feindes des Militarismus, drei: der Feldstecher, die Scherenfernrohre und der Entfernungsmesser, vorzugsweise und zwei weitere: das Zielfernrohr und das Standgeräte, ausschließlich militärischen Zwecken dienen. Im übrigen war ihm ganz unmöglich, anders zu handeln, als er urteilte, und ich bin keinem Lebenden begegnet, bei dem Überzeugungen und Taten sich stets und überall in so vollkommenem Einklang befunden hätten. Diese kompromißlose Folgerichtigkeit führte ihn, da er seine naturwissenschaftliche Weltanschauung mit der Lehre der Kirche nicht zu vereinigen vermochte, dazu, daß er kirchliche Bestrebungen und die theologischen Lehrfächer von der Unterstützung durch seine Stiftung ausschloß und für seine Person aus der evangelischen Kirche austrat. Und doch stimmen alle, die ihn näher gekannt haben, darin überein, daß eine tiefe Religiosität sein ganzes Wesen durchdrang, und daß ihm ein reichliches Teil von dem Stoffe beigemengt war, aus dem sich Propheten und Märtyrer zu bilden pflegen. Bezeichnend für ihn ist das Wort, daß ihm noch verhaßter als die kirchlichen Proselytenmacher die Apostel des Unglaubens seien.

Alles in allem lassen die merkwürdigen Wendungen in dem Geschick Abbes, besonders sein Aufsteigen von einem Fabrikarbeitersohn zu einem Multimillionär, und zwar mittels der gemeinhin doch meist brotlosen Wissenschaft der reinen Mathematik, und sein freiwilliger Rücktritt in sehr bescheidene Verhältnisse behufs Verwirklichung seiner sozialpolitischen Ideen das Lebensbild Abbes als ein sehr interessantes erscheinen. Und es machte die Vereinigung so vieler seltener, scheinbar gegensätzlicher Eigenschaften: außerordentlicher Strenge gegen sich selbst mit weitestgehender Nachsicht und Freigebigkeit gegen andre; abstrakten Gelehrtentums mit erfolgreichster Betätigung als gewerblicher Organisator und Großindustrieller; eines hochfliegenden Idealismus mit einem sehr nüchternen praktischen Sinn, die Persönlichkeit Abbes zu einer so eigenartigen und anziehenden, daß alle, denen vergönnt war, in nähere Beziehung zu ihm zu treten, dem Schicksal für diese Gunst zeitlebens dankbar sein werden.

M. V.

Ein ungedrucktes Gedicht Theodor Storms.

Mitgeteilt
von
Gertrud Storm.

Es war in den ersten Tagen des April. Von den Feldern hörte man den Gesang der Lerchen, der Garten war von Veilchenduft erfüllt, und abends, wenn die Dämmerung herniedersank, erfreute wieder der süße Gesang der Drossel das Menschenherz.

Draußen, gerade vor meinem Fenster, steht ein Strauch der rotblühenden Johannisbeere. Er war in diesem Jahre ganz von lichtrosa Blüten übersäet. Mittags, wenn die Sonne auf ihn herniederschien, sah und hörte man die Bienen gar emsig um ihn herumsummen.

Das ist bei uns die Zeit, in der das große Frühjahrsreinmachen seinen Anfang nimmt. Dann ist alle Behaglichkeit aus den sonst so trauten Räumen entflohen, und Besen und Scheuerbürste beginnen ihr Regiment. Ein Geruch von Seife, Soda und Putzwasser erfüllt das ganze Haus. An einem solchen Tage war es, daß ich vor meinem offenen Bücherschrank stand, um meine geliebten Bücher, wie alljährlich, abzustauben, und sie danach fein säuberlich in den frisch ausgewaschenen Schrank zurückzustellen.

Während ich die Bücher der Reihe nach aus dem Schranke nahm, nicht ohne mich für eine Weile in das eine oder andre zu vertiefen, sah ich, einen Blick durch die offenen Fenster werfend, wie draußen leise und sanft große, weiße Schneeflocken sich auf die schon grünenden Sträucher senkten. Gar lieblich sah es aus, wie bald unter dem mit blendend weißem Schnee bedeckten Strauch der Johannisbeere die roten Blüten ihre Köpfe hoben. So unter dem Schauen, geteilt zwischen meinen Büchern und dem Wunder, das sich draußen in der Natur vollzog, hielt ich ein altes Buch in Händen. Es hing nur noch lose im Einband, und niemals noch war es mir zu Gesicht gekommen. Ich erkannte, daß es eines von denen war, die ich von meinem verstorbenen Bruder Karl geerbt hatte, eine alte Ausgabe der „Alemannischen Gedichte" von Hebel.

Ich schlug es auf und sah auf dem ersten Blatt die Handschrift meines Vaters. — Es war ein Gedicht. Während der Wind die Schneeflocken durchs geöffnete Fenster trieb, mir ins Gesicht, daß ich ihre sanfte Kühle fühlte, las ich:

„Wiederkommen bringt Freud" —
So schrieb in längst erblühtem Mai,
Du kannst es lesen, es steht dabei,
Eine Braut ihrem Bräutigam.

Die Braut nicht wurde sein Weib —
Er hat gelebt, ein einsamer Mann.
Aus seinem Nachlaß kaufte ich dann
Das Buch mit dem hoffenden Wort.

Nun geb ich's dir, mein Kind —
Es trägt dies Blatt ein Menschengeschick;
Wir aber hoffen noch auf Glück —
Ja, Wiederkommen bringt Freud.

Über dem von Vaters Hand geschriebenen Gedicht las ich einen Frauennamen . . . und unter dem Datum „22. Mai 1857" von derselben Handschrift: „Wiederkommen bringt Freud". Die Tinte war fast verblaßt, kaum noch konnte man die Worte lesen. Ich sah auf das Buch in meinen Händen — ich sah auf die immer dichter fallenden Schneeflocken draußen vor den Fenstern; — allmählich kam mir wie aus nebelgrauer Ferne die Erinnerung an eine kleine Geschichte, die Vater uns erzählte, wie er mit diesem Buch heim kam, das er aus dem Nachlaß seines Freundes gekauft hatte. Ich war wohl noch sehr klein damals und begriff kaum, was ich hörte; aber die kleine, traurige Geschichte drang wie eine Melodie in meine Kinderseele.

Sie erzählte von dem Glück und dem Leid der Liebe. Dieses Mal waren es zwei Menschen, die sich von ganzer Seele geliebt hatten, die da glaubten, daß dies sonnige Glück der Liebe und der Jugend nimmer enden könne. Sie gingen wie in einem Traum, sich nur einer des andern bewußt in seligem Vergessen.

An seinem Geburtstag — es sollte der letzte sein, den er ohne die Geliebte feierte — sandte sie ihm ein Buch seines Lieblingsdichters, „Hebels alemannische Gedichte". Unter ihrem Namen schrieb sie die schönen, hoffnungsreichen Worte: „Wiederkommen bringt Freud".

Es war ja im Mai — im Liebesmonat.

Und ein Frühling, so erzählte mein Vater, wie er ihn kaum je wieder erlebt habe. Im Lichte der Sonne blühten in den Gärten die Birnen- und Kirschbäume. Millionen von Blüten erglänzten wie Schnee, die dornigsten Hecken waren damit übersäet, der Wald und die Wiesen schimmerten im zartesten Grün, und Frau Nachtigall kam und sang freudetrunken ein Frühlings- und Liebeslied. Es war so ganz die Zeit, um einen jungen Herzensbund zu schließen.

Ja — „Wiederkommen bringt Freud" — aber sie kam nicht wieder — es kam der Tod und riß sie vom Herzen des Geliebten mitten aus all der

lichten Frühlingsfreudigkeit und ihrem jungen Lieben. So hat er gelebt, ein einsamer Mann; aber immer doch war ihre Liebe bei ihm, sie gingen Hand in Hand bis an sein Lebensende. Und so war es doch, wie der Dichter Eichendorff einmal so schön singt: „Und fest zu glauben im seligen Traum, daß es ewig, ewig so bliebe." Sie war ihm nicht gestorben, denn die Erinnerung an sie wanderte mit dem alternden Mann und warf goldene Strahlen auf seinen einsamen Weg.

Tief ergriffen, legte ich das Buch still zu den andern. Heute waren sie ja alle tot — die hoffende Braut, der einsame Mann, mein Vater, mein Bruder Karl, an den das Gedicht gerichtet war. Mein geliebter Bruder — viel Liebe und viel Freundschaft war ihm im Leben geworden. Aber das Glück, wie man es sich in der Jugend erträumt, hat auch ihm nicht geblüht. Und wieder wollte es Frühling werden, die roten Blüten da draußen und der Gesang der Lerchen, der von den Feldern zu mir herüberdrang und mich aus meinen Träumen weckte, erzählte davon.

Neuere Literatur über Japan und Rußland.

I.

Über den japanischen Charakter ist im Laufe des letzten Jahres so viel und zum Teil in so aufdringlicher Weise geschrieben worden, daß man es wirklich als eine Erquickung empfindet, sich einmal an dem, was den Charakter eines Volkes wie einer Zeit vielleicht am besten wiedergibt, seiner Literatur selbst, eine Ansicht bilden zu können. Dr. K. Florenz gibt in seiner „Geschichte der japanischen Literatur“ jedem die Gelegenheit dazu. In dem bis jetzt veröffentlichten ersten Halbband wird freilich nur die Zeit bis 1186 behandelt, aber diese umfaßt die drei interessantesten Perioden der japanischen Literatur, die der Verfasser wie seine Vorgänger auf diesem Gebiete als die archaische, die vorklassische und die klassische bezeichnet. Was die erstere an Gebeten, Ritualen (der Shintodienste), Gesängen und Liedern in Prosa und Poesie hervorgebracht, war nur durch mündliche Überlieferung erhalten, bis es im 8. Jahrhundert im Kojiki (712) und Nihongi (720) mit chinesischen Zeichen phonetisch niedergeschrieben wurde. Die äußeren Formen der japanischen Poesie, wie sie sich damals schon ohne Rhythmus und Reim nur auf dem Prinzip der Silbenzählung entwickelt hatten, sind noch für die späteren Zeiten maßgebend geblieben. Die Zahl der Versſilben schwankte zuerst zwischen drei und elf; am gewöhnlichsten waren Fünf- und Siebensilber, danach Vier- und Sechssilber; die ersteren gewannen aber immer mehr die Oberhand, bis sich das Prinzip, Fünfsilber mit Siebensilbern abwechseln zu lassen, dauernd Bahn brach; mit den kürzeren wurde begonnen und dann am Ende noch ein überschüssiger Siebensilber als Schlußeffekt hinzugefügt. So erhielt man den Kata uta (5—7, 7) und den Mijika uta, oder Tanka, auch schlechthin „Uta“, das „Lied“ genannt (5—7, 5—7, 7), die allmählich alle andern Formen verdrängten, zum Schaden der japanischen Dichtkunst ganz besonders den Naga uta (Langgedicht), der aus einer regelmäßigen Folge von fünf- und siebensilbigen Zeilen mit eingestreuten überschüssigen siebensilbigen bestand. In der ältesten Zeit war diese Form eine sehr häufige; die Sammlung Manyōshū (760 oder später), die „Myriaden-Blättersammlung“, enthält unter 4496 Gedichten noch 262 Naga uta, darunter das längste von 149 Versen; die nächstfolgende Sammlung, das Kokinshu (922), dagegen unter mehr als 1100 Stücken nur noch fünf. Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts ist das Naga uta ausgestorben, und das Tanka gewinnt und bewahrt die Alleinherrschaft. Eine andre archaische Form, das Sedo-ka — das den ersten Teil wiederholende Gedicht, oder Futa-moto no uta, zweistimmiges Gedicht, eigentlich aus zwei Kata uta zusammengesetzt — war häufig ein Wechselgesang, von dem die beiden Teile von verschiedenen Personen verfaßt und vorgetragen wurden. Der Sieg der kurzen Form gab der ganzen japanischen Dichtkunst ihre Signatur;

[1]) Erster Halbband. Leipzig, C. F. Amelang. 1905.

„das japanische Kurzgedicht verhält sich", wie der Verfasser sehr treffend sagt, „zu den lyrischen Gebilden der abendländischen Literaturen wie eine Skizze zu einem ausgeführten Gemälde; sein Dichter zeigt sich als den innigsten Geistesverwandten des japanischen Malers, der seine Gemälde auch nicht minutiös ausführt, sondern mit wenigen kühnen Strichen hinwirft". „Diese Übereinstimmung der dichterischen und malerischen Ideale ist kein bloßer Zufall; sie liegt tief in der geistigen Veranlagung des japanischen Volkes begründet, das vielleicht, aus Mangel bedeutender schöpferischer Kraft, darauf ausgeht, mit den kleinstmöglichen Mitteln etwas künstlerisch Vollkommenes zu schaffen." Die Mittel, von denen die Dichter Gebrauch machten und machen, sind die Vergleichung, die Allegorie, Anrede und Ausruf, die Wiederholung, Inversionen und Ellipsen, die Alliteration und in den längeren Gedichten der Parallelismus der Glieder. Das alles ist auch dem Fremden verständlich und in der einen oder andern Form auch bei ihm gebräuchlich; was aber der japanischen Dichtkunst eigentümlich ist, sind die Makura-kotoba, „Kissenwörter", die Jo, „Einleitungen", und die Kenyögen, „doppelsinnig gebrauchte Wörter". Unter den ersteren versteht man zur stehenden Phrase gewordene attributische Beiwörter, wie z. B. bei Homer der „Donnerer" Zeus, der „ferntreffende" Apollo, das „schöngebordete" Schiff. So gebraucht der Japaner die „hochscheinende" Sonne, das „sich umwälzende" Jahr, „wie Seile aus Papiermaulbeerrinde" weiße Arme, die Reise, „bei der man Gras zum Kopfkissen nimmt", d. h. die „herberglose"; viele von diesen Kissenwörtern haben ihre ursprüngliche Bedeutung längst eingebüßt, so „weißtuchig", das ursprünglich zur Bezeichnung von Kleidern gebraucht wurde und jetzt einfach als „weiß" Verwendung findet. Solcher Kissenwörter gibt es mehrere Hunderte, und da sie alle fünfsilbig sind, verringern sie den überhaupt schon knapp zugemessenen Raum, und ihre Anwendung wird oft zur denkfaulen und geistlosen Manier. Die „Jo" sind aus ganzen Satzverbindungen bestehende, oft nur wegen des Gleichklangs zweier Worte zugefügte Attribute zu einem Wort, die nur zu diesem Wort, nicht zum Sinne des Gedichts, in Beziehung stehen. Die „Kenyögen", doppelsinnig gebrauchte Wörter, dienen zu allen möglichen Wortspielen, die der Japaner aber nicht komisch, sondern durchaus ernst nimmt, und die häufig wirklich ein anmutiges Schmuckmittel bilden. Trotz dieser Hindernisse, die sich der Entwicklung der Poesie hindernd in den Weg stellen, muß man anerkennen, was der Japaner aus seinen Kurzgedichten zu machen verstanden hat; viele derselben sind feinst ausgearbeitete wahrhafte Perlen der lyrischen Poesie, aber freilich auch nur das, und die japanische Dichtkunst hat nichts andres aufzuweisen.

Wenn die Dichtungen der archaischen Periode als rein japanisch bezeichnet werden können, machen sich in der vorklassischen Literatur, d. h. der aus der Zeit, in welcher der Hof in Nara residierte (710—784), und etwas vor- und nachher chinesische und buddhistische Einflüsse stark bemerkbar. In der dritten klassischen, auch Heian genannten Epoche, so bezeichnet, wegen der Verlegung der Residenz nach dem Dorfe Uda (794), dem späteren Kyoto, der Heian kyo, d. h. die Residenz des Friedens, unterscheidet der Verfasser vier Perioden: die der gänzlichen Hingabe an die chinesische Literatur und Vernachlässigung der vaterländischen (794—890), die der Reaktion des nationalen Geistes in der Literatur (890—990), die politisch mit der Gewinnung des ausschlaggebenden Einflusses der Familie Fujiwara (Glycinienfeld) auf die Leitung des Staates zusammenfällt, die Blütezeit der Frauenliteratur (990—1070) und endlich die Anfänge des historischen Romans (1071—1185). Der Bruch mit der chinesischen Literatur fiel mit dem Abbrechen der politischen Beziehungen zu dem damals am Ende der Tang-Dynastie von inneren Kämpfen zerrissenen großen Nachbarreiche zusammen, mit dem von da an auch die früher ziemlich regelmäßig durch Gesandtschaften unterhaltenen diplomatischen Verbindungen aufhörten. Gleichzeitig trat aber auch in Japan selbst der Gegensatz zwischen dem Hofadel, den „Kuge", und dem Schwertadel, den Buke, immer schärfer hervor; die letzteren rissen zuerst die Ämter in den Provinzen an sich und machten sich dort

immer unabhängiger von der kaiserlichen Autorität, bis sie diese schließlich auch in der Hauptstadt vollständig lahmlegten. Auch die Dichtkunst wurde durch diese politischen Vorgänge beeinflußt; die Dichter und Dichterinnen gehörten mit wenigen Ausnahmen zum kaiserlichen Hofe oder standen ihm nahe; ihre Erzeugnisse tragen den Stempel des sorglosen Leichtsinns und der verweichlichenden Genußsucht, die das damalige Hofleben kennzeichneten. Dr. Florenz charakterisiert die Dichtkunst dieser Periode scharf und treffend dahin, daß das Gedichtmachen zum Sport wurde und man mit schwärmerischen, tränenschweren Gefühlen paradierte, während das Herz oft eiskalt blieb. Besonders schädlich wirkten die zur selben Zeit sehr Mode werdenden Uta awase, „Liederwettkämpfe", bei denen die Teilnehmer sich in Künstelei überboten und ihre Produktionen dem Geschmack des Richters anzupassen suchten. Dies führte bald zur Bildung von einzelnen Schulen mit strengen Regeln, die nur den Zweck hatten, „das Dichten zu einem schwierigen Handwerk zu machen". So entstand „ein japanischer Meistergesang, der sich an Nüchternheit mit dem deutschen Meistergesang getrost messen kann".

Dieser Niedergang der Poesie mag zum Aufblühen der Prosa beigetragen haben, wenn auch der allgemeinen Einführung der bequemen phonetischen national-japanischen Silbenschrift (Hiragana und Katakana), an Stelle der schwierigen chinesischen Zeichen der hauptsächlichste Anteil an dieser Entwicklung zugeschrieben werden muß. Seit dem Ende des 9. Jahrhunderts bei Frauen und weniger Gebildeten in Gebrauch, brach sich diese Schrift bei den Männern nur langsam Bahn, bis sie wegen ihrer bequemeren Anwendung auch von ihnen bevorzugt wurde. Trotzdem hatten die Frauen an der Entwicklung der japanischen Prosa in dieser Zeit einen viel hervorragenderen Anteil als die Männer. Wenn in der vorklassischen Zeit nur die an die große Masse des Volks gerichteten „Semmyo", „Kündungen der erlauchten Reden" (des Kaisers), ganz japanisch geschrieben wurden, und in den Geschichtswerken, den Beschreibungen von Sitten und Land (Fudoki) und den Familienschriften (Ujibumi) hauptsächlich chinesische Zeichen mit dazwischen eingestreuten phonetisch geschriebenen japanischen Wörtern Verwendung fanden, ist dies in der Heian-Periode gerade umgekehrt. In den Prosaproduktionen dieser Zeit werden fünf Arten unterschieden. 1. Mono-gatari, freierfundene Erzählungen, Novellen und Romane, 2. Nikki, Tagebücher und Kiko, Reisebeschreibungen, 3. Ka-jo, Vorreden zu Liedern, 4. Zuihitsu oder Soshi, Skizzenbücher, 5. Zasshi (vermischte Geschichte), romantische Historien oder historische Romane, welche Einteilung freilich nicht ausschließt, daß diese verschiedenen Gattungen oft ineinander übergehen und schwer auseinanderzuhalten sind. Sie enthalten aber alle für die Kenntnis der japanischen Kultur dieser Zeit nicht zu entbehrende Beiträge. Der beschränkte Raum gestattet nicht, Proben aus den in dem Florenzschen Werke sehr zahlreich enthaltenen Zitaten aus der Poesie und der Prosa der behandelten Zeiten zu geben; das Buch, von dem hoffentlich bald der zweite Teil erscheinen wird, mag daher allen, die sich für Japan wie für Dichtkunst überhaupt interessieren, warm empfohlen sein.

Wenn Dr. Florenz uns nur bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts führt, gibt Otto Hauser in „Die japanische Lyrik von 1880—1900"[1]) eine Skizze ihrer Entwicklung seit ihrer Berührung mit der westlichen Literatur. Die Einleitung, soweit sie sich mit der alten Dichtkunst beschäftigt, ist vorzüglich; sie trifft durchaus das Richtige in dem Vergleich der japanischen Tanka mit dem Distichon und der Literatur in Distichen mit der in Sonetten. Ebenso zutreffend ist, daß mit dem Dramatiker Chikamatsu (geb. 1653) und dem Romandichter Bakin (1767—1848) sich auf diesen Gebieten eine neue Entwicklung vollzogen habe; beide sind aber zeitlich zu weit getrennt, als daß man ihr Auftreten und ihren Einfluß denselben Ursachen zuschreiben könne. Die neue Schule, als deren Vertreter Hauser u. a. Toyama Masakazu, Shiwoi Uko, Yatabe Ryokichi und Nakamura Akika nennt, zeigt

[1]) Eine Studie und Übersetzung. Großenhain, Baumert & Ronge. 1904.

bis jetzt mehr ein tastendes Suchen als eine bestimmte Richtung und hat der alten Schule gegenüber noch keine bedeutenden Erfolge zu verzeichnen gehabt, dagegen schon eine scharfe Reaktion hervorgerufen. Doch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß z. B. Toyama mit einem, auch von Hauser wiedergegebenen Gedicht „Das Erdbeben von 1855", einen Weg eingeschlagen hat, der ihn, wenn er sich von der den Gang des Gedichtes zu sehr hindernden Reflexion freimachen kann, zu weiteren Erfolgen führen dürfte. Nakamuras „Auf dem Schlachtfelde von Oke-Hazama" schlägt dem gegenüber den wahren Balladenton an. Jedenfalls wird man die Versuche der neuen Schule mit Aufmerksamkeit und Interesse verfolgen können. Bei der Übertragung der „Bambusflötenlieder" von Shiwoi hat der Übersetzer wohl manches eigene hinzugefügt; wenigstens stimmt das dritte nur teilweise mit der von Aston in „A history of Japanese literature" gegebenen Prosaübertragung.

Lafcadio Hearn ist so vollständig Japaner geworden, daß man die soeben erschienene deutsche Übersetzung seines „Kokoro"[1]) (Herz) wohl, ohne einen Solözismus zu begehen, zur japanischen Literatur zählen darf. Von Hearn selbst zu sprechen, dürfte überflüssig sein; er ist schon 1900 an dieser Stelle bei den Lesern der „Deutschen Rundschau" eingeführt worden. Die Übersetzung ist so gut, wie der eigentümliche Stil Hearns dies nur gestattet. Das Buch selbst, das 1896 erschien, zeigt alle Vorzüge und Fehler der Hearnschen Behandlung japanischer Fragen; erst in seinem letzten Werk „Japan, an attempt at interpretation" hat er, nach schweren Enttäuschungen und wohl nach schwereren innern Kämpfen, das abgeklärte Urteil gefunden, das diesem seiner Werke als einer unübertroffenen psychologischen Studie des japanischen Volks dauerndsten Wert sichern wird. Doch auch „Kokoro" mit seiner Fülle von Beobachtungen und Anregungen, die sich über eine Menge von Gegenständen erstrecken, ist der Beachtung sehr wert; vielleicht wird es sogar, wegen seiner vielfachen Überschwenglichkeiten, mehr Beachtung und Freunde finden als das vorerwähnte, ernstere und nüchternere Buch. Hoffmannsthals Vorrede mit ihrem Wortgeklingel wird auch dazu beitragen; wenngleich es manchem Leser zu erfahren, daß Hearn vor seinem Tode aus seiner Stellung als Lehrer an der Universität in Tokyo von den Japanern selbst verdrängt worden ist und durch diesen Undank an gebrochenem Herzen gestorben sein dürfte, vielleicht interessanter gewesen wäre, als daß er nun den Brief nicht erhalten wird, den der Verfasser der Vorrede ihm zu senden während seines Lebens ersichtlich nie gedacht hatte. Der Buchschmuck, aus japanischen Motiven zusammengesetzt, scheint zu schwer für den leicht hinfließenden Stil Hearns; er erinnert in Farbe und Ausführung mehr an altdeutsche Schnitte als an solche aus dem Lande der aufgehenden Sonne.

II.

Die Zeit vor dem Ausbruch des Krieges behandeln zwei Werke: „World Politics at the and of the nineteeth century as influenced by the oriental situation"[2]), von Dr. Paul S. Reinsch[2]) und „L'Estremo Oriente e le sue lotte", von Prof. Enrico Catellani[3]). Das erstere knüpft an die Frage des nationalen Imperialismus an, in dem der Verfasser eine weitere Phase der Entwicklung des Nationalgefühls sieht und in letzter Linie auf den den Pessimismus der größeren Hälfte des 19. Jahrhunderts ersetzenden Optimismus Nietzsches zurückführt, der in der siegreichen Energie die Vorbedingung einer glück-

[1]) Übersetzt von Bertha Franzos. Mit Vorwort von Hugo v. Hofmannsthal. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1905.

[2]) New York, The Macmillan Co.; London, Macmillan & Co. 1902. Aus: The Citizen's Library of Economics, Politics and Sociologies. Herausgegeben von R. T. Ely. Der Verfasser des Werkes ist Assistant Professor of political science in the University of Wisconsin.

[3]) Con 6 carte geografiche. Milano, Fratelli Treves. 1904. Der Verfasser ist Professor des Völkerrechts an der Universität Padua.

lichen Existen sieht. Wenn sich über diese philosophische Auffassung der Geschichte streiten läßt, ist eine andre Behauptung des Verfassers, daß England als dasjenige Land anzusehen sei, dessen Beispiel andre Staaten veranlaßt habe, jenseits der Meere eine Stärkung ihrer nationalen Macht und Hilfsmittel zu suchen, ebenso wie es das gewesen sei, das zuerst die Prinzipien des Nationalismus entwickelt und ein nationales Reich gegründet habe, unzweifelhaft richtig. Auch was der Verfasser über die „Eröffnung Chinas" sowie über „Orient und Occident" sagt, ist im allgemeinen als zutreffend zu bezeichnen; weniger glücklich ist er, wenn er an die Schilderung deutscher innerer Zustände und äußerer Bestrebungen geht. So ist es Kaiser Wilhelm II. nie eingefallen, ein allgemeines religiöses Protektorat in Palästina und Syrien anzustreben, und die schärfere Betonung des Deutschland selbstverständlich zustehenden Rechts, seine Angehörigen zu beschützen, auch wenn sie Missionare geworden sind, ist bereits unter der Regierung Wilhelms I. erfolgt (S. 33). Kaiser Wilhelm II. den Wunsch zuzuschreiben, für sich und sein Haus besondere Heiligkeit und Göttlichkeit (sanctity und divinity) in Anspruch zu nehmen (S. 76), ist eine ebenso große Verdrehung der Tatsachen, als wenn (S. 303) gesagt wird, daß ein Licht auf seine Handlungsweise durch die angedrohte Entlassung von „einigen zwanzig Richtern" geworfen würde, die als Mitglieder des preußischen Parlaments gewagt hätten, „gegen die Ausdehnung der kaiserlichen Kanalpolitik zu stimmen". Bei dem Vorfall handelte es sich, wie dem Verfasser hätte bekannt sein müssen, nicht um richterliche Beamte, die nach der preußischen Verfassung unabsetzbar sind, sondern um politische Beamte, von denen allerdings nach dem jetzt überall gültigen Staatsrecht verlangt werden konnte, daß sie der Regierung, deren Beamte sie waren, keine Opposition machten. Die falsche Beurteilung deutscher Verhältnisse durch den Verfasser mußte besonders betont werden, weil sie leider eine für viele englische und amerikanische Schriftsteller charakteristische Eigenschaft ist, die darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sie ihre Kenntnisse deutscher Zustände und innerpolitischer Fragen aus den Organen extremer Parteien schöpfen, die ein Interesse daran haben, die Tatsachen in ihrem Sinne darzustellen und zu färben. Eine bessere Kenntnis der deutschen Zustände würde manchen Irrtum vermeiden helfen und sehr wesentlich zu einer besseren und gerechteren Beurteilung deutscher Verhältnisse beitragen.

In Prof. Catellanis Buch: „Der ferne Osten und seine Kämpfe" erhalten wir zuerst eine eingehende Schilderung Chinas als Staat und Staatensystem, des öffentlichen Rechts, des idealen und täglichen Lebens, der Religion und Religionen des Volks, seiner Kultur und Gesellschaft, worauf dann die Beziehungen Chinas zu den andern Staaten in Frieden und Krieg eingehend erörtert werden. Einzelne entschuldbare Irrtümer abgerechnet, enthält die Arbeit wohl das Beste, was in dieser Hinsicht bis jetzt geschrieben worden ist; manches ist durch die jüngsten Ereignisse bereits überholt worden, aber das Werk wird auch nach denselben seinen Wert behalten, denn Gegenwart und Zukunft sind nicht von der Vergangenheit zu trennen und ebenso wenig ohne sie zu verstehen.

Von den Ursachen des russisch-japanischen Kriegs handelt eine ursprünglich in englischer Sprache erschienene Broschüre des früheren japanischen Ministers Baron Suyematzu „Rußland und Japan"[1]). Der Verfasser war während des Krieges in England und Frankreich mit Geschick und Erfolg als Preßagent tätig. Ob er seinem Lande dadurch einen Dienst erwiesen hat, daß er sich ganz mit den Anschauungen und dem Gebaren der englischen Jingo-Presse identifizierte, mag dahingestellt bleiben; aber seine Äußerungen müssen im Licht seiner Sympathie beurteilt werden. Das vorliegende Schriftchen enthält, soweit die dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorangehenden diplomatischen Verhandlungen zwischen Japan und Rußland in Betracht kommen, Bekanntes und Zutreffendes; von dem, was über die Tragweite des im Oktober 1900 abgeschlossenen englisch-deutschen Abkommens gesagt wird,

[1]) Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Franz Müller. London, Probsthain & Co. 1904.

können wir ein gleiches nicht zugeben. Der Verfasser mußte doch wissen, was Lord Landsdowne selbst im Unterhause erklärt hatte, daß sich das Abkommen von vornherein nicht auf die Mandschurei, sondern nur auf das eigentliche China, die achtzehn Provinzen, bezog. Wenn Baron Suyematzu dann (S. 7) sagt, daß England und Japan in diesem Abkommen später die Grundlage für eine förmliche Bündniserklärung in Hinsicht auf die chinesischen und koreanischen Angelegenheiten gefunden hätten, so widerspricht er dieser Behauptung selbst schon auf Seite 14, in der er dort den Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses durch die Gleichartigkeit der beiderseitigen Interessen im fernen Osten motiviert. Auch „Der russisch-japanische Krieg, seine Vorgeschichte, sein Ausbruch, seine Folgerungen", dargestellt von Dr. Franz Müller[1]) behandelt in seiner ersten Hälfte die Vorgeschichte des Krieges auf Grund der Zusammenstellung des Barons Suyematzu in demselben Sinne und mit denselben Irrtümern. Neu sind die Verteidigung Japans gegen den Vorwurf, Rußland unerwartet überfallen zu haben, und ein Abschnitt über den japanischen Verein des Roten Kreuzes. Was den ersteren Punkt anbetrifft, so gehen die Ansichten über die Notwendigkeit einer vorhergängigen Kriegserklärung so weit auseinander, daß der Angriff der japanischen Flotte gegen die russische in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar 1904 sich immerhin rechtfertigen lassen wird; die Vorgänge in und vor dem Hafen von Chemulpo und später in Tschifu, die der Verfasser nicht erwähnt, scheinen aber darauf zu deuten, daß wenigstens japanische maritime Befehlshaber nicht anstehen, die internationalen Rechte der Neutralen hintanzusetzen, wo es sich um kriegerische Vorteile handelt.

Daß der Kampf selbst, der sich zu einem gewaltigen Ringen zwischen den beiden Nationen entwickelte, vielfach Gegenstand der Darstellung geworden, ist selbstverständlich. Die beiden darüber vorliegenden Werke: „Der Krieg zwischen Rußland und Japan, von Walter Erdmann von Kalinowski"[2]) und „Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel[3]), sind fleißige Arbeiten, deren Verfasser bemüht sind, gewissenhaft und unparteiisch zu berichten. Daß trotzdem Lücken und Irrtümer zu verzeichnen sind, ist durch das Fehlen amtlicher zuverlässiger Nachrichten sowie durch eine zu Beginn des Krieges wohl zu entschuldigende zu günstige Beurteilung der russischen Armee und Flotte wohl zu erklären. Wenn Hauptmann Immanuel z. B. schreibt (I, 88, 89): „Die russische Flotte des Stillen Ozeans verfügt über Material, welches in bezug auf Panzerung, Schnelligkeit, Geschütz und Torpedoausrüstung durchaus auf der Höhe der heutigen Ansprüche steht. Die russische Flottenbemannung ist vorzüglich ausgebildet und mit ihrem Dienst vertraut, das Offizierkorps ausgezeichnet geschult, wenn ihm auch die eigentliche Kriegserfahrung fehlt" und dies Urteil durch die Ansicht eines Fachmannes zu begründen sucht, so haben die Ereignisse an einer solchen Auffassung eine so vernichtende Kritik geübt, wie selbst der übelwollendste Beurteiler sich gescheut haben würde sie auszusprechen. Mit dem Fortschreiten des Kampfes werden, nicht nur in den vorliegenden Werken, die Urteile über die Russen ungünstiger, über die Japaner immer anerkennender, bis sich die öffentliche Meinung heute vor Bewunderung der letzteren kaum noch zu lassen weiß. Auch darin wird mit der Zeit eine Abschwächung eintreten, die nur der historischen Wahrheit zugute kommen kann, und es ist interessant, daß es gerade Engländer sind, die den Schleier zu lüften beginnen. W. Richmond Smith, in seinem vor kurzem veröffentlichten Buche „The siege and fall of Port Arthur" gibt über die Vorgänge bei der Belagerung der Festung Aufschlüsse, für die ihm die Verantwortung

[1]) Berlin, Hermann Walther. 1905.

[2]) Königl. preußischer Hauptmann a. D. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet. Mit Karten und Skizzen. Heft 1—5. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. 1904—05.

[3]) Hauptmann, zugeteilt dem Großen Generalstabe, Lehrer an der Kriegsakademie. Mit Kartenskizzen und Übersichtskarte. Heft 1—2. Berlin, Richard Schröder. 1904—05.

überlassen bleiben muß, die aber den Kritiker der „Times“ (in dem „Litterary Supplement“ derselben vom 17. November 1905) zu der Äußerung veranlassen, es sei bis zu einem gewissen Grade beruhigend, zu finden, daß schließlich die japanischen Truppen, die, durch die beschränkten, nur wenigen fremden Beobachtern zugänglicher Öffnungen gesehen, als unbesiegbar gerühmt wurden, nicht alle die mythischen Tugenden des alten Rittertumes besitzen und selbst bis zu den Verbrechen herabsinken können, die auch von den besten westlichen Truppen unter der Zügellosigkeit und den starken Leidenschaften eines verlängerten und unentschiedenen Krieges begangen worden sind.

„En Mandchourie“, von Georges de la Salle[1]), ist mehr feuilletonistisch gehalten, aber es besitzt trotzdem ein gewisses über die bloße Plauderei hinausgehendes Interesse, denn es zeigt die tiefe Zerrüttung der Disziplin und jeder Ordnung, die von Anfang an in der russischen Armee herrschte und nach jedem Mißerfolg zunahm. Der Verfasser hat am 23. April 1904 bei Wirballen die russische Grenze überschritten und ist Ende Dezember auf demselben Wege zurückgekehrt; er hat der Schlacht am Cha-ko (Scha-ho) am 11. und 12. Oktober beigewohnt, in der das Korps Stakelberg so schwere Verluste erlitt, und hat während der ganzen Zeit seines Aufenthalts, „ob man sich schlug oder nicht, alle Orte, wo man aß und trank, überfüllt von Offizieren gesehen, die sich bis zur Besinnungslosigkeit betranken (s'alcoolisaient à mort). Und ich habe schließlich in diesen Gewohnheiten die Erklärung vieler der begangenen Fehler, vieler der Niederlagen gefunden, die man vielleicht hätte vermeiden können.“ Die Betrunkenen brüllten die Marseillaise, alles wimmelte von Frauenzimmern, und nur der Chinese ging seinen Geschäften nach, ohne das zu beachten, was um ihn herum vorging. Der Krieg gefällt dem Verfasser nicht, er ist nicht mehr heroisch, und der Beobachter findet nach seinen eigenen Erfahrungen, daß man beim Militär im Frieden ungeheuer viel Dinge lernt, die man im Kriege nicht gebrauchen kann. Das Buch ist in manchen Beziehungen lehrreich, besonders für den, der aus ihm lernt, welche Rolle gute Sitten und Manneszucht in einem Kriege spielen, und wie „faire la noce“ zu den Dingen gehört, die am schärfsten verpönt sein sollten.

Mit den Fragen des Krieges beschäftigt sich, wie schon erwähnt, teilweise auch die Schrift Dr. Franz Müllers: „Der japanische Krieg“, in deren Schlußkapitel „der Ausblick in die Zukunft und die Gelbe Gefahr“ behandelt wird. Der Verfasser läßt die Frage offen, ob Japan nach dem damals noch nicht beendeten Kriege sich für eine friedliche Entwicklung und Verbindung mit dem Westen entscheiden oder in einen kriegerischen Gegensatz zu dem Westen setzen werde; er neigt zu der ersteren Ansicht, schon weil China bei einem solchen Gegensatz viel mehr ein Hindernis als eine Hilfe für Japan sein werde und er warnt davor, sich durch die Besorgnis vor der gelben Gefahr zu Rassenvorurteilen hinreißen zu lassen, die nur zu einem Kampfe, aber nicht zu einer Verständigung führen könnten. Europa wüßte noch viel zu wenig von Japan, um zu einem abschließenden Urteile kommen zu können — eine Ansicht, der man zustimmen kann, wenn man statt Europa Westen und Osten setzt, denn wenn die Kenntnis Japans den Europäern abgeht, so ist das noch in viel höherem Maße in Japan hinsichtlich Europas der Fall. Die Frage nach den Folgen des Krieges behandelt auch Julius Meurer in dem beachtenswerten Buche: „Der russisch-japanische Krieg in seinen Rückwirkungen auf den Weltfrieden“[1]). Die hier in maritimen Fragen aufgestellten Lehrsätze dürften indessen kaum allgemeine Zustimmung finden, und die politischen Erörterungen des Verfassers sind von den Ereignissen bereits vielfach überholt worden. Nach unsrer Ansicht wird die Entwicklung der Zustände in Ostasien wesentlich durch wirtschaftliche Bedingungen bestimmt werden. Der kaum beendigte Krieg hat Japan

---

[1]) Paris, Armand Colin. 1905.
[2]) K. k. Offizier a. D. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

ungeheuere Verluste an Menschen und Geld zugefügt; es wird aus eigenen Mitteln die letzteren nur schwer oder gar nicht ersetzen können. Das Kapital ist zwar international, aber es wird doch abzuwarten sein, inwieweit es sich der japanischen Konkurrenz zur Verfügung stellen wird, besonders nachdem man, wie das in England am schnellsten eintreten wird, diese Konkurrenz am eigenen Leibe zu spüren begonnen hat. Jedenfalls wird sich empfehlen, allen ostasiatischen Fragen ruhig und ohne Voreingenommenheit, die eine schlechte Ratgeberin ist, entgegenzutreten. E. Fitzers „Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Volksrecht. Die Notwendigkeit einer neuen Seerechtskonferenz“ [1]) beschäftigt sich mit diesen durch die Vorgänge während des Krieges, namentlich mit Bezug auf die Pflichten und Rechte der Neutralen brennend gewordenen Fragen. Der Verfasser, der sie mit Objektivität und Sachkenntnis behandelt, trifft vielfach das Richtige, und die Zusammenberufung einer internationalen Seemachtkonferenz, für die er eintritt, erscheint zum mindesten sehr wünschenswert. Man muß aber, um hier nach allen Richtungen gerecht zu werden, nicht nur die Interessengegensätze zwischen Kriegführenden und Neutralen ins Auge fassen, sondern auch die zwischen den Kriegführenden selbst. Das letztere ist, was bei Deutschland hauptsächlich ins Gewicht fällt. Der Verfasser erörtert den Punkt auf Seite 13 ff., aber er legt dem Schaden, den selbst wenige Kreuzer in kurzer Zeit der englischen Handelsmarine zufügen können, unsrer Ansicht nach zu wenig Bedeutung bei. Wer da weiß, welchen Schaden die wenigen südstaatlichen Kreuzer der Handelsmarine der Nordstaaten zu tun imstande gewesen sind, einen Schaden, der noch heute nicht verwunden ist, der wird die Verwüstung, die selbst wenige Kreuzer unter den 17 Millionen Tonnen der englischen Handelsmarine bei einiger energischer Rücksichtslosigkeit anzurichten imstande sein dürften, sehr viel höher veranschlagen müssen, als der Verfasser annimmt. Jedenfalls wird Deutschland wohltun, sich bei einer etwaigen Konferenz der Seemächte nicht nur von humanitären Grundsätzen leiten zu lassen.

M. v. Brandt.

---

[1]) Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1904. Aus „Volkswirtschaftliche Zeitfragen“. Herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der russisch-japanische Krieg, der Friede zu Portsmouth und die russische Revolution haben das Jahr 1905 zu einem welthistorischen gemacht. Unberechenbar ist die Fernwirkung dieser Ereignisse; nur dies empfinden die Zeitgenossen, daß eine neue Ära sich von ihnen herschreiben wird. Vor allem für die Entwicklung Ostasiens, für die Bedeutung des Stillen Ozeans im Weltverkehr und die Umwandlung Rußlands zu einem modernen Staate. In diesen Prozeß ist gerade an dem Jahreswechsel ein entscheidender Augenblick eingetreten. Die Regierung hat in Moskau nach mehrtägigen Kämpfen den bewaffneten Aufstand niedergeschlagen. Am 15. Dezember noch bot Rußland das Bild eines scheinbar gestaltlosen und unentwirrbaren Chaos. Überall lokale Ausstände, Tumulte und Plünderungen, die Ostseeprovinzen eine Beute des lettischen Bauernaufstandes, der sich auch der Städte zu bemächtigen drohte, dabei in der Regierung wie in der revolutionären Partei derselbe Mangel einer durchgreifenden Leitung und eines zielbewußten Plans. Da ermannte sich in der letzten Stunde die Regierung, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Man kann sagen: mit dem bloßen Entschluß, wieder als Regierung aufzutreten, war das Spiel gewonnen. Denn die Revolution hatte in dem Generalstreik aller Klassen und Berufe während des Monats Oktober, in den Meutereien der Flotte und des Heeres im November, in dem Ausstand der Post- und Telegraphenbeamten in der ersten Hälfte des Dezember, der zeitweilig jeden Verkehr innerhalb des Reiches und über die Grenzen hinaus hemmte, sowohl ihre materiellen Mittel wie ihre moralische Kraft verzettelt und erschöpft. Alles, was an politischen und sozialen Rechten vernünftigerweise gefordert werden konnte, war durch das Manifest des Zaren vom 30. Oktober, weit über jede Grenze des für das russische Volk Förderlichen und Wünschenswerten hinaus, bewilligt worden — alle weiteren Begehren und Gelüste verloren sich in leere und wüste Phantastik. Die Gebildeten und die Wohlhabenden, die bisher willenlos, von dem Rausch der Revolution hypnotisiert, im Gefolge der Radikalen mitgelaufen waren, fingen an sich langsam zurückzuziehen; die Arbeiter wurden, da sie die Streikgelder nicht mehr regelmäßig empfingen, des Müßiggangs und der Entbehrungen, die der Ausstand ihnen auferlegte, müde; die Bauern erkannten in dem Ausstand der Post und der Eisenbahn die schwere Schädigung ihrer Interessen. Diesen sich vorbereitenden Umschwung in der öffentlichen Meinung und der Volksstimmung wußte die Regierung geschickt zu benutzen. Mit kräftiger Hand griff sie durch und verhaftete rasch nacheinander alle Rädelsführer der revolutionären Partei in Petersburg. Nirgends wurde in der Hauptstadt Widerstand geleistet; die Drohung mit einem neuen Generalstreik fiel gegenüber der Truppenmacht, welche die Regierung in den Straßen und auf den Plätzen entfaltete, ins Wasser. Nach Möglichkeit hatte man den materiellen Beschwerden der Soldaten über schlechte Kost, mangelnde Soldzahlung und harte Behandlung abgeholfen und ihren Korpsgeist durch Besuche des Kaisers bei den einzelnen

Garderegimentern und eindringliche Ansprachen an die Offiziere zu heben gesucht. Mit welchem Erfolg, hat sich in Moskau gezeigt. Hier glaubte die revolutionäre Partei den Handschuh aufheben und den bewaffneten Aufstand wagen zu dürfen. Offenbar im Vertrauen auf die so lange und so eifrig betriebene Wühlerei im Heere. Sie sollte in erbitterten Kämpfen die Enttäuschung erfahren. Gerade das Rostowsche Regiment, das schon wiederholt gemeutert hatte, auf dessen Untätigkeit, wenn nicht gar Beistand, die Aufständischen rechneten, ging am kräftigsten gegen die Barrikaden vor. Am dritten Tage kam den erschöpften Truppen Hilfe aus Petersburg, die Gardedragoner und das Ssemenowsche Garderegiment. Mit wilder Tapferkeit und zäher Ausdauer behaupteten die Aufständischen, Arbeiter, Eisenbahner, Studenten und Schüler, viele Frauen darunter, ihre Stellungen, die mit großer Umsicht gewählt und in Verteidigungsstand gesetzt waren, in den Vorstädten, in mächtigen Fabrikgebäuden und auf den Bahnhöfen Moskaus, bis das Artilleriefeuer und die Maschinengewehre die Barrikaden und Häuser zerstörten und die Kämpfer in die Flucht trieben. Regierung und Revolution hatten das Gefühl, daß es sich um eine Entscheidung handelte. Die Wut des Kampfes erinnerte an manchen Stellen an die Junischlacht im Jahre 1848, welche die Pariser Arbeiter der Bürgerschaft lieferten. Das Ende war die völlige Niederlage der Revolution; viele sind geblieben, viele gefangen, noch mehr geflüchtet. Und die Regierung hat nicht nur gesiegt, es hat sich auch gezeigt, daß sie in der Armee, trotz aller Behauptungen der Radikalen und den überall ausgestreuten Gerüchten, eine zuverlässige und noch ungebrochene Waffe besitzt. Von allen verständigen Menschen ist der Erfolg der russischen Regierung als eine Befreiung von einem Alpdruck begrüßt worden. Die Beruhigung der Provinzen, die Wiederkehr der Ordnung, des Friedens und der Sicherheit kann jetzt, wenn die Regierung die geeigneten Persönlichkeiten für ihre Maßregeln findet, nur noch eine Frage der Zeit sein. Für Europa drohte die siegreiche Anarchie und die Diktatur des Proletariats in den Städten und Dörfern Rußlands, bei ihrem ansteckenden Charakter, zu einer allgemeinen Gefahr zu werden. Überall rüstete sich die Sozialdemokratie, ähnliche Szenen wie in Rußland herbeizuführen; die Ernüchterung wird nach dem Scheitern des Aufstandes in Moskau nicht ausbleiben.

Welche Folgen dagegen der rasche Erfolg der Regierung auf die freiheitliche Entwicklung Rußlands ausüben wird — das erscheint in einem weniger günstigen Lichte. Der Sieg der Gewalt ist in den seltensten Fällen den Reformen förderlich gewesen. Man braucht nicht an dem redlichen Willen der leitenden Männer, die feierlichen Versprechungen des Zaren aufrechtzuerhalten, zu zweifeln, man sieht sie unwillkürlich durch die Umstände in die Wege und zu den Mitteln des alten autokratischen Systems gedrängt und zu der Notwendigkeit gezwungen, die Berufung der Reichsduma zu vertagen. Es ist unmöglich, daß dieselbe, wie am 19. August verheißen wurde, im Laufe des Monats Januar zusammentritt. Nicht nur weil die Unterdrückung der Anarchie die ganze Kraft des Staates in Anspruch nimmt und die Wahllisten kaum fertiggestellt sind: zumeist weil die Regierung sich vergebens nach einer Partei in dem Reiche umsieht, die überhaupt die Reformtätigkeit unterstützen, die politische Arbeit im praktischen Sinne beginnen könnte. Der russische Liberalismus, Gesellschaft wie Bürgerschaft, hat seit dem August des vergangenen Jahres nichts getan, sich zu organisieren und die Anarchie abzuwehren. In seinem unausrottbaren Mißtrauen, in seiner Gleichgültigkeit und Zweifelsucht gegenüber allen Maßregeln und Proklamationen der Regierung hat er den Radikalen und Sozialisten die Führung der Bewegung überlassen und ist als Machtfaktor so gut wie ausgeschieden. Innerhalb weniger Wochen, von dem Sturm der Bastille am 14. Juli 1789 bis zum 4. August, war es der Pariser Bürgerschaft gelungen, die Nationalgarde einzurichten, eine Anzahl von Kompagnien mit Gewehren und Kanonen, die andern mit Piken auszurüsten und in dem General Lafayette einen Führer und eine weithin sichtbare Standarte zu gewinnen — nichts dem Ähnliches, auch nur

im schwächsten Abbild, ist dem russischen Liberalismus geglückt, obgleich seine Notlage zwischen Reaktion und Nihilismus viel schlimmer ist, als es die des französischen Bürgerstandes im ersten Jahre der Revolution war. Auch jetzt, während der Schreckenstage in Moskau, hat man von einem Versuche der Stadtduma, zwischen den Aufständischen und den Truppen zu vermitteln und ihre Autorität in der Stadt zur Geltung zu bringen, nichts gehört. Daß sich unter diesen Verhältnissen die Regierung mit der Berufung der Duma nicht beeilt, begreift sich. Sie hat ein Wahlgesetz erlassen, das auch die Arbeiterklasse genügend berücksichtigt: aus den Urwahlen sollen Wahlmänner hervorgehen, denen die Ernennung der Deputierten zusteht. Der besonnenen Überlegung, dem verständigen Urteil ist damit die Möglichkeit einer Auslese gegeben. Aber auch mit solchen Sicherheitsvorrichtungen wird eine russische Volkswahl immer ein Sprung ins Dunkle bleiben. Stattfinden kann sie selbstverständlich erst nach der Beruhigung des Landes und der Aufhebung des Kriegszustandes, der über viele Provinzen verhängt ist. Nach den letzten Nachrichten sollten Versammlungen zur Vorbereitung der Wahlen von dem 28. Januar an in den Städten erlaubt sein, der Zusammentritt der Duma wäre für den Ausgang des Aprils beabsichtigt. Dagegen hatte die Ernennung Durnowos zum Minister des Innern, nach dem Empfinden Aller, die autokratische Note in der Regierung verstärkt.

Neben der Ungewißheit der russischen Dinge ist es die Spannung der allgemeinen politischen Lage, die der Stimmung Europas bei dem Jahreswechsel den Zug des Verdrossenen und Unmutigen gegeben hat. Die marokkanische Angelegenheit läßt die Gemüter in Frankreich und England noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die Veröffentlichung der französischen Aktenstücke und die Rede des Reichskanzlers im deutschen Reichstage über den Gang der Angelegenheit haben die Erörterungen und die Phantastereien über die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich aufs neue erweckt. Die einen erinnern an die angebliche Prophezeiung Lord Salisburys, der nächste europäische Krieg werde über Marokko ausbrechen, die andern weisen zwischen Sorge und Schadenfreude darauf hin, daß gerade vor hundert Jahren der Zusammenbruch Preußens bei Jena erfolgt sei. Wie die Pessimisten im Sommer und Herbst des vergangenen Herbstes nicht an den glücklichen Verlauf der deutsch-französischen Verhandlungen glauben wollten, so bezweifeln sie jetzt den friedlichen Ausgang der Konferenz von Algeciras. Ihnen kommt bei allen Abergläubischen der Unstern zu Hilfe, von dem die Konferenz ersichtlich verfolgt wird. Ursprünglich war ihre Eröffnung auf den 5. Dezember 1905 festgesetzt. Da führte eine spanische Ministerkrisis eine erste Verzögerung herbei. An die Spitze des neuen Ministeriums trat Moret, und der ehemalige Minister Montero Rios, der nach den früheren Abmachungen Spanien auf der Konferenz vertreten sollte, weigerte sich, diese Vertretung jetzt noch zu übernehmen. Statt seiner wird nun der Herzog von Almodovar, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der neuen spanischen Regierung, an den Verhandlungen der Konferenz teilnehmen. Die bevorstehende Vermählung der Schwester des Königs Alfons XIII., Maria Teresa mit dem bayrischen Prinzen Ferdinand machte einen weiteren Aufschub nötig und ließ den Wunsch auftauchen, die Konferenz, unter dem Vorwande, daß es in Algeciras an den wünschenswerten Räumlichkeiten und Bequemlichkeiten fehle, in Madrid abzuhalten. Diese Verzögerungen verstimmten das Publikum, es witterte hinter ihnen allerlei Intrigen, bösen Willen und friedens-feindliche Absichten. Die Konferenz ist nun am Dienstag, den 16. Januar eröffnet worden.

Deutschland denkt nicht daran, die gerechten Ansprüche, die Frankreich als unmittelbarer Nachbar Marokkos hinsichtlich der Grenzpolizei erheben kann, abzulehnen, es will nur verhindern, daß es aus dieser seiner geographischen Lage ein Recht der Polizeigewalt und eines Handelsmonopols über ganz Marokko herleite — ein Recht, welches die Souveränität des Sultans und die Gleichberechtigung der andern Mächte aufheben würde. Frankreich darf nicht nur von England eine Unterstützung seiner Wünsche erwarten, auch Spanien und Italien werden ihm entgegenkommen. Denn die Spanier

und Italiener stehen sich bei der Herrschaft der Franzosen in Algier und Tunis nicht schlecht. Die wenigen Franzosen, die nach den nordafrikanischen Gebieten auswandern, machen den Italienern und Spaniern, die sich immer zahlreicher dort niederlassen, keine ernstliche Konkurrenz. Selbst die italienischen Schulen, für deren Bestand die Italiener fürchteten, als die Franzosen das Protektorat in Tunis übernahmen, gedeihen vortrefflich und erwecken den Neid und die Eifersucht der Franzosen. Die Meinung in Spanien und Italien geht dahin, daß auch in Marokko die Dinge nicht viel anders verlaufen würden, wenn die Franzosen jemals die Herren im Lande werden sollten. Sie hätten dann durch eine große Beamtenschaft und die nötigen Truppen für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, italienische und spanische Kaufleute und Auswanderer aber würden die Früchte der Erschließung des Landes ernten. Der Abgeordnete Italiens für die Konferenz in Algeciras, Visconti Venosta, hat sich, während er die auswärtigen Angelegenheiten Italiens leitete, sowohl als Freund des Dreibundes wie als Freund einer Annäherung zwischen Frankreich und Italien bewährt, um die tiefe Verstimmung zu beseitigen, welche die Abneigung Crispis gegen Frankreich und der Ausschluß des italienischen Weins und der italienischen Seide durch hohe Zölle von dem französischen Markt in den ersten neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zwischen beiden Völkern erzeugt hatten. Visconti Venosta gehört zu den italienischen Staatsmännern, die in der Aussicht einer dereinstigen Erwerbung der Stadt und Landschaft von Tripolis nicht abgeneigt sind, den Franzosen eine freiere Hand in Marokko zu gestatten. Wie Deutschland sind die Vereinigten Staaten dagegen willens, in Marokko das Prinzip der offenen Tür unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, und die Vertreter des Sultans werden die vollkommene Unabhängigkeit ihres Landes zu wahren wissen. An Gegensätzen und vermutlich auch an Zusammenstößen, wenn auch in höflichster Form, wird es also der Konferenz nicht fehlen. Aber aus diesen unbestimmbaren Möglichkeiten kann man doch keinen Schluß über den Erfolg oder den Mißerfolg der Konferenz herleiten. Wie oft wurde während der Verhandlungen in Portsmouth zwischen Rußland und Japan die Mitteilung verbreitet, daß der Abbruch derselben in der nächsten Stunde zu erwarten sei, und unmittelbar darauf ist der Friede zustande gekommen. Dabei ist hinsichtlich der Konferenz nicht zu vergessen, daß Beschlüsse bindender Art nur einstimmig gefaßt und keine Macht durch eine Mehrheit „besiegt" werden kann. Tritt keine Einigung ein, bleibt das Verhältnis der einzelnen Staaten zueinander und zu Marokko in dem bisherigen Stande, wie ihn die letzten internationalen Beschlüsse von 1880 geregelt haben. Trotz aller Verschiedenheit der Ansichten und der durch die langwierigen Verhandlungen getrübten und verdrossenen Stimmung in Paris und Berlin wird die Vernunft und die Klugheit, die Gerechtigkeit und die Friedensliebe Marokko nicht zu einem Zankapfel zwischen den europäischen Mächten werden lassen. Wie hoch die Phantasie auch den Wert des Apfels veranschlagen mag, er würde niemals dem Einsatz des Spiels gleichkommen. Die Lektüre der am 8. Januar in einem Weißbuch veröffentlichten Aktenstücke der deutschen Regierung über die Marokko-Angelegenheit bestärkt die Zuversicht zu der friedlichen Beilegung der Streitsache durch den versöhnlichen Ton des Reichskanzlers und die Festigkeit, mit der er, alle besonderen Ansprüche Deutschlands von sich weisend, für die offene Tür im Handel mit Marokko und die internationale Regelung des Polizei- und Finanzwesens eintritt.

Auch für die innere Politik Frankreichs wird das Jahr 1906 ein bedeutungsvolles sein. Die Amtsdauer des Präsidenten Loubet ist in diesen Tagen abgelaufen, und am Mittwoch, dem 17. Januar, ist nach der Verfassung in Versailles die Nationalversammlung — die Vereinigung des Senats und der Deputiertenkammer — zur Wahl eines neuen Präsidenten der Republik zusammengetreten. Der plötzliche Tod Felix Faures rief Loubet im Jahre 1899 unter schwierigen Verhältnissen an die Spitze Frankreichs. Die Wahl des bescheidenen, streng republikanisch gesinnten Mannes, der damals Präsident des Senats war, erregte in allen monarchischen und

klerikalen Kreisen den heftigsten Unwillen, die Ehrgeizigen und die Verschwörer hielten den Zeitpunkt für einen Staatsstreich gekommen. Nach dem Leichenbegängnis Faures suchte Deroulède einen militärischen Putsch zu veranstalten und sich des Elyséepalastes zu bemächtigen. Die Sache scheiterte bekanntlich an dem Widerspruch der Generale und der Offiziere. Aber der Übermut der aristokratischen Gesellschaft war in den ersten Monaten der Präsidentschaft Loubets so groß, daß der Staatsgerichtshof gegen die Führer einschreiten mußte, und der Präsident wiederholt öffentlichen Beschimpfungen ausgesetzt war. Aber allmählich gewann Loubet durch die Festigkeit und Ruhe seines Auftretens die Gunst der Hauptstadt und des Landes. Bei den verschiedensten Gelegenheiten, bei dem Empfange des Zaren, der Könige von England, Italien und Spanien, bei den Gegenbesuchen, die er ihnen machte, vertrat er trotz seiner Schlichtheit die Republik mit ebenso großer Würde wie Geschicklichkeit; seine Persönlichkeit flößte Sympathie, sein Charakter Vertrauen ein. Wenn er nicht erklärt hätte, daß er sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen wolle, würde seiner Wiederwahl nichts im Wege gestanden haben. So aber war die Bahn für alle Streber und Kandidaten frei. An ihrer Spitze standen die beiden Präsidenten, der Deputiertenkammer: Paul Doumer, und des Senats: Armand Fallières. Paul Doumer ist im Kolonialdienst, in den indisch-chinesischen Provinzen Frankreichs bekannt geworden; er gilt für einen Mann von großen Kenntnissen und organisatorischen Talenten, aber zugleich für einen rücksichtslosen, ehrgeizigen Streber, dessen republikanische Gesinnung nicht über jeden Zweifel sicher sein soll. Fallières hat seinem Lande schon in verschiedenen politischen Stellungen als Minister und Senator gedient, noch zuletzt in der Leitung der Verhandlungen über das Gesetz der Trennung zwischen Staat und Kirche; sich aber besonders bemerkbar zu machen hat ihm bisher Gelegenheit oder Fähigkeit gefehlt. Auf ihn, als den sichersten Mann für die Zukunft der Republik, ist denn auch am 17. Januar die Wahl der Nationalversammlung in Versailles gefallen. Gleich bei dem ersten Wahlgang ist er mit 449 Stimmen gewählt worden; auf Doumer fielen nur 371 Stimmen. Die Entscheidung bestätigt aufs neue den festen Entschluß der Volksvertreter, die Ausführung des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat durch keine Verzögerungen und Machenschaften in Frage stellen zu lassen. Der neue Präsident, der sein Amt am 18. Februar antreten wird, verbürgt dem französischen Volke die Aufrechterhaltung der Repulik und den inneren Frieden. Nach der Präsidentenwahl wird im Frühjahr die Neuwahl der Deputiertenkammer die Wähler beschäftigen. Schon jetzt läßt sich ein leidenschaftlicher Wahlkampf voraussehen, denn seine Entscheidung wird das endgültige Urteil über die Trennung von Kirche und Staat fällen. Zunächst ist sie, nachdem der Senat mit großer Mehrheit am 6. Dezember dem Gesetze, wie es aus den Beschlüssen der Kammer hervorgegangen war, zugestimmt hatte, nur auf dem Papier beschlossen worden. Bis zu zehn Jahren Frist ist die völlige Durchführung des Gesetzes hinausgeschoben und allen kirchlichen Gemeinden ausreichend Zeit zu ihrer neuen wirtschaftlichen Organisation gegeben. Die Kirchen und Pfarrhäuser bleiben bis dahin mietsfrei im Gebrauch der Gemeinden, in den meisten Fällen übernimmt der Staat nach wie vor die Erhaltungspflicht für die Gebäude. Irgendwelche Störung oder auch nur Beeinträchtigung des Gottesdienstes und der kirchlichen Zeremonien ist ausgeschlossen. Nur statt des Staates werden fortan die Gläubigen für die Besoldung ihrer Geistlichen vom Kirchendiener bis zum Erzbischof aufkommen müssen. Für die protestantischen und jüdischen Gemeinden hat die Änderung nicht entfernt die Bedeutung wie für die katholischen, denen seit dem Konkordat, seit gerade hundert Jahren, jede materielle Sorge für ihre kirchlichen und religiösen Bedürfnisse genommen war. Für sie ist das Gesetz, so wie es zur Ausführung gelangt, in der Tat eine in die Tiefe gehende Revolution, die im Verein mit der Laienschule und der Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Schule in einem Menschenalter Sitten, Anschauungen und Lebensgewohnheiten des französischen Volkes umwandeln muß. Schon die erste Folge des Gesetzes — die

Abwesenheit des Erzbischofs von Paris und aller andern Geistlichen von dem Neujahrsempfange des Präsidenten — erregte allgemeines Aufsehen.

Obgleich das Unterhaus erst am Nachmittag des 8. Januar formell aufgelöst und die Neuwahlen angeordnet wurden, steht England doch schon seit dem Beginn des neuen Jahres unter dem Zeichen des Wahlkampfes, der diesmal mit besonderer Leidenschaftlichkeit und satirischer Schärfe geführt wird. Es ist Zug und Schwung darin, versichern die englischen Zeitungen. Die Minister wie die Führer der nunmehrigen Opposition, Balfour und Joseph Chamberlain, haben in ihren Wahlreden die gegenseitigen Losungen ausgegeben. Für das liberale Ministerium kommen weder der Imperialismus noch Home-Rule für die Irländer ernstlich in Frage. In dem Ministerium sitzen eifrige Imperialisten, wie Edward Grey, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und den Irländern ein selbständiges Parlament in Dublin zu bewilligen, dürfte nicht einmal Sir Campbell-Bannerman geneigt sein. Die Entscheidung der Wahl wird allein über Schutzzoll oder Freihandel fallen; ja, man darf sagen, sie sei schon gefallen. Daß Chamberlain mit seinem Vorschlage, Schutzzölle sowohl zur Hebung des Handels und der Industrie Englands wie zur Stärkung des Imperiums einzuführen, die Mehrheit der Wähler nicht gewinnen würde, galt als sicher, ungewiß erschien einzig die Größe des Sieges der Freihändler. Nach den bisherigen Ergebnissen wird ihre Majorität eine erdrückende und damit die Gefahr der schutzzöllnerischen Bewegung auf absehbare Zeit beseitigt sein. Während Campbell-Bannerman in Stirling ohne Opposition gewählt wurde, erlag Balfour in Manchester seinem liberalen Gegner, der ihn mit einer Mehrheit von 2000 Stimmen schlug. Neben den Wahlsiegen der Liberalen schreiten in erfreulicher Weise die Bemühungen hervorragender Männer fort, die friedlichen Beziehungen zu Deutschland zu fördern, die Vorurteile des englischen Volkes gegen die deutsche Flotte zu zerstreuen und die Ränke und Verleumdungen der Kriegspartei zu bekämpfen. Die imposante Versammlung, welche die Kaufmannschaft Berlins am Sonntag, den 17. Dezember in den Börsensälen vereinigt hatte, um eine Kundgebung zugunsten eines freundschaftlichen Einvernehmens zwischen Deutschland und England zu veranstalten, der Inhalt der Reden, die begeisterte Zustimmung, die sie fanden, haben weithin ein sympathisches Echo erweckt. In Hamburg und Köln, in Frankfurt am Main, in München und Breslau hat sich die Bürgerschaft im Sinne der Berliner Resolutionen ausgesprochen, und die englischen Kreise, an die sich diese Kundgebungen zunächst richteten, haben sie mit offener und ehrlicher Freude aufgenommen. Niemand wird in dem schweren Konkurrenzkampf der Völker und bei der empfindlichen Überreizung des nationalen Selbstgefühls, welche die Politik der Gegenwart beherrscht, das Gewicht solcher Veranstaltungen allzu hoch anschlagen, aber sie halten doch den wilden Lauf gegenseitiger Anklagen und Verdächtigungen auf und lassen die Vernunft und Billigkeit auch einmal zu Worte kommen. Für eine zweite Friedenskonferenz im Haag, die in diesem Jahre abgehalten werden soll, gibt es keine bessere Vorarbeit und Grundlage als eine freimütige Aussprache und Annäherung zwischen den Nationen, nicht durch Diplomaten und Berufspolitiker, sondern von Männern ausgehend, die im praktischen und wissenschaftlichen Leben allgemeines Ansehen und Vertrauen genießen. Der demokratische Zug der Gegenwart findet in ihnen seinen lebendigsten und eindringlichsten Ausdruck und verbürgt ihnen im Vergleich zu den Verhandlungen der Regierungen die größere Wirkung auf die Massen.

Literarische Rundschau.

Das Brautpaar Humboldt.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Erster Band: Briefe aus der Brautzeit. Mit den Nachbildungen zweier Briefe. Berlin, Mittler & Sohn. 1906.

Wilhelm v. Humboldt ist eine so einzige Erscheinung, daß man ihn als ein Wunder bezeichnen möchte. Denn bei einem Genie sehen wir ja das Unbegreiflichste durch seine Begabung selbst als erklärt an:

Dann ist's kein Wunder, daß ihm viel gelingt . . .

Ein Genie aber darf Humboldt kaum heißen; mindestens dann nicht, wenn man in diesen Begriff eigentliche Produktivität als wesentliches Merkmal einschließt. Vielmehr stellt er den Gipfel jener Talente der Aneignung und des Verständnisses dar, deren Reihe von dem guten Eckermann mit seiner reinen Fähigkeit der Aufnahme über den kritischen Verstand Chr. Körners aufsteigt und eben in Humboldt fast die Bedeutung selbsttätiger Genialität erreicht.

Auf ein leidenschaftliches Lernen, auf ein großartiges Aneignen aller toten Güter war der Sinn jener Männer gerichtet, auf deren „flachen Nationalismus" ein selbstzufriedenes Geschlecht heut mit wunderlicher Geringschätzung glaubt herabblicken zu dürfen. Der Kampf um die Wahrheit ward zur Muse Lessings; die Sehnsucht, in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes zu schauen, erfüllte Goethes unendlich reiches Leben. Aber in diesem Sehnen war nichts von der leeren Habgier des alten Polyhistors, nichts von der trockenen Sammelwut eines Famulus Wagner. Alles Hohe und Schöne, was die Welt leitet, sollte vielmehr nur Mittel sein, Mittel zu einem großen Zweck: vollkommene Menschen zu bilden. Niemals ist die Pflicht, sich strebend zu bemühen, heißer und wirksamer empfunden worden; es war etwas aus der Glut religiöser Erweckungszeiten in diesen äußerlich oft so trockenen und sachlichen Naturen. Was beglückt Winckelmann an dem Anblick der Antike? Nicht einfach ihre Schönheit, sondern die besänftigende und veredelnde Macht ihrer edlen Einfachheit und schönen Stille. Was fesselt Humboldt an die Sprachwissenschaft? Er spricht es selbst aus: „das ist mir überhaupt beim Sprachstudium fast allein wichtig, daß man die vielfältigen Arten kennen lernt, in welchen die Ideen ausgedrückt werden können". Selbstbeherrschung will der Begründer der Kunstgeschichte, intellektuelle Toleranz der Meister der Sprachphilosophie erobern.

In diese Epoche nun grenzenlosen Verlangens nach Selbstvervollkommnung hat die Natur ein Individuum gestellt, an dem sie erproben wollte, wie weit diese Ideale erreichbar seien. Sie nahm eine Seele von großer Weichheit und fast weiblicher Empfindsamkeit, einen Geist von größter Aufnahmefähigkeit und ungemeiner Arbeitslust und stattete ihn äußerlich mit allem aus, was ihn fördern konnte. Eine Jugend, die ihn zwang, in die Anspannung der eigenen Kraft einzukehren, weil der Vater früh verstarb, die oberflächlich elegante Mutter den Kindern fern blieb, der hochbegabte Bruder vielfach ganz andre Wege schritt. Tüchtige Erzieher, die aber doch nicht durch ihre Stärke erdrückend wirkten; eine glückliche Mischung von Landleben und Stadtluft; eine zarte, aber doch bei vorsichtiger Handhabung ausreichende Gesundheit. Weiterhin, um an die Peripherie seiner Existenz zu gelangen, eine sorgenlose Lage, ein vornehmer Name, beste Beziehungen, eine sympathische Erscheinung. Schließlich, was ihn vielleicht am allerstärksten vorwärts brachte: das unschätzbare Glück, den Größten seiner Zeit wohl als Schüler, aber als hochgeachteter, wie ein mitstrebender

Freund geschätzter Schüler angehören zu dürfen. Dies alles legten die gütigen Feen einem in die Wiege: Kraft und Zartheit, Lernbegier und Lebensfreude, Begabung und Rang, und die Freundschaft von Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller. So ward Wilhelm v. Humboldt.

Und nun — dieses Schoßkind des Glückes fühlte sich doch nicht glücklich. Die aussichtsvolle Laufbahn des Beamten schien ihm ein zweckloses Vergeuden der Zeit, und mehr noch scheute er das, „was sie Ruhe nennen und was Leere ist". Durchaus von dem überzeugt, was in ihm Größtes versprach, war er doch durch den Anblick genialerer Naturen, so auch der seines Bruders Alexander, scheu und schüchtern geworden: „Mir gab die Natur wenig, was ich von ihr empfing, zerstörte das Schicksal früh. Sie hat alles in mir durch eigene Anstrengung gemacht oder durch Lage und Umstände hervorgebracht." Er treibt sich in den geistreichen Kreisen Berlins umher, die damals eine nie wieder erreichte Harmonie der Aristokratien darstellte; aber indem er einen Freundschaftsbund mit der schönen Henriette Herz, mit der ernsten Dorothea Veit-Mendelssohn, mit dem liebenswürdigen Carl von La Rode schließt, fühlt er sich innerlich kühl, und selbst die reizende Erfahrung, wahre Liebe zu erwecken, wird ihm (wie Grillparzer) durch die fast krankhafte Objektivität vernichtet, mit der er Menschenkenntnis und Seelenstudium übt. Er liest und lernt, und fühlt: das ist nur Ersatz für Höheres. „Ich hatte so eine traurige, frühe Jugend. Die Menschen quälten mich, ich hatte keinen, der mir etwas war, oder wenn ich mir auch einmal einen so idealisierte, so konnte ich nicht mit ihm umgehen. Das gab mir so eine eigentliche Liebe zu den Büchern, und in das trockenste Studium mischte sich so eine Empfindung, so eine Anhänglichkeit, die aus Bitterkeit gegen die Menschen entsprang und oft nicht ohne Tränen war." Wie der junge Ibsen neben dem jungen, sieghaften, vorstürmenden Björnson, stand er neben dem Bruder. Er war mit allen Freuden und Büchern und Wünschen einsam. „Ich war gut von Natur und einfach und willig, alles zu tun, was andre beglücken konnte. Ich war glühend und oft romantisch und kannte kein Ziel, wenn ich mich andern aufopfern sollte. Ich achtete nicht zumal auf mein Denken und Tun und hatte doch auch keinen Sinn, mich in Fremdes zu schmiegen."

„Meine Existenz", schrieb Goethe in ähnlicher Stimmung, „starrt zum kalten Fels." Der bestimmt schien, das vollkommene Muster der humanen Selbsterziehung darzustellen, der fühlte sich als verfehlte Natur und sein Dasein als zwecklos.

Plötzlich geschieht das Wunder. Der Mythus Platons wird Wahrheit: Wilhelm v. Humboldt findet in Caroline v. Dacheröden die andre Hälfte seines Seins. Nicht müde kann er werden, der Geliebten, der Braut zu versichern, in immer neuen Worten zu versichern, daß erst sie seinem Leben Sinn und Zusammenhang gab. „Wir hätten beide mit manchem andern Wesen glücklich sein können, aber das Leben, wozu die Natur uns schuf, konnten wir nur miteinander leben! Die höchste Kraft und der höchste Genuß des Weibes schien mir immer darin zu liegen, von schönen, reinen, idealischen Empfindungen erfüllt, den Streit der äußern Wirklichkeit damit nicht aufzuheben, aber doch mehr zu ebnen. Die Möglichkeit daraus ahndete ich. Einen, aber großen, erhabenen, alles was Menschen Wert gibt, umfassenden Zweck vorlegen; höchste Mannigfaltigkeit in der Umbildung, Sinn für Gabe und Genuß jeglichen Grades und jeglicher Art, und dann, Kraft genug, die höchste Mannigfaltigkeit aufs höchste zu vereinfachen, das viele immer auf das eine zu beziehen, in jedem einzelnen immer Seiten zu finden, wo es mit allem zusammenschmilzt — das war mein Ideal . . . Du durchschautest mich ganz, wenn du sagtest, daß ich nie unglücklich sein würde — aber das alles war so tot, so kalt in mir; es fehlte ihm das Leben, die Energie, die Glut — und was wären alle Wunder der Schöpfung, wenn auf einmal die rege Kraft stille stände, die sie belebt? Diese belebende Kraft, diese alles durchströmende Wärme gab mir deine Liebe, Lina!" Und wieder: „Es gab nur ein Mittel, wie ich glücklich werden, wie ich einer sehr schwarzen Zukunft entrissen werden konnte. — Liebe, die mit ihrem Reichtum meine Armut übergoß!

und dann sich selbst täuschend die eigene Fülle für die meinige hält, Liebe, die sich durch mich glücklich fühlte und mir den Gedanken, die Gewißheit gab, daß mein Dasein dennoch nicht zwecklos war." Und ein andermal: „Wahrlich, Lina, wir kennen die Seligkeit selbst noch nicht, die wir einander zu reichen vermögen und reichen werden. Dein Wesen ist so unerschöpflich, deine Empfindung so reich, und mein Herz mußt du noch so jugendlich, manchmal so kindisch unerfahren finden. Oft ist's mir unbegreiflich, wie es sich so zu erhalten vermochte, aber dann faß ich's doch wieder leicht, weil mein Herz in seinen vollsten, besten Kräften eigentlich wenig beschäftigt war, weil sie lange auch da noch ruhten, da mein Verstand schon viele Verhältnisse kannte, die bei andern gewöhnlich früher das Herz empfindet . . . Das Bewußtsein, ganz verstanden zu werden, halt ich von niemand als von dir, und so erhältst du jugendlich und unentweiht, was in mir liegt."

Hier scheint nun das Individuelle der Erscheinung Humboldts in durchaus typische Verhältnisse einzumünden. Es ist gut bezeugt, daß auch früher schon (und ebenso später) verliebte Brautleute sich von Ewigkeit für einander vorbestimmt glaubten, daß sie von ihrer Bekanntschaft eine neue Ära datierten — und sogar datieren durften. Gewiß bleibt ja auch in letzter Linie das Geheimnis unlösbar, was gerade diesen Mann und diese Frau zusammenführt; vergeblich hat der unselige Otto Weininger es mit seinem mathematischen Kalkul lösen wollen, die beiden müßten sich immer zu zwei „ganzen Menschen" ergänzen, und was dem einen Teil an Mannheit abgehe, müsse der andre im Überschuß besitzen. . . . Wir gestehen, daß wir in Caroline v. Dacheröden hervorstehende Eigenart nicht zu finden vermögen; und wenn sie da wäre, bliebe das Rätsel Schillers:

Meine Laura, nenne mir den Wirbel,
Der zu Herzen Herzen mächtig reißt.

Vor allem muß doch jene Erfahrung als wirksam angesehen werden, daß sie eben tatsächlich den kühlen, trockenen Jüngling aufs leidenschaftlichste zu entflammen wußte. Er ist, sagt eine Freundin wunderhübsch, „so lieb verliebt": es beglückt ihn, daß er volle Liebe empfinden kann, daß er in einem Menschenbild ein Ideal zu erblicken vermag. Auch Johanna v. Puttkamer war keine hervorragende Erscheinung; aber der große Staatsmann, der sich selbst das Organ der Verehrung absprach, hat in der treuen Lebensgenossin bis über ihren Tod hinaus die geliebt, der er sich einst ganz zu ergeben vermochte. Immerhin kann man noch sagen, daß die liebenswürdige Beweglichkeit und offene Redlichkeit des schönen Mädchens Humboldts eigene gelehrte Schwerfälligkeit besonders glücklich ergänzte. Immerhin aber, daß sich zwei junge Leute verlieben, bleibt ein Wunder, aber ein typisches; daß sie glücklich werden, daß sie glücklich bleiben, sind weitere, größere Wunder, aber auch zu ihnen bedarf es keines Humboldt. Danach erst fängt wieder das Einzige an: in der großartigen Weise, wie beide auch dies ihr Glück unter dem Gesichtspunkte der Pflicht, sich höher zu entwickeln, auffassen. Daß er nun erreichen werde und erreichen müsse, was er allzeit erstrebt, woran er verzagt, das spricht er immer wieder aus; aber ganz ohne die Pedanterie, mit der der arme Heinrich v. Kleist den Kursus des gegenseitigen Unterrichts unter Verlobten betrieb, in einer freien, poetischen Weise. Es ist nicht nur Überschwang des Gefühls in der Seele der Schiller-Freundin, wenn sie ihn am liebsten als „heiligen Mann" anredet: es ist wirklich etwas von der Seligkeit der Frommen, in denen der „Durchbruch der Gnade" erfolgt ist, von der Gewißheit der Erlösung in dem Gefühl, das sie teilen und so verdoppeln. „Alle dienen der einzigen Göttin, der Erhöhung des Menschengeschlechts, dem Wachstum menschlicher Kraft und menschlichen Genießens . . . Vieles kann man nehmen an vielen, aber werden und wachsen kann man nur durch Übergehen in einen."

So vollendet erst diese Verbindung die Persönlichkeit Humboldts; nun erst ist er ganz, wozu ihn die Natur schuf: der vollkommenste Zögling des Zeitalters der Humanität, das unerreichte (selbst von Goethes so unendlich stärkerem Naturell nicht erreichte) Muster bewußter harmonischer Selbsterziehung.

Daß uns die anderthalbhundert Briefe dies Schauspiel genießen lassen, daß wir durch sie dem unendlich seltenen Beispiel vollsten Aufblühens reicher Kräfte beiwohnen dürfen — darin seh ich die Hauptbedeutung der vornehm ausgestatteten Sammlung. Literarisch ist der Wert der Herzensergießungen natürlich ungleich; als Proben schwärmerischen Stils aus der Umgebung Schillers, als Muster anmutiger Porträtierkunst, wie Humboldt sie so eifrig pflegte, haben viele Bedeutung, andre sind nur ihr schwächeres Abbild. Noch weilt die Betrachtung und die Liebe der beiden Korrespondenten fast zu ausschließlich auf ihnen selbst. Die eigenen Verwandten kommen nicht zum besten weg; „Lis" Vater wird mit gutmütiger Überlegenheit, „Bills" Mutter fast mit verletzender Ironie behandelt; die Brüder, Carolinens geschwätziger mit dem Beinamen „das Sternbild" und Wilhelms noch unreifer mit dem sonderbaren Necknamen „Kies", gelten als Erziehungsobjekte. Eine gewisse sichere Kühle allen Fernestehenden gegenüber wird beiden merkwürdig leicht, und fast bedenklich mutet das vergnügte Gesicht an, mit dem sie andern ihre Verbindung als eine reine Vernunftehe vorstellen. Jeder hatte eben seine Leidenschaft, so weit er eben Leidenschaft besaß, so völlig dem andern Teil zugewandt, daß für die übrigen von Wärme kaum noch etwas übrig blieb.

Nur zwei Menschen machen noch eine Ausnahme: Schiller und seine Frau. Wie der große Dichter seiner Lotte aus dem Nebenzimmer zuruft: „liebe Frau," das macht auch ihnen warm ums Herz. Hatten doch gerade sie den seltsamen Liebeswirren Schillers aus nächster Nähe zugesehen, wußten sie doch aus seinem eigenen Munde, wie nahe Schillers geistreiche Schwester, auch eine Caroline (und sogar eine gedoppelte „Lili" neben Humboldts „Li!") ihm gestanden hatte. Sie waren froh über seine Entscheidung, die ihnen die richtigere schien. Denn an seinem Glück nehmen sie innersten Anteil; seine Erkrankung erregt sie; und Humboldt fürchtet sogar auch für das Geistige in dem großen Freund, das Charlotte („Lolo") herabgestimmt habe: „Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größten Menschen herabsinken sehen muß. Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte. Wie voll der glühendsten Entscheidungen, wie beschäftigten Herzens, und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte, nun lächelt er über tiefempfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild." Das volle Glück der idealen Ehe, wie er es besaß, hätte Humboldt dem Mann, den er am meisten verehrte, so gern gegönnt.

Mit herzlicher Freundschaft, obwohl um manchen Grad kühler, wird auch noch der trotz seiner Schwäche liebenswürdige Dalberg von beiden genannt. (Auch ihm fehlt nicht der stehende Neckname: „Goldschatz" heißt der zärtliche Freund.) Wohltuend berührt auch die menschliche Teilnahme, mit der Caroline nach der unglücklichen Verehrerin ihres Humboldt fragt, der sie die letzten Hoffnungen geraubt hat.

Einmal entwischt dem jugendlichen Bräutigam ein merkwürdiges Geständnis: „Das höhere Alter war von jeher ein Gegenstand meiner sehnlichsten Wünsche. Man nennt mit Unrecht das Alter des Greises das Alter der Untätigkeit. Der Wirkungskreis mag enger, eingeschränkter sein, aber vielleicht ist er auch schöner, vielleicht ist das Gute auch reiner, das Gute, das man wirkt und das man genießt." Es ist etwas gefährlich Frühreifes in solchen Wünschen; und ungestraft wandelt man nicht unter Palmen. Um eine antike Statur, freilich von höchster Reinheit der Form, zu werden, mußte Humboldt auf die Vielfarbigkeit temperamentvollen Lebens verzichten. Er ist doch ein zärtlicher Vater, ein treuer Freund, ein aufopfernder Patriot geworden. Aber wir erkennen doch, daß es nicht nur Hypochondrie war, wenn er vor der rettenden Bekanntschaft mit Lili als der rechte humanistische Pietist, der er war, über „Trockenheit des Herzens" klagte. In mancher modernen Dichtergestalt sehen wir die Gefahren verwirklicht, die dem „Kultus des Ich" auch in seiner edelsten Form drohen; in dem Brautpaar Humboldt sehen wir sie überwunden durch die Macht, die über der Weisheit ist: die hingebende Liebe.

Richard M. Meyer.

Das Tier Jehovahs.

Das Tier Jehovahs. Ein kulturhiſtoriſcher Eſſay. Von Ernſt Heilborn. Berlin, Georg Reimer. 1905.

„Was iſt und gibt dem Menſchen das Tier?“ Das iſt die Frage, mit der der Verfaſſer an die Schriften des Alten Teſtaments herantritt. In der Tat ein ebenſo originelles und reizvolles, wie nach den verſchiedenſten Seiten hin ergiebiges Problem. Die Entwicklung der Kultur, der Religion, der Kunſt, die ganze Geiſtesgeſchichte eines antiken Volkes ſpiegelt ſich irgendwie in dem, was es von ſeinen Tieren zu ſagen weiß. Man vergleiche etwa das alte Gebot: „Am ſiebenten Tage ſollſt du feiern, damit dein Rind und Eſel ſich ausruhen können und der Sohn deines Sklaven und der Fremde auch einmal aufatmen“ mit dem Spruch des Sirach: „Die Weisheit des Schriftgelehrten bedarf der Muße. Wie kann weiſe werden, ... wer die Ochſen antreibt und ſich mit dem beſchäftigt, was ſie zu tun haben?“ Die Art, in der hier von den Tieren geſprochen wird, läßt in dem erſten Worte die Hürden eines alten, von Viehzucht lebenden Volkes, in dem zweiten die Schreibſtube eines prieſterlichen Gelehrten, der den Ochſenbauern verachtet, vor uns emporſteigen. Alſo den Anfangspunkt und das Endziel einer langen Entwicklung der Kultur. Welche Geſchichte des religiöſen Lebens liegt zwiſchen der Zeit, in der Stierbilder in Jahwes Tempel ſtanden und „das Fett der Maſtkälber und das Blut der Farren“ auf ſeine Altäre kam, und dem Worte, das der Pſalmdichter Jahwe ſprechen läßt: „Mein iſt alles Wild des Waldes und die Tiere auf den Bergen ... Eſſe ich denn Fleiſch von Stieren und trinke ich der Böcke Blut? Opfere Gott Dank. Damit bezahle deine Gelübde.“ Und ſicher iſt es für die Beurteilung der künſtleriſchen Aufnahmefähigkeit und Geſtaltungskraft eines Volkes wichtig, zu erwägen, welche Tiere es für wert gehalten hat, ſie als Bilder für die Geliebte, für ſeine Freunde und ſeine Feinde zu verwenden: „Wie ſchön biſt du, mein Lieb, wie ſchön! Deine Augen lugen wie Tauben hinter deinem Schleier hervor. Dein Haar iſt wie eine Ziegenherde, die vom Berge Gibeon herniederſteigt.“

Der Verfaſſer hat das Material aus den kanoniſchen Schriften des Alten Teſtaments und einigen Apokryphen mit großer Sorgfalt, man darf wohl ſagen, vollſtändig zuſammengeſtellt. Schon das erſcheint mir als verdienſtlich. Aber auch ſeine einzelnen Beobachtungen und ſeine das Ganze überſchauenden Bemerkungen ſind aller Beachtung wert.

Aus manchen Einzelheiten erkennt man freilich, daß wir es hier nicht mit der Arbeit eines altteſtamentlichen Fachgelehrten zu tun haben: Einem ſolchen würde es nicht geſtattet ſein, die irrige Lesart Jehova und die wiſſenſchaftlich allein begründete Jahwe für den altteſtamentlichen Gottesnamen manchmal in demſelben Satzgefüge abwechſelnd zu gebrauchen. Ernſt Heilborn ſcheint auch des Hebräiſchen nicht kundig zu ſein: er zitiert nach der Überſetzung, die von Kautzſch herausgegeben iſt. Natürlich hat das aber auch für die ihn beſchäftigende Frage manchen Nachteil. Um nur zweierlei hervorzuheben: der Verfaſſer meint, daß der hebräiſchen Poeſie

die Klangmalerei fremd gewesen sei. Eine Untersuchung der für die verschiedenen Tierstimmen gebrauchten Ausdrücke dürfte ihm dieses Urteil, das auch sonst zu bestreiten ist, sofort zweifelhaft gemacht haben: vergleiche z. B. das Wort ziphzeph für das Zirpen des geängstigten Vogels und naham für das dumpfe Knurren des Löwen. Sodann ist es für die Art, wie ein Volk die Tiere beobachtet und beurteilt, doch nicht unwichtig, die Ausdrücke zu studieren, mit denen es die einzelnen Tierarten benennt: Wenn das wilde Tier im Hebräischen als „das Lebendige", das große Haustier aber (insbesondere Rinder, Esel, Kamele) im Gegensatz zu dem Menschen, mit dem es lebt, als „das Stumme" bezeichnet wird, so hat schon Herder die Feinheit gerühmt, mit der hier ein charakteristischer Zug zur Bezeichnung geprägt ist.

Ich könnte solche Einwände noch mannigfach erheben[1]), aber da der Verfasser, dem wir z. B. eine Ausgabe von Novalis' Schriften verdanken, darüber keinen Zweifel gelassen hat, daß das Alte Testament nicht sein eigentliches Forschungsgebiet ist (vergl. S. 103 und andre Stellen), so wäre es wohl unbillig, sein Buch mit Maßstäben zu messen, die einer fachwissenschaftlichen Arbeit gebühren.

Es ist doch etwas Erfreuliches und Bewundernswertes, daß hier ein „Laie" seiner Übersetzung des Alten Testaments mit einer eigenen und ertragreichen Fragestellung gegenübertritt und sie aufs gründlichste durchforscht. Man darf vermuten, daß ihm nicht allein der Gegenstand seiner Untersuchung, sondern auch manches Wichtigere die Liebe zu jenem alten Schrifttum gegeben hat, die auf jeder Seite seines Buches so sympathisch berührt.

Was den Gesamteindruck betrifft, mit dem ich das Buch aus der Hand lege, so scheint mir der Verfasser nicht ganz der Versuchung widerstanden zu haben, die Aussagen des Alten Testaments durch moderne Fragen in ein falsches Licht zu rücken. Das Mitleid mit dem leidenden Tier z. B. sucht er, so sicher es im Alten Testament nicht ganz fehlt, bei diesem derben und durchaus nicht sentimentalen Volk zu oft. Sodann erscheint es mir auch als eingetragen, wenn der Verfasser zuweilen, z. B. bei der Sintflut Seite 24, auf den ästhetischen Eindruck der Landschaft verweist. Er verdirbt sich damit meines Erachtens eine Beobachtung, für die er das Material selbst aufs beste an die Hand gibt. Nämlich: es ist gerade auffallend, daß der alttestamentliche Dichter selbst an Stellen, wo es uns fast unerläßlich erscheint, jede Landschaftsschilderung vermeidet. Wenn ein Prophet sagen will, daß eine Stadt in Trümmer sinken wird, so spricht er nicht von dem schrecklichen Anblick der ragenden Trümmer oder der weiten öden Steppen, sondern er nennt die Wüstentiere, die dort hausen werden, wo einst fröhliche Menschen waren. Das Landschaftliche als solches vermochte das Auge dieser antiken Künstler noch nicht zu fassen; erst die Renaissance hat uns wohl dazu fähig gemacht. Jesus Christus hat, wenn dieses Beispiel gestattet ist, die Schönheit „der Lilien auf dem Felde" gerühmt, aber von den Kreidefelsen des Libanon und dem Sonnenuntergang am See Genezareth hat er nicht gesprochen.

Der Titel des Buches sollte lauten: „Das Tier im Alten Testament". Den vom Verfasser gewählten Ausdruck empfinde ich als gekünstelt und der Sache nicht entsprechend. Vielleicht tun wir gut, in dieser Beziehung von der edeln Einfalt hebräischer Prosa zu lernen.

Das Buch dürfte kaum die endgültige und einzige Antwort auf die von seinem Verfasser aufgeworfene Frage bleiben; aber es darf beanspruchen, als eine interessante und originelle Einzeluntersuchung namentlich zur Ästhetik im Alten Testament beachtet und gewürdigt zu werden.

Hans Schmidt.

---

[1]) Namentlich bezüglich der chronologischen Äußerungen des Verfassers, die an einzelnen Stellen verhängnisvolle und leicht vermeidbare Irrtümer aufweisen; vgl. z. B. S. 31.

p. 1. **Gesammelte Schriften.** Von Eduard Mörike. In vier Bänden. Volksausgabe. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1905.

2. **Eduard Mörikes sämtliche Werke.** In sechs Bänden. Von Rudolf Krauß. Mit vier Bildnissen, zwei Schattenrissen und einem Brief als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Langsam, aber stetig hat Eduard Mörike sich seinen Platz im Herzen des deutschen Volkes gewonnen, den er sicherlich nie mehr verlieren wird. Dennoch kann man ihn „populär" im landläufigen Sinne dieses Wortes nicht nennen: für die Masse hat er nicht gedichtet, dafür war seine Muse zu subtil und wohl auch nicht produktiv genug. Lange ist er nur der Dichter der wenigen gewesen, die den großen Lyriker in ihm erkannten, und er selbst hat es kaum noch erlebt, daß aus diesen wenigen viele wurden; und wie sehr dieser Kreis der Verstehenden und Genießenden sich immer mehr von Jahr zu Jahr erweitert hat, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß hier zwei Gesamtausgaben seiner Werke vorliegen: eine Volksausgabe, die nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, und eine umfangreichere, die, nach kritischen Gesichtspunkten veranstaltet, alles umfaßt, auch das, was in früheren Sammlungen nicht enthalten war (Gelegenheitsgedichte, dramatische Arbeiten). Dieser Ausgabe voran geht eine vortreffliche Biographie des Dichters, in welcher der um die Mörike-Forschung sehr verdiente Herausgeber, Rudolf Krauß, Leben und Schaffen Mörikes liebevoll darstellt und seinen Entwicklungsgang durch eine Reihe zum größeren Teil noch ungedruckter Jugendbriefe illustriert. (Ein Teil davon ist vor einigen Jahren in der „Rundschau" erschienen.) Immer wird der Roman „Maler Nolten" ein wertvoller Besitz der deutschen Literatur sein; immer werden am „Stuttgarter Hutzelmännlein" und „Mozart auf der Reise nach Prag" neue Geschlechter sich ergötzen und erfreuen. Mörikes Ruhm und Unsterblichkeit aber beruht auf seinen Gedichten: mit Recht sagt Julius Klaiber in den einleitenden Seiten zur Volksausgabe, daß man den vollen Herzschlag des deutschen Volksliedes in Mörikes Liedern finde, wie, außer bei Goethe, kaum noch irgendwo. Die erste Sammlung erschien 1838 und in spärlicher Verbreitung brachte sie es, immer vermehrt, im Jahre 1867 zur vierten Auflage. Die achte erschien 1889; aber schon sechzehn Jahre später und ein Jahr nach Mörikes hundertstem Geburtstage konnte die 22. Auflage ausgegeben werden. Wenn etwas, so bestärkt dies uns in der frohen Zuversicht, daß auch in unsrer Zeit, allen Widerständen zum Trotz, der Sinn für echte Poesie sich siegreich behauptet.

pσ. **Wieland der Schmied.** Dramatische Dichtung. Von Fritz Lienhard. Mit einer Einleitung über Bergtheater und Wielandsage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1905.

Es gibt weite Volksschichten, in denen das Wort „Heimatkunst" und alles, was sich damit verknüpft, einen großen Zauber ausübt. Man knüpft bewußt oder unbewußt wieder bei Herder an und tritt, mit Übergehung einzelner Phasen in Goethes Leben, in die Bahnen ein, die den Weg der volks- und altertümlich gewandten Romantik bezeichnen. Auf den Gebieten der bildenden, der dichtenden, der darstellenden Kunst und auch sonst sind die Folgen bereits wieder sichtbar. Man belebt ältere deutsche Stoffe von neuem, man sucht eine Art volkstümlicher Bühne zu schaffen. So hat Ernst Wachler sein offenes Bergtheater auf dem Felsen des Hexentanzplatzes bei Thale am Harz eingerichtet, wo er hauptsächlich Stücke, deren Stoff der deutschen Vorzeit oder Romantik entnommen ist, spielen läßt. Für dieses Bergtheater zunächst hat Fritz Lienhard seine dramatische Dichtung „Wieland der Schmied" getrieben. Er folgt im wesentlichen dem Wielandliede der Edda, das Wielands Feindschaft mit Nidhod und seine schreckliche Rache besingt. Lienhard wendet den Stoff aber so, daß alles Leid aus der Feindschaft mit Nidhod, alle Freude aus der Verbindung mit der göttlichen Schwanenjungfrau Allwiß dazu dient, Wieland aus der Dumpfheit seines zwergischen Daseins zum Adel eines freien Menschentums, das sich zum göttlichen Ursprung siegreich aufschwingt, emporzurichten. Die Dichtung ist edel und rein, sie entbehrt nicht der dramatischen Spannung, was ihre mehrfache Aufführung auf dem Bergtheater überzeugend dargetan hat, und bedeutet für Lienhard selbst eine Steigerung seiner bisherigen Leistungen.

p. **Märchen.** Von Lili v. Baumgarten. Straßburg i. E., Josef Singer. 1906.

Diese Märchen sind das erste Werk einer jungen Dichterin — zarte Gebilde einer Phantasie, für die das Wunderbare doch nur ein Symbol und die Natur selber ein Spiegel ist. Die Schauer, die sich im Dunkel des rauschenden Waldes bergen, der goldene Duft, der über dem wogenden Kornfeld weht, leihen ihr Klang und Farbe; Königskinder, Spielleute, Hirtinnen, böse Geister und Zwerge sind ihre Gestalten, hier an die germanische Göttersage, dort an die Romantik erinnernd; doch hinter diesen steht das Schicksal, das nur der Mensch begreift und nur der Dichter zu deuten weiß. Es ist ja die eigne Geschichte, die er erzählt: des Dichters, der, wie es in dem schönen Kapitel „zum Anfang" heißt, sich emporschwingen möchte zu den seligen Höhen, von denen das Licht kommt, und dem doch nur die Sehnsucht bleibt, die nie gestillte, nie ersterbende. Doch „das Ende" bringt die Lösung: der Zauber der Waldeinsamkeit ist dahin; wo die Feen im Mondenschein den Ringelreihen tanzten, glänzen jetzt Schienenstränge, der Lärm der Eisenbahn und der Strom der Menschen haben all den bunten Spuk vertrieben — das Märchen ist tot. Aber wir glauben, Lili v. Baumgarten hat es in diesem liebenswürdigen Büchlein noch einmal aufgeweckt; und wenn wir in ihr ein neues Talent begrüßen dürfen, macht es uns besondere Freude, in diesen Tagen, da die weibliche Jugend vielfach auf ganz andern Wegen geht, aus so reinen Händen eine so verheißungsvolle Gabe zu empfangen.

μν. **Der Dom zu Aachen und seine Entstellung.** Von Josef Strzygowski. Ein Protest. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1904.

Der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses ist nicht das einzige Opfer, das dem Wahn „stilgemäßer" Erneuerung dargebracht worden ist. Die Phylloxera renovatrix, von der einst Thausing sprach, ist noch nicht unschädlich gemacht. Doch kann es nicht mehr lange dauern, bis die Architekten aus dem Rausch der Stilfexerei erwachen und das als Mummenschanz, Theaterempfindung und üble Meiningerei erkennen, was sie Restauration im Stil der Zeit nennen. Leider gehört auch das ehrwürdige Aachener Münster Karls des Ersten in diese unglückliche Reihe. Man hat das Pfeileroktogon mit Marmorinkrustation bekleidet, ohne zu wissen, ob und wie eine solche Dekoration im Beginn des 9. Jahrhunderts stattgefunden hat; man hat auf Grund einer flüchtigen Zeichnung des 17. Jahrhunderts die Kuppelmosaiken erneuert und solche im Umbau der Kuppel in einem imaginären römisch-ravennatischen Stil hinzugefügt, und man täuscht mit solcher Theatermalerei dem Publikum eine pseudohistorische Stimmung vor. Prof. Strzygowski in Graz, der unsre Monumentenkenntnis des christlichen Orients unermüdlich und glücklich bereichert hat, deckt in einer Streitschrift die absolute wissenschaftliche Unzuverlässigkeit dieser ganzen Art Restauriererei auf. Er teilt bei diesem Anlaß seine persönliche Ansicht mit, nach der die stilistischen Urbilder der Aachener Kirche in Rundbauten des inneren Kleinasien zu suchen seien, die vom orientalischen Mönchstum getragen in Gallien eingewandert seien. Man wird einstweilen diese Hypothesen den andern anzureihen haben, die seit einiger Zeit die Stilfrage des Aachener Münsters hervorgerufen hat. Von der einen Seite ist angelsächsischer, über Utrecht kommender Einfluß vermutet worden; von der andern ist auf nordgermanischen Ursprung und Verwandtschaft mit nordischem Rundbau geraten worden. So viel bleibt gewiß, daß diese unter sich so verschiedenen Erklärungsversuche das gemeinsame haben, daß sie die Basis der naiven Einfalt völlig zerstört haben, mit der man ein so einzigartiges Werk restaurieren, d. h. in seinem dokumentarischen Wert zu nichte hat machen wollen.

βλ. **Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit.** Von Dr. phil. Ernst Müsebeck. Tübingen, Mohr. 1905.

Des Verfassers Empfindung, daß nicht fünfzig Jahre nach seinem Tode das Andenken des wahrhaften deutschen Patrioten Ernst Moritz Arndt dem Volksbewußtsein der Gegenwart entschwunden, die lebendige Fühlung mit ihm „dem modernen Bildungsphilister" verloren gegangen sei, hat mit dazu beigetragen, seiner Untersuchung über Arndts Werdegang innerhalb der geschichtlichen Formen des Christentums und des kirchlich-religiösen Lebens seiner Zeit Schwung und Wärme zu verleihen. Dennoch hat auch Müsebeck auf dem von ihm gewählten Gebiet nur gescheiterte Hoffnungen zu verzeichnen. Man schrieb 1805, als Arndt sich berechtigt glaubte, mit dem Katholizismus als einer Weltanschauung, die für die Zukunft noch etwas zu bedeuten habe, nicht mehr zu rechnen. Es war der Irrtum eines Optimisten, der Verständigung zwischen katholischer und protestantischer Weltanschauung erstrebte, eine deutsche nationale Kirche für möglich hielt und dennoch zur religiösen Polemik gedrängt wurde, nicht nur gegen Rom, sondern gegen die lutherische Orthodoxie und ihren Versuch der Begründung einer unbedingt herrschenden Theologenkirche. Die einst von Arndt geträumte, als Abschluß der nationalen Wiedergeburt gedachte Kirche der Germanen entschwand seinem Gesichtskreis ebenso wie die Wiedervereinigung der Konfessionen, „eine himmlische, überirdische, unsichtbare Idee, welche auf Erden nimmer gesehen noch verwirklicht werden kann." Persönlich hat er sich ein frommes, inniges, werktätiges Christentum gerettet, auf dem festen Grunde des Glaubens an die Gottheit Christi, den er nie lauter als nach dem Erscheinen des „Lebens Jesu" und mit der charakteristischen Bemerkung betonte, „er wolle weder mit den Pietisten wimmern noch mit Straußfedern fliegen."

βλ. **Briefe der Königin Sophie Charlotte von Preußen und der Kurfürstin Sophie von Hannover an hannoversche Diplomaten.** Herausgegeben von Dr. Richard Doebner. (Publikationen aus den Königl. Preußischen Staatsarchiven.) Leipzig, Hirzel. 1905.

Offener, geistreicher und liebenswürdiger hat selten eine königliche Frau geschrieben als Sophie Charlotte, Königin von Preußen, deren früher Tod von den Zeitgenossen, die ihren Wert erkannten, als ein unersetzlicher Verlust beklagt wurde. Sie habe ihresgleichen in der Welt nicht gehabt, schreibt einer derselben, Graf Schulenburg; an Tugend, Verstand und Güte sei sie unübertroffen gewesen. Leibniz, der ihr Vertrauen besaß, spricht in den gleichen Worten von ihr. Sie hatte von der Mutter, Kurfürstin Sophie von Hannover, den Frohsinn geerbt, den ihr auch der Gemahl, der erste Preußenkönig Friedrich, nicht trübte: „Ich sehe die Dinge von den Sperrsitzen aus und laß andre Komödie spielen," schrieb sie kurz vor ihrem Tode. Sie teilte auch mit der Mutter die rege Aneignungsfähigkeit und das Interesse an allen intellektuellen, politischen und religiösen Problemen der Zeit. Der reiche Briefwechsel der Kurfürstin Sophie ist auch in der vorliegenden Publikation durch eine Reihe von Korrespondenzen vermehrt, die ihrerseits ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, aber auch zur Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände sind, deren Chronik zu verzeichnen beide fürstliche Damen nicht verschmähen. Der Versuch, das etwas erratische Französisch, in dem sie geschrieben, der modernen Schreibweise anzubequemen, läßt zu wünschen übrig.

γ. **Dagommier** (1738—1794). Par Arthur Chuquet. Paris, Collection „Minerva", Albert Fontemoing. 1904.

Einer der tüchtigsten französischen Historiker

der Gegenwart hat es in diesem Buche unternommen, seinen vielen Verdiensten um die Geschichte der Revolutionskriege ein neues hinzuzufügen, indem er aus den Archiven das Bild eines bisher nicht entsprechend gewürdigten Mannes erstehen ließ: des Generals Dugommier. Dieser war am 1. August 1738 in Basse-Terre auf der Antilleninsel Guadeloupe geboren, schlug die militärische Laufbahn ein und wurde auf seiner Heimatinsel der Führer der „patriotischen" konstitutionellen Partei. In Gegensatz zu allen politischen und richterlichen Behörden der Insel geraten, die ihn als „bête noire" betrachteten, begab er sich nach Frankreich, wo er Brigadegeneral wurde und sich in Italien so hervortat, daß er zum Oberbefehlshaber der sogenannten Revolutionsarmee ernannt wurde, der die Belagerung der Stadt Toulon zufiel, dieser „ville infâme", die sich gegen die Schreckensherrschaft erhob und die Hilfe der Engländer annahm. Dugommier ist mindestens der Mitbezwinger der Stadt, obschon er es noch erleben mußte, daß schon die Zeitgenossen Bonaparte diesen Ruhm allein zuschrieben; in Wahrheit hat Dugommier das Verdienst, die Bedeutung Bonapartes begriffen, seinen Plan zu dem seinigen gemacht und ihn kraftvoll ausgeführt zu haben; unter einem weniger fähigen General wäre Bonaparte unbeachtet geblieben. Später focht Dugommier gegen die Spanier in Perpignan und den Ostpyrenäen; er warf sie zurück und brachte die Madrider Regierung zu Angeboten des Friedens, die freilich auf Abtretung der südlichen Provinzen an Ludwig XVII. hinausliefen. Dugommier lehnte das ab, focht weiter, so daß er, der in der Schlacht am Schwarzen Berge den Heldentod fand, als der wahre libérateur du midi in den französischen Annalen fortleben wird. Persönlich war er nach Bonapartes Zeugnis äußerst tapfer, voll Leben und Tätigkeit, kaltblütig, unbeugsam, dabei gütig und gerecht.

$\beta\lambda$. **Inquisition et Inquisitions.** Conférences. Par S. A. Gaffre et A. Desjardins. Paris, Plon. 1905.

Von allen geistigen Verirrungen eine der schlimmsten ist unzweifelhaft der Versuch, der eigenen Sache dadurch dienen zu wollen, daß man die von ihren Anhängern begangenen Sünden und Missetaten entschuldigt, verschleiert, in ihrer Tragweite verändert und, wenn möglich, ableugnet. Einer solchen Fälschung der Geschichte, und zwar der der Inquisition, hat sich leider wieder einmal ein katholischer Priester, Herr Abbé Gaffre, schuldig gemacht. Weil Protestanten, Hugenotten, Jakobiner und Andre Andersdenkende und -glaubende grausam und scheußlich verfolgt haben, wagt er kühn die Verneinung der Tatsache, daß die Kirche des Mittelalters sich dem Verfolgungssystem verpfändete. Es steht jedermann frei, mit dem großen englischen Historiker des Papsttums, Bischof Creighton, zu schließen, daß, wenn das Prinzip der Verfolgung unbedingt als Verbrechen gegen das moralische Gesetz zu verwerfen ist, so doch in bezug auf die Verfolger Unterscheidungen gerechtfertigt erscheinen. „Der Irrtum Calvins," sagt Creighton, „war sträflicher als der Innocenz III., denn Calvin wußte, daß die kirchliche Einheit aufgegeben war, während Innocenz für ihre Aufrechterhaltung kämpfte. Ich kann nicht anders: ich bin immer wieder versucht, in bezug auf Verbrechen Abstufungen gelten zu lassen." Und er unterscheidet zwischen der Verfolgung, die aufgeboten wurde, um ein bereits bestehendes System aufrecht zu erhalten und der, die ein neues System durch ein derartiges Mittel begründen oder verbreiten wollte. Die ersten Urheber einer Gesetzgebung wie der der Inquisition u. a. erscheinen ihm schuldiger als die Nachgekommenen, die bereits bestehende Gesetze mit Zustimmung der öffentlichen Meinung ausführten. Das ist die äußerste Grenze, so dünkt uns wenigstens, für die Zulassung von Milderungsgründen in bezug auf einzelne Menschen. Die Apologie der Inquisition durch Abbé Gaffre ist, wie gesagt, einfach eine Geschichtsfälschung, vor der wir warnen und von deren Unwürdigkeit wir uns mit der Zuversicht abwenden, daß sie keinen urteilsfähigen, wahrheitsliebenden Menschen, sei er Katholik oder nicht, mehr ernstlich zu beschäftigen oder gar zu täuschen vermag. Die Pflicht des Christen vor allem besteht darin, ein begangenes Unrecht zu beklagen und mit allen Kräften dafür zu sorgen, daß es sich nie mehr wiederhole. Jede Beschönigung desselben käme einer Mitschuld nahe.

$\beta\lambda$. **A Register of National Bibliography.** By William Prideaux Courtney. 2 Vols. London, A. Constable. 1905.

Diesem bibliographischen Werk ist als Motto vorausgeschickt, was vor allem nottue, sei eine Bibliographie der Bibliographien. Mit unendlichem Fleiß hat der Verfasser vier Jahre hindurch an der Herstellung einer solchen gearbeitet. Der ursprüngliche Plan, sich lediglich auf englische Quellen zu beschränken, mußte aufgegeben werden. Es erwies sich zweckentsprechend, alles einzuschließen, was in fremden Literaturen über englische Autoren und ihre Werke vorliegt, mit der Einschränkung, daß nur das Beste berücksichtigt werden konnte und nur die Arbeiten genannt sind, die Bibliographien geben. Wo Zeitschriften solche enthalten, sind sie berücksichtigt. Mr. Courtney verweist auf die Notwendigkeit, in einzelnen Fällen auf Spezialbibliographien zurückzugreifen. Vollkommenes zu erreichen, sagt er bescheiden, sei auf diesem Gebiet unmöglich. Unter „Shakespeare", unter „Chemie", unter „Egypten" z. B. wird man Proben dessen, was er bezweckte, finden und seiner Leistung die verdiente Anerkennung nicht versagen. Sein Werk wird sich fortan in Bibliotheken und zum Privatgebrauch nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich erweisen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Von Julie Adam. Leipzig und Wien, Wilhelm Braumüller 1906.

Andrea. — Die Rhätierin. — Ein Apostel. Zwei Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. Von Silvia Andrea. Buchschmuck von M. Honegger. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. — Zweiter Jahrgang, fünftes und sechstes Heft. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft. 1905.

Au. — Glauben und Wissen. Eine Erzählung von Albert Au. Mit Buchschmuck von Hertha Gerber. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Baedeker. — Oberitalien mit Ravenna, Florenz und Livorno. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 30 Karten, 30 Plänen, 10 Grundrissen und einem Panorama. Siebzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Balzacs ausgewählte Werke. — Übersetzt von Alfred Brieger. Achter bis zehnter Band. Berlin, Franz Lebermann. 1905.

Beardsley. — Unter dem Hügel. Eine romantische Novelle. Von Aubrey Beardsley. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Bennecke. — Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart. Beiträge zur Bühnengeschichte von Wilhelm Bennecke. Kassel, Karl Wietor. 1906.

Bettelheim-Gabillon. — Amalie Haizinger, Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit drei Porträts und einem Faksimile. Wien, Carl Konegen. 1906.

Bielschowsky. — Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze von Albert Bielschowsky. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers. München, C. H. Beck. 1906.

Brockhaus. — Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. — 1805 — 1905 —. Von Heinrich Eduard Brockhaus. Mit 16 Tafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1905.

Brahms-Bilderbuch, Ein. — Herausgegeben von Viktor von Miller zu Aichholz. Mit erläuterndem Text von Max Kalbeck. Wien, R. Lechner. O. J.

Burgherr. — Im Werden. Dichtungen von R. A. Burgherr. Buchschmuck von Max Honegger. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Caricatures, Les, de Puvis de Chavannes. Préface de Marcelle Adam. Paris, Ch. Delagrave.

Castries. — Les sources inédites de l'histoire du Maroc de 1530 à 1845. Par le comte Henry de Castries Tome I. Paris, Leroux. 1905.

Cohn. — Weltausstellung St. Louis 1904. Die chemische Industrie. (Unter Rücksichtnahme auf das Unterrichtswesen.) Bericht von Paul Cohn, Wien, Alfred Hölder. 1905.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. — Zweiter Neuabdruck. Zum hundertsten Todestage Palms. Eingeleitet von Richard Graf du Moulin Eckart. Stuttgart, Fritz Lehmann. 1906.

Dilthey. — Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. — Goethe. — Novalis. — Hölderlin. Vier Aufsätze. Von Wilhelm Dilthey. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Eichelmann. — Die Wasserstraßen in der elsaß-lothringischen Volkswirtschaft. Von Karl Eichelmann. Straßburg i. E., Eduard van Hauten. 1905.

Eichfeld. — Die Blitztoni, eine Hofgeschichte und andere Humoresken. Von Rudolf Eichfeld. München, Carl Haushalter. 1906.

Erler. — Leipziger Magisterschmäuse im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Von Georg Erler. Leipzig, Giesecke und Devrient. 1905.

Falch. — Das Nibelungenlied. Dem deutschen Volke erzählt von E. Falch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Fischer. — Spielermoral. Eine irrenärztliche Studie über die Spielsucht und ihr Verhältnis zu Trunksucht und Morphiumsucht für Staatsanwälte, Richter und andere Laien. Von Hanns Fischer. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Kurt Wigand. 1905.

Forbes-Mosse. — Das Rosentor. Gedichte von Irene Forbes-Mosse. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Franke. — Iris. Gedichte. Von Ilse Franke. Hamburg, W. Gente. O. J.

Friedländer. — Erinnerungen, Reden und Studien von Ludwig Friedländer. Zwei Teile. Straßburg, Karl J. Trübner. 1905.

Frimmel. — Beethovens äußere Erscheinung. Von Th. v. Frimmel. Mit einer Heliogravüre und zahlreichen Abbildungen im Text. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Gamper. — Gedichte von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Gamper. — Prüfung und Ziel. Von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Gansberg und Eildermann. — Unsere Jungs. Geschichten aus der Stadt Bremen. Von F. Gansberg und H. Eildermann. Mit Buchschmuck von Th. Herrmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Gilmour. — Abyssinia: The Ethiopian Railway and the Powers. By T. Lennox Gilmour. London, Alston Rivers. 1906.

Goeringer. — Das Wunder. Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Von Irma Goeringer. Mit 14 Textillustrationen, zahlreichen Zierleisten und Vignetten von Hertha Garbe. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Goetz. — Klerikalismus und Laizismus. Das Laienelement im Ultramontanismus. Von Leopold Karl Goetz. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1905.

Grottewitz. — Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur. Von Curt Grottewitz. Berlin, Buchhandlung „Vorwärts". 1906.

„Hansa". — Hamburg und Bremen in Gefahr! Sind unsere Hansestädte Hamburg und Bremen in einem Seekriege mit England in Gefahr und können sie auf genügenden Schutz durch unsere Flotte und die Küstenbefestigungen rechnen? Von „Hansa". Altona, J. Harder. 1906.

Hardung. — Hybippe. Ein Lustspiel von Viktor Hardung. Buchschmuck von M. Honegger. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Hartwig — Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze. Von Otto Hartwig. Mit dem Bildnis des Verfassers. Marburg, N. G. Elwert

Harmonie-Kalender 6. Jahrgang. — Musikalischer Haus- und Familien-Almanach für das Jahr 1906. Berlin W., Harmonie-Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Hasse. — Deutsche Grenzpolitik. Von Ernst Hasse. München, J. F. Lehmann. 1905.

Heim. — Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Vortrag von Karl Heim. Zweite Auflage. Ascona, C. v. Schmidtz. 1906.

Hennig. — Der moderne Spuk- und Geisterglaube. Eine Kritik und Erklärung der spiritistischen Phänomene Von Richard Hennig. Mit einem Vorwort von Max Dessoir. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1905.

Hesses Volksbücherei — Nr. 287—290. Eduard Mörike. Gedichte. Idylle vom Bodensee. Mit einer biographischen Skizze und mit Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß. — Nr. 291—295. Mörike: Maler Nolten. Mit einer Einleitung von Rudolf Krauß, dem Vorwort von Julius Klaiber und Mörikes Bildnis. — Nr. 296—297. Mörike: Novellen und Märchen. Mit Einleitungen von Rudolf Krauß. Mit einem Bildnis Mörikes. — Nr. 298—299. Mörike: Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. Mit einer Einleitung von Rudolf Krauß. — Nr. 3000. Mörike. Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Mit einer Einleitung von Rudolf Krauß. Leipzig, Max Hesse.

Hief-Hayward. — Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Von F. H. Hayward. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Gustav Hief. Leipzig, A. Owen & Co. 1906.

Hilfsbuch für schriftstellerische Anfänger. Herausgegeben von der Redaktion „Feder". Berlin, Federverlag. O. J.

Hinnerk. — Gedichte. Von Otto Hinnerk. Zürich, Arnold Bopp. 1906.

Hoeft. — Befreite Seelen. Novellen von Bernhard Hoeft. Zahna, Albert Stoßner. 1906.

Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg. Herausgegeben von dem Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte. Vierzehnter Band. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1905.

Jespersen. — Growth and structure of the English Language. By Otto Jespersen. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen.

Sechstes (Schluß-)Heft. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1905.

Kapp. — Die Paraffin-Injektion, eine neue Methode zur Verbesserung der Gesichts- und Körperformen. Von J. Kapp. Berlin, Alfred Marchwinski. 1906.

Kinderheil. — Zeitschrift für Mütter zur leiblichen und geistigen Gesundung und Gesunderhaltung der Kinder. Herausgegeben von Johanna Elberskirchen und Max Below. Erster Jahrgang. Drittes Heft. München, Seitz & Schauer.

Koltan. — E. Haeckels monistische Weltansicht. Von J. Koltan. Zürich, E. Speidel. 1905.

Kraepelin. — Naturstudien in der Sommerfrische. Reiseplaudereien. Ein Buch für die Jugend. Von Karl Kraepelin. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Kramer. — Von der Höhe des Lebens. Gedichte von Sigmund Freiherrn von Kramer. München, Carl Haushalter. 1906.

Krauss. — Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. Von Franz Krauss. Zweiter Teil. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1906.

Laban. — Heinrich Friedrich Füger. Der Porträtminiaturist. Von Ferdinand Laban. Berlin, G. Grote. 1905.

Lehmann-Schiller. — Geschichten aus Homers Odyssee. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt von Paul Lehmann-Schiller. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Loewenberg. — Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. Von J. Loewenberg. Dritte, verbesserte Auflage. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze. 1906.

Mauthner. — Totengespräche. Von Fritz Mauthner. Berlin, Karl Schnabel (Axel Juncker). 1906.

M. K. G. — Städtische Lusthäuser. Von M. K. G. Mit einem Vorwort von C. Fraenkel. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1905.

Meyer. — Gesammelte Reden und Aufsätze. Von Alfred Gotthold Meyer. Berlin, Edmund Meyer. 1905.

Mörikes gesammelte Schriften. — Mit einer biographischen Skizze und Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß. Mit des Dichters Bildnis und Faksimile. Vier Bände in einem Bande gebunden. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Münsterberg. — Japanische Kunstgeschichte. Von Oskar Münsterberg. Zweiter Band. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Multatuli-Briefe. — Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Mit fünf Bildern in Mezzotintogravüre. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1906.

Otto. — Unser Besuch im Kieler Kriegshafen. Von Berthold Otto. (Hauslehrer-Schriften 4.) Leipzig, R. G. Th. Scheffer. 1905.

Pfennig. — Wilhelm Fliefs und seine Nachentdecker: O. Weininger und H. Swoboda. Von Richard Pfennig. Berlin, Emil Goldschmidt. 1906.

Pichler. — Allerlei aus Italien. Von Adolf Pichler. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Pochhammer-Stassen. — Ein Dantekranz aus hundert Blättern. Von Paul Pochhammer. Mit 100 Federzeichnungen von Franz Stassen. Erste Lieferung. Berlin, G. Grote. 1905.

Prehn. — Die Jahreszeiten. Ein Leben in Stimmungen. Von August Kamerl Prehn. Mit 6 Titelbildern, zahlreichen Vignetten und Zierleisten von Hertha Garbe. Schleubitz, W. Schäfer. 1905.

Prins. — De l'esprit du gouvernement démocratique. Par Adolphe Prins. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

Ratzel. — Kleine Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch. Erster Band. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Riezler. — Das glücklichste Jahrhundert bayerischer Geschichte 1806—1906. Von Sigmund Riezler. München, C. H. Beck. 1906.

Ritter des Lichtes. — Band V. Im Haram oder Beit-ul Mukadis, d. h. im heiligen Tempel zu Jerusalem. Von Muhammed Adil Schmitz du Moulin. Leipzig, Rudolf Uhlig. 1905.

Rignano. — Los von der Erbschaft. Von Eugenio Rignano. Mit einem Vorwort von Eduard Bernstein. Nach der französischen Ausgabe des Adolphe Landry übersetzt von Otto Südekum. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Salten. — Das Buch der Könige. Von Felix Salten. Mit Zeichnungen von Leo Kober. München und Leipzig, Georg Müller. O. J.

Schaukal. — Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Herausgegeben von Richard Schaukal. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

Schiller. — Études sur Schiller, publiées pour le centenaire de la mort du poète, par la Société pour l'Étude des Langues et de Littératures modernes et la Société d'Histoire moderne. Paris, Felix Alcan. 1905.

Scholz. — Kunst und Notwendigkeit. Vier Thesen von Wilhelm von Scholz. Berlin, Verlag der „Schaubühne", G. m. b. H. 1906.

Schroeder. — Vom papiernen Stil. Von Otto Schroeder. Sechste durchgesehene Auflage. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Schücking. — Eines Kriegsknechts Abenteuer. — Der Nachrichter. Kulturhistorische Novellen. Von Levin Schücking. Dritte Auflage. Münster i. W., F. Obertüschen. 1905.

Schultz. — Vom Meisterbuch. Eine schlichte grundlegende Literatur-Betrachtung von Karl Alfred Schultz. Berlin, Conrad Skopnik. 1905.

Schur. — Der Fall Meier-Graefe. Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart. Von Ernst Schur. Groß-Lichterfelde, im eigenen Verlage 1905.

Schwartz. — Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von Eduard Schwartz. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Spiero. — Fontane-Brevier. Von Olga und Heinrich Spiero. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Spruchwörterbuch. — Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät usw. Unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. Dritte Lieferung. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuches. 1906.

Tei-San. — Notes sur l'art japonais. La peinture et la gravure. Par Tei-San. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Thirion. — Madame de Prie (1698—1727). Par H. Thirion. Avec deux héliogravures. Paris, Plon, 1905.

Tod und Teufel und noch manches Andere. — Gedanken über Allerlei. München, Carl Haushalter. 1905.

Torrund. — Ein dunkler Punkt. Novelle von Jaffa Torrund. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Treller. — Athene parthenos. Novelle von Franz Treller. Kassel, Friedr. Scheel. 1906.

Urbas. — Das Jahr der Liebe. Sonette von Emanuel Urbas. Wien, in Kommission bei L. W. Seidel & Sohn. 1905.

Waldschmidt. — Dante Gabriel Rosetti, der Maler und der Dichter. Von Wolfram Waldschmidt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Wallace. — Rußland. Von Sir Donald Mackenzie Wallace. Vierte deutsche Auflage. Nach der vollständig umgearbeiteten und durch fünf neue Kapitel vermehrten Originalauflage vom Jahre 1905 übersetzt von Friedrich Purlitz. Zweiter Band. Würzburg, A. Stüber. 1906.

Weber. — Eine ungeheure Umwälzung! Allvater (Wodan) oder Jehova? Das deutsche Glaubentum. Von einem Verfluchten. (J. Weber.) Berlin, Hermann Walter. 1906.

Wendland. — Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm. Von Paul Wendland. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Wiesen. — Die Spielgefährten. Roman in zwei Bänden. Von B. Wiesen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Wilamowitz-Moellendorff. — Griechische Tragödien. Übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Dritter Band. Berlin, Weidmann. 1906.

Wilde. — Das Gespenst von Canterville und fünf andere Erzählungen. Von Oskar Wilde. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Wilde. — Das Granatapfelhaus. Von Oskar Wilde. Zweite Auflage. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

With. — Aus voller Seele. Gedichte von Fritz With. München, Karl Haushalter. 1906.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Kirche und Orgel.

Eine Dorfelegie.

Von

Holger Drachmann.

(Schluß.)

XVIII.

Die Vorlesung war zu Ende.

Niemand sagte etwas. Man hätte, wie während der Schachpartien der beiden Herren, die Totenuhr in dem morschen Paneele picken hören können.

Greti stand gegen den Fensterrahmen gelehnt; sie blickte starr in den goldenen Lenzabend hinaus; sie dachte und dachte — und erinnerte sich, wie die Stille des Hofes ihr doppelt feierlich und vornehm erschienen war, als sie den Organisten das erstemal sah.

Sie konnte sich ihm nicht zuwenden, obgleich eine Welt von Gefühlen sie zu ihm zog.

So stand sie am Fenster an dem stillen, goldig dämmernden Frühlingsabend, selbst umstrahlt von dem gedämpften Scheine. In ihrer Hand hielt sie ein kleines Buch, in Oktav, mit rötlichem Goldschnitt, das sie Rahel geborgt und das diese ihr heute zurückgegeben hatte.

Greti kannte dieses Buch beinahe auswendig, wie ihre Mutter es gekannt hatte. Es war ein Geschenk vom Appellationsrat Birger für seine Braut: „Faust. Eine Tragödie von Johann Wolfgang von Goethe. Erster Teil."

Greti blätterte zerstreut in dem Buche und hielt dann inne bei Gretchens Worten:

> Ich weiß zu gut, daß solch erfahrenen Mann
> Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Sie hörte die Stimme der beiden Herren. Meister Ollivier hatte sich zum Stuhle des Gutsherrn hingesetzt und legte seine Hand leicht über den Arm des kranken, müden Mannes.

„Das Frühjahr ist eine schwierige Zeit," erklang des Organisten Stimme, „weil es die schwierige Zeit der ganzen Erde ist, und weil wir allgemach alt werden, wie die Erde. Hat man aber die schwere Tag- und Nachtgleiche überstanden, so beginnt es sich in uns zu regen von Hoffnungen auf den Frühsommer. Und eines schönen Tages fällt gleichsam ein Glanz über uns, ein

leuchtendes Meteor von der Wolke herab, und wir stutzen wie ein Kind, wie ein junger Mensch, der nicht gewohnt ist, daß der Himmel sich offenbare."

„Nein, Monseigneur," antwortete der Gutsherr mit einem Versuch zu lachen, aber die Stimme klang erloschen: „Die Meteorlehre hat keinen Trost mehr für mich. Mein gebrechlicher Himmelskörper hat zu viele Volten geschlagen, er stieß an gegen Gott und ist in Stücke gegangen. Sie brauchen mir nicht vorzuspielen ‚Wer weiß, wie nah mir schon mein Ende', denn ich weiß es!"

Es war für Greti, als ob die beiden Männer scherzend den letzten Abschied voneinander nähmen.

Nun stand der Organist hinter Greti.

„Lesen Sie?" fragte er mild.

Sie antwortete nicht.

„Darf man sehen?" und er nahm das Buch.

„Ah, ‚Faust' — das ist die kleine Tübinger Ausgabe — die von 1808 — ein seltenes Exemplar?" —

„Es ist das Brautgeschenk meines Vaters für die Mutter," sagte sie.

Er beugte die klaren blauen Augen tief auf das Buch nieder, es mit Kennerblick untersuchend. Sie hielt das Buch in ihrer Hand. Er hielt seine Hand um die ihrige, welche zitterte.

„Darf ich Ihnen danken," flüsterte sie, „für das, was Sie uns vorgelesen haben. Es war so — es war so neu!"

Er überhörte es oder stellte sich, als ob er es überhört hätte, indem er in dem Buche blätterte.

„Hier vorne steht ein Gedicht geschrieben," sagte er; „darf ich's lesen?"

Sie nickte.

„Können Sie sehen?" fragte sie.

Er nickte.

„Der Vater hat das Gedicht geschrieben," sagte sie. „Mutter erzählte mir oft, daß sie das Buch mit einem Brautbukett geschickt erhielt, als sie sich eben ankleidete, um in die Kirche zu gehen. Der Vater hielt unter ihrem Fenster in einem Wagen, ungeduldig, ganz gegen Brauch und Sitte; sie las das Gedicht, schickte die Mädchen einen Augenblick aus dem Zimmer hinaus, löste ein Stück von ihrem Brautkranz ab, öffnete das Fenster halb und warf ihm das kleine grüne Geflecht hinunter. ‚Ich hätte mich selbst aus dem Fenster zu ihm hinabwerfen können,' erzählte sie mir. Und so oft sie davon sprach, strahlten ihre Augen. — Ich werde wohl der Mutter gleichen," fügte Greti unwillkürlich hinzu; aber sie sah dabei nicht auf Meister Ollivier.

Er jedoch sah auf sie und auf diese Schriftzeichen, die groß, offen, rund, etwas unsicher waren, wie der Brief eines aufgeregten Jünglings, der in hastiger Bewegung geschrieben ist.

„Nun lese ich's Ihnen laut vor — darf ich?" fragte er gedämpft, weich.

Sie antwortete, indem sie ihre Augen erwartungsvoll auf seinen Mund richtete.

Das Gedicht lautete:

Alles, was lebt —

Alles, was lebt muß vergehn —
Aus Blumen die Früchte entstehn.
Die Küsse, der Tränen feuchtendes Naß,
Der Name, den zitternd wir schrieben ins Glas —
Alles, was lebt, muß vergehn;
So soll's nun einmal auf der Welt schon geschehn.

Und doch will man lieben, verlangen,
Umfangen werden, umfangen,
Will Glück nur haben, will haschen nach Glück;
Denn immer erneut sich das alte Stück:
Romeo — Julie, Gretchen und Faust.

O Liebste, feuchte die Hände!
Salb deine Schulter und leuchtende Lende!
Dein Herzblut lösche des Herzens Brände!
Wart ab des Besuches Stunde;
Die Flöte führe zum Munde!
Ihr Rufen erfülle den lauschenden Wald,
Du weißt, es wird still — nur zu bald!

XIX.

Greti fühlte, daß seine Hand wieder die ihrige umfaßte, und daß es nun seine Hand war, die zitterte.

Sie wurde verlegen; sie machte sich frei — recht behutsam. Er blieb stehen und blätterte in dem Buche . . . und nun lag der Goldglanz des Abendscheins über ihm.

Greti suchte die kleine Babli auf. Sie konnte es an Rahel bemerken, daß der Gutsherr schon in hohem Grade der Ruhe bedurfte.

Sie fand Babli im Nebenzimmer, in der Ecke sitzend, wo Greti dem Spiele des Organisten zugehört hatte.

Die kleine Babli hatte sich hineingeschlichen, während die Vorlesung stattfand.

Sie schlief ruhig.

Rahel und der Organist halfen zusammen, um den Gutsherrn in sein Schlafzimmer zu bringen; er war stark hergenommen, wollte jedoch Hilfe ausschlagen; allein der Kopf sank auf Rahels Schulter nieder.

Rahel flüsterte zu Greti:

„Wir behalten Babli die Nacht über, sie kann in meinem Bette schlafen — ich bleibe hier."

Hierauf sagten Greti und Meister Ollivier gute Nacht. Sie hatten ja denselben Weg zu gehen.

Noch einmal fragte der Organist: „Soll ich nicht bei Ihnen bleiben, Rahel? Ich setze mich in den Stuhl am Fenster — ich bin's gewohnt, zu wachen!" . . .

Aber Rahel streichelte nur seinen Arm, fuhr Greti über das Haar, blinzelte mit den langen, dunklen Augenwimpern und nickte: „Gott segne euch beide! Es wird schon noch so werden, wie es sein soll!"

Sie gingen zusammen durch die Allee hinab, jeder auf einer Seite des Weges, längs der Linden, die von Wurzelsprossen, mit Schierling und wildem Fenchel dazwischen, so überwachsen waren, daß dadurch die Aussicht abgesperrt wurde.

Sie sprachen nichts.

Aber der Abend sprach für sie. Und der Abend war durchzittert von dem rosa-goldigen, träumerischen Halblichte, das die Luft still macht, die Tiere still macht, die ganze Natur still macht, wie in einer Ahnung vom Übernatürlichen.

Nur in der Ferne, vom Bach in der Talsenkung unten, meldeten sich die Schaufeln der Wassermühle, als wollten sie Schweigen gebieten für eine nützliche Rede. Und selbst diese entfernte Rede schwand hin in ein Sausen.

Dann gibt es eine Stelle, wo die Allee des Edelhofs aufhört, in einen kleinen Hain ausmündet, den letzten Abschluß des Hochwaldes, der von der alten Burg zum Kirchenhügel hinabgeht.

Dort blieben sie beide stehen, Greti und der Organist.

Durch das junge, durchsichtige Laub wurde der allerletzte Glanz und Schein des Sonnenunterganges gesogen mit einer fast sichtbaren lebenden, leidenschaftlichen Energie, als ob das kleine Wäldchen das Wunder der großen Welt nicht loslassen und seine eigene zarte Schönheit der Nacht nicht ausliefern wollte, die in ihrer rätselhaften Umarmung alles verwischt, verbirgt und verfinstert.

Greti stand in diesem Glanz und Schein, blickte hinein in die zitternde Herrlichkeit des Westens, und sah zurück gegen Osten, wo der blaugraue Schatten der Nacht emporstieg, streng und hart wie eine Mauer.

Das Dorf lag gegen Osten.

Da befiel ein Zittern das junge Mädchen, und sie führte die Hand, in der sie das Buch hielt, vor ihre Augen.

Meister Ollivier trat zu ihr hin, ergriff die Hand, die sie frei hatte, und fragte still:

„Sind Sie besorgt um unsern armen Freund? Ja, wir werden wohl bald seinen Verlust zu beklagen haben — und uns dann noch vereinsamter fühlen!"

Greti ließ ihn ihre beiden Hände nehmen und das Buch dazu; sie blickte ihm ins Gesicht und fragte:

„Glauben Sie an Gott — und an eine Fortsetzung?" . . .

Er suchte — und seine Augen blickten hinaus auf die große Landschaft in der beinahe göttlichen Ruhe des Frühlingsabends:

„Der Gott, dessen Bild mir bisweilen vorschwebt, er streckt seine goldene Hand, die niemals gezittert hat, über die ganze Welt aus, die niemals stille steht; und es ist, als streiche er milde hin über uns alle und sagte: ‚Ich werde euch einmal alles erzählen, wie es zugegangen ist, und wie es werden wird . . . laßt mir nur Zeit! — habt Geduld!'"

Greti kehrte sich gegen ihn. Er legte ihren Kopf an seine Schulter.

So standen sie, ohne zu sprechen. Ihre Augen kamen gleichsam wie eine Fackel aus einem Walde heraus. Der Schein blendete ihn; aber sein Arm war fest, sein Atemzug beherrscht; nur in die Tiefe seiner blauen Augen kam die Zärtlichkeit, die männliche Zärtlichkeit, wie in der Verwunderung und der Frage der sixtinischen Sibylle.

Greti sagte, fragend, aber gleichsam an sich selbst gewendet:

„Ist es unmöglich — sollte es unmöglich sein?"

„Ja!“ lautete es kurz — und seine Augen wurden fester.

„Ich würde ja alles für Sie sein können,“ sagte Greti leise, daß er sich niederbeugen mußte — „Sie sollten nie mehr einsam sein — ich würde Ihnen folgen, wohin Sie gehen, und was da auch mit uns geschehen könnte — ich würde Sie pflegen, wenn Sie krank werden — für Sie arbeiten — Ihnen Behaglichkeit und Frieden schaffen. Ich kann arbeiten — ich bin jung und stark ... und Sie könnten ja sagen, daß ich Ihre Tochter sei! Ach!“ — brach sie aus, und ihre Augen brannten — „fühlen Sie denn nicht das Bedürfnis nach einer Tochter — — einem kleinen Mädchen, das gut gegen Sie sein will? Ich fühle es — ich muß fort — ich habe das Bedürfnis nach einem Freunde — verzeihen Sie, verzeihen Sie mir — gehen wir fort von hier — denn ich halte es nicht aus, hier zu sein .... aber am wenigsten ertrage ich den Gedanken, daß kein Mensch sich um Sie kümmert — um Sie, der Sie der klügste, der edelste — der schönste Mann sind, den ich je gesehen habe!“

Und sie verbarg ihr Gesicht, ihr Feuer, ihre Beschämung an seiner Brust.

Er beugte sich tief über sie, als wollte er das hübsche Wesen schonen, bewahren, beruhigen. Ihre kleine Haube war herabgefallen; er küßte ihr rauschendes Haar und flüsterte: „Es ist unmöglich, mein liebes, liebes Kind!“

„Sagen Sie das nicht — o, sagen Sie es nicht!“ bat sie.

„Greti!“ erklang seine Stimme, mit einer Betonung, die verursachte, daß sie ihren Kopf von ihm entfernte und den Blick abwandte. „Wissen Sie denn nicht, fühlen Sie nicht, daß ich die baufällige Kirche bin — und Sie die starke Orgel? Und man soll den Herrn nicht versuchen!“

Schnelle kleine Fußtritte wurden hörbar, das rasche Atmen eines Kindes .. durch den Hain kam die kleine Babli von der Allee her gelaufen — blieb einen Augenblick stehen und brachte die Worte hervor: „Ich laufe ins Dorf — zu Aldubrand — der Gutsherr stirbt!“

Dann lief sie weiter.

Die beiden gingen eiligst durch die Allee hinauf und zurück, Greti voraus.

Das goldige Licht erlosch über den Hügeln und dem Walde. Der blaugraue Schatten kam vom Dorfe herauf und lag über der Burgruine.

In dieser Nacht starb der Gutsherr in den Armen seiner treuen Rahel und seines letzten Freundes.

Greti saß in dem öden Musikzimmer und stützte ihr schweres Haupt in die Hände. Und der erste grelle Sonnenstreifen des Morgens glitt an dem gekrausten Haar vorbei und bohrte sich wie ein Schmerz in das schmächtige Klavier.

XX.

In der kleinen Anlage auf der Südseite unter dem Kirchenhügel brach die Sonne unter dem lichten Laub hervor und besprengte die sandige Erde mit goldenen Licht- und Schattenflecken.

Die alten Bäume streuten zwischen die goldenen und bläulichen Vierecke ihren wollseidenen Überfluß an Troddeln und Quasten: der weichste bunte Teppich, auf den die jungen Mädchen des Dorfes ihre beschuhten oder gestiefelten Füßchen setzen konnten.

Sie waren hier, alle beisammen, in einem Halbkreis vor der Bank unter dem sandigen Abhang, an dem sich der Kirchenstieg hinaufschlängelte.

Die beiden Töchter des Müllers, die bereits breitkrempige Sommerhüte mit zitronengelben Bändern aufgesetzt hatten; die lange Schmiedstochter, des großen Kaufmanns kleine Mädchen, des kleinen Kaufmanns einzige Tochter, des Wagners, des Schneiders, des Schusters Tochter — alle mit beschriebenen Notenblättern in den weißen oder roten Händen, und zunächst der Bank, in einem kleinen Abstand von den andern, standen Greti Birger und die kleine Babli, beide in dasselbe Notenblatt sehend.

Greti war blaß; sie sah nicht von dem Blatte auf. Babli, wie gewöhnlich, eifrig und rot, mit den kleinen, funkelnden Augen allgegenwärtig.

„Die letzten Takte noch einmal!" erklang Meister Olliviers Stimme, ruhig und doch bestimmt.

Er saß barhaupt auf der Bank, im Schatten des Abhangs und leitete den Gesang. Den Hut hatte er von sich gelegt, den Stock ebenfalls. Es war Johann Sebastian Bachs „Pfingstkantate" — einige von den jungen Mädchen hatten den Organisten in feierlich-geheimnisvoller und etwas befangener Weise gebeten, sie mit ihnen einzustudieren.

Die Takte wurden immer aufs neue wiederholt. Er sang selbst leise mit, während seine linke Hand Takt und Kadenz angab. Wenn er sich unbemerkt glaubte, suchte sein Blick den Gretis, traf aber nur den Bablis.

Die Sonne begann zu blinzeln. Kugelwolken begannen sich über der alten Pappel zu wölben, welche die vielen Winterstürme ausgestanden hatte. Hoch oben in der noch dünn belaubten Krone des Baumes hörte man das Gezwitscher der Vögel, als ob sie ebenfalls einen Gesang einstudierten zu dem bevorstehenden Feste für das Leben, für das Licht, für den Geist.

Aus der Ferne hörte man zunächst den Lärm des Rades von der Wassermühle im Bache unten, und in diesen Laut mischte sich ein andrer, weniger harmonisch, den nur die feinen Ohren der kleinen Babli auffingen . . . einen Laut wie hastige Tritte von mehreren Menschen über die Mühlbrücke am Damm, der hierher nach der Anlage führte.

Bablis Fuß stieß den Gretis.

Greti sah nicht auf, hörte nichts.

Der Organist erhob die Hand. Die Stimmen schwiegen. Die jungen Mädchen räusperten sich, sahen ein wenig auf einander, dann auf Greti hin.

Das Notenblatt zitterte leicht in ihrer Hand.

„Jetzt kommt die Arie für Mezzosopran", sagte der Organist. „Wollen Sie beginnen, Jungfer Birger!"

Und leise sang sie:

Mein gläubiges Herze,
Frohlocke, sing, scherze,
Mein gläubiges Herze . . .

Gretis Stimme zitterte, als sie begann — zwei Töne zu tief:

Mein gläubiges Herze . . .

In diesem Augenblick ertönte eine scharfe, trockene Stimme, vor der die ganze Mädchenschar aufgeschreckt zurückwich.

„Was soll das bedeuten? Was geht hier vor?"

Es war Herr Peer Pommerenck, gefolgt von seinem Stabe, den Spitzen des Kirchenrates: dem Müller, dem Schmiede, den beiden Kaufleuten, und außerdem von den Ältesten im Gemeinderat: dem Pantoffelmacher, dem Schneider, dem Schuster . . .

Peer Pommerenck hatte den Kopf stark auf der Seite. Er steuerte direkt auf die Bank los, wo Meister Ollivier ruhig, abwartend saß, mit einem fast unmerklichen Lächeln um die feinen, schmalen Lippen. Das Notenheft hatte er von sich gelegt; den dreispitzigen Hut setzte er fest auf den Kopf, mit einem bestimmten Druck.

„Wollen Sie mir sagen, Sie dort — was sind das für Künste?" fragte Peer Pommerenck gereizt. Und er fügte hinzu: „Hier, mitten am Nachmittag — in den Anlagen des Kirchenrates . . . in den öffentlichen Anlagen der Kommune" berichtigte er sich, während er in dem Kreise herumzeigte, den die Männer gebildet hatten.

„Was wollen Sie wissen?" fragte der Organist und erhob den Blick ruhig fragend.

„Ich bin es, der Sie fragt! Was sollen die Künste da bedeuten?" erklang des Amtsschreibers Stimme noch schärfer.

„Künste?" wiederholte der Organist langsam. „Wir üben einen Gesang ein — Bachs Pfingstkantate — worum mich die jungen Mädchen des Dorfes gebeten hatten."

„Das ist gewiß eine hübsche Kantate!" sagte der Schreiber spottend und blickte auf die Männer.

„Ja!" — nickte Meister Ollivier. „Sie ist frisch und erfreulich wie der Frühling selbst! Wir nahmen sie durch — hier, im Freien, um besser zu hören, wie sie klingen würde."

„Ihr Lirumlarum ist mir gleichgültig!" unterbrach ihn Peer Pommerenck. „Die unmündigen Mädchen des Dorfes haben kein Recht, Sie um etwas zu ersuchen. Nur der Kirchenrat hat das Recht — der Kirchenrat im Einverständnis mit dem Gemeinderat . . . und wenn Sie vergessen, wer Ihre Vorgesetzten sind, so müssen Sie die Folgen tragen! — Geht nach Hause!" rief er den Mädchen zu, stets mit erhobener, scharfer Stimme. „Und mit dir, Greti, werde ich heut nachmittag noch sprechen!"

Die kleinen Mädchen stoben davon, mit geröteten Gesichtern, hinab nach dem Dorfe.

Greti und Babli standen Hand in Hand beisammen, die Köpfe gesenkt.

Greti war bleich wie eine Hauswand; ihre Lippen bebten, ihre feinen Nasenflügel erweiterten sich, während ihre Hand krampfhaft die Bablis umschloß.

Als sie sich angesprochen hörte, schoß ihr das Blut in die Wangen empor; ängstlich, wie um Abbitte und Buße für die ihm widerfahrene Kränkung zu tun, sah sie auf den Organisten hin, der immer noch unbeweglich und unberührt dasaß, und erbittert, beinahe haßerfüllt, blickte sie ihrem Bräutigam gerade ins Gesicht.

„Geh!" sagte Peer Pommerenck und zeigte hinab auf die andern. „Laß die Kleine dort — in Zukunft werde ich, und ich allein, deinen Umgang wählen!" Und er suchte seinen Kopf so gerade wie möglich zu halten.

Gretis Antwort bestand darin, daß sie die Hand ihrer kleinen Freundin noch fester umfaßte und mit ihr davonlief, nicht hinab gegen das Dorf, sondern hinauf über den Kirchenpfad.

„O, warte nur!" fauchte Peer ihr nach, mit der Hand drohend.

Er hatte ganz die Herrschaft über Stimme und Bewegungen verloren.

Die Männer rings um ihn räusperten sich ein wenig und sahen von Peer weg auf den Organisten hin.

Peer war aschgrau, Meister Ollivier etwas bläßer als gewöhnlich, aber ganz gefaßt und ruhig.

„Ich werde Ihnen das heimzahlen — Sie — Sie dort!" rief Peer und näherte sich der Bank. „Es soll nicht lange dauern, bis die alte" . . . er wollte sagen: verfaulte, korrigierte sich aber . . . „bis die alte, baufällige Kirche niedergerissen werden — verstehen Sie — verschwinden wird! — Ich werde eine neue erbauen — ein neues Gotteshaus bauen lassen — zum Besten der Gemeinde", sagte er mit einem Blick auf den Gemeinderat — „und dann werde ich, werden wir es sein, die einen neuen Organisten anstellen, nachdem wir uns gut umgesehen und einen Mann von rechtem Glauben und sonstigen ehrenhaften Eigenschaften gefunden haben werden und nicht den erstbesten Fremden, auf dessen Alter und Lebensumstände man eine veraltete Rücksicht genommen hat, während man ein Auge zudrückte über — ja über diese seine Lebensgewohnheiten, die uns jetzt, wie es scheint, zum Ärgernis dienen sollen, so alt er ist, und so zurückhaltend er sich aus diesem Grunde der Jugend gegenüber zeigen müßte! — Hören Sie — zu Ihnen spreche ich, Herr Organist: welches nun auch Ihr Name sein mag! Denn wir wissen ja kaum, wer Sie eigentlich sind, und woher Sie stammen — wie wir ja auch nicht wissen, was Sie taugen, da Sie doch nur auf Ihrer Orgel sitzen und brummen, als ob Sie selber und das ganze Orgelwerk heiser wären!" . . .

Selbst die kleinen Männer im Gemeinderate, die sonst die Angelegenheiten der Kirche ernst genug nahmen, begannen zu lächeln. Was die langschößigen Mitglieder des Kirchenrates betraf, so schwelgten sie in der witzigen Überlegenheit ihres juridischen Wortführers.

Der Organist war während Herrn Pommerencks Redestrom sitzen geblieben und hatte in die lichte Krone der alten Pappel hinaufgesehen, als lauschte er viel mehr dem Gezwitscher der Vögel als dem Geplapper dieses Menschen. Er lächelte und schloß deshalb seine Augen, diese Augen, welche des Lenzhimmels unendliches Blau spiegelten.

Noch einen Schritt vorwärts, und Peer Pommerenck stand unmittelbar vor dem alten Meister — „dem heiseren Orgelspieler".

„Sie sind vielleicht ebenso schwerhörig wie Ihr Blasebalgtreter — oder Sie haben vielleicht überhaupt keinen Namen? Um so leichter wird es uns werden, Sie aus dem Kirchenbudget zu streichen!" rief der Amtsschreiber.

Der Organist erhob sich.

Er stand nun da, auf seinen Ziegenhainer gestützt, natürlich und frei, ohne ein Zeichen von äußerer Willenskundgebung, am allerwenigsten von Gekränktheit, beinahe um einen halben Kopf größer als sein ducknackiger Gegner, und durch sein leichtes Lächeln viele Male seinem juridischen Kontrapart überlegen:

„In der Reihe von Jahren," sagte er mild, „in denen ich hier in der Kirche des Sprengels die Orgel gespielt und dafür meinen Lohn bezogen habe, in all diesen Jahren, in denen ich mir nicht bewußt bin, irgendeinen Anstoß durch meine Lebensgewohnheiten gegeben zu haben, ist mein Familienname vermutlich genügend gewesen.

„Wenn meine Kunst — denn ich nenne mein Orgelspiel eine Kunst, ob ich auch die örtlichen Schwierigkeiten genau in Betracht ziehen mußte —, wenn meine Kunst gegenüber sachkundigen Kennern nicht hinreichend befunden wird, dann kann man mich ruhig ziehen lassen. Ich dränge mich nicht auf.

„Gibt man mir meinen Abschied, sei es auf grauem oder weißem Papier, dann will ich gern meinen Namen in extenso zurücklassen — zum Gebrauche beim Dokument."

Er hielt einen Augenblick inne und sah Herrn Pommerenck in das verzerrte Gesicht. Hierauf fuhr er fort:

„Ich gehöre einer alten französischen Hugenottenfamilie an und bin der letzte, der ihren Namen trägt.

„Meine Vorfahren kämpften zuerst in den Religionskriegen für ihren Glauben; hernach, während der Revolution, für ihre Abkunft; jetzt kämpfe ich — allein — für meine Kunst.

„Mit ihr stehe ich und falle ich.

„Mein Name lautet: Josef Marcel Ollivier, Marquis de Rochefière."

Dies wurde fast nur so hingeworfen.

Er hatte diesen Namen genannt, diesen Titel. Das war alles.

Er setzte sich wieder und blickte auf die Seite zu dem Notenblatte hinab.

Peer Pommerenck stutzte ein wenig. Doch nur einen Augenblick. Er bemerkte, daß der Kirchenrat vom Glanze dieser Vornehmheit, der plötzlich in den Augen der Herren über den einsamen armen Fremden gefallen war, nicht ganz unbeeinflußt zu sein schien, während der Gemeinderat weder Namen noch Glanz aufgefaßt hatte.

Er richtete seinen Hals zurecht. Seine Lippen spitzten sich, seine Marderaugen in der allzu lichten Einfassung wurden böse, als er sagte:

„Ich dachte mir wohl, daß es diese Art Klingklang wäre, womit Sie die Ohren der Unmündigen hier im Dorf betört haben. Aber jetzt soll es Schluß sein!"

Es gab dem Organisten im Innern einen Ruck. Seine dunklen Brauen zogen sich über den blauen Augen zusammen, und diese wurden tief, wie ein Wald unter einer Gewitterwolke drohend blau wird.

Seine weiße Hand griff aus nach dem Stocke ... nahm jedoch statt dessen das Notenblatt, faltete es zusammen, und die Stirne glättete sich, während sein Blick wie mit einem festen Griffe auf seinem Gegner lag.

„Sie haben recht, Herr Pommerenck," sagte er, „es ist Schluß! Nur müssen Sie wissen, es geschah zum ersten und zugleich auch letzten Male, daß

ich hier im Dorfe und Kirchensprengel meinen Namen und den Titel nannte, den ich zu tragen berechtigt bin.

„Aus welchem Grunde Sie just in so zahlreicher Begleitung herauskommen, um eine ganz unschuldige Versammlung zu stören, das weiß ich nicht. Unser alter Pfarrer ließ mich seinerzeit, ohne daß ich darum ersuchte, zum Organisten und Kantor ernennen — also mit dem Rechte und der Pflicht, den Gesang zu leiten. Und Verführer pflegt man doch in meinem Alter nicht für so gefährlich anzusehen, daß man den ganzen Landsturm gegen sie auf die Beine bringt!" —

„Wir fürchten Sie nicht, Herr Marquis," lachte Pommerenck höhnisch. „Absichtlich habe ich diese guten Männer mit mir genommen, denen die Leitung der Kirche und die Gemeindepflege obliegt. Wir hatten längst von Bengt, dem Blasebalgtreter, der nicht Ihr, sondern Gottes Diener ist, erfahren, daß Ihre Anschauungen über die Offenbarung und deren heilige Schriften nur wenig mit der Lehre übereinstimmen, zu deren reinem Bekenntnis Sie sich, zum mindesten auf dem Papier, bei Ihrer Amtsanstellung verpflichtet haben. Bevor wir sie in facto von dem Amte entfernen, wollten wir durch Ihren eigenen Mund folgende Frage beantwortet hören: Ist die heilige Schrift, ist die Bibel, die Sie, wie es heißt, bei Ihren Übungen in Ihrer freien Zeit benutzen — ist sie Ihnen bloß ein Hilfsmittel, eine Unterlage bei Ihren musikalischen Manipulationen, oder ist sie für Sie, was sie für uns ist: das wirkliche Hauptfundament Ihres Glaubens, der Urquell für Ihr Denken und Handeln — ist sie die Offenbarung der Göttlichkeit selbst auf der Wanderung des Menschen von der Finsternis hinauf zum ewigen Licht?" — —

„Amen!" erklang es anschließend vom Gemeinderat.

Peer Pommerenck war augenscheinlich von seiner Beredsamkeit ergriffen. Er blickte mit glänzenden Augen im Kreise herum.

„Der Organist soll antworten!" wurde gerufen.

„Wir wollen ihn seinen Glauben bekennen hören!" klang es aus der Runde.

„Soll der hergelaufene Franzose vielleicht zu uns gekommen sein, um mit unsren ehrbaren jungen Mädchen sein Unwesen zu treiben?" schrie der fanatische Pantoffelmacher — er, der Babli an Kindesstatt angenommen hatte, und der den erklecklichen Beitrag aus der unbekannten Quelle bezog.

Pommerenck gebot dem Pantoffelmacher zu schweigen.

Meister Ollivier lehnte sich auf der Bank zurück und sah einen Augenblick hinauf zu dem schwindenden Lichte des Nachmittags, das einen sonderbaren Schein von Wehmut annahm, und nickte langsam:

„Ja, ich werde antworten — bevor ich dieses Dorf verlasse, das mich lange meinen Gott und meine Kunst verehren ließ.

„Und wenn ich ‚Gott' nenne, so bekenne ich nun, daß ich mich kraftlos demütig fühle, wie die alten Hirten sich gefühlt haben mußten, wie des Meeres Söhne sich fühlen, wenn sie beim Anbruch hinaufstarren zu der Sternenschar, des Himmels wimmelnden Augen . . . Welches ist Gottes Auge? Sind sie es alle? Und wie Gedanken und Worte dafür finden?

„Wenn ich beständig Stärke und Nahrung für mein Leben wie für meine Kunst in dem Buche suche, das meiner Vorfahren Kleinod war und mein einziger

Schatz ist, so finde ich auch dort Sternenaugen, einige strahlend klar, einige undeutlich, alle aber umgeben von der großen Macht der Erhabenheit, worin alle Offenbarung ausmündet.

„Was soll ich, der einsame Wanderer, über das Buch sagen? daß mein Geschlecht es auch für mich geheiligt hat — daß sein Blut und seine Gebete, sein Streit und seine Lehre zu mir sprechen! Daß es geleitet und irre geführt, wie die Sterne es auch getan; daß es tröstet durch sein himmlisches Licht, daß es uns die Weisheit der Erde einbrennt durch seine erhabene Sprache! Daß es mich, der ich stolz und streitbar geboren war, lehrte, mich vor dem unerforschlichen Willen zu beugen — zu dienen!“ . . .

Er neigte das Haupt und schwieg.

„Sind Sie fertig?“ fragte Peer Pommerenck.

Der Organist antwortete nicht.

„Meine guten Freunde,“ sagte Peer und blickte triumphierend von dem geschlagenen Manne hinweg, auf den Kreis der Trabanten, „brauchen wir noch weitere Zeugnisse? Das nennt der Mann da seinen Glauben bekennen! Er hat sich durch seine oberflächliche Rede unwürdig bekannt, sein Amt zu bekleiden, und er hat sich als dessen entledigt zu betrachten. Wir wollen mit ihm Abrechnung halten, und er kann sich fortbegeben. Niemand im Dorfe hier wird ihm — dafür werde ich Sorge tragen — länger Obdach geben oder eine Wohnung vermieten. Wir wollen unser Kirchspiel und unsre Kommune reinigen. Wenn er Begleitung wünscht, so kann er die — die Dame mit sich nehmen, deren Stellung frei geworden ist durch den tödlichen Abgang des seligen Gutsherrn von dem Besitze, über den die Prioritäts- und Pfandinhaber nun gerichtlich zu disponieren haben werden. Wir sind fertig mit der Vergangenheit, mit dem erklärten Atheisten, dem Gutsherrn, der sich in Grund und Boden ruiniert hat; mit seiner erklärten jüdischen Konkubine, die ihm nach Vermögen beistand — und mit diesem Herrn hier, der ein heimatloser Vagabund ist.“

Peer Pommerenck war überaus zufrieden mit seiner blühenden Rede — mit jeder zierlich gedrehten Periode, die aus seiner geübten Hand herausgeschleudert wurde und sich wie ein Lasso um den gebeugten Nacken seines Opfers legte.

Er fühlte sich bereits glücklich befreit von einem Hindernisse, das plötzlich den Gang seiner siegesgewissen Berechnungen gekreuzt hatte.

Der Sieg macht die Starken nicht immer edelmütig. Er kann einen kleinen Charakter grausam machen. Er bewirkte, daß Peer sich als Matador fühlte, mit der blanken Klinge der Rücksichtslosigkeit in der Hand . . . und er drehte den zweischneidigen Stahl in der Wunde des Opfers.

„Sie können, Herr Organist,“ sagte er mit dem Lächeln des Matadors, „sich hiermit als aufgekündigt betrachten. Von übermorgen nachmittag an sind Sie abgesetzt! Übermorgen mittag soll — das habe ich definitiv bestimmt — die Trauung zwischen Fräulein Birger und mir stattfinden! Es ist mein Wunsch — nein, mein Wille, daß Sie bei dieser festlichen Gelegenheit noch die Orgel spielen; hier ist ja sonst niemand, den man dafür bekommen

könnte, und dies soll das letztemal sein, daß Sie bei uns spielen. Dann rechnen wir ab — und sind miteinander fertig!"

Der Sieger grüßte — mit einer schiefen Verbeugung, die er selbst elegant fand, drehte sich um seine eigene Achse und entfernte sich schnell, alle Trabanten auf der Ferse hinter sich.

XXI.

Der Organist saß immer noch in der gebeugten Stellung, mit seinem Stocke Striche in den Sand ritzend.

Da er durchaus nicht den Kopf erhob, benutzte eine weibliche Gestalt die Gelegenheit, um aus dem Gebüsch hervorzuschleichen, dabei scharf die Bank, den Mann und den Stock im Auge behaltend.

Es war Mutter Sidsel.

Sie hatte sich unbemerkt der Schar angeschlossen — war vielleicht diejenige, die den Anführer der Schar auf die Spur geleitet hatte. Sie schien nicht abgeneigt, in der Freude eines kurzen Augenblickes, das Resultat ihrer Überwachung der richtigen Personen und der Mitteilsamkeit den richtigen Interessierten gegenüber zu genießen.

Ein paar Sekunden blieb sie stehen und beobachtete ihn, hüstelnd und hin und her wackelnd; und es war, als ob ihr fahles Lächeln sagte: „Da hast du's — für deinen Mangel an Trinkgeld."

Dann suchten ihre Augen schnell den Himmel.

Es war ein Umschlag im Wetter zu verspüren.

Einige im Dorfe brauchten Feuchtigkeit, andre Trockenheit.

Es galt schleunigst aus Wetterprophezeiungen ein wenig Münze zu schlagen, die Orakelantworten nach bestem Ermessen verteilend.

Sie lächelte noch einmal und verschwand.

Er hatte sie gesehen und hatte ihr Kommen ebenso wenig beachtet wie das Gehen der andern.

Jetzt erhob er sein Haupt und blickte gerade vor sich hin, wie man es macht, wenn man nichts zu sehen wünscht.

Erhebt man den Kopf zum Himmel, so geschieht es gewöhnlich in Erwartung; senkt man ihn zur Erde, so scheint die Erde, die den vielen Zorn, die vielen Verwünschungen getrunken, bisweilen einen Fluch zurückzugeben.

Aber dieser Mann hier hatte keine Flüche; er starrte nur vor sich hin, und seine stolzen, schmalen Lippen öffneten sich für das eine Wörtchen: „Kanaille!"

Wieder ritzte der Stock im Sande, die fünf parallelen Striche und Notenzeichen, die in den Zwischenräumen schwebten oder auf den Linien ritten.

Dann verwischte er wieder alles, ließ den Stock fahren, dachte:

„Es ist ja doch in den Sand geschrieben — es soll verschwinden!

„Aber *ihr* schreiben will ich. Mein Leben offen vor ihrem ehrlichen, jungen, verständigen Herzen darlegen. Sie muß wissen, was es besagen will, wenn ein Mann sich alt fühlt und eine Gabe nicht annehmen darf, die ihm von einem reinen, aber unerfahrenen Sinn dargeboten wird — alt, aber im

Gemüte doch noch jung, jung genug, um die Gabe nach ihrem Werte zu schätzen — ja, ihren Besitz anzustreben . . .

„Ich habe ja noch diese Nacht für mich und den morgigen Tag und die nächste Nacht . . . da kann man viel, viel schreiben!

„Und übermorgen will ich für sie spielen — für sie, wenn sie zum Altare schreitet — und für mich, bevor ich gehe.

„Nein, für sie — ganz allein . . .

„Alles, was der im Leben ergraute Mann Unverwelktes, Frisches, Gesundes, Starkes noch bewahrt hat, will ich wie einen Adelsmantel um ihren jungen, unberührten Körper legen — auf ihrem Gange zur — ihrem Gange — zur . . . Opferstätte!

„Still, du starke Orgel des Herzens da drinnen! Weißt du nicht, daß das Gewölbe deiner Behausung die hundert Rücksichten erheischt . . . Schwäche ist Lächerlichkeit — Lächerlichkeit ist des ergrauten Mannes Tod bei lebendigem Leben! Die Jugend allein hat das Vorrecht, sich einmal selbst in Karikatur zu sehen! . . .

„Und die Tausende von jungen Weibern, die jahraus, jahrein denselben Gang zum Opferaltar machen! — — —

„Entweder werden sie alle geschändet — oder es wird keine geschändet.

„Wo sind die Kinder, die über ihre Mutter erröten, indem sie deren Opfer ‚Scham' nennen?

„Die Welt will es — das Leben will es! . . . Auch die Weiber müssen dienen! — — —

„Still doch, du wilde, erboste Orgel! Wenn du die Gestalt annehmen könntest, die sich am besten für dich eignet, so würden deine Pfeifen zu Beinen und Armen, dein starker Atem zu Lungen, die Resonanz der Kirche würde zu deinem tönenden Herzen — und du selbst würdest ganz und gar zum Manne.

„Ein David im Verlangen und in stürmendem Begehr, selbst wenn du dem Herrn deine schmelzendsten Psalmen sängest — ein Mann, dessen breite Brust nur Eva beherbergt — das Weib, das sich mit keinem geringeren Raume begnügt als dem Weltenraume. —

„König David, der den Herrn niemals zum besten hielt, wie er auch sich selbst niemals zu täuschen versuchte. — — —

„Der Mann David, der, um Bathseba zu besitzen, Uria den Hethiten zur Schlachtbank schickte . . .

„Und wegen Greti Birger zerschmetterte Herr Peer Pommerenck, der Heuchler . . .

„Still! Wo ist der Diener des Herrn? —

„Er ist hier — à présent — Ollivier de Rochefière! . . . mein Geschlecht kam immer, wenn es gerufen wurde. Und es kämpfte mit sich selbst, bis es die Wehr für die Kleinen wurde, der Trost für die Schwachen, den Weg der Zurückweichenden deckend, den Gang der Mutigen anspornend.

„Ich bin entschlossen: Ich schreibe ihr — rate ihr — tröste sie — stärke ihren Mut . . . bereite den Weg für sie, bevor ich selbst meines Weges gehe — allein, wie ich kam!" — — — — — — — — — — — — — —

Lange saß er noch mit über dem Knie gefalteten Händen.

Über ihm verdunkelte sich der Himmel. Die Wolken lagen ganz oben, wie Gletscher zusammengepackt. Aber zu unterst hingen sie tief herab, wie ungeheure Schwämme, donnerschwanger, nach Entladung dürstend.

Ein plötzlicher kalter Wind warf sich auf die Erde, mit einem Stoß, der die Krone der Pappel zum Erzittern brachte und den Sand einen St. Veitstanz aufführen ließ.

Der Organist machte eine ungeduldige Bewegung, blieb aber sitzen.

Wohin sollte er gehen? Heim? . . . Jetzt fühlte er erst, daß es kein Daheim mehr für ihn gab.

Er hatte ja die Nacht — die lange Nacht — in der er schreiben konnte.

Dann fielen die ersten schweren Tropfen mit leisem Klatschen auf sein Knie, seine Hand, in sein Gesicht, als er in die Höhe schaute.

Weshalb schreiben? Man schrieb sich niemals aus etwas heraus, nur tiefer hinein. Nein — jetzt sogleich — heim — sein Ränzel schnüren, Stab in der Hand und fort! . . .

Ja — fort! In einer Gewitternacht würde niemand seine Flucht bemerken. Da fiel etwas von oben herab und traf ihn etwas, das kein Regentropfen war.

Ein kleiner zusammengelegter Zettel — um ein Steinchen gewickelt.

Es schien ihm, als sähe er jemanden sich zwischen dem Gebüsche zu oberst auf dem Abhang bewegen . . . war es abermals die widerwärtige Mutter Sidsel?

Warte ein wenig! Er wird sie schon einholen — er fühlte den Sturm und das Unwetter in seinem Gemüt — er zürnte den Menschen, sogar Greti.

Er hob den Zettel auf und las beim letzten schwindenden, unruhigen Schattenschein des Abends:

„Ich komme übermorgen zeitig zu Ihnen in die Kirche. Wollen Sie mir ein wenig vorspielen — zum letzten Male? Greti."

Er führte den Zettel an seine Lippen. Dann wurde alles in ihm ruhig.

Ein ferner Blitz zickzackte durch die Landschaft.

Bei dessen Lichte sah er die kleine Babli zurücklaufen — ganz oben auf dem Abhange — den Unterrock über den Kopf geschlagen.

Er ging langsam nach Hause, weder Regen noch Sturm beachtend; er sah nur zwei große brennende Augen vor sich und er murmelte: „Gott segne dich — ich werde — zum letzten Male spielen!" —

XXII.

Jedes Dorf, jedes Kirchspiel hat sein „Seit Menschengedenken".

Dieses Unpersönliche, das eine freudige Begebenheit, ein Unglück, eine Katastrophe festhält, ohne daß jemand den alten Mann oder die alte Frau kennt, der sich nicht erinnert, jemals etwas so Freudiges oder Fürchterliches seit des Groß- oder Urgroßvaters Zeiten gesehen zu haben.

Seit Menschengedenken nun hatte niemand hier in der Gegend einen solchen achtundvierzigstündigen Wolkenbruch mit Orkan erlebt, so knapp vor dem heiligen Pfingstfeste.

Alles, was da an jungem Laub schon vorhanden war, alle weißen Kirsch- und lichtroten Apfelblüten — alles vom Regen gepeitscht, von dem brutalen Sturm im Tanze fortgewirbelt.

Wie viele Bäume in dem herrenlosen Edelhofwalde umgestürzt lagen, das wußte niemand; aber viele mußten es sein.

Die Nacht und den Tag über und wieder in der Nacht wagten sich die wenigsten hinaus ins Freie.

Den schweren grauen Tag hindurch jagte und fuhr der Regen nieder, mit der Unaufhörlichkeit einer Sintflut, unterbrochen von Donnerschlägen, die einen schwefligen Geruch hinterließen, wie von Pulverschlamm, und die Fensterscheiben zum Klirren, die Wände zum Beben brachten. Die Kettenhunde heulten, sprangen aus ihrem nassen Lager heraus, krochen aber gleich wieder zurück — die Menschen fürchteten sich — Meldungen kamen, niemand brachte sie, aber alle glaubten sie: „Jetzt brennt es im Amtsflecken — jetzt schlug es in der Wassermühle ein — jetzt steht die Kirche in hellen Flammen!"

Als man sich endlich hinauswagte, zeigte es sich, daß weder die Wassermühle noch die Kirche in Asche gelegt war.

Aber der Bach war angeschwollen wie ein Fluß und ergoß sich rauschend, gelb und lehmig über den Damm, das Schutzbrett mit sich reißend, Zäune, Bretter, Weidenbüsche in einem Malstrom rundherum wirbelnd.

In der Anlage des Dorfes war die große Pappel gestürzt. Sie hatte im Falle die Bank zertrümmert, auf dem so manches Liebespaar an den stillen, finsteren Herbstabenden einander unverbrüchliche Liebe geschworen, und wo zuletzt der alte Organist sich selbst Rechenschaft abgelegt hatte.

Der sandige Abhang war von Wassermassen durchfurcht, sein oberes Plateau wie von Kanonenkugeln durchpflügt; am ärgsten aber war die Verwüstung auf dem Kirchenhügel.

Die Trauerweiden platt auf die Grabstätten niedergedrückt — die Gedenksteine und Kreuze über den Haufen geworfen, als ob Nachtgespenster eine Orgie über den Häuptern der stillen Bewohner gehalten hätten. Die niedrige Mauer, welche den Friedhof umgab, war auf der Windseite ganz wegrasiert.

Es sah aus, als ob die Chronik recht hätte, daß „hier sowohl der Dreißigjährige Krieg und der Siebenjährige Krieg wie die Revolutions- und Napoleonischen Kriege ihre Wahlstätten gehabt haben".

Die Kirche stand noch.

Das heißt: scheinbar.

Aber auch hier, auf der Windseite, sah man Spuren von der Wut des Orkanes und der Gewalt des Gewitterregens.

Teile des Daches waren abgerissen, das Sparrenwerk zertrümmert; längs der Mauern und Strebepfeiler hinab troff und troff die unaufhaltsame Nässe; der Kreuzflügel der Turmspitze mit der Wetterfahne war, gleich einer Trophäe, von der stürmenden Hand des Orkanes fortgetragen worden — „ein schlimmes Vorzeichen" hatte Bengt, der Blasebalgtreter, gesagt.

Und rings um den Fuß des Turmes, um die Chorrundung und längs der moosgrünen Außenseiten des Schiffes plätscherte ein förmlicher See, dessen trüber Spiegel noch am Morgen nach dem zweiten Unglückstage von der Peitsche des Windes und des Regens gefurcht wurde.

Eine Untersuchungskommission würde, mit diesen Verhältnissen vor Augen, die Kirche für wahrscheinlich unterminiert erklärt haben.

Aber keine Kommission wurde heute ausgesandt.

Ihre Tätigkeit war, während das Unwetter wütete, von Peer Pommerenck auf den Tag nach Pfingsten festgesetzt worden.

Heute, am Freitag vor Pfingsten, sollte seine Hochzeit stattfinden.

„Niemand hält Hochzeit an einem Freitag!" murmelte Bengt, aber dieses Mal wurde er nicht gehört.

Keine Sonne leuchtete dem Anbruch des Tages.

Grau und schwer meldete er sich, wie ein überwiesener und verurteilter Gefangener nach durchwachten Nächten.

Der Regen troff, der Wind sauste in Stößen, wie die Rede des Blasebalgtreters. Ab und zu rollte ein ferner Donnerschlag, wie wenn Bengt knurrend die Turmuhr zwischen seinen stotternden Sätzen aufzog.

Sie waren beide hier, die Karikaturgeister der Kirche, Bengt und Mutter Sidsel.

War die Luft draußen schwer und rauh, so war sie eisig-naßkalt in der Kirche.

Nur ein Zwielicht schlich sich durch die kleinen, angelaufenen Fensterscheiben, von denen so manche gebrochen waren.

Und es wehte feucht und pfiff kläglich durch die Öde des Kirchenraumes.

Bengt saß brütend über seinem Eßkasten. Eine Extraflasche Rum hatte er mitgebracht — wegen des schlechten Wetters.

Mutter Sidsel stand neben ihm, mit ihrem alten, gelben Lächeln in ihrer alten wattierten Haube und sah auf ihn und auf die Flasche.

Dann spitzte sie die Ohren:

„Mir war's, als hätte ich die Grauen pfeifen gehört, Bengt!" —

„Dummes Zeug! — ich höre nichts!" brummte er.

Sie flüsterte für sich selbst: „Du tauber Esel!" . . . aber laut sagte sie, freundlich: „Die Kirchenmäuse, guter Mann! Eben zuvor, als ich meinen Patrouillengang durch das Schiff unten machte, merkte ich, daß sie sich so gewiß rührten. Es gibt vielleicht eine gestörte Hochzeit . . . es ist ja auch ein gefährliches Wetter, ach ja, mein Gott!"

Sie hätte fortfahren können. Er stopfte aber seiner Mitdienerin eine Bibelstelle in den Mund: „Und als sie in das Schiff traten, siehe, da legte sich der Wind!"

„Woher hast du das, guter Bengt?" fragte sie, äußerst freundlich.

„Matthäus 14, 32," war die Antwort.

„Ach ja — der Herr kennt die Seinen! Wenn reiche Leute eine Trauung in der Kirche haben wollen, dann müssen die kleinen Grauen sich danach richten," seufzte sie und blickte auf die Flasche. „Du könntest übrigens diesen Morgen auch mir ein Glas spendieren! Hier kann man ja das kalte Fieber bekommen! — wie das alte Wort sagt: Krankheit läuft zu und kriecht davon."

Bengt antwortete nicht.

Er nahm nach seiner Gewohnheit ein kleines rundes Glas aus dem Eßkasten, füllte es dreimal aus der Rumflasche und leerte es dreimal, während er feierlich-schleppend sagte: „Aperiens — gluck! — intermedium — gluck, gluck! Und clauditur — gluck, gluck, gluck!“ — —

Sie lauteten wie eine Beschwörungsformel, diese alten Bezeichnungen von Orgel-Präludium und -Postludium; und Sidsel fühlte sich andächtig imponiert von der Gelehrsamkeit des vielbegehrten Mannes.

Sein runzliges Gesicht färbte sich; er lächelte diesen Morgen, zum ersten Male in seinem Leben. Und er wagte einen Scherz.

Er umfaßte das Glas und die Flasche, liebkoste sie beide und sagte, indem er einschenkte:

„Was steht in Jesaia 44, 22? ‚Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich,‘“ worauf er Sidsel das Glas reichte.

Es verschwand hinter ihren Kiefern; sie wischte sich den Mund und lachte:

„Du bist ein großer Filou, Bengt! Du weißt vielleicht auch, was das alte Wort besagt: ‚Wo eine Natter den Kopf hinein bekommt, bringt sie bald auch den Schweif nach!‘“

Er griff nach dem Glase, trocknete die „Natter“ mit seinen Fingern ab, setzte sich zurecht, mit dem Rücken gegen das Balggeländer, und sagte:

„Also heraus mit dem, was dir schon auf der Zunge brennt. Denn es gibt etwas, was du mir schon seit gestern sagen wolltest.“

Sie stellte sich vor ihn hin, so dicht, daß er hören konnte. „Was sagte ich, daß der Schreiber sie geschlagen hat? Gott bewahre, ich sage nichts — aber er hatte vergessen, die Tür zu schließen, oder der Wind hatte sie aufgerissen, und ich guckte in die Stube hinein, und da drinnen lag er, der Amtsschreiber auf den Knien — der Dummkopf auf den Knien vor ihr, der Spröden — und er bat und beschwor sie, ihm zu verzeihen, und versprach ihr Gold und grüne Wälder — denn sie habe ihn rasend gemacht — und er habe sie geschlagen — aber er liebe sie — und müsse sie zur Frau haben!

„Und sie stand an der Wand — so weiß wie die Wand — mit einem häßlichen roten Fleck auf der Wange, und stierte hinaus in die leere Luft, als wäre sie blöd.

„Dann bemerkte er mich. Ich glaubte, daß er auch mich prügeln würde; aber er zog mich bloß mit sich fort, schalt mich zuerst tüchtig aus und gab mir zuletzt dreißig Frankfurter Speziestaler — als Pechpflaster für meinen Mund.“

„Dreißig Judassilberlinge!“ sagte Bengt.

„Ach ja, mein Gott! Die armen Geldstücke sollen an allem schuld sein — und gleich rund und glatt mit sich selbst zufrieden sind sie!“ erwiderte Sidsel.

„Hast du sie bei dir, Sidsel?“ fragte Bengt prüfend.

Statt einer Antwort hob Sidsel ihren Unterrock — ihre Glocke — auf und deutete auf ihre Wollstrümpfe.

„Da!“

Jetzt lächelte Bengt zum zweiten Male, zog einen kleinen Lederbeutel aus dem Eßkasten hervor und umschloß ihn mit seinen dicken Fingern:

„Hier sind genau ebenso viele Stücke, die er mir für kleine Aufklärungen gab, und damit ich gut auf sie aufpassen möge, daß sie nicht mit dem Organisten spreche — und nicht durchgehe!“ . . .

„Hm, hm! Da ist er!“ . . . warnte Mutter Sidsel.

XXIII.

Meister Ollivier kam herein, ohne auf die beiden zu sehen, setzte sich auf die Orgelbank, schloß den Deckel der Klaviatur auf und trocknete die Tasten sorgfältig mit seinem Taschentuch ab.

Feucht und kalt war es in der Kirche an diesem Morgen. Ganz so wie an jenem Märzmorgen, an den er sich jetzt auf eine seltsam scharfe, deutliche Weise erinnerte — weder gut für den Kopf noch für das Herz.

Draußen sauste der Wind, und er preßte sich durch die vom Sturm zerbrochenen Fensterscheiben, und es pfiff so sonderbar auf den Estrich und die öden Stuhlreihen herab.

Ab und zu ein ferner Donner. Die Macht des Unwetters war noch nicht gebrochen. Er hatte es gemeint, als er vom Hause fortging; die kleine Babli hatte in der Tür des Pantoffelmacherhauses mit andern jungen Mädchen gestanden, als er grüßend vorüberging. Sie sollten die Kirche schmücken, hörte er; aber sie wollten sich nicht recht hinauswagen — selbst das Soldatenkind schien heute den Mut verloren zu haben.

Und er selbst? . . . War er fröhlich? . . . Nein! . . . ruhig kaum . . . Er war hier, weil sie ihn gebeten hatte. Gestern abend mußte sie seinen Brief erhalten haben. Die kleine Babli war, unter einem Vorwande, zu ihm hereingekommen, ganz durchnäßt, und hatte ihm versprochen, den Brief zu besorgen.

Das Soldatenkind hatte schon gestern ernst ausgesehen, als es auf dem Boden saß und die Katze gegen die Haare strich.

Greti würde kommen . . . dessen war er sicher.

Wie sie wohl den Brief aufgefaßt hatte? Worüber sie beide wohl sprechen würden? Wie er da sollte spielen können . . . und auf welche Weise sie einander Lebewohl sagen würden? . . . Nein, er wußte es nicht, er schüttelte das graue Haupt, legte es in die Hand, stützte den Ellbogen gegen die Klaviatur.

Draußen ertönte die Rede des Sturmes; drinnen in der Kirche pfiff der Zugwind. Jeden Augenblick sah Meister Ollivier verstohlen nach der dunklen Turmtür, die dem schlecht zusammengefügten Deckel eines Sarges glich, von dem die Gespensterdraperien aus- und einflatterten. Kam sie denn nicht? . . .

War es denkbar, daß man sie verhinderte?

Seine blauen Augen glänzten dunkel hier im Zwielicht; er richtete sie fragend gegen die beiden unheimlichen Kirchengeister, dort in der Ecke bei den Blasebälgen.

Bengt kaute, Sidsel hüstelte.

Er mochte sie nicht fragen; es empörte ihn schon der Gedanke, sie möglicherweise als Mitwisser zu haben. Fester zogen sich seine Brauen zusammen; die Hand ballte sich gegen seine Wange.

Wo war der demütige Orgelspieler? . . . Weshalb blieb sie aus? In des Himmels Namen! Mit welchem Rechte hielt man das Kind zurück, da er ja doch nur dessen Bestes wollte!

Draußen ertönte des Sturmes Rede, tief und mächtig; bisweilen erhob sich die Stimme des Donners, und wieder wurde der Wind herabgedämpft zu dem weichen Seufzer einer klagenden Flöte.

War seine Orgel, der Kirche Orgel, des Herrn Orgel, in dieser schmerzlichen Nacht von der Macht des Orkanes in die Natur hinausgetragen worden? Und erklang sie jetzt von dort mit der Gewalt des Prinzipales, der Bordune, der Fugara, hinein zu dem abgesetzten Meister? . . .

Nein!

Er war nicht abgesetzt . . . noch nicht.

Ein kleines Dorf vermochte es nicht, die Menschen waren es nicht imstande.

Er sollte dem anmutigen Kinde vorspielen, dem seelenvollen Wesen, das ihm so teuer geworden war! . . .

Und dann würde er gehen, er von selbst. Aber in ihrer Seele sollte sein Werk zurückbleiben.

Er ließ seinen Blick auf die Orgel hinaufschweifen, wie um Abschied zu nehmen.

In ebenso festem Guß wie diese Bündel von sinnreich zusammengefügten Pfeifen, in ebenso majestätischer Geradheit sollte sein Spiel nach aufwärts streben, durch die rauhfeuchte Luft, wie durch die beängstigenden Wolken, ihre vereinigten Gedanken vor das Vaterauge tragend, den niemals zitternden, immer durchschauenden, nachsichtsvollen Blick der Barmherzigkeit, . . . dort ganz oben. . .

Und wenn dann das Feuer der Andacht den alten Orgelspieler ergriff, wenn er unter ihrem Blick Mauern und Gewölbe vergaß . . . seinen eignen gebrechlichen Leib vergaß . . . und wenn er die kleine finstere Luke, dort unter dem Vaterauge, sich öffnen und den Tod mit Stundenglas und Sense heraustreten sah . . . während die ganze Kirche erbebte? . . .

Was dann? . . .

Er wiederholte flüsternd für sich selbst, während ein Schweißtropfen auf seine Hand fiel: „Was dann?“ . . .

Die Turmtür ging auf, die Draperien wurden zur Seite gerissen.

In den langen Kragenmantel eingehüllt vom Kopf bis zu den Fußspitzen, nur ein kleines blasses Gesicht und im Gesichte beinahe nur Augen, die in den grauen Tag hineinleuchteten — so stand Greti Birger da.

Die eine Hand hielt sie um etwas zusammengeballt; sie grüßte mit einem Nicken den Meister auf der Orgelbank und trat mit kleinen festen Schritten, unter denen der gebrechliche Boden der Pulpitur klagend nachgab, direkt auf Bengt und Sidsel zu. Sie drückte ihnen dieses Etwas in die Hände, zwei blanke Gegenstände, die sie selbst in der Hand gehalten hatte, und Meister Ollivier hörte, ganz verändert, eine Stimme, die er schwer wiedererkannte, sagen:

„Ich weiß, daß ihr mich belauert, daß ihr auf mich aufpaßt, daß ihr es lange getan habt, weiß alles, und gebe euch nun dieses: die goldne Uhr meines Vaters und das Medaillon meiner Mutter. Beide Stücke sind mehr wert als das, was . . . was ihr bereits bekommen habt. Ich verlange nur, ungestört eine halbe Stunde lang hier bei der Orgel mit Meister Ollivier zu sprechen und ihn spielen zu hören: dann könnt ihr tun, was ihr mögt."

Meister Ollivier wollte sich ins Mittel legen. Greti antwortete, kurz, ehrerbietig, jedoch entschieden, daß es dabei zu verbleiben habe. Sie würde doch niemals diese Erinnerungen aus den glücklichen Jahren tragen.

Der Organist senkte sanftmütig den Kopf. Mutter Sidsel machte einen langen Hals, wie ein Geier, und ging lächelnd mit ihrem Raub hinunter. Bengt war aufgekrochen, wie ein in Sandstein ausgehauener Drache, und hing über dem Blasebalggeländer.

Durch den öden Kirchenraum pfiff es schwach; draußen sauste der Gesang des Windes. Greti sagte zum Organisten:

„Ich danke Ihnen!"

„Sie haben meinen Brief erhalten?" fragte er still.

„Ich habe Ihren Brief gelesen . . . und ich danke Ihnen," lautete ihre Antwort.

Sie nahm den Stuhl und setzte sich an die Seite des Meisters. Gedämpft hörte man Bengt bei den Bälgen arbeiten; gedämpft arbeitete es drinnen in der Orgel, wie eine Reihe schwacher Seufzer. Meister Ollivier erwartete, daß Greti vom Briefe sprechen würde, der Arbeit zweier Nächte. Greti schwieg. Meister Ollivier erinnerte sich an jede Zeile, und endlich, wie die Quintessenz in dem einen Satz sammelnd, flüsterte er:

„Ich bin alt, Greti!"

Ganz unbekannt war ihm das Feuer, das ihm aus ihren Augen entgegenschoß. War sie in diesen achtundvierzig Stunden um Jahre älter geworden, war es ein Weib und kein Kind, das nun sprach?

„Habe ich Sie gebeten, jung zu sein?" fragte sie, und ihre Mundwinkel zitterten: „Herr Pommerenck ist jung" . . . es gruselte ihr . . . „Und das ist genug!"

„Greti!" flüsterte der Organist.

„Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „nur um das eine bitte ich Sie, nehmen Sie mich mit sich, wenn Sie gehen und wohin Sie gehen . . . hören Sie, um Gottes Willen . . . glauben Sie doch nicht, daß ich ein Kind bin . . . ich bitte Sie, ich beschwöre Sie!" . . .

„O ja . . . ich gehe . . . ich gehe sogleich . . . noch in dieser Stunde!" rief er.

„Und ich folge Ihnen . . . und bleibe bei Ihnen . . . bis Sie mich davonjagen!"

Sie drückte sich dicht an ihn heran, als wollte sie ihn niemals loslassen.

Er faßte sie fest um die Arme . . . sie wand sich . . . kämpfend, um den Platz an seiner Brust zu behalten, den sie sich gewählt hatte, und von dem ihrer Augen allzu deutliche Sprache ihm sagte, daß sie ihr Leben einsetzen werde, um ihn zu behaupten.

„Ich bin nicht das erste beste kleine Mädchen," flüsterte sie, ohne Worte oder Gedanken zu wägen. „Vielleicht sind welche zu Ihnen gekommen, vielleicht keine? Ich kenne nicht Ihre Handlungen, nicht Ihr Alter, nicht Ihre Pläne in bezug auf Sie selbst oder auf andre . . . ich kenne Ihr ganzes Leben, wie es zu mir spricht aus Ihren Augen, Ihrem Wesen, Ihren Worten, Ihrer Musik! Ich denke, daß ich so sein müsse, wie meine Mutter war. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen erzählte! . . . ‚Ich werfe mich aus dem Fenster zu ihm herab!' Erinnern Sie sich daran? Ich will nicht hier sein, will mich nicht verheiraten . . . ich will gehen, wohin Sie gehen . . . oder ich stürze mich über das Geländer hinab in die Kirche! Das schwöre ich bei dem lebendigen Gott, an den Sie glauben . . . und auch ich!" . . .

Er fühlte den geschmeidigen, eben entwickelten weichen Mädchenleib in seinen Armen zittern. Noch ein letztes Mal gewann er die Herrschaft über sich selbst, zwang ihre Arme nieder und sagte:

„Ich bin alt, Greti, und Sie suchen Jugend und Stärke, ohne daß Sie selbst daran denken. Sie sind so stark wie das Leben selbst. Nur der Tod kann Sie überwinden . . . das sehe ich . . . und ich fürchte mich! Denn gesetzt den Fall, daß wir zusammen davongingen . . . es würde doch der Tag, der Augenblick kommen, da Sie". . .

„Nein . . . nein!" unterbrach sie ihn heftig.

„Sie glauben es jetzt nicht . . . und würden mich vielleicht auch nicht betrügen. Aber Sie würden nachzudenken beginnen, und das ist der Tod der Leidenschaft. Ich weiß, was das Leben für uns alle birgt: einmal habe ich betrogen, und einmal bin ich betrogen worden. Und das gleich schrecklich. Ich darf nicht an ein Wunder glauben. Wir müssen scheiden . . . und Sie müssen mir ihr Leben mitgeben auf meinen Weg, indem Sie mir schwören, daß Sie Ihr Leben bewahren wollen . . . für Sie selbst . . . und für Ihre Kinder!" . . .

Sie schrie: „Niemals!" und der lange Kragenmantel wurde gewaltsam zur Seite gerissen, so daß der Heftel weit weg flog, über das Geländer der Pulpitur hinab auf den Estrich der Kirche.

Sie war ganz weiß gekleidet . . . sie war die Braut . . . und sie nahm den Myrtenkranz von ihrer wogenden jungfräulichen Brust und drückte ihn in seine Hände.

Ihre Stimme war gebrochen, als sie, auf den Kranz blickend, flüsterte:

„Nehmen Sie ihn hin! Er gehört nicht länger mir. Ich gehöre mir nicht selbst . . . ich gehöre Ihnen. In den zwei letzten Tagen schon habe ich Ihnen gehört. Ach, lassen Sie mich nicht mehr sagen, als ich halten kann . . . aber lassen Sie mich auch vor Ihnen nicht verbergen, daß ich keine Scham mehr habe. Sie haben sie erhalten. Alles haben Sie erhalten, was ich vor mir selbst verbarg, solange ich noch unschuldig war! Sie sind mein Herr . . . mein Gott!"

Sie war niedergesunken, umklammerte seine Hände, seine Knie, sie mit Küssen und Tränen bedeckend.

Da flammte es in seinen Augen . . . er zog sie an sich, und ihre Lippen begegneten sich, und es wurde ihm dunkel vor den Augen, aber er hielt sie, hielt sie fest in seinen Armen.

Und Tante Birgers Kranz lag im Staub des Fußbodens, und sie beide traten mit ihren Füßen darauf . . . ohne es zu wissen.

Er ließ sie los. Sie sank abermals nieder. Ihr Kopf ruhte auf seinem Knie.

Er breitete seine Hände über die Klaviatur, blickte auf zur Wölbung, den geraden Säulen der Orgelpfeifen folgend, als sähe er zu silbernen Saiten empor . . . und er sah den Himmel offen.

„Jetzt will ich spielen!" erklang seine Stimme.

Und die Hände senkten sich nieder über die Tasten — nein, sie sanken nicht, sondern wurden angesetzt mit einer gebieterischen Energie, die seinen Willen vervielfachten.

Die Orgel gehorchte dem Meister.

Der Kirchenraum schien zu lauschen, und es erklang ein Ton, der Greti in Angst versetzte.

Nur eine Sekunde in Angst.

Dann hatten beide gegenseitig ihren Blick gefunden . . . in Entzückung und in Schmerz und im großen Mute, und zuletzt in der höchsten Ergebung in das Unabwendbare.

Sie wußten es beide, welchen Weg sie gewählt hatten.

Sein Spiel gab nur die Richtung an.

Es lautete:

„Wie des heimlichen Haines leises Sausen, dem das junge Mädchen lauscht, wenn es darin die Fußtritte seines Freundes und Geliebten zu unterscheiden vermeint!

„Und der Ton wurde wie ein Meer in körperloser Sehnsucht . . . ein Meer, auf dessen bewegte Brust ein junger frischer Sonnenblick geschienen hat, und dessen graue Tiefe dies niemals vergessen kann . . . und das eine Melodie um die andre fortwiegt in das Unendliche. Und der Umfang wächst . . . die Stärke wächst. Wehmütig, schmerzvoll steigt die Macht der weichen Seele . . . die Bitterkeit der Dissonanzen auflösend in ein mannhaftes Lächeln . . .

„Das Meer steigt . . . in einem Wogen und Branden, welches das Echo weckt in der Seele des jungen Weibes . . . während der Menschen Unverstand und Verständnislosigkeit der lose Schaum ist, der unbeachtete, der längs des Strandufers dahintreibt!

„Dann meldet sich der Sturm. Er ruft dem Meere, und das Meer antwortet. Aber es ist nicht das wilde, das gewaltige Meer, das die Grenzen seines Rasens nicht kennt. Es ist groß, wie nur das menschliche Herz in seinem Streben nach Glückseligkeit.

„Der Glückseligkeit, die nur mit dem Schmerze erkauft wird . . . mit Vernichtung!

„Und dann jubelt und singt es . . . dann brausen alle Stimmen des Orchesters . . . als säße König David selbst, der Töne Meister, über den Wolken, und streckte die Arme, nackt und glänzend, aus über die Erde, die ausbrach in den Jubelruf: Hosianna, Halleluja . . . ich gehe zugrunde, um wieder aufzuerstehen!"

Und als es nun Greti klar wird, wohin dieses Streben gerichtet ist, greift sie in Extase selbst um die Manubrien, um die Registerknöpfe der Orgel.

Sie selbst zieht ein Register nach dem andern heraus, während ihr geliebter Meister spielt, als wollte er den Donner draußen übertäuben.

Denn das Gewitter war wieder heraufgezogen, und bald kann keines von beiden den Donner des Himmels von dem des Spiels unterscheiden.

Der ganze Orgelbau erzittert ... die Kirche erzittert ... es ist, als ob der Fußboden der Pulpitur siede und schnurre ... es ist, als ob das Weltmeer aus der fernsten Ferne draußen herangewälzt komme und alles emporheben wolle.

Und Greti blickt auf ... das Auge Gott-Vaters ruht auf ihr, groß, unerforschlich, ruhig und mild im Gebrause des Meeres.

Und siehe: die Luke unterhalb des Auges des Herrn öffnet sich ... zuerst mit einem Ruck ... dann langsam ... und sie sieht den Fuß und den vorgestreckten Arm des Todes, mit Sense und Glas.

Aber von der Kirche unten hört man Mutter Sidsels gellende Stimme: „Die Grauen! Bengt! Die Mäuse laufen aus der Kirche hinaus, Bengt!"

Er hört nichts.

Greti liegt an der Brust des Organisten, mit der Hand nach seinem Herzen fassend: „Liebst Du mich?" fragt sie.

„Ich liebe Dich ... und deshalb sterben wir!" lautete seine Antwort.

Und sie riefen einander leidenschaftliche Worte in die Ohren, während ihre Herzen einander umschlangen.

Wie ein jüngstes Gericht kam es über sie. Dach, Turm, Gewölbe, Mauern, Orgel, Pulpitur ... alles trieb und drehte sich wie der Wirbel eines Abgrunds rings um die beiden und über sie nieder.

Und ein Donnerschlag erdröhnte ... und eine weiße Fontäne aus Kalkstaub stieg von der Erde empor und wickelte sich wie ein Mantel der Liebe über die Schrecken. ..

Dann wurde es still.

Die Rauchwolke schwebte noch ... vom Winde geschüttelt ... zerfetzt ... und nur ein Schrei wurde gehört ... er kam von Mutter Sidsel, die den Kirchenhügel hinabflüchtete und von einem Stein eingeholt wurde, der ihr beim Fall des Turmes nachgeschleudert wurde.

Der rächende Geist der Kirche fällte das letzte von den Gespenstern der Kirche.

Der Rauch war fortgezogen. Unter der schweigsamen Grabeshöhe, dem ungeheuren Haufen von Verwirrung und Verwüstung rührte sich kein Leben. Keine Klage, kein Seufzer war zu hören.

Allein aus all den verschlungenen, verbogenen, zerbrochenen, zertrümmerten Teilen zeigte eine mattsilberweiße Doppelsäule zwei gerade Orgelpfeifen, eine männlich-starke, eine weiblich-schlanke, nach aufwärts in sprechender Vereinigung, nach aufwärts gegen eine lichtblaue Öffnung in den Gewitterwolken.

Und es schien, als ob die Orgel der toten Kirche des alten Kirchenmeisters heitere Frühlingskantate sänge:

Mein gläubiges Herze,
Frohlocke, sing, scherze —
Mein gläubiges Herze!

Die Poesie des Evangeliums[1]).

Von

Otto Frommel.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.
Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

N. Lenau.

Ein gut Teil ihrer Wirkung verdanken die Worte Jesu der Gedrängtheit und kraftvollen Geschlossenheit ihrer äußeren Form. Jener faltenlose Guß, den der Dichter vom lebendigen Kunstwerk verlangt, eignet den meisten von ihnen. Da ist kein Zuviel und kein Zuwenig. Ihre künstlerische Prägung vermochte sich selbst im fremdsprachigen Gewande zu erhalten. Man denke an Vaterunser und Seligpreisungen, die trotz der Zusätze, die sie erfahren, ihre ursprüngliche Form allenthalben durchschimmern lassen. Form und Inhalt gehen im echten Kunstwerk die innigste Verbindung ein. Man kann sie nur voneinander lösen, wenn man das Ganze zerstören will.

Wenn wir daher in diesem Kapitel von den Formen der Worte Jesu sprechen wollen, so wird dabei vielfach auch schon vom Inhalt geredet werden müssen.

In Sprüchen und Spruchgruppen, Gleichnissen und Gleichnisgruppen liegen uns Jesu Worte vor.

Spruch und Sprichwort liebte das Volk seit alters. Wie oft und gerne hat es seine einfache und oft so tiefe Lebensweisheit in ein kurzes, scharfgespitztes Wort gekleidet. Unsre eigene Sprache ist reich an solchen uns allen geläufigen Bildungen.

Auch das alte Israel besaß seine Volkssprichwörter. Eins der bekanntesten steht 1. Sam. 10, 12 und bezog sich auf ein Erlebnis des Königs Saul:

---

[1]) Aus einem größeren Werke, das unter diesem Titel demnächst im Verlage der Gebrüder Paetel erscheinen wird. Die Redaktion.

Gehört denn Saul auch zu den Propheten? Von Jesu Aussprüchen ist der eine und andre gewiß auch dem Sprichwörterschatz des Volkes entlehnt, z. B. die Worte: Arzt, hilf dir selber[a])! Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler[b]). Kein Prophet ist willkommen in seiner Vaterstadt[c]).

Er verstand es aber auch selber, Worte zu prägen, die Sprichwortcharakter tragen und als Sprichwörter teilweise bis auf den heutigen Tag weiterleben. Ein solches Wort hat die Apostelgeschichte aufbewahrt[d]): Geben ist seliger denn Nehmen. Dahin gehören ferner: Wes das Herz voll ist, gehet der Mund über[e]). Viele sind berufen, wenige aber auserwählt[f]). Einst mag auch das Agraphon als Sprichwort umgelaufen sein: Werdet tüchtige Wechsler!

Neben dem volkstümlichen Sprichwort bestand nun aber in Israel seit alters eine förmliche Spruchliteratur, die sich zu jenem verhielt etwa wie das Kunstlied zum Volkslied. Ihre Anfänge reichen wohl bis in die Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft zurück, und ihre Pflege lag einer Genossenschaft, den sogenannten Weisen[g]), ob, über deren Organisation wir jedoch nicht genau unterrichtet sind. Der bleibende Ertrag dieser lyrisch-didaktischen Poesie liegt uns vor in den kanonischen und apokryphischen Büchern des alten Testaments, die unter den Namen Sprüche, Prediger, Weisheit Salomos, Jesus Sirach bekannt sind. Kurze Betrachtungen und Ermahnungen, die sich aufs praktische Leben beziehen, werden hier in Aphorismen und Sentenzen dargeboten. Die ältesten Stilformen stehen dem Volkssprichwort noch sehr nahe durch den einfachen Bau. Allmählich werden sie komplizierter.

Wir begegnen innerhalb der Spruchliteratur dem sogenannten Parallelismus membrorum, jener Form der hebräischen Poesie, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß derselbe Gedanke mit verschiedenen Worten in zwei oder mehreren aufeinanderfolgenden Verszeilen zum Ausdruck gebracht wird. Dieser Parallelismus tritt uns aber hier, wie auch sonst, nicht als pedantisches Schema, sondern als lebensvolle Kunstform entgegen, derart, daß z. B. die einfachen Kurzzeilen gegensätzlich gehalten sind, oder daß der Gedanke in ihnen weitergeführt wird, oder daß sie ein Gleichnis enthalten. Mehrere Langzeilen bilden bisweilen größere Einheiten, bis schließlich ganze Spruchgruppen entstehen.

Ohne Zweifel stehen die Worte Jesu dieser Literaturgattung in ihrer Form sehr nahe: sie sind Sprüche und Spruchgruppen, die sich schon durch ihren teilweise kunstvollen Bau als echte Schößlinge am Baum der hebräischen Poesie erweisen.

Einige Beispiele für den Parallelismus membrorum, den sie in seinen mannigfachen Spielarten aufweisen, seien hier mitgeteilt:

Einfache Kurzzeilen, die eine Antithese enthalten, ergeben die Worte: Viele sind berufen — wenige aber sind auserwählt[h]). Gott ist nicht ein Gott von Toten — sondern von Lebendigen[i]). So werden die Letzten die Ersten sein — und die Ersten die Letzten[k]).

---

a) Lk. 4 23. b) Mt. 24 28. c) Lk. 4 24. d) Apostelgesch. 20 35. e) Mt. 12 34.
f) Mt. 22 14. g) Jerem. 18 18. h) Mt. 22 14, 20 16. i) Mt. 22 32. k) Mt. 20 16.

Dieser gegensätzliche Parallelismus kann wieder aus zwei voneinander unabhängigen Gliedern bestehen, von denen das zweite eine neue Antithese zum ersten enthält: Wir haben euch gepfiffen — und ihr habt nicht getanzt. Wir haben euch geklagt — und ihr habt nicht geweint[a]). Wer sein Leben retten will — der wird es verlieren, Wer aber sein Leben verliert (um meinet- und des Evangeliums willen) — der wird es retten[b]).

Die einfachste Form des Parallelismus, bei der sich gleichbedeutende, aber nicht gleichlautende Glieder entsprechen, findet sich häufig in Jesu Sprüchen: Gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht vor die Schweine[c]). — Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, Segnet, die euch fluchen, bittet für die, welche euch beschimpfen[d]). — Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was habt ihr für einen Lohn? Tun nicht auch die Zöllner dasselbe? Und wenn ihr euren Bruder begrüßt, was tut ihr besonders? Tun nicht auch die Heiden dasselbe?[e]). — Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute Und regnen über Gerechte und Ungerechte[f]). — Bittet, so wird euch gegeben, Suchet, so werdet ihr finden, Klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, dem wird gegeben, Wer da sucht, der findet, Und wer da anklopft, dem wird aufgetan[g]).

Manchmal führen das zweite und die folgenden Glieder den Gedanken des ersten fort, z. B.:

> Sorget nicht für euer Leben, was ihr esset, noch für euren Leib, was ihr anziehet.
> Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als das Kleid?[h])

Endlich finden sich kunstvoll gebaute Strophen. Als solche stellt sich die sogenannte Agalliasis, jener Ausruf des Frohlockens, mit dem wohl dazu gehörigen Heilandsruf dar, ein Hymnus von vollendeter Schönheit der Form:

> Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde,
> Daß du dieses verborgen hast vor Weisen und Verständigen
> Und hast es Unmündigen geoffenbart.
> Ja, Vater, denn so ist es wohlgefällig gewesen vor dir!
>
> Alles ward mir übergeben von meinem Vater.
> Und niemand kennet den Sohn außer der Vater.
> Und niemand kennet den Vater außer der Sohn
> Und der, welchem der Sohn offenbaren will.
>
> Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid,
> So will ich euch erquicken;
> Nehmt mein Joch auf euch und lernet von mir.
>
> Denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.
> So werdet ihr Erquickung finden für eure Seelen.
> Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht[i]).

Kann man zweifeln, ob diese Worte in dieser sorgsam symmetrischen Form von Jesus gesprochen wurden oder ob sie ihnen erst nachträglich

---

a) Lk. 7 32. b) Mk. 8 34. c) Mt. 7 6. d) Lk. 6 27. e) Mt. 5 46 f.
f) Mt. 5 45. g) Mt. 7 7 f. h) Mt. 6 25. i) Mt. 11 28—30. Lk. 10 21, 22. (Bei Lk. fehlt der Heilandsruf.)

gegeben ward, so ist die reizvolle Abrundung der folgenden Strophen durch Rückkehr der Anfangszeilen zum Schluß sicher ursprünglich: Niemand kann zwei Herren dienen, Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, Oder er wird jenem anhängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon[a]). — Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst Und nehme sein Kreuz auf sich Und folge mir[b]).

Von besonders mächtiger Wirkung ist in der Johannisrede die dreimal gleichbeginnende Frage: Was seid ihr hinausgegangen in der Wüste zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde gerüttelt wird? Nein. — Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen in weichem Gewande? Siehe, die da weiche Gewänder tragen, sind in den Palästen der Könige. Nein. — Wozu seid ihr hinausgegangen? Einen Propheten zu sehen? Ja, ich sage euch: noch viel mehr als einen Propheten[c]).

Auch manche Gleichnisse, insbesondere die kleinen und kleinsten, nehmen am Spruchcharakter teil: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin kommen zu rufen die Sünder und nicht die Gerechten[d]). — Können denn die Hochzeitsleute fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Solange sie den Bräutigam bei sich haben, können sie nicht fasten. Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird, und dann werden sie fasten an jenem Tag[e]). — An dem Feigenbaum lernet das Gleichnis: Wenn sein Trieb schon zart wird und Blätter treibt, so merket ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch ihr, wenn ihr dieses kommen sehet, so merket, daß er nahe ist vor der Tür[f]).

Sowie freilich das Gleichnis auch nur ein wenig ausgeführt wird, einen epischen Zug bekommt, fällt das Schema des Parallelismus weg. An Stelle der Wiederholungen und Gegensätze tritt die schlichte Prosa des Erzählers. Eine feine kleine Erzählung ist z. B. das Gleichnis von der köstlichen Perle: Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er *eine* köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte dieselbige.

Und doch fehlt eine Art Parallelismus auch bei den Gleichnissen nicht. Jesus bildete nämlich gerne Gleichnispaare und -gruppen, in denen ein und derselbe Gedanke zur Darstellung gebracht wird. Matthäus hat uns mehrere solche Gleichnispaare aufbewahrt: die Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig[g]), vom Schatz im Acker und der köstlichen Perle[h]), vom Unkraut und vom Fischzug[i]). Weiter gehören hierher die sogenannten Beelzebubgleichnisse[k]), die Gleichnisse vom alten Kleid, den alten Schläuchen (dem alten Wein[l]), vom Licht auf dem Leuchter, der Enthüllung des Verborgenen und der Bergstadt[m]), vom Dieb, treuen und ungetreuen Haushalter, spät heimkehrenden Hausherrn[n]), vom bittenden Freund und ungerechten Richter[o]),

---

a) Mt. 6 24. b) Mt. 8 34. c) Mt. 11 7 f. d) Mt. 2 17. e) Mt. 2 19, 20. f) Mt. 13 28. g) Mt. 13 31—33. h) Mt. 13 44—46. i) Mt. 13 24—30; Mt. 13 47—50. k) Mt. 3 23—27; Mt. 12 25—30, 43—45; Lk. 11 17—26. l) Mt. 2 21, 22; Mt. 9 16, 17; Lk. 5 36—39. m) Mt. 4 21, 22; Mt. 5 14, 15, 10 26; Lk. 8 16, 11 33, 12 2. n) Mt. 24 43, 44; Lk. 12 39, 40; Mt. 24 45—51; Lk. 12 41—48. o) Lk. 11 5—8, 18 1—5.

verlorenen Schaf, Groschen, vom verlorenen Sohn[a]), vom Turmbau und Kriegführen[b]).

Es ist ein rhythmisches Element, das durch den Parallelismus der Glieder viele Worte Jesu durchwaltet. Wir begegnen ihm vorwiegend da, wo erregtes oder auch gehobenes Gefühl das Bedürfnis nach gesteigertem Ausdruck hervorruft. Also in den lyrisch-gefärbten Aussprüchen, die uns von ihm überliefert sind.

Wenn es nach einem Wort Friedrich Hebbels die Aufgabe des Lyrikers ist, „das menschliche Gemüt im tiefsten zu erschließen, seine dunkelsten Zustände durch himmelklare Melodien zu erlösen", so hat Jesus diese Aufgabe in Worten, wie das Vaterunser, die Seligpreisungen, die Agalliase und den Heilandsruf, und so manchem seiner kurzen Sprüche in wahrhaft erhabener Weise gelöst. Dies deutlich zu sehen, hindert uns meist die starre und unbewegliche Auffassung der Herrenworte, die in ihnen bestenfalls die Ausprägung sittlicher oder religiöser Grundsätze und Lebensnormen, nicht aber den Ausdruck unmittelbarsten inneren Erlebens erkennt.

Mag Jesus das Vaterunser immerhin mitgeteilt haben auf Grund einer Anregung aus der Jünger Mitte[c]) und in Anlehnung an bekannte jüdische Gebetsformeln — dies einzigartige Gebet ist sicher nicht das Erzeugnis praktisch-nüchterner Reflexion — es ist der Hauch eines in Gott atmenden Gemüts, Ausdruck einer Seele, die alle jene Zustände selbst irgendwie durchlebt, durchbetet hat, die im Vaterunser in „himmelklaren Melodien" ausklingen. Es ist im tiefsten Sinne das „Gebet des Herrn".

In Hebbels Tagebüchern finden sich die folgenden Worte über das Vaterunser, die nach meinem Empfinden zum tiefsten gehören, was über dies Gebet gesagt worden ist:

„Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigner Kraft, die angestrengt sein will, und zwischen einer höheren Macht, die durch gehobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergieb uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern; selbständig, frei steht er der Gottheit gegenüber und öffnet sich mit eigner Hand Himmel und Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung. Man kann sagen: wer dies Gebet recht betet, wer es innig empfindet und, soweit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, ist schon erlöst, muß erhört werden."

Reine Lyrik ist auch die Agalliase. Ein innerster Gemütszustand verdichtet sich zu einem Hymnus, in dem natürlich nichts Dogmatisches, Lehrhaft-Erbauliches gesucht werden darf. Der Fülle eines reinen Gotteslebens entströmen diese Töne ungesucht und ungewollt.

Innere Unruhe dagegen, etwas von der vorwärtsdrängenden Stimmung des Blutzeugen zittert in den folgenden Worten: Ich bin gekommen, ein

[a]) Mt. 18 12—14; Lk. 15. [b]) Lk. 14 28—32. [c]) Lk. 11 1.

Feuer zu werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es wäre schon entzündet! Ich habe eine Taufe zu bestehen, und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist![a])

Auch in den Seligpreisungen liegt ein lyrisches Element. Äußerlich schon in dem Rhythmus ihrer Gliederung, in der gehobenen, hymnisch-feierlichen Sprache. Lyrisch ist aber auch das tiefe Gefühl, der warme Strom der Empfindung, den wir vor aller Analyse des Inhalts bei ihrem Anhören verspüren. Gedankenlyrik sind sie ähnlich wie das Vaterunser.

Nur auf den Höhen inneren Lebens und nur in Augenblicken innigsten Zusammenschlusses mit seinen Jüngern mag Jesus dieser seine Seele durchflutenden Musik das Hinauswogen in die Seelen andrer verstattet haben. Zumal auch dann, wenn er seine überschwenglichen Zukunftshoffnungen in kühnen, gewaltigen Bildern zur Anschauung andrer bringen wollte. Und doch ist er auch dann — und, so will es scheinen, gerade dann — von einer keuschen Zurückhaltung.

Das Meiste von den uns überkommenen Reden Jesu, darunter wiederum in erster Linie die Gleichnisse, gehört nicht der lyrischen, sondern der didaktischen Poesie an. Nur darf das Wort didaktisch nicht eng, schulmäßig gefaßt werden. Auch in Jesu Lehrdichtungen waltet jene Frische und Ursprünglichkeit des genialen Dichters, dem sich alles, was er aus dem Schatz seines Herzens hervorbringt, von selbst in künstlerische Form kleidet. Nicht systematisierte Lehre, mühsam in das fadenscheinige Gewand einer angelernten Poetik gekleidet, sondern den konzisen Ausdruck eines unendlich reichen Innenlebens besitzen wir in Jesu Sprüchen und Parabeln.

Es ist das Evangelium, jene Frohbotschaft, die zu verkündigen und in seiner Person darzustellen Jesu eigentümlicher geschichtlicher Beruf gewesen ist, dem alle seine Sprüche und Gleichnisse dienen.

Nun ließ sich zwar das Evangelium nicht lehren wie eine Philosophie. Allein, da es Botschaft an Menschen war, mußte es in einer auch dem Intellekt zugänglichen Weise vermittelt werden. Dazu bedurfte es einer Form mündlicher Mitteilung und Darstellung, die ebensowohl der Größe des Gegenstandes entsprach, als sie an das Fassungsvermögen und die Gedächtniskraft der Hörer keine allzuhohen Forderungen stellen durfte. An Jesu Worten ist in der Tat ihre populäre Verständlichkeit und eindrucksvolle Prägnanz immer wieder bewunderungswürdig.

Die Wirkung volkstümlicher Rede beruht zu einem guten Teil auf der Kunst, packend zu sprechen. Das kann aber nur, wer über Leidenschaft verfügt. Der leidenschaftslose Redner wird beim Volk nie sein Glück machen. Wir treten Jesu nicht zu nahe, wenn wir sagen: er besaß die Gabe der drastischen Rede. Matthäus hat uns den Eindruck aufbewahrt, den Jesu Rede beim Volke hinterließ: Und es geschah, als Jesus diese Rede beendet hatte, da waren die Massen betroffen über seine Lehre; denn er lehrte wie einer, der die Vollmacht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten[b]).

---

a) Lk. 12 49 (vgl. Mt. 10 34). b) Mt. 7 28, 29.

Als das beste Beispiel solcher machtvollen Rede ist mir immer jenes gewaltige Wehe über die Pharisäer erschienen, in der freilich bereits weiter gebildeten Form, wie es Matthäus in seinem dreiundzwanzigsten Kapitel aufbewahrt hat. Alles, was sich von gerechter Entrüstung, heiligem Ingrimm gegen die heuchlerischen Führer seines Volkes und ihre Scheinfrömmigkeit in ihm angesammelt hat, das bricht hier in einer stürmischen Anklagerede aus seiner Brust. Ihre Größe beruht in formeller Hinsicht auf der meisterlich geübten Kunst, streng sachlich zu bleiben, nie in den Fehler der blassen Abstraktion, der hohlen Phrase zu verfallen, sich immer auf der Höhe lebensvoller Anschaulichkeit zu halten. Ein Sturm der Leidenschaft braust durch diese Worte, und doch verliert Jesus in keinem Augenblick die Sicherheit in der Wahl der Mittel, die souveräne Beherrschung der Sprache und des Ausdrucks.

Zuweilen ist diese Drastik durchweht von einem Anhauch elegischer Ironie, versetzt mit einem gewissen Sarkasmus, der zu Jesu sonstiger durchgängiger Güte und Milde in einem wirkungsvollen Gegensatz steht: Sehr schön, ruft er seinen Widersachern zu, hebt ihr das Gesetz Gottes auf, um eure Satzungen zu halten[a]). Und in Vorahnung seines Todes sagt er mit wehmütigem Spott: Heute und morgen und am folgenden Tag muß ich wandern, denn es darf kein Prophet umkommen außerhalb Jerusalems[b]).

Unendlich mannigfaltig sind überhaupt die Töne, die er anschlägt. Neben der erwähnten Streitrede findet sich die ergreifende Klage über die Stadt, die ihre Propheten mordet, die zu ihr gesandt sind[c]), neben dem Heilandsruf an die Mühseligen und Beladenen, das düstere, in Schwermut getauchte Gemälde des jüngsten Gerichts[d]).

Am unwiderstehlichsten wirkt er auf uns Heutige vielleicht dort, wo er „nicht die erregte Sprache des Propheten und Volksmannes, sondern die ruhige des Weisen redet", wo er als Mensch spricht unter Menschen, als „Kind Gottes unter Gottes Kindern". Dann gewinnt seine Sprache jene milde, liebliche Färbung, die wir an dem Wort von den Blumen und Vögeln gewahren. Man kann an den Reden dieser Art ebensosehr ihre Schönheit als ihren Geistesreichtum bewundern. Man möchte sie dem Spiegel des Sees vergleichen, an dessen Ufern sie gesprochen sind, der Himmel und Erde in ruhiger Klarheit zurückstrahlt, und unter dessen Oberfläche sich doch gar manche, dem Auge ewig unerreichbare Tiefe birgt.

Auch hier wird Jesus nie breit, nie wortreich. Das Plappern der Heiden, die Wortmacherei war ihm nicht nur beim Beten zuwider. „Eindrucksvolle Prägnanz, größte Deutlichkeit bei möglichster Kürze" zeichnet auch hier seine Redeweise aus.

Man hat sich an einzelnen seiner Worte, in denen er gewisse Wahrheiten und Grundsätze auf die Spitze treibt, je und je gestoßen, hat sie abzuschwächen versucht und eine Fülle von theologischem Scharfsinn aufgebracht, um sie mit der nüchternen Alltagswelt und ihrer flügellahmen Moral einigermaßen in Einklang zu bringen. Oder man hat sich sklavisch an sie gebunden und in

---

a) Mk. 7 9. b) Lk. 13 33. c) Lk. 13 34, 35. d) Mk. 13; Mt. 24; Lk. 21.

ihrer buchstäblichen und pedantischen Befolgung Karrikaturen geliefert, die dem Ansehen Jesu mehr als nötig geschadet haben. Es handelt sich hierbei um Worte wie die bekannten: Ich aber sage euch: nicht dem Bösen widerstehen, Sondern: wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andre, Und wer mit dir rechten und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. Wer dich zu laufen nötigt eine Meile, mit dem geh zwei.

Das ist die Art eines temperamentvollen, stark empfindenden Redners, der kein Freund des Wenn und Aber ist. Dem Volk ist nicht beizukommen mit einer Lehrweise, die immer wieder halb zurücknimmt, was sie eben gefordert hat, die sich zu allen Einschränkungen bereit erklärt und von Vermittlungen lebt.

Volkstümliche Rede bedarf der scharfen Zuspitzung, sie braucht auch vor Übertreibungen nicht ängstlich zurückzuschrecken, wenn diese Übertreibungen nämlich nicht auf Kosten der Wahrheit gehen, sondern nur dazu dienen, eine Tatsache ins volle Licht treten zu lassen.

Die Volkstümlichkeit seiner Rede verdankt Jesus endlich im höchsten Maße der von ihm mit angeborener Genialität geübten Kunst der Gleichnisbildung.

Jesu Rede bewegte sich — wir deuteten schon darauf hin — immer in den Formen lebensvoller Anschaulichkeit: „Jesus redet nicht vom irdischen Sorgen überhaupt, sondern von der Sorge für Nahrung und Kleidung[a]), nicht von Liebeserweisungen im allgemeinen, sondern vom Grüßen und Leihen und vom Trunk kalten Wassers, den man andern reicht[b]), er redet nicht von Menschen, die sich im irdischen Leben gleichstehen, sondern er nennt die, welche auf einem Acker arbeiten und in einer Mühle mahlen[c]), er spricht nicht von Familiengliedern, sondern er zählt sie auf, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schnur und Schwieger[d]). Er redet nicht von den Unsicherheiten menschlichen Besitzes, sondern von den Schätzen, die Motten und Rost fressen, denen Diebe nachgraben, um sie zu stehlen[e]). Er redet nicht von weichlichen Menschen, sondern von Menschen in weichen Kleidern[f])."

Mit Recht nennt Bernhard Weiß, den ich hier anführe, diese Eigentümlichkeit der Rede Jesu, die ebensosehr den Morgenländer wie den Dichter verrät — denn es kommt nicht bloß auf das Anschauliche der Rede an und für sich, sondern auf die Fülle und Eigenart der Anschauungsbilder an, — die Plastik der Rede Jesu.

Nun hat es aber derselbe Forscher richtig erkannt und mit voller Deutlichkeit hervorgehoben, daß diese Plastik der Rede Jesu nicht ohne weiteres mit ihrer häufigen Bildlichkeit zu verwechseln ist.

Bildliche Rede ist immer nur solche, in der eine dem sinnlichen Lebensgebiet entstammende Anschauung zur Trägerin einer geistigen Wahrheit dient, wobei vom Hörer gefordert wird, das dem Bild und der Idee Gemeinsame, das sogenannte tertium comparationis, durch Nach- und Umdenken zu ermitteln. Plastische Rede dagegen veranschaulicht in einem Vorstellungsbild

---

[a]) Mt. 6 25. [b]) Mt. 5 47; Lk. 6 34; Mt. 25 35 f. [c]) Mt. 24 40. [d]) Mt. 10 35 f. [e]) Mt. 6 19. [f]) Mt. 11 8.

unmittelbar einen durch sie dargestellten Begriff. In der plastischen Rede ist alles eigentlich gemeint. In der bildlichen Rede kann auch alles eigentlich gemeint sein, wenn sie nämlich nicht Allegorie, sondern Gleichnisrede ist. Allein auch die einfache Vergleichung setzt schon die Fähigkeit des Hörers voraus, die innere Verwandtschaft von Bild und Sache denkend herauszustellen. Wenn Jesus von den vergänglichen Schätzen sagt, daß sie von Motten und Rost zerstört und von Dieben gestohlen werden, so ist das die plastische Wortdarstellung der Unsicherheit alles menschlichen Besitzes. Wenn er dagegen die Pharisäer ähnlich nennt den getünchten Gräbern[a]), muß sich der Hörer erst nach dem fragen, was beiden gemeinsam sein könnte. Jesus hilft in diesem Falle — nicht immer tut er das — dem Denken nach, indem er das Gleichnis weiter ausführt: Jene Gräber haben äußerlich ein gutes Aussehen, inwendig sind sie voll Totengebein und Unreinigkeit. Bei ihnen, und genau so bei den Pharisäern, täuscht die gute äußere Erscheinung über ein häßliches Innere.

Diese scheinbare Erschwerung des Verständnisses durch die Anwendung bildlicher Rede, insbesondere des Gleichnisses und der Vergleichung, steht mit dem behaupteten didaktisch-pädagogischen Charakter der Redeweise Jesu doch nicht im Widerspruch. Nur darf man gerade bei den Gleichnissen Jesu nie vergessen, daß sie Dichtungen sind, Niederschläge eigner seelischer Erlebnisse, künstlerische Prägungen innerer Offenbarungen[1]), für die sich ihm zwang- und mühelos die Form ergab, indem er das Ewige, Unbegrenzte im Gewand des Sinnlichen und Natürlichen darstellte. Der pädagogische Zweck, die Absicht der Belehrung und Veranschaulichung schimmert doch deutlich genug durch dieses wundersame kleine und große Gebilde echter Dichtkunst.

Bald allerdings ward dieser Zweck nicht mehr deutlich erkannt. Schon die synoptischen Evangelien legen Jesus einen Ausspruch in den Mund, auf Grund dessen wir annehmen sollten, er habe seine Gleichnisse gesprochen, um durch sie dem unverständigen Volk Rätsel aufzugeben, die es doch nicht lösen konnte. Die Gleichnisse seien nicht zu Zwecken der Belehrung und Erklärung gebildet worden, sondern in der Absicht, das Dunkle noch dunkler erscheinen zu lassen, das Verhüllte noch mehr zu verhüllen. Euch ist das Geheimnis des Reiches Gottes gegeben, läßt Markus Jesum zu seinen Jüngern sagen, jenen draußen (dem Volk) aber kommt alles in Gleichnissen zu, damit sie sehend sehen und doch nichts erblicken, und hörend hören und doch nichts verstehen, auf daß sie nicht umkehren und es werde ihnen vergeben“ [b]).

Darnach bieten die Gleichnisse nicht einmal den Jüngern etwas Neues, was sie nicht schon haben — im Gegenteil, da sie die Geheimnisse des Gottesreiches wie mit einer undurchdringlichen Schale umschließen sollen, bedürfen auch die Jünger selbst einer Auflösung und Erklärung der Parabeln.

---

[a]) Mt. 23 27. [b]) Mt. 4 11. Vgl. Lk. 8 9, 10. Mt. 13 10—16.

[1]) H. Weinel hat diesen für meine ganze Arbeit grundlegenden Gedanken sehr klar und einleuchtend dargelegt in der Schrift „Die Bildersprache Jesu in ihrer Bedeutung für die Erforschung seines inneren Lebens“. Gießen 1900.

Von dieser ganzen Theorie ist mit Recht gesagt worden, daß sie einer wirkenden Persönlichkeit zuzuschreiben, den Gipfel der Unnatur bedeutet. Zumal, da sonst Jesu Redeweise durchgängig von dem Bestreben durchwaltet ist, auch den Kindern und Unmündigen verständlich zu werden. Auch die Evangelisten selbst zeigen da und dort noch ein instinktives Gefühl für die ursprüngliche Absicht Jesu, das Volk durch die Gleichnisse zu belehren[a]). Ja sie fügen selbst zuweilen in ihren Zusammenhang ein Gleichnis Jesu ein, das an diesen Stellen nur dem Zweck der Verdeutlichung dienen kann[b]).

Jesus hat alle Formen bildlicher Rede gelegentlich angewandt: Vergleichung und Metapher, Gleichnis und Allegorie. Gerne braucht er metaphorische Wendungen derart, daß er z. B. Herodes einen Fuchs[c]), Simon einen Felsen[d]), die Pharisäer blinde Leiter von Blinden nennt[e]), daß er von ihnen sagt, sie fressen die Häuser der Witwen[f]), sie seihen Mücken und verschlucken Kamele[g]), daß er vom Splitter und Balken im Menschenauge[h]), von den Schafskleidern der Lügenpropheten[i]) spricht. Immer wird hier ein Begriff durch einen andern, nicht eigentlich zu nehmenden, die gemeinte Sache jedoch verdeutlichenden ersetzt. Daneben bediente er sich häufig der einfachen Vergleichung, in der er zwei verwandte Gegenstände nebeneinander rückt, um auf die Anschauung des Hörers belebend oder berichtigend zu wirken. Werdet klug *wie* die Schlangen, ohne Falsch *wie* die Tauben, ich sende euch *wie* die Schafe unter Wölfe[k]), ich sah den Satan *wie* einen Blitz vom Himmel fallen[l]) — das sind alles Vergleichungen.

Erweiterte Formen von Bilderrede sind Allegorie und Gleichnis — jene entstehend durch die Zusammenordnung mehrerer Metaphern zu einem einheitlichen Ganzen, dieses die Nebeneinanderstellung zweier verwandter, aber verschiedenen Lebensgebieten entnommenen Sätze, wobei die Evidenz des einen Satzes auf den daneben gestellten ähnlichen rückwirkende Kraft übt. Weitaus das meiste von dem, was wir heute die Gleichnisse Jesu nennen, gehört nun zweifellos nicht der allegorischen, sondern der Gleichnisdichtung an.

Die Allegorie ist mehr oder weniger Ornament, poetischer Schmuck, aber sie lehrt nichts. Die Parabel dagegen will beweisen. Sie will an den Ordnungen des natürlichen Lebens die Ordnungen des höheren Lebens verstehen lehren.

Bei Jesu Gleichnissen gilt es also nicht, zu fragen: was sollen sie bedeuten, vielmehr: was wollen sie beweisen? Dabei dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß die beiden Formen Allegorie und Gleichnis miteinander verwandt sind, was besonders deutlich zu ersehen ist an den Urformen, aus denen sie hervorgehen, der Metapher und dem Bild. Ob ich sage, dieser Mensch *gleicht* einem schwankenden Rohr oder er *ist* ein schwankes Rohr, das kommt im Grunde denn doch auf dasselbe hinaus. Man versetze sich nur einmal in die Seele des Gleichnisdichters. Je weniger wir ihn uns als reflektierenden Dichter, etwa in der Weise Lessings vorstellen, der ja auch Parabeln gedichtet hat, aber

---

a) Mt. 4 2, 4 33. b) Lk. 7 40 f., 10 30 f., 18 9 f. Mt. 15 26. c) Lk. 13 32. d) Mt. 16 18 f. e) Mt. 15 14. f) Mt. 12 40. g) Mt. 23 24. h) Mt. 7 3, 4. i) Mt. 7 16. k) Mt. 10 16. l) Lk. 10 18.

von einer trockenen Lehrhaftigkeit und Langweile, sondern als phantasiereichen, aus dem Vollen schaffenden Künstler, desto eher dürfen wir von ihm solche Gleichnisse erwarten, deren Stoff seiner ganzen inneren Struktur nach der darzustellenden Idee verwandt ist. Wir werden keineswegs zugeben, daß Jesus in dem Gleichnis vom Salz[a]) „eben so gut statt des Salzes die Steinkohle hätte nennen können"; Jesus wäre ein geringer Dichter, wenn man ihm derart ohne Schaden für die Poesie seiner Worte das Konzept verändern dürfte. Wir sehen vielmehr, wie er in seinen Gleichnissen geradezu solche Stoffe bevorzugt, die es ermöglichen, auch noch in den Einzelzügen den Grundgedanken durchschimmern zu lassen. Wenn es also für das richtige Verständnis der Gleichnisse Jesu gilt, immer zunächst ihre Grundgedanken, das Gesetz, die Wahrheit herauszustellen, die durch sie zur Evidenz gebracht werden soll, so ist dadurch nicht ausgeschlossen, die Einzelzüge des Bildes zur weiteren Verdeutlichung des Grundgedankens heranzuziehen. Nur muß das ungezwungen geschehen, mit ästhetischem Takt und Feingefühl. Nicht in der Art der früheren Allegoristen, die in jedem Wort, in jeder noch so geringfügigen Kleinigkeit ein theologisches Geheimnis, einen verhüllten Tiefsinn witterten, den zu entschleiern sie sich für berufen fühlten, sondern mit kongenialem Verständnis für die bewußten und unbewußten Absichten, die der Dichter mit seinen Schöpfungen verfolgt. Nehmen wir das Gleichnis vom verlorenen Sohn[b]):

Sein Grundgedanke ist, daß im Himmel Freude sein wird über *einen* Sünder, der Buße tut vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Das wird verdeutlicht an der Geschichte von dem Vater, der sein Kind, das eigenwillig aus dem Elternhause schied und nach den bittersten Enttäuschungen reumütig zu ihm zurückkehrte, mit Freuden an die Brust schließt, ihm nicht nur völlig verzeiht, sondern auch ein ihm zu Ehren veranstaltetes Fest gegen den wohlanständigen älteren Sohn, der abseits steht, eifersüchtig und im tiefsten verletzt, verteidigt und ihn zur Mitfreude auffordert.

Worauf beruht nun der nie versagende Eindruck dieses Gleichnisses? Gewiß vor allem auf der es durchleuchtenden Offenbarung einer Liebe, für die es keine Grenzen gibt, die sich dem Zertretenen, in den Staub Gestoßenen mit überschwenglichem Mitleid und Erbarmen zuneigt und etwas so viel Höheres ist, als die fadengerade Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, auf die sich die Korrekten, Wohlanständigen so viel zugute tun. Auf dem transzendenten Unterton, den wir von Anfang an durchklingen hören: das ist Gottes Liebe, die hier handelt. Sie ist der eigentliche Held des Dramas, das wir da schauen.

Wir ahnen, wenn Jesus den Mund auftut, um uns eine Geschichte zu erzählen, hat er uns noch andres zu bieten, als eine menschlich noch so ergreifende Episode aus dem täglichen Leben. Er wird uns den Schleier von ewigen Dingen lüften.

Und doch ist uns auch an der Geschichte als solcher — und zwar sofern sie *Geschichte* und sofern sie *Gleichnis* ist — nichts unbedeutend, nebensächlich. Hier wirkt eben alles, auch die echt epische Sorgfalt, mit der

[a]) Mt. 9 40, 50. Lk. 14 34. (Mt. 5 13.) [b]) Lk. 15 11 f.

Kleinigkeiten berichtet werden, zusammen, um die erschütternde und erhebende Wirkung hervorzubringen, die wir von dem Gleichnis empfangen. Ungesucht drängen sich fortwährend Parallelen auf: das Leben des Sohnes in der Fremde — ist es nicht ein unübertreffliches Symbol des Zustands einer ihrem ewigen Urgrund entfremdeten und verloren gegangenen Menschenseele? Und die frohen Bilder des Festes, festliche Gewänder, festlicher Gesang und Reigen, das duftende Mahl, der geschmückte Jüngling an der Seite des freudestrahlenden Vaters — welche Symbolik einer Freude, die kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, und die doch der prophetische und dichterische Genius vorahnend genießt!

Ohne uns den Schmelz der Dichtung durch die plumpen Hände geschmackloser Allegoristen zerstören zu lassen, werden wir auch in den Nebenzügen zart verhüllte Parallelen zu inneren Vorgängen und Zuständen finden und so in dem Gleichnis ein unübertreffliches Symbol des Evangeliums Jesu lieben.

Es gibt dann wieder andre Gleichnisse Jesu, bei denen guter Geschmack sofort sieht, daß da von einer Verwertung der Einzelheiten keine Rede sein kann. Man hat sich oft und redliche Mühe gegeben, Jesum wegen seines Gleichnisses vom ungerechten Haushalter[a]) in Schutz zu nehmen. Da wird von einem Manne erzählt, der bei einem Reichen als Verwalter angestellt war und so liederlich wirtschaftete, daß ihn sein Herr zur Rechenschaftsablage vor sich zitierte. Mit Humor wird nun das Selbstgespräch des seiner bedenklichen Lage sich voll Bewußten mitgeteilt. Was soll ich machen, denkt er bei sich, da mein Herr mich absetzen wird? Schwere Arbeit tun mag ich nicht. Zum Betteln bin ich zu stolz." Da kommt ihm ein erleuchteter Gedanke. Er ruft die Schuldner seines Herrn einzeln zu sich und setzt ihnen ihr Schuldenkonto herab: dem einen verwandelt er die Schuld von hundert Maß Öl in eine solche von fünfzig, dem andern eine Schuld von hundert Scheffel Weizen in eine solche von achtzig. Und er rechnet dabei im stillen so: Wenn ich nicht mehr Verwalter bin, werden diese Leute mich in ihr Haus aufnehmen.

Diese Parabel will nicht mehr und nicht weniger geben als ein — übrigens köstlich erzähltes — aus dem Leben des Tages gegriffenes Beispiel kluger Vorsorge. Sie empfiehlt die Klugheit genau so wie das Wort: Seid klug wie die Schlangen. Das sittliche Verhalten des Verwalters kommt für Jesus hier gar nicht in Betracht. Natürlich hat er es nicht gebilligt. Jesus hatte aber nicht das Bedürfnis, ewig zu moralisieren. Darum konnte er diese Geschichte erzählen oder auch die nicht weniger humorvolle von der Witwe und dem Richter[b]).

Man braucht nicht erst talmudische Gleichnisse heranzuziehen, um inne zu werden, daß Jesus nicht nach irgendeinem Schema gearbeitet hat, als er seine Parabeln schuf, daß er sich keine Skrupel machte, auch einmal eine Allegorie zu dichten oder das eine oder andre seiner Gleichnisse selbst allegorisch auszulegen.

Dennoch lassen sich im ganzen drei Kategorien unterscheiden, die A. Jülicher,

---

[a]) Lk. 16 1—7 [b]) Lk. 18 1—8.

der verdienstvollste moderne Ausleger der Gleichnisse Jesu, als eigentliche Gleichnisse, Parabeln und Beispielerzählungen bezeichnet.

Der Unterschied zwischen eigentlichem Gleichnis und Parabel läßt sich am bündigsten in den Satz fassen: Im Gleichnis werden Dinge herangezogen, die jedermann kennt, in der Parabel erfindet Jesus frei.

Mit andern Worten: Das Gleichnis stellt ein allgemein anerkanntes Gesetz aus dem Bereich der Natur oder des menschlichen Lebens auf, das auf religiösem Gebiet seine Analogie hat. Die Parabel ist eine Erzählung, die einen Vorgang des inneren Lebens durch die möglichst lebendige, farbige, frische Darstellung eines verwandten Vorgangs aus dem täglichen Geschehen zur Evidenz zu bringen sucht.

Wenn Jesus sagt: Das Salz ist gut, wenn aber das Salz salzlos wird, womit wollt ihr's herstellen? so beruft er sich hiermit auf ein Gesetz, das allgemeiner Erfahrung unterliegt. Desgleichen, wenn er auf die Stadt hinweist, die auf dem Berge liegt und durch ihre Lage menschlichem Blick nicht verborgen bleiben kann[a]).

Wenn er uns dagegen von einem Perlenhändler erzählt, der für eine einzige besonders kostbare Perle alles, was er besitzt, hingibt, so ist das ein einzelner Fall, dem keineswegs die Gültigkeit eines unverbrüchlichen Gesetzes eignet. Der Kaufmann konnte ja auch anders kalkulieren. Es konnten ihm Bedenken kommen, ob er für die eine kostbare Perle einen Käufer finden würde.

Und doch wird die Wahrheit, daß es höchste Werte — ganz allgemein gesprochen — gibt, für die alle andern feil sind, feil sein müssen, hier durch ein Geschichtchen aus dem Leben unübertrefflich beleuchtet.

Ästhetisch betrachtet, steht die Parabel über dem Gleichnis.

Das Gleichnis ist sozusagen tendenziöser, lehrhafter, die Parabel läßt dem Erfindungsvermögen des Dichters, seiner Freude am Erzählen freieren Spielraum. Jesu schönste Gleichnisse sind Parabeln.

Die dritte Kategorie, die sogenannte Beispielerzählung, stellt eigentlich nur eine besondere Art von Parabel dar. In ihr wird eine religiöse Wahrheit, angewendet auf einen besonders eindrucksvollen Einzelfall, zur überzeugenden Darstellung gebracht.

Solcher Beispielparabeln werden vier mitgeteilt: Barmherziger Samariter[b]), Pharisäer und Zöllner[c]), Törichter Reicher[d]), Reicher Mann und armer Lazarus[e]).

Bei ihnen kann man von einem tertium comparationis, einem eigentlichen Vergleichspunkt nicht mehr reden.

Ihre Anwendung lautet ganz einfach entweder: Gehe hin und tue desgleichen, oder: Laß dir das zum warnenden Beispiel dienen.

Jesus erweist sich in seinen Gleichnissen insbesondere als klassischer Erzähler. Man spürt bei seinen Parabeln öfter das Behagen, die Freude, mit der er auch das Detail seiner Erzählungen ausgestaltet. Es ist ihm künst-

---

a) Mt. 5 14. b) Lk. 10 30—37. c) Lk. 18 9—14. d) Lk. 12 16—21. e) Lk. 16 19—31.

lerisches Bedürfnis, die Fülle des bunten Lebens vor dem Blick seiner Hörer auszubreiten, mit Bildnerhand nachzuschaffen, was ihn aus der Schöpfung seines Vaters in tausendfältiger Gestalt und Farbe anschaut. Und doch hält er seine Phantasie in strenger Zucht.

Wendt hat in feinsinniger Weise auf die homerischen Parallelen zu den Gleichnissen Jesu hingewiesen und hervorgehoben, daß bei Homer die Ausmalung der Einzelheiten viel weiter geht als bei Jesus, der die künstlerische Form stets dem religiösen Inhalt unterordnet — ein Verfahren, in seiner Art ebenso berechtigt als das des griechischen Dichters.

Bezeichnend für Jesu Art ist endlich seine Neigung, in seinem Gleichnisse den Dialog anzuwenden.

Trefflich weiß er durch Gespräche Menschen zu charakterisieren. In der Parabel von den anvertrauten Pfunden treten die beiden treuen Verwalter mit den Worten vor ihren Herrn: Herr, dein Pfund hat zehn (fünf) Pfund dazu getragen. Der untreue dagegen sucht sich mit Ausflüchten zu helfen: Herr, siehe, hier ist dein Pfund, das ich verborgen hielt im Schweißtuch. Denn ich fürchtete dich, weil du ein strenger Mann bist und nimmst, was du nicht hingelegt, erntest, was du nicht gesäet hast. Worauf ihm der Herr den Bescheid gibt: Aus deinem eigenen Mund will ich dich richten, du schlechter Knecht. Du wußtest, daß ich ein schlechter Mann bin, nehme, was ich nicht hingelegt, ernte, was ich nicht gesäet habe? Nun, warum hast du mein Geld nicht auf die Bank gelegt. Dann hätte ich bei meiner Ankunft es mit Zinsen genommen[a]). Und alsbald erfolgt das Urteil.

Dies ist eine geistvolle Führung des Dialogs, wie wir ihr auch sonst in Jesu Gleichnissen begegnen, z. B. in dem Gespräch des Vaters mit dem älteren Sohn[b]), in der Unterredung des reichen Mannes mit Abraham[c]), in der Erzählung von den widerwilligen Gästen bei der Hochzeit[d]) usw. Von den Evangelisten hat besonders Lukas einen feinen Sinn für die Eigentümlichkeit der Gleichnisse. Er mag instinktiv gefühlt haben, daß die Lebendigkeit, das gewisse dramatische Element, das einzelnen Parabeln eigen ist, auf ihrem dialogischen Charakter beruht, und ist bemüht, diesen Charakter soviel als möglich zu erhalten. Gerne läßt Jesus die Menschen seiner Gleichnisse in Selbstgesprächen ihre innersten Empfindungen zum Ausdruck bringen. Wer dächte nicht an das Gebet der beiden ungleichen Beter, des Zöllners und des Pharisäers[e]). Der breitspurigen Aufzählung seiner frommen Werke durch den stolzen Gesetzesmann entspricht nur der innige Seufzer des Zöllners: Gott sei mir Sünder gnädig. Und trefflich sind die Gefühle eines Bauern, der's hat, in dem Monolog des reichen Narren wiedergegeben:

„Was soll ich tun? Ich habe nichts, da ich meine Früchte hinsammle. — Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen und will darin sammeln alles, was mir gewachsen ist und meine Güter; und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; hab' nun Ruhe, iß, trink und sei guten Muts[f]).

---

[a]) Lk. 19 12—27. [b]) Lk. 15 29—32. [c]) Lk. 16 23—31. [d]) Lk. 14 18 f.
[e]) Lk. 18 11—13. [f]) L. 12 17—19.

Haben wir für Jesu Spruchdichtung Anknüpfungspunkte in der Literatur seines Volkes gefunden, so fehlen sie auch für seine Gleichnisdichtung nicht. Es besteht kaum mehr ein Zweifel darüber, daß Jesus „die Form der Parabelrede den Schriftgelehrten in der Synagoge abgelauscht hat". Allein ebenso fest steht, daß die Gleichnisse Jesu sowohl ihrem künstlerischen als ihrem religiösen Gehalt nach hoch über allem stehen, was bisher aus der jüdischen Literatur zum Vergleich herangezogen wurde.

Das jüdische Gleichnis, wie es in der Theologie der Zeitgenossen Jesu gepflegt wurde, ist durchaus ein Erzeugnis der Reflexion. Es dient der Schriftauslegung der Rabbinen und ist wie diese von des Gedankens Blässe angekränkelt. Dabei mangelt ihm zuweilen nicht ein gewisser trockener Humor, es spiegelt vortrefflich gewisse Seiten des jüdischen Wesens. Allein es fehlt ihm die innere Notwendigkeit, der bedeutende Inhalt. Es ist „Arabeske".

Die Gleichnisse Jesu tragen das Merkmal einer innerlich reichen, genialen Persönlichkeit, die ihren großen Gegenstand mit souveräner Freiheit, ohne Schulgeschmack, ohne nationalen Dünkel und religiöse Beschränktheit in ihnen zu plastischer Darstellung bringt. Reine Natur, echte Menschlichkeit und in beiden sich spiegelnd das Ewige und das Göttliche — das sind die Gleichnisse Jesu. — Die jüdischen Gleichnisdichter dagegen haben nichts Großes, nichts Herzerhebendes zu sagen. Sie sind arme Körner, die das Edelmetall einer großen vergangenen Geisteskultur mühsam hin- und herschieben und dabei nichts Nennenswertes zustande bringen. Sie haben eine unwiderstehliche Neigung zum Absonderlichen, Auffallenden und verfallen dadurch fortwährend dem Fluch der Lächerlichkeit. Wogegen Jesu Gleichnisse unendlich einfach, schlichtlinig, aber auch unendlich reich und tief erscheinen.

Sie haben ihr poetisches Eigenleben, d. h. sie sind Dichtwerke, die auch der genießen kann, dem ihr religiöser Untergrund unverständlich bleibt. Sie gehören daher ebenso wie das Wenige, was wir von Lyrik Jesu besitzen, und wie seine kernigen, schwertscharf geschliffenen Sprüche der Weltliteratur an. Allein Jesus war nicht in erster Linie Dichter. Das Wort l'art pour l'art paßt auf keinen schlechter als auf ihn. Ihr Tiefstes werden seine Gleichnisse daher immer nur dem erschließen, der durch das schimmernde Gewebe der Dichtung hinabzuschauen vermag in die gotterfüllte Seele, aus der sie aufgestiegen sind. Ihm wird aber auch das Geständnis des Dichters aus dem Herzen gesprochen sein[1]):

Wonnigen Wunders genug
Ist dein Wort,
O Meister,
Weltüberwindender
Gleichnisbildner.

[1]) Heinrich Vierordt, Fresken. Heidelberg 1902.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

IV.

Die Versuche des Königs, das zerfallende Ministerium noch zusammenzuhalten, waren vergeblich. Gleich nachher ging Arnims offizielles Entlassungsgesuch bei ihm ein[1]; und auch der Kriegsminister Graf Canitz hatte schon erklärt, nicht mehr im Amte bleiben zu wollen[2]. Camphausen bemühte sich in den nächsten Tagen eifrig, aber, wie wir sehen werden, vergeblich, Ersatz für die ausgeschiedenen Mitglieder zu finden.

Diese Ministerkrise war um so peinlicher, als gerade damals wieder die auswärtigen Fragen dringend wurden. England und Rußland forderten immer bestimmter die Räumung Schleswigs, Rußland außerdem noch energische Unterdrückung der nationalpolnischen Tendenzen in Posen. Darauf bezog sich auch der Auftrag des russischen Gesandten, Baron v. Meyendorff, dessen der König in seinem nächsten kurzen Briefe gedenkt.

73. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 2. Pfingsttag [12. Juni] 48.

Ich benachrichtige Sie, bester Camphausen, daß ich auf meiner Brunnen-Promenade dem Baron von Meyendorff begegnet bin, der mir sagte, er habe vom Kaiser den Befehl, eine Privat-Audienz bey mir nachzusuchen, um wegen Posen zu sprechen. Ich bat ihn, sich deshalb sogleich an Arnim zu wenden, der dann meine Befehle einholen werde. Da machte er quasi ein Gesicht, als habe er in eine Citrone gebissen, und erklärte (ich weiß nicht, ob heut schon oder morgen), zu Ihnen zu gehen und die Sache mit Ihnen abzumachen. Ich denke, es ist gut, daß ich Sie bey Zeiten davon avertire. Auf Wiedersehen!

Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Es ist datiert vom 13. Juni, das Original in Camphausens Nachlaß.

[2]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 169.

Weit dringender aber blieb natürlich zunächst die Lösung der inneren Krisis. Der Kammer gegenüber hatte das Ministerium bisher seine innere Auflösung noch verbergen können, weil die Versammlung fünf Tage lang Pfingstferien gemacht hatte. Aber am 14. Juni hatten die Sitzungen von neuem begonnen, und bald zeigte sich, daß die Stimmung dem Ministerium nicht günstiger geworden sei. Die gemäßigten Elemente unter den Abgeordneten blieben in großer Zahl den Beratungen fern, eingeschüchtert durch die Haltung der Berliner Bevölkerung, und dieser Umstand verschaffte der Linken eine unbestrittene Majorität. So beschloß die Versammlung am 15. Juni, obwohl in der vorhergehenden Nacht Volkshaufen ins Zeughaus eingedrungen waren und dort Gewehre und zum Teil kostbare Waffen geraubt hatten, daß sie keines besonderen Schutzes bedürfe, sondern sich unter den Schutz des Volkes von Berlin stelle. Und noch in derselben Sitzung kam es zur Entscheidung. Es handelte sich um einen Antrag der Abgeordneten Waldeck und Wachsmuth, der angeblich die Verfassungsberatung beschleunigen sollte, in Wahrheit aber den Zweck verfolgte, den vom Ministerium vorgelegten Verfassungsentwurf überhaupt zu beseitigen und an seine Stelle einen ganz neuen, weit radikaleren zu setzen. Camphausen sowohl wie Hansemann bestanden denn auch darauf, daß dieser Antrag abgelehnt und der Regierungsentwurf allen Beratungen zugrundegelegt werden müsse. Sie konnten nicht anders handeln: wir erinnern uns, wie mühsam sie dem Könige die Zustimmung zu ihrem Entwurfe abgerungen hatten; sie wußten, daß ein nicht bloß in einzelnen Punkten modifizierter, sondern von radikalerem Geiste getragener Entwurf von Friedrich Wilhelm niemals angenommen werden würde; sie kannten des Königs Neigung, einen geeigneten Anlaß zum vollen Bruche mit der Versammlung zu benutzen und sahen ihre Aufgabe darin, diesen Bruch durch vermittelnde Tätigkeit zu verhindern. Diese Aufgabe zu erfüllen, war unmöglich, wenn in der Versammlung die radikale Partei eine unzweifelhafte Mehrheit erhielt; und bei der vorliegenden Frage mußte sich das entscheiden. Daher wies Camphausen auch eine mildere Fassung des Antrages Waldeck-Wachsmuth zurück, wonach der Kommission der Regierungsentwurf zugewiesen werden sollte zur „Beratung, eventualiter Umarbeitung", oder zur „Ausarbeitung eines neuen Entwurfes". Er wollte Klarheit haben, ob die Mehrheit der Versammlung seine vermittelnde Politik noch billige oder nicht.

Die Entscheidung fiel gegen die Minister. Die namentliche Abstimmung ergab 188 Stimmen für, 142 gegen den von Camphausen bekämpften Antrag [1]). Allerdings waren eine Reihe von Abgeordneten der Rechten, die für das Ministerium eingetreten sein würden, nicht in der Sitzung gewesen; aber zeigte nicht das Fernbleiben dieser Elemente, wie wenig auf sie zu zählen war? Camphausen hatte sich längst nach dem Augenblicke gesehnt, wo er mit gutem Gewissen die Last einer unerfüllbaren Aufgabe von seinen Schultern wälzen könne [2]). Sein nächstes Ziel, wie er es sich früher gesteckt hatte [3]),

[1]) Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 223.

[2]) Vgl. die Äußerungen in den Familienkorrespondenzen aus dieser Zeit bei Caspary, S. 219 ff.

[3]) S. oben Nr. 39.

den Staat in die Nationalversammlung hinein- und den Thronfolger in das Vaterland zurückzuführen, war erreicht; ob er mit seinem Programme der Vermittlung zwischen König und Parlament noch weiter gelangen, ob er eine dauerhafte Verfassung zustande bringen könne, das mußte ihm nach der letzten Abstimmung mehr als zweifelhaft erscheinen. Immer klarer wurde es ja jetzt, daß zwischen den großen Gegensätzen, die hier bestanden, ein Ausgleich unmöglich sei; das Ministerium mußte, wenn es etwas erreichen wollte, entweder mit dem Könige die Versammlung oder mit der Mehrheit des Parlamentes den König zur Unterwerfung zu zwingen suchen und durfte in beiden Fällen den offenen Kampf nicht scheuen. Keinen dieser Wege hätte Camphausen seiner Anschauungsweise und Vergangenheit nach beschreiten können. Dennoch war es ihm nicht leicht, den König in so schwerer Zeit im Stiche zu lassen; er faßte den Entschluß, zunächst noch abzuwarten, ob die gemäßigten Elemente in der Versammlung sich wieder um seine Fahne sammeln und die Mehrheit zurückgewinnen würden, oder ob die radikale Mehrheit vom 15. sich behaupten werde.

Am Tage nach der Abstimmung hat er zunächst in einer kurzen Mitteilung den König auf die möglichen Folgen des Ereignisses vorbereitet; noch einmal hat dieser dann den Minister zum Bleiben zu bestimmen gesucht.

74. Camphausen an den König[1]).

E. M. darf ich nicht unterlassen gehorsamst anzuzeigen, daß in der gestrigen Sitzung das Ministerium einen schweren Schlag erlitten hat, dadurch daß No. 2 des einliegenden Vorschlages von Waldeck (mit dem mildernden Zusatze, daß der Entwurf der Regierung von der Commission beraten werden soll), mit einer Majorität von 46 Stimmen gegen das Ministerium angenommen worden ist. Allerdings fehlten viele Mitglieder der Rechten, doch würden wir wohl in keinem Falle die Majorität gehabt haben. Die Folgen lassen sich noch nicht übersehen.

In tiefster Ehrfurcht
Berlin 16. Juni 1848.

E. M. unterthänigster
Camphausen.

75. Der König an Camphausen[2]).

Sſ. [16. Juni 1848].

Ich fühle das Gewicht dieses Schlages, glaube aber, daß es viele Mittel giebt, die, *wenn sie angewendet werden*, dies Gewicht nicht allein vermindern können, sondern es *aufheben* werden, wenn die Anwendung die rechte ist. Dazu gehört vor Allem das Einwirken auf die Abgeordneten der Rechten, sich wieder in voller Zahl und mit gutem Muthe bewaffnet in der Versammlung einzufinden. Diese Einwirkung liegt in der geschickten Benutzung der Mittel, welche das Innehaben der Staatsgewalt dem Ministerium verleiht. Sie ist oft auf bedauerliche Weise unterlassen worden, vor Allem im Departement des Innern, von dessen *lascher* Führung das Land einst Rechenschaft

[1]) Nach dem Original in Camphausens Nachlaß.
[2]) Vom Könige auf die Rückseite des Originals von Nr. 74 geschrieben.

fordern wird. Was nicht zu späth ist, muß jetzt nachgeholt werden. Es handelt sich um Seyn oder Nichtseyn. — Vergessen Sie nie, theuerster Camphausen, daß ich nach diesem Ministerium nicht links, sondern rechts greifen werde. Es scheint fast, als wenn in Frankreich die Republik und in Spanien die Usurpazion auf dem letzten Loche pfiffen. Das behalten Sie im Auge, denn beydes kann auf die Teutschen Zustände von Einfluß seyn. Vor Allem den Kopf oben! und Alle Fäden wirken lassen zum Guten und Rechten. Aide-toi, le Ciel t'aidra. Vergessen Sie nie das echte treue Land umher. Das ist wirklich Volk. Und Stratford Cannings Wort bleibt mir unvergessen: appuyez-vous sur le pays et non sur la ville, où la désobéissance est devenue une habitude. Vale. Friedrich Wilhelm.

Für das Bleiben Camphausens war neben der prekären Lage der Dinge im Parlamente ein besonderes Hindernis, daß es außerordentlich schwer war, für die ausgetretenen Mitglieder des Kabinettes Ersatz zu schaffen. Wir wissen durch Gerlach, daß der König eine neue Ministerliste mit Camphausen festgestellt hat. Herr v. Auerswald, der bisherige Minister des Inneren, sollte Kultusminister werden, General v. Schreckenstein Kriegsminister, Herr v. Schleinitz sollte das Auswärtige, Beurmann das Innere übernehmen[1]). Aber nur Schreckenstein fand sich als Soldat bereit, dem Rufe zu folgen; alle übrigen machten Schwierigkeiten. Und während so das Ministerium in der Umbildung begriffen war, die wichtigsten Posten unbesetzt waren, gingen die Debatten in der Kammer weiter; das war ein unhaltbarer Zustand. In der Sitzung vom 17. Juni wurde eine Interpellation über den Zeughaussturm vom 14. Juni durch den Vertreter des Kriegsministers, Oberstleutnant Griesheim, in sachlicher und scharfer Weise unter unverhüllter Brandmarkung des Verhaltens der Volkshaufen beantwortet; sodann aber beantragte Camphausen Vertagung der Versammlung bis zum 20. Juni, damit inzwischen die erledigten Portefeuilles neu verteilt werden könnten, und das Haus entsprach diesem Antrage. Gleich nach der Sitzung erstattete Camphausen einen kurzen Bericht über diese Vorgänge nach Sanssouci.

76. Camphausen an den König.

E. M. berichte ich gehorsamst, daß ich heute noch einmal versucht habe, in der Versammlung zur Offensive überzugehen. Gestern Abend besprach ich bis Mitternacht den Plan mit Griesheim; und nachdem ich heute die Messe eingeläutet, legte Griesheim als wackerer Kriegsmann los und gab der Linken eine volle Salve über alle die Schändlichkeiten, die im Zeughause begangen worden waren. Er electrisierte die Versammlung und steigerte ihren Unwillen auf einen hohen Grad. Es war ein Sieg, wenn auch nur ein kleiner.

Mit der Ergänzung des Ministeriums geht es schlecht. Schleinitz weigert sich, anzunehmen. Ich habe von der Versammlung die Aussetzung der Sitzungen bis Dienstag begehrt.

---

[1]) L. v. Gerlach, Bd. I, S. 169.

Die Depeschen aus London werden auch bei E. M. den Eindruck erzeugt haben, daß Rußland uns mit Gewalt zum Kriege zwingen will[1]).

In tiefster Ehrfurcht E. M. treugehorsamster
Berlin, 17. Juni 1848. Camphausen.

77. Der König an Camphausen.

Sf. 17. Juny Nachts 48.

Ihr Scharmützel, theuerster Camphausen, und sein guter Erfolg freut mich. Fahren Sie so fort, sorgen Sie aber, daß die Rechte in gehöriger Zahl da sey.

Unsere Nachrichten aus Petersburg sind — Gott Lob — jünger und besser als die Londoner. Schaffen Sie mir nur die Audienz, die Meyendorff begehrt. Ich habe die Ueberzeugung, da zum Guten zu wirken. Arnims Abgang wird viel Galle in die Newa laufen machen, die sonst in den Magen gegangen wäre. Jetzt ist für uns das Eine, was Noth thut, die Zähmung Berlins. Es ist der letzte Augenblick. Versäumen Sie ihn nicht. Der Faczion müssen die Häupter abgeschlagen werden. Die Occupazion der Haupt-Posten der Stadt durch die Truppen und ihre Verdopplung muß eintreten. Das ganze Land wird Ihnen zujauchzen, theuerster Camphausen. Gönnen Sie sich die Glorie, die ich Ihnen wünsche! Vale. Friedrich Wilhelm.

Ist Schleinitz in Berlin, so senden Sie ihn mir hierher. Wo nicht, befehlen Sie ihn schleunig in meinem Namen nach Potsdam.

78. Der König an Camphausen.

Sf. 18. Juny 48 nach Tisch.

Anliegender Brief Krausenecks an Generalmajor von Unruh[2]) ist mir zu Händen gekommen, und ich stehe nicht an, Ihnen, theuerster Camphausen, denselben (unter Bitte der Rückgabe) mitzutheilen. Er ist mir aus der Seele geschrieben und kommt von sehr unverdächtiger Seite; denn Krauseneck ist immer „zur Linken" gezählt worden. Jedes Wort dieses Schreibens ist golden, und ich bitte Sie auf das Allerinständigste, diese Worte zu wägen und zu würdigen. Die Verletzung des Schlosses[3]) ist weit, weit wichtiger, als man im ersten Moment glaubt! Denn sie ist ein Schlag auf die Krone, und das darf bey Gott nicht gelitten werden. Das Verfahren gegen Natzmer[4]) muß

[1]) Was diese Depeschen enthielten, ist meines Wissens bisher ebenso wenig bekannt geworden, wie der Inhalt der im folgenden Schreiben erwähnten Petersburger Nachrichten des Königs. Nach Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 224, hat Rußland damals mit einer Besetzung Posens gedroht, wenn die nationalpolnischen Umtriebe dort weiter geduldet würden; der Zeitpunkt dieser Drohung ist aber nicht genauer angegeben.

[2]) Den Inhalt des hier angezogenen Briefes habe ich nicht ermitteln können.

[3]) Es waren an den Schloßportalen eiserne Gittertüren angebracht worden, um eventuell die Passage durch den Schloßhof sperren zu können. Diese Gitter hatte die Berliner Bevölkerung am 14. Juni, ohne von der Bürgerwehr gehindert zu werden, gewaltsam entfernt und teilweise in die Spree geworfen (s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 257 f.).

[4]) Hauptmann v. Natzmer war der Befehlshaber der militärischen Besatzung im Zeughause gewesen; er hatte in der Nacht vom 14. zum 15. Juni ohne Befehl auf falsche Gerüchte von

schnell gehen; machen Sie das Schreckenstein in meinem Namen zur heiligsten Pflicht. Ich wiederhole zum Schluß, daß die Eiterbeule von Berlin operirt werden muß. Je eher, je besser. Jeder Tag ist unwiederbringlich verlohren, weil es das Ansehen der Regierung antastet und meine Stellung zu Grunde richtet. Ist Held arretirt? Um Gottes Willen, daß es geschehe! und fürchte man den Aufruhr, den das geben kann, nicht.

Friedrich Wilhelm.

In der parlamentarischen Ruhepause, die Camphausen durch die Vertagung der Nationalversammlung bis zum 20. Juni erlangt hatte, versuchte er eifrig, sein Ministerium zu ergänzen. Es gelang ihm jedoch nicht; Auerswald weigerte sich, an Stelle des Inneren die Kultusangelegenheiten zu übernehmen und erklärte, nur dann sein bisheriges Amt weiterführen zu wollen, wenn Camphausen dies im Staatsinteresse durchaus für notwendig halte[1]).

Von den übrigen in Aussicht genommenen Kandidaten nahm nur Herr v. Schleinitz das Ministerium des Auswärtigen an, während alle übrigen ablehnten; für Kultus, Inneres, Justiz, öffentliche Arbeiten war niemand zu finden. Camphausen hatte gehofft, wenn er angesehene Mitglieder der Nationalversammlung für den Eintritt in das von ihm geleitete Kabinett gewinne, sich eine zuverlässige Mehrheit in der Kammer sichern zu können. Aus den ablehnenden Antworten mußte er den Schluß ziehen, daß er persönlich nicht mehr das Vertrauen der Gemäßigten in der Volksvertretung genieße. Niemand kann ihm das Zeugnis versagen, daß er trotz seiner persönlichen Neigung, in das Privatleben zurückzukehren, alles Mögliche getan hat, um dem Könige den schweren Entschluß zu einem vollständigen Ministerwechsel zu ersparen: erst als er deutlich erkannt hatte, daß nach dem Mißtrauensvotum der Versammlung eine gedeihliche Wirksamkeit für ihn nicht mehr möglich sei, legte er den wenigen Kollegen, die noch bei ihm ausgeharrt hatten, die Frage vor, ob nicht der Augenblick gekommen sei, wo er ausscheiden dürfe und müsse[2]). Nachdem die Mehrheit der Minister diese Frage bejahend beantwortet hatte, reichte er, unter gleichzeitiger Bekanntgabe dieses Schrittes an die Kammer, dem Könige sein Entlassungsgesuch ein.

79. Camphausen an den König.

E. M. berichte ich gehorsamst, daß auch der Präsident Milde abgelehnt hat, in das Ministerium zu treten, welches meinen Namen trägt, und daß ich mich demnach in der Unmöglichkeit befinde, dasselbe so zu ergänzen, wie es zum festen Bestande vor der Versammlung erforderlich ist. Meine amtliche Laufbahn ist somit zu Ende; für die große Güte und Nachsicht, welche E. M. mir während

---

einem vollständigen Siege der revolutionären Partei mit seinen Truppen vor dem eindringenden Volke seinen Posten verlassen und dadurch die Plünderung ermöglicht. Er war dafür vor ein Kriegsgericht gestellt worden, während die Berliner Presse ihn feierte, weil er Blutvergießen verhindert habe. Vgl. Wolff, Bd. I.1, S. 281 f.

[1]) Auerswald an Camphausen 18. Juni; Original in Camphausens Nachlaß.

[2]) Vgl. darüber Camphausens Angaben in seiner Landtagsrede vom 26. Juni, bei Wolff, Bd. III, S. 535 f.

derselben zu Theil werden ließen, wollen E. M. aus bewegtem Herzen den ehrfurchtsvollsten Dank mit der Bitte um gnädige Gewährung meiner Entlassung genehmigen.

In tiefster Ehrfurcht
Berlin, 20. Juni 1848.

E. M. unterthänigster
Camphausen.

Friedrich Wilhelm konnte unter diesen Umständen die Entlassung nicht verweigern. Aber was sollte nun werden? Es scheint, daß der König damals bereits an die Berufung eines Generals gedacht hat, der mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet an die Spitze des Ministeriums treten und als „Diktator" Ordnung schaffen solle. Daß sein Sinn auf Kampf mit der Majorität der Versammlung gerichtet war, wissen wir ja längst; nur die Männer zur Ausführung des Gedankens fehlten ihm. General v. Alvensleben, an den er sich wandte, lehnte entschieden ab[1]). Obwohl nun seine Absicht war, weiter rechts und nicht weiter links zu greifen bei der Auswahl der neuen Minister, hat er doch schließlich gegen seinen Wunsch es noch einmal mit einem liberalen Ministerium versuchen müssen. Neben Camphausen war das rührigste Mitglied des bisherigen Kabinettes der Finanzminister Hansemann gewesen, ein sehr kluger und gewandter Geschäftsmann, ohne Camphausens vornehme Zurückhaltung, aber auch ohne seine Scheu vor durchgreifenderen Maßregeln. Eine gröbere und robustere Natur als sein bisheriger Chef, weniger wählerisch in der Wahl seiner Mittel, stand er doch in seinen politischen Anschauungen Camphausen nahe, und glaubte, dessen Vermittlungspolitik noch mit Aussicht auf Erfolg fortsetzen zu können; allerdings gedachte er, den König etwas schärfer anzufassen, ihm mehr Entgegenkommen gegen die Wünsche der Parlamentsmehrheit abzunötigen. Friedrich Wilhelm hat zu Hansemann nie persönliches Vertrauen besessen, ist zu ihm auch nie in ein nahes, menschliches Verhältnis getreten, wie zu Camphausen, aber er erkannte seine Tüchtigkeit an. Camphausen hat dem Könige geraten, Hansemann mit der Neubildung des Ministeriums zu beauftragen; dieser ist darauf eingegangen und hat Camphausen beauftragt, mit dem Finanzminister darüber zu sprechen; die nächsten kurzen Briefe zeigen uns, wie er etwas beunruhigt den Vorbereitungen Hansemanns zuschaute, nachdem dieser sich zur Aufnahme einiger dem Könige genehmer Männer bereit erklärt hatte. Namentlich wird es Friedrich Wilhelms persönlicher Wunsch gewesen sein, seinen Jugendfreund Rudolf v. Auerswald, Oberpräsidenten von Ostpreußen, den Bruder des bisherigen Ministers des Innern, offiziell an der Spitze der neuen Regierung zu sehen.

80. Camphausen an den König.

E. M. will ich nicht unterlassen zu berichten, daß Hansemann den Auftrag angenommen, sich hinsichtlich der Beibehaltung von Schreckenstein und Schleinitz einverstanden erklärt und auf meinen Wunsch sofort eingewilligt hat, dem Oberpräsidenten v. Auerswald den Eintritt und das Präsidium an-

[1]) Gerlach, Bd. I, S. 169 u. 172. Vgl. Petersdorff, Friedrich Wilhelm IV., S. 104.

zubieten. Ich habe ihm empfohlen, augenblicklich einen Courier zu expediren, der schon unterwegs sein wird.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin, 20. Juni 1848. Camphausen.

81. Der König an Camphausen.

Sf. Nachts 20. Juny 48.

Mein theuerster Camphausen — ich danke Ihnen herzlich für die Punkte, die ich heut Abend von Ihnen empfangen habe von Hansemanns Dispositionen. Geb' Gott seinen Segen dazu! — Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie (unterrichtet von seinen Vorschlags-Projecten, wer etwa bleiben, wer ersetzt werden soll und durch wen?) frühzeitig Nachricht geben. Es liegt mir unendlich viel daran, nicht überrascht zu werden, sondern vor dem Rathspflegen mit Hansemann einigermaßen vorbereitet zu seyn. Auf Wiedersehen! Friedrich Wilhelm.

82. Der König an Camphausen.

Infolge Ihrer Anzeige vom 20. d. M. will ich Ihnen hierdurch unter dankbarer Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, welche Sie mir und dem Vaterlande während einer schweren Zeit mit seltener Hingebung und Pflichttreue geleistet haben, die nachgesuchte Dienst-Entlassung in Gnaden ertheilen. — Zu Ihrem Nachfolger habe ich den bisherigen Ober-Präsidenten von Auerswald ernannt, und veranlasse Sie, demselben die mit dem Präsidium des Staatsministeriums verbundenen Geschäfte zu übergeben.

Sanssouci, 25. Juni 1848. Friedrich Wilhelm.

Nach Camphausens Entlassung fand ein regelmäßiger brieflicher Meinungsaustausch zwischen ihm und dem Könige nicht mehr statt. Aber in einzelnen wichtigen Momenten wandte sich Friedrich Wilhelm doch noch an ihn, als an den Mann, der unter allen Liberalen seinem Herzen am nächsten gekommen war. Die erste Gelegenheit dazu gab die weitere Entwicklung der deutschen Frage.

Seit dem Zusammentritte der Frankfurter Nationalversammlung und den entscheidenden Beschlüssen des Ministeriums über Preußens deutsche Politik im Mai 1848 war diese Angelegenheit zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Minister, soviel wir wissen, nicht wieder berührt worden. Der König schrieb damals an Dahlmann: „Ich ziehe mich, nachdem ich das Meine redlich, kräftig, offen und wahr und mit dem ganzen Feuer tiefinnerster Überzeugung und des klaren Blickes in das offene Verderben vor uns gethan habe, in meine Geburts- und Berufsrolle als König von Preußen und aus der des treu meinenden und begeisterten teutschen Fürsten zurück und lehne jede Verantwortung für das kommende Unheil ab“ [1]). Demgemäß ließ Friedrich Wilhelm

[1]) Springer, Dahlmann, Bd. II, S. 243 (4. Mai).

seinem Ministerium ganz frei Hand, weil er es nicht entlassen wollte; er blieb aber dabei, daß die deutsche Politik seiner verantwortlichen Ratgeber verderblich sei; er wollte als unbeteiligter Zuschauer der weiteren Entwicklung der Dinge zusehen, mit dem stillen Vorbehalte, wenn es zu arg werde, doch hervorzutreten und durch sein königliches Machtwort dem Treiben der Minister ein Ende zu machen.

Daß die Frankfurter Versammlung von Anfang an ihre Rechte auf das Prinzip der Volkssouveränität begründete, hatte den König bereits tief verstimmt und zu ihrem Gegner gemacht. Als dann der Präsident Heinrich v. Gagern dem Parlamente empfahl, durch einen „kühnen Griff" selbständig und ohne vorheriges Einvernehmen mit den Einzelregierungen eine provisorische Zentralgewalt für Deutschland ins Leben zu rufen, und als daraufhin die Versammlung am 29. Juni den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser wählte, da wurde Friedrich Wilhelms Abneigung noch verstärkt. Aus Respekt vor dem Erzhause Österreich erkannte er den Reichsverweser an, nachdem dessen Amtsführung eine von der Volkssouveränität unabhängige rechtliche Begründung erhalten hatte durch den Beschluß des Bundestages, der dessen Rechte an den Erzherzog übertrug. Eine Einmischung in das preußische Heerwesen gestattete er aber dem Reichsverweser nicht.

Dem Beschlusse des Parlamentes gemäß sollte sich nun der Reichsverweser mit einem verantwortlichen Reichsministerium umgeben; die Zusammensetzung dieser eigentlichen provisorischen Zentralregierung war natürlich für alle deutschen Einzelstaaten höchst wichtig. In Frankfurt selbst waren die leitenden Männer der Ansicht, daß neben dem österreichischen Fürsten ein preußischer Ministerpräsident stehen müsse; und ihre Augen richteten sich sofort auf Camphausen. Eben erst war dieser aus Berlin in die Heimat zurückgekehrt, und einige Tage der Erholung auf seinem stillen Landsitze Rüngsdorf bei Godesberg waren ihm erst vergönnt gewesen, als er schon bestürmt wurde, nach Frankfurt zu kommen. Da er alsbald durch das Gerücht hörte, wozu man ihn ausersehen habe, lehnte er zunächst jede Reise dorthin ab, um den umlaufenden Reden keinen Vorschub zu leisten[1]). Aber gleich darauf wurde er von zwei Seiten her in ganz oder halb offizieller Weise zur Übernahme der wichtigsten Stellung in dem neuen Deutschland aufgefordert. Im Interesse Preußens und im Namen des gesamten preußischen Ministeriums baten ihn dessen neuer Präsident, Rudolf v. Auerswald, und Hansemann, als Minister des Auswärtigen in das Reichsministerium einzutreten[2]). Und aus Frankfurt selbst berichtete sein Freund Mevissen, daß die bedeutendsten Führer der Rechten beschlossen hätten, ihn dem Erzherzoge als Ministerpräsidenten und auswärtigen Minister in Vorschlag zu bringen, und daß der Reichsverweser voraussichtlich darauf eingehen werde[3]). Camphausen verließ ungern seine kaum zurück-

[1]) In einem undatierten Schreiben an G. v. Mevissen, wozu das Konzept sich in seinem Nachlaß findet.

[2]) Auerswald 8. Juli, Hansemann 12. Juli. Originale beider Briefe in Camphausens Nachlaß.

[3]) 10. Juli. Original ebenda.

gewonnene Ruhe; aber es würde seinem Patriotismus und Pflichtgefühle nicht entsprochen haben, einem derartigen Rufe sich von vornherein zu versagen. Das freilich teilte er sofort an Gagern mit, daß er Präsidium und Auswärtiges zugleich unmöglich übernehmen könne; aber er beschloß doch, sogleich nach Frankfurt zu reisen, um an Ort und Stelle die Lage kennen zu lernen und sich dann zu entscheiden [1]).

Als er dann aber in Frankfurt selbst den Stand der Dinge gesehen hatte, gewann er alsbald die Überzeugung, daß er ohne Verleugnung seiner Überzeugungen nicht in das Ministerium treten könne. Am 13. Juli hatte er die entscheidende Unterredung mit Gagern [2]); er erkannte, daß dieser alle Einzelstaaten, auch Preußen, unbedingt dem Willen der Nationalversammlung und des von ihr abhängigen Reichsministeriums unterwerfen wollte; die Truppen aller deutschen Staaten sollten unter den Befehl der Zentralgewalt treten, die Leitung der diplomatischen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten sollte dieser ebenfalls zufallen. Camphausen begriff sofort, daß diese Pläne der Frankfurter den heftigsten Widerstand der Einzelstaaten und namentlich Preußens hervorrufen würden. Er sah einen für das Gelingen der nationalen Wünsche verderblichen Konflikt herannahen, und er war viel zu sehr Preuße, als daß er hätte zweifeln können, auf welcher Seite sein Platz sein müsse. Er hat Gagern erklärt, als Werkzeug zu Preußens Mediatisierung werde er sich nie gebrauchen lassen [3]); und durch dieses offene Bekenntnis hat er auch bei den Leitern der Frankfurter Majorität die Neigung beseitigt, ihn unter den Reichsministern zu sehen. Er hat seine Ablehnung alsbald nach Berlin gemeldet und in einem Privatschreiben an Hansemann ausführlicher begründet [4]); gerade weil er sich bewußt war, noch des Königs Vertrauen zu besitzen, fürchtete er, daß ihn die Frankfurter Mehrheit nur mißbrauchen wolle, um Preußen zu beruhigen und einzuschläfern. Zugleich aber war ihm auch klar geworden, daß das Parlament in seiner Mehrheit über den gemäßigt liberalen Standpunkt, auf dem er stand, längst hinausgegangen war. Wir werden sehen, daß er trotzdem die Hoffnung nicht aufgab, diese Versammlung könne für Deutschland Nützliches wirken; aber nur, wenn sie lernen würde, die bestehenden Staaten zu respektieren und ihre Souveränitätsgelüste einzuschränken.

In Berlin aber würdigte man seine Motive zunächst nicht nach Gebühr. Man war dort der Ansicht, daß die Verfügung Preußens über die wichtigsten Portefeuilles im Reichsministerium wichtiger sei als alles andre; man bedachte nicht, daß jedes Votum des Parlamentes die preußischen Minister stürzen und preußenfeindliche an ihre Stelle setzen konnte. Der König selbst fühlte sich bewogen, noch einmal an Camphausen zu schreiben und ihn auf das Beispiel des preußischen Generals v. Peucker hinzuweisen, der im Interesse seines Staates die Stelle eines Reichskriegsministers angenommen habe:

[1]) 11. Juli. Konzept ebenda.
[2]) v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 197 f.
[3]) v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 199.
[4]) Undatiertes Konzept in Camphausens Nachlaß.

83. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 16. July 1848[1]).

Sie haben eine hohe, über jeden Ausdruck wichtige Stellung zu Frankfurt ausgeschlagen, theuerster Camphausen. Ich schreibe Ihnen, um Ihnen zu beweisen, daß es Ihre heilige Pflicht ist als Teutscher und vor Allem als Preuße und als mein Freund, die Stellung des Minister-Präsidenten und des Auswärtigen anzunehmen. Ohne viele Phrasen zu machen, erzähl' ich Ihnen von einem Worte des Gl.-M. von Peucker, dem der Antrag zum Reichs-Kriegs-Ministerium völlig unerwartet vom Erzherzog gemacht wurde, und der nach kurzem Bedenken und nach glücklich durchgesetzten Bedingungen im Preußischen Sinne gesagt hat: er stelle sich wie ein einzelner Schanzkorb in die Bresche, weil seine Weigerung für uns von unberechenbarer Gefährdung werden müßte. Das ist der rechte Sinn, in dem jeder treue Preuße solche Anträge nehmen muß, und diesen Ruhm (gewiß ein unsterblicher) wünsch' ich Ihnen und durch Sie für uns. Lassen Sie mich kurz und deutlich reden. Ich weiche gewissen auflösenden Anforderungen des Neu-Teutschen Wesens an Preußen keines Fingers breit. Ich werde handeln, wie Hannover gesprochen hat, und noch darüber hinaus. Geht der Strohm der Neu-Teutschen auflösenden Gesinnung ohne Aufenthalt seine Bahn, so bau ich ihm einen Damm entgegen und zwar mit einmüthigster Hülfe meines Ministeriums, der Berliner Nazional-Versammlung, vor Allem[2]) aber meines Volkes. Was da unser, was Teutschland erwartet, sieht Ihr klarer Blick durch — „Krieg". Den wolle Gott in Gnaden verhüthen. Wenn Sie mit voller Kraft Ihres Geistes und Willens, unterstützt durch den tapfern, furchtlosen Peucker und durch den guten Willen des Reichs-Verwesers das angebothene Amt nehmen und führen, so werden Sie verhüthen, was um jeden Preis, außer um den der Preußischen Ehre, verhüthet werden muß. Das Abschlagen des ersten Anlaufs des Neu-Teutschen Wahnsinns, der „Teutschlands Schwerdt" vielleicht zu zerbrechen trachten wird, in dem Moment, wo Teutschlands Werden nur allein durch den Anblick seines guten, alten Schwerdts Achtung im Innern und Äußern erringen kann, ist jetzt die Hauptsache, die Lebensfrage. Sie müssen dem guten Willen des Erzherzogs zu Hülfe und Dienst dabey seyn. Einen andern, der jetzt für dies Amt möglich wäre, weiß ich nicht, wissen auch Sie nicht, lieber Camphausen. Darum frisch ans Werk. Sehen Sie nicht nach hinten, sehen Sie vorwärts und berechnen Sie, was auf dem Spiele steht.

Ich glaube deutlich geredet zu haben. Gebe Gott meinen Worten seinen Seegen, daß Ihr Herz bewogen und ermuthigt werde, wo die Pflicht, Teutschlands Zukunft und Ihres Königs und Freundes Stimme so laut rufen. Geben Sie bald gute Kunde Ihrem treuen Freunde

Friedrich Wilhelm.

[1]) Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 239 f.

[2]) Dreimal unterstrichen.

Das „Neu-Teutsche Wesen", von dem der König hier redet, ist das Streben der Frankfurter Mehrheit, zugunsten des nationalen Gesamtstaates die Rechte der Einzelstaaten möglichst stark zu beschneiden, an die Stelle des alten Deutschen Bundes einen wirklichen Deutschen Staat zu setzen. Diesem Streben, das die Selbständigkeit Preußens ebensosehr bedrohte wie die der andern Staaten, ist Friedrich Wilhelm trotz aller deutschen Gesinnung stets feindlich gewesen, zumal da es im Namen des Volkes und ohne Sanktion durch eine bestehende Autorität sich geltend machte. Hannover hatte bereits, bei Anerkennung des Reichsverwesers, den Vorbehalt gemacht, daß es keine die Selbständigkeit der Einzelstaaten bedrohende Reichsverfassung anerkennen werde. Das entsprach ganz den Gesinnungen des Königs. Camphausen, der sich in dieser Beziehung mit dem Könige einig wußte, verfehlte nicht, diesem auseinanderzusetzen, daß gerade derartige Erwägungen ihn zur Ablehnung bestimmt hätten.

84. Camphausen an den König[1]).

E. M. würden mich unglücklich gemacht haben durch die dringende und freundliche Mahnung zur Annahme der mir in Frankfurt angebotenen Stellung, wenn ich mir nicht klar bewußt wäre, gerade zur Förderung derjenigen Interessen, in deren Namen E. M. mich auffordern, gehandelt zu haben. In Frankfurt überströmten mich die abweichendsten Meinungen. Viele meiner Freunde, unter ihnen mein Bruder, der Geh. Finanzrath, vor dessen Verstandesschärfe und klarem Urtheile ich mich häufig beuge, tadelten mich, namentlich anfänglich, entschieden[2]); von Vincke[3]), die entgegengesetzte Ansicht, würde die Annahme als ein Vergehen am Vaterlande angesehen haben. Mir selbst ist die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit der Annahme mit jeder Minute unzweifelhafter geworden. Ich möchte nicht die Handhabe zu neuen „kühnen Griffen" sein, aber auch nicht der Schanzkorb, der bestimmt wäre, von dem ersten Schusse umgeworfen zu werden. Wir leben rasch, ein Minister ist schnell verbraucht, sagte der Erzherzog. Jawohl, dachte ich, wir wollen mit den Schanzkörben etwas sparsam umgehen.

Die Sache ist geschehen, man würde mich in Frankfurt nicht mehr acceptiren; und anstatt durch viele Worte will ich auf E. M. Aufruf durch die That antworten. E. M. haben meinen Willen und meine Gesinnung kennen lernen; der Ehrgeiz, welcher Befriedigung in hohen Stellungen findet, ist mir fremd; ich erkläre mich bereit, als Commissar E. M. nach Frankfurt zu gehen, wenn das Ministerium es wünscht. In diesem Falle komme ich vorher nach Berlin, um eine Verständigung über die allgemeine Richtung und die Hauptpunkte meiner Instruction zu versuchen.

---

[1]) Gedruckt Caspary, S. 240 f.

[2]) Übrigens hat Otto Camphausen, als er von den Frankfurter Verhandlungen genauer unterrichtet war, am 18. Juli dem Bruder seine volle Billigung ausgesprochen (s. Caspary, S. 237).

[3]) Georg Freiherr v. Vincke (geb. 1811, gest. 1875), von 1837—1847 preußischer Landrat, hatte sich zuerst als Mitglied des Vereinigten Landtages Popularität erworben: in Frankfurt gehörte er zur Rechten.

Mit unwandelbarer Anhänglichkeit verharre ich in tiefster Ehrfurcht
E. M. treu gehorsamster Camphausen.

Rüngsdorf bei Godesberg, 18. Juli 1848.

Dieses Schreiben zeigt uns, daß Camphausen in Frankfurt nicht nur mit Gagern, sondern auch mit dem Reichsverweser selbst gesprochen hat; und dessen Worte erwecken die Vermutung, daß er den ihm zugedachten preußischen Minister eher abzuschrecken als zu ermuntern versucht hat. Wenn sich Camphausen zum Schlusse freiwillig zur Übernahme eines neuen, verantwortungsvollen und arbeitsreichen Postens erbot, so beweist dies aufs deutlichste, wie gerne er nach seinen Kräften zugleich dem deutschen Gedanken und seinem Könige zu dienen bereit war. Es war ein neues Opfer, das er der Gesamtheit brachte, ein Opfer, das ihm gewiß um so schwerer fiel, als seine Nerven noch äußerst angegriffen waren.

Der König und das Ministerium haben dieses Angebot sofort angenommen; noch Ende Juli erhielt Camphausen Vollmacht und Instruktionen als preußischer bevollmächtigter Minister bei der provisorischen Zentralgewalt; Anfang August begann er seine neue Tätigkeit in Frankfurt. Welcher Art sie gewesen ist, welche Ziele sie verfolgt, ob sie in allen Stücken den Wünschen Friedrich Wilhelms entsprochen hat, das zu erörtern, würde hier viel zu weit führen [1]). So lebhaft Camphausens Briefwechsel mit dem Ministerium des Auswärtigen in Berlin in dieser Zeit auch war, mit dem Könige selbst fand monatelang kein unmittelbarer Gedankenaustausch statt. Bald zeigte es sich jedoch immer deutlicher, daß beide das gemeinsame Ziel — größere Einheit Deutschlands unter Schonung der Selbständigkeit der Einzelstaaten — doch verschieden auffaßten, und vor allen Dingen, daß sie es auf verschiedenen Wegen erreichen wollten. Mehrmals hat Friedrich Wilhelm versucht, seine im wesentlichen mit Camphausen einverstandenen Minister von ihrer deutschen Politik abzubringen; er wollte durchaus nicht in Gegensatz zu Österreich geraten, und er wollte nicht, daß die Nationalversammlung den kleineren deutschen Staaten gegenüber als Schreckgespenst und Druckmittel zur Erlangung von Zugeständnissen benutzt werde; beides erschien Camphausen wie den meisten Ministern als ganz unerläßlich, wenn überhaupt etwas erreicht werden solle. Mehrmals fügte sich der König nach harten Kämpfen, immer mit dem gewöhnlichen Vorbehalt, doch mit seiner persönlichen Ansicht hervorzutreten, wenn die rechte Stunde gekommen sei; im Januar 1849 hat Camphausen noch einmal durch die energische Drohung mit seinem Rücktritte und durch eine längere persönliche Anwesenheit in Berlin dem Könige seinen Willen aufgenötigt; daß sie sich schon damals nicht mehr recht verstanden, ist unzweifelhaft. Dem Könige erschien die Frankfurter Versammlung mehr und mehr als Verkörperung des verabscheuten revolutionären Prinzips, jedes Paktieren mit ihr als Sünde. Camphausen stand solcher romantisch-religiösen Beurteilung politischer Fragen immer fern; er glaubte vielmehr zu sehen, daß sich in Frankfurt allmählich

[1]) Die besten Angaben darüber s. bei v. Sybel, Bd. I, S. 200 ff. Weiteres hoffe ich demnächst, gestützt auf die Papiere in Camphausens Nachlaß, an andrer Stelle mitteilen zu können.

eine gemäßigte Stimmung geltend mache, daß sich hier eine ruhig die Tatsachen erwägende, zu Zugeständnissen an Preußen bereite Mehrheit bilde, mit der man zusammengehen könne; er hielt einen Bundesstaat ohne Österreich unter Preußens Führung für erreichbar; er meinte, daß ein solcher auch ohne Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover noch seine große Bedeutung haben werde als erster Schritt zu einer wirklichen Einigung Deutschlands. Mit unsäglicher Mühe brachte er bis Ende Februar 1849 28 deutsche Regierungen zu bestimmten Erklärungen in diesem Sinne und zur Annahme der von dem Parlamente beratenen Reichsverfassung unter Voraussetzung bestimmter Änderungen.

Da führte ein Schritt von österreichischer Seite die Krisis herbei. Der Minister Schwarzenberg hatte eine neue Gesamtverfassung für Österreich und Ungarn oktroyiert und verlangte nun, daß das so geeinte habsburgische Reich ganz und gar in den neuen deutschen Staat aufgenommen werde; zugleich forderte er für dieses neue Deutschland eine lose Bundesverfassung, die dem Wiener Hofe das alte Übergewicht gesichert hätte, und den Wegfall jeder Volksvertretung. Es war die Kriegserklärung an das Frankfurter Parlament. Hier stellte nun am 12. März der bisher großdeutsch gesinnte Abgeordnete Welcker den Antrag, die Verfassung, wie sie nach den bisherigen Beratungen sich gestaltet hatte, en bloc anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde an Preußen zu übertragen. Es war natürlich von höchster Wichtigkeit, zu wissen, wie Friedrich Wilhelm IV. sich im Falle der Annahme dieses Antrages verhalten werde.

Ernst Moritz Arndt, der als Abgeordneter dem Parlamente angehörte, und der Reichsfinanzminister v. Beckerath haben sich damals brieflich an den König gewandt mit der Bitte, er möge die Krone annehmen, wenn sie ihm geboten werde. Friedrich Wilhelm hat beiden ablehnend geantwortet; er könne der Versammlung das Recht nicht zugestehen, über die Kaiserwürde zu verfügen[1]). Das Schreiben an Beckerath ließ er durch Camphausen bestellen, dem er bereits seit dem Juli 1848 nicht geschrieben hatte[2]).

85. Der König an Camphausen[3]).

Charlottenburg 20. März 1849.

Mein theuerster Camphausen! Ich bitte Sie, anliegendes Briefchen an Beckerath womöglich eigenhändig an ihn abzugeben. Es ist eine Art von Antwort auf einen mehrere Bogen langen Brief des edlen Mannes an mich. Ich habe ihn an eine ausführlichere Antwort verwiesen, die ich Moritz Arndt

---

[1]) Der Brief des Königs an E. M. Arndt vom 18. März 1849 ist veröffentlicht in der „Augsburger Allgem. Zeitung" vom 22. Januar 1861 (wieder abgedruckt in W. Hopf, Die deutsche Krisis von 1866. Zweite Auflage. S. 4 f.); der Brief an Beckerath vom 20. März 1849 ist mitgeteilt von W. Oncken in der „Kölnischen Zeitung" 14. Januar 1879.

[2]) Camphausen hatte inzwischen nur einmal an den König geschrieben: am 1. März 1849 hatte er ihm in kurzen, ganz offiziellen Worten für die Ernennung zum Wirkl. Geh. Rate gedankt.

[3]) Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 303 f.

auf einen ähnlichen „Lesebrief" geschrieben habe. Was hinsichtlich des Briefes an Arndt für Beckerath gilt, gilt — das versteht sich von selbst — auch für Sie. Jetzt kommts vor Erst und vor Allem darauf an, die Welkerische Thorheit von Teutschland abzuwenden; die Consequenzen sind zu unberechenbar. In diesem Mühen, wie auf Allen ihren Wegen, werther Freund, segne Sie Gott. Vale. Friedrich Wilhelm.

P. S. Mein Brief an Beckerath ist natürlich für Sie kein Geheimniß.

Noch bevor die Briefe des Königs in Frankfurt einliefen, war am 21. März der Antrag Welcker mit 283 gegen 252 Stimmen abgelehnt worden. Damit war aber die Entscheidung nur verschoben. Durch Aufnahme einer Reihe demokratischer Bestimmungen in die Reichsverfassung ließen sich noch mehrere Abgeordnete zum Anschlusse an die Kaiserpartei bestimmen, und schließlich wurde am 28. März Friedrich Wilhelm doch von 290 Stimmen gewählt, während 248 sich der Wahl enthielten. Wenige Tage darauf, am 3. April, empfing der König in Berlin eine Deputation des Parlamentes und erklärte dieser, daß er eine definitive Antwort nicht geben könne, bevor nicht die Verfassung gründlich auf ihre Brauchbarkeit hin geprüft sei, und bevor nicht die übrigen deutschen Regierungen ihre freie Übereinstimmung damit erklärt hätten. Camphausen ist mit der Fassung dieser Antwort nicht einverstanden gewesen. Er hätte gewünscht, daß der König an die Spitze derjenigen deutschen Regierungen getreten wäre, welche die Kaiserwahl anerkannten, und daß er die Verfassung unter dem Vorbehalte einer Revision durch das erste Parlament des neuen Bundesstaates angenommen hätte. Auch die Mehrzahl der Minister war im wesentlichen mit Camphausen einverstanden, und wirklich ließ Friedrich Wilhelm ihnen noch einmal freie Hand zur Durchführung ihrer Pläne. Erst als er sah, daß die meisten deutschen Regierungen unter dem Drucke der Volksstimmung wirklich auf einen solchen Bundesstaat unter Preußens Präsidium einzugehen Miene machten, griff er wieder persönlich ein. Ihm war es ein unerträglicher Gedanke, daß er seine Machtsteigerung dem Bunde mit dem Frankfurter Parlamente und der Volksstimmung verdanken, daß er mit Hilfe dieser Bundesgenossen einen Zwang auf die Entschließungen seiner Mitfürsten üben sollte; und er erblickte in einem derartigen Bundesstaate ohne Österreich und vielleicht auch ohne Bayern und Hannover nur ein Zerrbild der deutschen Einheit. Auch war es ihm zweifelhaft, ob die Revision der Verfassung durch ein neues Parlament etwas Annehmbares ergeben werde; immer aber hätte er als die Grundlage seiner neuen Stellung den Volkswillen betrachten müssen, während er das Recht zu einer Veränderung des Bestehenden nur den gottgesetzten Obrigkeiten zuerkannte. Von solchen Erwägungen geleitet ließ er durch den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg in der preußischen Kammer am 21. April 1849 erklären, daß Preußen die Frankfurter Verfassung nur mit einigen Änderungen annehmen könne.

Camphausen empfand das nicht nur deswegen schmerzlich, weil er zu einem andern Verfahren geraten hatte, sondern vor allen Dingen deshalb, weil ihm noch wenige Tage vorher bei seiner Anwesenheit in Berlin die Minister aufs bündigste versichert hatten, daß sie mit seinem Plane einverstanden seien und

danach handeln würden. Er hatte daraufhin den Vertretern der übrigen deutschen Regierungen und den parlamentarischen Führern in Frankfurt Mitteilungen und Zusagen gemacht. Da er sich diesen gegenüber desavouiert sah, so reichte er sofort seine Entlassung ein und motivierte diesen Schritt dem Könige gegenüber in folgendem Privatschreiben:

86. Camphausen an den König[1]).

E. K. M. werden die Minister über die Veranlassung meines Rücktritts aus der Stellung als Bevollmächtigter bei der Centralgewalt Vortrag halten. Wie ich bereits in meinem dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstatteten Berichte äußerte, vermuthe ich, daß die jetzige Lage der deutschen Angelegenheiten zu der Annahme der hiesigen Verfassung mit Vorbehalt der Revision durch das erste Bundesparlament führen wird. Diese Revision würde um so größere Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Leitung Männern von Geist, Herz und Charakter anvertraut würde, die sich ursprünglich für die Annahme der Verfassung ausgesprochen haben; und wenn E. M. sich, wie ich glaube und wünsche, unverweilt neben dem Ministerium für Preußen mit Rat für die E. M. zugedachte Stellung in Deutschland zu umgeben gedrungen sehen, so wage ich es, E. M. Aufmerksamkeit auf den Freiherrn von Vincke in Berlin, auf von Gagern und Bassermann[2]) in Frankfurt, die solche Männer von Geist, Herz und Charakter sind, zu lenken. Ich finde mich dazu auch bewogen durch eine gnädige Äußerung E. M. bei meiner letzten Anwesenheit in Charlottenburg, der ich nicht würde folgen können, zur Ausführung einer Maaßregel, welche anzuraten es mir an Mut, vielleicht auch an Einsicht, gebrach.

Preußen und Deutschland bedrohen unendliche Gefahren. Die hier beschlossene Verfassung, wie mangelhaft sie sei, ist ein Positives, der etwas Positives gegenüberzustellen nunmehr beinahe zur Unmöglichkeit geworden ist. Tritt ihr nur die Verneinung entgegen, so wird sie die Fahne, um welche nicht nur die Demokratie, sondern alle Bildung in Deutschland sich schaart, nagend oder explodirend, ein Reizmittel zur Beseitigung der Dynastien. Mit bekümmertem Herzen danke ich E. M. für das Vertrauen, die Güte, die Liebe, die Sie mir jederzeit erwiesen.

Ich verharre in Unterthänigkeit
Frankfurt a. M. 22. April 1849.

E. M. treugehorsamster
Camphausen.

Wir sehen aus diesem Briefe, daß Camphausen noch immer nicht an der Möglichkeit verzweifelte, daß trotz der Erklärung des Grafen Brandenburg ein deutscher Bundesstaat zustande kommen werde; erteilte er doch dem Könige Ratschläge für die Zusammensetzung seines künftigen Ministeriums für Deutsch-

[1]) Original im Königl. Hausarchive, Konzept in Camphausens Nachlaß. Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 314.

[2]) Heinrich v. Gagern (geb. 1799, gest. 1880), war bis zum 17. Dezember 1848 Präsident der Nationalversammlung, dann bis zum 21. März 1849 Präsident des Reichsministeriums gewesen. Friedrich Bassermann (geb. 1811, gest. 1855), Buchhändler in Mannheim, gehörte dem Reichsministerium als Unterstaatssekretär des Innern an.

land. Es scheint, daß er Mitte April ein mündliches Anerbieten des Königs, er möge selber die Bildung eines solchen Ministeriums übernehmen, abgelehnt hat. Aber neben dieser Hoffnung, daß doch noch etwas zu retten sein werde, stand bei ihm die Erkenntnis, wie ungeheuer erschwert nach diesem Bruche mit der Frankfurter Versammlung jeder Erfolg in der deutschen Sache sei. Der König wollte alles mit den Regierungen allein abmachen und verwarf das einzige Mittel, das er besaß, um sie zu beeinflussen: den Druck der Volksstimmung, die ihre Wortführer in der Frankfurter Versammlung hatte. Es muß uns befremden, daß Camphausen so lange Zeit ernstlich hat glauben können, daß Friedrich Wilhelm sich zum Gebrauche dieses Mittels wirklich bestimmen lassen werde; in diesem Punkte ist auch sein klares und nüchternes Auge durch das Feuer seiner patriotischen Wünsche geblendet worden; er hat die Widerstandskraft des Königs gegenüber dem Ministerium zu gering eingeschätzt. Wir werden freilich bedenken müssen, daß er seine persönlichen Erfahrungen mit Friedrich Wilhelm vor der Zersprengung der preußischen Nationalversammlung und der Oktroyierung der Verfassung gemacht hatte, während nach diesen Ereignissen des Königs Selbstvertrauen sich stark gehoben hatte. Fast noch mehr aber muß es uns in Erstaunen setzen, wenn wir nun aus Friedrich Wilhelms Munde vernehmen, daß er geglaubt hat, mit Camphausen in betreff der deutschen Frage im Prinzipe einig zu sein.

87. Der König an Camphausen[1]).

Charlottenburg 30. April 1849.

Sie haben jetzt zum 2ten Mal[2]) um Ihre Entbindung vom Amte meines Bevollmächtigten bey der Central-Gewalt gebeten, mein bester Camphausen, und sogar erklärt, das Amt nur bis zum 1. May fortführen zu wollen.

Daraus erkenne ich mit Kummer, daß die Reflexion Sie in Ihrem traurigen Vorhaben nur bestärkt hat, und so muß ich die Hoffnung aufgeben, Sie durch irgend Aussprechen meiner Wünsche und Ermahnungen zum Aufgeben desselben zu bewegen.

Der große Verlust, den mein Dienst und meine gute Sache durch Ihren Abgang aus Frankfurt erleidet, ist es nicht, der nun meine Haupt-Betrübnis ausmacht. Viel quälender ist mir der Gedanke, daß ich Sie seit 3 Monaten mißverstanden habe, oder daß Sie den so oft und so lebhaft besprochenen Grundsätzen unseres vereinten Wirkens ungetreu geworden sind.

Ich kenne Ihre entscheidende Theilnahme an der Note vom 23. Januar. Was ist aber dem Geist und dem Zwecke derselben mehr zuwider, als der Rath, „mich, wenn auch nur momentan, dem Götzen der Volkssouverainität (der zu Frankfurt angebetet wird) zu beugen?“ — geschehe das auch 10 mal in der gewissen Hoffnung, den Götzen zu stürzen durch allmählichen und weisen Gebrauch der verliehnen Gewalt, — das bliebe immer Thatsache: 1. ich hätte dem Abgott geräuchert, 2. ich konnte ihn nur stürzen, ich konnte nur dann

[1]) Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 318 f.

[2]) Das Ministerium hatte vergeblich versucht, Camphausen zur Zurücknahme seiner Demission zu bestimmen.

vermeiden, ein unermeßliches Unheil für Teutschland zu werden, wenn ich die Basen meiner eigenen Erhebung durch Mißbrauch der Gewalt gegen dieselben, gegen die Eltern meines Imperii, untergrub. Ganz abgesehen von der enormen Gefahr der Operazion (de sapper ses propres fondements) muß ich es höchst befremdlich finden, wenn man mir Louis Philipps Rolle und Experiment empfiehlt, gerade ein Jahr nach dem schmachvollen Ende dieser mit unnachahmlicher Meisterschaft gespielten Rolle, dieses mit beyspiellosem Glück geleiteten Experiments[1]). Und welche Verfassung stand dem Orléans zur Seite? Welche conservativ-aristocratische Verfassung im Vergleich des ruchlosen Machwerks der Paulskirche!! Beyde Constituzionen haben wahrlich nichts gemein, als die (Apostasie der) Volkssouverainität, und diese grade ist es, welche zugleich der Hebel und der Stützpunkt des Hebels ist, mit dem jedes, auch das Mächtigste von ihr Erzeugte, bewegt und zerschmettert werden kann. Und ein so machtloses Wesen, wie das Paulskirchen-Imperium sollte dem kinderfressenden Saturn ein Jahr widerstehen?

Nun lassen Sie uns offen reden. Der peinigende Gedanke bey Ihrer Entlassungs-Forderung ist für mich der, daß der oben bezeichnete Rath auch![2]) der Ihrige war. Daß der edle und liebe Beckerath mir diesen Rath eine Stunde lang zu motiviren suchte[3]), ist mir bey seinem Amte als angeblicher Reichs-Minister und bey seinem impressionablen Wesen weit begreiflicher, als daß er aus Ihrem Munde, mein lieber Camphausen, hervorgehen könnte. Ist dem aber wirklich allso — ! — nun dann antwort ich Ihnen dieselben Worte, die ich Beckerath gesagt habe: „Versteh' ich Sie recht, so rathen Sie mir, ich soll es machen wie der Prophet Daniel und in die Löwen-Grube steigen, in der Zuversicht, daß Gott mir beystehen wird? — Da ist nur ein schlimmer Umstand. Ich bin nicht der Prophet Daniel und würde glauben, Gott zu versuchen, wenn ich so thäte."

Können Sie mich über „Ihren Rath" beruhigen, dann, aber nur dann, antworten Sie auf dies Schreiben und beruhigen und erquicken so

Ihren wohlgeneigten König und Freund
Friedrich Wilhelm.

88. Camphausen an den König[4]).

E. M. haben mir eine bedingte Erlaubniß ertheilt, auf das mir vorgestern hier zugekommene gnädige Schreiben vom 30. April zu antworten.

[1]) Ludwig Philipp war 1830 unter Beiseitesetzung der legitimen Rechte der älteren Linie vom französischen Parlamente auf den Thron erhoben worden; darin liegt die Ähnlichkeit, auf die Friedrich Wilhelm anspielt; er vergißt jedoch, daß Ludwig Philipp eine Krone erhielt, die vor ihm andre getragen hatten, und zwar ohne die Zustimmung des bisherigen rechtmäßigen Inhabers, dem sie gewaltsam entrissen war, während er selbst eine neue Krone erhalten sollte unter wenn auch nicht ganz freiwilliger) Zustimmung aller derer, die zu diesem Zwecke Rechte opfern mußten.

[2]) Dreimal unterstrichen.

[3]) Beckerath war Mitte April beim Könige in Berlin: s. Sybel, Bd. I. S. 313.

[4]) Original im Königl. Hausarchive, Konzept in Camphausens Nachlaß. Gedruckt Caspary, S. 319 f. (ohne Datumsangabe).

Ich mache davon Gebrauch, sowohl um das, was E. M. meinen Rath nennen, aufzuklären, als um mich des schweren Vorwurfs der Untreue an meinen Grundsätzen zu erwehren, eine Aufgabe, die mir neu ist, da ich bisher nur Tadel wegen zu strengen Festhaltens an Prinzipien erfahren habe.

Es war schmerzhaft und demüthigend, daß die deutsche Revolution in unserem Volke eine solche Armuth an politischen Gedanken vorfand, daß unsere erstehenden Gewalten zu ihrem Rechtsgrunde sich nur der längst beerdigten Fiction von der durch Wahl auf eine Versammlung von Volksrepräsentanten übertragbaren Volkssouverainetät zu bemeistern wußten. Dieselbe Anschauung aber, welche die deutsche Nationalversammlungs-Souveränetät gering schätzt, soweit sie als auf einem Rechtsgrunde beruhend sich hinstellt, führt zu einer unbefangenen Würdigung der wirklichen Macht, welche jene Versammlung zu verschiedenen Zeiten besaß, und zu einer unbefangenen Würdigung der Güter, welche durch sie erworben werden konnten. Die schlechte Frankfurter Verfassung ist mir nicht aus dem Grunde schlechter, weil die Verfertiger sich für souverain hielten; ich tadele es, Geschenke abzuweisen, weil die Danaer sie bringen; ich sehe es vielmehr als eine Pflicht an, die Geschenke mit klarem Auge zu besehen und sie nach Umständen anzunehmen, obwohl die Danaer sie bringen; die Umstände aber können so sein, daß selbst ein schädliches Geschenk anzunehmen räthlich ist, und zu diesen Umständen gehört auch, daß die deutschen Regierungen mit dem Rechte der Ablehnung der Verfassung die Pflicht des Vorschlages einer anderen Verfassung hatten, ohne diese Pflicht erfüllen zu können.

Als das Ministerium am 21. April eine Richtung einschlug, welche mir der bis dahin in bezug auf Deutschland befolgten Politik diametral entgegengesetzt schien (und jeder spätere Tag, jedes spätere Ereigniß hat die Richtigkeit des ersten Eindruckes bestätigt), so bin ich der Meinung gewesen, daß der Versuch zur freiwilligen oder gezwungenen[1]) Annahme der Verfassung unter Vorbehalt der Revision führen werde; diese Meinung habe ich E. M. ausgedrückt, und ich bin noch heute nicht davon zurückgekommen. Jedenfalls lagen 2 Wege vor, die beide durch eine Löwengrube führten; der eine schien mir vorzuziehen, den andern hielt ich für verderblich. Darin kann ein Irrthum liegen, allein keine Untreue gegen Gewissen und Ueberzeugung.

Erlauben E. M. ein Beispiel. Ich glaubte und glaube, daß die Monarchie und das allgemeine Wahlrecht sich nicht dauernd vertragen, und als im letzten Drittel des März vorigen Jahres das allgemeine Wahlrecht eine unausweichliche Nothwendigkeit geworden war, antwortete ich denen, die mich am Staatsruder begehrten, daß die Leitung denjenigen zukomme, die Träger jener Zeitidee seien. Der Tag kam, wo E. M. mich riefen; die Forderung des Augenblicks war, gegen bessere Ueberzeugung das allgemeine Stimmrecht zu bevorworten, damit die damalige Popularität meiner Persönlichkeit die heulenden Wölfe bis dahin, wo sie aufgezehrt sein würde, von Schlimmerem

[1]) Die gesperrten Stellen sind im Konzept nachträglich zwischen den Zeilen zugesetzt.

abhalte. Ich gab nach und habe das Mißliche eines solchen Experiments schwer empfunden; darf man mich um des willen der Untreue an meinen Grundsätzen zeihen, so bekenne ich mich schuldig, damals wie jetzt.

Und nun bitte ich E. M. 1000 mal um Verzeihung, daß ich in einem Augenblicke, wo die Weltgeschichte in Donner und Graus einherschreitet, so viele Worte an eine kleine persönliche Frage verschwendete, weil ich zwar E. M. Unzufriedenheit erleiden, aber nicht auf Ihre Achtung verzichten will.

Die Stimmung in der Rheinprovinz ist zwar jetzt der Regierung sehr abgewandt, allein ein Aufstand nicht zu befürchten. Zwei Parteien wollen die Frankfurter Verfassung nicht; die ultramontane und die ultraradikale.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Rüngsdorf 7. Mai 1849. Camphausen.

So klingt auch dieser Briefwechsel in starken, nicht immer harmonischen Tönen aus; der sachliche Gegensatz zwischen dem Fürsten, der jede politische Frage nach den Prinzipien seiner Weltanschauung entscheidet, und dem Staatsmanne, der nach dem Vorteile der Maßregel für seinen Staat und sein Volk fragt ohne Rücksicht auf prinzipielle Bedenken, ist klar und scharf zum Ausdrucke gelangt. Aber versöhnend und mildernd durchklingt auch diese Auseinandersetzung das Gefühl hoher gegenseitiger persönlicher Achtung und menschlicher Sympathie, das beide Männer trotz allem verbindet.

Camphausens politische Rolle war mit seinem Scheiden aus Frankfurt im wesentlichen ausgespielt. Er ist nur noch Mitglied der preußischen ersten Kammer geblieben und hat an den Beratungen über die preußische Verfassung teilgenommen. Die vermittelnde Tätigkeit, die er hier entfaltete, hat ihn noch ein letztes Mal in nahe persönliche Berührung mit dem Könige gebracht.

Bekanntlich war vom Könige nach der Auflösung der preußischen Nationalversammlung am 5. Dezember 1848 eine Verfassung oktroyiert worden mit dem Vorbehalte, daß sofort nach dem Zusammentritte der beiden Kammern eine Revision der einzelnen Bestimmungen auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung stattfinden, und daß die Vereidigung des Königs, der Staatsbeamten und der Abgeordneten auf die Verfassung erst nach erfolgter Revision erfolgen solle. Diese Revision nahm nun recht lange Zeit in Anspruch; auch die zweite Kammer des neuen Parlaments wurde am 27. April 1849 aufgelöst, und auf Grund eines neuen oktroyierten Wahlgesetzes kam eine starke konservative Mehrheit in die im August 1849 eröffnete neue Versammlung hinein. Gegen Ende des Jahres 1849 war die Revision von beiden Kammern vollendet; in einer vom 7. Januar 1850 datierten, der Kammer am 9. Januar mitgeteilten Botschaft[1]), verlangte der König noch die Änderung von 15 weiteren Artikeln, wenn er die Verfassung endgültig annehmen solle. Unter diesen Artikeln waren namentlich zwei, die auf Widerwillen in den Kammern stießen. Der König wollte in der Zusammensetzung der ersten Kammer weitgehende Änderungen, die Einführung einer erblichen Pairie, wie

[1]) Stenographische Berichte der ersten Kammer 1849/50, Bd. V, S. 2215 ff.

er sie längst schon angestrebt hatte, die Wahl der wechselnden Mitglieder durch die höchstbesteuerten Grundbesitzer, die Stadtmagistrate und Universitäten. Die Kammern waren sehr wenig geneigt, hierauf einzugehen, und da der König, wenn nicht sämtliche Nachtragsartikel bewilligt würden, die Verfassung nur mit provisorischer Geltung in Kraft treten lassen wollte, so entstand bei den Ministern und Abgeordneten große Unruhe über das Schicksal des Verfassungswerkes.

In dieser gespannten Situation trat Camphausen noch einmal als Vermittler hervor. Er suchte den Minister v. Manteuffel auf[1]) und schlug diesem vor, die Regierung möge die Zustimmung der Kammern zu der erblichen Pairie durch ein Zugeständnis in einer andern wichtigen Frage zu erlangen suchen. In der oktroyierten Verfassung von 1848 war nämlich in Artikel 108 festgesetzt worden: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, . . . bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden." Da zu einem Gesetze die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern erforderlich war, so bedeutete dies eine starke Einschränkung des Budgetrechtes der Kammern; wenn der König oder eine Kammer dem Etatgesetz die Zustimmung versagte, so hatte die Regierung hiernach unzweifelhaft das Recht, die im vorigen Etat bewilligten Einnahmen weiter zu erheben, da ein diesen Etat abänderndes Gesetz nicht zustande gekommen war. Beide Kammern hatten in den Verhandlungen über die Revision der Verfassung versucht, die Bestimmungen dieses Paragraphen einzuschränken. Die erste Kammer wollte zwar den Wortlaut des § 108 beibehalten, aber bei den Bestimmungen über das Etatgesetz (§ 98) ausdrücklich sagen, daß, wenn ein solches Gesetz nicht zustande komme, der alte Etat höchstens zwölf Monate in Kraft bleiben dürfe. Die zweite Kammer hingegen wollte die angeführten Worte des § 108 überhaupt streichen und dafür in § 98 festsetzen, daß die bisherigen Steuern nur in dem Falle forterhoben werden dürften, wenn das neue Etatgesetz infolge einer Differenz zwischen beiden Kammern nicht zustande gekommen sei. Es wäre also eine Weitererhebung der Steuern unstatthaft gewesen, wenn ein von beiden Kammern genehmigtes Etatgesetz am Widerspruche des Königs gescheitert wäre. Da aber die Kammern sich über diese Abänderung des § 108 und des eng damit zusammenhängenden § 98 nicht hatten einigen können, so war der alte Wortlaut der Verfassung von 1848, der für die Krone sehr günstig war, in der revidierten Verfassung stehen geblieben. Camphausen schlug nun vor, daß zunächst alle Steuern nur auf ein Jahr (bis Ende 1851) bewilligt werden sollten; dann aber sollte eine Trennung stattfinden, ein Teil der Steuern auch weiterhin jährlich, ein andrer Teil aber gleich auf eine Reihe von Jahren (zwei bis zehn) festgelegt und damit der jährlichen Neubewilligung entzogen werden. Wenn die Regierung dafür auf jene Worte des Artikels 108 verzichtete, so bedeutete das eine nicht unwesentliche Stärkung des Budgetrechtes der Kammern; und dafür sollten dann nach Camphausens Meinung die Kammern dem Könige die erbliche Pairie zugestehen.

[1]) Camphausen an seine Frau 13. Januar, s. Caspary, S. 349 ff.

Die Mehrheit des Ministeriums ging auf diesen Vorschlag ein und erstattete dem Könige in diesem Sinne Bericht. Aber Friedrich Wilhelm wollte von einem Zugeständnisse gerade in diesem Punkte nichts wissen. Er erkannte ganz genau, daß durch den Wegfall jener Worte des § 108 die Krone in einem Konfliktsfalle mit dem Parlamente zum Nachgeben oder zum Staatsstreiche gezwungen sein werde, weil ihr beim Nichtzustandekommen des Etatgesetzes eine Forterhebung des größten Teiles der Steuern und ein Regieren mit gesetzlichen Mitteln unmöglich sein werde. Andrerseits war es dem Könige sehr unangenehm, daß seine Minister sich für Camphausens Vorschlag hatten gewinnen lassen; er wünschte es nicht zu einem Konflikte mit ihnen kommen zu lassen und versuchte daher, Camphausen zu einer Modifikation seines Vorschlages zu bestimmen. Die Änderung, die er wünschte, bestand in der ausdrücklichen Feststellung, daß jene Bewilligung auf längere oder kürzere Zeit sich nur auf neu einzuführende Steuern und Abgaben beziehen solle, während die schon bestehenden bis zu ausdrücklicher gesetzlicher Aufhebung weitererhoben werden sollten[1]). Die eigentliche Absicht Camphausens wäre durch eine solche Erläuterung seines Vorschlages freilich völlig vereitelt worden; denn nicht eine Erweiterung, sondern eine neue Beschränkung des Budgetrechtes der Kammern hätte in dieser Fassung gelegen. Der König ließ also durch Manteuffel das folgende Schreiben an Camphausen überbringen.

89. Der König an Camphausen.

Bellevue, 16. Januar 1850.

Mein theuerster Camphausen — Ihr Amendement zum Finanz-Artikel der Verfassung eröffnet die Möglichkeit der Verständigung zwischen Krone und Landtag über meine Botschaft vom 9. d. Mts. Ich werde ihm meine Zustimmung geben, wenn deutlich ausgesprochen, oder dem deutlichen Ausspruch der Regierung von Seite der Kammern zugestimmt wird, „Daß das Abschneiden der Lebens-Quelle des Staates, folglich der Versuch ihn zu tödten, sittlich unmöglich, daß es Hochverrath ist."

Ihrem edlen Caracter entspricht ein solches Bekenntniß unzweiffelhafter Wahrheit, ein solches Abweisen unzweiffelhafter Lüge.

Um der Aussicht auf diese Verständigung willen allein sage ich Ihnen aus tiefstem Herzen Dank und Beyfall. Ein Wort mehr, ein gesegnetes und wahrhaftiges Wort — und wir sind einig. Dieses erwartet zuversichtlich Ihr Freund und König. Ohne dasselbe — und darüber täuschen Sie sich nicht, lieber Camphausen, — ist Nachgeben von meiner Seite absolute Unmöglichkeit. —

Gott wolle Ihr Herz und Ihr Wort zum Frieden leiten.

Mit alter unveränderter Hochachtung Ihr König und Freund
Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Vgl. den Brief des Königs an Manteuffel vom 16. Januar bei v. Poschinger, Freiherr v. Manteuffel, Bd. I, S. 155. Ferner Camphausens Schreiben an seine Frau vom 16. Januar bei Caspary, S. 350 f.; dort ist auch der folgende Brief bereits gedruckt (S. 351).

Die Minister fanden Camphausen begreiflicherweise nicht geneigt, seinem eigenen Antrage die Spitze abzubrechen; da sie aber selbst noch immer die Annahme des Amendements für den einzigen gangbaren Weg ansahen und Camphausens persönlichen Einfluß auf Friedrich Wilhelm kannten, so hielten sie es für das Beste, eine persönliche Besprechung zwischen beiden herbeizuführen. Auf den Wunsch der Minister fuhr Camphausen am Nachmittage des 16. Januar nach Charlottenburg und wurde nach einigen Schwierigkeiten durch General von Gerlach zum Könige geführt.

Dieser empfing ihn freundlich und ruhig[1]), blieb aber in der Sache fest. Als Camphausen vorschlug, Friedrich Wilhelm möge, wenn der Vermittlungsantrag ihm unannehmbar erscheine, die bisherige Fassung des Finanzartikels beibehalten, dafür aber die erbliche Pairie aufgeben, erklärte der König, daß er sich vorläufig bei einer solchen Lösung beruhigen, aber dann die Verfassung nicht beschwören werde. Er blieb dabei, daß die in Aussicht genommene Revision der Verfassung nicht beendigt sei vor der Annahme aller seiner Forderungen; werde etwas Wesentliches von diesen gestrichen, so wollte er die Verfassung zwar anerkennen und veröffentlichen, aber nur als provisorisch betrachten; es sollte mit ihr dann gehalten werden wie mit der Verfassung vom 8. Dezember 1848, die ja auch bisher gesetzliche, aber nur provisorische Geltung gehabt hatte. Er gedachte den feierlichen Verfassungseid erst dann zu leisten, wenn die Revision nach seinen Wünschen zu Ende geführt, und damit ein definitiver Zustand geschaffen sei. Camphausen riet davon entschieden ab, da jedermann wisse, daß erst eine religiöse Verpflichtung, ein Eid, den König wirklich innerlich binden werde; aber er erreichte nichts; mit höflichen Worten wurde er entlassen. Seine Minister ließ der König wissen, er sehe Camphausens Vorschlag als einen Tauschhandel an, auf den er nicht eingehen könne. Er habe gerade aus jener Unterredung den Eindruck gehabt, daß die Kammern nichts weniger erwarteten als eine Verlängerung des Provisoriums[2]); deshalb halte er dafür, daß eine Drohung mit dieser Maßregel die Kammern zum Nachgeben bringen werde.

Indessen hatten die Minister auch mit Camphausen gesprochen und aus seinem Berichte den Eindruck erhalten, daß Friedrich Wilhelm doch vielleicht noch auf einen Teil seines Programmes verzichten werde. Am 17. vormittags erschienen Graf Brandenburg und Manteuffel in Charlottenburg und suchten den König gerade mit Berufung auf Camphausens Mitteilungen zum Nachgeben in Sachen der Pairie oder der Steuern zu bestimmen[3]). Das bewog den König zu folgendem Schreiben an Camphausen:

90. Der König an Camphausen[4]).

Charlottenburg, 17. Januar 50.

Mein lieber Camphausen. — Graf Brandenburg und Herr von Manteuffel

---

[1]) Vgl. den Brief Camphausens an seine Frau vom 18. Januar bei Caspary, S. 351 f.

[2]) Kabinettsrat Niebuhr an Manteuffel, Nacht vom 16. zum 17. Januar, bei v. Poschinger, Bd. I, S. 155 f.

[3]) Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 411 (mit der Verbesserung bei v. Petersdorff, Friedrich Wilhelm IV., S. 167).

[4]) Unkorrekt gedruckt bei Caspary, S. 353 f.

verlassen mich soeben. Sie haben Sie so verstanden, als sey ich nicht abgeneigt nachzugeben und Ihr Amendement dem Sinne nach durchgehen zu lassen. Ich hingegen erkläre Ihnen auf das Bestimmteste, daß ich nichts davon auch nur angedeutet habe. Ich habe zweyerley angedeutet, wie ich so etwas in der Conversazion unvorbereitet eben sagen konnte: 1. auf Ihre Fassung solle mir es nicht ankommen. Ich wolle sie annehmen, sobald Regierung und Kammern dabey sich feyerlich und deutlich darüber verständigen und aussprechen „daß im Fall im Jahre 51 oder 52 ein solches Steuer-Project von den Kammern nicht genehmigt werden sollte, die alte der neuen Vorlage entsprechende Steuer den Caracter **nicht**[1]) verliert, den der erste Satz des projectirten Artikels ihr beylegt d. h. nur durch ein Gesetz aufgehoben werden zu können.

2. Die Verständigung in einer veränderten Fassung des Artikels, welche — Conditio sine qua non — auf dem unerschütterlichen Grunde meines Prinzips beruht, zu suchen.

Findet dann, was ich voraussehe, keine Einigung statt, da die Regierung ihre unüberwindliche Stellung nicht aufgeben darf, dann werd' ich sehen, ob ich das Oberhaus den Chancen der Abvotirung durch die Kammern exponire oder nicht.

Was sich aber so von selbst versteht, als 2 × 2 gleich 4 ist, ist „daß ich (die Vorlage falle oder müsse zurückgezogen werden) die Verfassung, die nun nicht revidirt, die in der Composizion eines der 3 Factoren der Gesetzgebung, anders gesagt im dritten Theil ihres Herzorgans, noch in Provisorio, i. e. unrevidirt verbleibt, nicht beschwöre. Das ist so gewiß, als der Tod das Lebens-Ende jedes Menschen ist.

Daraus bitte ich dringendst kein Geheimniß zu machen. Ich erwarte von Ihnen, lieber Camphausen, die Verbreitung dieser Gewißheit, ehedem es zu späth ist, von Ihrer Freundes- und Patrioten-Treue. Vale. F. W.

91. Camphausen an den König[2]).

E. K. M. dürfen sich vergewissert halten, daß ich noch gestern Gelegenheit genommen habe, nach E. M. Verlangen Mittheilung davon zu machen, daß Sie Bedenken tragen würden, die Verfassung mit einem provisorischen Oberhause zu beschwören. Ich habe die Mittheilung nach E. M. gütiger Weisung in bestimmten Ausdrücken wiederholt. — Daß ich meinerseits jenem Bedenken den Artikel 112 der Verfassung vom 5. December[3]), die Allerhöchste Botschaft vom 7. Januar (nach deren Ausdrücken der Abschluß der Revision nicht abhängig ist von der definitiven Bildung der 1. Kammer) und die traurige, vertrauensleere Unabgeschlossenheit unserer Zustände entgegenhalte, liegt auf einem anderen Gebiete.

---

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Original im Königl. Hausarchive. Nach dem Konzept in Camphausens Nachlaß unvollständig gedruckt bei Caspary, S. 354 f.

[3]) Dieser Artikel setzte fest, daß die Beschwörung der Verfassung gleich nach beendigter Revision zu erfolgen habe.

Auch hinsichtlich meines Vorschlages habe ich nicht verhehlt, daß E. M. in einem Punkte abweichend bleiben, den ich dahin bezeichnete, daß die zuzugestehende Erneuerung nicht einschließen dürfe die Befugniß zur Aufhebung. Allerdings habe ich aber die Hoffnung gehabt und ausgesprochen, daß es zu einer Verständigung kommen werde, und diese Hoffnung gründete sich darauf, daß ich der obwaltenden Divergenz die Bedeutung eines gouvernementalen oder gar sittlichen Prinzips durchaus bestreite. Wäre der Sinn der Verfassung vom 5. December und des zu einer unverdienten Bedeutung erhobenen Art. 108 der, daß bestehende Einnahmen und bestehende Ausgaben nur durch ein Gesetz vermindert werden können, so läge allerdings für die Regierung die Möglichkeit vor, sich unabhängig von den Kammern zu stellen. Nachdem aber durch jene Verfassung und durch die Botschaft vom 7. Januar den Kammern zugestanden ist, jährlich frei über den Ausgabe-Etat zu votiren, nachdem ihnen zugestanden worden ist, im Jahre 1853 frei über eine Einnahme von 19 Millionen zu votiren, kann ich nicht zugeben, daß die Einräumung eines Votums im Jahre 1851, welches sich höchst wahrscheinlich nur auf ein paar Millionen erstrecken wird, die Preisgebung einer vertheidigungswerthen Stellung sei.

Verzeihen E. M. diese Worte; sie sind wie die Leichenrede auf eine gestorbene Hoffnung, die E. M. mich ins Grab zu legen anweisen. Der Hauptzweck dieser Zeilen war, E. M. die Überzeugung zu geben, daß ich weder unrichtig verstanden noch unrichtig berichtet habe, und ich bitte nur zur Vermeidung jeden Mißverständnisses noch unterthänigst hinzufügen zu dürfen, was ich gestern zu erwähnen vergaß, daß ich nicht ohne das Vorwissen und den Wunsch E. M. Minister die gestrige Audienz nachzusuchen mir gestattet habe, die freilich auch meinem Herzen ein Bedürfniß und eine wahre Wohlthat gewesen ist.

Möge Gott E. M. Entschlüsse lenken zum Heile des Hauses Hohenzollern und des lieben Preußenlandes.

Mit alter Ehrfurcht
Berlin, 17. Januar abends.

E. K. M. unterthänigster
Camphausen.

Camphausen hat noch auf den Minister v. Manteuffel dahin einzuwirken gesucht, daß er und seine Kollegen die Sache zu einer Kabinettsfrage machen möchten; er glaubte, der König werde dann nachgeben[1]). Aber die Minister fügten sich dem Monarchen, und die Kammer nahm schließlich die geforderten Änderungen im wesentlichen an, worauf Friedrich Wilhelm die Verfassung beschwor. Camphausen selbst hat schließlich in der Kammer für die Annahme gesprochen, damit nur etwas Endgültiges zustande komme. Die Verfassung war mehr im Sinne der Konservativen ausgefallen, als er wünschte, aber er tröstete sich mit der Erwägung, daß man nun wenigstens eine allgemein, auch von der Krone, anerkannte Verfassung besitze, unter deren Schutz sich das Staatsleben weiter entwickeln könne. Die in den letzten Briefen erörterte Frage des Budgetrechtes hatte in der Verfassung keine klare Lösung gefunden; sie ist zwölf Jahre später von neuem aufgetaucht, als sich der Streit zwischen

[1]) Camphausen an Manteuffel, teilweise gedruckt Caspary, S. 355 f.

Regierung und Kammern um die Heeresreorganisation zum Verfassungskonflikt erweiterte. Wäre Camphausens Vorschlag angenommen worden, so hätte Bismarck in diesem Konflikte eine weit schwerere Stellung gehabt; Friedrich Wilhelms Zähigkeit hat dem großen Minister seines Nachfolgers den Weg offen gehalten.

Ich möchte von diesem bedeutsamen Briefwechsel nicht scheiden und den Leser nicht scheiden lassen, ohne daß wir uns zurückblickend noch einmal seinen wichtigsten historischen und politischen Gedankeninhalt vor Augen gestellt hätten.

Ich erinnere nur kurz an die deutsche Frage. Die Weltanschauung der Romantik und die des gemäßigten Liberalismus sind uns hier in voller Deutlichkeit entgegengetreten. Daneben erscheint ebenso klar der Gegensatz zwischen Realpolitik und politischem Doktrinarismus; den allgemeinen Prinzipien des Königs hat Camphausen wieder und wieder das preußische Staatsinteresse und die Rücksicht auf das praktisch Erreichbare entgegengesetzt. Aber es ist ihm nicht gelungen, seinen Ratschlägen in den entscheidenden Augenblicken Geltung zu verschaffen; als der Besiegte mußte er das Schlachtfeld der deutschen Frage verlassen. Erst einem größeren, härteren, rücksichtsloseren Geiste und Willen ist es möglich gewesen, unter wesentlich veränderten Umständen und unter einem andren Herrscher die preußische Politik in Bahnen zu lenken, die im wesentlichen auf das Ziel hinführten, das Camphausen ersehnt und erstrebt hatte.

Weit größer aber ist sein tatsächlicher Einfluß in den Fragen des inneren preußischen Staatslebens gewesen. Man kann sich die Aufgabe, die er vorfand, gar nicht schwierig genug vorstellen. Auf der einen Seite ein zwar momentan gebeugter, aber allmählich wieder zu vollem Selbstbewußtsein erwachender Herrscher, der unverrückt an den Idealen des altständischen Staates und der göttlichen Autorität des Königs festhielt; auf der andren die durch ihren leichten Sieg erhitzte radikale Partei mit ihrem Streben nach einer parlamentarischen Regierung, nach voller Unterwerfung der Krone unter die Mehrheit der Volksvertretung, nach Beseitigung aller ständischen und feudalen Reste. Dazwischen eine unsichere und schwankende gemäßigte Partei, die nicht recht wußte, wie weit sie in Forderungen und Zugeständnissen nach beiden Seiten hin gehen sollte, die ohne einheitliche Organisation, ohne fähige Führer einem Haufen von losen Sandkörnern glich und keinen festen Boden für eine politische Aktion darbot. Im Hintergrunde die reaktionäre Kamarilla und das nach Verbesserung seiner materiellen Lage und politischem Einflusse verlangende Proletariat.

In dieser Lage hat Camphausen fest und entschieden seine Stellung genommen, seine Aufgabe gestellt und sie mit Umsicht und Energie gelöst. Es galt ihm, ein konstitutionelles Königtum zu gründen, in dem der König kein wesenloser Schatten, keine Puppe in den Händen der Parlamentsmehrheit, sondern innerhalb der gesetzlichen Schranken das wirklich regierende Haupt des Staates sein sollte. Es galt dieses Ziel zu erreichen ohne neuen Kampf, ohne tiefgehende Erschütterungen des gesamten Rechtszustandes, im Einverständnis

mit der Krone und allen gemäßigten Elementen im Lande. Wäre Camphausen ein liberaler Doktrinär gewesen, so hätte er das getan, dessen Unterlassung ihm nachher parlamentarische Führer als seine große Sünde vorwarfen: er hätte das Land von untenher revolutioniert, mit der Beseitigung der bisherigen Verwaltungsbehörden und der sämtlichen feudalen Rechte begonnen, in alle wichtigen Ämter liberale Männer berufen und womöglich das Heer in eine Miliz umgewandelt. Es ist kein Zweifel, daß solche Maßregeln sofort den erbitterten Widerstand des Königs hervorgerufen und die Gegenrevolution heraufbeschworen haben würden; und daß sie, wenn ihre Durchführung wirklich gelungen wäre, zu einem radikalen Bruche mit der ganzen Vergangenheit Preußens, zur Vernichtung des gesamten alten Rechtszustandes und der Schöpfung eines neuen Staates geführt haben würden. Camphausen fürchtete von einem solchen Vorgehen ähnliche Erschütterungen für Preußen, wie Frankreich sie nach 1789 erlitten hatte. Und seinem gesetzlichen und ruhigen Sinne widerstrebte ein derartiger Bruch mit der Vergangenheit durchaus. Im Einverständnis mit dem Könige hielt er streng daran fest, daß durch die Märzrevolution der alte Rechtszustand nicht vernichtet sei, sondern daß er unverändert fortbestehe, und daß die vom Könige zugesagten Reformen auf streng gesetzlichem Wege durchgeführt werden müßten. Darum ließ er erst den Vereinigten Landtag noch einmal zusammentreten und durch ihn den Übergang zu der neuen Form des parlamentarischen Lebens ordnungsmäßig beschließen; darum gestand er der preußischen Nationalversammlung nur das Recht zu, die neue Verfassung mit der Krone zu *vereinbaren*, nicht sie aus eigener Macht festzustellen; darum bekämpfte er den Antrag auf Anerkennung der Revolution im Parlamente. Auf diese Art wurde das Prinzip gewahrt, daß vom alten Staatsrechte alles weiterbestehe, was nicht ausdrücklich durch übereinstimmende Willenskundgebungen von Volksvertretung und Krone aufgehoben sei. Die volle Regierungsgewalt blieb rechtlich in den Händen des Königs bis zur Vereinbarung der Verfassung; und damit war dem Monarchen nicht nur faktisch, sondern auch rechtlich die Möglichkeit gesichert, die Versammlung aufzulösen, wenn sie Beschlüsse faßte, deren Anerkennung ihm mit den Lebensinteressen des Staates unvereinbar schien. Camphausen hoffte gewiß, daß es dazu nicht kommen werde; aber er hat dem Könige nie prinzipiell widersprochen, wenn dieser die Vertagung oder Auflösung der Versammlung für gewisse extreme Fälle erwog. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die Selbständigkeit des Königtums in Preußen trotz der Zugeständnisse vom März zu bewahren; und nur dieser feste Entschluß ermöglichte sein Zusammenwirken mit Friedrich Wilhelm; nur weil der König wußte, daß in diesem Hauptpunkte der Minister zu ihm stand, gab er ihm in Einzelfragen willig nach. Nur ein solcher Mann konnte ohne gewaltsame Erschütterungen dem Staate über die gefährlichen Zeiten hinweghelfen, die den Märztagen von 1848 folgten.

Immermanns „Münchhausen".

Von

Harry Maync.

Eine der vielen schiefen und unrichtigen Ansichten in Adolf Bartels' Deutscher Literatur-Geschichte ist die, Immermann sei seinen Weg sehr sicher gegangen: vielmehr hat kaum ein bedeutender Dichter länger geirrt und geschwankt, ehe er den Boden fand, darin Wurzel zu fassen ihm bestimmt war. Immermann, einer der fruchtbarsten deutschen Schriftsteller, ist uns heut doch schlechthin nur noch der Verfasser des „Münchhausen", seines letzten abgeschlossenen großen Werkes. Bis dahin war dieser charaktervolle Mann als Dichter erstaunlich charakterlos gewesen. Wenn er einmal von dem Gesetze spricht, daß alle gesunde Tätigkeit sich nur in einer Richtung entlade, so fällt er über den größten Teil seines Schaffens sich selbst das Urteil. Er ist weder dem Klassizismus noch der Romantik, noch dem Jungen Deutschland beizuzählen, aber mit allen dreien berührt er sich abwechselnd in zahlreichen, bedenklich nach Dilettantismus schmeckenden Experimenten, die nicht wahrhafte Poesie, sondern „Literatur" darstellen. Planlos tastet er nach den verschiedensten Stoffen und Formen, jedem Vorbilde rettungslos verfallend. Romantisch in ihrer Verschwommenheit, ja auch zum Teil in der Peinlichkeit ihrer Motive sind die meisten seiner vielen Jugenddramen, in der Satire bleibt Tieck sein Vorbild; vergeblich sucht er mit den „Reisebildern" Heines zu wetteifern, und sein erster Roman, die „Papierfenster des Eremiten", sind halb „Jean Paul", halb „Werther". Mit dem Schatten Goethes hat Immermann vollends fort und fort gerungen, oftmals wähnend, ihn übermocht zu haben. Ohne Goethes „Tasso" wäre sein „Petrarka" undenkbar, ohne den „Faust" kein „Merlin", ohne „Wilhelm Meister" keine „Epigonen", ohne „Dichtung und Wahrheit" keine „Memorabilien". Nicht zuletzt ahmt Immermann wieder und wieder sich selbst nach. Und zwischendurch schießt wild ins Kraut eine Lyrik, die fast ein Hohn auf die Gattung ist; einer unsrer besten Prosaisten, tänzelt und klingelt dieser schwerfällige, ernste Mann unablässig durch den bunten Irrgarten romantischer Metrik und liefert noch in seinem posthumen „Tristan"

unübertrefflich schlechte Verse. An der Neige seiner Tage schrieb er einmal einsichtsvoll der Braut: „In der Poesie wird vielleicht nicht viel mich überleben, aber zu einem Werke werden sich alle meine Kräfte versammeln, und von diesem Werke hoffe ich die Erhaltung meines Namens bei meinem Volke“. Dieses Werk wurde der „Münchhausen“, den Immermann, um das vierzigste Jahr herum, also in demselben Alter dichtete, in dem Goethe uns seine „Iphigenie“, Schiller den „Wallenstein“ schenkte, und als er dies Werk vollendet hatte, da starb er, nicht zu früh, um der Geschichte unsrer Literatur einen rein und voll klingenden Dichternamen zu hinterlassen. Einzig im „Münchhausen“ ist Immermann wahrhaft originell, nur in diesem Werke lebt der ganze Dichter mit all den heterogenen Elementen seines menschlichen und künstlerischen Wesens.

Der „Münchhausen“, der bedeutendste deutsche Roman nach Goethe, ist der größte deutsche Zeitroman; die Zeit seiner Entstehung charakterisieren, heißt, ihn schon halb kommentieren, und da das zweite im einzelnen sich hier ja von selbst verbietet, so sei wenigstens in aller Kürze das erste versucht.

„Wer mag die Strömung nennen, in der das Schiff unserer Tage fährt,“ ruft Immermann in einer der subjektiven Einlagen des „Münchhausen“. Die Beantwortung dieser Frage war schwer, denn der Fluß jener Zeit kennt keinen breiten, ruhigen, sicheren Lauf, sondern schleicht bald über Untiefen hin durch kahle Niederungen, bald bricht er sich, von Unterströmungen hin und her gezogen und in Strudeln und Stromschnellen sich überstürzend, an schroffen Klippen. Die Glut der Befreiungskriege ist verraucht, das Volk, um den Lohn seiner Großtaten schmählich betrogen, verkümmert in dumpfer Unfreiheit. Plötzlich fährt wie ein erlösender Blitzstrahl in die beängstigende Schwüle der Atmosphäre die Julirevolution; sie entbindet die Geister und setzt dem Druck von oben ein leidenschaftliches, durch abenteuerliche Illusionen befeuertes Drängen von unten entgegen, das im roten Jahre 1848 seine Höhe und seinen Fall erlebt. So läßt sich das Jahrzehnt nach 1830, an dessen Schluß ja die „Münchhausen“-Bände hervortraten, nur in Gegensätzen schildern. Auf dem preußischen Throne herrscht die verkörperte Reaktion, und das geistige Leben steht unter dem Zeichen des revolutionären Jungen Deutschland. Die besten Geister der Zeit sind dem Weltschmerz, der Europamüdigkeit verfallen, und Hegel, der offizielle preußische Philosoph, beweist bündig, daß der bestehende Staat die beste der Welten ist. Hier stehen die Biedermeier mit der obligaten Zipfelmütze, die pietistischen Mucker, die ästhetischen Teehelden, die Parteigänger der Demagogenriecherei und der Bundestagsprotokolle, der Zensurverbote und Einkerkerungen — dort der liberale Fanatismus Börnes, der ätzende Witz Heines, die Überreiztheit der Titaniden, die Zerrissenheit der Byron-Jünger, die geistreich spöttelnde Blasiertheit des „Verstorbenen“, des Fürsten Pückler-Muskau, die von Immermann schon im „Tulifäntchen“ parodierte „Gesellschaft empor sich Schraubender und Geschrobener“. Es ist eine Zeit, reich an Ideen und Anregungen, arm an wirklichen Lebenswerten, eine Zeit des fieberhaften Suchens und Sehnens und der Enttäuschung und Resignation. Kurz, es ist eine problematische, eine Übergangszeit; Immermann sagt von ihr in den

„Epigonen", wo er ihr den Namen gegeben hat, sie dulde kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge würden anfangs von der herrschenden Treibhaushitze hervorgedrängt, und diese müßten erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten, gesünderen Nachwuchs aus Wurzel und Schaft Platz zu machen.

Goethe ist tot, und die Romantik — trotz schönen Spätlingen — eine wandelnde Leiche. In dem Jahre 1835 mag man eine Wasserscheide erkennen. In diesem Jahre trat, von Tiecks und Wackenroders geliebtem Nürnberg aus, der erste deutsche Eisenbahnzug seine Fahrt an; der schrille Pfiff der Lokomotive übertönte das sanfte Horn des Postillons, des Lieblings der Eichendorff, Wilhelm Müller und Lenau, er schien Dichtern von der Art Justinus Kerners das Signal zu sein für den Tod der Poesie überhaupt. Und dasselbe Jahr 1835 warf eine Anzahl von Büchern in die Welt, die den schärfsten Protest gegen alle Romantik bedeuteten; für die liebenswürdigen, sangesfrohen Taugenichtse und schönen verkleideten Gräfinnen rückten Büchners „Danton" und Gutzkows „Wally" ein, um ein zügelloses Übermenschentum und die Emanzipation des Fleisches zur Losung zu machen. Das „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß schlug der katholisierenden Spätromantik und ihrem mystischen Mythenkult geradezu ins Gesicht, und Gervinus zog in seiner Literaturgeschichte den Schluß, die Zeit der deutschen Poesie sei vorüber und müsse von der Politik abgelöst werden, oder (wie Herwegh es später ausdrückte): mit unserm Dichten sei es nichts, es sei jetzt die Zeit zum Trachten. Die schönfärbende romantische Poesie muß zurücktreten vor der rauhen Wirklichkeit der Geschichte, die an allem Bestehenden rüttelt. Der national begeisterten Romantik folgt ein wurzelloses Weltbürgertum, das geliebte deutsche Mittelalter versinkt wieder in die alte Nacht; der Feudalismus wankt zu Grabe, das Geld des Mittelstandes beginnt seinen Siegeszug; wo früher Saaten grünten, rauchen jetzt die Schlote des anhebenden Industrialismus, und die sozialistischen Ideen Saint-Simons werden auf das Panier des 19. Jahrhunderts geschrieben.

Das Schlag- und Modewort dieser Periode lautet: Zeitgeist. Schon in den „Epigonen" hatte Immermann die „Blasen der von Grund aus umgerüttelten Zeit" studiert, aber er war selbst noch zu sehr Epigone, um sich viel anders als satirisch mit ihr auseinandersetzen zu können; nur hie und da bricht aus dem Pessimismus, der sein Werk durchzieht, ein Strahl der Hoffnung, des Glaubens an die guten Geister des Volkes; das Wort der Lösung wird nicht gefunden. Der Dichter war ein andrer geworden, als er im „Münchhausen" dasselbe Thema, das große Thema der Zeit schlechthin, noch einmal aufgriff; frei und reif und weise steht er jetzt über den Dingen, die er als Humorist belächeln kann, da er sie begreift. Jetzt weiß er es, die kreißende Zeit trägt eine bessere Zukunft im Schoße. — In Münchhausen, diesem „Erzwindbeutel", sagt er im Roman selbst, habe Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die gemütlose Phantasterei, den schwärmenden Verstand einfangen wollen; dieser geistreiche Satirikus, Lügenhans und humoristisch-komplizierte Allerweltshaselant sei der Zeitgeist in persona; „nicht der Geist der Zeit oder, richtiger gesagt, der Ewigkeit, der in

stillen Klüften tief unten sein geheimes Werk treibt, sondern der bunte Pickelhäring, den der schlaue Alte unter die unruhige Menge emporgeschickt hat, auf daß sie, abgezogen durch Fastnachtspossen und Sykophantendeklamation von ihm und seiner unergründlichen Arbeit, nicht die Geburt der Zukunft durch ihr dummdreistes Zugucken und Zupatschen störe“. Jener *Geist der Zeit* aber wird durch Lisbeth verkörpert, die Tochter des *Zeitgeists* Münchhausen, den armen Findling, der so schön aus der Art geschlagen ist, die Heldin des „Oberhofs“. Und wie sie die Mittelsperson ist zwischen der absterbenden und der neuen Zeit, so ist sie auch das Bindeglied zwischen dem negativen und dem positiven Teil des großen Zeitromans.

In der Figur Münchhausens selbst laufen alle Fäden der Zeitsatire zusammen; er hält das bunte Kaleidoskop in der Hand, in dem die Splitter der zeitgenössischen deutschen Geschichte verzerrt durcheinander wirbeln. Teils als handelnde Person, teils als Erzähler ist er der Mittelpunkt des vielmaschigen Netzes von Figuren und Motiven. Aber dieser „Don Juan der Erfindung“ und „Cäsar der Lügen“ steht weit höher als sein verblaßtes Urbild, der Held der bekannten Jagd- und Reiseabenteuer. Er ist kein hohler Aufschneider und platter Spaßmacher, kein gewissenloser hämischer Leutefopper wie Till Eulenspiegel, sondern sein souveräner Witz wird durch einen Zug der Erhabenheit geadelt, durch einen Zug der Tragik uns menschlich nahe gebracht. Dieser Münchhausen ist das Produkt und das Opfer einer kleinen Zeit, die seiner großen Begabung keinen Wirkungskreis zu bieten hat. Unselbstisch schwelgt er in der reinen Erfindung und darf — abgesehen von der Liebesepisode seiner Birmanenrolle — mit gerechtem Stolz in der Stunde der Abrechnung fragen, wer ihn eines *niedrigen* Streiches zeihen könne. Nur Obdach und Speise erlügt sich der arme Vagabund, wenn er nicht weiß, wohin sein Haupt legen und was beißen oder brechen. Alle die Menschlein um sich herum kraft seines Geistes zu gängeln und zu beherrschen, bereitet ihm nur wenigstens vorübergehend einen kleinen Triumph, aber in den Momenten tiefen Ernstes, die er durchlebt, kommt es doch mit Macht über ihn: „Er schlug wild an seine Brust und schrie fast: Nein! Nein! Hier ist kein Herz drinnen, ich weiß es! Alles leer, nüchtern, dumpf — oh! hu! 's ist, als wenn man an einen hohlen Topf schlägt: Was kann ich dafür?“

Mit der inneren Notwendigkeit der Hegelschen Geschichtsphilosophie betritt er plötzlich den Schauplatz, das halb eingestürzte Schloß Schnick-Schnack-Schnurr, unmittelbar nach dem dreifachen „dicken Sehnsuchtsseufzer“ seiner rappelköpfischen, vermotteten Bewohner. Der konfuse, vor Langerweile sterbende Baron, der stündlich seine Berufung zum Geheimen Rat in einem längst von der Landkarte gestrichenen Duodezstaat erwartet, seine verschimmelte Tochter Emerentia, die dem Wiedererscheinen des einstigen Jugendgeliebten entgegenschwärmt, der über einer neuen Sprachlehre verdreht gewordene Dorfschulmeister Agesel, der sein Leben im Stil seines vermeinten Ahnen, des alten Spartanerkönigs Agesilaos führt — über sie alle, von denen jeder erstaunlich klar den Sparren des andern sieht und sich selbst für den einzig Vernünftigen hält, ist die Zeit hinweggeschritten, ohne daß sie es gemerkt

haben; Mikrokosmos und Makrokosmos entsprechen sich nicht mehr und ergeben so das humoristische Grundmotiv. Jeder erhofft die Verwirklichung seiner fixen Idee von Münchhausen, der ihnen allen erscheint wie Schillers „Mädchen aus der Fremde", der, bloß um sein nacktes Dasein am dürftigsten Tische zu fristen, mit einem wahren Heroismus im Erzählen jedem sein Steckenpferd besonders aufzäumt, wie Reineke Fuchs immer neue Stücklein erfindet und jedem um so tiefer und wahrer vorkommt, je weniger er von ihm verstanden wird. Und am Ende wird jeder von der eigenen Narrheit geheilt durch Münchhausens auf die Spitze getriebene Narrheiten und durch die Unfruchtbarkeit seiner Phantastereien.

Höchst wirksam steht neben dem Don Quixote als kontrastierender Sancho Pansa Karl Buttervogel, der „gemeinste aller gemeinen Bedienten", dieser „durchaus praktische Charakter", der roheste Materialismus und die barste Prosa in Person, der so ergötzlich immer den in höhere Sphären aufstrebenden am Beine zurückzieht und zum Schluß „an einem Übermaß von Gründen" elend zugrunde geht. Bei aller Drastik der Darstellung bleibt es doch von feinster Komik, wenn die prüde alte Jungfer eben in „Carlos, dem Schmetterling" die Erfüllung ihrer entsagungsstolzen Liebessehnsucht zu erkennen glaubt, und wenn dieser groteske Lebenskünstler vermöge Würsten, hartgesottenen Eiern und der stets von neuem ausbedungenen Zusicherung „fernerweiter guter Verköstigung" sich herbeiläßt, dieser ihm so unbequemen Illusion ein kurzes Scheindasein zu gönnen. Unwiderstehlich sind die Dialoge zwischen ihrer schönpflästerlichen Rokokogeziertheit und den allen Kausalitätsverknüpfungen Hohn sprechenden syntaktischen Bandwürmern seiner grobrealistischen Beredsamkeit. Und nun gar das geniale Zusammenspiel im 6. Buche, wo Semilasso-Pückler, der türkisch drapierte Globetrotter im Ochsenwagen, die drei Unbefriedigten aus der Schule Hegels und der „bekannte Schriftsteller Immermann" selbst auf Schnick-Schnack-Schnurr einrücken zu einem wahren Hexensabbat komischer Verwicklungen, einer wahren Symphonie der literarischen Satire.

Was huscht da nebenher noch an gespenstischen Schatten an uns vorüber! Da ist das sentimentale Idyll der braven Indianer von Apapurincasiquinitschchiquisaqua und die edle und wohltätige Ziegenherde, die auf dem Helikon der Verbesserung ihrer Rasse lebt, die Luftverdichtungsaktienkompagnie und die widernatürliche Schwärmerei des Holländers, die Kleinstaaterei von Hechelkram und Dünkelblasenheim und die Hessische Restauration, versinnbildlicht durch die Wiedereinführung des Zopfes mit Hilfe des Wachtfriseurs Hirsewenzel-Raupach, der durch solche Tätigkeit inspiriert, zugleich die Rattenkönige seiner Hohenstaufendramen entwirft. Die politische Zerfahrenheit und das juste milieu Jéromes, Nepotismus und Schreiberregiment, Vereinsmeierei und Kannegießertum, aus seichten Journalen geschöpfte Halbbildung und Teutschtümelei, die spekulative Philosophie und die gründerische Projektenmacherei, die abgestandene Romantik mit ihrer zimperlichen Empfindsamkeit, ihrer mystischen Exzentrizität, ihrer Geisterseherei und ihrem Nazarenertum, Alexanders von Humboldt buntblumige Reiseschilderungen und Basedows pädagogische Schrullen, Bettina und Görres, Gervinus und von der Hagen,

Gutzkow, Walter Scott, Rotschild: die Liste derer, die Immermanns Geißel trifft, ist kaum zu erschöpfen — und eben darin liegt auch ein verhängnisvolles Gebrechen seines Werkes. Wohl sind seit dem berühmten Cottaschen Musenalmanach für das Jahr 1797 keine schneidigeren Hiebe gefallen, wohl spürt man überall hinter der Satire eine Persönlichkeit von größerem spezifischen Gewicht und höherem Pathos als in den Literaturkomödien Tiecks und Platens oder in den Schriften Heines, aber Immermann begeht den Fehler, sich auch zu den kleinen und kleinsten Tagesangelegenheiten herabzulassen, denen wir heut nicht mehr nachkommen können und wollen. Der „Münchhausen“ ist darum heut ohne Kommentar gar nicht mehr völlig zu verstehen, und er war es nie. Nichts veraltet ja schneller als die Satire. Nur der Gelehrte kennt noch die stofflichen Grundlagen der Aristophanischen Komödien, bei der Ausdeutung von Rabelais' „Gargantua“ sind wir sogar über die Haupttendenzen noch im unklaren, ja, heut schon wissen wir nicht mehr von allen Xenien Goethes und Schillers, worauf sie zielen. Swifts „Gulliver“, die herbste, fürchterlichste aller Satiren, lebt nur noch als lustiges Kindermärchen, und wie wir seit Benfeys Pantschatantra-Forschungen das Märchen als internationales Gemeingut zu betrachten gelernt haben, so gehören auch gewisse Motive der Satire zum eisernen Bestande der Weltliteratur, aus dem wieder und wieder die verschiedensten Nationen ihre Anleihen machen. So hat sich auch Immermann an Aristophanes angelehnt, dessen „Frieden“ z. B. er das Roß des Trygaios für sein Helikonidyll entnimmt. Die in den „Don Quixote“ eingelegte Musternovelle von Camacho ist für die Oberhof-Partien vorbildlich geworden. Die Luftsteine und das Motiv der Bücherschlacht zwischen Görres und D. Fr. Strauß hat ihm Swift geliehen, und wie Lesages Gil Blas dient Münchhausen in seiner Jugend auch als Küchenjunge. Aber damit ist nur ein kleiner Bruchteil der Immermannschen Quellen angedeutet. Es ist ein seltsames Phänomen, wie der eigenwillige, höchst selbstbewußte Dichter fremden äußeren Einflüssen gegenüber, auch in den geringfügigsten Einzelheiten, so wenig seine individuelle Freiheit zu behaupten vermochte. Er war ein gewaltiger Leser und gestand noch spät, in einer Bibliothek Tantalusqualen zu fühlen. Noch während er las, zuckte ihm schon die Hand zu schreiben; die Bücher schoben leicht papierne Wände zwischen ihn und die lebendige Welt — was Wunder, daß er anstatt dieser nur zu oft jene auf seine Art abschrieb. Es ist darum, wenn man ihm überall folgen will, eine riesige Belesenheit von Nöten, nicht nur etwa in Wieland und Tieck (die am meisten in Frage kommen), sondern auch in abgelegenen Niederungen der Literatur, wie z. B. in den schlechten humoristischen Romanen Gottwerth Müllers und vor allem in der Zeit- und Tagesliteratur der dreißiger Jahre. Für den „Münchhausen“ liegen zu dieser Arbeit bisher nur geringe Ansätze vor.

Eine sehr wichtige Quelle, dem Gange des Immermannschen Schaffens nachzukommen, gewährt sein handschriftlicher Nachlaß, der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar 15 Kasten füllt und mit dessen Ausschöpfung ich im Interesse einer neuen kritischen, kommentierten Immermann-Ausgabe be-

schäftigt bin. Da liegen z. B. die vollständigen Urschriften zum „Trauerspiel in Tirol“ und zu den „Memorabilien“, ein größeres Stück wenigstens auch zu den „Epigonen“, aber gerade für den „Münchhausen“ fehlt leider die Druckvorlage, die ich bisher auch anderweit, in allerlei Verlegerarchiven, nicht habe auftreiben können. Nur zu der „historischen Novelle von sechs verbundenen kurhessischen Zöpfen“ befindet sich in Weimar eine nicht vollständige, durchkorrigierte Niederschrift, die, 25 doppelt beschriebene Quartblätter umfassend, eine Vorstufe des gedruckten Textes darstellt. Von Varianten zu diesem ist besonders interessant, daß hier Raupach noch mit Namen genannt wird; auch die Dame in der Nähe des Fürsten heißt noch offen Gräfin Hassenstein, und wir lesen einmal den Namen Hannover, wo der Druck acht geheimnisvolle Sternchen hat.

Aufschlußreicher für den „Münchhausen“ ist etwas andres. Wie wir uns heut an der Hand von Ausleihebüchern der Weimarer und Jenaer Bibliotheken vielfach zu Quellen Goethes und Schillers leiten lassen, so haben wir ein ähnliches Hilfsmittel auch für Immermann. Es befindet sich nämlich in Weimar in einer eigenhändigen, 1142 Nummern aufzählenden Foliohandschrift der Katalog von Immermanns stattlicher Bibliothek, also ein Dokument, dessen Wert wir von Hans Sachs, von Novalis her kennen. Wir finden da viele Werke verzeichnet, deren Bedeutung für den „Münchhausen“ zweifellos ist, allerdings zum Teil auch von vornherein anzunehmen war. Und des weiteren greifen wir mit Spannung nach vorhandenen Listen von Büchern, die, offenbar Immermanns eigener Bibliothek nicht angehörig, von ihm doch während der „Münchhausen“-Jahre zur Lektüre vorgemerkt sind: z. B. Mösers „Patriotische Phantasien“, Kindlingers „Münsterische Beiträge“, Wigands „Geschichte der Vehmgerichte“, Neanders „Kirchengeschichte“, Görres' „Christliche Mystik“, Mundts „Kunst der deutschen Prosa“, Gutzkows „Zur Philosophie der Geschichte“ und andre Werke von diesem, von Rosenkranz, Hotho, Schlegel, Jacob Grimm, Wolfgang Menzel, Romane der George Sand und dergleichen mehr. Dabei sehen wir, ein wie planmäßiges, stark in die Breite gehendes Quellenstudium Immermann gerade für sein Hauptwerk betrieb (sowohl im Hinblick auf echtes Kolorit des westfälischen Teils wie auf die Satire im einzelnen), und brauchen nur alle diese Bücher nachzulesen, um mit Sicherheit eine Fülle von literarischen Anlehnungen und Entlehnungen feststellen zu können. Diese große Mühe aber hat uns der Dichter noch wesentlich erleichtert durch seine Gepflogenheit, sorgfältige Exzerpte des Gelesenen anzufertigen. In ganzen Stößen haben wir da zugleich Foliobogen mit sauberer Abschrift der Stellen, die dem Dichter für seine Zwecke von Wert waren. Da lesen wir Auszüge aus Kindlinger, die wir wörtlich im „Münchhausen“ wiederfinden; Exzerpte aus Kerners „Seherin von Prevorst“ zeigen uns, welche Stellen das vierte Buch des Romans im Auge hat, und wenn es in ihm einmal heißt, ein neugeborenes Kind müsse die vier Wände beschrien haben, so belehrt uns einer der zahlreichen Auszüge aus Grimms „Rechtsaltertümern“ über die Provenienz dieser Bemerkung.

Aber auch über nicht literarische Quellen gibt uns des Dichters Nachlaß zuweilen erwünschte Kunde. Auch in den sonstigen massenhaften, sauber

gehefteten Faszikeln („Kollektaneen“, „Manualia“ und ähnlich etikettiert), die Immermann, das Muster eines altpreußischen Verwaltungsbeamten und gleich Goethe ein leidenschaftlicher Aktensammler, uns hinterlassen hat, findet sich manches für den „Münchhausen“. Namentlich sind uns die Briefe seiner treuen Freundin und Helferin, der Frau Amalie von Sybel, höchst wertvoll. Immer wieder mußte sie, zum Teil auch mit den Erinnerungen ihres Gatten, documents beisteuern, wie uns große Frage- und Antwortbogen beweisen. Und wie Goethe in den „Wanderjahren“ fast wörtlich die von Heinrich Meyer erbetenen umfangreichen Mitteilungen über die Schweizer Spinn- und Webeindustrie benutzt hat, so gingen lange Niederschriften der Frau von Sybel Satz für Satz in den „Münchhausen“ über, vor allem ihre lebhaften Schilderungen westfälischer Bräuche, namentlich des Verlaufs einer Bauernhochzeit. Bis ins kleinste beschreibt sie dem aufhorchenden Freunde die Tracht, nicht nur wie sie im Kreise des Oberhofs herkömmlich ist, sondern auch, wie sie „nach eingezogenen Erkundigungen bei modeverständigen Damen“ sich für die Weltdame Clelia am besten schicken würde. Denn auch noch andre Personen zog sie zur indirekten Mitarbeit an dem Roman heran; das beweist der lange Brief eines Pastors aus Unna, der genauen Bericht erstattet über die traditionelle Fahrt des Pastors und des Küsters zur Entgegennahme der ortsüblichen Gift und Gaben. All das hat Immermann zum Teil wortwörtlich übernommen, und wir begreifen jetzt, wie der Magdeburger das Milieu der roten Erde so treu und farbig zu schildern vermochte, als sei er selbst Westfale[1].

Sorgsamste Beachtung verdient endlich eine Reihe von schematischen Aufstellungen im Weimarer Archiv, in denen Immermann, dürr und geradezu pedantisch anmutend wie Schiller in seinen „Don Carlos“-Entwürfen, die Einzelmotive zum „Münchhausen“ und ihre Reihenfolge registriert. Manche unter ihnen, und durchaus nicht nur unbedeutende, sind später fallen gelassen, andre sind neu hinzugetreten. Leider lassen diese undatierten Brouillons ihre durch Jahre getrennte Entstehungszeit nicht sicher feststellen, so daß die innere Entwicklungsgeschichte des Romans noch nicht ganz klar aufzuzeigen ist.

So sind neben den literarischen Quellen von größter Bedeutung die autobiographischen. War der Roman dem Dichter anfangs nur ein großes Sammelgefäß für alles, was der Satiriker auf dem Herzen hatte, so erweiterte sich der Rahmen während der Arbeit, der ganze Mensch wurde in Mitleidenschaft gezogen, und der „Münchhausen“ wurde das von einem starken Pulsschlag beseelte Lebenswerk Immermanns, seine „Divina commedia“, sein „Faust“. Allmählich schlug in dem Boden, den der Witz erobert hatte, das Gemüt Wurzel.

Diese autobiographischen Quellen hat uns teils Immermann selbst bezeugt, teils können wir sie durch unmittelbare Belege oder auffallende Analogien feststellen. So sind für den „Münchhausen“-Kommentator von besonders großem Werte des Dichters selbstbiographische Schriften und seine Tagebücher,

[1] Vgl. Johannes Gefficken in „Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters“. Hamburg und Leipzig 1896.

vor allem die gleichzeitig mit dem Roman entstandenen „Memorabilien". Was Immermann in diesen als Historiker mit stark hervortretender erzieherischer Tendenz in langen, ernsten, gehaltvollen Auseinandersetzungen über deutsches Volkstum, deutsche Literatur und Politik u. dgl. vorbringt, zeigt im Roman zugleich der Humorist im Hohlspiegel der Satire. Schilt er z. B. im ersten Teil der „Memorabilien" die gleichsam als Geschäft betriebene Milde und Wohltätigkeit der Frauen seiner Zeit, so karikiert er diese Erscheinung im „Münchhausen" durch die Episode von den helikonischen Ziegen, die einen Verein „zur Rettung sittlich verwahrloseter Naturwesen" gründen und selbst ad absurdum führen. Unter diesem Gesichtspunkte verhalten sich Immermanns „Memorabilien" zum „Münchhausen" ungefähr wie Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zu seinen „Ahnen".

Ferner sind eigene Charakterzüge des Dichters zu verwerten und persönliche Erlebnisse und Eindrücke, die uns im Briefmaterial oder auch in mittelbaren Quellen zweiter Ordnung, in Zeugnissen andrer zugänglich werden. So ist z. B. die westfälische Stadt, in die uns das zweite Buch des Romans (Kap. 11) führt, offenbar Münster, wo Immermann in den Jahren 1819 bis 1824 als Auditeur gewirkt, und im Münsterschen hatte er auch das Modell des Oberhofs kennen gelernt. In dem Diakonus finden wir an der Hand von Friedrich Kohlrauschs „Erinnerungen" Züge dieses Immermannschen Freundes. In dem bureaukratischen Eifer des Oberamtmanns Ernst vom Schwarzwald und in seiner Leidenschaft für die Assisen hat der Dichter sich selbst ein wenig ironisiert, und er selbst ist der im letzten Buch auftretende Richter, „der sich viel mit historischen Studien beschäftigte". Ein armer Schulmeister, der ihm klagte, es sei ihm bei einer Probelektion nicht gelungen, beim Lautieren das O zur Zufriedenheit seiner Obern von sich zu geben, war ihm auf der Reise nach Ahr und Lahn begegnet und mit dem Wunsche von ihm geschieden, des Dichters humoristische Feder möge doch einmal das trübe Los eines Elementarschullehrers behandeln; natürlich geht auf ihn die ergötzliche Figur des Agesel zurück. Auf seiner Reise nach Schwaben hatte Immermann das Material zum vierten Buche, „Poltergeister in und um Weinsberg", gesammelt, wozu später wohl noch mündliche Erzählungen des Dr. Fallati aus Stuttgart und David Friedrich Straußens kamen, die ihn in Düsseldorf besuchten. Immermanns Tagebuch der Fränkischen Reise vom Jahre 1837 bildet in seinen dem Spessart gewidmeten Partien geradezu eine erste Fassung des in den Roman eingelegten Märchens „Die Wunder im Spessart". Die Gräfin Elise v. Lützow-Ahlefeldt, der in der Gestalt der hohen Johanna die „Epigonen" noch überschwenglich gehuldigt hatten, scheint im „Münchhausen" stellenweis noch einmal unter der Maske der verschrobenen Emerentia hervorzublicken, vor der Münchhausen flieht, als er sie in der Tracht ihrer jüngeren Jahre erblickt. Dabei ist es besonders interessant zu beobachten, wie eine Romanfigur von verschiedenen lebenden Vorbildern verschiedene Züge zusammenborgt, wie eine lebende Person sich im Roman in mehrere spaltet, wie literarische und biographische Bezüge sich gegenseitig beeinflussen und zusammenwachsen und ein poetisches Drittes ergeben.

Das weitaus bedeutendste Modell für den „Münchhausen“ wurde Immermanns Braut, Marianne Niemeyer, das Urbild Lisbeths; lange Sätze seiner Briefe an sie sind in das Werk übergegangen, das auch Immermannsche Verse an Marianne der Heldin zueignet.

Spät erst senkte sich auf den Mann in der Mittagshöhe des Daseins das Glück des Herzens und gab ihm eine neue Jugend; er gewann sich in dem klugen Kind Marianne die treffliche Braut und entwuchs damit den peinvollen inneren Stürmen eines verfehlten Liebeslebens. Jetzt erst erwachte der wahre Dichter in ihm, jetzt erst entsteht der zweite positive, der nur poetische Teil des Werkes, der „Oberhof“, und Marianne leiht der schönsten Gestalt des Romans, der blonden Lisbeth, wie wir es in Immermanns Briefen an sie verfolgen können, bis in die kleinsten Züge hinein ihre Eigenart. Ihr ist es zu danken, daß der „Münchhausen“ nicht ein bloß fratzenhaftes Produkt geblieben ist wie etwa Swifts „Gulliver“, nicht bloße Negation des Zeitgeists, sondern zugleich aufbauend wurde im höchsten Sinne. Aus all dem Schutt und Moder, der sich in dem Roman häuft, aus all dem Verwesungsduft der Morituri-Zeit erblüht die holde, reine Blume der blonden Lisbeth und mit ihr ein Idyll, das Natur ist, nicht die verlorene Natur sucht, ein Idyll, nicht im Sinne sentimentalischer Dichter wie Tibull oder Geßner, sondern in Goethescher Art. Hier wie vorher in Brentanos „Kasperl und Annerl“ und nachher in Kellers „Romeo und Julia“ suchen wir die wahre Dorfgeschichte, nicht bei Berthold Auerbach. Wie weit läßt Immermanns Heldin die Barfüßele hinter sich! Ja, sie ist in höherem Grade ein deutsches Mädchenideal als das zu eng gefaßte des Goetheschen Gretchen. In ihr vereinigt sich mit der rührenden Unbewußtheit und frommen Reinheit das bewußte, starke weibliche Menschentum mit seinem edlen Stolz und seiner sittlichen Lebensauffassung. Nicht nur lieblich und gut, sondern auch klug und tüchtig ist Lisbeth, nicht nur demütig leidend, sondern auch sicher und verantwortlich handelnd, nicht nur Puppe des Mannes, sondern als Jungfrau schon von echt deutscher Fraulichkeit, kein Kleistsches Käthchen ihres „hohen Herrn“, sondern die ebenbürtige Genossin des wahren Mannes, in dessen Liebe die altgermanische Ehrfurcht vor dem andern Geschlechte webt. Die Lisbeth ist, um mit Goethe zu sprechen, kurzweg eine Natur, schlicht und unverbildet, aber keine wehrlose Mimose, sondern ein ganzer Mensch, der sein Leben wahrhaft lebt.

Und so ist die einfache Liebesgeschichte des „Oberhofs“ auch kein Schäferidyll, sondern ein Hohes Lied der starken Liebe, die in Schmerzen und Kämpfen zur Sonne heranreift: Gottfriedsche Glut in Wolframscher Reinheit. Diese Partien hat Immermann mit seinem eigenen Herzen geschrieben. Durch Marianne ist ihm die „rauhe und ungestüme Lippe“ gelöst und strömt über von tiefem Glück und heißem Herzensdank. Nichts Konventionelles, Abgebrauchtes klebt den leuchtenden, saftvollen Farben dieses echten Freilichtgemäldes an, und herrlich erklingt der Preis der wahren Ehe, einer Ehe, die keinen Abschluß des Liebeslebens bedeutet, sondern die den Menschen erst reif und mündig und wirksam macht für „Haus und Land, für Zeit und Mitwelt“, einer Ehe, die beruht auf dem festen Glauben aneinander, und von der Immer-

manns wundervolles Wort gilt: „Wenn der Tag seinen Schaum heranspült und das Bild des Liebsten verunreinigt, wenn die Laune kommt und das Sonderbare, Dumpfe, so sprechen sie: das ist nicht Oswald, das ist nicht Lisbeth, das ist der Zufall.“ Immermann spielt hier nicht nur die sanfte Flöte; in dem „starken, jungen Gemüte“ Oswalds (den die Geliebte überragt) „riß die Liebe,“ sagt der Dichter, „wie ein Waldstrom im Gebirge tiefe Schluchten und Spalten“, und die tragische Geschichte des Patriotenkaspars oder der Schmerz des Hofschulzen über den Verlust des Femschwertes zeigen, daß diese „Idylle“ auch an dem Herbsten nicht schwächlich vorbeischleicht.

Der „Oberhof“ ist echteste Heimatkunst. „Wie kommt es, daß aus dir noch kein großer Dichter hervorgegangen ist,“ läßt Immermann den Jäger das Westfalenland mit seinen uralten Bräuchen anreden, um dieselbe Zeit, als Annette Droste unbeachtet ihr erstes Gedichtbuch aussandte. „Er versah,“ antwortet der Dichter gleich darauf selbst seinem Helden, „daß das Talent keine Feldfrucht ist, sondern wie das Manna in der Wüste vom Himmel fällt.“ In der weiten Öde der roten Erde fiel es auf ihn selbst, der hier, im fremden Lande, so heimisch ward wie die Franzosen Chamisso und Fontane in der sandigen Mark, und ein geborener Sohn des Stammes, Ferdinand Freiligrath, zollte ihm freudig den Preis, er habe den Charakter von Land und Leuten unvergleichlich getroffen. Immermann hat sich zum Adoptivsohn und Ehrenbürger von Börde und Münsterland gemacht; auf diesem „Boden, den seit mehr als tausend Jahren ein unvermischter Stamm trat“, ist ihm die „Idee des unsterblichen Volkes“ aufgegangen in dem „Erdgebornen, Erdzähen und Dauerbaren“ eines Geschlechts, das sich selbst regiert nach Satzung und Herkommen und, Karls des Großen gedenk, nächtlicher Weile auf dem Freistuhl der heiligen Feme waltet. „Der Adel ist eine Ruine,“ hatte Immermann in den „Epigonen“ geklagt; hier bekräftigt er freudigen Herzens: „Der Bauernstand ist der Granit der bürgerlichen Gemeinschaft“. Wie hat er den starken Konservatismus, das unverrückbare Zeremoniell des alteingesessenen, wohlhäbigen Bauernpatriziats uns vorgeführt! Sein meisterlicher Hofschulze steht vor uns, halb ein Patriarch des alten Bundes, halb ein deutscher Stammesherzog. Wenn man sagt, der moderne Roman sei der Erbe und Nachfolger des Nationalepos, so muß man auf Dichtungen wie den „Oberhof“ verweisen. Und wie ist der Dichter mit seinem Stoffe gewachsen; seine Sprache, früher so unoriginell und ungelenk, hier ist sie urwüchsig, saftstrotzend, quellfrisch in jedem Satze!

So führt uns Immermann in diesen Kontrastbüchern des „Oberhofs“ aus den Wirren des Tagestreibens heraus: zurück zur Natur, aus der uns frische Nahrung, neues Blut quillt, zum Vaterländischen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen, zur Geschichte, die uns nach Goethe als bestes den Enthusiasmus gibt, und die uns erzieht für den Staat, das Rückgrat alles sozialen Lebens, zur Arbeit, bei der nach dem Julian Schmidtschen Motto zu Freytags „Soll und Haben“ der Roman das deutsche Volk suchen soll, weil es da in seiner Tüchtigkeit zu finden ist. Ein Werk des Herzens ist damit der „Münchhausen“ geworden, nicht des „schlaffen, von der Empfindelei getauften Muskels“, sondern

des vollen, starken, warmen Herzens, das der Zeit abhanden gekommen war. Des Helden Münchhausen tiefgefühlte Tragik ist, daß er „kein Herz drinnen“ weiß, der Dichter selbst spricht nicht mehr als Epigone zu uns, sondern er fühlt sich als ein Kolumbus, der mit den Blicken des Geistes das ferne Neuland sieht, als der Vorahner einer schöneren Zukunft, und sein stolzer, jubelnder Optimismus, sein unbeirrbares Vertrauen auf die deutsche Art macht ihn zum Seher seines Volkes. Nur noch eine Spanne vom Tode entfernt, läßt er ihm als sein Vermächtnis die köstliche Mahnung und Verheißung: „In das Schiff der Zeit muß die Bussole getan werden, das Herz . . . dann wird nach verzweiflungsvollem Hoffen und Harren plötzlich in einer Nacht vom Schiffe ‚Land!‘ gerufen werden, und die Insel San Salvador wird nächsten Morgens entdeckt daliegen, wild, üppig, mit großen und schönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umspült von einem kristallklaren Meere.“

Leider ist der „Münchhausen“ der Masse des Volkes fremd geblieben. Daran ist neben der Kommentarbedürftigkeit die teils vernachlässigte, teils mit Absicht verwirrte Technik dieses „Romans in Arabesken“ schuld. Nach Art der Goetheschen „Wanderjahre“ mit ihren eingelegten Novellen, Diarien und Tagebüchern, noch mehr aber unter dem theoretischen Einfluß der Friedrich Schlegelschen romantischen Doktrin von Ironie und Arabeske und unter dem praktischen Einfluß Jean Pauls, Tiecks und Brentanos mutet Immermann seinem Leser nicht wenig an Krausem und Sprunghaftem zu, so daß schwerlich jemand schon bei der ersten Lektüre das große Gewebe dieses Werkes übersieht. So stellt Immermann, um die „Briefe eines Verstorbenen“ zu parodieren, gleich im ersten Buche völlig äußerlich die Kapitel 11—15 vor die Kapitel 1—10 und druckt eine sich um diese Angelegenheit drehende fingierte Korrespondenz mit dem Buchbinder frischweg mit ab. Auch einen Brief an Tieck fügt er ein und einen an die Braut, in dem er das letzte Wort des Romans spricht. Dazu kommen allerlei Zwischenbetrachtungen und Intermezzi, der Dichter glossiert sich selbst in Fußnoten und tritt in dem entscheidenden 6. Buche ja gar als Hauptperson ganz individuell in die Handlung ein. Dazu läßt er Münchhausen seine vom Hundertsten ins Tausendste gehenden Erzählungen derart ineinander einschachteln, daß der ordnungliebende Leser wohl zuweilen mit dem Schulmeister Agesel völliger Ratlosigkeit verfällt.

Dadurch, daß er sein Werk mit seinen regelmäßig Buch um Buch gewechselten Schauplätzen in zwei große Teile zerfallen läßt, hat es der Dichter leider ermöglicht, die Oberhof-Partien mit nur zu leichter Mühe ganz herauszulösen und auf eigene Füße zu stellen; viele Leser des weitverbreiteten „Oberhofs“ sind sich denn heut auch gar nicht mehr dessen bewußt, daß sie nur die Hälfte einer doch innerlich einheitlichen Dichtung vor sich haben. Das ist lebhaft zu bedauern, denn die beiden Hälften des „Münchhausen“ ergänzen sich gegenseitig und heben einander wie Wahrheit und Irrtum, Ernst und Scherz, Überbildung und Natur; erst beide zusammen zeigen die wahre Welt, das volle Leben, den ganzen Dichter.

Drei Reiſewerke.

Von

Wilhelm Bölſche.

1. Mit Blitzlicht und Büchſe. Neue Beobachtungen und Erlebniſſe in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Oſtafrika. Von C. G. Schillings. Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfaſſers. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.
2. Sonnige Welten. Oſtaſiatiſche Reiſeſkizzen von Emil und Lenore Selenka. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vier faksimilierten Vollbildern und dem Porträt von Emil Selenka. Zweite, umgearbeitete und ergänzte Auflage. Herausgegeben von L. Selenka. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.
3. Reiſen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893—1896 und 1902—1903. Von Paul und Fritz Sarasin. Mit 240 Abbildungen im Text, 12 Tafeln in Heliogravüre und Farbendruck, 11 Karten. Zwei Bände. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.

Den Charakter unſrer wiſſenſchaftlichen Entdeckerfahrten beginnt mehr und mehr das Spezialiſtentum zu beherrſchen. Es waltet hier eine Notwendigkeit, die ſich aus der Sachlage berechtigt ergibt. Mit ſo umfaſſenden Aufgaben, wie ſie ſich etwa Humboldt vor jetzt über hundert Jahren geſtellt hatte, als er an den Orinoko ging, kann bei dem heutigen Stande der Forſchung tatſächlich niemand mehr reiſen; das bewältigt niemand mehr, wenn er wirklich etwas Gründliches leiſten will. Der Schatten dieſer Dinge aber trifft unſre Reiſewerke. Wer noch ſo auf das Ganze ging wie Humboldt, der ſchrieb auch nachher aus der Schau des Ganzen. Die Kraft des Spezialiſten kommt nur wieder zur Geltung in ſtrengen Spezialwerken für den Fachmann. Wo er dieſen eigentlichen Boden nicht hat, in einer Reiſeſchilderung für den weiteren Kreis, erweckt er leicht inmitten der Fülle neuer und großer Gegenſtände den Eindruck des Dürftigen; er hat nur das Tagebuch eines Einſeitigen zu geben, der, weil er einen Punkt beſtändig ſcharf ſehen mußte, hundert andre blaſſer ſah, als ein viel weniger geſchulter und ſolider Kopf ſie geſehen hätte. Es hat mir in neuerer Zeit oft ganz den Mut zum Leſen verleidet. Der herrlichſte Stoff, man lechzt nach neuen Herrlichkeiten; und dann die ſtereotype Wendung: „Das und das“ (gerade was man ſucht) — „das kann ich

euch nicht geben, das ist zu schwer, das gehört in den Spezialbericht; so nehmt vorlieb mit einer ledernen Zeittabelle, Datum für Datum, wann sich das vollzog, was ihr nicht bekommt, weil es zu schwer, zu speziell ist." Ich lese das Werk eines trefflichen Spezialisten über die Sundainseln. Er kommt nach Buitenzorg, wo der herrlichste botanische Garten der Welt ist. Ich werde mich hüten, sagt er, das zu beschreiben, denn es würde Bände füllen. Aber warum werden wir hingeführt, wenn das bloß so sein soll? Die Aufgabe wäre, den Leser für die Dauer eines Bandes doch so in das Spezialfach mit seinen Aufgaben hineinzureißen, daß er selbst einmal für diese Lektüre „begeistert einseitig" würde. Das geht auch; es ist nur etwas mehr Mühe zum Zweck nötig. Die drei Reisewerke, denen diese Zeilen gelten, sind drei aus vielen ausgelesene Proben dafür, daß es geht.

In Südafrika vollzieht sich heute vor unsern Augen ein wunderbares Schauspiel. Eine ganze gigantische Tierwelt geht zugrunde. Es ist der Hauptrest der großen Säugetierentwicklung der Tertiärzeit. Einst über Europa, Asien, Nordamerika in gleicher Fülle verbreitet, geht diese überaus merkwürdige Lebenswelle jetzt auch in ihrem letzten Asyl rapid nieder. Alles wirkt zusammen. Menschenkultur, Menschenunverstand, Krankheiten. Wenn für so etwas einmal die Stunde ist, hilft alles mit besiegen. Um ein Beispiel zu geben: an einer so belanglosen Tatsache, daß wir beim Billardspielen elfenbeinerne Kugeln benutzen, geht der afrikanische Elefant zugrunde. Der einzelne kann das nicht aufhalten. Aber was er kann, das ist: für einen Spezialzweig unsrer Wissenschaft vor Toresschluß noch Material retten. Die letzten Elefanten, Wildbüffel, Giraffen noch einmal beobachten in ihrem uralten Milieu, dieses letzte lebende Stück Tertiärzeit! Schon ist es hier und da zu spät. Schon ist das Quagga, eines der schönen Wildpferde, anscheinend ganz ausgerottet; seine letzten Häute stehen in unsern Museen. Aber was sind Museumshäute! Keines unsrer europäischen Museen besitzt ein wirklich ausgewachsenes altes Männchen des afrikanischen Elefanten, eines von denen, die 450 Pfund Gewicht allein in ihren beiden Stoßzähnen tragen. Was aber in unsern Museen ist: wie ist es meist ausgestopft, von Leuten, die nie ein solches Tier lebend gesehen haben! Selbst die zoologischen Gärten geben keinen ausreichenden Ersatz. Unsre von Jugend an in der Gefangenschaft erzogenen Löwen zeigen nicht den „Löwen", wie er seit der Tertiärzeit wild lebt. Die mit Gras statt Baumzweigen kümmerlich genährte Stuben-Giraffe unsrer Tiergärten ist grotesk besonders durch ihre Magerkeit, und so wurde sie hergebracht auch ausgestopft; die wilde Giraffe der ostafrikanischen Steppe und der Gebirgswälder am Kilimandscharo ist ein feistes Geschöpf mit opulentem Halsansatz, der die steile Silhouette ganz beträchtlich mildert. Hier mußte die Frage auftauchen: Wer widmet einmal dieser Spezialität sein Leben, geht nach Afrika, etwa in unser neues deutsches Gebiet, beobachtet diese letzten Mohikaner noch einmal lebend — und photographiert sie, um so dauernd authentische Naturselbstdrucke zu schaffen, ein zoologisches Archiv, das bewahrt, was kein Museum mehr erreichen wird? Es sind zum Teil Nachttiere. Da gälte es Blitzlichtaufnahmen. Es sind äußerst scheue, fein

witternde Tiere. Es gälte besondere Methoden, sie trotzdem vor die Platte zu zwingen. Aus diesen Gedankengängen, die mehrere gehabt haben, ist Schillings Werk entstanden, zu dessen Tat nur einer die Energie besessen hat. Die Schillings, vom Gute Weiherhof bei Gürzenich in der Eifel, stammen aus einem alten Förstergeschlecht, seit Generationen geistig verwachsen mit dem deutschen Wald und seinem Getier. Der Vater hat nach dem für die Jagd so verhängnisvollen Freijahre 1848 den Jagdschutz im Rheinland reorganisieren helfen. Wie Alfred Brehm, ist der junge Karl Schillings mit der Flinte aufgewachsen, aber als Tierfreund und Heger gerade deswegen, als echter Jäger. Er wurde aber der erste Jäger ganz großen Stils jetzt in dem Sinne, den der große Stil deutscher Entwicklung inzwischen ermöglicht hatte: deutscher Jäger bis in die Jagdgründe Deutsch-Afrikas. 1896 kam er zum erstenmal hin und seither dann noch dreimal. Auf diesen Fahrten wie in ihren Intervallen daheim wurde aus dem Sportsmann ein Zoologe. Als er photographieren lernte, faßte er seine Spezialität in dieser Zoologie. Mit einer prachtvollen Zähigkeit trieb er sie auf der letzten Reise bis an das Ziel, das uns das Buch zeigt. Etwa 2000 Momentaufnahmen nach dem Leben hat er heimgebracht, ein ganzes „Tierbuch", wie es noch nie eines gab. Die in paradiesischem Frieden einträchtig weidenden Herden vergesellschafteter Zebras und Gnus; zwei uralte Elefantenbullen, wahre Patriarchen, mitten im Buschwalde am Kilimandscharo; die von ihm selbst neuentdeckte Art der Giraffe, die Schillings-Giraffe, in imposanter Größe langsam in der Waldeseinsamkeit daherwandelnd; Löwinnen, nächtlich am Bach trinkend, die Augen aufglühend im jähen Blitzlichtglanz; das Nilpferd auf seinem Gang in der Finsternis, den noch nie vorher ein Menschenauge, auch das der Eingeborenen nicht, belauscht; eine Löwin gerade im Ansprung auf einen zahmen Esel; der Leopard, wie er zur Tränke schleicht; die scheu witternden Gazellen, das riesige Nashorn mit seinem Jungen, die schönen Zebras am gleichen Fleck. Es sind Blätter dabei, die zum Höchsten an Naturstimmung überhaupt gehören, was ich im Bilde kenne, von einer gewaltigen wilden Poesie, durch das plötzlich flammende Blitzlicht wie eine Vision zauberhaft gebannt, bewahrt, in den Erinnerungsschatz der Menschheit für immer gerettet aus dem ungeheuren Dunkel des Daseins, in dem diese Szenen sich seit Jahrmillionen bisher abgespielt hatten. Keine Retouche hat daran gerührt, die Wahrheit spricht mit einer hinreißenden Größe der Schlichtheit. Eine Auswahl der besten aus diesen Bildern, wie sie das Buch gibt, hätte allein genügt, das Werk zu tragen, — wobei für spätere Aufgaben immerhin noch ein Teil mehr an rein technisch glücklicher Reproduktion Wunsch bleibt; für *solche* Originale sollte keine Feinheit in der technischen Wiedergabe unversucht gelassen werden. Schillings hat aber noch weit mehr selbst hinzugetan. Er hat in einer Reihe von Kapiteln seines Textes ein Naturgemälde der Masai-Steppe in Worten entworfen, das ich mit keiner Schilderung in einem neueren Reisewerk zu vergleichen weiß. Die zoologischen Details, die auch als Text den Fachmann entzücken in ihrem Reichtum, hat dieser „Spezialist", so spröde sie auch sein mögen, mit wahrhaft genialer Gabe schildernd noch einmal in Bilder, in

stimmungsechte große Panoramen zusammengefaßt. Indem er uns alles chronologische Beiwerk glücklich verschweigt, die tausend Wiederholungen des Tageslaufs, aus denen sich eine solche Reise mühsam genug zusammenstoppelt, resolut unter den Tisch wirft, auf „Abenteuer", wo es nicht unbedingt dazu gehört, bescheiden verzichtet und immer nur künstlerisch zu Ganzwirkungen gruppiert, läßt er die Steppe als Ganzes vor uns erscheinen in ihrer Natureinsamkeit, ihrem Selbst, ohne hastende Menschen. Wir leben in ihr, hören ihre Tierstimmen bei Tag und Nacht, sehen ihre Vogelschwärme ziehen, folgen den Spuren der scheuesten Antilope in ihr, — völlig einsam, als sei uns wirklich vergönnt, in jene Tierparadiese der älteren Tertiärzeit noch einmal hineinzuschauen, zu deren Staffage der Mensch überhaupt noch nicht gehörte. Es ist die höchste Kraft in Schillings' Persönlichkeit, die ihn dieses Meisterwerk hat erreichen lassen: die Person völlig aufzuheben und auch in Worten die Natur so allein wirken zu lassen, als flamme bloß ein automatisches Blitzlicht in ihr auf und verzaubere sie zum ewigen Verharren, ohne sie zu stören.

Es war eine ganz andre „Spezialität", die den Professor der Zoologie zu Erlangen Emil Selenka Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in die südasiatischen Tropen trieb. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich ein ganz neuer Zweig der Tierkunde entwickelt: die Embryologie oder Lehre von den individuellen Entwicklungen der Tiere im Ei, im Mutterleibe oder als Larve. In den letzten fünfundzwanzig Jahren hatte dieses hochinteressante neue Feld dann noch eine besondere ungeahnte Bedeutung gewonnen durch jene allgemeinere, die ganzen Tierarten und Tierordnungen betreffende Entwicklungslehre, die an den Namen Darwins anknüpfte. Die Hypothese war aufgestellt worden, daß Tierformen, die sich in erwachsenem Zustande sehr weit voneinander entfernt zeigten, in frühen embryonalen Stadien sich sehr viel mehr glichen, und eben in diesen Übereinstimmungen des jugendlichen Ausgangspunktes wurde eine stärkste Stütze der Lehre von einer gemeinsamen Abstammung von gleichen Urformen und einem kontinuierlichen Stammbaum gesucht. Bei dem Versuch, diese Hypothese streng zu begründen, erwies sich aber eben die Jugend jenes ganzen Forschungszweiges als leidiges Hemmnis. Es fehlte gerade in den wichtigsten Fällen am embryologischen Material, und zwar betraf diese Lücke vor allem das im engeren noch wieder interessanteste Gebiet von allen: die Säugetiere. In der Konsequenz der Darwinschen Lehre lag eine Beziehung des Menschen zum Stammbaum dieser Säugetiere. Es mußte von der durchschlagendsten Bedeutung sein, wenn auch hier embryologische Ähnlichkeiten in jenem Sinne sich feststellen ließen. Dazu war aber die Embryologie in erster Linie der auch erwachsen menschenähnlichsten Säugetiere nötig: der Affen und noch spezieller der Menschenaffen. Über letztere existierte aber noch gar nichts Sicheres. Bekanntlich lebt von diesen Menschenaffen, die ebenfalls in der Tertiärzeit weit verbreitet waren, nur noch ein kleiner Rest im tropischen

Afrika und Asien. Unsre nähere Kenntnis der erwachsenen Formen ist selbst noch ganz jung und vielfach lückenhaft. Die Gegenden, wo sie hausen, sind geographisch ganz besonders schwer zu erforschen gewesen und zum Teil tatsächlich noch nicht einmal der Karte nach klar enträtselt. Wenn man erwägt, daß die Embryologie zahlreicher bei uns heimischer Tiere noch gar nicht oder nur mangelhaft bekannt ist, so mußte es fast als Utopie erscheinen, diese tiefsten Lebensgeheimnisse, zu deren Studium stets eine verschwenderisch große Masse von Individuen nötig ist, bei so extrem fernen und schwierigen Objekten bezwingen zu wollen. Mindestens konnte für einen ungeheuren Aufwand an Mut, Kraft, Zeit und Geld nicht leicht eine raffiniertere Spezialität ersonnen werden. Und doch war auch hier das Problem stark genug, seinen Mann zu wecken. Selenka (geborener Braunschweiger, Sohn eines Hofbuchbinders dort) sah sich nach einer längeren erfolgreichen zoologischen Lehrtätigkeit (zuerst in Leiden, dann in Erlangen) vor eine ähnliche Notwendigkeit gestellt wie Schillings für seine Jagd: auch die Embryologie mußte in die Tropen gehen, um das Höchste zu leisten. Im Besitz der nötigen Mittel, mit dem richtigen Draufgängertum des Menschen, der sich vom Geist leiten läßt, obwohl seine Körperkonstitution keineswegs robust zu solchen Dingen war, fährt er zuerst nach Brasilien, um die Embryologie der amerikanischen Affen und der merkwürdigen Beutelratten dort zu studieren; letzteres gelang, wenn auch auf Umwegen. Dann aber faßt ihn der Mut, wirklich gleich an das Schwerste zu gehen.

Er unternimmt zwei systematische Expeditionen nach Südasien in Sachen der Embryologie hoher und höchster Affenformen. Die zweite Reise (1892, auf der ihn seine geistig mitarbeitende zweite Frau begleitet und unterstützt, führt endlich bis Borneo, in die Heimat des berühmten Anthropoiden Orang Utan. Für ihn werden ganz allgemein Selenkas Studien sofort maßgebend. Ein leidiges Geschick läßt allerdings den besten Teil der unsagbar mühevoll gewonnenen Sammlung noch im letzten Moment, beim Transport auf den Dampfer, durch Zusammenstoß eines chinesischen Handelsschiffes mit dem Kahn rettungslos verloren gehen, — echtes Tropenschicksal, wie es Schweinfurth einst ähnlich in Afrika erlebt hat. Gleichwohl sind die Resultate glänzend. Besonders die Embryologie des zweiten südasiatischen Menschenaffen, der vielleicht dem Menschenursprung am nächsten steht, wenn jene vielbesprochenen fossilen Reste des Pithecanthropus von Java richtig gedeutet sind, des Gibbon, wird bis zu überraschendsten Zielen aufgehellt. Das entscheidende Ergebnis ist die in jeder Hinsicht aufdringlich deutliche Übereinstimmung einerseits aller altweltlichen Affen, der Menschenaffen und des Menschen in ihrer Embryonalentwicklung untereinander im Gegensatz zu den übrigen Säugetieren — und andrerseits die noch wieder engste Beziehung hier zwischen Gibbon, Orang Utan und Mensch. Selenka selbst ist es freilich nicht mehr beschieden gewesen, das gesammelte Material fachmännisch noch ganz durchzuarbeiten. Er hatte sich nach der Reise (zu ungestörter Tätigkeit ganz in diesem Dienst) nach München zurückgezogen. Mitten aus der glücklichsten Leistung rief ihn dort am 21. Januar 1902 der Tod ab; Fachgenossen führen

jetzt sein Werk, soweit es geht, zu Ende. Überblickt man diese Bahn, so scheint es wirklich fast undenkbar, daß sie noch ein für Laien lesbares und genießbares Buch ergeben haben könnte. Es ist möglich geworden, weil in Selenkas Persönlichkeit eben noch eine ganz andre Farbe war. Selenka war ein geborener Künstler. Wie Haeckel, war er in seinem Fach ein genialer Zeichner, und er war es nicht nur im Fach. Sein Porträt zeigt einen typischen Künstlerkopf. In Mußestunden hat er ein geistvolles Büchlein über „Die Tracht des Menschen" geschrieben.

Als Maler, als Menschenfreund, als Denker wußte er auch seine Weltreisen auszukosten mit all ihren verschiedenartigen Reizen. Dieser Selenka mit dem Malerauge für die Leuchtfarbe des Tropenbildes, mit dem Gemütsauge für den Sonnenwert dieser Welten, wo der wilde Kopfjäger bei den Dajaks auf Borneo, der Menschenaffe auf seinem Urwaldbaum in wunderbaren Kontrasten grenzen an die Weltentiefe altindischer Philosophie und die heiligsten Mysterien des grübelnden Menschengeistes, der in Kunst und Denken Anschluß sucht an das All, — er hat dieses Buch von den „Sonnigen Welten" geschaffen. Wohl handelt ein gewichtiges Kapitel auch in ihm von Orang und Gibbon. Dieser starke Geist schämte sich auch an dieser Stätte seiner Spezialität nicht. Aber wie viel mehr weiß auch er darüber hinaus noch zu geben! Auch Selenka ordnet, wie Schillings, nach sachlichen Gesichtspunkten, er setzt das im subjektiven Reisetagebuch Atomisierte wieder zu Gemälden zusammen, ehe er es dem Leser vorstellt. Als solches ungemein geschickt komponiertes Bild erscheinen die Dajaks auf Borneo, eine geschlossene ethnographische Charakterstudie. Dann Java mit seiner mythischen alten Kultur. Indien mit seinen philosophischen Reliquien. Ceylon mit seinen blühenden Palmen, hinter denen der Adamspik mit seiner heiligen Fußspur Buddhas von sechs Fuß Länge aufsteigt. Und, fast die Hälfte des Bandes, endlich Japan. Er wollte auch dort Affen sammeln, und sein Künstlerblick fing ein farbenfrohes Kulturbild, dieses einzige der Erde von heute, das in Vollkraft neben uns lebt, während in Indien und auf Java nur alte Kulturgräber versteint uns anschauen, — und das doch, wie auf andrem Planeten erwachsen, neben uns, nicht in uns steht.

Diese Kapitel über Java, vor zehn Jahren schon größtenteils veröffentlicht, liest man heute mit erhöhtem Interesse. Wie schon bei den Dajak-Schilderungen, so macht sich auch hier ein sehr weicher Stift merkbar. Selenka schildert seine Menschen mit Optimismus, wie Schillings seine Tiere. Obwohl beide ohne Pathos erzählen, fühlt man doch, wie sie Anteil nehmen; ihr Objekt ist ihnen nicht gleichgültig, und sie freuen sich lebhaft gewisser Züge, die dem Bilde auch objektiv Wärme geben. Selenka verweilt gern bei schönen individuellen Menschheitszügen in allen Rassen; Schillings betont das Seelische im Tier. Zoologen und Ethnologen von heute haben ja vielfach eine gewisse Angst in diesem Punkte. Seit Peschel sein berühmtes Vernichtungsurteil über Georg Forster und seine Nachfolger gefällt: daß sie durch Gemütsstimmungen vor der Natur von der „reinen Erkenntnis der Körperwelt" abzögen, ist das oft in ein umgekehrtes Extrem getrieben worden, als dürfe schließlich weder

im Beobachter noch im Objekt etwas Seelisches mitspielen. Aber diese reine Erkenntnis der Körperwelt ist in diesem Sinne weder möglich noch ist sie überhaupt Ziel. Selbst ein so genialer Kopf wie Peschel war doch hier auch nur Opfer einer vorübergehenden Zeitströmung. Geht man die Lebensarbeit etwa Ratzels durch, so merkt man, wie der sich schon wieder in seinen letzten Jahren davon fort entwickelt hatte. Aus Angst vor falschen Anthropomorphismen im Tier die Analogie des Seelisch-Individuellen anzweifeln und bloß eine allgemeine Maschine suchen, geht so wenig auf die Dauer an, wie sich eine Landschaft ohne Stimmung „schildern" läßt oder Menschen beobachtet und gewertet werden können ohne eine innerliche Anteilnahme, die über jene (doch immer selbst erst einseitig konstruierte) reine „Körperwelt" hinausgreift. Bei Selenka fühlt man, daß es ein Sonnenmensch war, der hier die sonnigen Welten besuchte. Und man denkt in einem Sinne, der doch auch streng wissenschaftliche Förderung einschließt, an Goethes Wort von dem Auge, das sonnenhaft sein muß, um die Sonne schauen zu können. Es erhöht den Reiz auch dieses Buches, daß es hervorragend schön illustriert ist, in diesem Falle auch in hervorragend guter Reproduktion der Originale. Diese zweite Auflage ist von Frau Selenka herausgegeben, der aufopfernden Helferin und Mitarbeiterin ihres Mannes auf der Reise selbst, aus deren Feder bereits wertvolle Stücke des Textes in der ersten Ausgabe stammten, und die jetzt alles noch einmal liebevoll durchgearbeitet und verbessert hat.

Die anthropoiden Affen, die Selenka suchte, stehen heute ebenso auf dem Aussterbeetat wie die übrige tertiäre Tierwelt, die Schillings uns im Bilde rettet. Schon Darwin hat gelegentlich gesagt, es werde die Zeit kommen, wo uns die Lücke zwischen Mensch und Tier viel größer erscheinen werde als heute, weil die Orangs und Gorillas von der Erde dann verschwunden sein werden. Zu der gleichen Zeit aber, meinte er, werde auch das Bild des Menschen selbst einseitiger geworden sein; denn auch die heute noch lebenden niedrigsten und kulturfernsten Völkerrassen würden ungefähr im selben Termin ausgerottet sein, wie es heute schon die Ureinwohner Tasmaniens sind. So gilt es heute auch ethnographische Rettungen. Sterbende Völker wollen noch photographiert, noch dokumentarisch festgelegt sein wie die Elefanten und Giraffen der Masai-Steppe. Eine solche Rettertat leisteten in den achtziger und ersten neunziger Jahren die Gebrüder Sarasin, zwei Baseler Gelehrte, deren Energie wie Mittel den schwierigsten, ja tollkühnsten Expeditionen ins Unbekannte gewachsen waren, die sie, bei geringem Altersunterschied, stets gemeinsam durchführten und ebenso einheitlich wissenschaftlich bearbeiteten. In einer der umfangreichsten und schönsten anthropologischen Monographien, die wir besitzen, bewahrten sie der künftigen Forschung ein nach Kräften vollkommenes Bild jenes einzigartigen primitiven Volkes der Weddas, der Ureinwohner der Insel Ceylon. Wie dieser ganz urtümliche Menschenrest von der Schwelle der Kultur sich in Zuständen, die an unsre Steinzeit-

menschen erinnerten, allen späteren Kultureinwanderungen zum Trotz in den verborgensten Winkeln der grünen Tropeninsel bis heute erhalten hatte, so mochte aber vielleicht auch noch in einem andern tiefsten Herzpunkt einer der südasiatischen Inseln eine solche kostbare und rettungswerte Reliquie sich bergen. Die Augen des Geographen mußten sich hier ganz besonders auf die Insel Celebes richten. Zoologisch seit langer Zeit berühmt wegen ihres Charakters als Grenzrain zwischen der Fauna der Sundainseln und der so sehr verschiedenen Fauna von Australien, war diese Insel in ihrem Innern (trotz formeller holländischer Oberheit) gerade wegen der Feindseligkeit ihrer Bewohner noch sehr wenig erforscht worden. So sehen wir denn die Sarasins nach Beendigung ihrer Ceylon-Studien folgerichtig ihre ganze mächtige Kraft auf Celebes konzentrieren. Es vollzieht sich wie ein planmäßiger Feldzug, wobei die Ironie des Schicksals wollte, daß gelegentlich ein wirklicher kleiner Feldzug, eine Mobilmachung der holländischen Regierung gegen die eingeborenen Regenten, eingreifen mußte, um die tapferen Reisenden zu retten, als sie zu arg ins Gedränge geraten waren. Nach einem fünfjährigen Ringen ist das Programm in seinen ersten Grenzen auch hier durchgeführt. Geographisch ist Erstaunliches als absolut „neu" durch mehrfache völlige Durchquerung verschiedener Armen der grotesk verschnörkelten Insel geleistet. Große biologische Sammlungen und Beobachtungen sind gewonnen. Das tiergeographische Rätsel von Celebes ist in neuer Form gelöst: Celebes, das noch im frühen Tertiär ganz unter Wasser stand, hat in der späteren Tertiärzeit umgekehrt weite Landverbindungen nach drei Himmelsrichtungen gehabt, nördlich mit den Philippinen, südwestlich mit Java, östlich mit Neu-Guinea und Australien; auf allen drei Landbrücken aber sind Tiere zu ihm eingewandert und verkörpern heute auf ihm die seltsamste Mischfauna. Die Krone bilden auch diesmal ethnographische Resultate. Auf Celebes finden sich noch heute die anschaulichsten Pfahlbauten, die in jedem Betracht an die prähistorischen Ansiedlungen auf unsern europäischen Seen erinnern; wie dort, so glauben auch in unsern Urzeiten die Sarasins den Grund dieser höchst unbequemen Pfahlbauerei in einem hygienischen Zweck suchen zu sollen: das Wasser wäscht und wusch den Abfall der Wohnstätten reinlich fort und ersetzte die Kanalisation. Aber weit mehr als das: womit die Vermutung nur vage gespielt, das trat wirklich ein. In den sogenannten „Toála" zeigte sich zunächst ein anscheinend alter, kleinwüchsiger Volksrest, der nicht zu den übrigen Celebeseingeborenen von heute passen wollte, obgleich er immerhin längst nicht mehr so primitiv in Bau und Sitten war wie die Weddas von Ceylon. Mitten in ihren Studien über diese rätselhaften Toála geraten die Gebrüder aber auf alten Höhlenboden, der beim Nachgraben eine ganze Steinzeit-Urkultur an Resten liefert, eines der wunderbarsten Dokumente dieser Art, das in der Tat auf eine Wedda-ähnliche Menschheit jetzt direkt hinweist, die ehemals vom asiatischen Festlande her über Ceylon wie Celebes hinweg gewohnt hat. Wie weit? Bis nach Australien? Um diese Dinge noch in lebenden Reliquien aufzustöbern, ist auf Celebes die Wissenschaft offenbar schon um einige Zeit (die Länge steht dahin) zu spät gekommen, denn wenn jene heute noch zwerg-

hafteren Toála die direkten Nachkommen dieser Verfertiger von echten Kieselsteinwerkzeugen auch wirklich sein sollten (wie die Sarasins es glauben), so sind sie doch in diesem Falle bereits inzwischen so verändert worden, daß nicht mehr allzuviel an ihnen allein zu lernen wäre. Gleichwohl ist der Gesamtfund ein schlechthin glänzender von größter Tragweite. Seit Abschluß ihrer ersten Celebes-Fahrt vor zehn Jahren waren nun von den Sarasins vier Bände Spezialarbeiten zur Geologie und Zoologie der Insel erschienen. Der eigentliche Reisebericht aber stand für beide Reisen aus, und es fingen mancherlei Mythen an, über die wichtigsten Ergebnisse rund zu gehen. Jetzt endlich ist er auch da in zwei handlichen Bänden mit vielen, zum Teil recht guten Bildern. Der Tagebuchfaden drängt sich in diesem Reisewerk relativ am meisten auf unter den dreien. Mildernd wirkt immerhin die dramatische Spannung der wirklichen „Abenteuer" gerade hier, und die Mühe ist wenigstens überall ersichtlich, doch auch von den Resultaten so viel einzustreuen, daß eine sachliche Spannung nachhilft. Als Muster hat offenbar die Darstellungsmethode in Wallaces klassischer Pionierarbeit über den Indischen Archipel gegolten. Trotz aller Gefahren liegt über dem Ganzen eine behagliche Ruhe. Man glaubt oft, die trefflichen Gebrüder (die in den Abschnitten abwechselnd das Wort haben) im stillen Hafen nachträglich von ihrer Fahrt miteinander plaudern zu hören. Nur das Große fällt ein, das Naturewige. Die kleinen Vorfälle (die aber doch beinahe den Hals gekostet hätten) erscheinen mehr als humoristische Arabesken. Sie schildern sich selbst gelegentlich so: wie sie nach der nervös machenden Tagesarbeit an der Spitze einer unruhigen Karawane, unter tausend Störungen beständig auf dem Posten für jeden wissenschaftlichen Fund, endlich abends ihr Plauderstündchen finden, bei ihrem Whisky mit Sodawasser und einer Zigarre dazu. „Wir wissen wohl," sagen sie, „daß es gar sehr der öffentlichen Meinung zuwiderläuft", — nämlich Alkohol auf Forschungsreisen; aber diese Stunde „empfanden wir immer als den Tagelohn für die Anstrengungen sowohl der Märsche als der Arbeiten im Biwak". Die Eingeborenen unterschieden noch wieder an den Brüdern: der eine sei immer ernst, der andre immer fröhlich. In dem Buche ist das zur schönsten Mischung ausgeklärt.

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Vom

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Tuskod.

I. Nach Amerika in einem Auswandererschiffe.

Ein langer und schriller Pfiff erschütterte die Luft des kalten Januarmorgens — ich habe niemals eine kältere oder trostlosere Dämmerung im Hafen von Fiume gesehen. Es war, als ob eine sonst so strahlende Natur Abschiedstränen vergieße. Sicherlich war ich niemals Zeuge einer traurigeren Abreise als die dieser verwahrlosten Auswanderer, die ihre alte Heimat verließen.

Als die Ketten aufgewunden wurden, ging ihr Geraffel einem durchs Herz, als ob alle früheren Bande zerrissen werden sollten. Alles Gedenken lang vergangener Tage, alle Erinnerungen der Kindheit schienen geschwunden zu sein, wie mit Gewalt zerstört. Alles, was man geliebt, versank — alle Wünsche, alle Hoffnungen, welche die Jugendzeit erleuchtet, schienen niedergezogen und ertränkt zu werden von den hungrigen Wogen, die das Schiff erbarmungslos hin- und herwarfen, als wir die Fahrt nach unsern neuen Zielen antraten.

Zweitausendvierhundert Arbeiter verließen ihr Vaterland, um in einer fremden Welt ihr tägliches Brot zu suchen. Wenn jeder Abschied schmerzlich ist, sei es auch nur ein solcher für kurze Zeit, um wie viel härter muß er denen sein, die ihr Alles zurücklassen, und oft auf immer. Im Hafen des Quarnero, der gewöhnlich einen so heiteren Anblick gewährt, als ob er nur für Feiertagsbesucher und glückliche Menschen geschaffen sei, machte dieses Schauspiel einen um so ergreifenderen Eindruck.

Fiume ist eine jener reizenden Städte, halb mittelalterlich, halb modern, wo das Malerische der vergangenen und der Fortschritt der neueren Zeit sich vereinen, um mit ihren mannigfachen Kontrasten von Licht und Schatten ein wundervolles, ein leuchtendes Aquarellbild zu geben. Es ist erstaunlich, zu denken, wie dieser Teil des Adriatischen Meeres, ehemals so ganz unbekannt und verloren, in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren einer der Mittelpunkte des Reichtums und der Mode geworden ist, wo prächtige Hôtels, um-

geben von Olivenwäldern, erstanden sind und Männer und Frauen von den verschiedensten Weltgegenden den Winter zubringen inmitten einer Bevölkerung von Fischern, die, unberührt von äußeren Veränderungen, ihr angestrengtes Leben wie vor hundert Jahren fortführen.

Während meines Aufenthaltes im Palaste des Gouverneurs — einer glänzenden Entfaltung von Marmor und Bronze und Heimstätte jeder Art von Luxus — benutzte ich, bis zur Abfahrt meines „Steamers", die Gelegenheit, mich in den Quartieren umzusehen, wo die größere Menge der Bevölkerung in einer elenden Lage lebt und die allgemeine Armut um so mehr von dem Pomp des offiziellen Stadtteils absticht. Aber ist es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß gewöhnlich in den Ländern, in denen die Zustände der arbeitenden Klassen am trübsten und düstersten sind, die Regierung einen um so größeren Aufwand zur Schau stellt?

Es war gerade die Zeit der Wahlen, so daß ich mich auch mit der Stimmung des Volkes bekannt machen konnte. Die Straßen waren gedrängt voll und beständig kamen Tumulte vor wie in den Tagen, als die Frangipani ihr hochgetürmtes Schloß, das noch immer die Höhe krönt, gegen die unruhigen Bürger verteidigten. Jeder, der des Weges kam, brachte seine Beschwerden und seine Wünsche vor. Indessen ich hatte nicht die Zeit, auf die Einzelheiten der Parteiinteressen und die Politik der freien Stadt Fiume einzugehen, die eine ganz ausnahmsweise eigene Verfassung hat, da sie wohl einen Teil des Königreichs Ungarn bildet und doch unter einem Generalgouverneur autonom ist. Dies zu erklären, würde Bände erfordern und auch dann wahrscheinlich die Sache nicht klarer machen. Zum Glück habe ich mit Politik wenig zu tun. In diesem Falle war mein Beruf einzig, als Schiffskaplan eine Menge meiner armen Landsleute auf einer langen und kummervollen Reise zu begleiten.

Ich hatte mich freiwillig erboten, dieses Werk zu übernehmen, da ich gehört, wie groß die Not geistlicher Hilfe und moralischer Unterstützung auf Auswandererschiffen sei. Wenn wir bedenken, daß jede Stadt und jedes Dorf von geringerer Einwohnerzahl vielleicht, als eins dieser gewaltigen Fahrzeuge umfaßt, ja daß sogar die Kriegsschiffe der verschiedenen Flotten ihre Kirche oder ihren Kaplan haben, um wie viel nötiger ist es, daß hier für den Zuspruch des Geistlichen gesorgt werde, wo die Niedergeschlagenheit so groß und schließlich doch auch die Gefahr so nahe, wo alt und jung und beide Geschlechter so eng beisammen sind. Alle führenden Schiffahrtsgesellschaften verwenden die größte Sorgfalt darauf, ihren Passagieren jede materielle Annehmlichkeit zu sichern, gesunde Nahrung, ärztlichen Beistand und einen hinreichenden Vorrat von Medikamenten; aber sie scheinen noch nicht daran gedacht zu haben, wie wichtig es ist, in ähnlicher Weise auch für die moralischen Bedürfnisse zu sorgen.

Die Notwendigkeit einer solchen Hilfe zeigte sich in tragischer Weise sogleich beim Beginn unsrer Reise. Ein Matrose, der ein Segel reffen wollte, stürzte in den Schiffsraum hinunter und brach das Genick; er starb bald darauf mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. Ein noch traurigerer

Fall ereignete sich kurz darnach und betraf ein armes Weib, das auf dem Wege war, sich mit ihrem in den Gruben von Westvirginia arbeitenden Ehemann wieder zu vereinigen. Sie hatte zwei Kinder, deren einem wegen seiner schwachen Gesundheit die Behörden nicht erlauben wollten, zu reisen, und das darum zu den mütterlichen Verwandten in Ungarn geschickt worden war. Es hatte jedoch zur Zeit unsrer Abfahrt seinen Bestimmungsort noch nicht erreicht, und die Unruhe der Mutter war so groß, daß sie beim Empfang eines von einer Dampfbarkasse gebrachten Telegramms: das Kind sei nicht angekommen, mit einem Schrei zu Boden fiel und in wenigen Minuten verschied. Ist es nicht natürlich in Augenblicken wie diesen, daß diejenigen, die zurück bleiben, eines moralischen Halts bedürfen und Trost in ihrem Glauben suchen?

Die Reise dauerte fast zwanzig Tage. Es waren endlose Stunden einförmigen Hin- und Herschaukelns auf einer traurigen Wasserwüste. Wie verschieden von meiner ersten Reise nach den Vereinigten Staaten in dem schwimmenden Palast „Kaiser Wilhelm der Große" im schönen Sommer 1900, als alles heiter und glücklich schien und das Schiff dicht gefüllt war mit Leuten, die Entbehrung und Sorge wohl niemals gekannt hatten, und zu deren vergnügtem Dasein das angeschaute Weltall einen fröhlichen Hintergrund bot.

Welchen Unterschied können zwei oder drei Generationen machen, und welcher Unterschied wird selbst im Leben eines einzelnen oft durch zielbewußte Tatkraft hervorgebracht! Wenn man die Biographie des einen oder andern Bürgers der neuen Welt liest, begreift man schwer, wodurch es Männern von reiferem Alter möglich ward, sich den ganz andern Bedingungen anzupassen und sich so zu entwickeln, um innerhalb weniger Jahre Leistungen von universeller Wichtigkeit vollbringen zu können.

Denjenigen, die den Vereinigten Staaten oder überhaupt neuen Ländern ihr Studium widmen, drängen sich vor allem zwei Fragen auf: 1. welche sind die für den Erfolg notwendigen Eigenschaften, und 2. welche Umstände und Faktoren bringen diese Eigenschaften zur Entwicklung?

Es ist ein unerschöpflicher Gegenstand der Untersuchung, woher die Masse der Bevölkerung kommt, die sich in neuen Kontinenten niedergelassen und sie besiedelt hat. Um dies festzustellen, müssen wir auf die Quelle zurückgehen, müssen wir die Auswanderer in ihren Heimatländern beobachten und bis zu einem gewissen Grade suchen, ihre Kindheit, das Richtmaß ihres Lebens und ihrer Arbeit, ihre sozialen Verhältnisse und moralische Existenz zu verstehen. Wir müssen eine Vorstellung von ihrer ganzen Geschichte haben.

Während der vielen Tage unsrer Fahrt hatte ich reichlich Zeit und Gelegenheit, meine Reisegefährten kennen zu lernen, und in den langen Unterhaltungen, in denen sie offen über ihre persönlichen Angelegenheiten sprachen, mich mit ihrer Denkungsart zu befreunden. Ich gewann einen Einblick in ihre Art zu denken. Es waren Leute aus den Ländern des östlichen Europa, meist Ungarn, einige Slawen und eine geringe Anzahl Deutscher. In ihrer äußeren Erscheinung zeigten sie natürlich eine große Verschiedenheit:

die Ungarn waren dunkel, untersetzt, aber wohlgebaut; die Slawen hoch, schlank, hellfarbig und außerordentlich passiv; die Deutschen schienen, auch nach dem Temperament, die Mittelstufe zwischen beiden zu bilden: sie waren weniger feurig als die Ungarn, aber lebhafter als die Slawen — unzweifelhaft Menschen von ernsten Eigenschaften und praktischer Denkart. Je nach ihrer Abstammung drückten diese Leute ihre mannigfachen Klagen und Absichten in verschiedener Weise aus, blickten auf ihre Vergangenheit in verschiedenem Lichte und sahen auf die Verheißungen der Zukunft durch verschieden gefärbte Gläser. Aber ihre Beweggründe waren immer dieselben: das Motiv, weswegen sie ihr Land verlassen und mit der Vergangenheit gebrochen hatten, war für alle das eine, die bittere Notwendigkeit.

Ich war besonders zu erfahren bestrebt, warum meine eigenen Landsleute in solchen Mengen aus ihrer Heimat fortwandern. Ungarn ist weit davon entfernt, übervölkert zu sein; es gibt dort ganze Distrikte, die der zwei- und dreifachen Anzahl ihrer gegenwärtigen Bewohner bedürftig wären. Heute noch sind weite Strecken unangebaut, während die natürlichen Bedingungen des Bodens und des Klimas sicher günstig und imstande sind, allen Anforderungen zu genügen. Und doch haben 100000 Arbeiter vor zwei Jahren und 118000 im letzten Jahre das Land verlassen. Wie dieser Zustand der Dinge zu verhüten und zu verbessern sei, ist eine von den brennenden Fragen des Tages.

Wir dürfen nicht vergessen, daß kein Volk sich gern und leicht von seiner Heimat trennt. Die Magyaren insbesondere sind eine patriotische, ihrem Vaterland ergebene Rasse: nur der Druck der unerbittlichen Not kann sie dazu bringen, von ihm zu scheiden. Zu gleicher Zeit wissen sie, daß sie in dem neuen Lande nicht willkommen sind. Die Gesetze für die Einwanderung werden mit jedem Jahre härter und richten sich alle gegen die Zulassung zu vieler Neuankommenden; Hunderte und Tausende werden unter mancherlei Gründen und Vorwänden in jedem Monat von den Behörden zurückgewiesen.

Es ist ganz verständlich, daß diejenigen, die im Besitze sind, das allzustarke Einströmen fremder Elemente und einen unliebsamen Wettbewerb nicht eben mit günstigen Augen ansehen. In der Tat besteht die Gefahr, daß diese in ganzen Schiffsladungen ankommenden Leute in der Hoffnung auf zweifelhafte Gelegenheitsarbeit in den Städten bleiben, anstatt weiter nach den dünner bevölkerten Distrikten zu reisen. Die amerikanische Regierung wünscht, so weit möglich, Anhäufung zu verhindern und die Inlandbesiedlung zu fördern. Aber die Anziehungskraft der Städte und die Möglichkeit allenfallsigen Erfolges in den verkehrsreichen Mittelpunkten sind schwer durch ein Gegengewicht zu überwinden. Die großen Fabrik- und Handelsstädte zahlen dem geringsten Arbeiter Löhne von zwei bis drei Dollar den Tag, und dies ist eine zu mächtige Versuchung und hält die Einwanderer ab, weiter vorwärts zu blicken und tiefer ins Land zu gehen. Sie alle werden, wie ich bereits sagte, durch ursprüngliche Gründe getrieben. Sie brauchen zuerst ihr tägliches Brot, dann Kleidung, drittens ein Obdach; alle andern Bedürfnisse kommen erst später. Sie kämpfen um das Leben, und alle ihre Gedanken werden durch den Instinkt des Daseins und der Selbsterhaltung beherrscht.

Der erste Teil unsrer Reise ging längs der malerischen Küste von Apulien und Kalabrien. Eine der schönsten Landschaften lag vor uns ausgebreitet, mit dem Monte Gargano hoch emporragend über seinen immergrünen Abhängen — das Land, das nicht nur in der mittelalterlichen Geschichte, sondern in der der Zivilisation überhaupt eine so wichtige Rolle gespielt hat. Nun bot sich dem Blick eine prachtvolle Kathedrale, von den großen Päpsten ihrer Zeit erbaut; nun erschienen Festungswerke, Basteien mit Schießscharten und Wachttürmen, von den mächtigen Hohenstaufenkaisern errichtet; doch alles dies bedeutete meinen einfachen Reisegenossen nichts. Weder die Schönheit der Natur noch die glorreichen Erinnerungen der geschichtlichen Vergangenheit berührten sie. Nur einer oder zwei fragten mich, ob dies schon die Küsten von Amerika seien und nahmen, da sie eine verneinende Antwort erhielten, keine weitere Notiz davon, sondern wandten sich gleichgültig ab, wie von etwas, was ihnen nichts nützen könnte. Es ist schwer, den Gedankengang von Leuten zu begreifen, die niemals nach andern als nach elementaren Dingen getrachtet haben. Noch schwerer würde es sein, zu wissen, wie viel und in welcher Weise ihren Kenntnissen hinzugefügt werden müßte, um die Harmonie ihres inneren Lebens zu erhöhen.

Am dritten Morgen färbten die ersten Strahlen der Sonne den Gipfel des Ätna; mit einem rosigen Schimmer hob er sich ab von dem wolkenlosen Himmel, blau, wie er einzig in diesem herrlichsten Teile der Welt sein kann. Auch die See war blau. Zwischen Scylla und Charibdis, umgürtet von weißen Dörfern, die sich in den Wassern spiegelten, war die Natur so leuchtend, daß ein Empfinden von Liebe und Hoffnung sogar das Dunkel durchdrang, das auf den Gemütern dieser niedergedrückten Auswanderer lastete. Sie alle kamen an Deck, setzten sich mit ihrem Psalmbuch in einen Kreis und sangen diese schönen, alten Melodien, die sie zurückführten zu den Erinnerungen ihrer Heimat und Kindheit.

In Gibraltar sagten wir Europa Lebewohl. Wir hielten im Hafen einige Stunden, und ich hatte Zeit, an Land zu gehen und diesen einzigartigen Platz wieder zu besuchen. Einzigartig in der Tat, dieser Schlüssel des Mittelmeeres, wie man ihn nennt, eine der stärksten Festungen der Welt. Und doch sind diese unbesiegbaren Bollwerke, riesigen Kanonen und Pyramiden von Kugeln hinter Rasenplätzen, Bergspaziergängen und Blumengärten so kunstvoll versteckt, daß man auf ihre eigentliche Bestimmung gar nicht kommen könnte. Und ebenso sehen die Mannschaften, denen man begegnet, in ihrem frischen Segeltuch, ihren Scharlachjacken und andern glänzenden Uniformen so schmuck aus, wie sie hier, inmitten ihrer Familien, die Promenade auf- und abgehen, daß man sich schwer vorstellen kann, der Zweck ihres Lebens sei schließlich doch nur Krieg und Zerstörung. Doch wir wollen hoffen, daß der Ehrgeiz Gibraltars ein höherer sei: Verhinderung des Krieges und Erhaltung des Friedens.

Gibraltar gegenüber ist die afrikanische Küste sichtbar, die freilich unruhig genug ist, um beständig bewacht werden zu müssen. Wir passierten Tetuan, Ceuta und Tanger auf Kanonenschußweite. Tetuan ist sicherlich eine der charak-

teristischsten Städte des Orients, die ich kenne. Mit ihren weißgetünchten Straßen und ihrer Bevölkerung in weißen Burnussen erinnert sie an eine der Feenstädte der arabischen Tausend und eine Nacht; sie ist auch bis jetzt noch unberührt von irgendeiner Art fremden Einflusses, und während meines Aufenthalts vor einigen Jahren trug es beträchtlich zur Erhöhung ihres Reizes bei, daß ich wußte, ich sei der einzige Ausländer innerhalb ihrer geschlossenen Tore. Gleich Fez und Marokko schien mir Tetuan die letzte Spur der Zivilisation der Kalifen und das letzte Überbleibsel des Ruhmes der Abencerragen. Mit welch andern Augen sieht man doch auf ein Land, in dem man die Städte, die Dörfer und das Volk kennt!

Den Rest unsrer Reise verbrachten wir auf der offenen See. Mehr als zehn Tage lang wurden wir von einer Seite zur andern geworfen, den größten Teil der Zeit über war das Wetter in der Tat sehr schlecht. Wir machten zwei regelrechte Orkane durch, trafen Eisberge und hatten Schneestürme. Arme Auswanderer! Ist es nicht natürlich, daß Leute, die nie zuvor auf See gewesen sind, den Mut verlieren und denken sollen, sie würden ertrinken!

Ich möchte nicht ein zu düsteres Bild vom Innern eines Auswandererschiffes geben; aber man kann sich leicht genug den Rumpf eines Schiffes vorstellen, in dem Tausende von menschlichen Wesen Tag und Nacht zusammengepackt sind. Selbst wenn es sich um zivilisiertere Menschen handelte, würde es nicht grade wünschenswert sein, mit so vielen zusammengepfercht zu werden, wenigstens nicht, so weit angenehme Geselligkeit in Betracht kommt. Und doch muß ich von dem Betragen der Mannschaft mit hohem Lobe sprechen. Das Schiff hieß „Pannonia", eines der neuesten Typen der Doppelschraubendampfer, und alles war in Übereinstimmung mit den jüngsten Verbesserungen ausgestattet. Ein Teil des Schiffsrumpfes war für die Frauen und Kinder abgesondert. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam genommen, die Kost war reichlich und die beste ärztliche Hilfe zur Hand. Aber wer, der an Qualen der Seekrankheit litt, konnte essen, oder was konnte Medizin ihm nützen?

Da war es merkwürdig zu sehen, wie diejenigen, die bei der Abfahrt am besorgtesten waren, sich zu vergewissern, ob ein guter Koch und ein erfahrener Arzt an Bord seien und nicht geglaubt hatten, daß ein Kaplan von irgendwelchem Nutzen sein könne, nun, als das Essen ihnen nicht schmeckte und Arznei ihnen nicht half, zu mir kamen und am Gottesdienste teilzunehmen wünschten, um für gutes Wetter zu beten und daß der Allmächtige sie sicher an Land bringen möge. In solchen Augenblicken der Verzweiflung war nicht einer, wie alt oder abgehärtet er auch sein mochte, der seine Nichtigkeit und die Eitelkeit aller irdischen Dinge nicht ehrlich eingestand, den Willen des Höchsten anerkannte und sein Hoffen in die Hand Gottes legte.

Es war eine schwere Reise in jeder Hinsicht; sie war hart selbst für mich, der, wiewohl lang an Seefahrten gewöhnt, doch immer nur an all den Annehmlichkeiten der großen transatlantischen Dampfer teilgenommen hatte und den auch hier die Offiziere mit freundlicher Aufmerksamkeit behandelten. Sie waren sämtlich Männer von weltweiter Erfahrung, die das Leben und seine Leiden zu verstehen schienen und immer bereit waren, meiner Bitte um

Beistand für irgendeinen der Zwischendeckspassagiere zu entsprechen. Lang, wie die Reise war, hatte ich doch keine Zeit, mich zu langweilen; denn mit einer so großen Anzahl von Pfarrkindern hatte ich alle Hände voll zu tun.

Mich verlangte, so tief wie möglich einzudringen in die psychologischen Gründe der Auswanderung, die in Ungarn so ungeheure Verhältnisse angenommen hat. Das einzige Mittel, das sich hierfür bot, war: viel mit den Leuten zu verkehren, die Meinung eines jeden der Reihe nach zu hören und so zu der allgemeinen Empfindung zu gelangen. Die Summe aller Beschwerden und Klagen, die mir vorgetragen wurden, immer in höchst lebhafter Sprache und zuweilen nicht ohne einen Anflug von Humor, gipfelten in drei hauptsächlichen Ursachen: erstens übermäßige Besteuerung; zweitens unzulängliche Lokalverwaltung; drittens die schwere Last einer langen Dienstzeit.

Hinsichtlich der Besteuerung waren die Klagen nur zu wohl begründet. Die Bürde der Steuern drückt schwer auf den Grund und Boden, während die großen Kapitalisten und Spekulanten fast abgabenfrei ausgehen. Dieses veraltete System, das aus Zeiten datiert, als Land der einzige Besitz war, kann von den großen Grundeigentümern noch getragen werden; aber da in Ungarn nahezu alle Kultivatoren des Bodens bäuerliche Besitzer sind, so genügen ein paar schlechte Jahre nacheinander, um sie zu ruinieren.

In Anbetracht der Lokalverwaltung und Rechtspflege gibt die gegenwärtige Methode einem Mißbrauch der Macht einen zu weiten Spielraum und wird, wie diese Leute mir erklärten, oft zu politischen und Parteizwecken gebraucht und nicht selten zur Erreichung rein persönlicher Vorteile.

Was den Militärdienst anbelangt, so waren sie damit etwas mehr ausgesöhnt. Einige betrachteten ihn sogar als eine gute Schule für ihre Kinder, und nur diejenigen schien er zu bedrücken, die von der Unterstützung ihrer erwachsenen Söhne abhingen.

Mit großer Teilnahme zuhörend, war ich erstaunt, welchen gesunden Menschenverstand und scharfes Urteil diese Leute entwickelten, und konnte ihren Auseinandersetzungen nichts entgegenstellen als die Hoffnung, daß die Zukunft bessere Dinge für mein armes Vaterland in Bereitschaft haben möge.

Endlich, an einem frostigen Februarmorgen, kamen wir in Sandy Hook an. Infolge eines heftigen Schneesturms, in dessen Schweifende wir gerieten, waren wir um zwei Tage verspätet. Ein prachtvolles Bild der Trostlosigkeit bot sich uns — alles war grau und weiß, ein silberner Nebel hing über der Küste, Flocken wirbelten durch die bitterkalte Luft, und der Seeschaum fror an den Schornsteinen des Schiffes; ganz bedeckt mit Schnee, muß es einem Geisterschiff geglichen haben, als wir langsam in den Hudsonstrom einliefen.

Plötzlich, wie durch einen Zauber, wurden die Umrißlinien der Riesenstadt sichtbar: Gebäude, irgendwo am Himmel hängend, Brücken, welche die Wolken überspannten und der majestätische Kopf der Kolossalstatue der

Freiheit, welche die neu ankommenden Pilger begrüßte, schienen durch den Schleier von Dunst und Nebel zu brechen.

Die 2400 Seelen an Bord des Schiffes blickten mit Staunen; sie schienen auf das Bild vor sich ohne das geringste Verständnis zu starren. Welche können die Empfindungen dieser bescheidenen Menschen gewesen sein? Welche ersten Begriffe mögen sie sich gebildet und welche Eindrücke von ihrem lang erwarteten Lande der Verheißung empfangen haben?

Jede Ankunft ist bis zu einem gewissen Grade von Geheimnis erfüllt; jeder unbekannte Platz erregt unsre Einbildungskraft. Um wie viel mehr ist dies der Fall, wenn man eine sogenannte Neue Welt erreicht!

Aber zum Sinnen war nicht viel Zeit. Die Zoll- und Sanitätsbeamten kamen an Bord, um ihre Pflicht zu erfüllen, was sie mit der echt amerikanischen Schroffheit taten. Die in den Vereinigten Staaten übliche Art des Verfahrens ist von einheimischen, scharf beobachtenden Schriftstellern so oft beschrieben worden, daß ich nicht weiter darauf einzugehen brauche.

Wir warfen Anker in jenen riesigen Docks, die einen so charakteristischen Teil der Umgebungen von New York bilden. Aber wie verschieden war der Anblick heute von dem, den sie gewöhnlich dem Auge der Hereinkommenden oder der Hinausfahrenden bieten! Ankünfte und Abreisen sind in Amerika reich an Farben und Leben. Diese Docks zu sehen, wenn sie gedrängt voll von Menschen sind, wenn jeder Ankommende von irgend jemandem empfangen und jeder Abreisende von Verwandten und Freunden begleitet wird, wenn jede Hand Andenken und Blumen hält, wenn jedes Taschentuch grüßend winkt und Lebehochs sich mit den Klängen patriotischer Lieder mischen: das ist ein typisches, nie zu vergessendes Bild. Wie ganz anders heute! Die Kais waren stumm und menschenleer. Die ungeheuern, schuppenartigen Gebäude boten keinem ein Willkommen. Die verlorene Schar geringer Arbeiter erwartete niemand, außer den Dampfbarkassen, die bereit lagen, um sie nach Ellis Eiland zu schaffen, wo sie der Besichtigung unterzogen werden sollten.

Die Verordnungen über ankommende Schiffe sind von den leitenden amerikanischen Blättern so oft besprochen und noch öfter getadelt worden, die hervorragenden dortigen Politiker haben Gründe dafür und dagegen so mannigfach angegeben, daß es unnötig ist, hier darauf einzugehen. Unstreitig hat eine Nation das Recht, angemessene Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um das Eindringen nicht wünschenswerter Elemente zu verhindern. Kranke Wesen oder solche, die keinen Pfennig Geld haben oder nicht imstande sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, werden mit Recht zurückgewiesen. Aber wie bei allen Verordnungen ist es auch hier schwer, harte und feste Regeln zu machen, ohne den Beamten einen großen Teil persönlicher Verantwortlichkeit zu geben. In der Tat hängt der Geist, in dem die Vorschriften ausgeführt werden, von den einzelnen Beamten ab und wechselt daher sehr. In einem Lande, das sich so rasch entwickelt hat, ist es doppelt schwer, einen idealen Maßstab zu bewahren.

Meine eigene Erfahrung bei dieser Gelegenheit war im ganzen ziemlich günstig, und wir hatten keinen besonderen Anlaß zur Klage. Die „Pannonia"

hatte an Bord nur Leute, die in keiner Weise „unerwünscht" sein konnten: alle waren auf dem Lande geboren, an harte Arbeit gewöhnt und an Leib und Seele gesund. Sie alle beabsichtigten, in die Gruben- oder Ackerbaudistrikte zu gehen; denn die Ungarn sind vornehmlich ein bäuerliches Volk, das in Städten zu leben nicht liebt; und nach der Besichtigung brachen sie sämtlich auf zur neuen Tätigkeit in fernen Staaten.

Die Trennung fiel uns doch schwer. Wir hatten uns aneinander gewöhnt, und ich war für meine Bemühungen durch das mir geschenkte Vertrauen reichlich belohnt worden. Wenn ich auf die lange Reise zurückblickte, konnte ich mich nicht eines einzigen unangenehmen oder bedauerlichen Vorfalles entsinnen. Selbst diejenigen, die sich am meisten zurückgehalten hatten oder zu Anfang bis zu einem gewissen Grade gleichgültig gewesen waren, wurden allmählich mitteilsam. Und ich konnte nicht umhin, die bemerkenswerten Eigenschaften zu erkennen, die sich oft unter einer rauhen oder ungebildeten Außenseite verbargen.

Beim Abschiednehmen drückten diese einfachen Menschen ihre Gefühle in einer sehr rührenden Weise aus, indem sie eine Abordnung ihrer führenden Männer sandten, um mir für meinen geistlichen Dienst zu danken. In wenigen schlichten Worten äußerten sie ihre Dankbarkeit, und sie sagten das, was sie zumeist geschätzt hätten, wäre gewesen, daß ich sie mehr als Freunde, denn als niedriger Stehende behandelt hätte, und daß sie von der Aufrichtigkeit meines Wunsches für ihr Wohlergehen, meiner aufrichtigen Teilnahme für ihr künftiges Leben überzeugt seien.

Eines der tiefstgehenden Probleme für jeden, der sich um die Lage der menschlichen Gesellschaft kümmert, ist: wie zu verhüten sei, daß die arbeitenden Klassen in sogenannten „Slums" untersinken und moralisch verkommen, wenn ein vollständiger Wechsel der Atmosphäre und Bedingungen ihres bisherigen Lebens Platz greift; wenn sie aus einem Dasein von fast archaischer Einfachheit kommen und in den Wirbel der Großstadt gezogen werden. Die Gefahren sind offenbar und die Versuchung lockt, vielleicht noch mehr, wenn für die ersten Notwendigkeiten bereits gesorgt und Geld vorhanden ist, um es für sinnliche Vergnügungen, Spiel und Trunk auszugeben.

Für die neuen Ankömmlinge hören die alten hemmenden Einflüsse auf. Wir dürfen nicht vergessen, daß in seiner Heimat jeder von ihnen ein soziales Wesen war mit seinen eigenen Banden und Hindernissen, umgeben von Verwandten und Nachbarn, in deren Augen selbst der Ärmste wünscht, als ein ehrbares Mitglied der Gemeinschaft zu erscheinen; und wo die Kahlheit des täglichen Lebens durch die kleinen Interessen und den bescheidenen Ehrgeiz eines beschränkten Kreises weniger fühlbar gemacht wird. Bei der Niederlassung unter neuen Verhältnissen und verloren in einem wogenden Menschenmeer wird die Selbstachtung nur zu leicht eingebüßt und mag für immer dahin sein.

Die große Gefahr für solche Leute ist der Verlust des Glaubens. Wenn ihr religiöser Sinn schwindet, so bleibt ihnen kein höheres Ideal mehr, um dessen Platz einzunehmen, und sie fallen unter die Herrschaft ihrer niedrigeren Instinkte. Selbst in den Fällen, wo ihr materielles Leben nicht verdorben ist und das Pflichtgefühl sie abhält, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, reicht dies alles nicht hin, wofern ihnen die edleren Impulse und Antriebe, wie Familienliebe, Patriotismus und der Glaube an Gott fehlen.

Wenn in Amerika so häufig über die Neuankommenden geklagt wird, so sind dies immer solche der besseren Empfindungen ermangelnde Leute, die man als eine Quelle des Übels für die nationalen Bestrebungen ansieht.

Zuweilen auch wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß die Einwanderer nicht rasch genug mit dem Reste der Bevölkerung verschmelzen.

Die öffentliche Meinung geht manchmal sogar weiter, indem sie zu glauben scheint, daß fremde Länder versuchen, in den Vereinigten Staaten nationale Interessen zu entfachen. Ich weiß nicht, ob dem so ist oder nicht; aber aus Erfahrung sprechend, könnte ich nur sagen, daß es ein vergebliches Mühen sein würde. Daß erwachsene Einwanderer sich nicht so bald amalgamieren, ist kaum zu verwundern; denn für sie bestehen Schwierigkeiten der Anpassung an die fremden Charaktereigenschaften — Schwierigkeiten besonders der Sprache. Aber die Kinder, die auf dem Boden Amerikas geboren, sind so amerikanisch, wie wenn ihre Eltern mit den ersten Pilgern an Bord der „Mayflower" gekommen wären. Sie sind Yankees durch und durch, mit all dem Überschwang der amerikanischen Jugend. Sie haben denselben Drang nach Arbeit und Tätigkeit und sehen, wenn sie in die Zukunft blicken, daß das Leben ihnen dieselben Gelegenheiten bietet, aus denen sie so vielen Nutzen zu ziehen hoffen, als sie durch eigene Begabung sich zu schaffen vermögen.

Der kommenden Generation kann es kaum eine zur Heimkehr lockende Versuchung sein, wenn ihre Eltern ihnen erzählen von dem Leben in den ungarischen Dörfern, an den bewaldeten Abhängen der Karpathen oder auf den Steppen des Flachlands und der Pußta mit all ihrer Melancholie und ihren zerbröckelnden Einrichtungen. Eine gewisse Anzahl derer, die, um Arbeit zu suchen, hinausgegangen sind, aber in einem fremden Lande keine Ruhe finden können, kehren heim, wenn sie eine bescheidene Summe zurückgelegt haben. Für die zweite Generation jedoch ist es eine Ausnahme, wenn es überhaupt vorkommt, daß sie, die in Amerika geboren und erzogen und mit den demokratischen Ideen der Gleichheit erfüllt sind, in das Land ihrer Väter zurückzukehren wünschen.

Während meines Aufenthaltes in den verschiedenen Teilen der Union war ich erstaunt, zu bemerken, welch kurze Zeit erforderlich, um die Nachkommen der Einwanderer aus den Ländern Europas — sei es aus dem skandinavischen Norden oder dem sonnigen Süden, aus Deutschland oder Polen — in ein neues Geschlecht zu verwandeln, das ein wenig von all den andern hat, zugleich aber unabhängig und eigenartig ist sowohl in seiner äußeren Erscheinung wie seinen inneren Eigenschaften.

Die Bevölkerung Amerikas bildet eine der merkwürdigsten Züge der modernen Zeit. Es ist nicht wenig interessant zu beobachten, wie der Überschuß Europas sich in diese neuen Länder ergossen hat und noch immer ergießt. Und noch lehrreicher ist es, zu verfolgen, wie diese Welle der Emigration sich bewegt hat; sie begann auf den britischen Inseln, ging von dort nach dem Norden Europas, besonders Deutschland, erstreckte sich dann gen Osten und ist jetzt nach Österreich-Ungarn gelangt, von wo mehr als 200000 jährlich auswandern. Dabei scheint eine regelmäßige Ebbe und Flut zu herrschen, in Anbetracht der Tatsache z. B., daß, während die Zahl der Auswanderer aus Deutschland vor zehn oder fünfzehn Jahren noch über 100000 betrug, sie sich jetzt nur auf nicht viel mehr als ein fünftel derselben beläuft[1]). Dürfte man demnach einen Vorausblick in die Zukunft wagen, wenn die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Doppelmonarchie zu irgendeinem Abschluß gelangt sein werden, so würde man erwarten, daß der Auswandererstrom, der jetzt am stärksten in der Karpathengegend ist, seinen indirekten Weg südostwärts fortsetzen und seine beträchtlichste Ergänzung in den Balkanländern finden wird.

Der ununterbrochene Bevölkerungszufluß nach den Vereinigten Staaten im 18. und 19. Jahrhundert kann, in Ansehung seines Umfanges und seiner Bedeutung, nur mit der Wanderung der Menschheit in der Dämmerung der Zivilisation verglichen werden. Millionen und Abermillionen haben ihr Vaterland in Europa verlassen und sich eine neue Heimat auf der andern Seite der Weltkugel gegründet. Es ist nicht zu ändern, daß diese Wanderungen zuweilen dem betreffenden Lande oder Individuum zum Schaden gereichen. Aber man kann der Freiheit des menschlichen Willens keine Fesseln anlegen. Und wer weiß, ob es nicht in Befolgung eines höheren Gesetzes geschieht, ob wir nicht die alles beherrschende Hand der Vorsehung darin erblicken dürfen, daß Länder, die nur von Wilden und Heiden bewohnt waren, in zivilisierte und christliche Staaten verwandelt worden sind.

Diese Überzeugung, die man in den ersten Zeiten der Kolonisation gehegt haben muß, ist neuerdings von Staatsmännern bei öffentlichen Anlässen noch entschiedener betont worden. Präsident Roosevelt legt in seinen Reden, die einen hohen ethischen Charakter haben, stets besonderes Gewicht auf einfaches Leben und gesunde soziale Verhältnisse, auf enge Familienbande und Entwicklung des religiösen Gefühls als wesentlichste Pflichten des Bürgers und stärkste Garantien für die Wohlfahrt des Landes.

Aber ob Präsident oder Arbeiter — weder der, der den Staatswagen lenkt noch der, der ihn zieht, kann sich der Erkenntnis verschließen, daß, je größer und mächtiger ein Land wird, um so notwendiger sein inneres Leben sich im Verhältnis zu seinem äußeren Wachstum heben sollte.

Wenn der erste Ehrgeiz war, reich, und der zweite, mächtig zu werden, so sollte der dritte sicherlich sein: edler zu werden. Auf dem Auswanderer-

[1]) Man vgl. hierzu Walther, Die deutsche Auswanderung. 1885: 102220; 1904: 26080. (Deutsche Rundschau, Januarheft 1906, S. 125.)

schiff, mit dem ich gereist bin, hatte ich vorzügliche Gelegenheit, die Klasse kennen zu lernen, die den größeren Teil der Bevölkerung Amerikas bildet und beständig Millionen neuer Ankömmlinge liefert. Es leuchtet ein, daß für die ungeheuern Massen, denen es an allem gebricht, was zum Dasein erforderlich, die erste Notwendigkeit ist, sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Alle höheren Ansprüche, deren Entwicklung das vereinte Werk des Heims, der Schule und der Kirche ist, kommen später.

Diejenigen, die über Amerika geschrieben, sowohl Ausländer wie Amerikaner, und diese sogar noch mehr als jene, sind oftmals zu hart gewesen; sie haben die Rauheit der Sitten und die unfreien Manieren in den Vereinigten Staaten vielfach allzu scharf kritisiert, indem sie die primitive Natur der Verhältnisse, aus denen so viele Angehörige dieses Gemeinwesens hervorgegangen sind, in Anschlag zu bringen versäumten.

Wenn ich — fünf Jahre früher — bei meinem ersten Besuch mit allem bekannt geworden war, was der Eifer und Reichtum Amerikas hervorzubringen vermochten, im Glanze der New Yorker Gesellschaft, in der Feinheit literarischer und künstlerischer Bildung zu Boston, so war es nicht minder interessant, diesmal die Verhältnisse der unteren Klassen und das Leben der Arbeiter zu beobachten. Schließlich sind die letzteren die Nation und die ersteren nur die Ausnahmen. Es hat mir nicht an Gelegenheit gefehlt, die Eigenschaften derer zu bewundern, die noch nicht zum Wohlstand gelangt sind, die der äußeren Politur ermangeln mögen, nicht aber des inneren Gehalts und der Tüchtigkeit.

Man ist nur zu sehr geneigt, die Menschen nach ihrem Äußeren zu beurteilen, ohne die Umstände ihres Lebens zu kennen, und wie oft hört man sie mit Beiwörtern bezeichnen, die sicherlich nicht passen. Wie häufig gebraucht man den Ausdruck „gemein", wo man „rauh" sagen sollte, oder „Sich-Vordrängen", wo doch „Energie" richtiger wäre. Wir bedenken nicht, daß die frischen Elemente, die durch ihre eigenen Anstrengungen emporgestiegen sind, viele der überlieferten Gewohnheiten, den Rest vergangener Tage, nicht verstehen und noch weniger schätzen — jene Lässigkeit und Trägheit, die noch immer den Anspruch erheben, für hochgebildet und vornehm zu gelten.

Doch ich hoffe, in späteren Aufsätzen alles hier nur Berührte weiter auszuführen. Nur so viel will ich noch sagen, daß das, was den tiefsten Eindruck vom Augenblick meiner Ankunft an auf mich machte, die Leistungsfähigkeit der Arbeit war, die vom Volk und vom Land verrichtet wird. Arbeit in ihrem Wesen an und für sich — Arbeit als abstrakte Kraft — kurz alles, was das Wort ausdrückt — Arbeit sowohl des Einzelnen wie der Gesamtheit. Es ist dieses offene und unbegrenzte Feld, diese Achtung vor der Arbeit, die nicht nur die tätigen Geister, sondern auch die Geringsten aus der alten Welt zu den Gestaden der neuen hinzieht. Die Arbeit, die da herrscht und als treibendes Motiv bewundert wird — die den niedrigsten der Bürger zu der höchsten Staffel der gesellschaftlichen Leiter erheben kann — die unermüdliche Arbeit, welche die Vereinigten Staaten zu einer der führenden Mächte der Gegenwart gemacht hat.

Internationales Privatrecht.

Von
Prof. Dr. **Eugen Ehrlich.**

I.

Es scheint uns selbstverständlich, daß ein deutsches Gericht die Rechtsstreitigkeiten, für die es zuständig ist, nach deutschem Recht entscheidet. Trotzdem ist es nicht immer so. Schon die natürliche Empfindung sagt uns, daß ein in Frankreich von einem Engländer errichtetes Testament, die in England abgeschlossene Ehe zweier Amerikaner, der Kauf eines in Rußland gelegenen Gutes unmöglich nach deutschem Rechte beurteilt werden können. Sollten daher deutsche Gerichte darüber erkennen — und das ist aus verschiedenen Gründen möglich — dann werden sie nicht deutsches, sondern fremdes Recht anwenden müssen. Die Rechtsgrundsätze, die bestimmen, ob in einem Falle das eigene Recht des erkennenden Richters oder ein fremdes Recht, allenfalls welches fremde Recht, anzuwenden sei, bilden, wie man gewöhnlich annimmt, das internationale Privatrecht.

Man würde kaum glauben, wie modern das ganze Rechtsgebilde des internationalen Privatrechts ist. Weder das Altertum noch das deutsche Mittelalter kennt es. Der Grund ist, daß selbst hochentwickelte Völker noch dem Angehörigen eines fremden Volkes kein Recht zubilligen. Das Recht ist bloß um der Angehörigen des eigenen Volkes willen da, der Fremde ist rechtlos. Nur ein Ausdruck der Rechtlosigkeit der Fremden ist die uns im Altertum und im Mittelalter überall begegnende Sklaverei: der rechtlose Mann verfällt dem, der sich seiner bemächtigt. Dieser könnte ihn ja auch töten, ohne daß sich darüber jemand beschweren dürfte.

Eine Folge davon ist, daß auf dieser Entwicklungsstufe jedes Volk sein Recht nur auf die Volksgenossen anwendet. Einem Volke ist sein Recht ebenso eigentümlich wie seine Sprache oder seine Religion. Diese Auffassung klebt jedem primitiven Rechte an; selbst die modernen Kolonialstaaten tragen ihr Rechnung, die den Eingeborenen in ihren Angelegenheiten ihre Rechte lassen, während die in den Kolonien ansässigen Fremden, sie mögen

von welcher Abkunft immer sein, nie nach diesem Rechte beurteilt werden. Der Gedanke, daß ein Weißer dem Rechte eines Neger- oder Araberstammes unterworfen werden könnte, wird den Eingeborenen gewiß nie kommen, und erscheint auch uns vollständig unmöglich.

Allerdings, der Grundsatz der Rechtlosigkeit der Fremden wurde schon im Altertum nicht mehr unbedingt festgehalten. Gastfreundschaft- und Bündnisverträge von Geschlecht zu Geschlecht, von Familie zu Familie, später von Volk zu Volk, geben den Fremden selbst bei sehr zurückgebliebenen Völkern einen gewissen Schutz. Bei den Römern und Griechen findet sich eine selbst darüber hinausgehende Fremdenrechtspflege; der steigende Verkehr nötigt die Völker in ihrem eigenen Interesse dazu, dem fremden Handels- oder Gewerbsmanne, der sich mit ihrer ausdrücklichen oder stillschweigenden Zustimmung in ihren Gemarkungen aufhält, eine gewisse Rechtssicherheit zu gewähren. Aber die vertragsmäßige Rechtspflege hat, da sie sich auf Verträge völkerrechtlicher Natur gründet, ein völkerrechtliches Gepräge; die den im Lande ansässigen Fremden gewährleistete Rechtssicherheit ist eine polizeiliche Maßregel, sie wird nicht von den zur bürgerlichen Rechtspflege berufenen Gerichten, sondern von Beamten kraft ihrer Amtsgewalt gehandhabt. Welches Recht dabei zur Anwendung kam, ist eine Frage, für deren Beantwortung wir nur bei den Römern einige Anhaltspunkte haben: es war dies das Handelsrecht der Völker der mittelländischen Küste, das sich gewohnheitsrechtlich herausgebildet hatte. Wo es im Stiche ließ, da entschied wohl der zur Entscheidung Berufene nach freiem Ermessen. Von einem internationalen Privatrecht in unserm Sinne gibt es daher auch hier keine Spur.

Der Fremde im Sinne des Altertums ist nicht dasselbe wie der Ausländer im modernen Sinne. Auch die unterworfenen Völkerschaften waren, obwohl reichsangehörig, doch dem herrschenden Stamme gegenüber Fremde. So war es auch in Rom: Römer und des römischen Rechts teilhaftig war nur der römische Bürger. Die Römer ließen daher den „Provinzialen", die sie unterworfen haben, im allgemeinen die Behörden, die sie bis dahin besessen hatten, ihr angestammtes Recht, ihre Gerichte. Der römische Provinzstatthalter sprach im großen und ganzen Recht nur für die in der Provinz ansässigen römischen Bürger; in die Angelegenheiten der einheimischen Bevölkerung mengte er sich in der Regel nur aus besonderen Anlässen, und entschied dann meist wohl nach den bereits erwähnten Grundsätzen, die sich in der Stadt Rom selbst für die Fremdenrechtspflege ausgebildet hatten. Verschiedene Schriften des Neuen Testaments, zumal die Evangelien und die Apostelgeschichte, geben ein anschauliches Bild dieser Verhältnisse, besonders in der römischen Provinz Syrien. Als aber das römische Bürgerrecht, ursprünglich das Monopol einer kleinen Minderheit, schon in der Republik auf alle Italiker, in der Kaiserzeit aber immer mehr auch auf die Provinzialen erweitert, schließlich auf die Angehörigen aller Gemeinden des römischen Reiches ausgedehnt worden ist, werden dadurch auch die römischen Behörden und das römische Recht erst für die ganze Bevölkerung des unermeßlichen Reichs zuständig. Nach wie vor gilt römisches Recht nur für die römischen Bürger, aber römischer Bürger ist

jetzt jeder, der Bürger einer Gemeinde des römischen Gebietes ist. So wird das römische Recht wenigstens in einem gewissen Sinne zum Gebietsrecht des Römerreichs. Damit zieht der Grundsatz des Gebietsrechts zum ersten Male in die Rechtsgeschichte ein.

Die germanischen Völker des frühen Mittelalters stehen im allgemeinen auf der Entwicklungsstufe der Völker des Altertums zu Beginn ihrer Staatenbildung; doch tritt der Einfluß der übernommenen antiken Kultur überall zutage. Der Fremde mag auch bei ihnen im allgemeinen rechtlos gewesen sein; aber das bezog sich nicht auf den einer andern Völkerschaft gehörenden stammverwandten Germanen und auch nicht auf den Römer. Diesen gestanden die Germanen nicht bloß die Rechtsfähigkeit, sondern auch ihr Recht zu. Die beiden großen Germanenreiche der Longobarden und der Franken entlehnen aber von den Römern auch einige Grundsätze ihrer Gerichtsverfassung, die infolgedessen ein territoriales Gepräge erhält. Die Gerichte werden zuständig für alle, die in ihrem Bezirke wohnen: sowohl für Angehörige des herrschenden Stammes, als auch für Römer und Fremde. Damit im Zusammenhange tritt bei den Longobarden die Strebung zutage, auch das Recht des herrschenden Stammes für alle im Gerichtsbezirke Wohnenden zur Geltung zu bringen, sie dringt aber nie ganz durch — zumal den Römern gegenüber nicht. Die Franken halten dagegen stets am althergebrachten Grundsatze fest, jeden nach dem Rechte des Stammes, dem er angehört, zu beurteilen, den Franken nach fränkischem, den Longobarden nach longobardischem, den Römer nach römischem Rechte; für sie alle sind aber — anders als im Altertum — dieselben allgemeinen Gerichte zuständig. So gefaßt, wird dieser Grundsatz als der des Personalrechts bezeichnet. Nachdem die Franken das Longobardenreich eroberten, verpflanzten sie ihn nach Italien. Zur Feststellung des Stammesrechts kommen hier die Rechtsbekenntnisse (professiones iuris) auf.

In einem gewissen Sinne könnte man hier schon von einem internationalen Privatrecht sprechen; notwendig mußten sich da Regeln ausbilden für die Beurteilung von Rechtsverhältnissen, an denen mehrere Personen verschiedener Rechte beteiligt sind. Aber diese Regeln galten doch nur für die Angehörigen desselben Staats, des Frankenreichs. Für den Reichsfremden besteht höchstens, wie im Altertum, ein polizeilicher Rechtsschutz kraft Amtsgewalt vor dem Königsgericht, wo der König nach eignem Ermessen Recht spricht.

Der Grundsatz der Persönlichkeit des Rechts hat jede Bedeutung verloren, sobald sich das Bewußtsein der Stammeszusammengehörigkeit bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung verlor. Diese Entwicklung vollzieht sich zuerst in Italien. Hier wie anderwärts waren die einzelnen Ortschaften sehr häufig von Personen desselben Stammes und auch desselben Rechts bewohnt. Man kam daher leicht dazu, ein bestimmtes Recht gelte in einer Ortschaft; denn es galt für alle, die dort ansässig waren. So gewöhnte man sich, das Recht überhaupt nicht auf die Personen, sondern auf den Ort zu beziehen, es auf alle anzuwenden, die in dem Orte wohnten, wenn sich nicht für einzelne etwas besonderes feststellen ließ; auf diesem Wege wurde das Personalrecht allmählich zum Ortsrecht. Dazu kamen zahllose Gebräuche, die von

Anfang an unbestreitbar einen örtlichen Charakter hatten: die Statuten der Gemeinden und Städte, die für alle Angehörigen, ohne Rücksicht auf die Abstammung, gegolten haben, endlich das für das ganze Reich geltende gemeine Recht: zuerst die Lombarda, zum Teil von der Zeit vor der fränkischen Herrschaft her, dann die Kapitularien der fränkischen Könige, endlich das römische Recht des Corpus iuris civilis, das seit dem 11. Jahrhundert immer mehr die Lombarda verdrängt, und zum gemeinen Rechte Italiens wird.

So verschwindet im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts das persönliche Recht fast ganz aus der Rechtsübung, es wird ersetzt teils durch das örtliche Recht der Gemeinde, der die Person, um die es sich handelt, angehört, teils durch das Reichsrecht und gemeine Recht. Der außerordentlich rege Verkehr der oberitalienischen Städte untereinander führte aber dazu, daß sich ihre Stadtgerichte sehr häufig mit der Frage zu beschäftigen hatten, welches Ortsrecht in einem bestimmten Falle anzuwenden sei. Nach welchem Rechte mußte nun diese Frage entschieden werden? Offenbar nach dem, das für alle Städte und Gemeinden als gemeines Recht gegolten hat, also nach dem römischen Rechte des Corpus iuris civilis. Da dieses jedoch keine Bestimmungen darüber enthält, so wendeten die italienischen Juristen, zumal aus der Schule der Postglossatoren, hier dieselbe Methode an wie sonst, wo sie das römische Recht im Stiche ließ; in Ermanglung passender Bestimmungen hielten sie sich an unpassende, und zogen Quellenaussprüche heran, die mit der Frage, um die es sich handelte, nicht einmal äußerlich zusammenhingen. Überdies darf nicht vergessen werden, daß diese ganze Lehre hauptsächlich den Bedürfnissen des Handelsverkehrs dienen sollte; es sollte eine Ordnung geschaffen werden für die Verhältnisse der Angehörigen der italienischen Gemeinden, die durch den Handelsverkehr veranlaßt worden sind, sich in einer italienischen Stadt niederzulassen oder aufzuhalten, die nicht ihre Heimatsgemeinde war. Nur so ist es zu erklären, daß wichtige, aber mit dem Handelsverkehre nicht zusammenhängende Rechtsgebiete, wie die Verhältnisse an unbeweglichen Sachen, von den Italienern nicht berührt werden. Die ganze Lehre wurde von den Italienern herkömmlicherweise vorgetragen in Erläuterungen zu einer Stelle des Codex Justinianus, im Abschnitte De Summa Trinitate, die mit den Worten Cunctos populos beginnt. Die akkursische Glosse, die diese Stelle erläutert, beginnt mit den Worten: Quod si Bononensis. Mit diesen Anfangsworten wird sie angeführt (Glossa: Quod si Bononensis, ad legem: Cunctos populos, Codicis de Summa Trinitate). Die endgültige Zusammenfassung, vielfach auch Neufassung dieser Lehre, verdanken wir Bartolus dem berühmten italienischen Juristen aus der Reihe der Postglossatoren.

Die italienische Lehre wird, zumal in der Fassung des Bartolus, Statutentheorie genannt, da es sich ihr bloß um die Entscheidung der Konflikte zwischen den Statuten der italienischen Gemeinden handelte. Was sie gibt, ist ebensowenig ein internationales Privatrecht, wie ein solches auch nicht im Grundsatze des Personalrechts enthalten war; denn die italienischen Gemeinden waren einander gegenüber nicht Ausland, sie waren nicht selbständige Staaten, sondern wurden nur als Glieder desselben Staates, des Imperium Romanum,

das dem römischen Kaiser untertan war, betrachtet, und es galt dort auch überall als gemeines Recht das römische Recht des Corpus iuris civilis. Der Angehörige einer italienischen Gemeinde konnte daher in einer andern italienischen Gemeinde nicht als Ausländer betrachtet werden, denn er war ja Reichsangehöriger und stand unter demselben gemeinen Rechte. Es ist nicht anzunehmen, daß die Statutentheorie je zur Bestimmung des Rechts der Ausländer gedient habe; soweit diesen Rechtsschutz gewährt worden ist, geschah es wohl nur nach ihrem eignen Recht.

Die italienische Statutentheorie fand Eingang in Frankreich, Deutschland, in den Niederlanden, wenn auch nicht ohne erhebliche Abweichungen. Vor allem war ihre römisch-rechtliche Grundlage, wenigstens was Frankreich betrifft, nicht ganz zweifellos, denn das römische Recht galt nur in einem Teile Frankreichs als gemeines Recht. Dann handelt es sich in diesen Ländern nicht mehr um Statuten der Stadtgemeinden, sondern in Frankreich um die Gewohnheitsrechte (Coutûmes) der französischen Provinzen, in Deutschland und den Niederlanden um Partikularrechte der einzelnen Gebiete; Coutûmes und Partikularrechte haben nach vielen Richtungen eine andre Natur als die Statuten. Endlich hat man hier selbstverständlich nie bloß die aus dem Handelsverkehr sich ergebenden Beziehungen ins Auge gefaßt; in den Vordergrund treten Verhältnisse, die sich aus dem Aufenthalte, besonders aber aus dem Besitze von Liegenschaften ergaben, wenn der Besitzer einer andern Provinz oder einem andern Gebiete angehörte. Es ist klar, daß, zumal im Lehensverbande, die Rechtsverhältnisse an jeder Liegenschaft durch das gerade in dieser Provinz herrschende Lehenrecht bestimmt wurden; schon früh entwickelt sich daher der Satz, daß für die unbeweglichen Sachen ausschließlich das Recht des Ortes, wo sie liegen, maßgebend ist. (Les coutûmes sont réelles.) Das ist die wichtigste Änderung oder vielmehr Ergänzung, die die italienische Lehre bis Anfang des 18. Jahrhunderts in diesen Ländern erfahren hatte.

Aber schon im 16. Jahrhundert regte sich in Frankreich gegen die Statutentheorie der Widerstand. Den auf die Vereinheitlichung des Rechts im ganzen geeinigten Königreich gerichteten Bestrebungen tritt in manchen Provinzen eine partikularistische Bewegung entgegen. Sie findet ihren schärfsten Ausdruck bei d'Argentré, einem Bretonen von außerordentlich starkem Heimatsgefühl, der entschiedener als sonst jemand für die Provinzen, zumal für seine Heimat, die Bretagne, das Selbstbestimmungsrecht auf dem Rechtsgebiete fordert. Im Zusammenhange damit lehrt er in seinem, um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen Werke: Commentarii in patrias Britonum leges, daß im allgemeinen die Coutûmes einer Provinz auf alle unbeweglichen Sachen, die in dieser Provinz liegen, anzuwenden seien; nur wo es sich um Rechtsverhältnisse von Personen, ohne jede Beziehung auf Liegenschaften, handle, also auch um Rechte von Personen an beweglichen Sachen, könne das Recht des Wohnsitzes dieser Person in Anwendung kommen. Von ihm stammt die fälschlich den Italienern zugeschriebene Einteilung der Statuten in statuta personalia, statuta realia und statuta mixta; bei den Italienern finden sich nur Anklänge daran. Wo immer es sich um eine unbewegliche

Sache handle, liege ein statutum reale vor, und es sei das Recht der Provinz anzuwenden, wo die Sache liege; das sei auch der Fall bei einem statutum mixtum, einem die Person betreffenden Statut, das aber für das rechtliche Schicksal einer Liegenschaft, und sei es auch nur mittelbar, maßgebend ist: wo es sich etwa um die Handlungsfähigkeit, Testamentsfähigkeit handelt, wenn durch Geschäft oder Testament über eine unbewegliche Sache verfügt worden ist.

Die Lehren d'Argentrés sind in Frankreich fast zwei Jahrhunderte lang unbeachtet geblieben. Sie werden zuerst angenommen von belgischen und holländischen Juristen des 17. Jahrhunderts. Auf diesem Umwege gelangen sie nach Frankreich zurück; hier, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, sind es drei einander persönlich sehr nahestehende praktische Juristen, Froland, Boullenois und Bouhier, die sie zur Grundlage ihrer Ausführungen machen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts gelangen sie auch in Deutschland zur Herrschaft. Die italienische Theorie ist überall verdrängt, in dem Maße, daß man heute noch unter Statutentheorie hauptsächlich die Einteilung der Statuten in statuta personalia, realia und statuta mixta versteht, die man gemeiniglich Bartolus zuschreibt, obwohl sie sich bei ihm in diesem Sinne gar nicht findet.

Dieses seltsame Schicksal und der späte Erfolg der Lehren d'Argentrés erklärt sich aus der Entwicklung, die die internationalen Beziehungen inzwischen genommen haben. Es handelt sich jetzt um eine Frage ganz andrer Art, als es die war, die die Italiener und die von ihnen abhängigen Juristen beschäftigte; nicht mehr um das Verhältnis verschiedner Rechtsordnungen in demselben Staate, verschiedner Statuten, Coutûmes, Partikularrechte, sondern um das Verhältnis der Rechtsordnungen der selbständigen Staaten zueinander. Diese Frage tritt jetzt zum ersten Mal an die Rechtswissenschaft heran; denn bisher waren die rechtlichen Beziehungen der Staaten außerordentlich gering, die Fremden standen nicht selten unter einem barbarischen Fremdenrecht, so daß es nur außerordentlich wenig Spuren gibt, die darauf hinwiesen, daß man geneigt war, dem Ausländer irgendwie nach seinem Rechte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber in Belgien und Holland, wo die Provinzen in Wirklichkeit selbständige Staaten von großem Unabhängigkeitsbedürfnis waren, konnte man die Rechtsverschiedenheiten weder nach der bloß für verschiedenes örtliches Recht berechneten italienischen Theorie behandeln, noch die Angehörigen der nahe verwandten und verbündeten Provinzen dem Fremdenrecht unterstellen. Hier mußte daher das System d'Argentrés höchst willkommen erscheinen, das er zu dem Zwecke aufgestellt hatte, um die rechtliche Selbständigkeit seiner Heimat Bretagne, aber immerhin als französische Provinz, als Glied eines größeren Ganzen, zu wahren. Je mehr aber die Stellung der Provinzen der der selbständigen Staaten angeglichen worden ist, um so näher war es in diesen handeltreibenden und gewerbefleißigen Gegenden gelegen, auch die Angehörigen eines fremden Staates nach denselben Grundsätzen zu behandeln wie die Angehörigen einer fremden Provinz des eignen Staates, zumal das auch der Handel und Verkehr gebietrisch forderte.

So wird die Lehre d'Argentrés zu einer Theorie des internationalen Privatrechts, zuerst bei den holländischen Juristen des 17., noch mehr aber bei den französischen des 18. Jahrhunderts. Die einen und die andern stehen allerdings noch viel zu sehr auf den Schultern ihrer Vorgänger, um sich nicht in erster Linie mit der Frage zu befassen, welches von den verschiedenen Provinzialrechten oder Coutûmes im einzelnen Falle anwendbar sei; aber sie sind sich, besonders die Franzosen, dessen bewußt, daß die Aufgabe weiter reicht, daß es sich auch darum handelt, das Privatrecht zu bestimmen, nach dem zu erkennen sei, wenn die Verhältnisse der Angehörigen *verschiedener Staaten* in Frage kommen.

Schon dieser letzte Gedanke allein zeugt zur Genüge davon, daß die Morgenröte einer neuen Zeit angebrochen ist. All das hängt nämlich zusammen mit einer der merkwürdigsten und folgenreichsten Umwälzungen in der gesitteten Menschheit, mit der Entstehung des staatlichen Richteramts und des staatlichen Rechts. Bis in die Neuzeit kennt die Welt nur ein Recht, an dem der Staat als solcher fast gar nicht beteiligt ist: das Recht ist entweder göttliche Satzung, wie im Oriente bis auf den heutigen Tag, teils ehrwürdiger, von den Altvordern überlieferter, geheiligter nationaler Brauch, wie etwa mit Ausnahme Englands überall im frühen Mittelalter; der Richter ist ein der alten Überlieferung kundiger Mann, der auf dieser Grundlage in jedem einzelnen Falle das Recht zu finden und zu verkünden berufen ist. Unsre moderne Vorstellung, für die das Recht vor allem ein Ausdruck des staatlichen Willens, der Richter ein staatlicher Bestellter ist, der im Auftrage und im Namen des Staates dieses staatliche Recht zu verwalten hat, findet sich im Keime wohl schon bei den Römern der späteren Kaiserzeit und im Mittelalter bei den Engländern, aber erst seit dem Ausgange des Mittelalters greift sie auf dem europäischen Festlande um sich.

Das muß selbstverständlich auch auf das internationale Privatrecht zurückwirken. Jetzt ist es selbstverständlich nur der Staat, der bestimmt, welches Recht in seinen Gemarkungen gelten solle. Und der Richter hat nicht mehr nach dem Rechte zu suchen, das für den in Betracht kommenden Fall gegeben ist; er hat, ein Beauftragter des Staates, das Recht anzuwenden, das der Staat ihm anzuwenden befiehlt. Wenn jetzt von einem nationalen Recht die Rede ist, so versteht man darunter immer mehr nicht das Recht *eines Volks*, als einer durch Abkunft, Sprache, Geschichte und Kultur verbundenen Gemeinschaft, sondern das Recht eines *Staates*, als einer auf einem bestimmten Gebiet ruhenden Herrschaftsorganisation, die sich sowohl über eine Mehrheit von Völkern erstrecken, als auch nur Teile oder Teilchen eines Volks umfassen kann. Und dieser Staat spricht es nun an, daß jeder und alles, was sich auf seinem Gebiete befindet, sich seinem Rechte unterwerfe; seinem Rechte ist an sich nur das entzogen, worauf er mit all seinen Machtmitteln nicht greifen kann.

Andrerseits haben Hugo Grotius und seine Jünger, die Natur- und Völkerrechtslehrer, auch nicht vergebens gewirkt. Überall keimt am Ausgange des 17. und im 18. Jahrhundert das Bewußtsein, daß die Rechtsordnungen der

Staaten dem Menschen als solchem etwas schulden: dem Menschen als solchem, also auch dem Ausländer. So entsteht wieder zuerst bei den niederländischen Juristen der Gedanke einer comitas gentium. Aus dem Verhältnisse der Staaten zueinander ergibt sich für jeden Staat die Verpflichtung, in einem gewissen Umfange auch das Recht andrer Staaten gelten zu lassen.

Zwei Strömungen treten daher von nun an im internationalen Privatrecht einander gegenüber. Der einen liegt die Vorstellung von der Allmacht des Staates auf seinem Gebiete zugrunde; sie führt im allgemeinen zur Anerkennung der Lehren d' Argentrés, die vom Gebietsrechte ausgehen, allerdings ursprünglich nicht im modernen, sondern im feudalen Sinne; mit unbedeutenden Änderungen schickt sich aber diese Theorie ganz gut in die neuen Verhältnisse. Die andre Strömung legt allen Nachdruck auf die comitas gentium: kein Staat dürfe sein Recht in einer Weise zur Geltung bringen, die den aus seiner völkerrechtlichen Stellung sich ergebenden Pflichten widerspräche. Ihr zu Liebe werden die Schroffheiten der Theorie d'Argentrés gemildert. Die Zugeständisse der Niederländer, Franzosen und Deutschen an die comitas gentium sind von sehr verschiedener Art. Das wichtigste ist die Umdeutung dem statuta mixta. Bei d'Argentré betreffen sie noch die Rechtsverhältnisse einer Person, insofern sie für eine unbewegliche Sache maßgebend sind; es soll daher das Recht der gelegenen Sache gelten. Jetzt versteht man darunter immer mehr die Rechtsregeln, die Handlungen betreffen: Handlungen werden nach dem Rechte des Orts beurteilt, wo sie vorgenommen worden sind.

In dieser Form dringt die Statutentheorie in die beiden großen Kodifikationen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, in den Code civil und das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch. Da sie sich beide die Vereinheitlichung des Rechts, die Beseitigung der Rechtsverschiedenheiten, im Staatsgebiete zum Ziele setzen, so ist selbstverständlich von einer Regelung der Anwendbarkeit der Coutûmes oder Partikularrechte, von einer Statutentheorie in diesem Sinne, nicht mehr die Rede, wohl aber von Bestimmungen über die Anwendbarkeit fremden Rechts, wenn es sich um Rechtsverhältnisse der Ausländer handelt. So ist in ihnen die Statutentheorie als Theorie des internationalen Privatrechts zum Abschlusse gelangt.

Hier setzt die weitere Entwicklung ein. Der moderne Richter, ein staatlicher Bestellter, hat das Recht anzuwenden, das der Staat, der ihn bestellt hat, in diesem Falle anzuwenden befiehlt. Die internationale privatrechtliche Frage löst sich also jetzt ganz in die Frage auf: welches Recht befiehlt der Staat in jedem einzelnen Falle anzuwenden. So stellen sie in der Tat die großen deutschen Internationalisten des 19. Jahrhunderts, v. Wächter und v. Savigny. Wächter meint, der Richter habe immer das Recht des Staates, der ihn bestellt hat, anzuwenden; nur wenn dieses Recht die Anwendung eines andern Rechts anordnet, habe dies zu geschehen. Savigny lehrt dagegen, das Recht eines Staates gelte doch nur in den Grenzen dieses Staates, der Staat selbst schreibe ihm außerhalb seiner Grenzen keine Geltung zu. Nach dem Willen des Staates also könne das Recht nur auf die Verhältnisse angewendet werden, die in seinen Grenzen *ihren Sitz* haben. Jeder Staat

gestehe im allgemeinen den andern Staaten zu, die Verhältnisse, die in ihren Grenzen ihren Sitz haben, selbständig zu ordnen — doch gebe es Rechtssätze, die auf Gründen des öffentlichen Wohles, der publica utilitas beruhen, zwingende Rechtssätze, an die der Richter unter allen Umständen gebunden ist, die also die Anwendung entgegenstehenden Rechts andrer Staaten ausschließen.

Savignys Theorie ist im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur in Deutschland zur allgemeinen Anerkennung gelangt, sondern hat auch in Frankreich, England und Amerika die Wissenschaft und die Rechtspflege sehr erheblich beeinflußt. Sie hat in dieser Beziehung nur einen Rivalen, die italienische Theorie des internationalen Privatrechts, die, zuerst von Mancini in den fünfziger Jahren aufgestellt, sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch anderwärts Bahn gebrochen hatte. Sie ist im italienischen codice civile zur gesetzlichen Anerkennung gelangt. Sie geht von der Nationalität des Rechts aus: auf jedes Rechtsverhältnis sei das nationale Recht der Person anzuwenden, um die es sich dabei handle; der Grundsatz der Nationalität werde nur durchbrochen von den Rechtssätzen, die die öffentliche Ordnung wahrnehmen; diese müsse der Richter, soweit sie seiner eigenen Rechtsordnung angehören, unbedingt zur Anwendung bringen. Außerdem wird noch Ausnahme gemacht für das dispositive Recht, das zur Anwendung komme bei der Beurteilung von Rechtsgeschäften, wenn sich die Parteien ihm ausdrücklich oder stillschweigend unterworfen hätten. Unter Nationalität verstehen die Italiener immer Staatsangehörigkeit. Äußerlich klingt diese Lehre an die Statutentheorie an, in ihrer Grundlage stimmt sie aber mit der Savignyschen Theorie überein. Daß auch ihr jedes Recht staatliches Recht ist, ergibt sich schon aus der naiven Art, wie sie Nationalität mit Staatsangehörigkeit zusammenwirft. In ähnlicher Weise wie die deutsche Schule setzt auch sie voraus, daß jede Rechtsordnung nur die Verhältnisse regelt, die ihr unterworfen sind; nur soll ihr zufolge jeder Staat die Regelung, die ein andrer Staat den Verhältnissen seiner Staatsangehörigen angedeihen ließ, anerkennen. Der ganz willkürliche Umfang, den sie den Gesetzen der öffentlichen Ordnung gibt, trägt nur der Tatsache Rechnung, daß nicht alle Verhältnisse der Angehörigen eines bestimmten Staates seiner Rechtsordnung unterworfen sind.

In diesen Schulgegensätzen ist bereits ein andrer Gegensatz im Keime enthalten, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht so sehr aufgekommen als vielmehr zum Bewußtsein gelangt ist: der Gegensatz der nationalistischen und der internationalistischen Richtung. Die nationalistische Richtung ist eine Fortbildung Wächterscher Gedanken. Sie betrachtet das internationale Privatrecht als Teil der staatlichen Privatrechtsordnung; das Recht eines jeden Staats enthalte Bestimmungen, nach denen unter gewissen Voraussetzungen ein fremdes Recht anzuwenden sei, abgesehen davon gelte immer das eigene Recht des Staats. Den klarsten Ausdruck hat die Lehre bei den Engländern gefunden; die englischen Gerichte, sagen sie, müssen immer nach englischem Recht urteilen, aber gerade deswegen, weil sie immer nach englischem Recht urteilen müßten, wenden sie manchmal fremdes Recht an, denn das englische Recht schreibe ihnen das vor. Für die internationalistische Richtung, die sich im wesentlichen

auf den Bahnen Savignys bewegt, ist das internationale Privatrecht Völkerrecht. Nach völkerrechtlichen Grundsätzen hat jeder Staat ein bestimmtes Gebiet; auf diesem Gebiete hat er Befehlsgewalt, auf diesem Gebiete ist auch seine Rechtsordnung maßgebend. Will er durch sein Recht die Verhältnisse in einem andern Gebiete beherrschen, so ist das völkerrechtlich ein Eingriff in die Gebietshoheit dieses andern Staates.

Der nationalistischen Richtung folgte ausnahmslos die Lehre und Übung in England und Amerika, der internationalistischen zum größten Teile die Romanen, zumal die Franzosen, Italiener und Belgier. In Deutschland sind die Stimmen geteilt; der Altmeister des internationalen Privatrechts in Deutschland, v. Bar, ist Internationalist. Zugunsten der Internationalisten darf man wohl anführen, daß ihre Lehre die einzige ist, die der modernen Empfindung, den modernen Vorstellungen von den völkerrechtlichen Grenzen der Staatsgewalt, entspricht.

II.

Wenn irgend etwas durch die Geschichte des internationalen Privatrechts erwiesen ist, so ist es die Tatsache, daß jede Zeit das internationale Privatrecht hatte, das der jeweilig herrschenden Auffassung von der Natur des Staats und der Natur seines Rechts entsprach. Der antike Staat, aus dem Geschlechterstaate hervorgegangen, und immer noch auf den Geschlechterstaat zurückgehend, kennt nur ein Recht des herrschenden Stammes und gewährt den unterworfenen Völkern und Stämmen höchstens ein gewisses Maß rechtlicher Selbstbestimmung. Langsam und unvermerkt verwandelt sich Rom in einen Gebietsstaat, indem es die in seinem Gebiet wohnenden Völker und Stämme in den herrschenden Stamm aufnimmt; dadurch erhält das Recht des herrschenden Stammes für das ganze Staatsgebiet tatsächlich die Geltung eines Gebietsrechts. Die germanischen Staaten des Mittelalters treten ebenfalls als Geschlechterstaaten in die Geschichte ein. Sie kennen keine andern Rechte als Stammesrechte; aber sie haben bereits das große Vorbild des antiken Gebietsstaates vor sich, der jedem, der zu seinem Gebiete gehört, Recht gewährte, und schaffen daher Gerichte, vor denen jedem Staatsangehörigen nach dem Rechte seines Stammes Recht gesprochen wird. Das ist die Zeit der Personalrechte. Als daher die Stammesrechte von örtlichen Statuten, Coutûmes, Partikularrechten abgelöst werden, entsteht wieder die Statutentheorie, die nach Regeln sucht, wie die Kollisionen zu lösen sind, die sich aus der örtlichen Verschiedenheit des Rechts ergeben.

So sind auch die Umstände von derselben Art, die die Entstehung des modernen internationalen Privatrechts zur Folge hatten. Der wachsende internationale Verkehr und der Gedanke der comitas gentium nötigt, den Fremden als Träger von Rechten und immer mehr als Träger von gleichen Privatrechten wie den Inländer zu behandeln. Gleichzeitig greift der Gedanke des staatlichen Rechtsmonopols um sich, das Bestreben, jedes Recht auf den Staat zurückzuführen, der auf dem Gebiete herrscht, wo das Recht gilt. Wenn daher ein Staat fremdes Recht auf ein Rechtsverhältnis für anwendbar

erklärt, so tut er es, weil das Rechtsverhältnis dem Rechte des fremden Staates unterworfen ist. Dieser Gedanke ist aber offenbar bereits ein völkerrechtlicher; er ergibt sich unmittelbar aus der völkerrechtlichen Abgrenzung der staatlichen Herrschaftsgebiete. Wie jede grundlegende Neuerung bricht er sich aber nur allmählich Bahn, immer schüchtern an das Vorhandene anknüpfend. Zuerst wird die Statutentheorie im Sinne dieser Auffassung umgestaltet, dann kommt die Savignysche, Wächtersche und italienische Lehre, die sich schon ganz in diesen Ideen bewegen. Heute geben es selbst ganz entschiedene Nationalisten, wie Kahn, zu, daß es gewisse völkerrechtliche Grundsätze des internationalen Privatrechts gäbe, mit denen sich kein Staat in Widerspruch setzen dürfe, und daß wir mit der Zeit zu einer, wenn auch noch so lückenhaften, gleichmäßigen, durch Staatsverträge festgelegten Kodifikation des internationalen Privatrechts gelangen werden. Noch weiter gehen in dieser Richtung selbstverständlich die Internationalisten.

Der Versuch, das internationale Privatrecht ganz auf völkerrechtlicher Grundlage aufzubauen, lag daher in der Entwicklungslinie der bisherigen Lehren. Diesen unternimmt jetzt Zitelmann in seinem großartig angelegten Werke über Internationales Privatrecht, das aus der bisher geschilderten Entwicklung die letzten Schlüsse zieht und einer neuen die Wege zu ebnen sucht.

Zitelmann geht über das, was die Internationalisten bisher geboten haben, hinaus, er will ein vollständig erschöpfendes, jede auftauchende Frage mit Sicherheit lösendes System des internationalen Privatrechts aus den anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen ableiten. Die völkerrechtlichen Grundsätze geben für Zitelmann nicht etwa, wie für die andern Internationalisten, den Rahmen ab, in dem sich Gesetzgebung und Rechtsprechung der Staaten zu bewegen haben, sie sind vielmehr das internationale Privatrecht selbst; sie bestimmen unmittelbar, nach welchem Rechte die Streitfragen zu entscheiden sind. Sie sind Völkerrecht, daher können sich darauf, wie auf jedes andre Völkerrecht, die Privatpersonen nicht berufen: das Völkerrecht gibt nur den Staaten Rechte und legt auch nur den Staaten Pflichten auf. Der staatliche Gesetzgeber, dem sich der staatliche Richter zu fügen hat, kann sich mit dem völkerrechtlichen internationalen Privatrecht allerdings in Widerspruch setzen, aber damit hat er es selbstverständlich nicht außer Kraft gesetzt. Es gilt nach wie vor, wenn auch nur völkerrechtlich. Es folgt daraus nur, daß es neben dem völkerrechtlichen überstaatlichen internationalen Privatrecht, das, wie jedes Völkerrecht, nur die Staaten verpflichtet, noch ein innerstaatliches internationales Privatrecht gäbe, das für den Richter verbindlich ist. Das überstaatliche internationale Privatrecht enthält die Grundsätze, nach denen zunächst die Staaten ihr eigenes innerstaatliches internationales Privatrecht dem Völkerrechte gemäß einrichten sollten. Für den Richter gilt es aber nur insofern, als es darauf jedenfalls ankommen muß, wenn er im einzelnen Falle im innerstaatlichen internationalen Privatrecht keine Entscheidung findet; denn es ist anzunehmen, daß der Staat in diesem Falle auf völkerrechtliche Grundsätze verweise. Dann kommt es noch in Betracht, wenn die Parteien ohne richterliche Dazwischenkunft ihre Angelegenheit nach Rechtsgrundsätzen

ordnen wollen: sie werden die etwa auftauchenden internationalen privatrechtlichen Fragen nach völkerrechtlichen Grundsätzen entscheiden wollen.

Das in jedem Staate geltende internationale Privatrecht besteht daher 1. aus den vom Staate selbst erlassenen Bestimmungen international-privatrechtlichen Inhalts; 2. aus den Regeln des überstaatlichen internationalen Privatrechts, das in Ermangelung solcher Bestimmungen auch für die Parteien und den Richter verbindlich ist. Beide Arten von Normen nennt Zitelmann Anwendungsnormen, das ist, Regeln über das anzuwendende Recht: die ersten nennt er auch Kollisionsnormen, die andern sekundär geltende Anwendungsnormen.

Jede staatliche Macht beruht völkerrechtlich entweder auf Personalhoheit oder auf Gebietshoheit. Wenn der Staat das Recht auf einen bestimmten Eingriff anspricht, so kann er sich dabei nur entweder darauf berufen, daß die Person, auf die der Eingriff sich bezieht, seiner Herrschaft als Staatsangehöriger unterworfen ist, oder daß sich der Eingriff auf ein seiner Herrschaft unterworfenes Gebiet bezieht. Auf diesen beiden völkerrechtlichen Grundsätzen baut Zitelmann sein internationales Privatrecht auf. Allerdings kann nicht behauptet werden, daß mit der völkerrechtlichen Anerkennung eines Grundsatzes auch alle völkerrechtlich nicht anerkannten Folgerungen anerkannt erscheinen, aber das wird von Zitelmann keineswegs gelehrt. Er meint bloß: da „mit jedem Rechtssatz auch dessen Folgerungen als Recht gelten müssen, wenn ihnen diese Kraft nicht durch einen entgegengesetzten Rechtssatz besonders entzogen ist, so hat auch das aufgestellte Prinzip vollen Anspruch darauf, als schon geltendes Völkerrecht behandelt zu werden".

Wenn ein Staat also den Anspruch erhebt, daß sein Recht für ein bestimmtes Verhältnis maßgebend sein solle, so kann das völkerrechtlich offenbar nur auf Grund der Personalhoheit oder auf Grund der Gebietshoheit geschehen. Kraft Personalhoheit sind dem Staate seine Staatsangehörigen, kraft Gebietshoheit alle auf seinem Gebiete sich befindenden beweglichen und unbeweglichen Sachen unterworfen. Wird aber von jemand ein Recht gegen eine Person geltendgemacht', so kann dieses Recht nur der Staat gewähren, dem diese Person als Staatsangehöriger unterliegt (Personalstatut), wird ein Recht an einer Sache geltend gemacht, so entscheidet die Rechtsordnung des Staates, in dessen Gebiete sich die Sache befindet (Sachstatut). Gegen eine Person kann einem Privatmanne nach dem Rechte der gesitteten Völker ein Recht nur zustehen kraft Familienrechts oder kraft eines Forderungsrechts, an einer Sache kraft dinglichen Rechts; im Familienrechte gilt daher das Personalstatut der unterworfenen Person, im Forderungsrechte das Personalstatut des Schuldners, im Sachenrechte das Sachstatut der gelegenen Sache. Für alle andern Rechte ist die Rechtsordnung des Staates maßgebend, wo die Handlungen, die jemand auf Grund eines Rechts gebühren, vorgenommen, oder die Handlungen, die auf Grund des Rechts ausgeschlossen erscheinen, unterlassen werden sollen (Gebietsstatut).

Es gilt also immer die Rechtsordnung des Staates, der die Wirkung beherrscht (das Wirkungsstatut); soll die Wirkung in bezug auf eine Person eintreten, das Personalstatut, soll sie in bezug auf eine Sache eintreten, das

Sachstatut. Entspringen einem Tatbestande mehrere Wirkungen, so richtet sich das Statut für jede einzelne Wirkung nach ihrer Natur, gehören mehrere Tatbestände dazu, um eine Wirkung zu erzeugen, so werden sie alle nach deren Statut beurteilt. Mehrere Tatsachen mit einer Wirkung — ein maßgebendes Statut; ein Tatbestand mit mehreren Wirkungen — mehrere maßgebende Statute.

Bedeutsam ist zunächst die dem ganzen Werke zugrunde liegende Rechtsauffassung. Daß Zitelmann das objektive Recht vom Staate ableitet, wäre an sich bei einem modernen Internationalisten selbstverständlich; es handelt sich für ihn, wie für alle andern, im internationalen Privatrecht nur um die Kollision der Rechte verschiedener Staaten. Aber er zieht aus diesen Gedanken die äußersten Folgerungen: er leitet auch jedes subjektive Recht vom Staate ab. Wenn jemand ein Recht gebührt, so gebührt es ihm in letzter Linie immer auf Grund staatlicher Verleihung oder staatlicher Anerkennung. Zitelmann hat nicht verkannt, daß diese Auffassung unhistorisch ist; die subjektiven Rechte sind älter als der Staat, selbst heute wird es noch in Europa individuelle subjektive Rechte geben, die ihrem Ursprunge nach in der vorstaatlichen Zeit wurzeln. Aber für das heutige internationale Privatrecht kommt es auf die Vorstellungen an, die heute über Staat und Recht herrschen oder zum mindesten in Bildung begriffen sind. Und das, was darüber heute gewissermaßen in der Luft liegt, hat in der Zitelmannschen Lehre einen kräftigen Ausdruck gefunden. In diesem Sinne bedeutet das Zitelmannsche Werk geradezu den Abschluß der bisherigen Entwicklung.

Dasselbe kann auch von dem andern Grundgedanken des Zitelmannschen Werkes, von dessen Internationalismus, behauptet werden. Der nationalistischen Richtung im internationalen Privatrecht steht die internationalistische zweifellos als die modernere, höhere, gegenüber. Wenn die Nationalisten jeden Richter zunächst nach seinem Rechte erkennen lassen wollen, so lassen sie eigentlich den Zufall, daß gerade dieser Richter angerufen worden ist, über das anzuwendende Recht entscheiden. Die Internationalisten fragen dagegen, welchem Recht ein Rechtsverhältnis aus inneren Gründen unterworfen ist. Aber wie jeder neue Gedanke, so hat auch der internationalistische einen schweren Kampf auszukämpfen, bis er in die Tiefe dringt. Heute sind vielleicht alle noch in einem gewissen Sinne Nationalisten, selbst die Internationalisten nicht ausgenommen; auch sie können nirgends den überkommenen Gedanken los werden, daß der Richter vor allem dazu da ist, um das Recht des Staates, der ihn bestellt hat, anzuwenden. Einheimisches Recht, das ist das Selbstverständliche, fremdes Recht das, was ausnahmsweise unter ganz besonderen Verhältnissen in Betracht kommt. Der Gegensatz zwischen Nationalisten und Internationalisten ist heute noch in Wirklichkeit gar nicht so groß, als es den Anschein hat.

Auch in dieser Richtung hat Zitelmann aus der bisherigen Entwicklung die Summe gezogen. In keinem System des internationalen Privatrechts ist je das einheimische und fremde Recht in dem Maße als gleichberechtigt behandelt worden: sein System ist eine von allen nationalistischen Schlacken

befreite, durchaus internationalistische Lehre. Sie ist daher auch durchaus rationalistisch und ihrem innersten Wesen, der ganzen Absicht nach vollständig unhistorisch; denn der Nationalismus ist immer das historische Element im Rechte. Zitelmann will nichts andres zeigen als ein Ziel: dahin müssen wir gelangen, wenn wir streng rationalistisch aus der gegebenen Voraussetzung die Schlußfolgerungen ziehen.

Die Darstellungen des internationalen Privatrechts haben bisher stets mit einer eigentümlichen Schwierigkeit zu kämpfen gehabt. Es gibt nämlich heute noch keine internationale Rechtssprache. Die den verschiedenen nationalen Rechten eigentümlichen Rechtseinrichtungen sind so verschiedenartig, daß es kaum möglich ist, sie in der Ausdrucksweise eines fremden Rechts auszudrücken. Jedes Recht hat seine Terminologie und seine Begriffswelt. Wie sollen die Anwendungsnormen, die ihrer Natur nach für alle Rechtssysteme gelten sollen, sich über diese Nichtübereinstimmung hinweghelfen?

Schon die nationalistische Richtung mußte darauf nicht selten hinweisen. Die Anwendungsnorm eines Staates bestimmt etwa: Das von einem handlungsunfähigen Ausländer abgeschlossene Geschäft ist gültig, wenn es von seiner Vormundschaftsbehörde genehmigt wird. Was geschieht aber, wenn das Recht, das hiernach zur Anwendung kommt, unter Handlungsunfähigkeit, Vormundschaftsbehörde, Genehmigung etwas ganz andres versteht als das Recht, das seine Anwendung vorschreibt? Die Nationalisten helfen sich mit dem Grundsatze, auch darüber müsse das eigene Recht entscheiden. Das ist einfach, aber oft nicht durchführbar; wer je mit ausländischen Urkunden zu tun hatte, weiß, wie schwer es manchmal ist, zu sagen, ob diese Urkunde auch nach inländischem Recht öffentlich ist, ob die Rechtsfolgen, die sie wirken soll, dinglich oder obligatorisch sind. Da darüber das fremde Recht ganz andre Auffassungen haben mag, als das einheimische, so ist es eben deswegen auch sehr schwer, nach einheimischem Rechte zur Klarheit zu gelangen. Noch größer ist die Schwierigkeit für die Internationalisten, denen auch dieser Notbehelf versagt bleiben muß. Wenn das internationale Privatrecht Normen enthalten soll, die nicht einer bestimmten staatlichen Rechtsordnung angehören, sondern für alle staatlichen Rechtsordnungen maßgebend sein sollen, dann dürfen sie auch nicht mit der Terminologie und Begriffswelt einer bestimmten staatlichen Rechtsordnung gemessen werden.

An sich richtig, ist diese ganze Auffassung doch nur Ausdruck der ganz äußerlichen Betrachtung, die in der Rechtswissenschaft herrscht, und Zeugnis, daß wir noch heute die Gedankengänge einer Zeit nicht ganz überwunden haben, die im Rechte nichts andres erblickte als willkürliche Einfälle eines beliebigen Gesetzgebers. Gewiß sind die Rechtseinrichtungen der Völker sehr verschieden, aber doch nicht mehr, als die von ihnen gesprochenen Sprachen verschieden sind. Diese Verschiedenheit hat uns trotzdem nicht verhindert, eine vergleichende Grammatik zu schaffen und so die allen Sprachen gemeinsame innere Gesetzmäßigkeit zu erkennen. Zitelmann hat schon in einem in der Wiener Juristischen Gesellschaft im Jahre 1888 gehaltenen Vortrage[1]) diese Lösung an-

[1]) Zitelmann, Über die Möglichkeit eines Weltrechts, 1888.

gedeutet. Da die Bedürfnisse der Menschen, zu deren Befriedigung die Rechtseinrichtungen dienen, im wesentlichen bei allen Völkern und in allen Staaten gleichartig sind, so müssen auch diese Einrichtungen im wesentlichen gleichartig sein. Es ist daher kein unmögliches Unternehmen, die individuellen Verschiedenheiten der Rechtssysteme auf einen gemeinsamen Nenner zurückzuführen, das allen Gemeinsame herauszuschälen und so gewissermaßen eine vergleichende Grammatik des Rechts der vergleichenden Grammatik der Sprachen an die Seite zu stellen. Eine tiefer eingreifende Betrachtung zeigt, daß die anscheinend eigenartigsten und individuellsten Gebilde sich in sehr einfache Formen zerlegen lassen, die sich in allen Rechtssystemen, wenn auch selbstverständlich nicht vollzählig, vorfinden, gerade so wie alle Sprachen der Menschheit dieselben formellen Bestandteile aufweisen. Diese Grammatik der Rechtsbegriffe, zu der Zitelmann durch eine unendlich feine Analyse der Einrichtungen der positiven Rechtssysteme gelangt, legt er seinem System des überstaatlichen internationalen Privatrechts zugrunde, und schafft so eine tatsächlich für jedes Recht gleichermaßen gültige internationale Privatrechtslehre.

Die Bedeutung dieser Untersuchungen reicht weit über ihren unmittelbaren Zweck hinaus. Sie führen zur analytischen Jurisprudenz der Engländer, die, am Anfang des 19. Jahrhunderts von Bentham begründet, bis jetzt die herrschende Richtung in der englischen theoretischen Rechtswissenschaft geblieben ist. In Deutschland hat die gemeinrechtliche Dogmatik deren Aufgaben bisher erfüllt, wie dies auch von Holland, dem bedeutendsten unter den lebenden Vertretern der englischen Richtung, bereitwilligst anerkannt wird. Ein Vergleich des Zitelmannschen Werkes mit dem Hauptwerke von Holland, Elements of Jurisprudence, ist außerordentlich belehrend und zeigt, welche Fülle von Gedanken, welchen Reichtum an Anregungen der jüngere deutsche Verfasser der in Deutschland erst zu begründenden Lehre auf den Weg zu geben vermochte. Man darf wohl annehmen, daß in dieser analytischen Richtung eher die Zukunft der Rechtswissenschaft liegt, als in der jetzt so sehr überwuchernden Exegetik des bürgerlichen Gesetzbuches. In dieser Beziehung könnte Zitelmann bahnbrechend gewirkt haben.

Es ist für den Zeitgenossen nicht leicht, zu der großartigen Gedankenarbeit Stellung zu finden, der wir das Zitelmannsche Werk verdanken. Heute schon steht es fest, daß es der Privatrechtswissenschaft — ganz abgesehen von dem, was es für die Wissenschaft des internationalen Privatrechts bedeutet — Anregungen in solcher Zahl geboten hat, wie vielleicht lange schon kein rein juristisches Werk deutscher Zunge. Aber Bücher sind nicht das, was sie sind, sondern das, was sie für uns sind; es ist klar, daß die Bedeutung des Zitelmannschen Werkes eine ganz andre sein wird, je nachdem es sich durchzusetzen imstande sein wird oder nicht. Das hängt aber wieder nicht von der „Richtigkeit" oder „Unrichtigkeit" seiner Lehren, sondern von einer Reihe von Umständen ab, für deren Abschätzung dem Zeitgenossen jeder Maßstab fehlt. Das äußerste, was für ein großes Werk seine Zeit tun kann, ist, ihm seine geschichtliche Stellung, sein Verhältnis zur Vergangenheit und zur Zukunft zu bestimmen. Das habe ich in der vorstehenden Darstellung versucht.

Zornige Heilige[1].

Von

C. von Hoiningen-Huene.

In einem interessanten Essai über die Philosophie Molières behandelt Brunetière die Frage: wo waren zwischen 1660 und 1664 die Originale der Tartuffe, da es sich doch am Hofe des damals noch sehr jungen und sehr weltlichen Ludwigs XIV. gar nicht verlohnte, Frömmigkeit zu heucheln. Es gab dort keine Heuchler aus dem einfachen Grunde, daß Heuchelei und Frömmelei zu nichts führen konnten. Daher sind es keine bestimmten Personen, es ist die Religion selbst, die Molière angreift, das Christentum, als im Widerspruch stehend zur Natur, und als entbehrlich zu einer rechtschaffenen Lebensführung.

Brunetière kannte nicht die „Annales de la Compagnie du Saint-Sacrement" (1695), sonst würde das Urteil des berühmten Kritikers wesentlich anders gelautet haben. Der Tartuffe ist ein eminent historisches Stück, die „Originale", die Molière in seinen Verteidigungsschriften wiederholt erwähnt, sie waren leibhaftig vorhanden im hohen Adel, bei Hof, im Parlament, in der Geistlichkeit. Sie bildeten eine geheime, festgeschlossene Gesellschaft, eine Macht, die neben der kirchlichen und der staatlichen Autorität stand und zwar im Gegensatz zu ihr: ein Staat im Staate. In Korrespondenzen und in Parlamentsurteilen des 17. Jahrhunderts wird sie erwähnt als: „La cabale des dévots". „Le parti des saints". „Les zélés", „Les bigots", „Les chiens de chasse des jésuites". La noire cabale". „Les invisibles". „Les frères des œuvres fortes". „Les chevaliers de la bonne foi". „Les confrères de la propagande de foi", „Les Tartuffes" und endlich — bei ihrem wahren Namen — „La compagnie du St. Sacrement de l'autel". Mazarin, Le Tellier, Colbert

[1] Raoul Allier, La Cabale des dévots. Paris, Librairie Colin. 1902. — Revue historique, Dezember 1899: F. Rabbe, Une société secrète catholique au XVII. siècle. — Revue des deux mondes, 1. August 1890: F. Brunetière, La philosophie de Molière. — 1. Juli, 1. August, 1. September 1903: Alfred Rébelliau, Un épisode de l'Histoire religieuse du XVII. siècle.

bezeichnen sie als eine Gefahr für den Staat, und die Behauptung eines Zeitgenossen, der „Tartuffe" sei auf direkten Befehl des Königs geschrieben, ist höchstwahrscheinlich. Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß eine Gesellschaft von solcher Bedeutung den Historikern nahezu zweihundert Jahre lang unbekannt bleiben konnte. Was endlich, vor etwa dreiundzwanzig Jahren, zu ihrer Entdeckung führte, war das Auffinden der genannten Annalen durch den Jesuiten P. Le Lasseur, der einem seiner Ordensgenossen, dem P. Clair, und dem Benediktiner, Dom Beauchet-Filleau, Mitteilung davon machte. Nach dem Tode Le Lasseurs veröffentlichte P. Clair 1888/89 vier Artikel über die Compagnie, die aber weniger eine Veröffentlichung als eine Verschleierung waren, so geschickt ist alles verschwiegen, was über die wahre Bedeutung seiner Gesellschaft hätte Aufklärung gegeben. Ebenso ungenügend war die Studie Beauchet-Filleaus in der in Paray-le-Monial erscheinenden Zeitschrift „Le règne de Jésus-Christ", 1884. Beide Arbeiten blieben so unbeachtet, daß F. Rabbe, dem die Annalen 1899 auf der Nationalbibliothek in die Hände fielen, sich für den ersten Entdecker halten konnte. Die Auszüge und der Kommentar, die er in der „Revue historique" herausgab, bieten ein wenn auch unvollständiges, so doch durchaus richtiges Bild von der Sache. Gerade diese Richtigkeit setzte Rabbe den heftigsten Angriffen aus, zu denen einige unbedeutende historische Schnitzer nur den Vorwand bildeten. Unmittelbar nachher, 1900, erfolgte durch Beauchet-Filleau die schon 1884 von ihm versprochene Herausgabe der gesamten Pariser Annalen, sowie der Register der Compagnie in Grenoble, Limoges, Poitiers und der Statuten für die kleinen Städte und das flache Land. Im Jahre 1902 erschien dann von protestantischer Seite her, von Raoul Allier, ein ausführliches gründliches Werk über die Compagnie in ihrem Zusammenhang mit der Zeitgeschichte. Die Untersuchungen sind jedoch noch lange nicht abgeschlossen, da die Compagnie über ganz Frankreich verbreitet war, und ihre Geschäftsbücher in den Provinzialarchiven sich zerstreut finden. Was wir bis jetzt wissen, reicht indessen aus, um ein abschließendes Urteil über diese merkwürdige Erscheinung zu gewinnen.

Die katholische Gegenreformation, d. h. jene Bewegung, die eine Reform im Innern der katholischen Kirche und gleichzeitig die Verdrängung des Protestantismus erstrebte, war in Frankreich nicht recht zum Durchbruch gekommen, trotz der zahllosen Klöster, die im 16. und 17. Jahrhundert dort entstanden. Das Konzil von Trient hatte, als den gallikanischen Freiheiten zuwider, keine Aufnahme gefunden. Der Episkopat war durchaus verweltlicht; er hielt sich mehr bei Hof, in der Armee oder im Auslande auf, als in den Diözesen; unter 127 Bischöfen kaum 15, die ihre Amtspflichten erfüllten. Aus Richelieus nachgelassenen Papieren geht hervor, daß er dem Werke der Gegenreformation nicht ganz so gleichgültig gegenüberstand, als es den Zeitgenossen schien; ihnen galt er wegen seiner durchaus weltlichen Politik für einen „Patriarchen der Atheisten" und wegen der Toleranz gegen die Protestanten als einen „Papst der Kalvinisten". Er hatte den König zu einem Frieden mit ihnen bewogen, weil man es „geduldig abwarten müsse, ob Gott sie erleuchte". Der Protestantismus in Frankreich war um 1628

politisch eine Null und in religiöser Hinsicht erschlafft und durch Zwietracht gespalten. Die Katholiken verspürten weniger Haß als Mitleid mit ihrem herabgekommenen Gegner, und dieser vergaß allmählich die stolze puritanische Haltung, in der er früher verächtlich auf die „Papisten" hinabgesehen. Man fing wieder an, gesellschaftlich miteinander zu verkehren, gemeinsame Feste zu feiern, zusammen zu spielen und zu tanzen. Es war daher für Richelieus Staatsklugheit kein Grund vorhanden, die Protestanten nicht die geringe Freiheit, die ihnen das Edikt von Nantes gewährte, ruhig genießen zu lassen.

Angesichts dieses Tatbestandes, daß von Staat und Kirche weder die Reform des Katholizismus noch die Vertreibung der Protestanten zu hoffen war, beschloß um 1627 ein Mitglied des hohen Adels, Heinrich de Levis, Herzog von Ventadour, die Gründung einer Gesellschaft ohne Ordensgelübde und ohne Ordenskleid, schlechtweg „die Compagnie" geheißen. Mit allen Mitteln, die Vornehmheit, Reichtum, Amt, Wissenschaft, praktische Tüchtigkeit, Familienverbindungen usw. verleihen, und mit absoluter Skrupellosigkeit in bezug auf die Mittel zum Zwecke sollte diese Compagnie da eingreifen, wo die weltlichen oder geistlichen Behörden nicht ihre Schuldigkeit taten, d. h. so ziemlich überall. Der Gründer dieser Gesellschaft war aufgewachsen unter den Eindrücken der Religionskriege und des fanatischsten Protestantenhasses. Seine Mutter war jene sanfte Dame gewesen, die die Belagerung der protestantischen Stadt Privas leitete und die den Verteidigern ein Schreiben hineinschickte, in dem es heißt: „Man wird euch das Fell abziehen wie Schlachtkälbern, damit viel gegerbtes Leder auf den Markt von Beaucaire kommt." In ihrem Hause wurde die Gemahlin Heinrichs von Ventadour seit ihrer frühesten Jugend erzogen, und diese Erziehung zur Frömmigkeit gelang so vollständig, daß die junge Herzogin eines Tages ihrem Gemahl erklärte, sie fühle sich berufen, bei den Karmeliteſſen einzutreten. Er übergab sie 1629, erst achtzehnjährig, dem Kloster zu Avignon und ließ sich selbst 1641 die Priesterweihe erteilen. Zur Zeit, als er den Plan zur Gründung der Compagnie faßte, war er noch bei der Armee und wütete als Befehlshaber im Süden Frankreichs gegen die Protestanten. Ganze Landstriche ließ er ihretwegen verwüsten, die Weinberge ausreißen, die Obstbäume umhauen, unbekümmert darum, daß auch seine eigenen Besitzungen von der Verwüstung getroffen wurden. Freilich wußte er sich für den erlittenen Schaden in einer ganz originellen Weise Ersatz zu schaffen. Er ließ den Stadtrat von Mauvert zu sich entbieten und, als er erschien, ihn verhaften. Dann sandte er den Bürgern Botschaft, daß er die Gefangenen nur herausgeben werde, wenn sie ihm, dem Herzog, das zahlen würden, was sie der protestantischen Stadt Nimes schuldeten. Für diese Zahlung annullierte er der Bürgerschaft die Schuldbriefe, die sie ihren protestantischen Gläubigern in Nimes ausgestellt hatten. Zwischen zwei Feldzügen, während eines Aufenthaltes in Paris, arbeitete der Herzog unter dem Beistande seiner geistlichen Freunde, des Abbé de Grignan (später Erzbischof von Arles und bekannt aus den Briefen der Madame de Sévigné), des Kapuziners P. d'Angoumois und des Oratorianers P. de Condren, seine Statuten aus. Er sandte dieses „petit imprimé" an

die Personen, die er für geeignet zu dem Werke hielt. Die Träger der vornehmsten Namen und der einflußreichsten Ämter schlossen sich an: den Herzog von Liancourt, den Herzog von Nemours, den Prinzen von Conti, den Marschall von Schomberg, die beiden Präsidenten des Pariser Parlaments, Vater und Sohn de Lamoignon, die Marquis Fenelon und Laval, die Grafen de Voyer d'Argenson, den General der Oratorianer, den Beichtvater des Königs, den des Herzogs von Orléans; die höchsten Hofbeamten usw. finden wir im Laufe der Jahre als Mitglieder in den „Annalen" erwähnt. Wenn auch die einfachen Bürger nicht ausgeschlossen waren, so traten sie doch ganz zurück an Zahl und Einfluß hinter den hommes d'épée, de robe und d'église. Der Bund war ein vorwiegend aristokratischer, wenigstens in Paris. „Die Großen von Juda", schreibt der Oratorianer Amelotte begeistert, „sind in den Stamm Levi übergetreten, und alle Arten vornehmer Leute sind zur Gnade des Priestertums berufen. Die Herzogs- und Grafenkronen werden eingeschmolzen zu Kelchen und Ciborien."

Der Erzbischof von Paris hatte sich der Gründung entschieden widersetzt. Da jedoch Ludwig XIII. bereits seine Zustimmung erklärt hatte, und Richelieu die Sache ignorierte, so setzte man sich über die Verweigerung der bischöflichen Approbation hinweg und wandte sich an den Papst. Dieser begriff die Sache so wenig, daß er glaubte, es handle sich um eine gewöhnliche Brüderschaft, der er seinen Segen nebst einigen Ablässen sandte. Die Compagnie ärgerte sich darüber und wies die Ablässe zurück. Sehr bald jedoch sah sie ein, wie notwendig es war, ihre eigentliche Bedeutung in tiefstes Geheimnis zu hüllen, und daß hierzu nichts dienlicher sei, als gerade der Deckmantel einer confrérie. Nur so konnte man Übelstände und Übeltäter verfolgen, ohne sich selbst der Verfolgung auszusetzen. So wurde denn das Geheimnis die Seele des Bundes; immer sorgfältiger wurden zu diesem Zwecke im Laufe der Jahre die Statuten ausgearbeitet. Dem herausfordernden Namen „die Compagnie", wurde 1630 der Zusatz beigefügt, „du St. Sacrement de l'autel", wodurch man in der Menge der Sakramentsbrüderschaften verschwand, deren es in allen Pfarreien gab. Ganz zufällig war man auf diesen Namen gekommen, als die wöchentliche Versammlung vom Samstag auf den Donnerstag verlegt wurde und es einem Mitgliede einfiel, daß dieser Tag dem Altarsakrament geweiht sei. Was konnte geeigneter sein, um argwöhnische Bischöfe zu täuschen? Die Annalen sprechen es ganz offen aus, daß der Schein einer Sakramentsbrüderschaft zum Zwecke dieser Täuschung gedient habe. Man hielt zwar einen Ehrensessel für den Bischof bereit, allein er hatte sich auf demselben schweigend zu verhalten „wie Gottvater auf seinem trône de gloire". Nur ein Beispiel von der Aufnahme eines Bischofs in die Compagnie erwähnen die Annalen; die übrigen neunzehn, die im Laufe der Jahre als Affiliierte genannt werden, scheinen vor ihrer Erhebung in den bischöflichen Stand dazu gehört zu haben. Es ist bezeichnend für die ultramontane Richtung dieser Gesellschaft, daß sie 1649, während der damalige Erzbischof von Paris keine Ahnung von ihrer Existenz hatte, den päpstlichen Nuntius mit Pomp empfing und in ihrer Versammlung präsidieren ließ.

Obschon Ordensleute bei der Gründung beteiligt waren, so wurde dennoch 1633, gerade auf deren Antrag, die Aufnahme weiterer Ordensgeistlicher ausgeschlossen, weil diese das Geheimnis ihren Oberen gegenüber nicht hätten wahren können. Auch war der esprit particulier der Orden nicht vereinbar mit dem esprit universel der Compagnie. Die Malteser waren der einzige Orden, den man zuließ, weil ihm der esprit particulier fehlte. Von Priestern sollten nur solche Aufnahme finden, die mitten in der Welt stünden und unabhängig seien. Die bekanntesten unter ihnen sind Bossuet und Vincenz de Paul.

Wiederholt wurde die Zulassung von Frauen zur Compagnie debattiert; man konnte sich nicht dazu entschließen, indem man ihrer Verschwiegenheit ebenso wenig traute, wie der der Ordensleute. Das schloß jedoch nicht aus, daß man sich ihrer häufig als Werkzeug bediente auf Gebieten der christlichen Liebestätigkeit, die Männern unzugänglich gewesen wären. Einzelne Damen, wie die Herzogin von Aiguillon, die Herzogin von Longueville, die Herzogin von Conti, Madeleine de Lamoignon, Madame Fouquet, Madame de Renty usw., waren zweifellos ins Vertrauen gezogen. Ausgeschlossen von der Compagnie blieben ferner solche Personen, die in Paris einen Prozeß anhängig hatten, und während der Fronde alle Frondeurs. Ein bestimmtes Versammlungslokal hatte man nicht. In Paris kam man zuerst bei den Kapuzinern von St. Honoré zusammen; allein man gab die Klöster auf, weil man dort zu sehr beobachtet wurde, und wählte abwechselnd die Häuser von Mitgliedern.

Ursprünglich hatte man den Lakaien eine Christenlehre in gesondertem Zimmer gehalten; dann aber wurde gewünscht, die vornehmen Herren möchten ohne Gefolge kommen, so unscheinbar als möglich. Keine Pflicht wurde schärfer eingeprägt als die Wahrung des Geheimnisses. Ein merkwürdiger Beweis, wie das Geheimnis gewahrt wurde und mit welchem Erfolg, findet sich in Boileaus Werken. Die innigste Freundschaft verbindet den Dichter mit Wilhelm von Lamoignon, den er nach seinem Tode feiert als ein Juwel von Rechtschaffenheit, Heiligkeit, Gelehrsamkeit, Liebenswürdigkeit. Er rechnet es sich zur höchsten Ehre an, daß dieser herrliche Mann ihn seines intimsten Verkehrs gewürdigt, ihn bis „in die Geheimnisse seines Herzens" habe hineinschauen lassen. Derselbe Boileau aber haut und sticht mit den beißendsten Versen auf die Cabale des dévots bei jeder sich darbietenden Gelegenheit —

Leur cœur qui se connaît, et qui fuit la lumière,
S'il se moque de Dieu, craint Tartufe et Molière.

Er ist ahnungslos, daß sein liebster Herzensfreund eins der einflußreichsten Mitglieder jenes Geheimbundes ist, gegen den er seine giftigsten Pfeile abschießt, und Lamoignon hütet sich, ihm in den Arm zu fallen und die Pfeile aufzuhalten. Eine vorwitzige Zweigcompagnie, die zu wissen verlangte, warum sie so im Dunkeln schleichen müsse, fertigte man damit ab: um das verborgene Leben Christi in der Hostie nachzuahmen; man trage „die Livree eines verborgenen Gottes". Niemals durfte vor einem Uneingeweihten ein Wort über die Compagnie oder deren Werke geredet werden, nie trat sie als Korporation schreibend oder handelnd in die Öffentlichkeit; immer waren es einzelne Mitglieder, die wie aus eigner Initiative handelten. Wenn die Compagnie

Suppenhäuser und Spitäler baute, so schob sie Vincenz de Paul vor, der vor der Welt die Ehre davon hatte; bekämpfte sie das Duell, so tat sie es durch den Marquis de Fénelon, der dadurch allem Haß und allen Insulten der Anhänger des Duells ausgesetzt wurde; ging sie den Mißständen der Justiz zu Leibe, dann war Lamoignon ihr Mann usw. Oft bediente sie sich ganz Fremder; so waren z. B. Vincenz de Paul und der Marschall Schomberg jahrelang Werkzeuge der Compagnie gewesen, ohne zu ahnen, wer hinter ihnen stand, ehe man sie in das Geheimnis einweihte und als Mitglieder aufnahm. Beide wurden in der Folge die tätigsten Agenten. Auch der Oheim Ludwigs XIV., der nichts weniger als fromme Gaston von Orléans, von dem die Couplets singen:

Ne faisant jamais abstinence,
Si ce n'est d'eau et de poisson,
De jubilés et d'indulgences.

ließ sich ahnungslos zu „coups de force“ gebrauchen, die ein andrer als ein königlicher Prinz nicht ungestraft hätte ausführen dürfen. Dem König legte die Compagnie ausgearbeitete Gesetze, dem Papst fertige Breve vor, die, unterzeichnet, auf Mit- und Nachwelt den Eindruck machten, als seien sie von allerhöchster Stelle ausgegangen. Ein Schreiben des Vincenz de Paul ist charakteristisch für die Art des Vorgehens:

Ich habe es nicht ablehnen können, Ihnen zu schreiben aus Rücksicht für die, welche von mir Ihren Beistand verlangt haben. Es handelt sich um Abschaffung des Duells ... Der Herr Marquis de la Mothe-Fénelon ist derjenige, dessen Gott sich bedient hat, um die Mittel zu ihrer Beseitigung anzuregen ... Diese Anfänge haben den Erfolg gehabt, den Sie aus beifolgendem Schreiben ersehen ... Der König hat sein ganzes Haus dieser Resolution beitreten lassen. Die Städte von Languedoc und Bretagne haben die Edelleute, die sich von jetzt an noch duellieren werden, des Rechtes beraubt, auf dem Landtag zu erscheinen ... Jetzt ist es noch notwendig, den Papst zu einem Breve zu veranlassen, in dem er das gute Werk segnet. Ich schicke Ihnen den Entwurf zu dem Breve; man hält ihn für so gut ausgearbeitet, daß nichts daran geändert werden könne, ohne den Zweck, den man dabei hat, zu zerstören. Setzen Sie sich gut über die Sache au fait, um irgendeinen Kardinal zu unterrichten, der Sr. Heiligkeit deren Wichtigkeit vortragen kann und will. Der Nuntius gibt denselben Auftrag und schickt ihn an seine Agenten.

Die Compagnie verbreitete sich rasch über ganz Frankreich. Man weiß bis jetzt sechsundfünfzig Städte, wo sie bestanden hat; in Wirklichkeit waren ihrer viel mehr, wie aus Notizen einer Inspektionsreise hervorgeht, z. B.: „Duplessis-Mombard begab sich nach Nantes, wo er eine kraftvolle und fromme Compagnie fand, dann nach Rennes und in die andern Compagnien der Bretagne.“ Von diesen „andern“ fehlt bis jetzt noch jeder Nachweis. Überall standen drei „Offiziere“, Oberer, Direktor und Sekretär, sowie ein Rat von sechs Mitgliedern an der Spitze. Die „Offiziere“ werden alle drei Monate neugewählt. Die Zweigcompagnien in den Provinzen hielt man in strengster Abhängigkeit, man verlangte von ihnen eine „subordination qui leur donnait bénédiction“. Sie durften nicht mit den Nachbarstädten korrespondieren oder persönlich verhandeln: alles ging über Paris. Sie durften auch keine neuen Zweigcompagnien bilden, sondern nur kleine „Sakramentsgesellschaften“, die nicht ahnten, daß sie einem großen Organismus angehörten. Erst spät, und

unter Zittern, gestattete Paris, daß einige weit entlegene Städte, z. B. die am Mittelmeer, zu je zwei und zwei, miteinander verkehrten. Wer in der Provinz zur Compagnie gehörte, hatte darum noch nicht das Recht, in Paris den Versammlungen beizuwohnen. Immer strenger wurde die Zentralisation, je größer die Gefahr der Entdeckung wurde. Man entzog die Beratung der wichtigeren Angelegenheiten der wöchentlich stattfindenden Mitgliederversammlung und legte sie ganz in die Hände der monatlich zusammenkommenden „Offiziere". Die gewöhnlichen Mitglieder durften auch keinen Vorschlag mehr machen, der nicht vorher die Zustimmung des Oberen gefunden. Allmählich bildete sich innerhalb dieser geheimen Gesellschaft eine noch geheimere Binnengesellschaft zu dem Zweck, die Glaubensstellung der Mitglieder zu überwachen und diejenigen hinauszudrängen, deren Katholizismus nicht tadellos befunden wurde. Es wurden geheime Konduitenlisten geführt. Mit unendlicher Vorsicht wurden neue Mitglieder geworben. Nicht nur Charakter und Lebenswandel kamen in Betracht, sondern auch Gaben, aus denen das Werk Nutzen ziehen könne. Langsam und schrittweise zog man den Erwählten in den Zauberkreis des Geheimnisses hinein, indem ein der Compagnie angehörender Bekannter gelegentlich hinwarf: „Ich hätte wohl Lust, einen gemeinnützigen Verein zu gründen, möchten Sie dabei mittun?" Oder: „Ich kenne einige Personen, die gemeinsam gute Werke verrichten; würde es Ihnen Freude machen, einmal mit ihnen zusammengebracht zu werden?" und ähnlich.

Ein Gegenstand beständiger Sorge war die Truhe mit dem Archiv. Sie wanderte aus einem Haus ins andre. Auf dem Deckel war ein Zettel aufgeklebt: „Dieser Koffer mit seinem ganzen Inhalt gehört dem Herrn N., der die Schlüssel dazu besitzt und sie bei mir niedergelegt hat." Einmal wurde dem Könige hinterbracht, Lamoignon bewahre eine Truhe mit geheimnisvollen Papieren. Der Präsident erhielt Befehl, Mitteilung darüber zu machen. Er erbat sich eine Audienz und gab Ludwig XIV. zu, ein solches Depôt zu haben, seine Persönlichkeit bürge dafür, daß es nichts Staatsgefährliches enthalte: „Ew. Majestät würden mich nicht mehr achten können, wenn ich fähig wäre, mehr darüber zu sagen." Der König verzichtete auf die Kenntnis des Inhaltes, aber die Truhe wird wohl noch in selbiger Nacht um ein Haus weiter gewandert sein.

Für die Finanzgeschäfte bediente man sich weder einer Bank noch eines Notars. Bei Vermächtnissen durfte nie die Compagnie, nur drei Mitglieder durften genannt werden; auch nicht die nähere Bestimmung des Legats, nur „zu guten Werken, von denen Sie wissen, ohne Verantwortung". Als ein gedankenloses Mitglied einmal die Compagnie als Erbin genannt hatte, da verzichtete man lieber auf das Geld als auf das Geheimnis. Einem päpstlichen Nunzius war es gelungen, Aufnahme zu finden. Er wollte 1659 die Compagnie auch in Rom unter den Augen des Papstes errichten. Allein er konnte die Statuten nicht erlangen, überhaupt keinen schriftlichen Nachweis, daß bereits seit dreißig Jahren eine in vollster Tätigkeit befindliche Gesellschaft existiere. Was er erhielt, war nur ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Projekt einer noch zu gründenden Gesellschaft.

Die Compagnie fing die Reform an bei dem Punkt, der ihr am nächsten lag: dem Pariser Armenwesen. Seit Franz I. war es Sache des Staates, und die französischen Könige hatten bereits manches auf diesem Gebiete getan. Allein gegen ein Heer von nahezu 40000 Bettlern, die wie eine Verbrecherbande in Paris hausten, hatten sich alle königlichen Ordonnanzen machtlos erwiesen. Die Compagnie errichtete Arbeiterwerkstätten für die, welche arbeiten wollten, und das Hôpital général, eine Art Gefängnis für die, welche zur Arbeit mußten gezwungen werden. Die ganze Bettlerkolonie im Faubourg St. Marceau wurde ausgefegt. Die vagabundierenden Priester und vorgeblichen Einsiedler ließ man durch Vincenz de Paul in St. Lazare einsperren — ein Auftrag, der ihm sehr widerstrebte und gegen den er sich zuerst gesträubt hatte. Krieg, Pest und Hungersnot verwüsteten das Land: Mitglieder der Compagnie gingen als Pfleger in die Pestspitäler, ausgehungerten Provinzen schickte man im Frühjahr das Saatkorn. In Kranken- und Irrenhäusern, in den Gefängnissen und auf den Galeeren richtete man Christenlehre ein. In Paris setzte die Compagnie hierzu die Orden in Bewegung: Montags gingen die Minoriten, Dienstags die Jesuiten, Mittwochs die Dominikaner usw. In der Armee übernahmen Edelleute die Katechese der Soldaten — die heutigen Sonntagsschulen. Eine ganz moderne Idee, ihrer Zeit weit voraus, war das Abholen der jungen Mädchen, die vom Lande, Stellen suchend, in die Hauptstadt kamen. Mitglieder der Compagnie erwarteten die Ankunft der Landkutschen und der Seineschiffe, um die Mädchen vor gewissenlosen Stellenvermittlerinnen zu schützen und in eine Mägdeherberge zu bringen. Hier wurde ihnen Klöppeln und Sticken gelehrt, womit sie den Unterhalt des Hauses selbst verdienten, während die Compagnie Stellen für sie suchte — das Werk der heutigen amies des jeunes filles. Man sorgte nicht nur dafür, daß die Kinder aus der untersten Schicht des Volkes getauft wurden, sondern man nahm sich auch ihrer Ernährung und Bekleidung an. Um das Kleinste und um das Größte kümmerte man sich: daß die Schulkinder ordentlich in der Prozession gehen, sich nicht raufen und mit Steinen werfen; und um die Bischöfe, daß sie in ihren Diözesen bleiben, Synoden halten und Seminare gründen sollten, freilich bei Schulkindern und Bischöfen mit gleichem Mißerfolg.

Drei oder vier Kirchen in Paris wurden seit undenklichen Zeiten während der Spätmessen, von zehn bis zwölf, zum Stelldichein für Liebespaare und für Klatschbasen benützt — die Compagnie machte dieser Gemütlichkeit ein radikales Ende. Sie duldete auch nicht mehr, daß die Damen in ausgeschnittenen Kleidern dem Gottesdienst beiwohnten, und erstrebten überhaupt ein Verbot gegen solche Kleider. Zwei Gebräuche, die heute noch bestehen, ließ die Compagnie einführen: die Verhüllung des Allerheiligsten während der Predigt und das „ewige Gebet" während der Fastnachtstage. Sie erwirkte Verbot der Sonntagsarbeit, des Fleischverkaufs an Fasttagen, der geistlichen Marionettenspiele, der Possenreißerei auf dem Pont neuf, des Kartenschlagens, des Wahrsagens und der Spielbanken. Dagegen gelang es ihr nicht, die Kirchweih auf den Dörfern von Tanzvergnügen und Jahrmarkt loszulösen. Sie frohlockt, als Lamoignon ihr mitteilt, es sei ihm gelungen, die cause grasse ab-

zuschaffen. Es war das eine karnevalistische Gerichtssitzung, zu der man, wenn irgend möglich, einen Skandalprozeß aufsparte, der an diesem Tage, gewürzt mit gallischem Witz und Schmutz, unter brüllendem Gelächter der Zuhörer abgehandelt wurde. Das Frohlocken über die Abschaffung der cause grasse war aber verfrüht, denn sie blieb noch très-grasse bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Die Compagnie gründete eine geheime Pfarrpolizei, die die Familien zu überwachen hatte. Kein Mittel war ihr zu verwerflich, um sich die genaueste Kenntnis über das Innerste des Familienlebens zu verschaffen, namentlich in den vornehmen und reichen Häusern. Sie bediente sich zur Spionage der Bruderschaften, denen die kleinen Leute, Handwerker, Arbeiter, Dienstboten, angehörten. Wo sie von ehelicher Untreue etwas erfuhr, da ließ sie dem beleidigten Ehegatten ein anonymes Schreiben zugehen, das ihm die Augen öffnete. Solche Schreiben waren überhaupt eine der mächtigsten Waffen dieses Geheimbundes. Mazarin fand sie, wenn er sich zu Tisch setzte, unter seinem Kuvert, wenn er sich ankleidete, in der Rocktasche, wenn er arbeitete, zwischen den Papieren seines Schreibtisches, ohne je herauszubringen, wie sie dahin gelangt und woher sie kamen. Verborgene Schandtaten, die die Behörden straflos ließen, zog die Compagnie in anonymen Druckschriften ans Licht. Sie wagte sich mit dergleichen bis an den Thron Ludwigs XIV. Mit aller Gewalt wollte man aus Paris ein himmlisches Jerusalem, aus Frankreich eine Civitas Dei machen.

Besondere Aufmerksamkeit wandte man dem Gerichtswesen zu. Die Compagnie stiftete ein außeramtliches Schiedsamt; sie besoldete zwei Advokaten für die Armen, schaffte die Erpressungen seitens der Gefängnisbeamten ab, die sich angewöhnt hatten, von den Verurteilten „Eintrittsgeld" zu verlangen; sie sorgte für die Pflege kranker Gefangener und ließ durch Vincenz de Paul das Spital für Galerensträflinge bauen. In Paris besoldete sie vier Wärter, die die Untersuchungsgefangenen regelmäßig in die frische Luft zu führen hatten. Sie plante öffentliche Leihkassen für das Volk mit niedrigem Zinsfuß und errichtete Magasins charitables. Überall förderte sie das Volksschulwesen. Für kein Werk legte sie sich größere Opfer auf, als für die Heidenmission. Was Raymund Luce im 13. Jahrhundert vergeblich gefordert, das verwirklichte sie: ein Seminar für Missionare. Auch die Errichtung einer Handelsgesellschaft für China zu Missionszwecken wurde beabsichtigt.

So eifrig die Compagnie ihre eignen Reformideen verwirklichte, so starr trat sie denen der Minister entgegen. Um weniger Geistlichkeit, aber gewissenhaftere zu erhalten, wollte Colbert das Zölibatsgelübde der Priester auf das siebenundzwanzigste Jahr, das der Mönche auf das fünfundzwanzigste, das der Nonnen auf das zwanzigste Jahr verschieben. Lamoignon und das Parlament widersetzten sich: das sei gut für das menschenleere Holland, aber nichts für das übervölkerte Frankreich; wenn man die Geistlichen erst so spät wolle Zölibat geloben lassen, dann würden überhaupt keine Gelübde mehr gemacht werden. Auch der Verminderung der zahllosen Feiertage, an denen Handel und Gewerbe stillstanden, widersetzte sich Lamoignon. Als Colbert trotzdem die Aufhebung von siebzehn Feiertagen durchsetzte, da rettete das

Parlament sich wenigstens den h. Bartholomäus, den h. Nikolaus und die Unschuldigen Kinder.

Die gesamte christliche Liebestätigkeit der Compagnie war jedoch nur Mittel zum Zweck: Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, und das Reich Gottes die katholische Kirche. Daher neben jener heißen Nächstenliebe, neben jener zarten Fürsorge für Arme und Kranke gleichzeitig ein fanatischer Haß gegen alles, was sich dem Hauptzweck hindernd entgegenstellte. Verlangte die Compagnie doch z. B. ein Gesetz für die Ärzte, jeden Kranken, der sich weigere, sofort zu beichten, hilflos liegen zu lassen. Nahm sie doch durchziehenden Zigeunern Frauen und Kinder weg, um sie in Klöster einsperren und taufen zu lassen. Frauen und Mädchen von unsittlichem Lebenswandel ließ die Compagnie eigenmächtig aufgreifen und in Besserungshäusern gefangen halten, ohne Untersuchung, ohne Gerichtsurteil. Neue Prediger ließ sie scharf überwachen, und wenn ihre Richtung nicht streng orthodox schien, moralisch vernichten; sie stiftete Verleumder an, die solche Prediger dem Volk als „trunksüchtig und unsittlich" verschreien mußten, um sie in ihrem Predigeramt lahm zu legen. Gegen die Juden erstrebte sie Verbannung aus Frankreich, die Illuminaten (eine Sekte, die auf die Herrschaft des h. Geistes wartete, ohne Hierarchie und ohne Kultus) machte sie binnen wenigen Jahren verschwinden oder richtiger sich verkriechen. Sie ruhte nicht, bis sie den mittelalterlichen Handwerkerbünden, den Compagnons du devoir, die ihre Statuten ebenso heimlich hielten, wie die Compagnie die ihrigen, ihr Geheimnis entrissen hatte. Dieses Geheimnis war im Grunde sehr harmlos, aber der damaligen Zeit galt es für die entsetzlichste Gotteslästerung. Der Mittelpunkt der Handwerkerbünde war die Feier einer gemeinschaftlichen Kommunion und einer Messe gewesen. Als aus politischen Gründen diese Bünde verboten wurden und sich ins Geheimnis flüchten mußten, da hielt man wenigstens unter sich eine Art religiöser Feier ab, unter ähnlichen Formen wie die der Meßliturgie; man verteilte z. B. Brot und Wein mit den Worten: „Das bedeutet Christi Leib und Blut." Die Compagnie war außer sich, als sie durch die Vermittlung eines schweizerischen Schusters, des „guten Heinrich", das herausgebracht hatte. Sie verfolgte fortan die Compagnons du devoir wegen Gotteslästerung, ein Verbrechen, auf das damals Todesstrafe stand.

Der eigentlichste Gegenstand ihrer Verfolgung aber waren die Protestanten und zwar einer hartnäckigen, raffinierten, grausamen Verfolgung. Die Aufhebung des Edikts von Nantes war die reife Frucht dessen, was die Compagnie zwischen 1629 und 1666 gesät hatte, sie war ihr höchster Triumph. Um dahin zu gelangen, hatte sie in ganz Frankreich alle Fälle sammeln lassen, in denen das Edikt auch nur um Haaresbreite war überschritten worden. Mit unglaublicher Gewandtheit kam sie weiteren Übertretungen zuvor. Die Protestanten richteten sich ein Spital in einer Vorstadt von Paris ein: die Compagnie ließ die Betten hinaustragen und ins „Hôtel-Dieu" bringen. Bei einer Deputation, die den Herzog von Longueville als Statthalter der Normandie begrüßen sollte, befanden sich protestantische Bürger von Rouen: die Compagnie ließ den Herzog auffordern, ihnen den Empfang zu verweigern.

Sie verlangte, daß Ärzten und Handwerksmeistern ins Diplom geschrieben werde, daß es nur gültig sei für einen katholischen Inhaber, andern Falles aber null und nichtig. Sie duldete nicht, daß in protestantischen Häusern Pensionäre aufgenommen wurden. Während sie verlangte, daß das katholische Abendmahl unter einem Baldachin zu den Kranken getragen werde und alle, auch die Protestanten, auf der Straße vor ihm niederknieten, ließ sie den Predigern verbieten, den protestantischen Kranken die letzte Tröstung in irgendwie bemerkbarer Weise zu bringen. Der holländische Gesandte mußte sich verwehren lassen, in seinem eigenen Hause mit seinen Glaubensgenossen zu beten. Am 6. Februar 1648 erließ das Parlament von Paris ein wichtiges Urteil, wonach den protestantischen Patronatsherren das Präsentationsrecht entzogen ward, die Verpflichtung zur Gehaltszahlung aber auferlegt blieb: die Compagnie ließ sofort Abschrift an alle ihre Zweigcompagnien senden mit dem Befehl, bei den Parlamenten der Provinz dasselbe Urteil durchzusetzen. In verschiedenen Städten, z. B. in Arles und in Metz, ließ die Compagnie protestantische Kirchen niederreißen. Vergeblich bemühte sie sich 1655, den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Kirche von Courcelles zu verhindern. In Rouen hielten zwei protestantische Frauen seit zwanzig Jahren eine A-B-C-Schule. Die Compagnie setzte durch, daß diesem „Skandal" ein Ende gemacht wurde. Ein charakteristisches Beispiel dafür, wie ihr auch auf diesem Gebiet, der Protestantenverfolgung, die geringfügigste Sache eines hartnäckigen Kampfes wert erschien, bietet der Prozeß einer Leinwandhändlerin. Das Weben und Handeln mit Leinwand war das einzige Gewerbe, in dem Frauen den Meisterbrief erhalten konnten. Eine Protestantin hatte einen solchen erworben, bedurfte aber noch der Bestätigung durch das Parlament. Alle drei Monate wanderten ihre Akten zu einem andern Rat und kamen zurück mit dem Vermerk, man habe keine Zeit, sie anzusehen, sieben Jahre lang. Immer aufs neue mußte die Klägerin die Kosten zahlen. Da fand sich endlich ein Rat, der sich der Sache annehmen wollte — nun ließ die Compagnie schleunigst dieser Frau den Ersatz aller bisherigen Kosten anbieten unter der Bedingung, daß sie zurücktrete. Daß protestantische Parlamentsräte zum Präsidium gelangten, ließ die Compagnie nicht zu. Wo ein katholischer Kaufmann in gemischter Ehe lebte, drohte man ihm mit Entziehung der Kunden, wenn er nicht alle Kinder katholisch werden lasse. Und alles das geschah unter zwei Ministern, Richelieu und Mazarin, die, wenn auch nur aus Staatsklugheit, wohlwollend gegen die Protestanten gesinnt waren. Beide, sonst so allmächtige Minister, waren in diesem Punkt machtlos gegenüber dem Klerus und der Compagnie.

Der Benediktiner Gerberon bezeichnet die Compagnie du St. Sacrement auch als Verfolgerin der Jansenisten, indem er sie die „Jagdhunde der Jesuiten" nennt. Man habe sich das Formular sparen können, denn „diese Leute mit der feinen Nase" hätten mit dem bloßen Geruchsinn Jansenisten von andern Leuten unterscheiden können. Nicola äußert sich, die Compagnie habe „gewütet wie eine ansteckende Krankheit." Diese Äußerungen sind nur teilweise richtig. Der Sachverhalt ist kompliziert, indem unter dem Namen „Jansenisten" Leute ganz verschiedener Richtung zusammengefaßt wurden: ein-

mal die Gelehrten von Port-Royal und deren Freunde, welche Zurückführung von Sitte und Lehre auf die Norm des apostolischen Zeitalters erstrebten. Ihre Bekenntnisschriften waren der „Augustinus" des Jansenius, das Buch „de la fréquente communion" von Antoine Arnauld und die Provinzialbriefe Pascals. Außerdem aber rechnete man unter die „Jansenisten" die Verteidiger der gallikanischen Freiheiten, welche die königliche und die bischöfliche Macht gegen päpstliche Übergriffe verteidigten. Beiden Arten von „Jansenisten" gemeinsam war nur sittenstrenger Lebenswandel und Abneigung gegen die Jesuiten. Innerhalb der Compagnie waren beide Arten in hervorragenden Mitgliedern vertreten. Gegen die erstgenannten richtete sich das Bestreben, sie hinauszudrängen, z. B. gegen den Herzog von Liancourt. Die letzteren dagegen finden wir bis zum Ende in ungebrochenem Ansehen, wie Lamoignon und Bossuet. Weit zahlreicher allerdings waren innerhalb der Compagnie die Jesuitenfreunde vertreten, an ihrer Spitze Vincenz de Paul. Er und der Oratorianer P. de Condren erreichten von Richelieu die Verhaftung des geistigen Stammvaters von Port-Royal, des Abbé St. Cyran de Hauranne, indem sie vorstellten: hätte man Luther und Calvin beizeiten verhaftet, dann wäre viel Unglück erspart geblieben. Vincenz de Paul war es auch, der mehr als achtzig französische Bischöfe anstiftete, den Papst um die Verurteilung des Buches des Jansenius zu bitten. Einen Gegensatz hierzu bildet das Urteil Lamoignons, durch das der Syndikus der theologischen Fakultät seines Amtes enthoben wurde, weil er Thesen geduldet hatte, in denen die Unfehlbarkeit des Papstes aufgestellt war. Während also in Paris das Verhalten der Compagnie zum „Jansenismus" kein einheitliches war, scheinen Compagnien in den Provinzen, namentlich in der Normandie, ganz und gar Werkzeuge der Jesuiten gewesen zu sein und sich tatsächlich so verhalten zu haben, wie Gerberon es andeutet, wenn er sie deren „Jagdhunde" nennt."

Die Gesellschaft stand auf der Höhe ihrer Macht, als die Zerstörung über sie hereinbrach. Verschiedene Momente wirkten zu ihrer Entdeckung mit. Vom ersten Anfang seines Amtes an hatte Mazarin eine unsichtbare Gewalt auf seiner Tätigkeit lasten gefühlt, namentlich im Conseil de conscience, in dem die Bischöfe gewählt wurden. Nicht, als ob die Compagnie, diese „Partei der Heiligen", wie der Minister sie bezeichnet, auch immer nur Heilige auf die Bischofssitze befördert hätte. Ein so nichtsnutziges Subjekt wie der Kardinal Retz verdankte seine Ernennung zum Erzbischof von Paris der Schlauheit, mit der er den Führern der Compagnie den Hof gemacht hatte. Oft klagen die Minister in ihrem Briefwechsel über diese „Cabale", aber sie wissen sie nicht dingfest zu machen. Sie ist allgegenwärtig, aber unsichtbar wie die Luft, die sie umgibt. Das erste, wodurch die Compagnie sich auch der Hofgesellschaft bemerklich machte, war die Liga gegen das Duell. Man bezeichnete bei Hof als die Cabale des dévots den Freundeskreis der Marquis Fénelon und de Laval. Den Hauptgrund der Entdeckung finden die Annalen in dem unvorsichtigen Benehmen Contis. In Bordeaux hatte er eigenmächtig eine Frau in ein Besserungshaus einschließen lassen und, vom Parlament zur Verantwortung gezogen, die „invisibles" als seine Auftraggeber genannt. Infolgedessen verbot das Parlament von Bordeaux der Compagnie

du St. Sacrement ihre Versammlungen, indem es mit einem richtigen Griff hier die angeblichen „invisibles“ faßte. Auch in der Normandie kam es zu Enthüllungen, indem man in Caen, den Statuten zuwider, ein bestimmtes Lokal hatte, das dem Volk als Mittelpunkt der Agitation gegen die „Jansenisten“ bekannt wurde. Ein Generalvikar von Rouen war der erste, der ein Memoire veröffentlichte, worin die Grundsätze und Handlungsweise des Geheimbundes ziemlich klar dargelegt waren. Als Conti nach Paris kam, war die dortige Compagnie aufs äußerste dagegen, den unvorsichtigen Prinzen aufzunehmen. Er bestand jedoch darauf, und einem Mitglied des königlichen Hauses gegenüber wagte man nicht, sich zu widersetzen. Auf seine Bürgschaft hin händigte die Compagnie einem Bischof der Assemblée du clergé 1660 die sämtlichen Denkschriften ein, die sie über den Zustand des Protestantismus aus ganz Frankreich erhalten hatte. Sie wurden der Assemblée vorgelegt. Die Bischöfe waren bestürzt, hier den klaren Beweis zu haben, daß sich in ihren Diözesen eine geistliche Geheimpolizei befinde, von der sie nichts wußten, und die besser orientiert war als sie selbst. Unter Führung des Erzbischofs von Rouen verlangten sie die Beseitigung dieser unheimlichen Macht, und so wurde denn bei Hof deren Zerstörung beschlossen.

Am 20. September 1660 sandte die Compagnie ein Rundschreiben in die Provinzen, ohne Überschrift und ohne Unterschrift: man solle vorsichtiger sein denn je, die Papiere verstecken, keine Geschäftsbücher, nur lose Blätter in die Versammlung mitbringen. „Wenig Korrespondenz, aber viel Gebet, denn die Zeit der Heimsuchung ist da.“ Am 7. Dezember 1660 erfuhr man, das Parlament habe auf Befehl des Königs ein Verbot erlassen: daß sich irgendwer zu irgendwelchem Zweck mit irgend jemandem versammle. Das war die einzige Form, unter der man diese unsichtbare Gesellschaft treffen konnte.

Die Compagnie nahm unter vielen Tränen und Umarmungen einen rührenden Abschied voneinander und löste sich dann auf, aber in ihrer Weise: die Zusammenkünfte der Offiziere dauerten fort, und die Werke dauerten fort. Man verteilte sich in einen Missionsverein, einen Gefängnisverein, einen Spitalverein und in mehrere Pfarrvereine. Das Femgericht über verborgene Laster und Verbrechen dauerte fort unter dem Namen der frères des œuvres fortes, die Verfolgung der Protestanten unter dem der confréries de la propagande de foi. Aber auch die Compagnie selbst, in ihrer ursprünglichen Verfassung, lebte weiter in den Provinzen. Die an der römischen Kurie in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auftauchende Partei der Zelanti dürfte vielleicht die von dem Nunzius geplante Zweigkompagnie in Rom sein. Wann die geheime Gesellschaft endlich erloschen ist, und ob sie überhaupt je erloschen ist — man weiß es nicht. Der Verfasser der 1694 geschriebenen „Annalen“, Graf Voyer d'Argenson, sagt: Wenn man die Compagnie in Paris wieder aufrichten wolle, so finde man die Elemente dazu im weltlichen dritten Orden des h. Franziskus, in den von den Jesuiten geleiteten Kongregationen, namentlich in der Assemblée secrète, in den Asylen für fromme Zölibatäre, in der Sorbonne, in St. Sulpice und mehrere auch bei Hofe.

Diese Gesellschaft war es, der Molières „Tartufe“ und sein „Festin de Pierre“ galten. Schon im Languedoc hatten er und seine Truppe unter der

plötzlichen Bekehrung Contis gelitten. Später, in Paris, sah der Dichter nicht nur seine Arbeit durch die Eiferer bedroht, sondern auch seine persönliche Sicherheit. Jede freie Äußerung in bezug auf Religion galt den Frommen damals als „Gotteslästerung" und auf dieser stand, wie gesagt, die Todesstrafe. Daher jener Kampf auf Leben und Tod zwischen Molière und den Männern der Compagnie, den ihn „verfolgenden Originalen der ‚Tartufe'". Darin irrte er sich freilich, daß er diese Leute für Heuchler hielt. Sie waren keine Heuchler, sondern überzeugte Fanatiker, denen kein Opfer zu schwer war für das, was sie die „Interessen des Himmels" nannten. Mit wildem Eifer liebten sie das Seelenheil ihrer Mitmenschen und um seinetwillen scheuten sie nicht vor Mitteln zurück, die man im gewöhnlichen Leben Perfidie und Gemeinheit nennt. Daß einzelne untergeordnete Personen, wie die Hofleute Contis, sich um ihres Nutzens willen der Gesellschaft anhingen und Schutz und Nutzen darin suchten — wie Molière es im „Festin de Pierre", V, 2 schildert —, das ist gewiß. Aber das war nur nebensächlich und zufällig. Es war nicht das Wesen der Compagnie. Einzelne wesentliche Züge hatte Molière dagegen richtig erlauscht: das Besuchen der Gefangenen, das Eifern gegen indezente Kleidung, das Überwachen und Ausspionieren fremder Familiengeheimnisse, das Seufzen beim Gottesdienst usw. Vielleicht ist auch das geheime Depôt, das dem Ehrenmann Orgon fast zum Verderben gereicht, und das großmütige Benehmen des Fürsten eine Anspielung auf den Vorfall zwischen Lamoignon und Ludwig XIV. Der Grundton, der durch die ganze Komödie klingt, ist die Frage:

Des intérêts du ciel, pourquoi vous chargez-vous,
Pour punir le coupable a-t-il besoin de vous?

Daß der „Tartufe" ein vernichtender Schlag gegen sie sei, das hatte die Compagnie sofort gefühlt, als ihr der Marquis de Laval im April 1664 die erste Kunde von diesem „schlechten Stück" brachte. Alle übernahmen es, ihre Beziehungen zum Hof zu benützen, um eine öffentliche Aufführung zu verhindern. „Die Leute, die diese Komödie darstellt," schreibt Molière, „haben sich mächtiger erwiesen als alle, die ich bis jetzt dargestellt. Die Marquis, die Schöngeister, die betrogenen Ehemänner, die Ärzte haben es gelassen ertragen, und haben getan, als ob sie sich mit aller Welt daran ergötzten. Aber die Heuchler haben keinen Spaß verstanden. Zuerst wurden sie wütend und fanden es sonderbar, daß ich die Verwegenheit hätte, ihre Grimassen aufzuführen ... Nach ihrer lobwürdigen Gewohnheit haben sie ihre Interessen mit der Sache Gottes bedeckt. In ihrem Munde ist der ‚Tartufe' ein Stück, das die Frömmigkeit beleidigt."

Als endlich, nach fünf Jahren, der „Tartufe" seinen siegreichen Einzug hält und unter dem Zudrang von ganz Paris gleich vierundvierzigmal hintereinander gespielt wird, da schreibt d'Argenson trauernd: „Der verfluchte Geist der Welt triumphierte zugunsten des freigeistigen Verfassers über alle Mühe der Compagnie und über allen Widerstand der soliden Frömmigkeit," und noch lange Jahre nach dem Tode Molières schleudert Bossuet sein furchtbares Anathem gegen das Andenken des Dichters.

Warschau und Moskau.

Eindrücke und Erlebnisse.

Von

Sidney Whitman.

Weder Lob noch Tadel, sondern das Verständnis soll unser Ziel sein!
Spinoza.

I. Warschau.

I.

Es gibt zwei Fragen, die im gegenwärtigen Augenblick an jeden gerichtet werden, der jüngst in Rußland war. Sie lauten: „Wie sieht es dort in Wahrheit aus?“ und „Was soll daraus werden?“ Dies ist wohl auch im Grunde genommen das, was ein Leser der „Deutschen Rundschau“ wissen möchte. Die folgenden Zeilen wollen zur Beantwortung der ersten Frage einiges beitragen und in Hinsicht auf die zweite wenigstens mit einigem aufräumen, was sich der Gewinnung eines sachgemäßen Urteils hindernd in den Weg stellt. Im äußersten Falle möchten sie vielleicht den Eindruck hervorrufen, daß der Zeitpunkt für ein abschließendes Urteil über den Ausgang, den die russischen Wirren haben könnten, noch nicht gekommen sei.

Äußere Eindrücke empfangen bei ihrer Wiedergabe stets eine gewisse subjektive Färbung und stellen, frei herausgesagt, aus diesem Grunde etwas Minderwertiges dar, so daß der Berichterstatter, der es mit sich wie mit seinen Lesern ehrlich meint, gut tut, mit großer Zurückhaltung an seine Arbeit zu gehen. Diese ist bei einer Betrachtung russischer Zustände um so mehr am Platze, als es sich doch darum handelt, aus Beobachtungen, die in einer Welt von oft krassen Gegensätzen gemacht sind, allgemeine Schlüsse zu ziehen und aus der Einzelerscheinung das Wesentliche, das Typische herauszuheben. Immerhin mag hier wie sonst der Hinweis angezeigt sein, daß es dessenungeachtet fast mehr auf den Seher als auf das Gesehene ankommt. Sollen doch noch unzählige Raffaelische Madonnen in der römischen Campagna zu finden sein, nur daß die heutigen Menschen die Fähigkeit verloren haben, sie zu erkennen.

Ich wünsche mit meinen Ausführungen keinesfalls das begrenzte Feld zu überschreiten, das sich — nachdem ich ein Menschenalter hindurch aus Büchern und persönlicher Begegnung manches Russische kennen gelernt — bei meinem neulichen Aufenthalt in Rußland offen dem Auge darbot. Nur von den Zuständen in zwei Städten, die ich diesmal besucht habe, Warschau und Moskau, von denen die letztere allerdings das Herz Rußlands ist, will ich berichten. Viele Wege führen nach Rußland wie nach Rom; und je nachdem man den einen oder den andern einschlägt, dürfte der erste Eindruck ein andrer sein. Die Grenzüberschreitung von Westen her durch Österreich mag die natürlichste und die leichteste sein. Denn im Reiche der Habsburger bereiten uns die bureaukratischen Zustände sowie manches andre auf das vor, was man von der russischen Grenze an weiter nach Osten zu gewärtigen hat. Bildet doch schon die erste Eisenbahnstation in Böhmen, wo uns der konventionelle Gruß empfängt: „Servus, i hob die Ehr!“ eine Art Etappe zwischen dem westlichen und östlichen Europa. Am schroffsten aber ist der Wechsel, wenn man die Grenze direkt von Preußen aus übertritt. In einem Nu ist man aus der peinlichsten Ordnung, Disziplin und Sauberkeit heraus.

Am Abend des 20. November 1905 fuhr ich von Berlin über Alexandrowo nach Warschau.

II.

Im Jahre 1807, nach dem Tilsiter Frieden, sandte Napoleon den General Sebastiani nach Warschau, um die polnischen Grenzverhältnisse zu regulieren. Dieser kam nachts vor dem „Hôtel de Saxe“ an, und als er aus dem Wagen stieg, sank er bis über die Knöchel in den Straßenschmutz. „Est-ce que c'est ceci, que cette canaille appelle sa patrie?“ rief er aus.

Inzwischen ist Warschau eine ganz moderne Stadt mit Tramways, elektrischer Beleuchtung, breiten, mit Baumalleen bepflanzten Straßen und eleganten Läden geworden, denn die Polen sind ein hochbegabtes Volk und haben unter der Ägide der Industrie mächtige materielle Fortschritte gemacht. Das „Hôtel Bristol“ bildet einen imposanten Block für sich und ist im übrigen eines der am luxuriösesten ausgestatteten Gasthäuser, die es wohl in Europa geben mag; seine gesamte innere Einrichtung ist von polnischen Handwerkern geliefert worden, die in Warschau ansässig sind. Das Theater mit seinen griechischen Säulengalerien bietet einen geradezu erhebenden Anblick, nur daß man es sich lieber auf der Anhöhe einer Halbinsel im Ägäischen Meer, umgeben von Palmen, Myrten und Kakteen, denken möchte als gerade hier in einer kahlen flachen Ebene Nordeuropas. Immerhin schmückt es die Stadt, und man sieht es seiner friedlichen Fassade nicht an, daß unlängst auf dem Platze vor ihm so viel geschossen und gewürgt worden ist.

Eine weitere Zierde der Stadt sind die verschiedenen Denkmäler, von denen dasjenige zu Ehren des Dichters Mickiewicz das schönste und mit seiner hübschen Raseneinfassung inmitten der Stadt ein beredtes Zeichen für die leidenschaftliche Verehrung ist, welche die Polen für diesen Patrioten im Herzen tragen.

Mächtige Boulevards bilden eine Art Wall um einen Teil der Stadt; sie sind so praktisch angelegt, daß die Bewohner sich wenig um deren Unter-

haltung und Pflege zu kümmern brauchen; kann man sie doch in kritischen Momenten ganz bequem mit Schrapnells und Kartätschen säubern, wie dies bereits mehrfach geschehen sein soll. Von dem von alters her berüchtigten polnischen Schmutz habe ich nicht mehr viel gesehen; heute dürfte trotz der berüchtigten Plica polonica manche englische Industriestadt Warschau darin den Rang ablaufen. Wie man denn überhaupt den Einwohnern die deprimierenden politischen Verhältnisse, unter denen sie jahraus, jahrein leben, nicht ansieht. Trotz ihrer großen Armut gewahrt man an ihnen eine starke Lebenslust, und wenn ich nach dem Aussehen urteilen sollte, würde ich sagen müssen, daß die Warschauer bisweilen vergnügter in den Tag hineinleben als das Gros der Bevölkerung mancher Industriestadt des westlichen Europas.

Auf dem alten Markt, „Stare Miasto", sieht es allerdings etwas wüst, orientalisch, semitisch aus. Es fallen dem Fremden die grelle, bunte Farbe der Trachten, auch die eigentümliche Färbung der alten Häuser auf. Hier stehen die ältesten Wohngebäude der Stadt; sie sind grün, gelb, rosa oder blau, ja in allen Farben des Regenbogens angestrichen. Das Innere der Häuser mit ihren massiven gotischen Torbögen und Alkoven bietet uns ein interessantes Bild aus längst vergangenen Tagen, als das Königreich Polen Danzig noch sein eigen nannte. Hier sind offenbar Anklänge an alte Hansakultur, wie z. B. in einer Weinstube, der berühmtesten Warschaus, wo noch das Modell eines Segelschiffes von der Decke herabhängt. Man wähnt sich fast in den Weinwirtschaften Lübecks, Bremens oder Danzigs, wo in alter Zeit Rats- und Kaufherren bei einer guten Flasche Rotspohn gezecht und geplaudert haben. Hier in Warschau ist diese Weinstube mit ihren Emblemen des Seehandels zweifellos das Überbleibsel einer entschwundenen Zeit; man hat die Empfindung, als wenn hier der heutige Pole mit seiner ewigen Zigarette zwischen den Lippen nicht am Platze wäre; er ist kein Zecher im germanischen Sinne.

Mehr noch als an die Hansa erinnert Warschau an Dresden, mit dessen Hof die Geschichte Polens ja so lange engverknüpft war. Der Sächsische Garten in Warschau bietet einige Verwandtschaft mit der Gartenanlage des Dresdener Zwingers sowie auch mit der des Großen Gartens in Dresden. Das Brühlsche Palais in Warschau zeigt eine entschiedene Anlehnung an das sächsische, nicht bloß dem Namen nach. Es ist ein königliches Palais im wahren Sinne des Wortes, in der Großzügigkeit der Anlage im vornehmen Rokokostil. Es bringt einem die Vergangenheit lebhaft vor Augen mit ihren blonden sächsischen Reitern und gepuderten Hofdamen, die einst hier ein- und ausgingen. Wie würden diese sich wundern und vermutlich auch entrüstet sein, wenn sie gleich neben dem Haupteingangstor eine häßliche gußeiserne Litfaßsäule, mit bunten Anzeigen beklebt, erblickten.

Einen weiteren, wenn auch leisen Anklang an frühere sächsische Beziehungen kann man in den vielen Delikatessenhandlungen erblicken, die denen ähneln, die noch vor fünfzig Jahren, meistens von Italienern gehalten, in Dresden sich fanden. Zu diesen geht der Gast, durch den Laden hindurch, in ein Hinterzimmer zum Frühstück und wird anstatt von Kellnern von Kommis bedient.

die, als zum Kaufmannsstande gehörig, keine Trinkgelder annehmen. Das berühmteste polnische Geschäft dieser Art, das zweifelsohne an die sächsische Vergangenheit anknüpft, ist Havelka in Krakau. Etwas ihm Entsprechendes dürfte in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie nicht wieder zu finden sein.

Doch sind diese Anklänge an eine fremde Vergangenheit nur noch sporadischer Art. Im Grunde genommen ist das heutige Warschau modern und ganz eigenartig. Man wird unwillkürlich dabei an den Ausspruch des sächsischen Volksmundes erinnert:

Ganz anders als in Breißen
Spricht man in Dräsen-Meißen.

Schon mit dem ersten Blick läßt sich erkennen, daß wir es mit einer grundverschiedenen Kultur, mit einem Volk von anderm Temperament als das germanische zu tun haben. Dies ist dem bloßen Auge sofort bemerkbar. Auffällig sind die vielen Parfümerieläden, Konditoreien, Geschäfte mit Schmuckgegenständen und unechten Juwelen, die eleganten Haarschneide- und Coiffeurläden in den belebtesten Straßen. Sie weisen auf die Putz- und Genußsucht dieses interessanten Volkes hin. Ferner deuten die übermäßig vielen Apothekerläden auf einen niedrigen Stand der Volksbildung; denn bekanntlich pflegen Völker von geringer Bildung eine ungeheure Menge Drogen und Medikamente zu sich zu nehmen.

Während in Deutschland die Zahl der Apotheken von der Behörde streng vorgeschrieben ist, und die von den Inhabern und Angestellten verlangten Qualifikationen ganz außerordentlicher Art sind, findet man in den armen Vierteln englischer Städte, wo die Bildung am geringsten ist, drei- bis viermal so viel Apotheken als in den von den besseren Ständen bewohnten Teilen. Von der Befähigung des Apothekers war bisher dort nicht viel die Rede. Neben der Apotheke ist gleich ein Schnapsladen und nicht weit davon ein Sargmagazin. Nicht viel anders ist es hier in Warschau, wenn auch, wie gesagt, die Polen keine übermäßigen Trinker zu sein scheinen. Von zwei Schwestern hatte die eine einen Doktor und die andre einen Apotheker geheiratet, und die dritte wollte sich à tout prix verloben. „Heirate du einen Totengräber," sagte der Bruder, „und dann ist die Serie fertig."

Einen kindlichen Zug verrät das Vorhandensein von Spielwarenläden auf den Warschauer Bahnhöfen, dort, wo man in andern Ländern Zigarren oder Erfrischungen anbietet. Zeitungsverkäufer gibt es dort auch; nur zu gern werden die zahlreichen polnischen Blätter gelesen, deren es in Warschau allein vierzig gibt. Von Büchern sind aber fast nur französische zum Verkauf ausgestellt, für die horrende Preise verlangt werden. Ich bemerkte einer Verkäuferin, daß die Bücher teuer seien, worauf sie mir etwas pikiert erwiderte, daß der reiche Reisende kaufe, ohne nach dem Preise zu fragen. Also nur für Reiche sind hier Bücher vorhanden.

Für denjenigen, dem der Typus des „Comte Polonais de la table d'hôte" von altersher bekannt ist, bietet Warschau eine besondere Überraschung. Denn es ist geradezu erstaunlich, wie neben den polnischen Juden der blondhaarige, feinzügige, aristokratische polnische Typus trotz aller Kriege und Massen-

abschlachtungen sich erhalten hat. Sei es auf der Straße, im Restaurant, in der Zeitungsredaktion oder im Kaufladen, überall tritt er einem entgegen. Ja, selbst als Kellner oder als Lohndiener im Hôtel ist er noch zu finden und erregt durch die Verbindung des Aristokratischen mit dem Schäbigen gar leicht die Erinnerung an Crapulinski und Waschlapski seligen Angedenkens.

III.

Wenn nun in der Stadt Warschau manches anders geworden ist seit den Tagen des Generals Sebastiani, so ist sie doch in zwei Punkten unverändert geblieben: einmal ist sie die einzige große Stadt Europas, die seit länger als einem Jahrhundert die Garnison fremden Militärs geblieben und dann ist hervorzuheben, daß ihre Bewohner nach wie vor in Haß gegen dieses fremde Militär und in leidenschaftlicher Liebe zu ihrem aufgeteilten Vaterlande erglühen. Europa macht sich nicht leicht ein richtiges Bild von dem wirklichen Wesen der russischen Militärherrschaft in Warschau. Ja, die Warschauer selbst tun das nicht immer, sonst könnten sie nicht in dem Selbstbetrug, in dem sie leben, sich so weit versteigen, wie ich es erlebt habe, zu behaupten, die russischen Soldaten würden sich gegebenenfalls weigern, auf das Volk zu schießen. Mit nichten, wie die Tatsachen seit kurzem vollauf bewiesen haben. In Wirklichkeit bedeutet die russische Garnison in Warschau eine nach Europa versetzte asiatische Militärkolonie, die zumeist aus entfernten Teilen des russischen Reiches herangezogen ist. Was sollten auch die Kubanschen und Donschen Kosaken, die Tscherkessen-Leibgarde des Generalgouverneurs in ihren langen Filzmänteln und mit ihren riesigen schwarzen Schafpelzhelmen, die alle kaum eines Wortes der polnischen Sprache mächtig sind, mit dem aufrührerischen, lebhaften, ganz anders gearteten, feiner besaiteten Polenvolk viel Gemeinsames haben? Waren doch die deutschen Landwehrleute in Frankreich (1870), als sie in den Städten einquartiert waren und mit den Kindern des Ortes sich die Zeit vertrieben, den Sympathien der Bewohner viel nähergerückt, als diese russischen Offiziere und Gemeine es den Polen sind, mit denen sie absolut keinen geselligen Verkehr pflegen.

Das Militär lebt lediglich in den Kasernen; in Zeiten der Unruhe kampiert es im Freien. Frühmorgens sah ich die Soldaten, Nomaden gleich, mit ihren Pferden um die Wachtfeuer geschart, während der Winterschnee unaufhörlich herniederfiel, nicht anders als vor tausend Jahren. Ich sah sie auf Wache ziehen mit klingendem Spiel, ein prächtiges Menschenmaterial mit fröhlich lachenden Gesichtern. Genügsame Leute, denen Schwarzbrot für jede Mahlzeit ausreicht, aber bei alledem doch nur Asiaten in einer europäischen Stadt mit einer Jahrhunderte alten europäischen, wenn auch etwas verfahrenen schlampigen Kultur.

Und der Pole liebt sie nicht — er liebt nur sein Vaterland, das von diesem fremden Militär unsanft in Zaum und Zügel gehalten wird. Und es ist ein eigen Ding um diese Vaterlandsliebe der Polen. Denn während der Patriotismus in gar manchen Ländern weiter nichts als der auf einer Verquickung von Egoismus und Verblendung beruhende Wahn ist, daß das

eigne Land größer, stärker und besser als alle andern Ländern sei — ein trauriger Selbstbetrug — liebt der Pole sein Land, trotzdem er bei all seinen sonstigen phantastischen und imaginären Ideen wohl weiß, daß Polen ohnmächtig, unglücklich, ja vielleicht unglücklicher als irgendein andres Land ist. Der polnische Nationalgedanke erhält sich in diesem Volke ungebeugt durch den felsenfesten Glauben, daß der allmächtige Gott, der einst Polen geführt hat, sich seinerzeit des Landes nochmals annehmen werde. — In dem polnischen Nationalliede („Boze cos Polske") kommt dieser wunderbare Glaube zum begeisterten Ausdruck.

Patriotismus und Revolution bilden noch heute, wie vor hundert Jahren, den Grundton, die Grundstimmung bei den Polen. Der erste Eindruck, den man bei der Ankunft in Polen von dem stürmisch gärenden politischen Leben empfängt, ist ein geradezu überwältigender, besonders wenn man aus einem von diesem ganz verschiedenen Milieu plötzlich hierher verschleudert wird. Man denke sich eine Stadt wie London oder New York, in denen rastlose Arbeit und Erwerbsucht fast alle andern menschlichen Regungen beherrschen, da soziale Anerkennung und soziale Stellung dort nur durch Geldbesitz erlangt werden: eine Welt, in der das Nichtgelingen der Mammonsjagd gleichbedeutend ist mit verfehltem Leben und nur zu oft Verzweiflung und Untergang im Gefolge hat. Daneben nun die polnische Welt, in der ein ganz andrer Trieb als der nach Erwerb die Menschen erfüllt, ein Trieb, der sogar den Unterschied des Glaubens und der Stände aufhebt; denn im Augenblick finden in Warschau Juden und Christen, Proletarier und Grafengeschlechter einen gemeinsamen Boden, eine gemeinsame Betätigung in ihrer Auflehnung gegen eine fremde Bureaukratenherrschaft. Wer hierin nicht mit ihnen ist, der zählt nicht, oder höchstens als Feind. Selbst der Millionär, der Abgott eines materiellen Zeitalters, in andern Ländern gleichmäßig verehrt vom Pöbel wie von Fürsten, genießt hier nur Ansehen, wenn er seinen Reichtum in den Dienst der heiligen Sache, der Wiederaufrichtung des polnischen Staates, stellt.

Nicht Orden, nicht Titel, nicht Reichtum erwecken hier Bewunderung, sondern Volksmänner, Schriftsteller, Dichter, Künstler, aber allerdings nur solche, die patriotisch wirken, schreiben, dichten und schaffen. Sienkiewicz — der Autor des vielgelesenen Romans „Quo vadis?" — der noch heute in Warschau lebt, ist nicht bloß ein beliebter Schriftsteller, sondern ein gefeierter Nationalheros.

Am ersten Sonntag nach dem Manifest des Zaren vom 30. Oktober 1905 zog eine Menge von nahezu 200 000 Menschen durch die Straßen Warschaus. Selbst in Warschau ist noch nie etwas Ähnliches erlebt worden. Nach jahrhundertelangem Warten und Sehnen, nach Würgen und Morden ist der Tag der vielverheißenen Freiheit endlich gekommen oder wenigstens versprochen worden. Bunte Tücher flattern von den Häusern; die Straßen sind in ihrer ganzen Breite, weithin auf Kilometer, in ein lebendiges, zitterndes Meer von Menschen verwandelt. Kopf an Kopf gedrängt wälzt die Masse sich langsam vorwärts. Die katholische Geistlichkeit, in weißem Ornat, in der Mitte, und um sie herum hochaufgerichtet Standarten, Fahnen, Paniere, auf denen Polens

Adler prangen; Nationallieder ertönen aus der Brust der Hunderttausende. Vor dem Monument des polnischen Nationaldichters Minkiewicz entblößen alle ehrerbietig das Haupt, um es demonstrativ wieder zu bedecken, als man vor dem Standbilde des Generals Paskiewicz anlangt, der seinerzeit die nationale Bewegung im Blut erstickte. Eine unendliche Weichheit ist hier mit hoher Begeisterungs- und Entrüstungsfähigkeit gepaart.

Wir treten in ein Zeitungsbureau. Es ist ein eigenes Treiben. Hastig und hurtig ist alles bei der Arbeit, die Idee der Revolution durch das gedruckte Wort in die Welt hinauszutragen. Eine Frau tritt ein, eine auffallende Erscheinung, wenn auch nicht mehr jung, aber üppig und stattlich. Sie bringt Korrekturbogen herein und tut wohl ihre Pflicht wie eine andre; aber man sieht dem Weibe an, daß sie mit ihrer ganzen Seele bei der Sache ist; daß es nicht vieler Anregung bedürfte, um sie auch hinter einer Barrikade zu finden.

In der Redaktion denkt man wenig an den Verkauf des Blattes, auch nicht an den Empfang von Annoncen. Der Chefredakteur, eine hagere, dunkle Gestalt, mit scharf ausgeprägten, israelitischen Zügen steht vor mir. Er spricht nervös erregt am Telephon. Gestern hat er noch bis spät in die Nacht bei einem Meeting revolutionäre Propaganda getrieben und ist am frühen Morgen mit Gefahr seines Lebens durch die Posten hindurch in seine Wohnung gekommen. Er erzählt, daß die Lage immer unerträglicher werde. Die Regierung hat die Theater sämtlich geschlossen — die Schauspieler hungern. Auch die Schulen, die Universität, selbst die Tierarzneischule, feiern. Militärposten stehen sogar vor den Kleinkinderschulen — die Russen machen selbst den Kindern Krieg. Jetzt wird dem Redakteur am Telephon mitgeteilt, wie das Militär über Nacht in einem entlegenen Stadtteile gehaust; das alles muß noch ungeschminkt in die heutige Abendnummer hinein. Unten auf der Straße stehen mehrere hundert Streikende, und hier oben in der Redaktion ist man vollauf beschäftigt, Bons für unentgeltliche Kost unter die Hungernden zu verteilen. Die Luft ist schwanger mit Aufruhr. „Tod der Polizei, Haß und grimmige Verachtung der Regierung und dem Militär!" Furcht vor der Einmischung Deutschlands ist momentan der Alb in der Redaktion.

Groß ist die Armut, das Elend; soll es doch an Kohlen, Gas und Lebensmitteln selbst für die sonst Bemittelten fehlen; aber fast ebenso groß ist die allgemeine Wohltätigkeit unter diesem leidenschaftlichen, leicht hinlebenden Volke. Bettler drängen sich an die Passanten und werden verhältnismäßig selten abgewiesen. Man gibt, solange man selber etwas hat. Das Geld, das man sonst bei Beerdigungen für Blumen und Kränze ausgibt — man stirbt hier unausgesetzt —, wird den Armen überwiesen.

Und doch! Inmitten dieser Aufregungen, dieser Leiden, dieser beispiellosen seelischen Erschütterungen — denn es gibt fast keine Familie in Warschau, in der nicht die Erinnerung an irgendein Mitglied fortlebt, das als Opfer der Revolution eines gewaltsamen Todes gestorben — trägt die Menge eine erstaunliche Sorglosigkeit zur Schau. Ein Militärposten steht an jeder Straßenecke mit aufgepflanztem Bajonett, und Kavalleriepatrouillen durchziehen

fortwährend die Straßen. Man ist nie sicher, daß nicht ein Gewehr losgeht, denn der Wodka ist bei der Kälte in stetem Fluß, und er wirkt gegen Abend besonders benebelnd.

Trotzdem sieht es aus, als wenn das alles zum Alltäglichen gehörte. Die Kinder gehen über die Weichselbrücke zur Schule, als wären sie in einer friedlichen, ja spießbürgerlichen, deutschen Stadt. Äußerlich merkt man wenig Erregung, inmitten einer Militärmachtentfaltung, wie sie neuerdings keine andre Stadt in Europa aufzuweisen hat; sollen doch bis zu 80000 Mann letzthin in Warschau zusammengezogen worden sein. Und doch tobt es und wogt es und gärt es in einem fort: der schwerverhüllte Gegensatz zwischen der militärischen Gewalt und der Idee, die sich nun seit über einem Jahrhundert unausgesetzt von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Der Gedanke der Gegenwehr ist selbst Weibern und Kindern so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß man fast sagen möchte, dieses Volk hätte das Fürchten vor der blanken Waffe, ja vor dem verderbensprühenden Geschütz verlernt. Trotz oder vielmehr infolge der furchtbaren Blutbäder[1]), die von Zeit zu Zeit unter ihnen angerichtet worden sind, stehen die Polen mit Mord und Massakers auf vertrautem Fuße, ja sie sind fast auf dem Standpunkte kalter Verachtung derselben angelangt.

Es ist spät am Abend; eine ungeheure Menge staut sich auf dem Theaterplatz. Manche wollen entfliehen, aber sie können nicht durchdringen. Ein Kordon Infanterie versperrt ihnen den Weg nach der einen Seite, und eine Abteilung Kosaken bedrängt sie, derb einhauend mit ihren Nagaikas, von der andern. Plötzlich ertönt der Schrei: „Das Militär will schießen.“ Und durch die Dunkelheit erblickt man die blanken Rohre von Geschützen, die, vom Hofe des Gouvernementsgebäudes auffahrend, den ganzen Theaterplatz bestreichen können. Ein einzelner Mann mit einer weißen Fahne in der Hand tritt aus der geängstigten Menge hervor. Bleich, aber stolz aufgerichtet und selbstbewußt steht er allein unbewaffnet inmitten dieses wogenden Menschenmeeres, in dem eine unbedachte Bewegung, ein Wort, eine Miene verhängnisvoll für Hunderte werden können. Er spricht in einem ruhigen Tone mit dem Artillerieoffizier, während die Mannschaften hinter den Kanonen mit Fackeln in der Hand die grausige Szene beleuchten. Wer unter solchen Verhältnissen sein Dasein fristen muß, dem wird schließlich der Tod zur Episode! Soll es doch vorkommen, daß selbst unmündige Kinder sich kühn den Soldaten in den Weg stellen und ihnen laut zurufen: „Schießt nur zu, wir fürchten uns nicht.“ Während meiner dortigen Anwesenheit schoß ein polnischer fünfzehn Jahre alter Junge einen Polizisten am hellichten Tage nieder und entkam.

Auch in den Privathäusern sieht es anders aus, geht es anders zu als in dem übrigen Europa: namentlich fällt der Mangel jeder Konventionalität auf. Diese und manches andre ist längst dem revolutionären Geiste zum

[1]) Zwischen den Monaten Januar und November 1905 soll es, laut den hier beglaubigten Aussagen, in Warschau 500 Tote und 2000 Verwundete gegeben haben.

Opfer gefallen. — Man sieht wohl, daß die Menschen eine gewisse Kultur und einen stark ausgeprägten künstlerischen Sinn besitzen; es gibt aber keine Ordnung. Alles ist durcheinander. Sie leben von der Hand in den Mund und geben das Einkommen eines deutschen Ministers aus, ohne daß bisweilen das Notwendigste im Hause vorhanden ist.

Eine Fensterscheibe nach der Straße zu ist zerbrochen. Man saß gestern abend bei Tisch, als es plötzlich klirrte und etwas Stuck von der Zimmerdecke auf den Tisch herabfiel. Es war weiter nichts. Jemand auf der Straße — ob Soldat, Offizier, Polizist oder Revolutionär, konnte nicht ermittelt werden — hatte, wahrscheinlich aus Übermut, seinen Revolver abgeschossen, und eine Kugel war durch das Fenster hindurch in die Decke gedrungen. „Nitschewo“ (es tut nichts), sagt da der Russe, und der Pole schweigt.

Die Wände der Zimmer sind mit den Porträts lebender oder längst verstorbener polnischer Patrioten geschmückt; letztere durchweg glattrasierte, ernste, fast melancholische Gesichter. Die außerpolnische Welt hat hier keinen Platz, selbst etwaige Genrebilder sind samt und sämtlich von polnischen Künstlern herrührend. In einer dunkeln Ecke, ganz für sich, hängt das lebensgroße Ölporträt einer wunderschönen Frauengestalt mit scharfem Profil. Kühn und herausfordernd schaut sie aus der Leinwand. Ein eigner bestrickender Reiz liegt in den fein ausgeprägten aristokratischen Zügen; ein unendliches Lieben, ein unsägliches Leiden, nur nicht das Höchste, die Fähigkeit des Entsagens, spricht aus dem Antlitz. Etwas Sirenenhaftes mit stürmischer Leidenschaft gepaart, die zur Tat, ja selbst zur Revolte, zur Katastrophe, zum Verbrechen drängt; ein Weib, von dem Shakespeare sagt: „Andre sättigen, du machst hungrig.“

So mögen jene Gräfinnen Potocka und Walewska ausgesehen haben, die Welteroberer an ihre Schürzen bannten. Das Original des Porträts war, wie mein Gastgeber berichtet, die Frau eines polnischen Künstlers und, wie jene, stürmisch revolutionär angelegt. Ähnlich wie ihre Heimat, kannte sie keine Befriedigung, keinen Frieden. Erst gab sie sich einem, dann einem andern hin, bis sie schließlich mit einem dritten Liebhaber nach dem Kaukasus entfloh. In Tiflis wurde sie vor einigen Jahren eines Morgens in ihrer Wohnung mit ihrem Partner tot aufgefunden.

IV.

So sah es und so sieht es noch aus, und was soll schließlich aus diesem Chaos werden?

Alle Blicke waren zurzeit auf Moskau gerichtet, wo gerade der Semstwokongreß seine letzten Sitzungen hielt. Dort will man den Polen Autonomie und den Juden Gleichberechtigung gewähren. Vierzig russische Professoren, an polnischen Universitäten tätig, telegraphieren ihren Dank nach Moskau. Auch die verhaßte russische Bureaukratie soll nun abgeschafft werden. Wenn nur im letzten Augenblick die gefürchteten Deutschen sich nicht einmischen wollten! Doch alle Hoffnungen sind an die Wirkung der Berichte der Semstwos an den Grafen Witte gekettet.

Während meines dortigen Aufenthalts vernahm ich von einer Warschauer Finanzgröße ein noch heute interessantes Urteil über den Grafen Witte, wie es mich denn überhaupt oft wundergenommen hat, daß das Urteil der hohen Finanz in der Politik weit weniger herangezogen wird als das politischer Skribenten, die, sich neunzehnmal irrend, dennoch die Möglichkeit behalten, durch die Presse ihre abgestandene Weisheit zum zwanzigsten Male vielen Tausenden von Lesern vorzusetzen.

Meine Autorität über Witte kannte den Grafen persönlich und teilte mir etwa folgendes mit: „Soweit ich urteilen kann, besitzt Witte, wenn irgend jemand, die nötige Gewandtheit und Energie, um Rußland durch die gegenwärtige Krise hindurchzusteuern. In der Tat, seine Energie und Arbeitskraft sind ganz außerordentlich. Bliebe noch die Frage der Aufrichtigkeit seiner Überzeugung, wenn auch zugegeben werden mag, daß deren Wichtigkeit erst in zweiter Linie kommt. Denn daß ein Mann, wie Witte es getan, jahrelang aufs intimste mit Plehwe verkehrt und gearbeitet hat und dann in seinem vorgerückten Alter noch plötzlich aus Überzeugung den gegenwärtigen Kurs mitmachen könnte, scheint mir fast ausgeschlossen. Dagegen kann hervorgehoben werden, daß von dem Augenblick an, wo er von der Nützlichkeit seines Verhaltens überzeugt sein mag, diese Lauterkeit der Gesinnung nicht unbedingt in Frage zu kommen braucht. Hauptsache ist, daß er Verstandesschärfe genug besitzt, zu erkennen, was dem russischen Staat nottut. Dies traue ich ihm zu wie keinem andern. Somit bliebe nur noch, daß er das Vertrauen des Kaisers und das seiner Kollegen behielte.

„Witte ist ein ganz eigener, und zwar typisch russischer Charakter. So z. B. bestimmt Plehwe: ‚Der Mann soll gehängt werden.' Er befahl sofort: ‚Hängt ihn auf!', und es geschah. Witte aber läßt sich den Betreffenden noch besonders kommen und redet ihn etwa so an: ‚Golubczyk (mein Täubchen), du mußt verschwinden. Es tut mir herzlich leid, aber die Staatsräson verlangt es.' Und der Arme wird nicht weniger hoch gehängt als das Opfer von Plehwe." —

Wie aber selbst unter einem despotischen Regime, noch dazu unter dem Kriegszustande, eine Sache ihre zwei Seiten haben kann, wurde mir an einem eigens erlebten kleinen Zwischenfall klar. Am Abend meiner Rückreise, etwas spät, fuhr ich mit einem andern Herrn, einem Russen, durch eine der lebhaftesten Straßen Warschaus, als wir auf eine Abteilung Kosaken stießen. Ehe ich gewahr wurde, was vorging, hatte schon ein Kosak sich über unsern Wagen gelehnt und mit seiner Nagaika meinem Begleiter scharf über den Kopf gehauen, ohne ihm jedoch Schaden zu tun. Es stellte sich heraus, daß der Kutscher — natürlich ein patriotischer Pole —, blind drauflosfahrend, das Pferd des betreffenden Kosaken angerempelt und fast zu Fall gebracht hatte. Man denke sich einen Berliner Kutscher, der, mir nichts dir nichts, in der Friedrichstraße in eine Abteilung Ulanen hineinfährt. Und diese Kosaken sind doch schließlich eine feindliche, fremde Garnison in einer Stadt, die sich, dem Wortlaut des Gesetzes nach, im Kriegszustande befand.

V.

Fast einstimmig versicherte man mich in Warschau, daß die polnischen Wünsche einfach auf Autonomie — sage: Selbstverwaltung unter russischem Zepter — hinausliefen, und man war offenbar aufrichtig in diesem Glauben, in dieser Selbsttäuschung. Und wenn die Entschlüsse der Vernunft anstatt die allmähliche Evolution mit ihrem mühsamen, langsam in spiralförmiger Bahn sich aufwärts bewegenden Schritte unter unsäglichen Leiden die menschlichen Geschicke beherrschten, so wäre vielleicht viel vom polnischen und auch vom russischen Standpunkt für diese Lösung zu sagen.

Denn die Polen sind wohl neben den Finnen der weitaus kultivierteste und sicherlich auch der begabteste Volksstamm des russischen Reiches. Das rasche Aufblühen von Lodz, dem Manchester oder Chemnitz Rußlands, und der industrielle Fortschritt Warschaus sind Belege für das, was die Polen mit moderner Technik in der Industrie zu leisten imstande sind. Auch auf geistigem Gebiet dürften die Polen — wenn einmal die Laufbahn dem Talent offen sein wird — ganz Erhebliches zuwege bringen. Hat es doch jetzt schon eine Anzahl Polen zu hohen Würden in den drei Kaiserreichen gebracht. Die einsichtigen Polen geben selbst zu, daß sie der russischen Monarchie nicht nur als Absatzgebietes für ihre Waren, sondern auch als Faktors für ihre sonstige nationale Entwicklung bedürfen.

Wohl dürfte dem russischen Reiche nichts erwünschter sein, als wenn es, bei Wiederkehr geordneter Verhältnisse, und der polnischen Loyalität sicher, sich auf ein materiell prosperierendes, zufriedenes Polen stützen könnte. Wer aber die Völkerpsychologie als ernstes Studium betrieben hat, würde zu der Überzeugung kommen, daß es damit in Wirklichkeit niemals sein Bewenden hätte. Tatsächlich ist die innerste Hoffnung der Polen nach wie vor auf Wiederherstellung ihrer nationalen Selbständigkeit gerichtet[1]). Auch ist ein Aufgeben dieser Hoffnung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, selbst nicht bei den österreichischen Polen, die weitaus am wenigsten mit ihrem Lose unzufrieden sind.

Es gibt Perioden im Leben eines Volkes, in denen die Herrschaft des Scheins, des Unechten, der Unwahrheit, des Selbstbetrugs überhandnimmt — Erscheinungen, die viel verhängnisvoller sein können als Ausschreitungen, Willkür und Verbrechen. Sie sind jedoch in der Regel von kurzer Dauer und lassen die Ideale der Besten des Volkes unberührt. Trotzdem werden sie immer wieder von oberflächlichen Beobachtern als Zeichen der Dekadenz aufgefaßt, während sie im Grunde genommen doch nur die unvermeidliche periodische Ansammlung fauler Säfte sind, die von Zeit zu Zeit ein gesunder Körper ausstößt, um dann einen neuen Anlauf zu normaler Entwicklung zu nehmen. Den Prozeß des Ausstoßens, mag er sich nun gewaltsam oder unmerklich, allmählich vollziehen, bilden die sogenannten Revolutionen der Geschichte. „Helle" Menschen, Genies genannt, erkennen frühzeitig das Vorhandensein der Keime solcher Krankheitserscheinungen, und wenn sie zufällig Schriftsteller oder gar

[1]) Siehe „Abweichende Ansichten von F. v. Wrangell". Leipzig, E. Wigand. 1903. Sehr bemerkenswerte Aufzeichnungen eines baltischen Edelmannes.

Dichter sind, tragen sie wohl auch bisweilen manches dazu bei, die Katastrophe zu beschleunigen. Solche Erleuchtete waren: Milton, Rousseau, Voltaire und zuletzt Nietzsche, denen sich heute wohl noch Graf Tolstoi anschließt. Diese Geister werden meistens zu ihrer Zeit verkannt und Zerstörer genannt, während sie in Wirklichkeit nur eine notwendige Arbeit verrichten, indem sie das zerstören helfen, was unwiderruflich zerstört werden, was verschwinden muß, damit etwas andres und Ersprießlicheres an seinen Platz gelangen möge.

In Polen haben wir es aber mit etwas anderm zu tun. Hier ist die Revolution durch den Verlauf der Generationen endemisch in die Gewebe und Gefäße des Organismus des Volkes übergegangen. Sie ist Selbstzweck — ein Teil der Ideale — des Volkes geworden. Die Revolte entspricht schon einem Bedürfnis des Nationaltemperaments, und hierin dürfte das größte Hindernis für die zukünftige friedliche Entwicklung des Polenreiches liegen.

Wie soll bei einem solchen Volk eine Selbstregierung funktionieren? An eine sozialdemokratische Republik braucht man einstweilen nicht zu denken, da eine solche bei den Polen an ihrer eignen Verlogenheit ersticken müßte. Und was wir alle Tage in der Politik wie im Einzelleben beobachten können: „si duo faciunt idem non est idem“. Großbritannien verweigert Irland beharrlich die Selbstregierung; in Norwegen hat Autonomie bereits zur Trennung geführt, in Österreich-Ungarn scheint sie ebenfalls dahin führen zu wollen, während in dem hochentwickelten Finnland die Selbstregierung unstreitbar segensreich gewirkt hat. Nach welchem Vorbild dürften die Polen, ihrer Geschichte, ihrem Temperament nach, sich unter autonomischen Bedürfnissen entwickeln? Geordnete Verhältnisse sind in Polen nicht möglich, solange es dort Menschen gibt, denen ein Rubel nicht zu teuer ist, um einen Feind aus dem Wege zu schaffen; und es scheint wenig Aussicht vorhanden, daß eine liberale Behandlung hier Wandel schaffen könnte.

VI.

Daß die Polen dem politischen Deutschland feindlich gegenüberstehen, mag wohl in den Verhältnissen begründet sein; daß aber die gegenwärtige Höhe der Antipathie erreicht wurde, ist zu bedauern; sie wird hoffentlich eine Verminderung erfahren. Sie mag teils in dem leicht erregbaren, für äußere Eindrücke überaus empfindlichen Temperament der Polen selbst liegen, teils von der polnischen Tagespresse in unheilvoller Weise genährt und gesteigert worden sein. Denn das ausgeartete Zeitungswesen in Polen und ebenso in Rußland trägt einen beträchtlichen Teil der Schuld an den jüngsten Wirren und scheint auch für die Zukunft geeignet, das Wiederkehren geordneter Verhältnisse zu erschweren. Die unverantwortliche, frei losgelassene Druckerschwärze ist für die Polen wie für die Russen ein weit schlimmeres Gift als der Wodka.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Warschau war ich selbst Zeuge, wie bei einer ganz besonderen Gelegenheit diese gewissenlose Hetzerei in Szene gesetzt wurde. Allgemein war schon verbreitet worden, daß Deutschland sich in die polnischen Wirren einzumischen gedenke. Da ließ sich ein

obskures Warschauer Blatt von Wien telegraphieren, daß die österreichische Regierung die Mobilisierung zweier Armeekorps an der galizischen Grenze angeordnet habe. Man denke sich irgendeinen armen polnischen Skribenten, vielleicht Hauslehrer oder gar Hôtelkommissionär, der, in einem Wiener Café sitzend, sich die politische Konjunktur im polnisch-patriotischen Sinne zurechtlegt und durch ein Telegramm an sein Blättchen, das nirgends außer in Polen acht Tage bestehen könnte, eine solche Sensationsnachricht in die Welt hinausposaunt! Das wäre nicht so gefährlich, wenn so etwas im Lande bliebe; aber in Warschau saßen zahlreiche ausländische Korrespondenten für französische, englische und amerikanische Zeitungen, also alles mehr oder minder deutschfeindliche Einflüsse. Rasch ging es an die Telegraphendrähte über Land und Meer: „Österreich mobilisiert", mit dem obligaten Kommentar: „um den Einmischungsgelüsten Deutschlands ein Paroli zu biegen." Diese infame Lüge, Ente, die schließlich die deutsche Regierung für angezeigt fand offiziell zu dementieren, ging von Warschau nach Petersburg und von dort unter anderm durch den Vertreter einer amerikanischen Zeitung, die über eine Million Leser hat, nach London. Dort aber, wie ich seitdem erfahren habe, wanderte sie glücklicherweise in den Papierkorb.

Der unvermittelte Übergang vom Tragischen zum Komischen ist ein Charakterzug der Polen. In der Tat kommt es sehr selten vor, daß ein des Deutschen mächtiger Fremder sich in Warschau befindet, ohne daß er die letzte Anekdote zu hören bekäme, die meistens die polnischen Juden in harmloser Weise zum besten hat.

So will auch ich meine Betrachtungen über Warschau mit einer solchen beschließen.

Ein Jude, der mit Chemikalien handelte, wurde in Warschau vor Gericht gezogen, weil er, ohne die amtlichen Vorschriften zu beachten, an jemanden Gift verkauft hatte. Vor Gericht liest der Richter ihm die Klage vor, als ihn der Jude plötzlich mit der Frage unterbricht:

„Verzeihen Sie, Herr Präsident, verstehen Sie etwas von Chemikalien?"

„Dazu ist der Sachverständige, Herr Sp., zugegen," erwidert der Richter, auf den betreffenden Herrn hinweisend.

„Und Sie, Herr Sp.?" fragt der Jude, indem er sich zu dem Sachverständigen wendet. „Verstehen Sie etwas vom Gesetz?"

„Sie haben doch soeben von dem Herrn Präsidenten gehört, daß ich Sachverständiger für Chemikalien bin. Wenn Sie etwas über das Gesetz wissen wollen, wenden Sie sich doch gefälligst an den Herrn Präsidenten."

„Ich bitte, bedenken Sie einmal, Herr Präsident! Sie sind der Vorsitzende vom Gericht und verstehen nichts von Chemikalien; und der Sachverständige für Chemikalien versteht nichts vom Gesetz. Und ich, armer Jude, soll verstehen beides, das Gesetz und die Chemikalien! Herr Präsident, wie können Sie mich verurteilen?"

Das Bauernpferd.

Von

Michael Borissowitsch-Tschischjakòw [1]).

Auf der Litèjnaja [2]), gerade gegenüber einem Hause, das vom höchsten Wohlstand strotzt, stand ein Iswòstschik [3]). Sein Kaftan war ganz von Flicken bedeckt, und mir wollte es vorkommen, als gingen diese Flicken durch und durch und sähen wie große, geronnene Blutflecken aus. Doch war er sauber und augenscheinlich sorgfältig gereinigt. Der dünne Bart des Bauern [4]) und seine flachsfarbenen, sozusagen kraftlosen Haare, die wie welke Zweige nach hinten hingen, waren ordentlich gekämmt. Man sah deutlich, daß er zeigen wollte, seine Armut sei nicht die Folge von Faulheit und Nachlässigkeit, sondern schwerer, alles verschlingender Not. Wenigstens mir schien es so, und deshalb blieb ich im Vorübergehen unwillkürlich stehen und sah ihn mir genau an; dabei fiel mir der unendlich traurige Ausdruck seines Gesichts auf und — derjenige seines Pferdes. Es war mager, sein Fell rauh, und es stand mit gesenktem Kopfe da; beide, das Pferd wie sein Herr, waren noch jung. Man zählte den 14. April; schon wehten warme Lüftchen, die Erde fing an zu atmen, und trotz der steinernen Nacktheit des Straßenpflasters fühlte man, daß draußen, in Feld und Wiese, schon manches Hälmchen aus der Erde schaut, aus der geheimnisvollen Knospe das duftende, glatte Blättchen hervorbricht; daß die Schneebäche an den Abhängen schweigen und statt ihrer die hellen Stimmen der Hänflinge, der Ammern und der Buchfinken erklingen. Alles ringsumher voll Licht und jungem Grün und Wohlgeruch und frohem Lied; aber das Pferd und sein Besitzer, diese Freunde der Erde, der Felder und Wälder, standen traurig da, und ich stand neben ihnen.

---

[1]) Der Verfasser der kleinen, von Sophie v. Adelung übersetzten Geschichte, die einen so wohltuenden Blick in die russische Volksseele tun läßt, war der Sohn eines Dorfgeistlichen, verdienter Schulmann und beliebter Jugendschriftsteller (geb. 1809, gest. 1885). Diesem Gebiete gehört auch das Buch „Isbà“ (das Bauernhaus) an, dem obige Skizze entnommen worden ist.

[2]) Straße in Petersburg.

[3]) Lohnkutscher.

[4]) Die Lohnkutscher in Petersburg sind meist Bauern vom Lande, die den Winter in Petersburg zubringen, um etwas zu verdienen.

Während dessen ging jemand an uns vorüber: ein Mensch in einem jener blauen, fettigen, sibirischen Röcke, unter denen viel schmutzige Banknoten zu stecken pflegen und noch mehr schmutzige Gedanken und Gewohnheiten. Er erblickte den Bauern und rief ihm grob und befehlend zu: „Du da! Fährst du mich für fünfzehn Kopeken?"

Der Bauer erwiderte mit einem eigentümlichen Lächeln: „Mit einem solchen Pferd, Bruder, fährt man sogar für zwanzig Kopeken nicht weit!"

„Bruder! Bruder!" sagte der Sibirjàk, ärgerlich und verächtlich das Wort betonend: „Bruder, wohin denkst du? Zwanzig Kopeken! Ja, vor euch Kerlen muß man seine Batzen wohl hüten! Zwanzig Kopeken!" wiederholte er, als reiße man ihm die Münze vom Leibe weg.

Der Bauer wandte ihm den Rücken zu, und während er tat, als bringe er am Geschirr etwas in Ordnung, sagte er halblaut: „Belle nur, belle, Hundefell! Kommst doch dem Wolf noch in die Zähne!"

Ich fürchtete, daß der andre ihn doch noch mieten würde, sobald sein Ärger verraucht wäre, und sagte darum schnell: „Höre, Bruder, fahre du mich."

„Gut, Väterchen; aber das Pferd . . ." Er seufzte: „Hab Nachsicht, mein Täubchen, schnell kann ich nicht fahren, wirklich nicht!"

„Das tut nichts! Komm nur; ich habe keine Eile; mir liegt gar nichts daran."

„Keine Eile?" wiederholte der Bauer mit einem mißtrauischen Blick auf mich.

Wir fuhren ab. Ich befahl ihm, den Weg durch abgelegene Straßen zu nehmen, um mich besser mit ihm unterhalten zu können. Hierbei, ich gestehe es, hatte ich die Absicht, ihm, nachdem ich eine Zeitlang gefahren, etwas über den abgemachten Preis zu zahlen. Ein richtiges Almosen geben mag ich nicht gern; es ist, als ob, indem man einem Menschen hilft, man ihm zugleich eine Ohrfeige gibt. So fuhren wir dahin, bald im Schritt, bald im sachten Trab. Nachdem ich, meiner Gewohnheit nach, den Iswòstschik gefragt, aus welchem Gouvernement und welchem Dorfe er sei, was für einen Bach und was für Wälder es dort gebe, ob das Vieh und die Schafe gediehen (an einigen Orten rechnet man bekanntlich die Schafe nicht zum Vieh), ob er Familie habe usw., fing er an, Vertrauen zu mir zu fassen. Seine Seele wurde weich bei der Erinnerung an die Heimat, die für ihn reich an armen, aber rührenden Heiligtümern war, und auch ich gewann ein reges Interesse für den Mann. Zuletzt fragte ich ihn: „Du hast, wie mir scheint, einen Kummer; was bedrückt dich?"

„Ach, Väterchen," erwiderte er, „sag selber, wie sollte ich nicht betrübt sein? Was bin ich hier? Menschen gibt's mehr als genug, und bin doch allein; des Morgens fährt man aus und weiß nicht, wohin man kommt; dahin fährt man und dorthin, bald gradaus, bald kreuz und quer, wie wenn dich im Wald ein Unhold neckt — manchmal tanzt alles nur so vor den Augen, daß man ganz dumm wird und die Litèjnaja nicht mehr von der Goròchowaja unterscheidet; gewiß und wahrhaftig, du kannst mir's glauben. Bekannt und doch unbekannt kommt einem alles vor, und was gewinnt man

dabei? Gar nichts. Abends bringt man ein paar Kopeken heim; das Pferd frißt, und selber ißt man auch — und weg ist aller Verdienst, und der Tag ist umsonst vergangen; nur der Rücken tut vom langen Sitzen weh, und wenn man sich zum Schlafen legt, dann ziehen vor den Augen die Straßen hin, eine nach der andern, lang, lang und ohne Ende, und in den Ohren brummt es. Und die Leute im Haus — da ist der Wirt, der schimpft, und die Wirtin schimpft, und dann schimpft unsereins wieder; sie trachten danach, wie sie einen kränken könnten oder das Pferd . . . Wie kann man da fröhlich sein? Hier sind wohl ganz andre Menschen als bei uns daheim; nicht ein gutes Wort haben sie, und selber wird man auch ungut. Ach!" Er seufzte tief auf.

„Dein Pferdchen sieht auch nicht so recht vergnügt aus."

„Väterchen, darüber rede lieber gar nicht. Das Pferd hat mich ins Elend gebracht, es ist ein Jammer. Es siecht mir einfach dahin."

„Hat es nicht genug Futter, oder zu schwere Arbeit?"

„Nein, das Futter ist es nicht; Futter hat es genug. Lieber esse ich weniger, damit es seinen Hafer bekommt. Aber es schlägt nichts an bei ihm."

„Meinst du gar, man habe es dir verhext?"

„Wie kannst du so reden, mein Täubchen! Verhext? Das haben dumme Leute erfunden. Nein — es hat auch so seinen eigenen Kummer."

„Ein Pferd — und soll einen Kummer haben?"

„Ja, Herr, das Pferd da. Euresgleichen kommt das freilich sonderbar vor — was könnt Ihr davon wissen? Ihr lebt in prächtigen Häusern und wir in Schuppen, oft mit dem lieben Vieh zusammen und lassen das Vieh auch in die Isbà[1]) hinein; da wissen wir so etwas besser."

„Erzähle mir doch, bitte, davon."

„Was ist da zu erzählen, Väterchen? Das ist ganz einfach; auf unserm Hof, in unsrer Familie, waren zwei Pferdchen, Altersgenossen, und beide, du lieber Gott! so hübsch, so munter und flink und — nun, gerade so rund wie junge Gürkchen[2]). Genannt wurden sie Sivka — Burka. Von klein auf waren sie so aneinander gewöhnt, so befreundet, daß sie immer zusammen liefen und gingen und standen. Und wie standen sie? Zuweilen, weißt du, in der Sommerhitze, wenn es aussieht, als rauche der frischgepflügte Acker, und es ist schwül und kein Lüftchen weht: dann gehen die beiden unter irgendeinen Baum und stehen da; bald legt das eine seine Schnauze auf den Hals des andern, bald wieder das andre diesem. Grad in der Seele rührt es einen, wenn man sie so sieht; Herrgott! denkt man: 's ist doch nur ein Vieh, und wie es so dasteht! Wahrhaftig!"

Hier hielt er einen Augenblick inne, als werde es ihm schwer, seinen Gedanken den richtigen Ausdruck zu geben.

„Nun ja, so wuchsen die beiden auf, und als ein Paar haben wir sie auch eingefahren. Anfangs schlugen sie wohl manchmal aus dabei: das eine von ihnen traf mich einmal mit den Hinterhufen auf die Zähne, so daß ich

[1]) Isbà = Bauernhaus.

[2]) Die russische Gurke, ein Leibessen des Bauern, ist viel kürzer und fester als die deutsche Art.

bewußtlos vom Schlitten auf die Furchen fiel — wir fahren die jungen Pferde am Schlitten auf dem Acker ein — nun, was weiter? Das kommt vor .... ein junges Tier mag nicht gern seine Freiheit aufgeben .... So fuhren wir sie ein und fingen an, mit ihnen zu pflügen, zu eggen, alles, weißt du, wie Gott es befohlen hat; aber getrennt haben wir sie nicht mehr: wo das eine arbeitete, da ließen wir auch das andre mitarbeiten; ohne das war nichts mit ihnen anzufangen, auch wenn man sie noch so gehauen, ja wenn man sie mit dem Messer gestochen hätte. Wenn man sie zu trennen versuchte, so wurden sie wild, schlugen aus, wieherten und waren wie besessen: die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, daß einem angst und bange wurde dabei. So ließen wir sie denn auch beisammen, und die Arbeit ging dabei gut von statten. Aber es kamen Mißjahre: bald Kälte, bald Hitze, bald schwere Regen, bald wieder eine so große Dürre, daß alle Brunnen versiegten. Ein Jahr, zwei, brachten wir uns noch zur Not durch; im dritten sagt der Alte zu mir: ‚Andrjuscha, da hilft nichts; du mußt in die Fremde, in der Fremde Brot verdienen. Du siehst ja selber, es geht schlecht: mit Brot hat uns Gott nicht gesegnet; essen aber, das weißt du, das muß man doch.'

„Mir stand das Herz still; die Isbà tanzte um mich herum, ich schleppte mich in den Krautgarten und fiel dort auf ein Beet ... dort lag ich ein Weilchen ganz still ... Aber weißt du, Väterchen, sei's nun von der heimatlichen Erde oder wovon — in der Seele wurde es wieder heller. Ich stehe wieder auf, bekreuzige mich und denke: ‚Nun ja, soll ich fort, so soll ich eben fort! Umkommen werd ich nicht gleich und kann den Meinen vielleicht helfen; unser Herrgott wird auch einmal gute Zeiten schicken, daß die Meinen wieder heraufkommen; dann kehr ich zurück. So komm ich denn zum Alten, die Augen habe ich getrocknet und sage ganz mutig: ‚Vater, Vater! Wann soll ich denn fort?' ‚Wann?' sagt er, und selber schaut er mich nicht an, sondern macht sich in der Ecke was zu schaffen: ‚Wann? Nun morgen, meinetwegen oder nein — übermorgen.'

„Einen Tag länger wenigstens sollte ich noch daheim bleiben! ‚Nun ja,' sag ich: ‚übermorgen'. So hat einer dem andern Mut gemacht, und wir gingen zusammen Holz hacken; dabei reden wir aber immer nur von meinem Abschied. Da erst fiel es mir ein: ‚Wie wird's denn', so sag ich, ‚mit Sivka — Burka? Beide kann ich wohl nicht mitnehmen?'

‚Nein, eines brauch ich daheim.'

‚Aber trennen kann man sie doch nicht; weder mit dem einen noch mit dem andern wird man einzeln fertig.'

‚Wie sollte man mit einem Pferde nicht fertig werden! Wenn's auch ein Weilchen scheut und wild tut — zuletzt hört's von selber auf.'

‚Väterchen, denk du an mich: das gibt ein Unglück.'

‚Ja, was ist denn da andres zu tun?'

‚Freilich — was ist da andres zu tun!'

„So sprachen wir. Man fing an, alles für meine Abreise zu richten, aber weder Mutter noch Schwester, noch der kleine Bruder sagen etwas; niemand weint, schweigend gehen wir herum, und ein jedes tut seine Arbeit; von Zeit zu Zeit schaut man sich an, heimlich, furchtsam, und das kleine

Brüderlein geht immer hinter mir her; wo ich bin, da ist es auch, schmiegt sich an mich und hält mich am Kaftan.

„Sie kamen alle, als ich wegfuhr; die Leute in unserm Dorf sind so gute, mitleidige; fast alle waren versammelt. Man fing an, Abschied zu nehmen; da hielt es uns nicht länger, nun ja, wie's eben der Bauer nicht anders tut — geheult haben wir, geheult . . .

„Ich sitz auf dem Karren und will schnell vom Hof abfahren, um die Seele nicht länger zu quälen. Aber das Pferd, eben dieses da, steigt kerzengrad in die Höhe, steigt und wirft sich seitwärts und mit den Hinterbeinen in die Luft. Alles haben wir versucht — ja, was ist denn mit dir, Mütterchen, Täubchen, um Gotteswillen — was? — Reißt und schlägt aus und will nicht vom Fleck und wiehert, wiehert, als wäre der Wolf hinter ihm her. Und das andre, das man in den Stall eingesperrt hat, schlägt auch aus und wird so wild, daß die Stallwand wackelt, und wiehert so, weißt du, daß ihm die Stimme überschnappt. Nun wurden die Leute alle böse: einige griffen nach Stöcken und wollten es schlagen. Nein, Brüder, sag ich, warum denn schlagen? So ein Pferd hat doch auch ein Herz! Nehmen wir es lieber am Zügel und führen wir es eine oder zwei Werst hinter das Dorf; vielleicht wird es dann ruhig und fügt sich.

„So führten wir es denn hinter unsern Hügel, führten es aufs freie, weite Feld; ich setzte mich auf, nahm die Zügel fest in die Hand, strich ihm eins über mit der Peitsche, und wir fuhren ab. Wie es dahinraste, immer weiter, weiter — wohl an die fünf Werst weit — ganz mit Schaum bedeckt! Der Dampf steigt nur so von ihm auf; dann beruhigte es sich und ging langsamer. Ruhig blieb es auch den ganzen weiteren Weg über. Wir kamen endlich in die Stadt. Ich ließ mein Pferd ausruhen und fing dann an, Fremde zu fahren. Doch schon unterwegs hatte ich bemerkt, daß eine Veränderung mit meinem Pferdchen vorging: es wollte nicht recht fressen, magerte ab, wurde traurig und seufzte viel. Ich dachte, das komme von der Müdigkeit her und hoffte, daß es sich erholen würde, wenn wir an Ort und Stelle wären und es sich ausruhen könne. Aber nein — was ich auch tun mag, du siehst es ja selber, es hilft nichts. Ob es nun die Luft hier ist, oder ob dem Tier die harten Steine weh tun, oder ob es Heimweh nach dem freien Felde und seinem Kameraden hat — Gott allein weiß es! Ich habe schon den Tierarzt geholt — der hat ihm in den Zähnen und in den Nüstern herumgestochert — hat Geld dafür genommen und ist wieder fortgegangen. Ich habe auch einen Wunderdoktor um Rat gefragt — der gab ihm jeden Morgen ein Stück Brot mit Salz und hat für jede Brotscheibe ein ordentliches Stück Geld verlangt. Als ich ihm aber sagte, das sei zu teuer, da erwiderte er, mit Wunderdoktoren dürfe man nicht handeln, sonst schlage die Kur nicht an. Ich sagte von da an nichts mehr, aber die Kur schlug doch nicht an. Da geschah etwas Seltsames — und von da an begann es noch mehr zu kränkeln. Einmal nachts gehe ich zu meinem Pferdchen, um zu schauen, ob ihm auch niemand ein Leids antut. Hier gibt es ja Leute unter dem Volk, die immer nur auf Diebstahl aus sind, Leute von unsrem Schlage,

die — man schämt sich fast es zu sagen, Väterchen — sogar den Pferden das Futter wegstehlen. So komm ich denn hinaus: da steht mein Pferdchen, hat den Kopf gesenkt, und ich sehe, daß es sein Futter kaum angerührt hat. Leid tut es mir, ach, so leid! Ich trete heran und streichle es und liebkose es und nenne es: ‚Sivka — Burka, Sivka — Burka!' Im selben Augenblick, wie absichtlich, kommt ein neuer Bauer im Dunkeln auf denselben Hof gefahren, und sein junges Pferd wiehert hell auf.

„Mein Pferdchen spitzt die Ohren, zittert am ganzen Leib, hat auch angefangen zu wiehern, aber so, als springe ihm das Herz entzwei und reißt sich plötzlich von der Kette los, wirft sich zum andern, dem neuangekommenen Pferd, und fängt an, es zu beschnuppern; hat wohl gedacht, der arme Tropf, es sei sein Kamerad von daheim! — Ja, du liebe Zeit — der war weit, weit weg, und als mein Pferdchen eine Weile geschnuppert hatte, ging es langsam wieder weg, auf seinen Platz zurück, hing den Kopf und seufzte, so tief, so recht aus der Seele heraus, daß mir, weiß Gott, das Wasser in die Augen kam.

„Seit jener Zeit geht's immer schlimmer mit ihm, und, wie du selber siehst, kann es jetzt kaum mehr die Beine fortschleppen. Eigentlich müßte man es ganz ausruhen lassen. Aber ich und das Pferd müssen uns doch irgendwie ernähren. Ich möchte mich verdingen, Arbeit als Holzfäger suchen; wollte von Morgen bis Abend schaffen bis zum Schweiß; vielleicht könnte ich soviel verdienen, daß es für uns beide reicht. Mein Pferdchen aber soll unterdessen rasten, wer weiß, vielleicht erholt es sich wieder!"

„Wieviel Futter braucht es denn im Tage?"

„Wenn es nicht arbeiten muß, etwa für 25 Kopeken."

„Und verkaufen willst du es nicht?"

„Was, Väterchen?"

„Dein Pferd da?"

„Das Pferd, das kranke? Bloß, um es los zu sein? Es hat mich gefahren, ernährt, erfreut und jetzt — nein, Herr, lieber soll es bei mir verenden; das wird ihm leichter sein, und ich lade dann nicht die Sünde auf meine Seele, daß ich es verlassen habe. Es ist ja auch das einzige von daheim, was mir bleibt. Wenn ich es anschaue, fällt mir alles wieder ein — unsre Hütte, und die Felder, und die Wälder, und die Stimmen in den Wäldern, wie Mutter und Vater und die Schwestern einander rufen und alles, alles ... Und das Herz brennt und tut weh!"

„Höre, Freund, wo wohnst du?"

„Ja, jetzt immer auf der Straße — es ist eine wahre Schande!"

„Nein, ich meine, wo du übernachtest, wo du dein Pferd einstellst?"

„In der Jamskája, natürlich; bei unserm Arbeitgeber; da wohnen ja fast alle Kutscher."

„Fahre mich dorthin."

„Warum denn, Väterchen? Willst du mich bei meinem Herrn verklagen? Ich habe dir doch nichts Unrechtes gesagt. Und nimm mir nicht übel, was ich in meiner Bauerndummheit herausgeredet habe, und sage ihm davon nichts: ich bitte dich."

Er sagte es mit fast kindlicher Schüchternheit; augenscheinlich war er ein Mensch mit tiefem und zartem Empfinden und fürchtete sich vor Scheltworten und Vorwürfen.

„Fürchte dich nicht, mein Freund," sagte ich; „dein Herr geht mich nichts an. Ich möchte dir helfen, damit dein Pferd ausruhen, sich ausfüttern und erholen kann, und du wieder fröhlicher wirst."

Er ließ die Zügel hängen, drehte sich nach mir um und sagte mit feuchten Augen: „Was sagst du? Vergelte dir's Gott, Väterchen! Ja, wie kann ich dir denn genug danken?"

Wir hielten vor einem schlechten, unsaubern Häuschen. Ich war damals noch jung und stark, die Arbeit ermüdete mich nicht; es schien mir, als verdiene sich das Geld von selber, und ich sparte nicht damit. Darum gab ich dem Bauern mehrere Rubel für Futter, damit er sein Pferd ein paar Wochen lang im Stalle stehen lassen könne. Er warf sich mir um den Hals und küßte mich so heiß, als sei ich sein Bruder. Die Vorübergehenden und die Kutscher, die aus- und eingingen, mochten denken, wir seien beide betrunken. Und wirklich, es mußte sonderbar aussehen — ein Bauer, und dazu noch in der Residenzstadt auf der Straße, umarmt einen Herrn!

„Nun," fragte ich, „wirst du deinem Pferde Ruhe gönnen, es nicht mehr fahren?"

„Der Herr bewahre mich!"

„Was denkst du denn nun zu tun?"

„Ich finde Arbeit genug! Wer weiß, vielleicht ist es Gottes Wille, daß von daheim bessere Nachrichten eintreffen, daß dort gute Ernteaussichten sind, dann kehr ich, sobald ich etwas verdient habe, dorthin zurück — aufs Feld, auf den Acker, zu den Meinigen! Wie werden die sich freuen — du glaubst es kaum!"

Wir trennten uns. Einige Tage später erfuhr ich, wo mein neuer Bekannter Arbeit gefunden hatte, und ging eines Abends, nachzusehen, wie er sein Wort hielt. Ich kam zu den Ufern der Newa, wo eine Menge Holz zum Zersägen aufgestapelt lag. Es war schon dämmerig; die Bauern, in Gruppen auf Balken gelagert, aßen fröhlich zu Abend. Nur einer von ihnen schleppte noch Äste und Klötze und zerhackte sie zu Kleinholz, da er allein nicht sägen konnte; es war mein Iswóstschik. Der Schweiß rann in Strömen an ihm herab, sein Gesicht brannte, und er schwang die Axt, als habe er gerade erst begonnen.

„Hör doch auf, du!" rief ihm einer der essenden Bauern zu. „Laß doch die Arbeit bis morgen!"

„Red du nur," erwiderte jener. „Was ich heut zustande bringe, das ist morgen getan!" Und er begann mit neuem Eifer, die Holzblöcke zu zerhacken. Mich sah er nicht in der einbrechenden Dunkelheit.

„Mein Geld ist in die rechten Hände geraten," dachte ich und ging mit den angenehmsten Gefühlen im Herzen weiter. Die Newa glitzerte wie Silber; in den Häusern glommen Lichter auf; am Himmel begannen die Sterne zu leuchten; der Lärm und das Gerassel von Stimmen und Wagen erstarb allmählich, und in dieser Stille kam mir das Hacken der einsamen Axt wie eine fröhliche Musik vor.

Etwa zwei Jahre später, auf einer Reise durch Rußland, verließ ich die große Straße und durchkreuzte, bald zu Fuß, bald im Einspänner, die reizende Landschaft mit ihren duftenden Linden- und Ahornwäldern, den üppigen Weizenfeldern, deren Ränder von einfachen, aber lieblichen Blumen bekränzt waren: Zichorie, blauen Glocken und Kornblumen. Der Geruch der Felder, der Wiesen, der Wälder und Blumen, die murmelnden Bäche, die von den Höhen herabrauschten, die trillernden Lerchen und Wachteln, der Ruf der Bachstelzen, die geschwätzigen Scharen der Spatzen, alles das floß in eine einzige lebhafte Empfindung ländlichen Genusses zusammen. Am Bach, auf gelbem Abhang, waren zerstreute Bauernhütten, und obgleich altersschwarz und schief, kamen sie mir doch ungemein malerisch vor. „Willkommen, Herr!“ sagte ein weißköpfiger, aber frischer, kräftiger Alter zu mir. „Willkommen! Dies Jahr, Gott Lob und Dank, können wir gute Menschen bei uns aufnehmen und ihnen etwas vorsetzen!“

Ich dankte ihm für seine freundlichen Worte und bat, im Heuschuppen ausruhen zu dürfen.

„Ruh dich nur aus, mein Täubchen! Derweilen richten wir dir ein Abendessen. Andrjüscha! Andrjüscha! Komm mal her und führe den Herrn da zum Schuppen, damit er ausruht, bis das Abendessen fertig ist!“

Andrjüscha trat heraus; wir sahen einander an, und ich rief: „Du bist es, Bruder! Mein alter Bekannter! Das ist ja eine wunderbare Begegnung!“ Auch er erkannte mich und eilte auf mich zu. Wir umarmten uns freundschaftlich. Die ganze Familie lief zusammen, es kamen auch die Nachbarn. Im Dorf war unsre Geschichte längst bekannt. Einige wunderten sich, andre wieder weinten; ans Lachen dachte niemand. Der Bauer denkt lange an eine ihm erwiesene Wohltat zurück und sieht nichts Lächerliches in der Herzlichkeit. Ich brauche nicht zu sagen, wie bereitwillig ich aufgenommen, wie gut ich bewirtet wurde.

„Nun, und dein Pferd,“ fragte ich, „lebt es noch?“

„Es lebt, Väterchen, freilich! Und es ist wieder wie früher, so munter geworden, so gesund und stark; es arbeitet wie ich!“

„Nun, gottlob!“

„Ja, gottlob, und dir, Herr, tausend Dank! Wir sind jetzt alle so zufrieden und fröhlich, und nun hat uns zur Freude der Herr auch dich noch hergeführt!“

Ich blieb drei Tage bei ihnen zu Gast und konnte mich auch dann noch nur mit Gewalt losreißen. Als ich fortfuhr, versammelte sich die ganze Familie und begleitete mich weit vor das Dorf hinaus. Andrjüscha hatte natürlich das unzertrennliche Paar Sivka — Burka eingespannt, und ich sah mit Freuden, wie die beiden Pferde, ohne jede Anstrengung, den grünen Weg dahinflogen. Mein Freund fuhr mich gegen fünfundzwanzig Werst und hätte mich gerne noch weiter gefahren. Wir nahmen Abschied wie Verwandte. Als ich ihn verlassen hatte, sah er mir noch lange nach und grüßte endlich tief, bis auf die Erde hinab.

Politiſche Rundſchau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Konferenz in Algeciras bildet ſeit ihrer Eröffnung am Dienstag, den 16. Januar, den Mittelpunkt der politiſchen Erörterungen und Beſorgniſſe. Seit einmal, im Herbſt des vergangenen Jahres, bekannt geworden iſt, wie gefährlich ſich die Dinge im Sommer bei dem Widerſtand Frankreichs gegen die Vorſchläge Deutſchlands zur Regelung der marokkaniſchen Angelegenheiten zugeſpitzt hatten, wollen trotz aller friedlichen Verſicherungen der Regierungen die peſſimiſtiſchen Gerüchte nicht verſtummen. Je mehr ſich die Konferenz bisher in den ruhigen Geleiſen bewegt hat, wie jeder verſtändige und nüchterne Beobachter der Weltlage es erwartete, deſto weniger entſpricht ſie dem Senſationsbedürfnis des Publikums. In dem langſamen Verlauf der Verhandlungen iſt bisher jedes „Ereignis“ und jeder diplomatiſche Zuſammenſtoß vermieden worden. Verhältnismäßig raſch iſt die Konferenz zu einer Einigung über die Waffeneinfuhr und die Verhinderung des Waffenſchmuggels in Marokko gekommen, mit beſonderer Wahrung der Rechte, die Frankreich und Spanien als unmittelbare Nachbarn Marokkos hinſichtlich der Überwachung beanſpruchen können. Freilich hat die Konferenz nicht zu hindern vermocht, daß während dieſer Verhandlungen ein angeblich ſchwediſches Schiff mit belgiſcher Ladung Waffen, Maſchinengewehre und Munition für den Prätendenten an der Küſte gelandet hat. Jetzt hat die Konferenz die Zollfragen und die Zollerhöhung um einige Centimen, die Frankreich vorgeſchlagen, in Beratung genommen. Erſt nach der Erledigung dieſer Frage will man ſich an das Problem der Einrichtung der marokkaniſchen Polizei wagen. Hier wird ein ſchärferer Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland befürchtet. Aber auch hierüber hat ſchon am 12. Februar zwiſchen den Vertretern der beiden Mächte, dem deutſchen Botſchafter am ſpaniſchen Hofe, Herrn von Radowitz, und dem franzöſiſchen Geſandten Revoil, ein freundſchaftlicher, die Verſtändigung anbahnender Gedankenaustauſch begonnen. Von allen Korreſpondenten werden die Bemühungen der Vertreter Italiens und der Vereinigten Staaten, der Herren Visconti-Venoſta und White, im Sinne des Ausgleiches und der Vermittlung gerühmt. Zu dem Mißtrauen und der Nervoſität der öffentlichen Meinung der Konferenz gegenüber iſt bisher kein ſtichhaltiger Grund vorhanden. Gewiß iſt ſie nicht ſo vergnüglich wie das Liebesidyll, das ſich zur ſelben Zeit am andern Ende Spaniens zwiſchen San Sebaſtian und Biarritz, zwiſchen dem König Alfons XIII. und ſeiner Braut, der Prinzeſſin Ena von Battenberg, abſpielte, aber unter dem tragiſchen Geſichtspunkte, als Vorſpiel eines Krieges, iſt ſie doch auch nicht zu betrachten. Die Fragen, die auf der Konferenz behandelt werden, betreffen keine Lebensintereſſen Frankreichs oder Deutſchlands, und es kann, wie ſie auch entſchieden werden, weder Sieger noch Beſiegte geben. Geht die Konferenz reſultatlos auseinander, ſo bleibt eben in Marokko alles beim Alten.

Die engliſchen Wahlen, die nun abgeſchloſſen vorliegen, haben mit einem überwältigenden Siege der liberalen, der Freihandelspartei, geendet. In dem neuen Unter-

hause ist sie den drei andern Parteien, den Unionisten, den irischen Nationalisten und der neuerstandenen Arbeiterpartei, zusammengenommen um hundert Stimmen überlegen, 380 gegen 280. Wenn auch die Wahlen nicht allein unter der Losung: Freihandel oder Tarifreform nach dem Vorschlag Joseph Chamberlains standen, sondern, wie immer bei allgemeinen Wahlen, eine Fülle andrer Motive und Stimmungen dabei mitspielt, so ist doch dieser Gegensatz der durchschlagende gewesen, derjenige, der auch für die Gruppierung und den Kampf der Parteien im Unterhause der entscheidende sein wird. Die Unionisten, die nur als Rumpf in das Haus einziehen, 156 von den früheren 376, sind nicht alle auf Chamberlains Programm: Besteuerung der Lebensmittel und Bevorzugung der Produkte der Kolonien, eingeschworen, aber er wird trotzdem der geistige Führer der Opposition im Unterhause sein. Für die eingetretene versöhnlichere Stimmung zwischen Deutschland und England und für die Hoffnung auf die Erhaltung des europäischen Friedens bedeutet die Niederlage dieses Mannes einen großen Gewinn, denn seine heftige und unablässige Agitation gegen den Handel und die Industrie Deutschlands hat die Erbitterung und den Neid gegen uns in den Massen des englischen Volkes an jedem Tage von neuem geschürt. Gewiß wird er seinen Kampf nicht aufgeben, sondern bei der Hitze seines Temperaments mit noch größerer Leidenschaft fortsetzen, aber ihm fehlt auf Jahre hinaus jede Möglichkeit, wieder so verhängnisvoll wie im Jahre 1899 bei dem Ausbruch des Burenkrieges in die Geschicke seines Landes einzugreifen. Für England selbst ist das Auftreten einer Arbeiterpartei, zwischen den beiden historischen Parteien, die seit der Revolution von 1688 Englands Geschicke gemacht haben, die eigentliche Sensation der Wahlen gewesen. Bisher hatten die englischen Arbeiter, die überhaupt erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Erweiterung des Wahlrechts einen schmalen Zugang zum Hause der Gemeinen gewannen, liberal oder konservativ gewählt. Als erste Ausnahme von der Regel saßen in dem letzten Parlament sechs Mitglieder, die als Vertreter der Arbeiter galten, aber natürlich weder in den Verhandlungen noch bei den Abstimmungen irgendwelche Rolle spielen konnten. Die Neuwahlen haben ihre Zahl bis auf einundfünfzig anschwellen lassen. Neben Vertretern der von alters her festbegründeten Gewerkschaften sind Vertreter der sozialistischen Arbeiterpartei gewählt worden. Unter den letzteren nennt man Ramsay Mac Donald und Philipp Snowden, unter den ersteren Alexander Willin und James Jenkins aus der Gewerkschaft der Schiffbauer als hervorragende Persönlichkeiten. Mancherlei Gründe bewogen die Führer der Arbeitervereine und der Gewerkschaften zur Aufstellung eigener Kandidaten bei den diesmaligen Wahlen. Sie wünschten eine Änderung des neuen Gesetzes über die Volksschulen, das die Schulen der Staatskirche unbillig vor denen der Dissentergemeinden bevorzugt, und den Schutz der Gewerkschaften vor den Ansprüchen der Arbeitgeber bei den Ausständen. In der letzten Zeit waren die Kassen der Gewerkschaften für den durch die Streiks angerichteten Schaden mehrfach vor Gericht in Anspruch genommen und von den Richtern zur Zahlung verurteilt worden. Das hatte unter den Arbeitern böses Blut gemacht und die Besorgnis hervorgerufen, daß die Gewerkschaften durch die Wiederholung solcher Prozesse in empfindlichster Weise in ihrem Vermögen geschädigt werden könnten. Sich dagegen durch das Gesetz zu schützen, wünschten die Gewerkschaften eine stärkere Vertretung im Unterhause. Der entscheidende Antrieb aber zur Gründung einer Arbeiterpartei mit fester Abgrenzung nach rechts wie nach links hin ist offenbar das wachsende Selbstgefühl der englischen Arbeiter, der Hinblick auf die Verhältnisse in Frankreich und Deutschland und die Erbitterung über die von Chamberlain auf Kosten der Arbeiter vorgeschlagenen Schutzzölle gewesen. Wenn in der französischen Deputiertenkammer und im deutschen Reichstag die Arbeiter seit Jahren über zahlreiche Sitze verfügen und in den Verhandlungen die Anschauungen und Ansprüche ihrer Genossen mit Nachdruck und oft mit Erfolg geltendmachen, mußte dies Beispiel auch im englischen Unterhause, trotz aller Rücksicht und Neigung des englischen Volkes für das Altherkömmliche, Nachahmung finden. Freilich ist die englische Arbeiter-

partei zunächst noch eine unbestimmbare und unberechenbare Größe. Sie ist zu wenig zahlreich, um in irgendeiner Frage den Ausschlag geben zu können; bleibt sie doch noch hinter den Irländern um dreißig Stimmen zurück und ist sich ihrer Ziele selbst noch nicht klar bewußt. Zwei Schattierungen sind in ihr auch dem Fernerstehenden schon ersichtlich: die Vertreter der Gewerkschaften sind durch eine breite Kluft von den eigentlichen Sozialisten getrennt. Als die am weitesten vorgeschrittenen und am stärksten von dem proletarischen Haß, Neid und Ehrgeiz erfüllten werden die Sozialisten im Parlament das große Wort führen und ihre friedlicheren und verständigeren Kameraden, unter der Losung der Gemeinsamkeit der Arbeiterinteressen, mit sich fortreißen; möglich, daß sich unter ihnen eine diktatorische und organisatorische Kraft erhebt, die in der kleinen Partei Leitung und Macht gewinnt, aber eine tiefer greifende Änderung der englischen Parteiverhältnisse ist davon für die nächsten Jahre weder zu hoffen noch zu fürchten. Im besten Fall werden die Debatten ein frischeres und eigentümlicheres Kolorit durch das Auftreten von neuen Männern erhalten, die außerhalb des Rahmens der alten Parteien, ihrer Grundsätze, Gegensätze und Schlagworte stehen. Ihrerseits werden die Liberalen wie die Unionisten gezwungen werden, Stellung zu den Problemen der modernen sozialen Gesetzgebung zu nehmen, mit den Vertretern der Arbeiter zieht eben die soziale Frage in die Hallen von Westminster ein. In der ersten Sitzung des neuen Unterhauses am Dienstag, den 13. Februar, wurde der Konservative Lowther einstimmig zum Sprecher gewählt, etwa dreißig der Arbeitervertreter nahmen unter der Führung Keir Hardies, der schon dem letzten Unterhause angehört hatte, auf den Bänken der Opposition Platz.

Während England den Wahlfeldzug beendet hat, bereitet sich Frankreich stürmisch zu dem seinigen vor. Je ruhiger und rascher sich zur Freude aller besonnenen Franzosen die Wahl Armand Fallières zum Präsidenten der Republik am Mittwoch, den 17. Januar, in Versailles vollzogen hat, desto mehr Lärm und Tumult erregt der erste Schritt zur Ausführung des Gesetzes über die Trennung von Staat und Kirche. Die Klerikalen haben eine Anordnung des Gesetzes, die im Interesse der Kirchen für die künftige Feststellung ihres Vermögens und ihres Besitzes notwendig ist: eine Aufnahme ihrer silbernen und goldenen Gerätschaften und sonstigen wertvollen Gegenstände in ihren Schatzkammern und Sakristeien durch öffentliche Beamte zum Vorwande genommen, um die Gläubigen zum Widerstande gegen diese Beamte und die Inventarisierung aufzureizen. Nachdem es schon an einigen Orten der Vendée darüber zu Unruhen und Handgreiflichkeiten gekommen war, gab es in den ersten Tagen des Februar in verschiedenen Kirchen von Paris, in der Madeleine, in der Kirche Saint Roche und in der Kirche der Aristokratie, Sainte Clotilde, Proteste, Barrikadenkämpfe und blutige Köpfe. Unter der Führung von Priestern, Herzögen und Grafen, von Deputierten und Gemeinderäten hatten sich die Gläubigen hinter Bänken, Stühlen und Pulten in den Kirchen verschanzt und empfingen die Beamten mit Geschrei, Schimpfworten und Wurfgeschossen aller Art. Bald bot das Innere der Kirchen ein greuliches Bild der Verwüstung; viele Verhaftungen mußten vorgenommen werden, um die Ordnung wieder herzustellen und dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Vergebens hatten der Erzbischof von Paris, der Kardinal Richard, und einzelne Pfarrer zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, der einmal erweckte Fanatismus mußte sich austoben. Nichts konnte besser als dieser Ausbruch die Notwendigkeit der Trennung zwischen Kirche und Staat beweisen: er gibt den Freimaurern und Freidenkern recht, daß zwischen der demokratischen Republik und der katholischen Kirche, wie sie sich jetzt in Frankreich äußert, kein Friede möglich ist. Die verständigen Elemente in der klerikalen Partei verurteilen denn auch einstimmig diese unsinnigen Tumulte, die der Kirche unwürdig sind und die Auseinandersetzung zwischen ihr und dem Staate unnötig erschweren. Die Radikalen halten sie einfach für eine Vorbereitung zum Wahlkampf, da sie ja die Ausführung des Gesetzes nicht aufhalten können: sie sollen die Massen in Aufregung bringen und den klerikalen

und nationalistischen Kandidaten einen günstigen Empfang bereiten. Ein wenig mag auch der Ärger mitsprechen, daß die Pariser durch den glatten und stillen Verlauf der Präsidentenwahl und die Fortsetzung des bürgerlich-schlichten republikanischen Wesens im Elisée-Palast, das Loubet eingeführt hat, durch Fallières um jede Aussicht auf Skandalszenen gebracht worden sind. Bedenklicher als die Tumulte an sich ist die Sorge, die sie wegen der Heftigkeit des Wahlkampfes erwecken, der im April oder Mai entschieden werden soll. Die Arbeiten der Kammer und des Senats leiden schon jetzt schwer unter der Rücksicht auf die Wahlen. Das Budget ist noch immer nicht festgestellt, die Regierung muß sich mit der Bewilligung von Monatsraten begnügen, und das so oft und feierlich versprochene Gesetz über die Arbeiterversicherung will trotz aller Verhandlungen keine feste Gestalt gewinnen. Die Kammer möchte nämlich die Hauptlast der Altersversicherung von den Schultern der Arbeiter weg auf den Staat und die Arbeitgeber wälzen und hat die Belastung des Staates in einer Höhe festgesetzt, welche die Minister als unerschwinglich bezeichneten. So steht die Hoffnung auf die Verabschiedung des Gesetzes in dieser Sitzung auf schwachen Füßen, und die Arbeiterversicherung wie die Einkommensteuer dürften auch in den neuen Wahlprogrammen ihre alte, durch die Tradition zweier Jahrzehnte geheiligte Stelle einnehmen.

In den europäischen Gebieten Rußlands schweigen überall die Sturmglocken und die Alarmzeichen des Aufruhrs; die dumpfe Stille der Enttäuschung, der Ernüchterung und Ungewißheit ist in den Haupt- und Fabrikstädten eingekehrt, wo noch vor wenigen Wochen der Kampf tobte und die Anarchie herrschte. Dem Schreckensregiment der Revolutionspartei ist das Schreckensregiment der Ordnung gefolgt. Wie im Dezember und in den ersten Tagen des Januar die Nachrichten von den Plünderungen, Mordbrennereien und Greueln der lettischen Landbevölkerung in Livland und Kurland unser Mitleid für die Opfer dieser Empörung erweckten, so fangen jetzt die zahlreichen und grausamen Exekutionen, mit denen die Militärbehörden dort Frieden und Sicherheit des Lebens und Eigentums wiederherzustellen suchen, die öffentliche Meinung des Auslandes zu erschrecken an. Jeden Tag werden Hinrichtungen und Verhaftungen gemeldet; es ist, als vollzöge sich unaufhaltsam, stärker noch durch die Gewalt der Dinge als durch den Willen der Menschen, die Umkehr zu dem alten russischen Unterdrückungssystem. Völlig im Ungewissen sind wir über die Lage im Kaukasus, wo der Rassenkampf zwischen den Tataren und Armeniern, den Bergbewohnern und den eingewanderten Russen sich fortsetzt und die Kosaken am Kuban sich in offener Meuterei befinden, und in der Mandschurei. Aus einer Eingabe der Stadtbehörde von Wladiwostok an den Zaren erfahren wir, daß dort im November und Januar die Truppen sich gegen ihre Offiziere erhoben, gemordet und geplündert hätten, gewaltsam seien die Aufstände unterdrückt worden, die Bürgerschaft bittet nun um Gnade für die Übeltäter, die der Unerbittlichkeit des Kriegsgerichts verfallen sind. Eine kurze Depesche des Generals Ljenewitsch berichtet von der Wiederherstellung der Ordnung in der Armee; aber zugleich wird die Sendung des Generals Grodekow aus Petersburg nach Charbin gemeldet, um das Kommando zu übernehmen. Er gilt für einen tüchtigen und schneidigen Offizier, dem die schwere Aufgabe zufallen würde, die unzuverlässige Armee und die vielen Tausende, die aus der japanischen Kriegsgefangenschaft in Wladiwostok zusammenströmen, nach der Heimat zu leiten. Die Reichsduma, die so lange dem russischen Volke wie dem Auslande als Leuchtturm zum rettenden Hafen erschien, ist noch im Nebel verschwunden. Noch immer sind die Wahlen zu ihr nicht angeordnet, noch immer wird an der Feststellung der Wahllisten gearbeitet. Die Preßfreiheit und das Recht, Vereine zu bilden und Versammlungen zu veranstalten, sind — was bei dem aufgewühlten Zustande des Landes kein Wunder nehmen kann — durchaus von den Entscheidungen der einzelnen Gouverneure und Polizeichefs abhängig. Während die Finnländer nach einer kurzen, fast unblutigen revolutionären Bewegung zu dem Wiederaufbau ihres Staatswesens im Großfürstentum gelangt sind, das doch

durch die russischen Gewaltmaßregeln bis auf den Grund zerstört schien, ist es den Russen nicht gelungen, auch nur eine einzige freiheitliche Einrichtung festzustellen und der Regierung gegenüber zu behaupten. Aber man darf darum noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß der Zar nicht vergeblich den Genius des russischen Volkes zur Erneuerung des Reiches aufgerufen hat. Die Wiederkehr geordneter Zustände erlaubt vor allem den verständigen, gebildeten und wohlhabenden Elementen der Nation sich zu sammeln und für die Reformen einzutreten. Sie sind zu dünn gesät, um in dem Sturm der Revolution etwas zu bedeuten. In der Duma aber könnten sie eine entscheidende Macht werden, sowohl zur Vermittlung zwischen der Regierung und der Nation, wie zur Feststellung liberaler Ordnungen und Einrichtungen. Tritt die Duma, wie es jetzt heißt, Ausgang April zusammen, so ist die Bahn für die friedliche Umwandlung der bisherigen Zustände frei, und die Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit vermag sich Geltung zu verschaffen.

Still und schnell, ohne Krankheit und ohne Schmerz, ist König Christian IX. von Dänemark am Montag, den 29. Januar, zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags in Kopenhagen gestorben. Am 8. April 1818 im Schlosse Gottorp bei Schleswig geboren, war er seit Jahren der Senior aller Fürsten Europas, geliebt von seinem Volke, geehrt von den andern. Am Morgen des Tages hatte er noch rüstig und geistesfrisch eine Reihe von Audienzen erteilt und sich nach dem Essen, da er ein Unwohlsein empfand, niedergelegt. Zu einem Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachen sollte. In seinem Leben hat es einen welthistorischen Moment gegeben, als er nach dem Tode König Friedrichs VII. den Thron Dänemarks bestieg, zu dem ihn das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 berufen hatte, und am 18. November 1863 unter dem Druck der Kopenhagener Demokratie und des dänischen Parlaments die sogenannte Gesamtverfassung, die das deutsche Herzogtum Schleswig als dänische Provinz mitumfaßte, im Grunde gegen seine bessere Überzeugung annahm. Damit geriet die schleswig-holsteinische Frage wieder in Fluß, wurde unsichtbar der erste Eckstein zur Gründung des Deutschen Reiches gelegt. Durch die Heirat seiner Töchter mit den Thronfolgern von Rußland und England kam König Christian IX. trotz der Kleinheit seines Landes und der schweren Niederlage seines Heeres im Kriege gegen Österreich und Preußen in engste Fühlung mit der großen Politik. Seine Gattin Luise, eine Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, war der Mittelpunkt aller dem Deutschen Reiche feindlichen Machenschaften und Anschläge und übte den stärksten Einfluß auf ihren Schwiegersohn, den Zaren Alexander III. Erst nach ihrem Tode im Jahre 1898 haben sich die Beziehungen zwischen dem dänischen und dem preußischen Hofe freundlicher gestaltet und durch die entgegenkommende Courtoisie des Kaisers allmählich herzliche Formen angenommen. Eine letzte Freude erlebte Christian IX. vor wenigen Wochen, als die Norweger im November 1905 seinen Enkel, den Prinzen Karl, zu ihrem Könige wählten: die dynastische Verbindung mit Norwegen mochte ihm die dauernde politische Verbindung Dänemarks und Norwegens und in einem gewissen Sinne einen Ausgleich für den Verlust von Schleswig-Holstein versprechen. Sein Sohn, auch schon ein Herr im dreiundsechzigsten Jahre, ist ihm als König Friedrich VIII. gefolgt, er kann sich nur eine friedliche Regierung, nicht mehr einen Einfluß im Rate Europas wünschen.

In Italien hat das Ministerium Alessandro Fortis, von dem man so große Erwartungen hegte, um die Sorge und die Not der Landbevölkerung in Unteritalien und in Sizilien zu lindern und die Umwandlung des Eisenbahnsystems aus dem Privatgeschäft in den Staatsbetrieb durchzuführen, keine lange Dauer gehabt. Fortis hatte am 28. März 1905 mit einer starken und anscheinend geschlossenen Mehrheit im Parlament die Leitung der Geschäfte übernommen, sich aber schon am 24. Dezember gezwungen gesehen, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Ackerbauminister auszuschiffen. Die Kammer hatte sich gegen das Handelsprovisorium erklärt, das die Regierung mit Spanien abgeschlossen: sie fand darin eine Bevorzugung der spanischen Weine zum Schaden der italienischen, und auch die neue Kombination,

die Fortis versuchte, indem er die auswärtigen Angelegenheiten dem Marchese di San Giuliano, der mit den Konservativen Fühlung hat, und das landwirtschaftliche Ministerium dem klerikalen Grafen Malvezzi anvertraute, hat keine Gnade vor ihr gefunden. Mit 221 gegen 188 Stimmen hat sie am 1. Februar eine Tagesordnung abgelehnt, die das Vertrauen der Kammer zur Regierung aussprechen sollte: die Rechte wie die Linke, die Anhänger Sonninos und Rubinis, stimmten mit den Irredentisten und den Republikanern geschlossen gegen das Ministerium. Gewiß haben eben so entscheidend persönliche Feindschaften wie sachliche Gegensätze bei dieser Abstimmung mitgewirkt, aber die Hauptschuld seines Falles wird Fortis in der Berufung eines Klerikalen in sein Ministerium zu suchen haben. Er hat damit die nationale Empfindung des italienischen Volkes, das noch immer in dem Klerikalismus den Todfeind seines nationalen Staates fürchtet und haßt, unvorsichtig herausgefordert. Auf die Weltpolitik wird der Sturz des Ministeriums Fortis' und die Einsetzung eines Ministeriums Sonninos keinen Einfluß ausüben. Es handelt sich bei diesem Wechsel einzig um innere italienische Fragen, und es ist sehr zweifelhaft, ob sich Sonnino lange am Steuerruder behaupten wird. Da er seinen Sieg über Fortis nur mit Hilfe der verschiedensten Parteigruppen gewonnen hat, ist er gezwungen, sein Ministerium aus entgegengesetzten Elementen zu bilden, äußerste Rechte und äußerste Linke sind darin vertreten, sogar ein Republikaner, der Sizilianer Pantano, hat darin Platz gefunden. Sonnino ist wiederholt für agrarische Reformen und die Hebung der Landwirtschaft in Apulien, Calabrien und Sizilien, diesen Schmerzenskindern Italiens in wirtschaftlicher Hinsicht, eingetreten, er hat früher einmal ohne Erfolg einen Vorschlag, die Grundsteuer zu erleichtern, eingebracht. Daß er jetzt mehr Erfolg haben möge, ist zu wünschen, aber bei der Zusammensetzung seines Ministeriums und der Unsicherheit der Majorität in der Kammer kaum zu hoffen.

In Österreich-Ungarn ist ein neuer Versuch gemacht worden, zwischen dem König und der Opposition von Ungarn zu vermitteln. Graf Julius Andrassy, ihr Abgesandter, wurde von dem Kaiser Franz Joseph in der Hofburg zu Wien zu längeren Audienzen empfangen. Schließlich erfuhren indes die Vorschläge, die er brachte, von dem Kaiser dieselbe Ablehnung wie die früheren, und die politische Lage hat keine Änderung zu verzeichnen. Denn die gegenseitigen Beschuldigungen der Parteien, daß der Kaiser in seinem Widerstande zu hartnäckig, die Opposition zu herrschbegierig und maßlos in ihren Forderungen seien, bringen die Dinge in keiner Weise vorwärts. Die verhängnisvolle Stockung des öffentlichen Lebens in Österreich-Ungarn kommt nur den drei Balkanstaaten, Serbien, Bulgarien und Montenegro, zugute, die bei der Erschlaffung der beiden Großmächte, Rußland und Österreich-Ungarn, aufatmen und zunächst noch schüchtern und unsicher, aber doch klug und selbstbewußt eine gegenseitige Annäherung zu Schutz und Trutz suchen und zweifellos erreichen werden, wenn die Großmächte nicht bald über ihre innere Zerrüttung Herr werden. Die spärlichen Erfolge, die ihre gemeinsame Tätigkeit nun zwei Jahre lang, 1904 und 1905, in der türkischen Provinz Mazedonien erzielt hat, sind nicht der Art gewesen, um ihr Ansehen bei den heißblütigen südslawischen Völkerschaften zu stärken, und Europa wird sich bei dem Eintritt des Frühjahres nicht verwundern dürfen, trotz der christlichen Polizeimannschaften, der internationalen Offiziere und Delegierten und des beständigen diplomatischen Druckes auf die türkische Regierung, von neuen Greueln und Schreckniſſen im Kampfe aller gegen alle in der unglücklichen Provinz zu hören.

Literarische Rundschau.

Schiller im Ausland.

A. Chuquet, Études de Littérature allemande. Paris, Hachette. 1902.
J. G. Robertson, Schiller after a Centure. London, Blackwood & Sons. 1905.

In der Hochflut der Huldigungen, gelehrten Untersuchungen und Schätzungen für und wider, die das Schiller-Jubiläum gebracht hat, verdienten die Beiträge des Auslandes zur Würdigung des großen nationalen Dichters eine zusammenfassende Darstellung, für welche die rechte Kraft sich gewiß finden wird. Vorläufig läßt sich nur erkennen, daß merkwürdige, zum Teil auch recht widersprechende Ergebnisse zu verzeichnen sein werden. Calwin Thomas, ein amerikanischer Biograph Schillers, verurteilt jeden Vergleich zwischen diesem und Shakespeare mit dem Hinweis, es sei genug, daß Schiller er selbst gewesen sei. Einer der besten Kenner der deutschen Sprache, Geschichte und Literatur, der Franzose Arthur Chuquet, nennt dagegen den Franz Moor eine Shakespearegestalt, deren Monolog an jenen Edmunds in „König Lear", dessen Charakterzeichnung an Jago, Richard III. usw. erinnern. Unerachtet aller Unsicherheiten, Längen, Zusammenhangslosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten verleihe die mächtige, hinreißende, wie im Strom hinstürzende Leidenschaft dem Jugenddrama des Dichters unverwüstliche Schönheit. Noch vor dem Erscheinen einer englischen Übersetzung der „Räuber", die lange auf sich warten ließ, nannte ein Schotte Schillers Drama „wundervoll"; Carlyle sollte es fast vierzig Jahre später „epochemachend für die Weltliteratur" und „Kabale und Liebe" als „die schönste bürgerliche Tragödie, die er jemals gelesen habe", bezeichnen. Der Kultus Schillers, der auf Carlyle und auf Coleridge zurückführt, hat, nach den jüngsten Äußerungen der englischen Kritik zu urteilen, eine Reaktion erzeugt. Im unausgesprochenen Gegensatz zu dem überschwenglich gefeierten Liebling Cervantes, dessen einziges Buch ihm lachend und spielend Unsterblichkeit gewann, wird Schillers Mangel an Humor als einer seiner Defekte hervorgehoben, „denn ohne Empfindung für Humor sei es schwer, unsterblich zu werden". Über „Don Carlos", der in seiner ersten Hälfte einen Helden, in der zweiten einen andern Helden hat, über „Wallenstein", dem „nicht nur der Gegenspieler, sondern auch die Individualisierung fehlt", über Königin Elisabeth, „die aus einem französischen Intrigenstück gekommen scheint," fallen harte Worte, nicht härter, als wir sie von deutschen Kritikern vernommen haben.

Jedoch nicht, um abfällige Urteile oder Tribute der Bewunderung zu verzeichnen, sondern um unter veränderter Perspektive neue Gesichtspunkte zu gewinnen, lohnt es sich, das Ausland über Schiller zu befragen. Unter den Fremden ist es einem Professor der deutschen Literatur an der Londoner Universität, J. G. Robertson, jedenfalls gelungen, mit einer Note von Originalität in die Diskussion einzusetzen.

Sein Buch, „Schiller nach einem Jahrhundert," begründet die Vorliebe für des Dichters Jugenddramen mit Hervorhebung der Kunst, der es gelang, darin die Ideen der Zeit zum Ausdruck zu bringen und diesen Ideen eine universelle Bedeutung zu verleihen. Eine kritische Stunde in der Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung schien gekommen; es bestand Aussicht, mit Hilfe des jungen Poeten ein deutsches nationales Drama zu schaffen. Es sollte nicht sein: ein Unerwartetes brach über Schillers Kunst herein, der Dichter von „Kabale und Liebe" ward zum Dichter des „Don Carlos".

Die Ursache der Evolution war die Berufung nach Mannheim, wo Schillers Genius europäisiert und unter den Einfluß lateinischer Ideale dramatischer Kunst gebracht wurde. Mehr als der Klassizismus, dem Dalberg huldigte, ist Lessings „Dramaturgie" für die Wendung verantwortlich. Obwohl Lessing als Bewunderer Shakespeares, aber als Gegner der französischen klassischen Tragödie und Voltaires auf den Plan trat, ist die „Dramaturgie" doch wesentlich ein Dokument des Klassizismus des 18. Jahrhunderts, das sich auf die Peripherie des Gegenstandes, auf das Nebensächliche in Voltaires Kunst beschränkt, während gewisse fundamentale Prinzipien seiner Technik stillschweigend angenommen wurden. Lessing war den französischen Klassizisten insofern überlegen, als der Mangel an Form bei Shakespeare ihn nicht verletzte, weil seine Bewunderung durch die Entdeckung eingeschränkt und bestimmt wurde, daß Shakespeare die durch Aristoteles festgelegten Gesetze des klassischen Dramas dem Geiste nach nicht durchbrach. Dagegen sah er nicht, daß die Größe des Engländers sich von derjenigen unterschied, die nach Lessings und seiner Zeitgenossen Auffassung im Drama der Griechen und in dem Corneilles zu finden war; daß sie durch die Macht bestimmt wurde, Individuen zu schaffen, deren tragisches Schicksal vornehmlich in ihren eigenen Herzen sich vollzieht, die weder Spielbälle äußerer Kräfte noch bloß verallgemeinerte Typen sind. So hat Lessing tatsächlich eine klassische Tragödie in Deutschland, wenn auch auf breiterer Basis als die in Frankreich geltende, wiederhergestellt, und, wenn auch im Widerspruch zu seinem eigenen gegenteiligen Glauben, steht die ideale deutsche Tragödie der „Hamburgischen Dramaturgie", ja „Nathan der Weise" selbst, dem Drama von Voltaire ungleich näher als dem von Shakespeare, denn „Lessing blieb ein Voltairianer, der zeitlebens gegen Voltaire kämpfte". Nächst Lessing machte sich Wielands Rat geltend, durch Wahl des Verses und Reimes den Wettstreit mit dem französischen Drama würdig aufzunehmen und ihm gerecht zu bleiben, ohne deswegen in Gegensatz zu den Engländern zu geraten. Schillers zu dramatischer Vollendung sich entwickelnde Prosa wich infolgedessen den Jamben des „Carlos", die eine andre Sprache reden. Die Vorlesung von 1784, „Wie kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" erwähnt Corneilles „Cinna" neben Shakespeare; ein gleichzeitiger Brief Schillers an Dalberg spricht die Hoffnung aus, durch Vorführung der klassischen Stücke Corneilles, Racines, Crebillons und Voltaires der deutschen Bühne eine wichtige Eroberung zu verschaffen. Robertson erwähnt nur vorübergehend die Beeinflussung von Posas Charakter durch die Rollen des Martian und Léonce in Campistrons „Andronic", Schillers Bewunderung für den „Cid" Corneilles, gewisse Züge der Übereinstimmung zwischen der Intrige in „Don Carlos" und der in Racines „Phèdre" und „Mithridate". Weit näher, so betont er, habe 1784 Voltaire dem jungen Schiller gestanden. Denn Voltaire, der typische, tragische Dichter des 18. Jahrhunderts, verlegte den Brennpunkt des dramatischen Interesses von der Persönlichkeit und dem Gefühl in die Situation und in das Problem; er zuerst zeigte, wie das Theater in den Dienst der Philosophie und Moralität, der Religion und Politik gestellt werden könne. Durch ihn zunächst wurde die historische Tragödie historisch bedeutend. Und das zu einem Zeitpunkt, wo die klassische Kunst Corneilles und Racines ihren Zauber über das deutsche Publikum einbüßte und Voltaires Aktualität, seine exotisch-prächtige Färbung und Rhetorik dessen Teilnahme erregte, weil er zeigte, wie die Charaktertypen des 17. Jahrhunderts modernisiert und durch einen Einschlag jener Empfindsamkeit

menschlich nahe gebracht werden konnten, die durch J. J. Rousseau und Diderot die Herrschaft über die europäische Literatur gewonnen hatten. „Don Carlos" ist eine Tragödie nach dem Herzen Voltaires; Schillers idealer Jüngling, aus Klopstock und Sturm und Drang geboren, ist unter der Berührung des französischen Kosmopolitismus zum jeune premier des französischen Theaters geworden, der im 18. Jahrhundert Titus, Nérestan, Zamore, Ramire, Séide, Arsace hieß und die zarter besaiteten Liebhaber der nationalen Bühne des vorangegangenen Jahrhunderts ablöste. Unwissentlich, unwillkürlich entschied sich Schiller zur Nachfolge von Lessing und Voltaire statt zu der Shakespeares und Goethes, als er der Forderung der Zeit entgegenkam, das poetische Niveau des Dramas zu heben. Seine Geistesrichtung, seine Vorliebe für abstrakte Begriffe, so mag eingewendet werden, ließen ihm keine Wahl zwischen dem von Voltaire und Lessing verbesserten Typus der Tragödie, der die Persönlichkeiten den Ideen unterordnete, und der von Shakespeare, in welcher Persönlichkeit und Charakter obenan stehen und Ideen nur ihre natürliche Deduktion sind. Es bleibt die Tatsache, daß Schiller den lateinischen Begriff der Tragödie acceptierte, daß ihm die Bühne zum Schachbrett sich wandelt, auf dem vereinfachte Typen der Menschheit — interessant nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Tugenden und Laster, die sie verkörpern — durch die gewandte Hand ihres Schöpfers in Bewegung gesetzt werden.

Als Schiller, gleichviel ob durch innere Notwendigkeit oder durch widrige Einflüsse dazu veranlaßt, die kritische Wendung vollzog, erwies sie sich in Anbetracht der teuersten Interessen deutscher Dichtung als ein Schritt nach rückwärts. Der kosmopolitische Geist des Jahrhunderts bewährt sich für ihn zu stark; er entsagte dem Versuch, ein spezifisch nationales Drama zu schaffen und stellte die deutsche Tragödie noch einmal unter die Herrschaft lateinischer Ideale. Das ist, nach Robertson, die Bedeutung des „Don Carlos". Mit andern Worten, er tat das, was Gottsched eine Generation vorher versucht hatte: er verriet das deutsche Drama an Voltaire. Es soll gezeigt werden, daß Schillers ganze übrige Laufbahn als Dramatiker vom Bestreben beansprucht wurde, eine nationale Form für das deutsche Drama zu finden und so gegen die Konsequenzen der eigenen kritischen Wendung anzukämpfen.

Dieser Gedankengang bestimmt Robertsons Kritik und Wertung Schillers, des kosmopolitischen Poeten, des Weltbürgers des 18. Jahrhunderts. Daher seine Popularität bei den Ausländern, seine Macht über ihre Phantasie, sein Einfluß auf die ihm tief verpflichtete französische, romantische Schule und auf ihren nationalsten Genius, Victor Hugo, der mehr als irgendein Deutscher von Schiller entlehnte[1]).

Robertson ist sich des Gegensatzes zwischen so manchen deutschen und seinen eigenen Anschauungen wohl bewußt. Eben deshalb erscheint es gerechtfertigt, auch ihn zu Wort kommen zu lassen.

Lady Blennerhassett.

---

[1]) Es ist inzwischen auch ein Band französischer Schiller-Studien erschienen: „Études sur Schiller" (Paris, Alcan. 1905), deren Verfasser — mit einer einzigen Ausnahme — Professoren an der Sorbonne und an den Fakultäten von Nancy, Aix und Lyon sind. Wir werden auf diese bemerkenswerte Publikation zurückkommen. Die Redaktion.

nβ. **Das Heilige Römische Reich teutscher Nation** im Kampf mit Friedrich dem Großen. Von Dr. Artur Brabant. Erster Band: Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des Heiligen Römischen Reichs Generalissimus. 1757. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Nach den mannigfachen Bearbeitungen, die die Geschichte des Siebenjährigen Krieges in älterer und besonders auch in neuerer Zeit von preußischer, französischer, russischer, österreichischer Seite erfahren hat, war es ein glücklicher Gedanke A. Brabants, diesen Krieg einmal vom Standpunkt des Deutschen Reiches aus darzustellen, und der Gedanke hat, wie wir uns beeilen hinzuzufügen, hier eine gute Ausführung gefunden. Das vorliegende Buch ist eine willkommene Ergänzung der bisherigen Darstellungen, und es ist nicht bloß inhaltreich, es ist auch interessant, und man möchte sagen amüsant von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist eben, wie es scheint, unmöglich, über das Reichsheer von 1757, seine Zusammensetzung und Ausrüstung, seine Führung und seine Taten anders zu schreiben als humoristisch und satirisch. Das ist aber nicht erst heute so. Das Reichsheer selbst nahm sich nicht ernst. Die zahlreichen zeitgenössischen Berichte über den Reichskrieg von 1757, die der Verfasser gesammelt hat und in ihrer naiven Ursprünglichkeit mitteilt, sie alle haben mehr oder weniger freiwillig diesen humoristisch-satirischen Ton, und gerade die Schreiben des Generalissimus, des Herzogs von Hildburghausen selbst, sind ganz davon durchdrungen. Das Lächerliche tötet, sagt man in Frankreich. Auf diesem unglückseligen Reichsheere aber, in dem es doch an tapferen Männern keineswegs fehlte, lag der Fluch der Lächerlichkeit vom ersten Ausmarsch aus Fürth an bis zu seinem kläglichen Zusammenbruch bei Roßbach. Merkwürdig übrigens, wie Offiziere und Soldaten, sehnsüchtig die einen, respektvoll alle, hinüberblickten zu König Friedrich und seinem Heere — wie wohl ein patriotischer Deutscher damals aus trübselig dunkler Gegenwart nach einer helleren und glücklicheren Zukunft verlangend ausschauen mochte. Neben den Kriegsereignissen in Franken und Thüringen, deren Darstellung vielleicht hier und da etwas korrekter hätte sein können, hat der Verfasser auch den Redekampf und den Federkrieg geschildert, der sich hauptsächlich am Reichstage in Regensburg abspielte. Auch hier war der Held, dem die öffentliche Meinung ihre volle Gunst zuwandte, ein Preuße, König Friedrichs Vertreter am Reichstage, Erich Christoph v. Plotho, „der kleine Mann mit den Feueraugen", wie Goethe ihn bekanntlich nennt, und hier fiel abermals der Fluch der Lächerlichkeit auf das Reich und dessen Vertreter, den berühmten Notarius Cäsareus Dr. Aprill, der bei dem Versuche, mit „zwei robusten Leuten und famosen Raufferś" die Reichsacht gegen „Ihro Königl. Majestät zu Preußen als kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg" zu insinuieren, von Plotho in der aus „Wahrheit und Dichtung" jedermann bekannten Weise empfangen wurde. Es ist ein Mangel, daß für diese Dinge nicht Plothos eigene Berichte im Berliner Archiv benutzt sind, während der Verfasser sonst die Archive in Bayern, Sachsen und Österreich fleißig durchforscht hat.

nβ **Un Prince Jacobin.** Charles de Hesse ou le Général Marat. Par Arthur Chuquet, membre de l'Institut. Paris, A. Fontemoing (Collection Minerva). 1906.

Unter den Deutschen, die sich in den Wirbel der ersten französischen Revolution geworfen haben, findet sich neben manchen ideal gesinnten und sympathischen Persönlichkeiten auch eine geradezu abstoßende Erscheinung: der Prinz Karl Konstantin von Hessen-Rheinfels-Rothenburg, „Charles Hesse" oder „General Marat", wie er sich selbst nannte und gern nennen hörte. In Frankfurt a. M. 1752 geboren, seit 1765 Offizier in dem französischen Kavallerie-Regiment Royal-Allemand, von Ludwig XV. und Ludwig XVI. mit Gnaden überhäuft, die seinen Ehrgeiz doch mehr stachelten als befriedigten, schloß er sich schon 1791 den Jakobinern an, deren von Taines Meisterhand gezeichnete pathologische Wesenszüge, Verfolgungswahn und Denunziationssucht, sich in diesem deutschen Prinzen häßlich wiederfinden. In Straßburg und Lyon, in Besançon und Orleans, wo immer ihm ein Posten anvertraut wird, als Major wie als General, denunziert und arretiert er, — hat er doch z. B. Custine angeklagt, weil er seine Vaterstadt Frankfurt a. M. nicht genug gebrandschatzt habe! — bis ihn 1793 das Schicksal ereilt und er selbst ins Gefängnis geworfen wird, aus dem ihn erst nach einem Jahre der Sturz Robespierres befreite. Unter dem Direktorium, das seine militärischen Dienste verschmähte, wirkte er als Journalist bei verschiedenen Pariser Blättern und bearbeitete unter dem stolzen Stichwort „fiat lux" die auswärtige Politik; Napoleon, dem er durch jakobinische Umtriebe lästig fiel, ließ ihn 1803 aus Frankreich ausweisen und durch Gendarmen auf das rechte Rheinufer bringen. Seine späteren Lebensjahre — er starb erst 1821 — füllten verwandtschaftliche Zänkereien mit dem hessischen Hause, die oft einen widerwärtigen, oft aber auch einen erheiternden Eindruck machen. Arthur Chuquet, der uns schon so manchen in der Revolution untergegangenen Deutschen wieder vergegenwärtigt hat, hat das Leben auch dieses Abenteurers hauptsächlich nach den Akten des Pariser Kriegsarchivs mit erschöpfender Gründlichkeit dargestellt. Doch liegt die Bedeutung seiner Arbeit wohl weniger in der Biographie ihres traurigen Helden, als in der ungemein lehrreichen Schilderung der Zustände in der französischen Armee unter der zersetzenden Einwirkung der Revolution.

γ. **Bismarck et son temps.** Par Paul Matter. I. La préparation (1815—1862). Paris, Alcan. 1905.

Der Verfasser dieses Werkes ist von Hause aus Jurist und Substitut am Tribunal de la Seine, hat aber außer einigen Fachschriften auch geschichtliche Arbeiten über „Preußen und die Revolution von 1848", „Rom und die Revo-

lution von 1848" und „Der Sonderbund" veröffentlicht. Jetzt tritt er mit einem auf zwei Bände berechneten Werke über „Bismarck und seine Zeit" hervor, wovon der erste Band erschienen ist. Man darf diesem Werke das Zeugnis ausstellen, daß es mit Fleiß, Umsicht und Verständnis geschrieben ist. Die Literatur von Bedeutung hat der Verfasser zu Rate gezogen; einzelne Aufsätze von deutschen Historikern scheinen ihm indes entgangen zu sein, woraus wir ihm aber keinen großen Vorwurf machen wollen. So fehlt bei der Schilderung der religiösen Krisis Bismarcks (S. 63 f.) der hierauf sich beziehende Aufsatz von Friedrich Meinecke in der „Historischen Zeitschrift", Band 90, und die Studie von Prof. Baumgarten in Kiel (Hefte zur „Christlichen Welt", Nr. 44). Bismarck gegenüber stellt sich Matter auf den Standpunkt, „weder eine Verteidigungsschrift noch ein Werk des Hasses liefern zu wollen"; „j'ai tenté", erklärt er, „de faire un travail d'histoire sans colère ni envie". Von Gehässigkeit gegenüber Bismarck hält sich Matter in der Tat frei; voreingenommen für ihn ist er allerdings nicht. Dafür zeugt das Urteil Seite 63: „Seltsame Mischungen und Widersprüche in diesem Menschen! Sein Glaube war tief und aufrichtig; er las die Bibel, er erfüllte seine religiösen Pflichten, er glaubte an das Evangelium, aber die ganze Seite der Liebe und der Verzeihung war ihm verschlossen." Gegen diese Worte muß auf das nachdrücklichste Einsprache erhoben werden. Hier wird das persönliche und das politische Gebiet nicht scharf genug unterschieden. Daß Bismarck im persönlichen Leben ohne Liebe war, sollte Matter von dem Manne nicht behaupten, der sein eigenes Leben daran setzte, seinen ertrinkenden Reitknecht zu retten und von dem wir die wunderbaren Briefe an seine Braut und Gattin haben. Im politischen Kampf aber haben Liebe und Verzeihung insofern keinen Platz, als es hier gilt, daß, wo man kämpfen muß, man auch suchen muß zu siegen, also den Kampf ohne Gnade fortzusetzen, bis der Gegner am Boden liegt. Stolz wie Richelieu durfte Bismarck sagen: „Ich habe nie andre Feinde gehabt als die des Königs."

βλ. **Souvenirs politiques 1871—1877.** Par le Vicomte de Meaux. Paris, Plon-Nourrit. 1905.

Die Daten dieser „Erinnerungen" bezeichnen genügend die politische Lage, mit der sie sich beschäftigen. Vicomte de Meaux, der Schwiegersohn des berühmten katholischen Parteiführers und Schriftstellers Karl Grafen v. Montalembert, war durch das Deputiertenmandat und durch einen Ministerposten im Kabinett Buffet von 1875 am Versuch beteiligt, die gemäßigte Monarchie in Frankreich wieder aufzurichten. Der Sturz des Herrn Thiers, die Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon, das Septennat, der letzte Feldzug der konservativen Partei unter Führung des Herzogs von Broglie und die Niederlage seines Ministeriums und seiner Politik sind der Gegenstand vieler Darstellungen und der heftigsten polemischen Erörterungen geblieben. Aber hier zum ersten Male ist der authentische Bericht der Unterredung des Grafen von Chambord mit den Vertretern seiner Sache weiteren Kreisen zugängig gemacht. Die Tragik der Szene, die sich im historischen Schloß, 1873, und auf französischem Boden abspielte, zwischen Anhängern des Königs, die ihm alles geopfert hatten, und zwischen diesem König selbst, der gänzlich versagt, wird auch von solchen empfunden werden, die das Ergebnis nicht beklagen. Ehrlicher und törichter zugleich hat wohl nie ein Fürst gehandelt, als an jenem Tage Heinrich V. Frankreich verlangte die Trikolore als das Symbol der Freiheit, der Ordnung, der Autorität; der Papst selbst beschwor den König, sie zu entfalten. Er schwur zur weißen Fahne: „Monseigneur, das kostet die Krone, erbarmen Sie sich unser, unsrer Kinder, unsres Landes". — „Ich habe lange überlegt und alles erwogen: es ist eine Frage der Ehre und des politischen Gewissens für mich. Leben Sie wohl: trennen wir uns, wir bleiben Freunde." Die Royalisten wollten einen Monarchen, sie fanden einen Visionär. „ein psychologisches Phänomen," meinte der Bischof von Orléans, Dupanloup, der Mitglied der Deputation war. Es ist unzweifelhaft, daß Frankreich, damals und nicht wieder, die monarchische Lösung angenommen hätte.

βλ. **Correspondance inédite de Sainte-Beuve avec M. et Mme Juste Olivier.** Par Mme. Bertrand. Paris, Société Mercur de France. 1904.

Das Leben jedes ernst-strebenden Menschen kennt Jahre freudigen und erfolgreichen Schaffens, an die er als seine besten zurückdenkt. Für Sainte-Beuve sind es unzweifelhaft die gewesen, die ihn nach Lausanne führten. Dort hat er 1837—1838 die berühmten Vorlesungen an der Universität gehalten, die zur Grundlage seines großen und mit Recht berühmten Werkes über „Port royal" wurden. Den Anstoß zur Berufung nach Lausanne hatte zunächst sein Freund Juste Olivier, ein Dichter und Historiker gegeben, der ihn in seiner heimatlichen Schweiz mit Monnard und Vinet bekannt machte. Ihrem Einfluß auf Sainte-Beuve ist es zu danken, daß dieser, wenigstens für eine Spanne Zeit, seiner Existenz eine ernste, würdige Haltung gab, die dem Ideenkreis religiöser Reformgeschichte, in den er sich versenkt hatte, nicht direkt widersprach. Der vorliegende Briefwechsel, der 1837 begann, währte zehn Jahre. Er besteht vorwiegend aus Briefen von Sainte-Beuve an Olivier und seine begabte und liebenswürdige Frau. Sie sind interessant und vortrefflich geschrieben, wie alles, was aus seiner Feder kommt. Für den Kenner der literarischen Welt jener Tage enthalten sie wichtige Mitteilungen und Eindrücke, die später schroff gewechselt haben. Für deutsche Leser ist es wissenswert, daß hier zum ersten Male eine Mitarbeiterschaft Sainte-Beuves an der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bekannt gegeben ist. Sie fällt in die ersten vierziger Jahre und findet sich in der Pariser Korrespondenz des Blattes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Zur Kunstgeschichte. Vorträge, Abhandlungen und Festreden von D. Dr. Ing. Friedrich Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurat und Professor. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Albert. — Oheim Serenissimus. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Julius Albert. Graz, „Leykam"-Verlag. 1905.

Allgemeine Staatengeschichte. — Zweite Abteilung: Geschichte der aufsereuropäischen Staaten. Herausgegeben von K. Lamprecht. Geschichte von Japan. Von O. Nachod. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1906.

Baars. — Jesus. Drama in vier Aufzügen. Von Ernst Baars. Bremen, Carl Schünemann. 1906.

Baillie-Saunders. — Saints in society. By Margaret Baillie-Saunders. London, Leipzig, Paris und Turin. T. Fisher Unwin. 1905.

Berolzheimer. — Philosophie des Staates samt den Grundzügen der Politik. Von Fritz Berolzheimer. München, C. H. Beck. 1906.

Carlyle. — Pamphlets du dernier jour. Par Thomas Carlyle. Traduit de l'Anglais avec une introduction et des notes. Par Edmond Barthèlemy. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Chéradame. — Le monde et la guerre Russo-Japonaise. Par André Chéradame. Ouvrage accompagné de vingt cartes. Paris, Plon. 1906.

Collection des plus belles pages. — Rivarol. Avec une notice et un portrait. Troisième édition. Paris. Société du Mercure de France. 1906.

Drachmann. — Tintoretto. („Renaissance".) Drama in zwei Akten. Von Holger Drachmann. Autorisierte deutsche Bühnenbearbeitung von J. G. Poestion. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Eulenburg-Hertefeld. — Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. Von Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld. Stuttgart, Fr. Frommann. 1906.

Francé. — Das Liebesleben der Pflanzen. Von R. H. Francé. Mit Abbildungen von F. Hollenberg, R. Oeffinger u. a. Stuttgart, „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Fuchs. — Die Frau in der Karikatur. Von Eduard Fuchs. Erste bis siebente Lieferung. München, Albert Langen.

Gachot. — Jourdan en Allemagne et Brune en Hollande. Par Edouard Gachot. Ouvrage accompagné de portraits, gravures et cartes. Paris, Perrin & Cie. 1906.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Zehnter Band: Götz von Berlichingen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard v. d. Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldschmidt. — Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1906.

Grasberger. — Geschichten aus Wien und Steiermark. Von Hans Grasberger. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Grauert. — P. Heinrich Denifle O. Pr. Von Hermann Grauert. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1906.

Greiner. — Das Tagebuch. Gedichte von Leo Greiner. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Griebens Reiseführer. — Band 79: Die Riviera. Siebente, neu bearbeitete Auflage. Mit 11 Karten und zahlreichen Illustrationen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906—1907.

Guimet. — Conférences faites au musée Guimet. Par Émile Guimet. Paris, Ernest Leroux. 1905.

Hearn. — Lotos. Blicke in das unbekannte Japan. Von Lafcadio Hearn. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1906.

Herwig. — Die letzten Zielinskis. Ein Roman von Franz Herwig. Leipzig, L. Staackmann. 1906.

Jaloux. — Le jeune homme au masque. Roman par Edmond Jaloux. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Immanuel. — Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel. Viertes Heft. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Jahrbuch. — Herausgegeben von den Allgemeinen Plattdeutschen Verband E. V. Jahrgang 1905. Berlin, Deutscher Kultur-Verlag, G. m. b. H. 1905.

Kern. — Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike, gehalten von Otto Kern. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1906.

Kirchenpolitik, Die, der Hohenzollern. — Von einem Deutschen. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 1906.

Klinghoff. — Gedichte von Axel Klinghoff. Leipzig, „Elysium"-Verlag. 1905.

Klinghoff. — Neue Gedichte von neuen Dichtern. I. Herausgegeben von Axel Klinghoff. Berlin und Leipzig, „Elysium"-Verlag. 1905.

Krag. — Im Josthof. Eine Geschichte aus Norwegen. Von Thomas P. Krag. Autorisierte Übersetzung von Julia Koppel. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1906.

Krag. — Jon Gräff. Von Thomas P. Krag. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen. Von Julia Koppel. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1906.

Krakauer. — Die Gicht in ihren verschiedenen Formen und die mit ihr verwandten Krankheiten. Von J. Krakauer. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Georg Klemm. O. J.

Krammer. — Wahl und Einsetzung des deutschen Königs im Verhältnis zueinander. Von Mario Krammer. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1905.

Kühnemann. — Fichtes Reden an die deutsche Nation. Rede von Eugen Kühnemann. Posen, Mayersche Buchdruckerei. 1906.

Leibniz. — Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übersetzt von A. Buchenau. Durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Ernst Cassirer. Zweiter Band. Leipzig, Dürr. 1906.

Madelin. — Le Rome de Napoléon. Par Louis Madelin. Paris, Plon. 1906.

Mander-Floerke. — Das Leben der niederländischen und deutschen Maler. Von Carel van Mander. Textabdruck nach der Ausgabe von 1617. Übersetzung und Anmerkungen von Hanns Floerke. Erster Band. Mit 20 Bildertafeln. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Matthes. — Herbstnebel und Anderes. Erzählungen für junge Mädchen. Von Margarethe Matthes. Breslau, Preuß & Jünger. 1906.

Mörike. — Mozart auf der Reise nach Prag. Eine Novelle von Eduard Mörike. Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Otten. — Bis zum Hahnenschrei! Erstlingsverse von Ludwig Otten. Stuttgart, Streder & Schröder. 1905.

Preindlsberger-Mrazovic. — Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation. Von Milene Preindlsberger-Mrazovic. Innsbruck, A. Edlinger. 1906.

Respa. — Wie werde ich Hypnotiseur? Praktische Anleitung zur Anwendung der Hypnose. Von Ernst Respa. Berlin, H. Rau. 1906.

Roethe. — Humanistische und nationale Bildung, eine historische Betrachtung. Von Gustav Roethe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1906.

Romanische Meistererzähler. — Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Fünfter Band: Unsere biederen Stadtleut. Von Antoine Fureitère. Deutsch von Erich Meyer. Leipzig, Deutsche Verlagsactiengesellschaft. 1905.

Salomon. — Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Dritter Band: Das Zeitungswesen seit 1814. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1906.

Samosch. — Tenoristen-Berichte. Roman von Margarete Samosch. Verlag „Continent" (Theo Gutmann). O. J.

Sauter. — The Faithless Favorite. A mixed tragedy. By Edwin Sauter. St. Louis. Published by the author. 1905.

Schanderl. — Erdreich. Gedichte von Joseph Schanderl. München, Georg Müller. 1905.

Stegemann. — Daniel Junt. Roman von Hermann Stegemann. Zweite Auflage. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1906.

Togo und Kamerun. — Eindrücke eines Abgeordneten. Mit 37 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1905.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXVII.

(April — Mai — Juni 1906.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, C. Beck. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — Boston, Castor & Co. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — Buenos-Aires, Jacobsen Libreria. — Bukarest, Socecŭ & Co. — Chicago, Koelling & Klappenbach. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2684. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co D Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — Luzern, J. Eisenring. Prell & Eberle. — Lyon, H Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Montevideo, Jacobsen Libreria. — Moskau, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praß). — New-York, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — Paris, W. Fischbacher Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff K. L. Ricker — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm Ferd. Wassermann Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. R Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh Rotterdam, W. J. van Hengel. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E Fritze'sche Hofbuchhandlung. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick Hofbuchh Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — Yokohama, Max Nößler & Co. Winckler & Co — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsiebenundzwanzigsten Bande (April — Juni 1906).

		Seite
I.	Onkel Julians Vermächtnis. Eine Novelle von **Margarete Siebert**	1
II.	Die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806. Von **C. Freiherrn v. d. Goltz**	42
III.	Warschau und Moskau. Eindrücke und Erlebnisse. Von **Sidney Whitman.** II.	64
IV.	Anastasius Grün und Nikolaus Lenau. Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auersperg. 1806 — 11. April — 1906. Von **Johannes Proelß**	84
V.	Ein Jahrhundert deutscher Malerei. Von **Walther Gensel.** I.	108
VI.	Die politische Parteigruppierung in England. Von **Theodor Lorenz**	126
VII.	Ein italienischer Leidfaden zur Frauenfrage. Von **Eleonore von Bojanowski**	134
VIII.	Das Moskauer Künstlerische Theater in Berlin. Von **Eugen Zabel**	137
IX.	Politische Rundschau	140
X.	Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Von **Adolf Frey**	146
XI.	Neuere Belletristik. Von **Otto Frommel**	149
XII.	Literarische Notizen	155
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Der Halbkreis von Athen. Novelle von **August Strindberg**	161
XV.	Römische Wanderungen. Von **Ernst Steinmann**	193
XVI.	Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche. Vom **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** II.	204
XVII.	Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath. Ihre freundschaftlichen, ihre dichterischen Beziehungen und ihr Briefwechsel. Von Dr. **H. Gerstenberg** in Hamburg	222

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Über Staatsformen. Von **E. Fitger**	251
XIX.	Ein Jahrhundert deutscher Malerei. Von **Walther Gensel.** II.	267
XX.	Alter und Name des Salamanders. Von Professor **F. Kluge**	286
XXI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	290
XXII.	Politische Rundschau	303
XXIII.	Griechisch-buddhistische Kunst. Von **H. Oldenberg**	309
XXIV.	Naturwissenschaftliche Probleme. Von **J. Reinke**	312
XXV.	Hermann Lingg	314
XXVI.	Literarische Notizen	316
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVIII.	Eva Stainer. Erzählung von **Helene Raff**	321
XXIX.	Maria Stuart in der Jugend. 1542—1561. Von **Lady Blennerhassett**	340
XXX.	Das Melodram. Von **Albert Köster**	368
XXXI.	Wirtschaftliche Faktoren in der arabischen Invasion gegen Byzanz. Von **Paul Rohrbach**	379
XXXII.	Das junge Deutschland und Österreich. Von **Ludwig Geiger**	391
XXXIII.	Ungedruckte Briefe Heinrich Schliemanns. Mitgeteilt von **Gustav Heinrich Schneideck**	405
XXXIV.	Aus Kindheit und Schule. Fragment einer Familienchronik	421
XXXV.	Pierre Corneille. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von **Heinrich Morf**	439
XXXVI.	Der Mutter Wahl. Aus dem modernen Frauenleben. Von **Gertrud Prellwitz**	453
XXXVII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	462
XXXVIII.	Politische Rundschau	472
XXXIX.	Literarische Notizen	478
XL.	Literarische Neuigkeiten	479

Onkel Julians Vermächtnis.

Eine Novelle

von

Margarete Siebert.

Onkel Julian war völlig aus der Art der Familie der Seltsams geschlagen, indem ihm der Besitz eines runden Vermögens so wertvoll deuchte, daß mit seiner Erwerbung ein Menschenleben wohl würdig auszufüllen wäre. Die andern Seltsams hatten kein Geschick zum Geldverdienen, sondern eher zum Geldausgeben. Ein Besitz, der unversehens in ihre Hände geriet, etwa eine Erbschaft oder ein Heiratsgut, pflegte binnen kurzem in nichts zerschmolzen zu sein. Die ehemaligen Eigentümer des betreffenden Reichtums behaupteten sogar, ihnen wäre erst nach dem Verschwinden des Schatzes wieder wohl und ruhig in ihrem Gemüte geworden, indem sie sich der Verpflichtung ledig fühlten, einen Wert zu hüten, der für sie dunkel blieb und ihnen daher unheimlich war, und sie vermaßen sich, ohne den Schatz nicht schlechter, sondern besser als vorher zu leben.

Die Seltsams waren Gelehrte: Universitätsprofessoren, Ärzte, Lehrer, Geistliche. Manche von ihnen hatten grundgelehrte Bücher geschrieben und wurden von tiefen Forschern ihrer Fachwissenschaft manchmal erwähnt, um so der Unsterblichkeit um einige Schritte näher als andre Leute geführt zu werden.

Onkel Julian war niemals von Ehrgeiz nach entfernter Nachbarschaft mit der Unsterblichkeit geplagt worden. Schon im zarten Kindesalter hatte er bedenkliches Kopfschütteln durch die Betätigung eines unerhörten Erwerbssinnes erregt. Als ein fünfjähriges, zierliches Bübchen kam er einst dazu, wie seine Mutter armen Kindern von seinen Sachen schenkte. Hellrot vor Zorn stürzte er auf den kleinen Jungen: „Das ist mein Anzug.“ Die Mutter rief ihn zur Ruhe, aber er hielt die Jacke fest, bis ihn die Mutter trotz seines wütenden Wehrens in ein fernes Zimmer trug, und es hinter ihm abschloß. Nach einem Weilchen kam sie wieder; da hörte sie schon von weitem das Bürschchen mit den Stiefeln gegen die Tür donnern und schreien: „Ich will meinen Anzug behalten.“ Die Mutter setzte sich gelassen mit einer Näharbeit

ans Fenster, bis der Kleine erschöpft, nur noch ruckweise schluchzend, auf der Erde saß. „Julian, komm her," sagte die Mutter. Der Kleine folgte.

„Warum willst du die Sachen nicht fortgeben?"

„Ich will meinen Anzug behalten."

„Er ist dir viel zu klein. Du kannst nicht alle alten Sachen aufheben, dein Schrank ist nicht groß genug."

„Und wenn du die Knöpfe abtrennst," stieß das Bübchen finster zwischen den Zähnen hindurch.

Die Mutter sah mit einem langen, dunkeln Blick auf das Männchen. Dann begann sie davon zu erzählen, wie arm die kleinen Jungen wären, die seine Sachen bekommen sollten, und wie gut er es dagegen hätte. Julian erwiderte nun nichts mehr, sondern drehte sich um und ging aus dem Zimmer. Erst am Abend sah ihn die Mutter wieder, als er mit einem Sack voller Tannenzapfen kam und ihn ihr als Brennmaterial anbot. Sie sollte ihm für jeden Sack, den er sammeln würde, einen Groschen geben. Als ihn die Mutter zurückwies, verhandelte er seine Ware mit mehr Glück bei einigen Nachbarsfrauen. Er verkaufte die Blumen von den Beeten, das Obst von den Bäumen, Kartoffeln, Holz und Kohlen aus dem Keller. So sammelte er bald ein ansehnliches Sümmchen, das er an seine leichtsinnigeren Brüder oder an seine Schulkameraden gegen Zins auslieh, bis ihm sein Vater solche Ausübung der Nächstenliebe ernsthaft verbot. Er hob die ausgeschriebenen Schreibhefte seiner Geschwister auf, Zigarrenschachteln und abgebrannte Streichhölzer, und wollte mit unermüdeter Anstrengung durchsetzen, daß im ganzen Hause täglich nur ein Zündholz gebraucht würde und alle andern Flammen an der einen angezündet wurden. Er machte seiner Mutter den Vorschlag, ihm das Recht auf Zucker, auf Butter und Fleisch zum Brot abzukaufen, und als sie darauf nicht einging, legte er sich Spezialvorräte an, für die er auch immer irgendwelche Abnehmer aufzutreiben wußte. Bald geriet er in einen Gegensatz zu seiner engeren und ferneren Umgebung, freute sich aber seiner Isolierung, da er nun nicht mehr zu fürchten brauchte, daß ihn Gesellschaft zu überflüssigen Ausgaben verleitete. Er war überzeugt, daß nur er die Weise wüßte, Herr des Lebens zu werden, und daß alle andern Menschen schwächlich der Begierde nach Dingen unterlägen.

Julian hatte zwei Brüder und eine Schwester. Alle waren wohlgebaut, stark und unbekümmert. Der älteste Bruder, Titus, ward ein Arzt; der zweite, der Berthold hieß, ein Richter; die Schwester Karoline heiratete einen Schullehrer. Julian trat, sobald die Zeit reif war, in eine große Seidenhandlung als Lehrling ein. Er war äußerlich von der Natur nicht kärglicher als seine Geschwister bedacht worden, war blond, fein und schmal und sah nicht wie der trockne Geldsammler aus, der er sein wollte. Aber der Glanz seiner blauen Augen war kalt.

Kein Neid bewegte ihn, als seine Brüder zur Universität zogen. Als sie in den Ferien nach Hause kamen und von den hohen Idealen redeten, die ihnen die Zukunft verwirklichen sollte, sah er sie voller Verachtung an.

„Ich habe das beste Teil erwählt," sagte er zu ihnen, als sie einst an sonnigem Tage ins freie Land gegangen waren, im grünen Grase lagen, in den Himmel schauten und schwärmten. „Ihr werdet immer abhängig bleiben. Ich aber werde bald ganz frei sein und nach niemandem mehr zu fragen haben."

„Dafür hast du immer mit dem ekelhaften Geld zu tun," entgegnete Berthold.

„Wenn ich nichts brauche, bin ich freier als du," setzte Titus hinzu.

„Nichts brauchen!" entgegnete Julian geringschätzig. „Du lebst in der Welt. Also mußt du Geld haben. Hast du recht viel, so kannst du herrschen. Wenn ich reich bin, kann ich alles haben: alle Schönheit. Ich kann mir Kunstwerke, herrliche Häuser und Möbel kaufen, kann in jede schöne Gegend reisen. Ich kann Gutes tun, soviel ich will, den Armen helfen, Künstler beschützen, nützliche Gebäude gründen. Ich kann das Schlechte bekämpfen."

„So reich wirst du nie, daß dein Wirken mehr ist als ein Tropfen auf den heißen Stein, der verdunstet, ehe er den Stein traf," sagte Titus. „Und deine Gelüste wachsen mit deinem Besitz und machen dich von toten Dingen abhängig."

„Und du mußt immer an dein Geld denken und hast darüber keine Ruhe," meinte Berthold. „Und jeder Gedanke daran ist verschwendet. Denn Geld ist kein Zweck, sondern ein Mittel. Aber das vergißt du bald, und es wird dir an sich wertvoll."

„Ihr steht neben dem Leben in eurer Beschaulichkeit, die vornehm sein soll," erwiderte Julian heftig, „ich aber kämpfe mitten darin. Wenn es euch auch nicht so scheinen mag, es ist doch so: ich setze mehr, viel mehr ein, unser Vaterland groß und angesehen zu machen, als ihr."

„Wir wollen weder neben noch im Leben stehen," sagte Berthold hochmütig, „sondern darüber."

Julian ging im Alter von zwanzig Jahren ins Ausland. Seine Brüder blieben zu Hause, bestanden ihre Prüfungen, begründeten ihre Laufbahn, liebten, heirateten, zeugten Kinder und führten nach einer bewegteren Jugend ein würdiges Dasein. Von Julian, der nach Amerika und nach Asien, nach Japan, Indien und China ging, hörten sie wenig. Sie erfuhren nur, daß er immer reicher würde. Daran hatten sie nie gezweifelt. Sie meinten, wenn sich ein Seltsam einmal so weit erniedrigte, nach Geld und Geldeswert zu trachten, so würde er seine Überlegenheit über die andre Welt wenigstens dadurch beweisen, daß er sein Vorhaben zum glänzenden Ende führte.

Als Julian fünfzig Jahre alt war, kam er in die Heimat zurück, kaufte ein Grundstück, erbaute ein stattliches Haus, das er kostbar einrichtete, hielt sich zahlreiche Dienerschaft, Pferde und Wagen und lebte wie ein großer Herr. Doch er hatte nicht viel Freude an seinem üppigen Dasein, sah gelb und vertrocknet aus, war leberleidend und sprach unausgesetzt von seinem nahen Ende.

Er hatte sich darauf vorbereitet, die Rolle eines Erbonkels zu spielen, in der Meinung, daß seinen Angehörigen wohl die richtige Schätzung eines großen Vermögens kommen könnte, wenn der Besitz eines solchen in Frage stünde.

Aber Berthold hatte sich als Oberlandesgerichtspräsident mit den Jahren wohl von der gar nicht hoch genug einzuschätzenden Wichtigkeit der Gesetze und ihrer rechten Handhabung überzeugt, doch nicht vom inneren Adel der Geldmenschen. Titus erwünschte höchstens Vermögen, um seinen armen Patienten außer dem Honorar für seine Mühe noch das Geld zu Arzneien und stärkenden Mitteln schenken zu können.

Die jüngere Generation verhielt sich nicht ganz so ablehnend. Titus' Sohn allerdings, der blonde, starke, sonnenverbrannte, mit den blauen Augen, die blickten, als brennten in ihrer Tiefe goldene Spiegel, der nach seinem Vater hieß und Chemie studiert hatte, war ein ebenso unkluger Idealist wie der Alte. Er hatte sich mit einem ganz armen Fräulein, einer Lehrerin, Therese, verlobt und gedachte zu warten, bis ihm die Jahre eine auskömmliche Stellung bescherten und damit das Heiraten gestatteten.

Schwester Karoline hatte zwei Töchter, Mathilde und Agnes, stolze junge Damen. Die eine hatte ihr Talent zum Klavierspiel ausgebildet und unterrichtete in dieser Kunst. Die andre, Agnes, malte, und zwar erfand sie Muster für Tapeten, Blumentöpfe und Kaffeekannen. Für Agnes war die Beschränkung der Verhältnisse eine harte Geduldsprobe. Sie hätte sich gern in köstliche Gewänder gehüllt und in hellen Räumen voll auserlesener Möbel gewohnt. Aber niemals ließ sie sich dazu herab, mit einem Wort oder Blick eine Begehrlichkeit nach den Reichtümern des Onkels zu verraten.

Bertholds Sohn, Sebald, brach zum zweiten Male mit den Traditionen der Familie und wurde Kaufmann. Sein Entschluß ward keineswegs Onkel Julian zuliebe gefaßt, sondern zu einer Zeit, als der Onkel noch ein sagenhaftes Dasein in Südchinesien führte. Leider zog den Jüngling auf solche Laufbahn auch nicht sein Erwerbssinn, der durchaus in der herkömmlichen Seltsamschen Art entwickelt war. Sebald hatten es die großen Ideen von persönlicher Freiheit, von Bewegung, von Spannung angetan. Er sah im Kaufmannsstand den Stand der unbegrenzten Möglichkeiten und meinte, nur der möchte wahrhaftes Leben spüren, der täglich seine ganze Existenz aufs Spiel setzen, heute ein Millionär, morgen ein Habenichts sein könnte.

Vorläufig freilich mußten ihm seine stolzen Ideen über eine recht öde Wirklichkeit hinweghelfen. Er hatte nur eine bescheidene Stellung in einer großen Leinenfabrik inne und konnte auch nicht völlig ins klare darüber kommen, wie der Grundstein zum Gebäude seines künftigen Reichtums zu legen wäre.

Als Onkel Julian in der Heimat Wohnung nahm, blickte er gerade auf diesen Neffen mit spöttischer Spannung. Doch er wartete vergebens auf eine beflissene Annäherung des Jünglings. Vielleicht hatte Sebald wirklich auf die Teilnahme, den Rat, wenn nicht gar auf die Beihilfe des reichen Onkels gehofft. Als er aber bemerkte, daß der Onkel ihn betrachtete, als wäre er eine dicke Fliege für sein feines Spinnennetz, da warf er seinen schönen Kopf zurück und sagte: „Onkel Julian irrt sich, wenn er denkt, ich werde bei ihm erbschleichen. Ich kann ohne ihn meinen Weg gehen." Onkel Julian aber beugte sich vor, sah dem jungen Mann mit funkelnden Augen ins Gesicht.

während er ihm, der widerstrebend zurückwich, mit hartem Knöchel auf die Schulter klopfte, und sagte mit einem Lächeln, das sein ganzes Gesicht in eine Spitze zusammenzog: „Anlagen zu einem guten Kaufmann hast du, mein Junge, ausgezeichnete sogar. Aber schau, mein Junge, du bist zu großartig. Wie stellst du dich an? Ich glaube, du trägst seidene Strümpfe?“

„Aber Onkel,“ sagte der Neffe empört.

„Siehst du, siehst du, sonst brauchtest du ja nicht wütend zu werden! Seidene Taschentücher hast du jedenfalls. Ja, das ist die Jugend von heute. Zu meiner Zeit — allerdings dein Vater — und dein Vetter und deine Cousinen sind auch so, einer wie der andre, jeder auf seine Art. Aber du bist am großartigsten, — puff — immer oben hinaus. Du bringst es auch zu etwas. Gewiß. Nur das Anfangskapital fehlt dir, verstehst du. Wenn du das hättest, mein Lieber, was meinst du?“

„Ich weiß wirklich nicht, was du willst,“ entgegnete Sebald geringschätzig mit den Achseln zuckend.

„Ja, ob du das erwerben kannst, das ist die Frage, die sehr große Frage. Die Frage, um die es sich handelt.“ Und er hielt den Neffen am Rockknopf fest und redete weiter, bis Sebald aufstand und sagte: „Lieber Onkel, du verzeihst, aber ich habe in der Tat keine Zeit mehr.“

Durch diese Reden brachte er seinen Neffen in solche Wut, daß der junge Mann ihm schließlich aus dem Wege ging, wo er nur wußte und konnte.

Onkel Julian hatte es sich zum Ziel seines Lebens gesetzt, das mit allen Mitteln erreicht werden mußte, seinen Verwandten am eignen Leibe den Wert des Geldes klarzumachen. Das war der Genuß, den ihm sein Reichtum verschaffen sollte. Was hatte er sonst von ihm? Er war krank, einsam, alt; sein Herz war bitter; die Schönheit der Welt, um deren Fülle er gedarbt hatte, war schon lange für ihn gestorben.

Er machte geheimnisvolle Andeutungen über sein Testament, das all seinen Besitz einem einzigen seiner jungen Verwandten zusprechen würde. Nur wem, das sagte er nicht. Bei seinen Lebzeiten erreichte er aber nur, daß seine Angehörigen ihn wie einen etwas wunderlichen Onkel behandelten, dem die Zugehörigkeit zur Familie Rücksicht und Freundlichkeit sicherte. Die Erwartung, wer der erwählte Erbe wäre, schien sie nicht in fieberhafte Spannung zu versetzen, wie er so heiß ersehnte. Höchstens Mathilde sagte einmal: „Mich machen Onkel Julians ewige Redereien über sein Testament so nervös, daß ich manchmal darauf und daran bin, ihm ins Gesicht zu sagen, wie gemein ich sein Gebaren finde.“

Titus lachte. „Darauf wartet er nur. Aber paßt auf, keiner von uns bekommt etwas. Vielleicht hat er gar nichts, sondern hat all sein Geld auf Rente gegeben und lebt davon.“

„Nein,“ sagte Sebald, „reich ist er; er bezahlt eine horrende Vermögenssteuer.“

„Na, dann hat er seinen ganzen Krempel sicherlich einem Altmännerspittel vermacht oder zum Bau eines Aussichtsturmes oder eines Zeitungstempels bestimmt, unter der Bedingung, daß das Ding getauft wird: Zum mild-

tätigen Julian'. Uns schlägt er sicher ein Schnippchen. Bedenkt doch, Kinder, wie viele Jahre er sich schon mit dem Brüten darüber unterhält, wie er uns seinen Mammon doch noch zum Pfahl im Fleisch werden lassen kann. Ich bin einzig und allein darauf gespannt, in welche Form er seine Onkelliebe schließlich gekleidet hat."

Nachdem Onkel Julian mit dem Nachdenken über den Verbleib seiner Hinterlassenschaft zu Ende gekommen war und seinen Willen zu Protokoll gegeben hatte, war ihm der Lebensinhalt genommen, und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er zum Sterben kam.

Endlich war er so weit und lag im Sarge. Da sah er so befriedigt und seiner Wirkung sicher wie niemals im Leben aus. In der Voraussetzung dieses Ausdrucks hatte er die Anordnung getroffen, daß er im Sarge photographiert würde, um den Höhepunkt seines Daseins aller Ewigkeit zu überliefern, der ihn endlich über die unglaubhafte Gleichgültigkeit seiner Familie zum Triumphator machte. Das Bild sollte zu natürlicher Größe reproduziert werden und während der Testamentseröffnung an der Wand den Sitzen der Erbberechtigten gegenüber prangen.

Er ward mit allen Ehren zu Grabe getragen. Danach harrte voller Anteilnahme die ganze Stadt auf den Inhalt des Testaments.

Am Tage der Eröffnung versammelten sich die Angehörigen des Verstorbenen in dem großen Eßsaal des schönen Hauses; die Alten mit ihren Ehegesponsen und ihren Kindern. Ein betagter Justizrat, der für befreundet mit dem Verstorbenen galt, war mit der Lesung des letzten Willens beauftragt worden.

Lautlose Stille entstand, als er nach den nötigen Eingangsformalitäten die Siegel von den Papieren brach und zu lesen anhob. Zuerst kam eine Einleitung, durch die der Verstorbene breit und geziemend dem lieben Gott dafür dankte, daß er ihn klug genug gemacht hatte, um so große Schätze zu erwerben. Danach folgte eine nicht minder ausführliche Beschreibung der Art, wie er sein Vermögen gesammelt hatte.

Während der Lesung saßen die älteren Herrschaften friedlich auf ihren Sesseln. Sie wußten, sie bekamen jedenfalls nichts, glaubten auch nicht an außergewöhnliche Reichtümer noch an unerhörte Schicksalswendungen. Der Verblichene hatte sie zu früh und gründlich daran gewöhnt, keinerlei angenehme Erwartungen mit ihm zu verknüpfen, und ihr Blut hatte sich längst so weit gekühlt, daß sie meinten, das Leben verliefe wirklich so ruhig, wie es ihnen jetzt erschien.

Sebald hatte die Hände nervös gefaltet, betrachtete zwischen den Knien das Muster des Teppichs und kaute an seinem Schnurrbart. Titus starrte wie gebannt auf das spukhafte Bild des Toten ihm gegenüber mit dem spitzen Hohngrinsen um den dünnlippigen Mund und um die lange Nase. Das Bild übte eine so schreckliche Anziehungskraft auf ihn aus, daß er die wichtige Angelegenheit fast vergaß, die in der Schwebe war. Mathilde saß blaß, steif, verächtlich lächelnd, an der Wand und Agnes neben ihr, fast noch bleicher, aber mit brennenden Augen.

Der Lebensbeschreibung schloß sich die Ermahnung für das junge Geschlecht an, hinzugehen und Gleiches zu wagen und zu tragen, um vielleicht gleichen glänzenden Lohn zu ernten. Die Aufzählung dieses Lohnes folgte unmittelbar: der Onkel hatte ein Vermögen von mehr als zwei Millionen Mark besessen.

Bei der Nennung dieses Wertes mußte Titus lachen. Er hatte nach der langen Vorrede ein märchenhaftes Vermögen, mindestens hundert Millionen, erwartet. Nun kamen ihm zwei wie eine Kleinigkeit vor, um die sich soviel Aufhebens gar nicht lohnte. Sebald fuhr auf, als er Titus lachen hörte, und warf ihm einen messerscharfen Blick zu; die leise Störung traf ihn wie ein scharfer Schlag.

Endlich folgte die Bestimmung über den Verbleib des Geldes. Einige Legate waren für die Dienerschaft gestiftet; der Stadt fiel eine mäßige Summe zu; der Justizrat erhielt das Haus mit einigen hunderttausend Mark; der Rest des Geldes aber, nach Abzug der Legate und der Erbschaftssteuer anderthalb Millionen, war dem jungen Geschlechte vorbehalten. Da jedoch Onkel Julian den Hauptteil seines Vermögens unter keiner Bedingung teilen wollte — dem Glanz seines Namens zuliebe, und weil er der Meinung wäre, daß ein kleines Vermögen gar nichts nützte, sondern durch die trügerische Vorstellung eines Besitzes nur schädlich zu übergroßen Ausgaben verführte, — weil er aber auch keinem seiner jungen Verwandten gerechterweise den Vorzug geben könnte, indem sie alle gleich edel und begabt wären, so hätte er beschlossen, das Schicksal walten zu lassen: Seine Habe sollte dem ersten Sohn zufallen, der einem seiner Neffen oder Nichten ehelich geboren würde. Der Knabe sollte Julian genannt werden und wenn er der Sohn einer Nichte wäre, auch den Namen Seltsam annehmen. Bis zu seiner Mündigkeit sollten seine Eltern das Nutznießungsrecht haben. Solange, bis der Erbe auf der Welt wäre, sollten die Zinsen des Geldes dem Verschönerungsverein der Stadt überlassen bleiben, dem auch das Vermögen zukommen sollte, falls die Neffen und Nichten stürben, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Doch hoffte der Erblasser, daß dieser Fall nicht eintreten würde, sondern er forderte seine jungen Anverwandten auf, das Ihre zu tun, um eine möglichst schnelle Erledigung der Frage herbeizuführen.

Es war totenstill in dem Zimmer. Die vier jungen Leute sahen sich in die bleichen Gesichter.

„Na," sagte Titus endlich, aus tiefstem Herzen seufzend, „das ist eine schöne Geschichte! Was wird Therese dazu sagen?"

Mathilde stand auf und trat vor den Tisch des Justizrats. „Herr Justizrat," sagte sie laut und klar, „ich bitte Sie, meine Erklärung zu Protokoll zu nehmen, daß ich das Testament meines Onkels für eine Gemeinheit halte und für meine Person von vornherein aus diesem Wettstreit ausscheide."

Der Justizrat zuckte lächelnd die Achseln. „Meine liebe, junge Dame," sagte er, „das ist Ihre Sache. Ich bin nicht befugt, solche Willensäußerungen entgegenzunehmen."

Die Anwesenden standen auf, traten zu dem und jenem und sprachen halblaut zueinander. „Kinder," sagte Titus der Alte endlich, „geht jetzt aus-

einander, überlegt euch die Angelegenheit und kommt am Nachmittag wieder zusammen, etwa bei uns, und besprecht euch gütlich."

Damit waren alle einverstanden. Aber keiner war klüger geworden, als sie sich wieder sahen. Mathilde blieb bei ihrer Erklärung. Sie schien so erregt zu sein, als wäre ihr Heiligstes verletzt worden. Titus war der Verlegenheit noch nicht Herr geworden, wie er seiner Therese den heiklen Fall vortragen sollte, denn sie war keine sehr scherzhafte Dame.

„Du", sagte Sebald, „bist trotzdem noch am besten von uns allen daran. Du hast deine Braut. Aber ich kann doch nicht urplötzlich zu irgendeiner Tochter des Landes gehen und sie fragen, ob sie mir so schnell wie möglich zu einem ehelichen Sohne verhelfen wollte. Ich weiß auch keine, in die ich nur ein Spürchen verliebt wäre."

„Es wird schon so kommen, daß wir alle aus lauter Zartgefühl verzichten und von Onkel Julians Gelde Gartenbänke und Kinderspielplätze anlegen lassen," sagte Agnes. Ihre Stimme hatte aber einen eigentümlichen Klang, so daß Sebald, an den sie ihre Worte richtete, aufsah und gerade in ihre Augen hineinblickte, die sich fest auf die seinen richteten. Sie sahen einander stumm an, recht lange, und dann lächelten beide.

Die jungen Leute schieden darauf, und Titus begab sich auf den Weg zu Therese, seiner Braut.

Therese war ein schönes, wohlgewachsenes Mädchen. Sie hatte ein bleiches, regelmäßiges Gesicht mit leuchtenden schwarzen Augen und schwere dunkle Zöpfe. Sie trat stets mit großer Ruhe und Würde auf, im Bewußtsein, daß sie durch ihre körperlichen und geistigen Vorzüge hoch über den Durchschnitt erhoben wurde. Vielleicht rechnete sie es sich ein wenig zum Verdienst an, daß sie nach allen Seiten hin so wohlgeraten war, indem sie meinte, daß ihr feiner Verstand, das schöne Ebenmaß ihres ganzen Wesens nicht anders könnte, als sich eine harmonische und vollkommene Hülle zu erwirken.

Auf ihren leichtbewegten Bräutigam sah sie mit lächelnder Freude, fast wie eine Mutter auf ihr Kind, ertrug aber seine zärtliche Anbetung mit süßem Wohlgefallen, wenn sie auch manchmal seine allzu heiße Glut sacht dämpfen zu müssen glaubte. Titus verehrte in ihr etwas wie ein himmlisches Wesen und wunderte sich jedesmal in hellem Entzücken, wenn dann und wann eine recht irdische Wärme sie überstrahlte.

Vergebens überlegte er auf dem Wege zu ihr eine möglichst kluge und feine Wendung, mit der er ihr die Erbschaftssache vortragen wollte, bis ihm der Verzicht auf die anderthalb Millionen des Onkels, die er nie besessen hatte und sicherlich nie haben würde, leichter vorkam als die Ausbreitung der ganzen Angelegenheit vor den Augen der Geliebten.

Therese wußte um die schwebende Frage. Doch hatte Titus ihr den Tag der Testamentseröffnung verschwiegen, um sie nicht in Unruhe zu stürzen, und hatte sich auch eine Woche lang nicht bei ihr blicken lassen, damit sie ihm nicht die ungewöhnliche Spannung anmerkte.

Sie hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen und trat ihm an der Tür entgegen. Vor ihren klugen Augen lag seine Seele durchsichtig wie von Glas.

Sie nahm seine Hand und sagte: „Titus, Lieber, was hast du?“ Da er schwieg und sie nur verlegen, fast wie schuldbewußt ansah, setzte sie leise, zaghaft hinzu, als fürchtete sie an eine zertretene Hoffnung zu rühren: „Hat Onkel Julian dich leer ausgehen lassen?“

„Therese,“ sagte er, „du weißt, ich habe mir keine Hoffnungen gemacht. Aber das, — nein — — höre nur —!“ Er berichtete den Sachverhalt. Unter seinen Worten stieg eine feine Röte in ihr mattgefärbtes Gesicht. Sie sagte unwillig: „Das ist stark.“ Aber zuletzt fing sie an zu lachen und lachte so herzlich, daß ihr die Tränen aus den Augen rollten, faßte ihren Titus um und lachte an seinem Halse weiter. Er war ganz verdutzt über ihre Heiterkeit. „Warum lachst du denn so?“ sagte er, „über mich?“ — Sie schüttelte den Kopf. „Bedenke doch, wie der alte Mann dagesessen und sich den Kopf zerbrochen hat, und nun ist er tot und hat noch nicht einmal etwas von seinem Witz.“

Sie richtete sich auf. „Du,“ sagte sie und errötete wieder, „ich will ihm den Spaß nicht verderben, — was an mir liegt, — — — nur, Liebster, siehst du, ich glaube nicht, daß wir das Geld bekommen. Millionen passen so gar nicht zu uns. Immerhin, es ist eine gute Sache um ein solides Vermögen. Es lohnt schon, sich etwas Mühe darum zu geben. Nur müssen wir uns auf die Enttäuschung gefaßt machen. Aber ich glaube, wir können den Versuch wagen. Was meinst du, — du wirst mich noch immer mögen, auch wenn er nicht glückt? Die Hauptsache ist, daß du dich mit deinen Verwandten in Frieden besprichst. Streit in der Familie Geldes wegen ist zu entwürdigend.“

„Ja,“ sagte er, „aber vergleichen können wir uns nicht. Das Geld ist mit erlesner Bosheit dem Ungebornen vermacht. Der muß erst mündig werden, ehe es frei wird. Therese, — und wenn wir bald heiraten, — du weißt nicht, wie bescheiden wir anfangen müssen. Ich wünschte immer, dich bald heimholen zu können, aber ich wagte nicht, dich zu fragen. Ich kann dir das Leben nicht so bereiten, wie ich möchte.“

„Sonst hätten wir auch noch warten müssen,“ sagte sie, „um deinetwillen. Ich will doch nicht dein Leben mit Sorgen zuschütten. Weil aber alles so gekommen ist, so wollen wir es wagen. Es wird schon gehen. Wir sind ja beide kräftig und gesund.“

Sie besprachen noch allerlei, und Titus blieb bis zum Abend bei ihr. Als er nach Hause zurückkehrte, traf er Sebald, der auf ihn wartete, um ihm mitzuteilen, er hätte sich mit Agnes verlobt. Sie hätte ihm plötzlich so gut gefallen, nein, eigentlich schon immer. Er wäre nur zu sehr an sie als an seine Cousine gewöhnt gewesen, um im Sinne eines Freiers ihrer zu denken. Mit einem Male wäre es in ihm Tag geworden. Außerdem wäre diese Verlobung jedenfalls sehr praktisch. Denn da Mathilde durchaus auf ihrer Weigerung beharrte, so kämen statt vier nur noch zwei Parteien in Betracht, Titus und er. Wenn es Titus recht wäre, so wollten sie an einem Tage heiraten und sich gegenseitig versprechen, daß der glückliche Gewinner dem andern nach Kräften beistehen sollte.

Titus war einverstanden. Er teilte Sebald Theresens Entscheidung mit, und sie beschlossen, die Hochzeit ziemlich bald, aber in vollkommener Stille zu feiern.

So geschah es. Titus mietete eine kleine Wohnung in dem Vorort der Stadt, in dem die Fabrik lag, an der er angestellt war. Schon um dieser Wohnung willen freute er sich wie ein Kind auf das Heiraten. In seinen Junggesellentagen ging er täglich mit Neidgefühlen an ihr vorüber, und einige Male, als sie leer stand, trat er hinein, um sich die Stuben und Kammern anzusehen. Sie lag in einem schnurrigen, kleinen Häuschen. Es war einst rosenrot mit weißen und braunen Längsstreifen angemalt und durch grasgrüne Fensterläden mit gelben Herzen geschmückt worden. Jetzt war die bunte Pracht verblichen und daher „sehr fein in der Farbe", wie Titus behauptete. Dem Häuschen gegenüber lag ein sachter Hügel und auf ihm, mitten im baumbestandenen alten Kirchhof, eine weiße Dorfkirche mit einem spitzen Turm. In der Nachbarschaft standen kleine Häuser in wohlbebauten Kohlgärten und nebenan ein größeres, das alle Jahre mit lehmgelber Ölfarbe angestrichen wurde und einen Laden mit der Aufschrift hatte: „Kaffee, Zucker, Tee." Das Lädchen war vielseitig wie ein großstädtisches Warenhaus. Titus machte Therese beglückt darauf aufmerksam, daß sie hier bequem „alles" einhandeln könnte, Käse und Stiefeln, Porzellantassen und Unterhaltungslektüre. Das Beste an dem Häuschen war sein Garten. Er war nur klein, zehn Schritt im Geviert, enthielt aber, ebenso wie der Nachbarladen, alles. Ein meterbreiter Graben teilte ihn, über den sich ein Birkenbrückchen zierlich schwang. Das Flüßchen wälzte sich mit Anstrengung über einen hineingeworfenen Steinblock und war kaum zur Ruhe gekommen, als es einem Schaufelrad in die Arme fiel, das Tag und Nacht seine Flanken peitschte. Endlich aber breitete es sich behaglich um eine Schilfinsel zu einem Ententeich aus; bewacht von tönernen Wichtelmännchen, Möpsen und Rehen. Kreuze und Wegweiser wiesen nach einem Blockhaus, das eine große Glocke im breiten Glockenstuhl krönte, und dem ausgestopftes Getier, Kraniche und Eulen, ein sonderbares und schreckhaftes Aussehen gab. Was sich ein begehrliches Herz noch wünschen mochte, Fontänen und Grotten, Glaskugeln und Schweizerhäuschen; es war alles vorhanden, wenn auch alles etwas verkümmert. Hinter dem Blockhaus führte ein Pförtchen in ein stilles Gäßchen, das Tag und Nacht wie vergessen lag, weil nur die eine Tür hineinmündete, während es an der andern Seite von den dunklen Bäumen eines prinzlichen Parkes überwachsen wurde. In der Nähe des Hauses, so daß das Rauschen in stillen Stunden dumpf herüberklang, floß der große Strom, an dem die Stadt lag.

Theresens Möbel, die von ihren Eltern ererbt waren, paßten gut in das rosenrote Häuschen. Therese wollte zunächst ohne Dienstmädchen wirtschaften, nur mit einer Aushilfefrau, die täglich kam. Titus erhob Einspruch, aber sie meinte, sie müßte eine Tätigkeit haben. Auch behielt sie einige Unterrichtsstunden an einstige Schülerinnen bei.

Sebald und Agnes gedachten mitten in der Stadt zu wohnen. Als Titus dem Vetter begeistert sein rosenrotes Haus pries und lockend von einer ähn-

lichen Wohnung in der Nähe redete, da hatte Sebald gemeint: „Bei aller Liebe, Titus, — ich glaube, es ist besser, wenn wir uns nicht zu eng in die Fenster sehen."

Sebald hatte durch seine Verlobung schon einen Glückswechsel erfahren. Sein Chef hatte ihn in eine wichtigere und besser bezahlte Stellung aufrücken lassen. Sebald machte sich Gedanken über die Beweggründe zu dieser Beförderung, nahm aber die angenehmere Lage dankbar hin. Agnes wollte an ihrer alten Tätigkeit des Töpfe- und Tapetenmalens festhalten, und Sebald hatte nichts dagegen einzuwenden.

Die Doppelhochzeit wurde in der Wohnung von Sebalds Eltern gefeiert, ganz still, denn die halbe Stadt sah mit außerordentlicher Teilnahme der Entwicklung der Ereignisse im Hause der Seltsams zu und war ein wenig enttäuscht, daß sich bisher nur Frieden und Eintracht äußerten.

Beide Paare unternahmen eine Hochzeitsreise. Titus und Therese fuhren für acht Tage auf ihren Fahrrädern in die Ebene hinunter, und Sebald und Agnes führten einen Lieblingswunsch des jungen Ehemannes aus, indem sie sich, im Spätherbst, als schon hoher Schnee auf den Bergen lag, im Gebirge einmieteten, in einer Wetterwarte, mit deren Leiter Sebald befreundet war. Als die beiden Paare zurückkamen, sprachen sie sich außerordentlich befriedigt über ihre Ausflüge aus. Die beiden Ehestände ließen sich fürs erste auch weiterhin vortrefflich an, und nach einiger Zeit war für beide die Möglichkeit zu erhoffen, den glücklichen Erben von Onkel Julians Schätzen in dieses Dasein zu setzen.

Sebald hatte recht gehabt, wenn er annahm, daß die Sehnsucht die jungen Ehepaare nicht oft zueinander führen würde. Sie machten sich im Anfang die ordnungsgemäßen Besuche; die beiden Männer trafen sich hin und wieder in der Stadt, aber erst nach Monaten erging eine Einladung an Titus und Therese zu Sebalds, der sie folgten.

Dieses junge Paar hatte sich etwas merkwürdig eingerichtet, nicht recht vollständig, sondern mehr so, als ob sie auf der Reise wären. Agnes wurde ein wenig verlegen, als sie die halbleeren Stuben vorwies, in denen allerlei ungesäumte schönfarbige Lappen als Decken und Vorhänge die gähnenden Ecken ausfüllen sollten.

„Wir richten uns lieber nach und nach ein," sagte sie, „in der Eile wählt man oft nicht sorgfältig genug und hat dafür ein ganzes Leben lang häßliche Sachen um sich zu dulden."

Sie selbst trug ein weites Gewand aus hellem Stoff, der ganz billig war, den sie aber mit der Grazie einer Fürstin über die kahlen Dielen schleifte, und um den Hals eine lange Bernsteinkette. Sie sah gut aus; ihre Augen strahlten wie von einem Willen im Brennglas gesammelt.

Mathilde kam auch. Seit sie die Zumutung, den Wettlauf um die anderthalb Millionen des Onkels Julian mitzumachen, so herbe von sich gewiesen hatte, war etwas Strenges über sie gekommen, als wollte sie von vornherein alle Fragen nach ihren Beweggründen abschneiden. Nur ihre Blicke waren dunkel, als wüßten sie um eine verlorne höchste Lebenswonne.

Zwischen ihrer Schwester und ihr war nie viel Liebe verloren worden. Agnes hätte sich am liebsten in den Trubel des Lebens hineingeworfen. Ein Dasein, das ihr jeden Tag eine neue Aufregung, ungemessene Bewunderung brachte, das den Neid und die Anfeindung minder begünstigter Mitmenschen auf sich zog, das hätte ihr gefallen. Mathilde war nicht weniger hochmütig als sie, aber zurückhaltender und formvoller in Rede und Tun. Ihr Urteil war scharf und am schärfsten über ihre Schwester. Sie nannte Agnes verächtlich eine Talmiprinzessin und sagte, es wäre ein Jammer, daß sie nicht zum Theater gegangen wäre, dort hätte sie Weihrauch billig und massenhaft haben können, mit dem sie ihr Herz satt zu machen begehrte.

Heute abend saß Mathilde schweigsam, aber so voll innerer Glut unter den andern, daß Therese, die ihre Nachbarin war, eine körperliche Hitze um sie zu spüren meinte. Theresen ward überhaupt an diesem Abend nicht wohl zumute. Sie hatte manches gegen die Verwandten ihres Mannes einzuwenden und wußte, daß sie von ihnen nicht geliebt wurde, sondern daß sie ihnen langweilig war, und daß Titus um der Verblendung seines Geschmackes willen bedauert wurde. Sonst setzte sie sich über die deutlich empfundene Geringschätzung im Gefühl ihrer wahrhaft wertvollen Überlegenheit hinweg, höchstens, daß sie die Überheblichen mied. Heute aber kam ihr das Verhältnis dieser Menschen zueinander wie fratzenhaft vor. Das Bewußtsein drückte mit harten Fingern ihr Herz zusammen, daß sie in dem grotesken Spiel, das alle aufführen mußten, einen Hauptanteil hatte. Und während Titus, Sebald und Agnes ununterbrochen lachten, schwatzten, sich neckten und sich mit Witzen und Anspielungen vergnügten, die ihre rechte Bedeutung nur für sie hatten, die miteinander aufgewachsen waren und sich eines Blutes und eines Geistes fühlten, schaute sie auf ihren Mann fast mit Angst, als könnte sie in dieser einen hellsichtigen Stunde auch an ihm den Zug entdecken, der ihn diesem hochfahrenden, alles begehrenden Geschlechte zuwies und den ihre Liebe bisher verschleiert hatte.

Indem aber dunkles Wehgefühl nebelhaft durch ihren Sinn zog, nahm sie ruhig an der Unterhaltung teil; sie hätte sich ein unbeherrschtes Nachgeben an ihre Stimmung nicht verziehen. Doch war's ihr eine Erleichterung, als Titus nach Tisch erst Mathilde und, als diese schroff ablehnte, darauf Sebald bat, ihnen etwas vorzuspielen. Sebald setzte sich an den Flügel, den er aus seiner Junggesellenzeit mitgebracht hatte. Er spielte wundervoll, mit großartigem, feinfühligen Anschlag, und seine Gestalt hob sich, sein Gesicht ward hell in der Freude seines Könnens.

Sie lauschten alle bewegungslos. Und wie ihre Gedanken sich unter der Musik lockerten, stieg in Therese eine unheimliche Ahnung mit aller Gewalt auf. Sie wandte den Blick auf die beiden Schwestern. Agnes war ganz unmusikalisch. Sie saß ins Sofa zurückgelehnt, zog ihre gelbe Kette durch die Finger und schien in stolze Träume verloren, denn sie lächelte sonderbar vor sich hin, so, als ob sie sicher wäre, die Erfüllung ihrer Wünsche durch die Energie ihrer Sehnsucht herbeizwingen zu können. Als dann Therese von ihr fort auf ihre Schwester blickte, sah sie Mathilde halb abgewendet sitzen und

mit verlornen Blicken auf Sebald ſtarren. Da wußte Thereſe, was Mathilde ſo leidenſchaftlich bereute und beklagte. Das Erbarmen mit ihr und tiefes Staunen über dieſe ſchrecklichen und unnötigen Verwirrungen überwältigte ſie, ſo daß ſie tief aufſeufzte und ſo vollkommen in ihre Gedanken eingeſponnen war, um das Schweigen nach Sebalds Spiel wie eine unerträgliche Schwüle zu empfinden, die Geheimſtes offenbaren mußte. Doch Titus löſte die Spannung, indem er heiter zu ſeinem Vetter ſagte: „Das haſt du gut gemacht, alter Sohn. Du ſpielſt Agnes wohl oft vor?“

„Dem Kinde iſt Muſik mit dreizehn Riegeln zugeſchloſſen,“ meinte Sebald gutgelaunt und trat zu ſeiner Frau, drückte mit einer Hand ihr Kinn zuſammen und beugte ſich zärtlich über ſie.

„Ja,“ ſagte Agnes, „ich kann nichts dafür; aber den Sinn für Muſik kann ich mir beim beſten Willen nicht geben. Sonſt täte ich's ſicher.“

„Das glaube ich,“ ſagte Mathilde. „Nun, ſo haſt du wenigſtens eine kleine Übung in der Beſcheidenheit.“

„Scheine ich dir ſonſt zu gut ausgeſtattet?“ fragte Agnes und ſah der Schweſter lächelnd ins Geſicht.

„O ja,“ ſagte ihre Schweſter, „der liebe Gott war guter Laune, als er dich erſchuf. Hoffentlich nicht zu ſehr.“

Thereſe wollte ſolchem Zwiegeſpräch ein Ende machen und ſagte: „Es iſt ſchade, Sebald, daß du kein Muſiker geworden biſt.“

Er warf raſch ſeinen Kopf zurück: „Das ſollte mir einfallen, vor jedem fetten Banauſen, der ſeine Mark bezahlt, Bücklinge zu machen und ihm mein Eigenſtes auf dem Präſentierteller darzubringen, damit er ſeinen blöden Witz daran ausübt.“

Thereſe und Titus gingen nicht ſpät, und Mathilde ſchloß ſich ihnen an. Die beiden begleiteten die Couſine bis zu ihrer Wohnung und fuhren nachher mit der Bahn nach Hauſe. Unterwegs ſprachen ſie kaum. Daheim trat Titus noch einmal auf den Balkon und ſchaute in den nächtlichen Garten hinab; die Netze des weißen Mondnebels hingen über dem Garten, nichts Menſchenerzeugtes regte ſich, nur der Bach ſang ſein Traumlied. Titus rief nach Thereſe, und ſie ſaßen nebeneinander auf dem Altan. Titus war es aufgefallen, daß Thereſe ſich heute abend unfrei gefühlt hatte. „War dir nicht wohl?“ fragte er.

„Doch, körperlich wenigſtens. Aber die drei da zuſammen beängſtigten mich.“

„Ja,“ ſagte er, „dieſes Glück wird nicht lange dauern. Aber das war vorauszuſehen.“

„Für die Verlegenheitsehe, die ſie geſchloſſen haben, ſind ſie zu gut,“ meinte Thereſe. „Sie wollten eine grobe Sache weniger häßlich machen, aber es geht nicht. Sie werden bald merken, daß ſie aneinander vorbeilieben und das Weſentliche gar nicht treffen. Jetzt iſt Agnes noch in Sebald verliebt, weil er ſtattlich und gewandt iſt. Die Begeiſterungs- und Liebesfähigkeit in ihm entgeht ihr ganz. Und er amüſiert ſich über ſeine witzige Frau. Ihre koloſſale Energie wird ihm bald unbehaglich werden. Und ſie werden

beide innewerden, daß sie durch ihr Zusammenleben nicht das Beste in sich, sondern ganz wertlose Züge ausbilden, und das wird sie bitter machen."

„Ja," sagte Titus, „und sollte es geschehen, daß sie das Geld nicht bekommen, dann möchte ich nicht in Sebalds Haut stecken."

Therese lachte. „Das möchtest du doch auch sonst nicht. Aber sie werden das Geld schon bekommen."

„Ich glaube es auch. Es wäre gräßlich für sie, wenn sie enttäuscht würden. Agnes ist zu spaßhaft. Sie lebt schon jetzt das Leben vorbildlich in Kattun, das sie dereinst in Samt und Seide zu führen gedenkt. Ich sehe sie schon im Spitzenkleid mit weißem Federhut in ihrer Equipage lehnen und uns armen Fußgängern gnädiglich zuwinken."

„Wenn es aber geschehen sollte, — es wird nicht geschehen, sicher nicht, — aber nimm's einmal an, — Titus, wenn wir nun das Geld bekämen? Titus, was tätest du dann?"

„Ach," sagte er, „Therese, siehst du, ich möchte so gern einen großen Garten haben. Durch den sollte mitten hindurch ein Fluß laufen, und der Garten müßte so groß sein, daß man immer ein Luftbad nehmen könnte, wenn man Lust hat."

Sie lachte. „Nein," meinte sie, „du bist aber bescheiden! Ich dachte, du würdest dir ein weißes Marmorschloß wünschen mit Säulenhallen davor, an einem blauen See und dahinter schwarzgrüne Berge. Und wenn der Himmel am Abend glüht, dann leuchtet das Haus wie Rosen, und der See schimmert wie Perlmutter. Und du sitzest in einer goldnen Gondel und fährst gerade ins Märchenlicht hinein. Siehst du, solche Wünsche habe ich von dir erwartet! Statt dessen ist es das Ideal deines Daseins nur, kleiderlos auf einer grünen Wiese spazieren zu gehen."

„Ach, das ist auch die Hauptsache. Das übrige kann ich mir denken, alle Tage anders und alle Tage schöner."

„Na, das Vergnügen kannst du auch so haben."

„Es ist wahr. Was soll ich mir wünschen? Ein Schloß? Unsre Wohnung hier gefällt mir sehr gut. Für ein Schloß muß man viele Dienstboten haben, und da gibt es fortwährend Ärger, und man kommt vor lauter Verwaltungssorgen zu keiner Freude. Ich habe manchmal gedacht, ich möchte mich habilitieren. Aber dann will ich auch unter meinesgleichen etwas gelten. Ja, und dann fällt mir immer mein Professor ein. Als ich dem meine Doktorarbeit brachte und er einiges mit mir besprechen wollte, da bestellte er mich auf Sonntag abend. Das wäre die einzige Stunde, die er für sich hätte. Und so war es. Und trotzdem er kein menschenwürdiges Dasein führte, ist er doch keine Weltberühmtheit geworden. — Wenn ich mich aber nicht an einer Universität niederließe, so würde ich bald gar nichts mehr tun. Denn von Natur aus bin ich ziemlich faul. Auf die Dauer wäre aber ein nichtstuerisches Dasein nicht erquicklich, und du würdest es auch nicht mögen. Dann, — mit vielem Gelde kann man Reisen machen. Das ist wohl ganz angenehm für manchmal, aber man bekommt es satt. Hotelzimmer sind immer schrecklich; und man hat immer entweder zu viel oder zu wenig Ge-

sellschaft und niemals die Sachen bei sich, nach denen man Lust hat. Ich werde auch sicher einmal so viel Geld verdienen, daß wir alle Jahre verreisen können. Außerdem — wir können doch vier oder fünf Kinder bekommen. Dann wäre nur das eine reich, und die andern hätten nichts."

„Für die könnten wir sparen, solange wir das Nutznießungsrecht haben."

„Ach, wenn man kein Geld hat, braucht man sich nicht zu schämen, daß manche Leute so furchtbar arm sind. Hat man welches, gibt man doch nicht genug ab, sondern verbraucht das allermeiste für sich."

Therese schwieg. Ihr feines Ohr hörte wohl aus seinen Worten den Ernst heraus, über den er sie mit Heiterkeit hinwegführen wollte.

„Du Guter," sagte sie leise.

Er lächelte sie an. Ihre Augen strahlten im Mondenlicht mit sanftem Glanze aus ihrem zarten Gesicht. Das Gefühl für sie stieg wie eine starke Welle in seinem Herzen empor; er drückte sie fest an sich und küßte sie heiß und flüsterte: „Ich kann mir nichts wünschen. Ich habe ja dich."

Therese fühlte sich in dieser Zeit wohl und kräftig. Sie nähte viel und ging viel spazieren; die Arbeit in ihrer Häuslichkeit wurde ihr leicht. So hatte sie keine Furcht vor der zukünftigen Stunde. Aber sie freute sich auch nicht übermäßig auf das Kind; sie wäre lieber noch eine Weile mit Titus allein geblieben. Ihm war es noch nicht bis ins Gemüt gedrungen, daß er im Begriff war, Vater zu werden; er konnte ein Kind mit seinen Zukunftsgedanken nicht verbinden, meinte aber, daß sich alles finden würde, wenn es erst da wäre.

Als Thereſens Stunde gekommen war, ward sie sehr krank. Sie litt tagelang Unsägliches; der neue kleine Mensch wollte sich nicht aus ihrem Schoße lösen. Ihr Schwiegervater und eine erfahrene Pflegerin waren bei ihr; Titus kam ab und zu, wenn ihr ein Augenblick der Erleichterung wurde. Sie nahm seine Hand und preßte sie in ihre feuchten, glühenden und sah ihn mit Augen an, die nichts Menschliches im Ausdruck hatten, bis die Schmerzen sie wieder griffen und sie nur mit weißen Lippen stammeln konnte: „Geh, geh!" Sein Vater schob ihn aus dem Zimmer. Er warf sich auf das Ruhebett und wühlte den Kopf in die Decke und fuhr auf und horchte auf das schwere Stöhnen nebenan und lief zur Tür und wieder zum Sofa und stürzte der Länge nach darüber hin. Sebald kam zu ihm mit blassem Gesicht. „Titus," sagte er feierlich.

Er fuhr auf. „Was willst du?" fragte er.

„Titus — wir — Agnes — es ist nun doch so gekommen — Titus — ich muß es dir sagen — —"

„Du hast einen Sohn, ja, ja," sagte Titus, „meinetwegen drei; es ist mir vollkommen gleichgültig. Oder nein — ich wünsche dir ja viel Glück — ja — aber — siehst du — ich — — ich — — —" Er horchte nach der Richtung des Schlafzimmers hin. „Wenn sie mir stirbt," sagte er, — „Sebald, sie stirbt mir — sie stirbt mir!" Und er fiel an dem Sofa auf die Erde.

Sebald beugte sich über ihn. „Aber Titus, alter Junge, fasse dich doch. Sie wird es überstehen."

„Nein, das kann sie nicht. Es ist zu gräßlich."

„Komm mit in den Garten."

„Nein, ich muß hier bleiben. Da! Hörst du? — — Therese!" Er packte seines Vetters Hand. „Mensch," sagte er, „und ich weiß, sie will nicht schreien, und kann doch nicht anders." Er hob seine Hände geballt gegen die Schläfen. „Therese, sie, — verstehst du das, — meine — —" Er stand auf: „Aber wenn sie mir stirbt, dann sollt Ihr etwas erleben —"

Er geriet wie von Sinnen, warf sich um seines Vetters Hals und schluchzte laut: „Ich will gar nicht mehr, daß sie am Leben bleibt. Nein, sie stirbt ja doch — Herr Gott, nur soll sie nicht mehr so Gräßliches ausstehen!"

Sebald hielt ihn mitleidig aufrecht, aber er konnte um seiner eignen Frau willen nicht lange bei ihm bleiben.

Spät am Abend kam Titus der Alte und sagte: „Titus, du hast einen Sohn, ein starkes, schönes Kind."

„Therese?" stammelte er nur und sah seinen Vater wie fassungslos an.

„Komm zu ihr, aber ganz leise."

„Sie stirbt nicht?"

„Ich denke nein, wenn nichts Unvorhergesehenes dazu kommt."

Therese lag im Bett, so weiß wie das Leinen der Tücher. Aber sie lächelte, als Titus zu ihr trat. „Ich kann nicht einmal einen Finger geben," flüsterte sie. Er beugte sich über sie und küßte sie zart erst auf die Stirn und dann auf den Mund. Mit gespannten Blicken schaute er auf sie herab, als könnte es nicht sein, daß sie noch dieselbe wäre. Da aber überwältigte ihn das Andenken an die verzweiflungsvolle Angst der letzten Stunden. Die Tränen stürzten aus seinen Augen, und aufschluchzend barg er sein Gesicht in den Kissen, auf denen ihr Haupt ruhte.

„Sebald war bei dir?" fragte Therese. „Mir ist, als hätte ich seine Stimme gehört."

Titus richtete sich auf und nickte.

„Agnes hat einen Sohn?"

„Ich glaube ja," sagte er. „Aber Therese, das ist ganz gleich."

Sie schloß die Augen, und ihr Gesicht schien einzufallen.

„Therese!" flüsterte er in höchster Angst, da er glaubte, sie stürbe. Sie schlug die Augen auf und lächelte und hauchte: „Küsse mich noch einmal."

Sein Vater kam heran, mit dem Wickelkind auf dem Arme. „Das ist dein Sohn," sagte er, „bitte, sieh ihn dir einmal an."

Titus schaute mit verdutztem Gesicht auf das rote runzlige Köpfchen mit den festgeschlossenen Augen und dachte, wie sonderbar es wäre, daß er an der Existenz dieses kleinen Lebewesens die Schuld trüge. Behutsam, mehr aus Pflichtgefühl, nahm er das Bündel.

„Zeig ihn mir noch einmal," sagte Therese, „ich habe ihn noch kaum gesehen." Er wies ihr das kleine Wesen hin, und sie sagte: „Was für ein scheußliches Tierchen ist er! Übrigens sieht er dir sprechend ähnlich."

„Du bist ja sehr freundlich," sagte Titus.

„Ach, die Scheußlichkeit kommt nur daher, daß er kaum auf der Welt ist; die verliert sich, aber die Ähnlichkeit mit dir bleibt."

Titus betrachtete das kleine Kind. „Ich kann aber nicht finden, daß er mir ähnlich sieht. Er hat doch gar kein Gesicht. Und wenn er schon einem von uns ähnlich sehen soll, nun, so hat er entschieden deinen schmalen Kopf."

„Nein, nein. Die Ähnlichkeit mit dir steckt im Profil."

„Aber Therese, er hat keins, wirklich nicht."

„Doch," sagte sie beinahe heftig, „du bist nur zu voreingenommen, es zu finden."

Er sah, wie sie sich erregte, und meinte: „Du, ich glaube, wir lassen ihn noch ein paar Tage älter werden, ehe wir uns um die Ähnlichkeit veruneinigen. Aber es ist ein Glück, nun haben wir endlich einen Zankapfel. Wir lebten auch ein bißchen gar zu friedlich."

Therese nickte, schon fast im Traum. Sie schlief ein, und Titus saß neben ihr, still, stundenlang, und sah sie an, als wäre sie ihm noch einmal vom Himmel geschenkt worden, und bedachte kaum, daß ihn dieser Tag um die Hoffnung auf anderthalb Millionen ärmer gemacht hatte.

So waren Sebald und Agnes wirklich in den Genuß des großen Einkommens gelangt. Dem Vater stand das Verfügungsrecht zu, wie er das Geld nutzbringend anlegen wollte, sofern es nur sicher war. Sebald sah sich um, was er wohl tun könnte, als ihm sein Chef anbot, die Fabrik zu kaufen, da er sich von den Geschäften seines Alters wegen zurückzuziehen wünschte. Der Vorschlag leuchtete Sebald ein. Das Geschäft war alt und stand sicher. Mit der großen Summe in seinen Händen konnte er einen günstigen Kauf durch eine beträchtliche Anzahlung schließen und behielt noch Geld genug, um seine Handelsbeziehungen zu erweitern. Bald war der Kauf abgeschlossen, und Sebald zog mit seiner Frau und seinem Kinde in die Villa seines Vorgängers. Hier richtete sich Agnes köstlich und geschmackvoll ein, trug samtne und seidene Schleppgewänder und hatte endlich den Rahmen, den sie ihrer Erscheinung für würdig hielt.

Eine Überraschung ward der Familie noch durch die Erklärung des Justizrats, daß er für die Schenkung des Hauses und jenes Legats nur eine vorgeschobene Person gewesen wäre, und daß jetzt nach der Entscheidung jene Güter demjenigen jungen Anverwandten zufallen sollten, der sich bis zur Geburt des Erben nicht verheiratet hätte. Doch dürfte das Haus weder verkauft noch vermietet werden.

So kam also auch Mathilde zu guterletzt in den Besitz eines sichern kleinen Vermögens, und nur Titus und Therese gingen leer aus. Darüber geriet Therese in helle Entrüstung, bis Titus sie tröstete: „Wir werden dem alten Ungeheuer doch nicht den Gefallen tun und uns über sein albernes Testament ärgern. Wir übergehen ihn, das ist die beste Rache."

Therese erholte sich nach der Geburt ziemlich rasch und wurde schöner als vordem. Auch sie ließ der leidigen Geldangelegenheit keinen Platz in

ihrem Leben. Der Besitz ihres kleinen Kindes beseligte sie; an die Stelle ihrer früher manchmal etwas herben Tugend kam um ihr Wesen eine weiche, liebende Dankbarkeit. Titus fand sie einst gegen Abend auf dem Altan sitzen, wie sie ihr Kind stillte und leise mit ihm plauderte und schließlich sagte: „Du sollst froh und stark und gut werden wie dein Vater. Das ist besser, als wärest du reich."

Das Kind wuchs rasch und ward schön. Es bekam feine regelmäßige Züge und dunkle, ruhig strahlende Augen. „Wie ein kleiner Prinz sieht er aus," sagte Therese beglückt.

„Ja," meinte Titus, „und er ist ein guter Sohn und gibt seinem Vater recht. Nun kannst du doch nicht mehr widerspenstig sein und behaupten, er sähe dir nicht ähnlich? Höchst schlau von ihm."

Therese lächelte. „Und vor allen Dingen hat er deinen Charakter; er ist so sanft wie du."

„Ich bin doch nicht sanft," sagte Titus erstaunt.

„Du ärgerst dich doch nie."

Er lachte. „O, manchmal doch. Aber oft, nein; das würde sich nicht lohnen."

Der Kleine war ein recht bequemes Kind, schrie wenig, schlief zur rechten Zeit und lag in seinen wachen Stunden und schaute ernsthaft in die Welt. Titus faßte bald Zutrauen zu ihm, nachdem er gesehen hatte, daß es beim Anfassen nicht entzwei ging. Er fand sogar solches Vergnügen im Spiel mit dem Kleinen und war so unermüdlich dabei, daß das Bübchen laut aufjauchzte, sobald sich sein Vater nur zeigte.

Über den Namen hatten sich die Eltern anfangs nicht einigen können. Therese wünschte, der Kleine sollte auch Titus genannt werden. Aber dagegen erhob der Vater Einspruch: „Titus der Erste, der Zweite, der Dritte, — das ist langweilig. Dabei war Titus nur so ein alter Römerkaiser mit einem furchtbar dicken platten Kopf und recht zweifelhaftem Charakter."

„Er war die Wonne des Menschengeschlechts," lächelte Therese.

„Das war er, weil er nur zwei Jahre lang regiert hat. So lange haben sich die andern auch zusammengenommen. Der hätte sich sicherlich auch noch als Wüterich entpuppt."

„Rembrandts Sohn hieß auch Titus, und auf den Bildern seines Vaters sieht er aus, als wäre er wirklich die Wonne des Menschengeschlechts gewesen."

„Das ist mir zu speziell. Ich glaube, das beste ist, wir geben dem Jungen einen ganz einfachen Namen. Da hat er Analogien nach allen Entwicklungsmöglichkeiten hin."

„Wie lieblos du bist," sagte Therese. „Ich sehe nicht ein, warum wir uns nicht ein bißchen den Kopf zerbrechen sollen. Das Kind soll sein ganzes Leben lang mit dem Namen herumlaufen."

„Wir wollen ihn Herwig nennen," entschied Titus. „Dein Vater hieß so, und es ist ein schöner Name."

Zu Theresens großer Überraschung schloß sich Mathilde eng an sie an, kam oft, um sie zu besuchen, brachte Geschenke für das Bübchen und behütete

es. Sie war in das Haus Onkel Julians gezogen und richtete sich ihr Leben recht angenehm ein. Einige Musikstunden gab sie an begabte Schüler, und nahm selbst noch weiter Unterricht in ihrer Kunst. Doch blieb ihr Zeit genug, und da sie viele Interessen und einen feinen Geschmack hatte, so sammelte sich allmählich ein größerer Kreis von jungen Leuten um sie, bis fast alle gescheiten Leute der Stadt bei ihr aus- und eingingen.

Anfangs nahte ihr wohl der eine oder der andre in der deutlichen Absicht, um sie zu werben. Doch auch stattlichen und ernsthaften Männern gegenüber verhielt sie sich so zurückhaltend, daß ihnen jede Hoffnung auf eine Erhörung vergehen mußte. Bald sprach sie von Liebes- und Heiratsangelegenheiten wie von ganz fernliegenden Verhältnissen, die wohl fast alle andern Menschen angingen, aber niemals das geringste mit ihr zu tun gehabt hätten, noch je zu tun haben würden. Sie erreichte es, daß kaum jemand noch sie ins Bereich der Möglichkeiten zog, wenn Heiratspläne geschmiedet wurden, und behauptete, sie wäre auf dem besten Wege, eine vielbeneidete alte Jungfer zu werden, die unbehindert ihres Lebens und ihrer Freiheit genoß.

Agnes hatte zwar noch weniger als Mathilde zu tun und noch reichere Mittel, aber sie kam nicht zum gleichen ruhigen Lebensgenuß. Wohl stand auch sie an der Spitze gewisser Gesellschaftskreise, doch mehr solcher, in denen weniger klug geredet und mehr äußerer Pomp entfaltet wurde als zwischen den Freunden Mathildens. Immerhin war sie so in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit fand, weder häufige Besuche bei den Verwandten zu machen noch sich recht um ihren Sohn zu bekümmern. Mathilde behauptete allerdings, daß sie ihrem Sohne auch überlegterweise keine größere Wohltat erweisen könnte, als daß sie ihn, wie jetzt aus Gedankenlosigkeit, der Hut seiner Wärterin überließ. Denn das Talent zur Kindererziehung gehörte auch zu jenen wenigen, die ihr versagt geblieben wären.

Theresen taten solche Reden weh, und sie sagte einst zu Mathilde, daß ihr diese Schärfe das freundliche Bild trübte, das sie im nahen Verkehr von ihr gewönne. Da fing Mathilde an, bitterlich zu weinen. „Therese, ach, ich Unglückselige!"

Therese legte die Hand auf Mathildens Arm: „Mußte denn alles so kommen?" fragte sie sanft.

„Ich habe zu spät gemerkt, daß ich ihn liebte. Wir spielten zusammen Klavier, oft, — — ich war darüber so glücklich. Aber ich wußte es nicht. Und dann riß sie ihn an sich, — sie, — sie, — sie mit ihren frechen Händen! — — —"

„Warum hast du Agnes nicht gesagt, wie alles stand, solange es noch Zeit war? Ihre Liebe konnte im Anfang nicht tief sein, sie wäre sicher zurückgetreten."

Mathilde senkte den Kopf. Dann hob sie den Blick wieder, sah Therese starr an und sagte: „Ich habe sie auf meinen Knien darum gebeten."

Therese verstummte.

„Weißt du, was sie mir sagte?" fuhr die andre fort. „Mein großartiger Verzicht auf Onkel Julians Geld schien mir leid geworden zu sein, aber ich

wäre zu spät zur Vernunft erwacht! — O Gott! Ja, wenn ich ihr sofort einen andern Mann hätte herbeischaffen können! Ja, dann wäre sie vielleicht zurückgetreten! Aber so! — O, wie ich sie hasse, sie, dieses Weib, — hasse. Aber sie hat keinen Segen von ihrem verfluchten Geld, die Genugtuung habe ich wenigstens! — Und was hat sie aus ihm gemacht: aus ihm, aus Sebald! Er war mein Abgott — ich habe es nur nicht gewußt."

Therese schwieg; was konnte sie zu solchem Jammer sagen?

Mathilde sprach weiter: „Wenn er mit ihr glücklich geworden wäre, wollte ich mich zufrieden geben. Aber er ist gewöhnlicher geworden, — ja, — und er ist ihr auch nicht treu. Er hat eine Geliebte und ist oft bei ihr, und sie wird auch ein Kind von ihm haben, — sie ist ein ganz obskures Geschöpf, nur niedlich, weißt du, weiß und weich und blond, — eine frühere Ladenmamsell. Dumm ist sie und ganz ungebildet. Und an eine solche hat er sich weggeworfen: Aber warum war ich wie vom bösen Geist angetan! — Ich habe manchmal gedacht, im Anfang, daß ich ihn an mich locken sollte. Es hätte mir wohl glücken können, ich kenne ihn so gut und weiß ihn zu nehmen, und er ist so eindrucksfähig. Aber ich hab's nicht gekonnt. Gerade, weil ich ihn liebte, konnte ich keine Künste gegen ihn gebrauchen. Ich mußte mich in seiner Gegenwart nur beherrschen, daß nicht all mein Jammer losbrach. Nein, ich sehe ihn lieber so wenig wie möglich."

„Siehst du," fuhr sie finster fort, „wenn Tote verflucht werden können, — Onkel Julian, den habe ich verflucht! Ich habe sein Geld angenommen, nun ja, es wäre ja ein noch größerer Wahnsinn gewesen, es zurückzuweisen. So könnt ihr oder eure Kinder es noch einmal bekommen. Aber ich hasse das Andenken dieses alten, gemeinen, boshaften Lumpen, — wie ich es hasse, schlimmer als die schlimmste Sünde. Wenn damals dieses absurde Testament nicht gekommen wäre, dann hätte ich Sebald bekommen, ich weiß es. Langsam wäre zwischen uns die Erkenntnis aufgewachsen, was wir einander bedeuten. Aber dieser Gemeinheit war nur eine Seele wie Agnes gewachsen."

„Mathilde!"

„Ich weiß," sagte sie, „ich erniedrige mich selbst durch solche Reden. Aber ich will es sagen. Ich möchte rasen, wüten, gegen sie, gegen mich. Ich will sie gemein finden, ich will sie hassen, herabsetzen, — ich, — — ich — —"

Die Stimme versagte ihr. Sie schüttelte den Kopf wie im Krampf und wandte sich ab.

Mitten in ihrer Teilnahme, die ihr das Herz angstvoll schlagen ließ, überkam Therese doch der Gedanke: „Herr Gott, Mathilde, es ist nur ein Glück, daß du nicht Titus liebst."

Da mußte Mathilde trotz ihrer Verzweiflung lachen. „Nein," sagte sie, „auf den Gedanken wäre ich nie verfallen. Ihr zeigt der Welt denn doch zu deutlich, daß ihr alle andern Menschen außer euch nur wie Nebelflecke ansieht. Aber das ist desto besser für euch und wird auch dauern."

„Du wirst dich auch verheiraten, Mathilde."

Sie schüttelte den Kopf: „Oha, sie sind mir gräßlich, die Männer; sie sind alle gemein."

Thereſe lächelte.

„Dein Titus natürlich ausgenommen," ſetzte Mathilde hinzu und lächelte auch.

Thereſe erwartete um dieſe Zeit ihr zweites Kind. Es ging ihr nicht ſo gut wie vor der Geburt des erſten; ſie mußte viel liegen und hatte mitunter arge Beſchwerden.

An den langen Vormittagen, wenn Titus in der Fabrik war und über der kleinen Wohnung Stille brütete, — höchſtens, daß das Bübchen mit ſeinen Bauklötzen klapperte oder mit den Tieren ſeiner Arche Noah plauderte, ſie abwechſelnd ſchalt und liebkoſte —, da lag Thereſe auf ihrem Bett, und ihre Gedanken gingen lahmen Gang. Sie zerbrach ſich den Kopf, wie ſie Geld verdienen könnte. Es war ihr ſchwer, das Meiſte, was ſie zum Leben brauchten, von Titus zu fordern und anzunehmen. Sie hatten bisher ſtets genug gehabt. Die Zahl der Schülerinnen, denen ſie Stunden gab, hatte ſich vermehrt; ſie durfte auf dieſen Erwerb mit Sicherheit rechnen; Titus' Gehalt ſtieg von Jahr zu Jahr. Aber nur eine tägliche ſtrenge Selbſtbeherrſchung machte ein Auskommen mit ihren Einnahmen möglich. Sie mußten ſo ſparſam ſein, daß ſie keinen noch ſo berechtigten Wunſch, deſſen Erfüllung Geld koſtete, in ſich hochwachſen ließen und die Ausgaben für den Bedarf auf das knappe Maß des Notwendigſten beſchnitten. Noch ertrug Titus ſein eingeengtes Leben mit Freudigkeit, als ob er an keines Königs Los mit ſeinen Wünſchen taſtete. Aber wenn ſein Feuer einmal nicht mehr aus ſeiner liebreichen Natur heraus Nahrung ſog? Wenn er aus ſeinem goldnen Traum aufwachte, ſich umſah und die Ärmlichkeit und Kahlheit ſeines äußern Lebens erkannte? Sie konnte leidend bleiben, was wurde dann?

Sie ſeufzte ſchwer.

Das Bübchen hatte zu ſpielen aufgehört, kam mit leiſen Schritten über die Diele gelaufen, reckte ſich an dem Bett in die Höhe, tippte ſeiner Mutter auf die geſchloſſenen Augenlider und ſagte freudig: „Nicht ſchlafen, Mutterle."

Thereſe ſah ihn an; er wollte zu ihr hinaufklettern, verſuchte es ein-, zweimal, bis er abließ und die Arme ausſtreckte: „Mutterle, hoch." — Thereſe nahm ihn zu ſich herauf; er drückte ſein kleines Geſicht an ihre Wange, verkroch ſich feſt und warm in ihren Arm und ſchlief tiefatmend ein. Nach einem Weilchen wachte er auf, erklärte lächelnd: „Nun nicht mehr ſchlafen," und ruhte nicht eher, bis ſeine Mutter aufſtand. Sie ſetzte ſich an ihre Näharbeit, gab dem Bübchen auch einen Fetzen dünnen Stoffs mit einer ſtumpfen Nadel und einen Faden, und er ſaß und zog eifrig die Nadel durch das Zeug und wies ſeinem Vater nachher glückſtrahlend ſein Wunderwerk: „Haube für Mutterle!"

Ihrem Manne gegenüber glückte es Thereſe zumeiſt, ihr Gleichmaß zu behaupten. Eines Abends aber kam Titus aus der Fabrik nach Hauſe und wunderte ſich, die Fenſter des Wohnzimmers dunkel zu ſehen. Er hatte es noch niemals erlebt, daß Thereſe bei ſeiner Rückkehr nicht daheim war und die Zimmer nicht erleuchtet hielt. Er ward betroffen und ängſtlich und lief ſchnell die Treppe hinauf und trat ins finſtre Wohnzimmer. „Thereſe?" fragte er halblaut.

„Ja," sagte sie mit bedrückter Stimme vom Sofa her.

Seine Angst löste sich, aber eine Gereiztheit blieb zurück, und er sagte ärgerlich: „Warum sitzest du denn im Stockfinstern? Ich dachte, es wäre wer weiß was geschehen." Sie antwortete nicht. „Ist dir etwas?" fragte er ungeduldig. „Nein," sagte sie. Er suchte nach Streichhölzern, um Licht zu machen, und konnte sie nicht finden und stieß sich im Dunkeln und ward immer ärgerlicher und fluchte leise vor sich hin.

Endlich konnte er die Lampe anstecken, da sah er Therese auf dem Sofa sitzen. Sie stand auf und ging zur Tür und sagte: „Entschuldige, daß ich dich ins Dunkle tappen ließ." — Sie hatte in der Küche zu tun, während Titus zu dem Kleinen ging, ein Weilchen mit ihm spielte und ihn dann zu Bett brachte, wie er fast alle Abende tat. Er blieb noch bei ihm sitzen, um ihm eine Geschichte zu erzählen, und vergaß seine Verstimmung beinahe, bis sie ihm beim Essen wieder auf das Herz fiel. Denn es war das erstemal in seiner Ehe, daß ein Schatten zwischen ihn und seine Frau trat. Therese war aber so ruhig und gelassen, daß er nicht recht wußte, wie er über seine Unfreundlichkeit zu ihr reden sollte.

Therese ging bald, um sich zur Ruhe zu legen; Titus folgte ihr nach kurzer Zeit und fand sie schon im Nachtkleid auf dem Rande des Bettes sitzen und vor sich hinweinen. Er erschrak, denn er kannte keine Tränen bei seiner so still beherrschten Frau. Er kam zu ihr und nahm sie in seine Arme und küßte sie und flüsterte: „Habe ich dich gekränkt? Sei mir nicht böse, aber ich hatte mich so geängstigt, als ich alles dunkel sah."

Sie schüttelte den Kopf und weinte fort. „Es ist nicht das," sagte sie endlich.

„Was denn? Therese, du, sag es mir doch, was hast du?" Sie antwortete nicht. „Fürchtest du dich?" fragte er fast unhörbar. Wieder schüttelte sie den Kopf. „Ich beinahe," sagte er, „wenn ich denke, es sollte werden wie das erstemal, — Herr Gott, — — mir ist, als hätte ich damals ein Erdbeben durchgemacht."

„Es wird schon nicht wieder so werden," sagte sie kläglich, „es geht mir ja jetzt so schlecht." Sie faßte ihn fester um. „Ach Titus," sagte sie und schluchzte tief auf, „siehst du, du mußt dich sorgen und plagen und einschränken und bist doch für die Weite und Freiheit geboren. Und wenn es damals schneller gegangen wäre, dann hättest du das Geld bekommen. Und wenn mich dein Vater nicht geschont hätte, dann hätte es schneller gehen können, — und — und — ja, und so bin ich doch schuld daran, daß du dich so quälen mußt."

„Weißt du, Therese," sagte er erstaunt, „solche Überspanntheiten hätte ich dir nie zugetraut. Und ich dachte, ich kennte dich. Aber nun komm, lege dich hin, und liege ganz ruhig. So. Bist du nun wieder vernünftig?"

Sie mußte lachen, als er in einem Ton wie zu einem kleinen Kinde zu ihr sprach, und legte sich zufrieden in die Kissen zurück. Er beugte sich über sie. „Ich werde mich von dir scheiden lassen und eine Millionärin heiraten," sagte er, „das wird dich hoffentlich beruhigen."

„Ach, du bekommst keine," sagte sie unter Tränen lächelnd.

„O, nachdem ich durch deine Erziehung gelaufen bin, doch," versicherte er.

Er nahm ihr Gesicht behutsam zwischen seine Hände. „Meine kleine Therese, es muß dir sehr schlecht gehen, wenn du auf solche Dummheiten verfällst. Was soll man da nur machen?"

Und er küßte und streichelte und tröstete sie. Und sie gab sich dem ungewohnten süßen Sichgehenlassen mit Erleichterung hin und lag still mit geschlossenen Augen, mit einem Lächeln auf dem Gesicht, als wäre jeder Wille und jeder Gedanke in ihr erloschen und nur die beseligende Gewißheit übrig geblieben, daß sie dem vereint war, der sie liebte wie sie ihn.

Die Geburt ging diesmal leichter und schneller vonstatten. Therese brachte ein Mädchen zur Welt, ein lebhaftes kleines Ding, dem nichts von dem schweren Sinn anzumerken war, der vor seiner Geburt bisweilen auf seiner Mutter gelastet hatte. Es wurde Alvid genannt.

„Sie ist genau so zapplig wie du," sagte Therese lächelnd zu ihrem Mann, wenn das Kind beim Wickeln mit seinen kleinen Armen und Beinen so kräftig nach allen Seiten zugleich fortstrebte, daß Therese fürchtete, es würde ihr vom Tische fallen, und sich vier Hände wünschte, um es besorgen und festhalten zu können.

Die Kleine blieb auch sonst nicht so ruhig wie das Brüderchen, geriet leicht in Zorn, wenn ihr Wille nicht sofort befolgt wurde, und schrie sich blaurot. Aber sie war auch schnell wieder besänftigt, lachte, während noch dicke Tränen auf ihren Wangen standen, und griff nach allem, was ihr gefiel, sei es nun der Mond oder ihrer Mutter Finger.

Therese betrachtete sie lächelnd und sagte: „Sie ist eine echte Seltsam."

„Hast du etwas dagegen?" fragte Titus ein bißchen spitz.

„Nein, durchaus nicht. Ihr seid ja begabte Leute."

„Aber — —?" fragte Titus. „Sag's nur ruhig, du hast doch deinen großen Vorbehalt."

Therese zögerte, dann sagte sie halb lachend: „Ihr Seltsams tut immer nur, was euch gefällt."

„Aber Therese!" sagte Titus ganz erschüttert, „das denkst du wirklich? Auch von mir?"

Sie stand vor ihm und faßte zärtlich seinen Kopf. „Ja, auch von dir. Aber du bist so gut, daß dir nur das Gute gefällt."

Titus war sehr entzückt von seiner Tochter, behauptete, sie wäre ein Wunder von Auffassungsfähigkeit, und schleppte sich viel mit ihr. Therese meinte endlich, daß er seinen Sohn vernachlässigte, und daß das Bübchen es merkte und sich darüber grämte. Da holte ihn sein Vater heran, ließ ihn auch das Schwesterchen, seine kleinen Finger und Zehen, sein rundes kahles Köpfchen bewundern, und suchte ihm klarzumachen, daß er es in allen Fährnissen beschützen müßte! Und der Kleine sah ihn zuversichtlich an und versicherte: „Wenn Schwesterchen artig ist, werde ich sie nie hauen, und wenn Leute sie hauen, werde ich die hauen."

„Das tue, mein Sohn," sagte Titus, „dann bist du brav."

Titus und Therese gingen nicht oft aus, hatten aber häufig Gäste. Titus der Alte kam, Mathilde, die bei der Kleinen Pate gestanden hatte und sie bis

zur Vergötterung liebte, besuchte sie fast alle Tage, und manche Freunde von Titus und Therese aus alter und neuer Zeit fanden sich herzu. Therese ließ sich durch unerwartete Tischgenossen nicht aus der Fassung bringen, sondern bot freundlich an, was sie geben konnte, und machte sich das Herz nicht schwer mit Gedanken darüber, daß es nicht viel war. Sie war der Ansicht, daß alle äußeren Dinge mit geringer Wertschätzung zu behandeln wären, sie mußten in Ordnung besorgt werden, sonst störten sie, aber wichtig waren sie nicht. Nachdem Therese ihr körperliches Wohlbefinden wiedererlangt hatte, wurde ihr auch wieder Spannkraft genug, um äußere Sorgen von sich zu weisen und sich mit der Zuversicht zu trösten, daß ihr Einkommen bisher ausgereicht hätte, und daß die Zeiten sich anließen, als wollten sie eher besser anstatt schlechter werden.

Agnes sah allerdings auf die Bescheidenheit der beiden mit einigem Lächeln herab. Als sie eines Sommernachmittags bei Therese im Garten saß, da meinte sie, daß sie nicht begreifen könnte, wie Therese ein so stilles Dasein aushielte, ohne sich unerträglich zu langweilen.

Therese lächelte. „Ich habe noch nie gefunden, daß große Gesellschaft ein leeres Leben ausfüllen konnte."

„Aber was fangt ihr an den langen einsamen Abenden an, du und Titus?"

„O, immer sind wir nicht allein. Titus kennt viele Menschen und hat sie manchmal gern im Hause. Und wenn wir allein sind, ist's desto schöner. Wir gehen spazieren, oder ich lese Titus vor."

„Du verwöhnst deinen Mann namenlos," behauptete Agnes.

„Wir gehören doch zueinander," sagte Therese.

„Wenn ich denke, Sebald und ich sollten beieinander sitzen und uns vorlesen? Nein, für solche Idyllen sind wir nicht geschaffen!"

Ihr Ton verdroß Therese, und sie sagte kühl: „Ich denke manchmal, die meisten Menschen füllen ihr Leben mit Hast und Aufregung aus, weil es ihnen nur eine Zeit der Spannung ist, die möglichst schnell hingebracht werden muß, während sie auf ein unbestimmtes, kommendes Glück als auf die Erfüllung ihres Lebens warten. Ich kann mir nichts Schöneres wünschen, als was ich habe; darum darf ich die gegenwärtige Stunde ruhig genießen."

„Ja," erwiderte Agnes, „du hast eine beneidenswerte Gemütsruhe, und Titus war immer zufriedenen Herzens!"

Thereses Kinder spielten in einiger Entfernung, zuerst in voller Eintracht. Agnes hatte für die Kleine eine Puppe und für Herwig aber einen Hampelmann mitgebracht. Nach einem Weilchen kam Herwigs Geschenk der Schwester interessanter vor als das eigene; sie warf es fort, streckte die Hände aus und sagte mit süßem Lächeln: „Haben, Wiele." Wiele war ihr Name für das Brüderchen. Er überließ ihr großmütig sein Eigentum, und als sie die Fäden verwirrte und der Hampelmann nicht springen wollte, griff er zu, um zu helfen und zu weisen, wie man's macht. Sie verstand seine Bewegung falsch, dachte, er wollte ihr das lustige Spielzeug wegnehmen, fuhr damit hinter ihren Rücken und riß ihm dabei den Kopf ab. Das war auch der Ritterlichkeit des Brüderchens zuviel. Er faßte den Hampelmann und schlug ihn ihr schwipp schwapp um die Ohren. Sie bäumte sich auf, als ob sie sich

auf ihn stürzen wollte. Er mochte ihr aber zu gewaltig vorkommen, so daß sie es vorzog, in ein lautes Geschrei auszubrechen und zu ihrer Mutter zu flüchten: „Wiele hat mich gehauen.“ Das Brüderchen stand vor der Mutter, sah sie mit verzweifelten Augen an, in denen die Tränen glitzerten, und sagte rauh: „Sie hat meinen Mann kaput gemacht.“

Therese setzte ihre Tochter auf die Erde und sagte zu ihr: „Das war sehr unartig; er gehört Wiele.“ Dann nahm sie den Rumpf und den Kopf des Gemißhandelten auf und meinte zu ihrem Sohn: „Du darfst Schwesterchen nicht prügeln, sieh mal, sie ist noch klein und dumm. Vater wird deinen Mann wieder ganz machen.“ Sie strich dem Bübchen über den Kopf. Es stand noch eine Weile und trollte sich dann seinem Spielplatz zu, während das kleine Mädchen auf den Schoß der Mutter kletterte, ihr schmelzend unter langbewimperten Lidern zublinzelte und an den Knöpfen ihres Kleides zu spielen begann.

„Ich bewundere deine Geduld mit den Kindern,“ sagte Agnes. „Wenn Julian bei mir zu schreien anfängt, werde ich so nervös, daß ich ihn am liebsten prügelte.“

„Dann schreit er doch erst recht.“

„Ach, dann werfe ich ihn hinaus.“

„Dazu ist unser Haus zu klein,“ lächelte Therese. „Titus hat eine viel leichtere Art als ich mit den Kindern umzugehen,“ setzte sie hinzu. „Wenn er jetzt nach Hause kommt, bringt er erst den geköpften Hampelmann in Ordnung und nimmt dann das eine Kind auf sein rechtes und das andre auf sein linkes Knie und küßt sie und lacht mit ihnen, und nach fünf Minuten hat er sie so weit, daß Alvid großmütig den Hampelmann an Herwig zurückgibt, und er ihr verspricht, sie nicht wieder zu ‚hauen‘!“

Agnes stand auf. „Ich kann leider auf Titus nicht warten,“ sagte sie, „ich habe heute noch viel zu erledigen.“

Sie stieg in ihren Wagen, der vor der Tür hielt, lehnte sich zurück und dachte: „Die arme Therese! Wie eng ihr Gesichtskreis geworden ist. Ihr drittes Wort ist Titus! Ich glaube, sie ist noch heute in ihn verliebt. Aber natürlich, wenn man nur vier kleine Stuben hat!“

Therese ging gedankenvoll in ihr Haus zurück. Die Besuche der Cousine ließen immer einen feinen Stachel in ihrer Seele aufstehen, als ob das Gedenken an das Unrecht, das ihrer Meinung nach ihrem Manne widerfahren war, sich leise zu regen beginne.

Als die Kinder ins lernpflichtige Alter kamen, unterrichtete Therese sie selbst, und ließ sie erst nach einigen Jahren zur Schule gehen. Danach kam eine Leere in ihr tägliches Leben, und sie klagte ihrem Manne zuweilen, daß sie nicht genug zu tun hätte. „Ich wünschte, ich könnte dir helfen,“ sagte sie.

„Ja, und ich könnte deine Hilfe gebrauchen.“

Titus war in der Fabrik, in der er angestellt war, dem Direktor untergeordnet worden. Doch der Direktor ward alt, und die Leitung aller Dinge lag in Wahrheit schon längst in Titus' Händen, ohne daß er die entsprechende Stellung und Besoldung hatte. Das verdroß ihn, besonders, da der alte

Mann seine Anordnungen nicht selten durchkreuzte und verwirrte. Titus schonte seinen Eigensinn, soweit er konnte. „Er war einmal ein bedeutender Mensch," sagte er zu Therese, „aber jetzt ist er alt, grämlich und eng. Es ist jammervoll zu sehen, wie er herunterkommt. Mir wäre nichts schrecklicher, als ein Alter zu erleben, das die Erinnerung aller früheren Kraft auslöscht."

Zuletzt war beim besten Willen nicht mehr mit dem wunderlichen Alten auszukommen. Titus wußte sich nicht anders zu helfen, als bei den Besitzern der Fabrik um seine Entlassung nachzusuchen. Eine andre Stellung hätte er leicht gefunden. Aber die Eigentümer der Fabrik wußten gut genug, was sie an ihm hatten, und begannen Unterhandlungen mit ihm. Er erklärte sich damit zufriedengestellt, als beigeordneter Direktor neben dem ersten zu wirken. Der Alte ward aber über die Zumutung, einen andern neben sich zu dulden, so aufgebracht, daß er um seine Pensionierung nachsuchte und sich verbittert ins Privatleben zurückzog, indem er behauptete, er wäre durch die Intrigen dieses jungen Strebers zur Abdankung gezwungen worden.

Die ganze Angelegenheit verstimmte Titus sehr. Ihn tröstete nur die Notwendigkeit im Verlaufe der Dinge.

Bald aber siegte die Freude über das breitere Leben, das sich ihm öffnete. Er konnte ungehindert in der Fabrik schalten, konnte die Pläne ausführen, die ihm am Herzen lagen. „Ich habe gar nicht gewußt, daß Regieren so gut schmeckt und so klug macht," sagte er zu Therese.

Die Wohnung, besonders der Garten im Puppenhäuschen waren längst zu eng geworden. Titus mietete nun ein andres Haus mit einem weiten Garten, in dem er sogar sein Ideal, Luftbäder zu nehmen, verwirklichen konnte. Er richtete auch ein Laboratorium für sich ein, um jederzeit eigne Versuche anzustellen, und fragte Therese, ob sie ihm helfen wollte. Sie errötete vor Freude, hielt es aber für ihre Pflicht, einzuwenden, daß ihm ein gelernter Chemiker ganz andre Dienste als sie leisten würde. „Ja, aber wir kennen uns, und du weißt, was ich meine, ohne daß ich's zu sagen brauche," entgegnete Titus.

Therese ward nun wirklich seine Gehilfin. Sie setzte sich in stillen Stunden auch allein hin, um sich allerlei Kenntnisse anzueignen, und ihrer Mühe gelang es binnen kurzem, ihrem Mann so schnell und sicher in die Hände zu arbeiten, wie sie es von sich erwartete. Sie ward dieser Stunden besonders deshalb froh, weil sich in ihnen eine unbedingte Überlegenheit ihres Mannes offenbarte. Denn in einem letzten Winkel ihres Herzens schämte sie sich fast der täglich erneuten Wonne, die sie in ihrer Ehe empfand, und nahm jede Bestätigung ihres Anbetungsrechts mit Dankbarkeit auf.

Die veränderte Lebenslage brachte eine Erweiterung des Verkehrskreises mit sich; Titus und Therese nahmen auch jetzt nicht an großer Geselligkeit teil, aber sie mußten mancherlei Leute einladen, mit denen Titus geschäftliche Beziehungen unterhielt. Therese stand dem größeren Hauswesen mit vieler Anmut vor. Titus behauptete, sie hätte ein solches Talent zur feinsten Repräsentation, daß es sich nur in der Stellung einer Königin oder mindestens der Frau eines Ministers oder eines kommandierenden Generals erfüllen

könnte, und Mathilde sagte, Therese bewiese, wie reiche Mittel entfaltet werden könnten, ohne das Leben protzenhaft oder oberflächlich werden zu lassen.

Therese lachte zu solchen Lobeserhebungen. Je mehr ihr das Leben und die Menschen, die sie liebten, von der Erfüllung ihrer Herzenswünsche spendeten, desto demütiger schien sie werden zu wollen. Stimmungen, die sie früher nie gekannt hatte, wandelten sie jetzt manchmal an, wie die zitternde Angst, daß ihr Glück zu groß wäre und nicht dauern könnte.

Die Kinder genossen die größere Bewegungsfreiheit der neuen Verhältnisse jubelnd. Herwig war ein schöner Junge, groß, fein und stolz, während Alvid wie ein lustiger kleiner, immer unruhiger Geist durch das Haus und den Garten sprang und es für selbstverständlich hielt, daß es ihr unter allen Umständen am besten erging.

Die Kinder hatten viele Freunde, die fast täglich zu ihnen kamen, besonders im Sommer, wenn sie im Garten spielen konnten. Unter den Gefährten war auch Julian, Sebalds und Agnes Sohn. Herwig und er besuchten von ihrem zehnten Jahre an dieselbe Schule, ja dieselbe Klasse, hatten auch oft die Plätze nebeneinander, da sie beide leicht lernten. Julian sah gut aus, wenn er auch nicht die strahlende Schönheit seines Vetters besaß. Er hatte einen dunklen Kopf mit klugen Augen und einen beharrlichen Mund. Sein scharfer Verstand bereitete ihm frühzeitige Schmerzen, da seine Kritik vor nichts zurückschreckte. Er konnte es auch nicht lassen, mit wenigen spitzen Worten in die Ideale andrer hinzustechen. So nannte er Herwig gern einen Mustersohn und einen Unschuldsengel. Dabei hegte er im Grunde seines Herzens eine heimliche Zärtlichkeit für den schlanken Jungen, den die Lehrer ebenso wie die Mitschüler liebten, und war stolz darauf, daß die feurige Alvid, der die meisten Kameraden huldigten, seine Cousine war.

Titus und Therese sahen dem nahen Verkehr der drei Kinder nicht ohne Bedenken zu; denn Julian hatte mit seinen dreizehn Jahren über die merkwürdigsten Dinge der Welt überraschende Ansichten und machte sich ein Vergnügen daraus, sie Herwig darzutun und ihn in Verwirrung zu setzen. Titus und Therese waren von Anfang an übereingekommen, den Kindern auf ihre Fragen nach allerlei natürlichen und wichtigen Dingen keine Märchen, sondern die schlichte Wahrheit zu sagen, damit die Kinder wie beiläufig und von ihren Eltern die notwendige Aufklärung erhielten und sicher sein dürften, daß sie ihre Eltern nach allem fragen könnten in der Zuversicht auf eine freundliche und wahrheitsgetreue Auskunft.

Sie hatten auch erreicht, daß sich die Kinder mit vollkommener Zutraulichkeit an sie wandten. Nun erzählte Herwig einmal seiner Mutter, daß Julian sehr lieblos von seinen Eltern spräche. Er nenne sie nur seine „Alten" und sagte, seine Mutter interessierte sich für ein neues Kleid mehr als für alle seine Erlebnisse, und sein Vater dächte auch, wenn er ihm Geld gäbe, täte er mehr als zuviel für ihn.

„Ja, Mutter, und dann hat Julian gesagt, als ich einmal sagte, wir wären beinahe Zwillinge, — weißt du, ich meinte, weil wir an einem Tage geboren sind, er nur morgens und ich abends, — ja, da hat er gesagt, deshalb

wären wir arm und seine Eltern reich, und wenn ich früher auf die Welt gekommen wäre, würde es umgekehrt sein."

Therese erschrak, aber sie faßte sich und sagte: „Möchtest du mit Julian tauschen?"

Ihr Sohn lachte. „Nun schon gar nicht!"

Da erzählte sie ihm die Geschichte von Onkel Julians Vermächtnis und setzte hinzu: „Wir sind damals sehr glücklich gewesen, als du uns geboren wurdest, und haben an das leidige Geld kaum gedacht. Und wir sind weiter glücklich geblieben, und du und deine Schwester, ihr seid unsre höchste Freude. Ich meine, wir brauchen niemanden um seinen Reichtum zu beneiden, nicht wahr, mein Sohn?"

„Ja, Mutter," sagte er, faßte sie um den Hals, küßte sie und sprang getröstet davon.

Eines Sonntagsmorgens war er mit seinem Vater ins Grüne geradelt. Sie kamen an einen kleinen See, der am Waldesrand in der goldenen Sonne lag. Der Tag war warm, ringsum war keine Seele zu erblicken. So kam ihnen die Lust zu baden. Nachher lagen sie am Abhang auf der weichen Wiese und ließen sich von der Sonne bescheinen. Herwig plauderte zuerst unabläßig wie ein munteres Vögelchen. Allmählich ward er immer stiller und schwieg zuletzt ganz, so daß sein Vater leise fragte: „Schläfst du?"

„Nein," sagte Herwig, „Vater, ich muß immer an etwas denken."

„Woran denn?"

Er richtete sich auf und sah seinem Vater ins Gesicht. „Vater, denke dir, neulich hat Julian gesagt, er wüßte, sein Vater wäre seiner Mutter nicht treu. Er hätte schon lange eine andre Frau lieb, und die wäre eigentlich seine Frau, und Julian hätte ein paar kleine Geschwister, von denen die Leute nichts wüßten. Ihm hätte es mal ein Diener von ihnen erzählt, und es wäre sicher wahr. Und das sagte er so ganz ruhig und gleichmütig, und als ich ihn fragte, ob ihm das nicht schrecklich wäre, da lachte er bloß und sagte: „Ich werde doch nicht so dumm sein, mich über solche Sache aufzuregen. Das ist überall so, und dabei ist gar nichts Besonderes. Kein Mann ist seiner Frau treu."

Titus errötete. Aber er war so verdutzt über diese Eröffnungen, daß er nicht sofort etwas zu erwidern wußte. So fragte er nur: „Was hast du ihm denn darauf geantwortet?"

„Ich habe gesagt, es wäre nicht wahr, und es wäre eine Gemeinheit, daß er so etwas sagte." Er seufzte tief und sah seinen Vater an und fragte eindringlich: „Nicht wahr, Vater, du warst Mutter immer treu?"

Titus richtete sich auf, zog seinen Sohn zu sich heran und küßte ihn: „Ja, mein Junge, darauf kannst du dich verlassen, ich war ihr immer treu." Er schwieg eine Weile und sagte dann lächelnd: „Könntest du dir denken, daß mir neben deiner Mutter eine andre Frau gefiele?"

Herwig lachte auch: „Nein, Mutter ist die schönste Frau."

„Ja," sagte Titus, „und sie ist auch eben so klug und gut wie sie schön ist."

Sie lagen wieder still nebeneinander. Titus gingen allerlei Gedanken durch den Kopf. Er erwog, ob er mit Julian sprechen und ihm solche Aufklärungen verbieten sollte. Aber er zögerte, an etwas zu rühren, was ihm Herwig im tiefsten Vertrauen mitgeteilt hatte. Er zweifelte auch, ob seine Vorhaltung etwas nützen würde. Am Ende verhöhnte Julian Herwig noch als einen Angeber.

Er konnte dem Jungen kurzerhand sein Haus verschließen. Aber dann waren Auseinandersetzungen mit Sebald unausbleiblich, und sie wollte er vermeiden. Auch hielt er Julian trotz aller Verwilderung für keinen bösartigen Jungen, der seinen Kindern wirkliche Gefahr bringen würde. Und er konnte seinen Jungen nicht in Watte wickeln. Was ihm Julian heute nicht sagte, erfuhr er morgen von einer andern Seite. Es kam nur darauf an, daß sein Herz so sicher war, um durch solche Erfahrungen nicht in Verwirrung zu geraten.

„Siehst du, mein Junge," fing er an, „Julian muß dir sehr leid tun. Zu Hause kümmert sich niemand so recht um ihn; er hat nicht das Gefühl, daß ihn jemand sehr lieb hat und immer an ihn denkt. Und da geht er zuviel mit Leuten um, die wenig Gutes von der Welt glauben, weil sie selber nicht ganz gut sind. Von denen hört er solche dumme und falsche Dinge, wie er sie dir erzählt hat. Es kommt wohl vor, daß ein Mann seiner Frau nicht treu ist. Aber das kommt daher, weil sehr viele Männer und Frauen einander heiraten, die nicht zusammen passen und die auf die Dauer nicht gern miteinander leben. Sie werden dann unglücklich und sind sehr zu bedauern. Doch viele, viele, die haben sich lieb und sind zufrieden, daß sie einander haben. Und wenn du erwachsen bist und heiratest, dann mußt du eine Frau suchen, die du so lieb hast wie ich deine Mutter und die dich auch sehr liebt und versteht. Dann wirst du ihr sicherlich treu bleiben."

Herwig nickte und lächelte und war beruhigt.

Als Titus Therese von dem Gespräch erzählte, ward sie aufgebracht und wollte Julian nicht mehr sehen. Doch Titus' Gründe leuchteten ihr ein; nur meinte sie, so ganz ohne Erwähnung dürften sie solche Reden nicht hingehen lassen. Das gab Titus zu. Er hätte auch gerne gesehen, was aus dem Jungen heraus käme, wenn jemand bei ihm in die Tiefe grübe. So sprach er zu gelegner Zeit gütig und ernsthaft mit Julian, sagte ihm, was er gehört hatte, und stellte ihm vor, daß er viel zu stolz und verständig sein müßte, um seines Vetters arglose Seele zu verletzen. Er wäre klug genug, um zu wissen, wie einseitig und übertrieben seine Reden wären.

Dem Jungen stürzten die Tränen aus den Augen. „Aber es ist alles wahr, was ich Herwig erzählt habe," sagte er, „und mein Vater ist doch auch nicht bloß so ein gewöhnlicher Mann."

Titus empfand die Schwierigkeit, dem vernachlässigten Kinde von seinen Eltern zu sprechen. Endlich sagte er: „Ich bin mit deinen Eltern aufgewachsen und kenne sie genau und weiß, wie gute und kluge Menschen sie sind, und dein Vater war immer ein sehr guter Freund von mir. Du bist ein großer Junge und weißt schon vieles, — siehst du, ich glaube, deine Eltern

haben zuerst nicht gemerkt, daß sich allerlei Äußerlichkeiten zwischen sie drängten, und haben nicht recht aufgepaßt, und da sind ihnen diese Nebendinge zu groß geworden und haben einen Spalt zwischen ihnen aufgetan, über den sie nicht mehr hinüber konnten. Suche deinen Vater recht lieb zu haben, das wird ihm und dir gut tun."

Julian sah finster vor sich hin, erwiderte aber nichts. Zum Schlusse versprach er Titus mit Handschlag, Herwig nicht mehr vorsätzlich zu beunruhigen. Er hielt sein Versprechen, und Herwig sagte seinem Vater lächelnd: „Vater, Julian ist nun auch ganz begeistert von dir. Er hat gesagt, du wärest großartig."

Titus reiste mit seiner Familie jedes Jahr fort, ans Meer oder ins Gebirge. Einstmals — Titus und Therese waren fast fünfzehn Jahre lang verheiratet — kam Titus der heftige Wunsch, mit seiner Frau allein zu reisen. Therese wollte zuerst die Kinder nicht zurücklassen, aber Mathilde nahm sie zu sich.

Sie reisten ins Hochgebirge. In der hellen Luft, zwischen den weißen Bergen waren sie sehr glücklich. Lächelnd meinte Therese, wie es denn im Himmel werden sollte, da sie vollkommenes Glück schon hier genössen. Titus' Liebe flammte zu jünglingshafter Zärtlichkeit auf, so daß Therese sagte: „Ich glaube, es schickt sich nicht, nach fünfzehnjähriger Ehe noch so verliebt zu sein."

„Ach," sagte Titus, „dafür kann ich nichts. Das ist deine Schuld. Warum bist du so schön. Siehst du, ich bin etwas dick geworden in diesen fünfzehn Jahren. Aber du hast dich gar nicht verändert, oder doch, schöner bist du geworden, viel, viel schöner und liebreizender. Ach, du, du mein Glück, meine Wonne. Ich danke dir für alles, was du mir gabst. Ich muß es dir sagen, laß mich. Durch dich ward ich ein glückseliger Mensch."

Therese lehnte lächelnd, selig in seinem Arm, aber sie flüsterte doch: „Du sollst nicht so sprechen. Ich habe Angst, als weckteſt du damit etwas, das nur schläft."

Sie genoß jede Stunde mit einer Herzensglut, als wäre es die letzte, deren Wonne sie für immer in ihre Seele trinken wollte, und ihr deuchte, als liebte sie ihren Mann mit einer Liebe, die so groß war, daß sie sich vor ihr fürchten müßte.

Diese Reise war für Therese wie der Himmelsglanz, in dem nach einem wundervollen Tage die Sonne versinkt. Danach kam die Dämmerung und dann die Nacht über ihr Leben.

Sie waren kaum zurückgekehrt und hatten sich des Wiedersehens mit den Kindern gefreut, als Titus krank wurde. Die Krankheit kam zuerst mit harmlosem Ansehen, nur ward Titus sofort sehr schwach. Therese pflegte ihn mit zarten Händen, und er ließ sich ihre Hut gefallen, als wäre es ein kleines Kind, das nichts zu tun noch zu denken hätte, sondern hilflos, aber unsagbar zufrieden in seiner Mutter Händen lag. Dann befiel ihn anhaltendes hohes Fieber, um ihn nicht mehr loszulassen.

Therese erkannte zuerst die Todesgefahr über ihm. Sie sprach zu niemandem ein Wort über ihre Furcht, aber ihre Stirn ward finster und ihr Blick ge-

spannt wie von schlafloser Angst. Sie wich kaum von seinem Bett; ihre Sorge führte um sie und ihn gleichsam eine Wand auf, die sie beide von aller Welt absonderte. Ihm kam es niemals zum Bewußtsein, daß er sterben müßte. In seinen Fieberphantasien erstanden ihm freundliche Träume. Bilder aus seiner Kinderzeit stiegen herauf, er sprach von seinem Vater, von seiner längst verstorbenen Mutter, von dem Vetter und den Cousinen. Aber immer versank alles andre vor Theresens Gestalt. Er nannte ihren Namen in lauter und leiser Zärtlichkeit, sprach von ihr in Verbindung mit kleinen Begebenheiten, von denen sie mitunter nichts mehr wußte, weil sie ihnen keine Bedeutung beigemessen hatte. Auch die Bilder seiner Kinder kamen zu seinem Geiste, aber nicht klar; sie verschmolzen mit den Gestalten derer, die mit ihm klein gewesen waren.

Zuletzt geriet er in so schwere Erstickungsnot, daß Therese, die ihn in ihren Armen aufrecht hielt, mehrmals tief und schwer aufstöhnte und ihn, als er stiller wurde, fast mit einem Seufzer der Erleichterung in die Kissen sinken ließ, trotzdem sie wußte, daß nun das Ende kam.

Dann war er tot und lag kalt und gerade auf seinem Bett, und die Erhabenheit der vollkommenen Ruhe war um ihn, die jedes irdische Verlangen von ihm abzuwehren schien.

Da war es, als ob auch Therese erstarrte. Sie saß neben ihm, hielt seine Hand und sah ihn an, unausgesetzt, immer noch mit der gleichen Spannung im Ausdruck, als wartete sie auf ein Zeichen von ihm.

Mathilde und Titus der Alte suchten sie zu bewegen, daß sie sich zur Ruhe legte. Sie erhob sich auch mechanisch und warf sich auf ihr Bett. Aber schon nach einer Stunde saß sie wieder an ihrem Platz wie vorher. Sie ließen sie gewähren, und ihr Schwiegervater meinte, daß sich endlich die körperliche Erschöpfung geltend machen und sie zur Ruhe zwingen würde. Aber sie blieb aufrecht. Er trat zu ihr und sagte ihr sanft, sie müßten Titus in den Sarg legen. Da schüttelte sie den Kopf: „Er geht euch nichts an; er war nur mein."

Dem Schwiegervater brach fast das Herz, als er sie so neben dem Toten sah, und zum ersten Male erwuchs ihm ein Verständnis für die ausschließliche Leidenschaft, mit der sein warmblütiger Sohn an dieser anscheinend so kühlen Frau gehangen hatte. Ihre Trauer war so riesengroß, daß den andern der eigene Schmerz fast unberechtigt vorkam, als hätte der Abgeschiedene wirklich nur ihr allein gehört.

„Kind," fragte der Vater, „worauf wartest du?"

„Er muß mir doch ein Zeichen geben, daß ich ihm nachkommen darf," flüsterte sie.

Der Alte erschrak. Nichts war natürlicher, als daß sie in ihrem Nervenzustand solches Zeichen in Wirklichkeit sah, und was sollte dann werden? „Therese, du mußt an die Kinder denken. Es sind seine Kinder, willst du sie verlassen?"

„Du kannst für sie sorgen. Bei dir sind sie besser aufgehoben als bei mir."

„Ich bin alt," sagte er traurig, „nein, Therese, du mußt leben."

„Habe ich ihn auch genug geliebt?“ fragte sie. „Ich habe ihn immer geliebt, immer, in jeder Sekunde, mit allen Kräften, und er hat's auch gewußt, — aber ich glaube, ich habe ihn doch nicht genug geliebt und bin nicht dankbar genug gewesen, daß ich ihn hatte. Oder nein, ich habe ihn zuviel geliebt. Weil ich ihn so grenzenlos liebte, darum mußte er sterben.“

„Therese,“ sagte der Alte, „er war so glücklich wie ein Mensch nur sein konnte.“

„Ja,“ sagte sie, „das war er, weil er so gut war.“

Als der Sarg gebracht ward, half sie den Toten hineinlegen und blieb noch immer bei ihm. Der Sarg mußte geschlossen werden. Ihr Schwiegervater wollte sie fortführen; sie fuhr auf und sah ihn verstört wie eine Irrsinnige an. Endlich wußte er sich keinen andern Rat, als ihr in einen Erquickungstrank, den ihr Sohn ihr brachte und aufzwang, ein schlafbringendes Mittel zu mischen. Da sank sie um. Sie legten sie in ihr Bett und konnten den Toten forttragen und in die Erde senken.

Therese schlief lange und war nach dem Erwachen zuerst wie entrückt. Allmählich fand sich ihr Geist wieder zurecht, und ihre Augen sagten, daß sie begriff, was ihr geschehen war, aber ihr Mund schwieg. Nur als ihr Schwiegervater kam, um sie zu fragen, ob sie nicht die Wohnung aufgeben wollte, in der sie alles an Titus erinnerte, da schüttelte sie den Kopf. „Laßt mich noch hier,“ sagte sie und setzte hinzu: „Gönnt mir noch eine kleine Weile, ich werde dann alles tun, wie es sein muß.“

Aber sie schien sich zuviel zugetraut zu haben. Sie raffte sich auf und ging an die Ordnung ihrer Verhältnisse. Titus hatte sie und die Kinder in die Lebensversicherung eingekauft; eine Witwenpension fiel ihr von der Fabrik zu, so daß sie vor armseligen Sorgen geschützt war. Auch kamen alle, ihre Hilfe anzubieten. Mathilde bat sie inständig, zu ihr in das große Haus zu ziehen; sie wäre allein und sehnte sich nach Menschen, mit denen sie leben könnte, um zu empfangen und zu geben. Therese sollte ihren Haushalt ganz für sich haben, nur bei Mathilde wohnen. „Du weißt, wie lieb ich die Kinder habe. Du und Titus, ihr tatet soviel für mich. Durch euch, daß ich bei euch warm werden durfte, ward ich wieder ein vernünftiger Mensch. Tue dieses Größte auch noch für mich.“

Therese drückte die Hände gegen ihre Stirn und antwortete nicht. Endlich fuhr sie wie aus einem Traum auf und sagte: „Du bist sehr gut, — ja, — aber ich kann so schnell nichts sagen, — ich —“

„Du sollst dich auch nicht schnell entscheiden,“ entgegnete Mathilde, „ich wollte mit dir nur darüber sprechen.“

Mathilde sorgte auf das freundlichste für Therese, die alles gehen ließ, und nahm die Kinder viel zu sich, die ganz verstört waren und nicht wußten, an wen sie sich in ihrem Schmerz halten durften. Ihre Gegenwart brachte ihrer Mutter keinen Trost, sondern schien ihre Verzweiflung nur zu steigern. „Mit mir ist es aus,“ sagte sie. Ihre Trauer umdüsterte ihren Sinn so vollkommen, daß sie vor jeder Berührung, wenn Herwig oder Alvid sie umfassen wollten, zurückschauderte, als hätte nur der Tote das Recht gehabt, ihr zu

nahen, und als stachelte die Zärtlichkeit jedes andern den unstillbaren Schmerz um die verlorne wacher.

Sie sprach auch kaum noch. Wenn sie das Gleichgültigste sagte, hörte sie mitten im Satz auf und starrte vor sich hin. Sie ließ die andern zu ihr reden und antwortete nicht. Nur einmal stürzte die Klage aus ihrem Herzen hervor: „Ich soll euch erklären, was ich meine. Titus verstand mich.“ Und sie weinte: „Sonst, wenn ich unter den fremden Leuten war und sie nicht ertragen konnte und sie mir alle nur wie Gespenster waren, dann wußte ich, in Titus hatte ich das Leben.“

Auch Agnes war gekommen, so tief erschüttert, wie sie noch niemand gesehen hatte. Mit Tränen in den Augen sagte sie zu Therese: „Wir trauern alle mit dir. Titus war der gütigste, reinste Mensch, den ich je gekannt habe.“

„Ja,“ sagte Therese, „und mir hat er gehört. Aber nun ist er tot.“

Sebald bot ihr mit ernsthaften und eindringlichen Worten seine Hilfe an. „Du darfst dich nicht einschränken,“ sagte er. „Du nimmst uns nichts, weiß Gott. Ich bin dir vielen Dank schuldig. Ihr waret gut zu meinem Jungen.“

Therese schüttelte den Kopf. „Ich nicht,“ sagte sie.

„Du mußt mir erlauben, dir und deinen Kindern zu helfen.“

„Ich weiß nicht, ob Titus es wollen würde.“

„Doch, Therese. Bedenke, wenn die Verhältnisse umgekehrt lägen, würde Titus es nicht für die selbstverständlichste Pflicht halten zu helfen? Und würde es ihn nicht schmerzen, wenn er es nicht dürfte? So selbstverständlich mußt du auch annehmen.“

Da willigte Therese ein. Aber sie wollte nicht mehr nehmen als nötig wäre, damit den Kindern das Leben nicht zu eng würde. Sie sagte auch zu Mathilde, daß sie nicht in ihr Haus ziehen könnte. Doch gedächte sie, eine Wohnung in Mathildes Nähe zu suchen. „Wenn ich bei dir wohnte, hätte ich nichts zu tun, und das machte mich noch verzweifelter. Aber in deiner Nähe will ich wohnen, damit die Kinder nicht nur Gram sehen.“

Mathilde sah ein, daß sie recht hatte. Sie suchte und fand für Therese eine Wohnung, die in ihren Garten sah, und ließ eine Tür in die Mauer ihres Gartens an dieser Seite machen, so daß ein ununterbrochner Verkehr zwischen den beiden Häusern möglich war.

Die Kinder waren viel bei Mathilde. Therese besorgte ihren kleinen Haushalt und saß dann verstummt in ihrem Sessel, weinte unaufhörlich und brütete betäubt über dem vergangnen Glück, mit dem sie jede Stunde der Gegenwart verglich.

„Mutter weint auch alle Nächte,“ sagte Alvid beklommen zu ihrem Bruder.

Ihm schossen die Tränen in die Augen. „Sie sehnt sich nach Vater,“ sagte er und stützte die Arme auf den Tisch und legte den Kopf darauf, „ich kann es auch nicht begreifen, daß er nicht mehr da ist.“

Mathilde kam und suchte Theresen liebreich zuzusprechen. „Es geht doch nicht so weiter; dein Gram reibt dich auf.“

Therese schluchzte laut. „Ach, wenn es doch wahr wäre! Wenn wir zusammen alt geworden wären, und er wäre eine kleine Weile vor mir gegangen! Aber er war zweiundvierzig Jahre."

Mathilde schwieg.

„Ich lebte nur in ihm. Um ihn leuchtete Kraft. Nun ist er mir genommen, nun bin ich nichts. Ich hatte gut meinen, daß ich stark wäre. Ich hatte ja alles, was mein Herz begehrte. Wenn ich doch sterben könnte! Ich will sterben. Ich kann nicht leben. Nein, sag nichts. Ich kann nicht leben."

Mathilde murmelte nur: „Ich will dich nicht trösten. Ich kann dich begreifen, und ich finde, du hast recht."

Zuletzt wurde Theresens Zustand so beängstigend, daß alle fürchteten, sie würde gemütskrank werden. Sie saß da und flüsterte fortwährend vor sich hin, den Namen ihres Mannes, und Herwig verstand einmal, daß sie fragte: „Darf ich dir nachkommen? Ja? Darf ich? Sehnst du dich nach mir? In deinem Lande scheint doch die Sonne?"

Dann sprang sie auf und hob die Hände empor: „Herr Gott, wenn er nicht tot wäre! Wenn er jetzt käme, da, zur Tür herein, und ich hörte seine Stimme noch einmal und dürfte ihn fassen!" Sie stand und sah nach der Tür, als müßte er kommen, und fiel wieder auf ihren Stuhl: „Er ist tot." Sie wiederholte das Wort immerfort und sagte dann: „Ich muß auch sterben."

„Mutter!" sagte Herwig.

Sie sah ihn und Alvid an. „Für euch ist's viel besser, wenn ich tot bin. Ich zerstöre euch nur das Leben. Aber es ist gleich. Ihr habt euren Vater verloren, da ist es gleich, ob ihr noch elender werdet."

Eines Nachmittags ging sie aus. Die Kinder waren bei Mathilde. Herwig kam zur Zeit der frühen Winterdämmerung, um nach der Mutter zu sehen. Er fand sie nicht zu Hause, und als er wartete und sie immer noch nicht kam, fing er an, sich zu ängstigen. Er ging zum Kirchhof und fand ihn schon geschlossen, und erfuhr von dem Wärter, daß sicherlich niemand drinnen geblieben wäre. Trotzdem kletterte er an einer fernen Ecke über die Mauer und ging an seines Vaters Grab. Es lag dunkel und einsam. Wie er auf dem öden Kirchhof davor stand, überwältigte ihn ein wilder Schmerz, er warf sich über das Grab hin und schluchzte und streichelte es und sagte fortwährend: „Vater, du lieber Vater." Mitten in seinem Schmerz gedachte er seiner Mutter; er konnte ihren fassungslosen Gram nur zu gut begreifen, und unter heißen strömenden Tränen schluchzte er: „Ich will immer gut zu Mutter sein, so gut wie ich nur kann."

Als die Tränen sein Herz gesättigt hatten, wurde ihm leichter; er stand auf, und es schien ihm, als wäre er viel älter und ruhiger geworden. Er lief nach Hause und fand alle Zimmer leer. Seine Angst stieg. Wenn sich seine Mutter ein Leid angetan hatte? Sollte er zu Alvid und Tante Mathilde gehen und sie fragen, was er tun sollte? Unruhig lief er im Vorgarten des Hauses auf und ab.

Da sah er die große Gestalt seiner Mutter kommen. Er lief ihr entgegen. Irgend etwas in ihrer Haltung kam ihm verändert vor. Er wollte

ihr die Furcht nicht zeigen, die er ausgestanden hatte, und sagte nur: „Guten Abend, Mutter.“ Sie streckte die Hand aus und sagte sanft: „Du hast doch nicht hier auf mich gewartet?“

„Ein bißchen, Mutter,“ sagte er lächelnd.

Sie zog ihn an sich, und sie gingen zusammen ins Haus.

„Wo ist Alvid?“ fragte Therese.

„Noch bei Tante Mathilde. Soll ich sie holen?“

„Laß sie nur dort.“

Sie setzten sich ans Fenster des Wohnzimmers und sahen in die glitzernden Sterne, die am Winterhimmel klein und deutlich funkelten. Keines von ihnen sprach ein Wort. Herwig aber fühlte, wie seine Mutter zum ersten Male nach ihrem Verlust ihr Herz wieder ganz für ihn auftat. Er hielt sie umschlungen und legte seinen Kopf an ihre Brust und weinte unaufhaltsam. Er fühlte langsame heiße Tropfen auf sein Haupt fallen, aber sie hielt ihn fest an sich gedrückt und flüsterte: „Du geliebtes Kind.“

Von diesem Tage an erschien Therese ruhig. Sie nahm an allem Anteil, konnte wieder zu andern sprechen und besorgte ihre Angelegenheiten mit der Umsicht, die sie früher stets an den Tag gelegt hatte. Nur war sie auf einmal eine alte Frau geworden. Wohl blieb sie fein und schlank von Gestalt, in ihr dunkles Haar mischte sich kein bleiches, ihr Gesicht blieb glatt und schön, aber der Glanz, mit dem ihre Liebe sie umstrahlt hatte, war erloschen. Sie war gelassen und freundlich, doch ihre Stimmung überschritt niemals weder nach oben noch nach unten hin das Maß dessen, was sie und andre von ihr fordern durften.

Sie hatte aufgehört, voller Verzweiflung an die zugefallenen Tore ihres Glückes zu schlagen. Aber sie hoffte auch nichts mehr für ihr eignes Leben, ebensowenig wie sie noch etwas fürchtete. Ihre Teilnahme floß von ihr selbst fort auf ihre Kinder.

Einstmals, an einem sanft verglühenden Sommerabend fragte ihr Sohn sie, während er mit ihr durch die Schatten des Gartens ging, was ihr an jenem Tage die Ruhe gebracht hätte. Sie zögerte, sagte aber dann: „Ich bin an jenem Tage überall hingegangen, wo ich mit eurem Vater gelebt habe, in das kleine Haus, in das wir zuerst zogen und in dem ihr uns geboren wurdet, und dann in unser altes Haus, und habe lange im Garten gesessen, auf der Bank, auf der ich immer mit eurem Vater saß. Da war mir anfangs nur weh. Ich dachte, daß ich nicht weiter leben könnte, und daß ich es nicht vermöchte, zu euch zu sein, wie ich sollte. Aber dann wurde mir so sonderbar. Ich begriff mit einem Male, daß ich mehr Glück in tausend, tausend ununterbrochenen Tagen genossen hatte als viele Millionen Menschen sonst zusammen, und daß ich nicht verzweifeln dürfte, sondern dankbar sein müßte. Und siehst du,“ sie senkte ihre Stimme, „mir ward da, als hätte ich euren Vater doch nicht verloren. Unsre Liebe ist immer die gleiche große, tiefe gewesen, bis zuletzt. Er kann sich nicht von mir gewandt haben. Und seitdem ist mir immer, als wäre er um mich, in jedem Augenblick. Und wie ich früher immer seiner Liebe froh war, ob er nun bei mir war

oder nicht, so bin ich es auch jetzt, —" ihre Stimme sank noch mehr, „bis ich zu ihm gehen kann."

In seinem achtzehnten Jahre bestand Herwig sein Abiturientenexamen. Danach sollte er in die Hauptstadt gehen, um zu studieren. Er wollte Arzt werden.

Julian ging mit ihm. Er war, wie die Seltsams bis auf wenige Ausnahmen alle, sehr musikalisch, in noch höherem Grade als sein Vater. Von klein auf hatte er die besten Musikstunden gehabt und seine Kunst mit vielem Eifer betrieben, so sehr er sich auch stellte, als ob er sie mit der gleichen nivellierenden Gleichgültigkeit wie alle übrigen Dinge dieser schnöden Welt behandelte. Nun wollte er sich ihr vollkommen widmen, daneben aber auch auf der Universität über Philosophie, Kunstgeschichte und Literatur hören.

Es ward beschlossen, daß Alvid den Jünglingen bald folgen sollte, ebenfalls, um ihr starkes musikalisches Talent auszubilden. Sie spielte Geige. Schon als kleines Mädchen mit offenem Haar, im kurzen Kleide hatte sie mit Wonne geübt und eine zähe Energie an ihre Kunst gesetzt.

Therese ließ die Kinder allein ziehen, um ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, völlig neue Verhältnisse kennen zu lernen und fremde Einflüsse auf sich wirken zu lassen. Wenn ihnen die Fremde so gut gefiel, daß sie nicht mehr zurückkehren mochten, so konnte Therese immer noch den Plan erwägen, in die Hauptstadt überzusiedeln.

Doch zu ihrer Erleichterung erklärten ihr beide Kinder schon bald, daß sie in der großen Stadt nicht immer wohnen möchten, sondern wieder zurückkommen wollten. Herwig meinte, er würde es nicht schwer haben, hier, wo seine Familie einen guten Namen hatte, dereinst eine Praxis zu begründen, und Alvid hoffte, von ihrer Vaterstadt aus Konzerte geben zu können und gute Stunden zu finden.

Mit dem Vetter waren sie nicht viel zusammen gewesen. Er hatte sein Musikstudium ziemlich nebenbei betrieben und war in einen Kreis junger Literaten der neuesten Richtung hineingeraten. Herwig war einige Male mit ihm zu solchen Zusammenkünften gegangen, hatte sich aber wenig am Platze gefühlt. Manche der Leute wären wohl geistreich genug, meinte er zu Julian, aber der ganze Aufputz der Gesellschaft hätte doch einen komischen Anstrich, wie sie sich pomphaft als „die Kommenden" ankündigten und ihren zukünftigen Ruhm in gegenseitiger Erhebung vorweg genössen. Sie sollten lieber warten, bis sie gekommen wären und Ruhm und Anerkennung sich von selbst ihnen zuwendeten: „Siehst du," sagte er, „Literaten an sich sind immer minderwertig, wenn sie sich nicht zu ihrer Entschuldigung als natürliche und warmblütige Menschen ausweisen können."

Julian sah ihn an und sagte in seiner kalten Art: „Denkst du, sie imponieren mir? Sie sind mir eine interessante Menagerie."

„Na ja," sagte Herwig, „aber mit Deformitäten, die ich nicht heilen kann, gebe ich mich nicht gern ab."

Julian kam mit einundzwanzig Jahren, um sein Geld in Empfang zu nehmen, kühl und gemessen wie ein Alter. Er kam oft zu seinen Verwandten.

Darüber, daß ein großes Vermögen in seinen jungen Jahren in seine Hände zur unbeschränkten Verfügung gelegt ward, verlor er kein Wort.

Bald darauf starb sein Vater. Er hinterließ große Reichtümer; man munkelte, daß er das ererbte Gut verzehnfacht hätte. Seine Fabrik wurde nach seinem Tode in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Nach Herwigs Staatsexamen kamen die Kinder wieder in die Heimatsstadt zurück. Herwig trat als Assistenzarzt in ein Krankenhaus ein, und Alvid begann gutes Mutes ihre Laufbahn.

Sie war reizend herangewachsen, hatte krauses, dunkelblondes Haar, freudige blaue Augen und ein Figürchen rund und weich und doch fest. Wer sie in ihrer Lebenskraft ansah, dem ward das Herz hell. Schwierigkeiten nahm sie sich nicht zu Herzen; sie lachte und ging in der Überzeugung an sie heran, daß sie ihrem Glück weichen müßten. Auf ihre Kunst war sie stolz und durfte es sein.

Wenn sie geigte, ward sie fröhlich und stolz und stand mit der Geige am Kinn und strich kühn und sicher die Saiten. Und das ganze Haus war erfüllt von der Gewalt des süßen Tönens.

Das Glück liebte sie. Ihre Konzerte wurden mit vieler Gunst aufgenommen und trugen ihr viel Angebote ein, in andern Städten ihre Kunst zu zeigen.

Therese entschloß sich, ihrer Tochter zuliebe, manchmal in Gesellschaft zu gehen. Aber sie fühlte sich in ihrem schwarzen Kleide unter geputzten Menschen nicht wohl und war froh, daß Mathilde kaum eine größere Freude kannte, als Alvid auf ihren Konzertreisen und zu Festlichkeiten zu begleiten. Alvid war Mathildens verzogenes Hätschelkind. Mathilde hätte dem Mädchen die Hände unter die Füße gebreitet. Sie liebte es von Kindheit an, als hätte sie es geboren und dürfte mit natürlichem Recht ihren Anteil an seinem Können und seinen Erfolgen in Anspruch nehmen.

Alvid genoß die Liebe, die sie umgab, unbekümmerten Sinnes und sehnte sich nicht nach unerreichbaren Gütern. Sie gehörte zu den gefeiertsten jungen Damen der Stadt und nahm alle Huldigung als so selbstverständlich hin, daß sie sehr verwundert war, wenn einmal ein Jüngling in ihre Nähe kam und sich nicht in sie verliebte. Ihr machte die Liebe keine Schmerzen; sie hielt ihr Herz fest und kühl und betrachtete die Verliebtheit, die ihr offenbart wurde, wie eine milde Art von Irrsinn, die das männliche Geschlecht leicht zu befallen pflegte. Nur wenn ihr eine Anbetung unbequem wurde oder zu deutliche Ansprüche an ihr Gefühl gestellt wurden, so empörte sie sich laut, daß ein verdienstloser Jüngling es wagte, an eine Erhörung ihrerseits zu denken.

Therese schüttelte manchmal den Kopf über solchen tanzenden Übermut. Ihrem Wesen war solches Gebaren stets fern gewesen; sie wiederholte lächelnd zu Mathilde, was sie schon von dem kleinen Kinde gesagt hatte: „Sie ist eine echte Seltsam."

Wenn sie bedachte, daß ihr die Tochter so viel fremder blieb als der Sohn, dann hob ihr Schmerz, der nur ganz leise schlief, sein Haupt empor. Titus' Liebesreichtum hätte das Herz der Tochter mit Wärme erfüllt, wo ihre eigne ärmere Natur versagte.

Julian hatte in der Hauptstadt den Doktorgrad der Philosophie erworben, um nicht als der ewige Student herumzulaufen, wie er erklärte. Damit schien er die Ansprüche, die er an seinen Fleiß stellte, befriedigt zu haben und tat nichts mehr, außer daß er täglich eine oder mehrere Stunden lang Klavier spielte.

Er kam oft, um mit Alvid zusammen zu musizieren. „Es ist ein Jammer um dein Talent," erklärte sie ihm, „du könntest ganz Großes leisten."

Julian sah auf seine weißen Hände und sagte in unbewegtem Ton: „Arbeiten ist plebejisch."

„So," erwiderte Alvid, „bildest du dir ein, dein Geschlecht in aufsteigender Linie darzustellen? Es ist eine Schande! Meinetwegen magst du faul sein, aber dann dürftest du nicht ein so unerhörtes Talent haben."

„Es tut mir leid, kleine Alvid, daß ich das Amt der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht in deine Hände legen kann," entgegnete Julian.

Bald darauf brachte er ihr eine Geige und bat sie, die zu versuchen. Alvid spielte, und ihre Wangen glühten immer höher. Endlich warf sie den Bogen hin und sagte: „Warum hast du mir die gebracht! Dagegen sind alle andern trockne Hölzer!"

„Wenn du nicht magst, brauchst du auf den andern nicht mehr zu spielen. Die Geige ist dein, wenn sie dir gefällt."

„Julian!" stammelte sie.

Er lächelte. „Kleine Alvid, freust du dich?"

„Ob ich mich freue? Julian!"

Und plötzlich sprang sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

Julian hatte eine eigne Villa für sich gemietet und ging nur selten zu seiner Mutter. Sie vermißte ihn kaum; sie lebte in vollem Trubel, trotzdem sie leidend geworden war, hatte eine Gesellschafterin angenommen, reiste von einem Kurort in den andern und zog sich kostbar an.

Julian schleppte die feinsten Kunstwerke in seine Wohnung; er kaufte, was ihm gefiel. Alvid redete über dieses sinnlose Zusammenraffen; aber Herwig meinte: „Ich glaube, das tut er, weil er denkt, sein Reichtum verpflichtet ihn dazu. Ich weiß, er unterstützt eine Menge Dichter, Musiker und solche Leute."

Julian ging in seiner Wohnung umher, nahm dieses oder jenes Stück in die Hände, sah es an und stellte es wieder fort, denn die Mängel taten seinen Augen weh. Er ging durch die Straßen und schaute mit kalten Blicken auf die Menschen und kam wieder nach Haus, lud sich viele Gäste ein und saß schweigend unter ihnen, während sie seine Speisen aßen, seinen Wein tranken und seine Zigarren rauchten. Wenn sie ihn spät verlassen hatten, ging er wohl wieder auf die Straße, ließ wirken, was auf ihn wirken wollte, und kam in seine Wohnung zurück, um zu schlafen und am andern Tage ein gleiches Leben zu beginnen. Manchmal ließ er seine Koffer packen und reiste fort und kehrte müde wieder.

Einmal kam er gegen Abend zu seinen Verwandten und traf Alvid allein. Sie bat ihn, ihr etwas vorzuspielen.

„Ich bin nicht in der Stimmung," sagte er, „aber ich will dich begleiten."

Sie spielten zusammen.

„Ich kann mit niemandem so gut spielen wie mit dir," sagte Alvid begeistert. „Mir ist, als könnte ich fliegen, wenn du mich begleitest. Du hebst mich über mich hinaus, denn du bist noch begabter als ich."

Julian erwiderte nichts, aber als Alvid gehen wollte, um zu sehen, ob ihre Mutter nach Hause gekommen wäre, sagte er: „Bleib hier."

Er ging durch das Zimmer, blieb vor dem Flügel stehen und sagte, indem er ein Notenblatt aufnahm und es betrachtete: „Ich reise nächstens nach Spanien."

„Ach," sagte Alvid, „wie bist du zu beneiden! Nach Italien oder nach Paris reisen alle Leute, aber nach Spanien! Spanien denke ich mir wundervoll!"

„Komm mit," sagte er.

Ihr Herz fing an zu schlagen. Hatte sie ihn recht verstanden? Was meinte er mit seinen Worten? Versuchte er eine Dreistigkeit?

„Wir haben noch nicht das nötige Schwabenalter für solche Unternehmungen," sagte sie endlich, „auch kommst du mir nicht wie ein unbedingt zuverlässiger Reiseführer vor."

„Das ist schade," versetzte Julian langsam und blickte weiter in das Notenblatt. Eine Pause entstand, dann sagte er, ohne die Stimme zu erheben oder zu beschleunigen: „Du schätzest mich vielleicht doch etwas zu gering ein, ich war stets zuverlässig in der Freundschaft. Und wenn du dich mir anvertrauen wolltest, ich meine für immer, als — als meine Frau — dann — ich hoffe — vergib mein Unvermögen, schöne Dinge zu sagen, — aber —"

Er brach ab. Alvid stand da, sehr blaß. Diese Werbung bewegte sie doch. Sie spürte, wie ihr kalt ward. Sie legte die Hand an die Stirn. Dann sah sie ihren Vetter an: „Julian," sagte sie, „habe ich Schuld daran daß du dachtest, ich —"

Er lächelte und wandte sich nach dem Flügel und klappte den offenen Deckel zu. „Du wirst mir meine Vermessenheit nicht nachtragen," sagte er. „Grüße deine Mutter und Herwig. Leb wohl."

Damit ging er. Am andern Tage reiste er ab.

Die Sache ging Alvid noch eine oder zwei Wochen lang durch den Kopf, dann sagte sie sich: „Ach was, wir würden entsetzlich unglücklich miteinander werden," und dachte an Dinge, die ihr lieber waren.

Julian schickte von Spanien aus die Mitteilung, daß er eine Reise um die Welt unternehmen wollte. Doch er gelangte nicht gleich zur Ausführung seines Vorhabens, da seine Mutter starb. Er kam und begrub sie mit unbewegten Mienen.

Dann kam er zu Herwig und bat ihn, ein Drittel von jenem Erbe des Onkels Julian für sich und seine Schwester anzunehmen. Herwig sah ihn erstaunt an, als er ihm diesen Antrag mit einem Gleichmut machte, als ob es sich nicht um eine halbe Million, sondern um einige hundert Mark handelte.

„Ob ich das Geld habe oder nicht, merke ich gar nicht," sagte Julian trübe, „es hat gut gewuchert. Tante Mathilde habe ich den andern Teil überschrieben, und sie ist einverstanden."

Herwig errötete und sagte zögernd: „Haben nicht andre näheren Anspruch?“

„Wer? Du meinst die Geliebte meines Vaters? Der hat mein Vater eine Rente ausgesetzt, und das Weib hat längst wieder geheiratet. Die Kinder, die mein Vater von ihr hatte, es waren drei, die sind alle nicht groß geworden. — Nimm; bitte das Geld. Für mich ist es übles Geld.“

„Ach, Julian,“ sagte Herwig, „wenn du so denkst, — — siehst du, ich möchte so gern ein Kinderkrankenhaus einrichten. Das könnte ich von diesem Geld.“

„Das tue. Aber du wirst mehr brauchen. Nimm, bitte. Ich werde dir eine Vollmacht ausstellen.“

So geschah es. Herwig konnte sein Glück erst allmählich fassen. Alvid überließ ihm das ganze Vermögen zur Anlage seines Krankenhauses. Tante Mathilde hätte ihr gesagt, daß sie ihnen beiden ihr Geld vermachen würde. Da wäre es gleich, ob er die Summe, die auf seinen Anteil käme, erst später oder sofort anlegte. Zinsen könnte er ihr zahlen, wenn er wollte, aber drücken würde sie ihn nicht. Sie verdiente mehr Geld als sie nötig hätte.

Herwig merkte bald, daß eine halbe Million für die Anlage eines Krankenhauses nicht viel wäre, sondern daß ein solches Unternehmen mit ganz andern Summen spielend fertig werden könnte. Alle Veranschlagungen waren zu hoch, und da er nicht mehr Geld vom Vermögen seines Vetters nehmen wollte, als ihm Julian überschrieben hatte, so mußte er seinen stolzen Plan an allen Ecken beschneiden und sich schließlich mit einem einzigen Häuschen in einem mäßigen Garten begnügen. Doch er war glücklich und hoffte auf ein gutes Gedeihen seines Werkes.

Seine Mutter, die mit den Verhältnissen der Menschen, für die sein Werk bestimmt war, gut Bescheid wußte, half ihm bei der Einrichtung. Er freute sich wie ein junger König, der eben sein Erbe antritt, als endlich das Haus fertig war und die Betten, das weiße Leinenzeug, die Schränke mit den Instrumenten ankamen und eingeräumt wurden.

Der Bau und die Einrichtung zogen sich lange hin. Herwig hatte die Herrschaft in seinem Reich noch kaum begonnen, als Julian von seiner Weltreise zurückkehrte, hager, mit schwärzlich gebranntem Gesicht und schweigsamer als je. Er hörte wortlos die begeisterten Berichte Herwigs von seinem Krankenhaus und sagte nur: „Du nimmst nicht genug Geld.“ Und ehe er von ihm ging, meinte er: „Du tust mir einen Gefallen, wenn du nicht sparst. Ich bin dir nur Dank dafür schuldig; so wird der öde Mammon nützlich. Ich kann den Menschen nichts Gutes tun; sie sind mir ekelhaft. Du und dein Vater, ihr waret die einzigen guten Menschen, die ich rund um die Welt traf.“

Herwig lächelte: „Du kennst die andern nur nicht genau. Sie sind im Grunde fast alle gut. Sie haben es nur so schwer.“

Eines Abends kam Julian zu seinen Verwandten. Als ihn Therese nach seinen Reiseeindrücken fragte, sagte er: „Die Sonne geht überall auf und unter, und überall tun die Menschen viel um Geld.“

Nachher bat ihn Alvid, ihnen etwas vorzuspielen. Diesmal willfahrte er ihrer Bitte und spielte lange, stundenlang.

Alle saßen lautlos.

Therese lehnte in ihrem Sofa und sah ihre schönen Kinder an, die fest und freudig im Leben standen. Ihre Gedanken gingen zurück zu den Zeiten, da sie jeden Tag mit Wonne lebte. Der Abend stand vor ihrer Seele, an dem sie als junge Frau neben ihrem Manne auf das Spiel von Julians Vater lauschte. Nur Mathilde und sie lebten noch von denen, die damals in Lebenskraft glühten. Und sie seufzte tief und erleichtert in der Erwägung, daß ihre Zeit nun auch bald überstanden sein würde.

Herwig saß neben seiner Mutter und hielt ihre Hand gefaßt, da er wußte, daß Musik sie immer erregte. Er schaute auf den finstern Kopf des Vetters, den die Lichter des Flügels umleuchteten, und tiefes Erbarmen kam ihm: „An dem hat der Onkel Julian sein Werk gründlich getan," dachte er.

Alvid hielt sich regungslos, nur das Herz schlug ihr wild. So wie den Mann da hatte sie nie einen Menschen spielen hören, und sie wußte, sie würde es niemals wieder hören; so spielte nur einer, dessen rasendem Herzen die Wut der hoffnungslosen Verzweiflung ihre letzten Lieder sang.

Endlich hörte Julian auf und ließ die Hände von den Tasten gleiten. Er blieb vor dem Flügel mit gesenktem Kopf sitzen. Alvid schwoll das Herz; sie kam zu ihm, kniete vor ihm nieder und faßte seine Hände und sah zu ihm auf, während die Tränen über ihr Gesicht flossen: „Du hast doch deine ganz große Kunst, Julian," sagte sie.

Er ließ ihr seine Hände und sah auf sie herab, ruhig, mit unbewegten Augen, und sagte endlich: „Du warst sehr klug, kleine Alvid, daß du nicht auf diesen Renner wetten wolltest."

„Ach, Julian," stammelte sie, „ich hätte dich doch nicht —"

„Retten können?" fragte er, als sie stockte. „Es kann wohl sein."

Er schwieg, während er noch ihre Hände hielt, bis er sagte: „Kleine Alvid, als ich dir deine Geige brachte, hast du mich einmal geküßt. Heute habe ich nichts; aber willst du mich doch noch einmal küssen?"

Sie nickte und richtete sich ein wenig auf. Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund.

Dann ging er.

Nach einigen Tagen erhielt Herwig einen Brief, in dem Julian ihn bat, am andern Morgen zu ihm zu kommen. Er kam und fand ihn erschossen auf dem Sofa liegen.

In seinem Testament hatte er sein ganzes Vermögen an Herwig und Alvid vermacht. Es waren über zehn Millionen.

Die beiden erschraken fast über solchen Reichtum. Dann aber beschlossen sie, das Krankenhaus groß und fest für alle Zeiten zu begründen.

Sie nannten es nur „Kinderkrankenhaus".

Den Leuten aber war dieser Name zu schlicht; sie sprachen von dem Hause in Verbindung mit seinen Stiftern und nannten es „Seltsams Haus". Dann kamen andre, die von der Abstammung des Namens nichts mehr wußten, und machten daraus: „Das seltsame Haus".

Und unter diesem Namen ward es groß und wirkte Gutes.

Die
wahren Ursachen der Katastrophe von 1806.

Von
C. Freiherrn v. d. Goltz.

Als die preußische Armee sich im September 1806 an der Saale sammelte, um den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, sahen wohl einige scharf blickende Männer den kommenden Ereignissen mit Sorge entgegen. Im allgemeinen aber war die Stimmung des Volkes eine sehr zuversichtliche. Die Truppen hatten beim Ausmarsche einen vortrefflichen Eindruck gemacht. Die Armee galt noch immer für die beste in Europa. Wenn auch die Übermacht Frankreichs deutlich sichtbar war, das unheimliche Kriegsgenie seines Kaisers Befürchtungen rege machte, so getröstete man sich doch dessen, daß die Operationen auf alle Fälle bis zum Winter in Thüringen würden hingehalten werden können. Dann mußten nach alter guter Gewohnheit, wie man es noch vor zwölf Jahren am Rheine gesehen, die Winterquartiere bezogen werden. Im Frühjahr aber stand nach aller Berechnung die russische Armee schon zur Seite der preußischen, und Napoleon konnte auch materiell ein gleiches Gewicht entgegengesetzt werden.

Wie ein Donnerschlag wirkte bei dieser optimistischen Auffassung die Nachricht von der völligen Niederlage der Armee bei Jena und Auerstädt und von ihrer danach folgenden Auflösung. Sie hatte also nicht gehalten, was man von ihr erwartete, und die Schale des Zornes und Spottes ergoß sich über sie zum Teil in einer wahrhaft widerwärtigen Art. So entstand die Legende von Jena, von der veralteten, verrotteten, verweichlichten Armee, von ihrem unwissenden, übermütigen, jedem Fortschritt abholden Offizierkorps, ihren unfähigen Generalen, ihrer elenden obersten Führung. Diese Legende fristet noch heute ihr Dasein, und sie wird vielleicht unausrottbar sein; denn geschichtliche Legenden haben ein zähes Leben, so daß man Napoleons wegwerfendes Wort wohl verstehen kann: „L'histoire c'est une fable convenue!“ Dennoch ist es patriotische Pflicht, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Eines steht zunächst mit der Legende von Jena in vollem Widerspruch, daß nämlich dasselbe Geschlecht und, soweit es die Führung anbetrifft, auch dieselben Männer, sechs Jahre danach siegreich die Freiheitskriege durchgefochten haben. In der Armee von 1813 standen 4000 Offiziere aus dem Heere der Zeit vor Jena. Nicht eingerechnet sind dabei die schon aus dem Dienste geschiedenen, welche jetzt wieder in die Landwehr eintraten. „So herrlich und einmütig die Erhebung des preußischen Volkes war, wie opferfreudig und begeistert auch seine Jugend zu den Fahnen strömte, alles wäre vergeblich geblieben, hätte jenes alte Offizierkorps dem Zerrbilde entsprochen, was Böswilligkeit oder Unverstand von ihm entworfen haben und auch heute noch zu entwerfen nicht müde werden, ohne zu ahnen, daß sie damit zugleich den Kern des Offizierkorps verunglimpfen, das unser junges nationales Heer hindurchgeführt hat durch die Tage von Groß-Görschen und Belle-Alliance“ [1]).

Im Widerspruch mit der Legende stehen auch die blutigen Opfer, die das unglückliche Heer von 1806 dem Vaterlande darbrachte, ehe es den Widerstand aufgab, und ebenso die große Popularität und das Ansehen, dessen es sich bis zur Niederlage erfreut hat.

Die milderen Urteile, die zugleich sachlicher sind, sagten über die Armee von Jena, sie sei eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen und sie sei nicht mehr des großen Königs Heer gewesen. Am richtigsten urteilte wohl die unvergeßliche Königin Luise in dem Ausspruche, daß es dem Ruhme Friedrichs erlaubt gewesen wäre, sich über die eigenen Kräfte zu täuschen.

Wer da sagt: die Armee von Jena war nicht mehr die des großen Königs, sollte sich zunächst vergegenwärtigen, von welcher Art denn Friedrichs Heer eigentlich war; das aber geschieht selten. Man läßt es sich genügen, davon ein ungewisses Bild soldatischer Vollkommenheit zu entwerfen.

Die alte preußische Armee, wie sie Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn schufen, entstand aus der Not und unter dem Drucke einer schweren Zeit. Dem Namen nach beruhte sie bereits auf der allgemeinen Wehrpflicht der Landeskinder; denn das Kanton-Reglement König Friedrich Wilhelms I. erklärt die Verteidigung des Königreiches für eine Pflicht seiner getreuen Untertanen. Allein es blieb bei dem Prinzip. Dieses kam nicht zur praktischen Durchführung. Das Land war arm und dünn bevölkert; es brauchte alle seine Arme für sein Emporkommen. Wenn man ihm nun die Männer für den Waffendienst derart entzog, wie ein nationales Heerwesen es erfordert haben würde, so wäre Preußen im ersten großen Kriege an Entkräftung zugrunde gegangen. Die erwerbenden Klassen, zumal die intelligenten, mußten dem Lande erhalten bleiben, damit der Staat allmählich in die Rolle hineinwachsen konnte, die seine Könige ihm zuweisen wollten. So mußte also die Werbung außerhalb des Staatsgebietes in großem Umfange zu Hilfe genommen

---

[1]) Kunhardt v. Schmidt, Generalmajor z. D., Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands. Zehntes Beiheft zum Militär-Wochenblatt von 1901.

werden. Im Inlande wurden dagegen ganze Bezirke, Städte, Gemeinschaften, Zünfte usw. von der Dienstpflicht befreit. Diese lastete tatsächlich auf dem ärmsten Teil der Bevölkerung. Es genügt anzuführen, daß schon ein Schäfer, dessen Herde über 1000 Schafe zählte, vom Dienste ausgenommen war.

Die Geworbenen — die Ausländer, wie man sie schlechtweg nannte — wurden anfangs auf Lebenszeit verpflichtet. Später durfte die Kapitulation mit ihnen nur noch auf zwölf Jahre abgeschlossen werden; allein man erneuerte sie gewohnheitsmäßig sogar mehrfach. Daran knüpfte sich die stille Hoffnung, sie am Ende zur Niederlassung in Preußen zu bewegen und so dem Lande Ansiedler in großer Zahl zuzuführen. Preußen glich ja damals zum Teile noch einer menschenarmen nordischen Kolonie des Deutschtums.

Die Zahl der Ausländer betrug in Friedenszeiten gewöhnlich nahezu die Hälfte des Heeres. Sie bildeten die eigentliche stehende, immer bei der Fahne befindliche Armee. Da von dieser alle Abgaben, Kommandos usw. entnommen werden mußten, so blieb indes in der Front nur ein verhältnismäßig schwacher Kern zurück. Die Politik aber erforderte ein zahlreiches Heer, und das konnte nur geschaffen werden durch die Einreihung der in den Kantons[1]) ausgehobenen Rekruten. Auch diese dienten rechtlich ihr Leben lang; indessen wurden sie der Regel nach bei zwanzigjähriger Dienstzeit entlassen. Der Teil, den sie davon unter der Waffe zubrachten, war aber ein sehr geringer, etwa so, wie heute bei den Einjährig-Freiwilligen. Sie durften dem bürgerlichen Beruf nicht zu lange durch den Waffendienst entzogen werden. Anfangs sollten sie ein volles Rekrutenjahr in der Truppe zubringen, aber Sparsamkeitsrücksichten ließen dies Jahr sehr bald auf drei Monate zusammenschrumpfen. Sodann waren sie gehalten, alljährlich zur Exerzierzeit auf sechs Wochen im Frühjahr wiederzukommen. Aber gleichfalls aus Sparsamkeitsrücksichten zog man sie schließlich nur alle zwei bis drei Jahre, oder noch seltener ein.

So stellt sich Friedrichs Heer dar als ein Kern von lang dienenden Berufssoldaten, der zum Kriege durch eine zahlreiche, mäßig vorgebildete Landmiliz aufgefüllt wurde.

Wenn man sich unter den Ausländern auch nicht Neger und Chinesen, selten sogar Franzosen, Holländer oder Italiener vorzustellen hat, da jeder außerhalb des Regimentsbezirkes Geworbene als Ausländer galt, so waren doch sehr viele keine Preußen. Das beste Werbegebiet gab das Reich ab. Natürlich kam ein buntes Gemisch im Heere zusammen. Neben dem weißhaarigen Grenadier stand ein blutjunger Bursche, neben dem unverdorbenen Bauernsohn der Abenteurer oder Landstreicher, auch wohl das verlorene Kind einer guten Familie, selbst der gewerbsmäßige Reißläufer, der sich um des Handgeldes willen bald hier bald dort anwerben ließ.

Ein vortreffliches Unteroffizierkorps, welches lebenslänglich dürftig aber stolz auf seinen Beruf diente und ein tüchtiges energisches, aus dem Landadel rekrutiertes Offizierkorps bildeten die Lehrmeister dieser vielgestaltigen Masse.

---

[1]) D. h. in den den Regimentern zur Aushebung zugewiesenen Landkreisen.

Man hat viel von der Bevorzugung des Adels durch dieses System gesprochen, aber vergessen, daß die Stellung der Offiziere keineswegs eine derartige war, daß sie ihnen große materielle Vorteile gewährte. Vergessen sind dabei auch die Hekatomben, die der Adel dem Vaterlande auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges darbrachte und die Opfer, die er sich dem Militärdienst zuliebe durch die Vernachlässigung seines Grundbesitzes auferlegte. Von einer Begünstigung kann erst die Rede sein, nachdem er durch diesen Prozeß verarmt war, und nun seine Söhne im Offizierkorps eine rettende Unterkunft fanden.

Selbstverständlich mußte über der eigentümlichen Armee ein strenges Gesetz herrschen und in der Fechtweise die geschlossene Ordnung, die das Entweichen erschwerte, die zudem aber auch taktisch in jener Zeit noch unbestritten obenan stand. Ein schwerfälliges Verpflegungssystem knüpfte sich im Kriege gleichfalls an diese Heeresverfassung; denn da die Zugehörigkeit aller Ausländer zum Könige auf einem Vertragsverhältnis beruhte, so mußte auch der König das Versprochene an Geld und Brot pünktlich gewähren und unter allen Umständen sicherstellen.

Daß namentlich in den ältesten Zeiten sich aus der Werbung das Übel der Desertion ergab, weil bei jener nicht selten Gewalt angewendet wurde, ist leicht erklärlich. Um ihm entgegenzuwirken, wurde eine Reihe unwürdiger Maßregeln getroffen, so daß ein Teil der Armee gleichsam den andern und Bürger und Bauern das Ganze überwachten. Im Dienste war die Strenge eine unerbittliche. Der Grundsatz galt, daß der Soldat seinen Offizier mehr fürchten solle als den Feind. Dennoch darf man sich kein in der Armee allgemein herrschendes Prügelregiment vorstellen, wie es so oft geschieht. Freilich war das Strafgesetz auf Körperstrafen gegründet, weil man die kostspielig angeworbenen und nach damaligen Begriffen auch kostspielig unterhaltenen Mannschaften im Dienste brauchte und sie diesem nicht durch Freiheitsstrafen entziehen wollte. Fuchtel und Spießruten traten an deren Stelle. Aber die Anwendung ist in den milderen Zeiten vor Jena immer seltener geworden; der Gebrauch der Fuchtel wurde den jungen Offizieren untersagt. Gelassenheit den Leuten gegenüber empfahlen fast alle Generale bei passender Gelegenheit, und der „Glimpf der Behandlung" spielt eine große Rolle bei den Ermahnungen der obersten Befehlshaber, welche uns aus jener Zeit in Aufzeichnungen noch erhalten geblieben sind.

Durch eine eiserne Disziplin, durch den Ruhm der Armee und die gewaltige Einwirkung zweier großer Soldatenkönige wurden die alten preußischen Truppen fest zusammengehalten. Wenn je ein Heer den Römern nahe gekommen ist, so waren es die Preußen der damaligen Zeit. Das ist die Armee, mit der Friedrich die Schlachten des siebenjährigen Krieges schlug, und mit keiner andern hätte er sie schlagen können. Nur durch sie vermochte das arme Land seine Stellung unter den Staaten Europas ruhmvoll und siegreich zu behaupten.

Friedrichs Ideal war es, daß, wenn die Armee an den Grenzen im Felde stand, der Bürger und Bauer nichts davon spüren, sondern ruhig seinem

Gewerbe nachgehen sollte. Er wollte das Land am Kriege unbeteiligt wissen und sah diesen als seine, d. h. als des Königs Angelegenheit an.

Die taktische Schule lief auf ein schnelles und korrektes Bewegen der großen Massen zum überraschenden Stoße auf den schwachen Punkt der feindlichen Stellung, den Flügel oder die Flanke, hinaus und auf ein überwältigendes Massenfeuer. Aufmärsche und „Deploiements" aus den Marschkolonnen wurden in den kunstvollsten Formen und im großen Stile geübt. Wie schnell entfaltete Theaterdekorationen entstanden vor dem Auge des erstaunten Zuschauers aus dem dicken Knäuel der aufgeschlossenen Truppen die langen glänzenden Linien der Infanterie, aus denen alsbald ein rollendes Gewehrfeuer hervorbrach, vom Donner der Geschütze untermischt. Ähnlich ging es mit der auf den Flügeln in großen Massen aufmarschierenden Kavallerie. Das ganze verlief mit der Pünktlichkeit eines gut gehenden Uhrwerks. Jedes Rad bis zum kleinsten hinunter griff mit äußerster Präzision in die Maschine hinein. Von ganz Europa wurden diese Truppenbewegungen bewundert und nachgeahmt. In Preußen durfte man sich durch die so erwachsende Konkurrenz nicht überflügeln lassen. Fortwährend ward an Verfeinerung und Vervollkommnung der Exerzierkunst gearbeitet.

Aus der Kunst wurde nach dem siebenjährigen Kriege die Künstelei. Die krausesten Erfindungen tauchten auf und hatten Beifall. Den Unteroffizieren ließen einige Inspekteure eine Art von Astrolabium an das Kurzgewehr anbringen, damit sie imstande seien, geometrisch genau von einer Grundlinie aus im rechten Winkel vorzugehen. Die Soldaten machten die 108 Gewehrgriffe, welche sie erlernt hatten, nur nach dem Schlage der Trommel fließend durch. Stundenlang konnte man unter Offizieren über die Betonung der Silben in einem Kommandoworte oder über ähnliche Kleinigkeiten streiten. Jedes Exerzieren wurde im voraus durch lange Befehle geregelt.

General von Saldern, der Inspekteur der Magdeburgischen Infanterie-Inspektion, war der Genius dieser Epoche, die er selbst durch seine Aufzeichnung am besten charakterisiert: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser wären." Das war nicht etwa im Scherz, sondern ernst gemeint und von einem Manne, der in der ganzen Armee die höchste Verehrung genoß, dem wir auch heute noch unbewußt manchen praktischen Wink für die elementare Exerzierausbildung danken. Nur der Übereifer hatte ihn, wie sein ganzes Zeitalter sich in wertlosen Tand verlieren lassen. In Österreich fand er einen gefährlichen Nebenbuhler in dem Feldmarschall Lacy.

Es herrschte am Ende die Taktik, welche Heinrich Dietrich von Bülow, der unglückliche Militärschriftsteller und geistvolle Spötter mit der Taktik „Köpfe rechts, Augen links" bezeichnet. Er sagt, daß, wenn nicht die französische Revolution der Saldern-Lacyschen Taktik ein Ende gemacht hätte, es schließlich noch dahin gekommen sein würde, daß es selbst bei den nächtlichen Überfällen hieß: „Wollen die Hunde wohl Tritt halten!"

Daß bei dieser Ausbildungsmethode, wo so viel Technisches in der sehr kurzen wirklichen Dienstzeit der Einländer erlernt werden mußte, kein Raum für die Entwicklung der Individualität übrig blieb, daß die Zeit fehlte, auf die moralischen Eigenschaften des gemeinen Mannes einzuwirken, ist leicht verständlich. Der große König wollte auch nicht viel davon wissen. Wie allen Kriegshelden ersten Ranges war auch ihm eine gewisse Geringschätzung der Materie eigen, die er mit Meisterschaft handhabte. Er verlangte nur ein zuverlässiges Werkzeug in dem großen Schlachtenkörper. Auf die Tätigkeit des Einzelnen in demselben kam ihm nicht viel an, wenn er auch recht wohl Tatkraft, Tapferkeit und Selbständigkeit, da, wo er sie antraf, zu schätzen wußte.

Die Manövrierkunst kam gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu immer höherer Blüte. Die Manöver auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin und dem Bornstädter bei Potsdam hatten in der ganzen Welt nicht ihresgleichen. Um die Kommandos und Befehle zu ersparen, bewegten sich die langen starren Linien schließlich nach Kanonenschüssen vor- und rückwärts, feuerten oder stellten das Feuer ein. Endlose Dispositionen wurden dafür ausgegeben; alles mußte natürlich auf das genaueste vorher bestimmt sein, wie in einem gut inszenierten Theaterstück. Es ist vorgekommen, daß von 25 und mehr Bataillonen Gefechtsübungen bis zu 30 Momenten nur nach Kanonenschüssen durchgeführt wurden. Geradezu staunenswert erscheint es, welche Vollkommenheit trotz der Verschiedenheit der Mannschaft in Intelligenz, körperlicher Anlage, Diensterfahrung und Lebensalter bei diesen Revuemanövern erreicht worden ist. Sie stellt dem Ausbildungspersonal ein glänzendes Zeugnis aus, das freilich einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Erreicht aber konnte sie nur werden durch ewige Wiederholungen, welche den Geist töten mußten. Das irregeleitete Streben nach immer höhern Leistungen führte endlich zur Spielerei, die, wie Clausewitz mit Bedauern ausspricht, von den besten Männern des Heeres mit einem an Schwäche grenzenden Ernste betrieben wurde. Man darf indessen nicht vergessen, daß selbst ein Gneisenau, der die Revuemanöver späterhin bitter tadelte, sich durch deren Anblick einst zu einem langen begeisterten Hymnus hatte hinreißen lassen, indem er sich an die anwesenden Fremden mit den Worten wendet:

Ihr aber, die ihr fernher zu uns kamet,
Zu sehn, was Friedrichs Volk durch ihn vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
Wohl ganz dies wunderbare Schauspiel nach?

Daneben erhielt der Offizier sowohl wie der Soldat die strengste Erziehung zur äußersten Pünktlichkeit, zur Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in allem Kleinen und damit auch zum Buchstabengehorsam. Der Regimentskommandeur, der im Beginn des Gefechts seinen Adjutanten zwingt, die Koffer auszupacken, um den fälligen, sorgfältig zu liniierenden Monatsrapport anzufertigen, oder auf dem Rückzuge im nächtlichen Quartier beim Geldverteilen aus der Regimentskasse selbst die Taler zählt und die Düten macht, statt an den Feind zu denken, und der Kommandant einer bedrohten Festung, der persönlich für die Handwerker das Militärtuch zuschneidet, damit nur ja kein Fetzchen verloren gehe,

sind Kinder desselben Geistes und keine Ausnahmen, sondern Typen ihrer Zeit, die gar nicht selten waren.

Daß in einer so kunstvollen Heeresverfassung und einer derartigen Erziehungsmethode natürliche Schwächen lagen, wird niemand verkennen können. Ihre Keime aber sind in der Natur von Friedrichs Heer zu suchen, wenn des Königs gewaltige Persönlichkeit auch die schädlichen Wirkungen noch zu verhüten wußte. Sie sind nicht erst durch Vernachlässigung und Pflichtvergessenheit in die Armee von Jena hineingetragen worden.

Die übertriebene Sparsamkeit, die freilich anfänglich ein Gebot der Not gewesen war, führte zu dem weitreichenden Urlaubersystem. Nicht bloß die Inländer verschwanden nach der Exerzierzeit aus Reih und Glied, sondern auch die sogenannten Freiwächter, deren erübrigter Unterhalt den Kompagniechefs zugute kam. Erlaubt waren 34 Mann in der Kompagnie; doch ist diese stattliche Zahl noch vielfach überschritten worden. Mancher der Ausländer, der vom Wachtdienst, also dem alltäglichen Dienst der Truppe befreit worden war, betrieb ein einträgliches Handwerk oder Geschäft. Friedrich Wilhelm I. und der große König wollten, daß ihre Offiziere im reifen Mannesalter sich für die bisherige Kargheit ihrer Laufbahn durch eine reichliche Einnahme entschädigen sollten. Man sagte damals, eine Kompagnie oder eine Eskadron sei so viel wert, als ein Rittergut. Großer materieller Gewinn scheint freilich in der spätern Zeit, wo alle Preise stiegen, für die meisten Kapitäns nicht mehr herausgekommen zu sein, wohl aber noch immer eine sorgenfreie Existenz, mit der sehr viele auch ihre Karriere abschlossen. Der Staat genoß dabei den Vorteil, daß er die Leute bei ungenügender Besoldung im Dienste zurückhalten konnte.

Der Kompagnie- und Eskadronchef war gleichzeitig Generalunternehmer für seine Truppe, und wenn er es verstand, gut zu wirtschaften, hatte er ein ansehnliches Erträgnis davon. Aber das führte an vielen Stellen zur elenden Knauserei. „Der Soldat war niemals im Rückstande mit Sold oder Kleidung, aber der Sold reichte nicht hin, den Hunger zu stillen; die Kleidung deckte nicht seine Blöße“ [1]).

Ganz ebenso ging es im Großen mit der Ausrüstung des Heeres zu. Überall wurde aufs äußerste gespart und eingeschränkt. Clausewitz sagt: „Im Zeughause zu Berlin wurde die Ausrüstung der Artillerie mit einer Sorgfalt aufbewahrt, daß jeder Strick und jeder Nagel vorrätig waren, aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar. Die Waffe des Soldaten wurde immer blank erhalten, die Gewehrläufe mit dem Ladestock fleißig poliert, die Schäfte alljährlich gefirnißt, aber die Gewehre waren die schlechtesten in Europa“ [2]).

---

[1]) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1888.

[2]) Dies harte Urteil ist allerdings übertrieben. Der französischen Bewaffnung freilich stand die preußische nicht unerheblich nach.

Zu diesem System übertriebener Knappheit kam eine jämmerliche soziale Stellung der Armee im Staate. Es war das Recht jeden Bürgers und Bauern, den Soldaten, den er außerhalb der Garnison auf der Straße traf, nach seinem Passe zu befragen und ihn bei dem Verdacht der Desertion festzunehmen. Ein Fanggeld war auf die Einbringung jedes Deserteurs gesetzt, die Umgegend der Garnisonen zu einer Art von Menschenjagd verpflichtet, wenn ein Soldat entwichen war. Die Mannschaften mußten sich Zeugnisse der Wirte, bei denen sie verkehrten, über ihre gute Aufführung und die Kompagnien in den Marschquartieren über ihr Wohlverhalten verschaffen. Ausschreitungen wurden namentlich in den spätern Zeiten vor Jena streng geahndet. König Friedrich Wilhelm III. drohte seinen Offizieren mit harten Strafen, wenn sie es sich beikommen lassen sollten, den geringsten seiner Bürger zu „brüskieren"; denn „nicht ich bin es, sondern der Bürger, der die Armee ernährt". Selbst ein so milder Mann, wie Scharnhorst, der wahrlich von junkerlichem Übermute weit entfernt war, klagt über die unzweckmäßige Handhabung der Bestrafungen:

Wenn ein Soldat mit seinen Kameraden oder einem Bauern oder Schreiber im Staate in Streit kömmt, so bestraft man ihn nach der Strenge; daß er aber seine Waffen in einem unglücklichen Gefecht von sich geworfen, daß er ehender als seine Kameraden davon gegangen usw., das übersieht man . . .

Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekömmt und nicht gleich nachgibt, wenn er gegen die Zivilobrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal von der angeborenen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperamentes sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft[1]).

Montbé, der Geschichtschreiber des sächsischen Korps von 1806, führt aus des ersten Adjutanten Funk Tagebuch an: „Sachsen hatte fast dreißig Jahre Frieden und eine Verwaltung gehabt, bei welcher das Militär überall zurückgesetzt war; Amtmänner und Bürgermeister blickten stolz auf Stabsoffiziere herab, im Bewußtsein, daß diese in jedem Kollisionsfalle von allen Instanzen verdammt werden würden."

Die allgemeine Auffassung ging dahin, daß die Armee ein vom Volke bezahltes, ihm gehöriges Werkzeug und dazu da sei, dem Lande den Feind und jegliche Störung des Erwerbes vom Leibe zu halten; den Bürger ginge der Krieg überhaupt nichts an. Dem Systeme Friedrichs, das Land zu schonen, entsprach die Scheu, es auch in der Not zu Kriegsleistungen heranzuziehen; selbst die Beitreibung von Lebensmitteln galt als Raub; noch nach der Katastrophe des 14. Oktober ist zunächst an dieser Auffassung festgehalten worden. So kam es denn, daß zu Beginn des Krieges in Hof große Hafervorräte unberührt dem Feinde in die Hand fielen, weil der dort befehligende Generalleutnant Graf Tauentzien es weder wagte, sie zu verbrauchen, noch sie zu zerstören. Nach dem Gefecht von Schleiz marschierte er mit seiner seit zwei Tagen ohne regelrechte Nahrung gebliebenen Division durch reiche Ortschaften. Er nötigte diese aber nicht, den Hunger seiner Soldaten zu stillen.

[1]) Kriegsarchiv D. Bd. I, S. 117. Scharnhorst, Über die französische Nation.

Bei Jena, wo die ermatteten Pferde kaum noch die Geschütze zur Schnecke gen Weimar emporzuschleppen vermochten, lagen reiche Futtervorräte, aber man korrespondierte über ihren Ankauf solange mit einer hohen Weimarischen Kammer, bis die Franzosen die Lösung des Geschäftes auf die einfachste Art ihrerseits besorgten[1]). In der bitterkalten Nacht vom 12. zum 13. Oktober lagerten die Truppen — damals noch ohne Mäntel — neben aufgestapelten Holzvorräten und froren. Die Armee von 1806 lief in den Oktobertagen nach der Niederlage mehr vor Hunger und Not als aus Furcht vor dem Feinde auseinander.

Quartierverweigerungen, Versagung der notwendigsten Geräte bei Ankunft der Truppen waren schon 1805 vielfach vorgekommen, und die Truppe raffte sich nicht dazu auf, das Notwendige einfach in Gebrauch zu nehmen. Sie war nach Bülows zornerfülltem Worte „in einen furchtsamen Spießbürgerhaufen ausgeartet", wobei das furchtsam nicht in Furcht vor dem Feinde, wohl aber in Furcht vor Konflikten, öffentlichem Anstoß, Strafe und Verfolgung zu übersetzen ist.

Wie es mit dem angeblichen Übermut und der Üppigkeit im Leben der Offiziere gestanden hat, ist aus den Quellen vor der Niederlage nicht genau festzustellen, und die Schmähschriften nach der Niederlage können nicht als einwandfreies Zeugnis gelten. Daß die Reichen unter den Offizieren dem Genuß mehr als gut fröhnten, lag im Zuge der Zeit und kann nicht bezweifelt werden. Aber die Dürftigkeit der Besoldung schloß bei der großen Masse der Offiziere jeglichen Luxus aus. Die Leutnants und Fähnrichs genossen Freitisch bei den Kompagnie- und Eskadronchefs: dabei wird es nicht allzu schwelgerisch hergegangen sein. Im ganzen wird man das Leben des Offizierkorps eher als ein karges und knappes bezeichnen können. Diesen Eindruck gewinnt man beispielsweise, wenn man liest, wie ein Generalstabsoffizier an den andern über einen dritten schreibt: „Schicke doch Haak her; hier hat er doch freien Tisch — der arme Teufel."

Für die bekannte Erzählung von den säbelwetzenden Gendarmenoffizieren vor dem französischen Gesandtschaftshôtel gibt es keinen authentischen Beleg. Sie scheint aus einem bildlichen Vergleiche Napoleons entstanden zu sein. Die viel besprochene Sommerschlittenfahrt, bei der ein schlechtes Stück von Zacharias Werner „Die Weihe der Kraft" verspottet wurde, worin Dr. Luther und Katharina von Bora auftreten, stellt sich nicht, wie sie ausgelegt wurde, als eine Verhöhnung der Religion, sondern als ein ausgelassener Streich dar. Er entstand bei einem Gespräch im Kameradenkreise, das von alten Zeiten und ihren Tollheiten handelte, und da meinte ein anschlägiger Kopf: „Man müßte mal wieder so einen Spaß machen!" Schon damals hat ein vernünftiger Mann, aber mäßiger Poet, den Vorgang auf die richtige Bedeutung zurückgeführt mit dem Reim:

Kann Herr Luther Balken treten,
Mag er auch das Pflaster kneten.

[1]) Der Weimarische Verpflegungskommissar bei der Armee des Fürsten Hohenlohe war niemand anders als der Staatsminister v. Goethe.

Auch hier war es der Einfluß des Kabinettsrats Beyme, der mehrere Tage hinterdrein die strenge Bestrafung veranlaßte.

Bei der Verfassung und Ausbildungsmethode der Armee war es für die Offiziere außerordentlich erschwert, sich zu ihrem Beruf im Kriege gehörig vorzubereiten. Ihr Eifer war fast ganz auf das Bücherlesen und theoretische Arbeiten verwiesen. Nur während der Exerzierzeit im Frühjahr war die Truppe vollzählig und hätte den Felddienst in ausreichender Weise üben können. Aber diese Zeit wurde völlig für die Revue, deren Vorbereitung und im Beginn auch die Wiederholung der elementaren Exerzitien gebraucht. Nach der Revue gingen die sämtlichen Urlauber von dannen, und es blieben gerade noch Leute genug bei der Fahne, um den Wachtdienst zu versehen. An Märsche, Gefechtsübungen, Vorpostendienst usw. war dann nicht mehr zu denken. Bei der Kavallerie kam hinzu, daß die Pferde auf Grasung geschickt wurden. Im Herbste folgten noch einmal kleine Zusammenziehungen der Truppen in der Nähe ihrer Garnisonen, doch ohne daß man die Urlauber einberief. Alle Abteilungen blieben daher numerisch sehr schwach, und auch in dieser Periode konnte für den Felddienst praktisch nicht viel geschehen. Die Kavallerie mußte die eben erst von der Grasung gekommenen Pferde schonen, und da jeder einzelne Mann außer dem eignen noch eine Anzahl Beipferde mit zu verpflegen hatte, so waren auch die Futterzeiten innezuhalten und zu denselben Quartier oder Kaserne pünktlich wieder aufzusuchen.

So bewegte sich der Dienst der jüngeren Offiziere in einem ewigen Einerlei. Im Frühjahr begann ein angespanntes Exerzieren, bei dem der einzelne nichts war, als der kleine Teil einer Maschine, die von oben her in Betrieb gesetzt wurde, und in der er immer nur an derselben Stelle und immer nur in gleicher Art mitzuwirken hatte. Danach kam verhältnismäßige Ruhe, aber doch ein fortwährendes Rondegehen, Wacherevidieren, Stall- oder Reitplatzdienst und das Einexerzieren der wenigen Rekruten. Nicht zu bezweifeln ist, daß trotz allem der Dienst bei weitem nicht so intensiv betrieben wurde, als heute, aber das war mehr oder minder auch in allen übrigen Berufsarten der Fall. Es hätte wohl der einzelne sich von der Eintönigkeit des Betriebes losmachen können, und gar mancher hat sich auch wohl davon losgemacht und auf eigne Faust gebildet; von der Menge aber darf man doch nur verlangen, daß sie den Kreis ausfüllt, der ihr zugewiesen ist.

Die höheren Offiziere litten unter dem Übelstande, daß im Frieden keine größeren Truppenverbände über das Regiment hinaus bestanden, daß sie also keine Gelegenheit hatten, sich in der Führung gemischter Truppenkörper zu üben. Die große Mehrzahl sah überhaupt nur die eigne Waffe und erschöpfte sich infolgedessen in der immer größeren Vervollkommnung der Äußerlichkeiten des Dienstes. Daher erklärt sich denn auch die wahrhaft erschreckende Unselbständigkeit, welche im Jahre 1806 bei sehr vielen höheren Offizieren hervortrat. Sie waren gewohnt, am nämlichen Platze, im fest gegliederten Treffenverhältnis einem höheren das Kommandowort mit uhrengleicher Pünktlichkeit abzunehmen und an den niederen Befehlshaber weiterzugeben — nicht mehr.

Die Macht der Gewohnheit, die starre Erziehung zur strengsten Pünktlichkeit und zur Treue im kleinen erzeugte bei ihnen, so sehr sie in allen geläufigen Dingen sich auszeichneten, doch eine völlige Hilflosigkeit gegenüber ungewöhnlichen Ereignissen.

Die Anführung der zahlreichen Vorgänge auf diesem Gebiet würde zu viel Raum wegnehmen. Sie sind neuerdings durch urkundliche Studien ans Licht gefördert worden[1]). Es sei nur des Beispiels halber der General von Treskow angeführt, der mit seinem Regiment vom linken Ufer der Saale her zum Gefecht von Halle heranmarschierte und deutlich dessen ungünstige Wendung beobachten konnte, der aber trotzdem, ohne irgendeine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, in der Vorwärtsbewegung blieb. Endlich, als es schon sichtbar war, daß der Herzog von Württemberg mit dem Korps, zu dem das Regiment gehörte, auf der andern Saaleseite im Rückzug sei, entschloß er sich, um doch etwas zu tun, den an der Spitze fahrenden Geldwagen und die Kommandeurschaise zur Bagage zurückzuschicken, zu deren Bedeckung er im Angesicht des Feindes eine ganze Kompagnie entsendete. Bald danach ließ er halten und aufmarschieren. Dann stand er eine Stunde lang still und gewährte dem Feinde die Zeit, das Regiment in den Flanken zu umgehen. „Hierdurch ward der General genötigt, aktiv zu verfahren, wenn er nicht mit dem Regiment auf der Stelle eingeschlossen werden sollte," sagt der Bericht. „In diesem Augenblick fragte er den Oberst von Engelbrecht (Kommandeur des Regiments), was zu tun sei, worauf selbiger dem General antwortete: ‚Was der Herr General befehlen werden, werde ich tun'."

Das ist bezeichnend für die herrschenden Zustände. Der persönlich tapfere und brave General glich dem Durchschnitt der höheren Offiziere, und man darf ihm nur wenig Schuld zumessen, denn diese lag mehr in den Verhältnissen als in seiner Person.

Die Übelstände der Kargheit und Unzulänglichkeit in der Besoldung und Versorgung der Armee wurden gegen Ende des Jahrhunderts, als der Wohlstand im Lande wuchs, das Leben üppiger ward und der Geldwert sank, immer größer. Die Lage der Armee gestaltete sich von Tag zu Tag elender. An den Straßenecken standen die Soldaten in den Freistunden, ihre Montierung auf dem Rücken, und warteten, wer sie zu irgendeiner niedrigen Arbeit dingen würde. Bettelei soll nicht gerade vorgekommen sein, oder doch nur in Ausnahmefällen; aber dankbar nahmen sie das geringste Geschenk für irgendeine kleine Dienstleistung an; denn ohne dies war es ihnen nicht möglich, zu leben. Die meisten waren auch verheiratet.

Und dennoch tat diese Armee ihre Schuldigkeit; sie hätte sie auch in der großen Katastrophe getan, wenn nicht ein andrer Übelstand noch hinzugekommen wäre, nämlich eine völlig verschrobene Auffassung von der Kriegführung, welche sich gerade bei dem gebildetsten Teile der höheren Führer allmählich

[1]) Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. „Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres". Heft IV und V. (Hauptmann Jany.)

aus theoretischer Spekulation und der Einwirkung des Zeitgeistes entwickelt hatte.

Noch während der Rheinfeldzüge wurde dem Verhalten der Truppen im Gefecht von allen Augenzeugen einstimmiges Lob zuteil. Ihr sich unter allen schwierigen Umständen erhaltender guter Wille, ihre ruhige, besonnene Tapferkeit finden ganz allgemeine Anerkennung. Es ist kaum eine Ausnahme dabei zu nennen. Auch das Übel der Desertion, von dem bei den Gegnern der alten Armee so viel die Rede ist, machte sich nicht merklich fühlbar, während in den nationalen französischen Heeren sich ganze Truppenteile von Freiwilligen im Kampfe auflösten und Tausende nach den ersten Niederlagen davonliefen. Von den vielen günstigen Urteilen führen wir das des Generals von Valentini als besonders unverdächtig an; denn er fällte es lange nach den Freiheitskriegen, auf der Höhe des Lebens, in ausgezeichneter Stellung und nach reichen, in verschiedenen Heeren gemachten Erfahrungen:

Betrachten wir die Armee, wie sie in unsrer lebhaften Erinnerung steht, so durfte sie ihren Vorfahren, mit denen Friedrich II. seine ersten Kriege in Schlesien anfing, vollkommen gleichgestellt werden. In Tapferkeit, gutem Willen, regem Ehrgefühl und taktischer Vollkommenheit kamen ihr zu der Zeit (zur Zeit der Rheinfeldzüge) keine Truppen der Welt gleich.

Der Ausgangspunkt der entarteten Strategie war ein dem menschlichen Gefühl naheliegender und keineswegs verwerflicher. Es war nämlich der Schrecken über die großen Menschenverluste in den Schlachten Friedrichs. In dessen kühnem Draufgehen, seinem Streben nach der entscheidenden Schlacht sahen weite Kreise der gebildeten militärischen Welt nicht die Erkenntnis für die wahre Natur des Krieges, sondern eine rohe Empirik. Diese Meinung hatten auch Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig vertreten, die dem Könige zum Vorwurf machten, daß er immer nur schlagen wolle und nichts andres kenne. Sie dagegen und alle ihre Jünger dachten durch Kunst zum Siege zu gelangen. Es entstand ein System von Entsendungen, Bedrohungen, von Druck auf die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, das auch der König selbst in seinen Schriften gelegentlich empfahl, doch nur als Beiwerk, nicht als das Entscheidende. Man verlor sich in Grübeln über sinnreiche Kombinationen und suchte in der Mathematik und in der Geländekunde die Hilfsmittel für die Erfindung kriegerischer Schachzüge, die dem Feinde imponieren und ihm den Mut zur Fortführung des Kampfes rauben sollten. Die vorzugsweise theoretisch gebildeten Generalstäbler erwarben sich durch diese Methode in der Armee den Spottnamen die „Abschneider", weil sie stets darauf ausgingen, den Feind nicht anzugreifen und zu vernichten, sondern ihn von seiner Rückzugslinie und seinen Verbindungen abzuschneiden, um ihn zum Rückzuge zu zwingen. Der unklare Begriff von der „Macht des Manövers" kam auf. Massenbach, der Hohepriester der ganzen entarteten Lehre von der Kriegsführung, brauchte ihn vorzugsweise, und er besaß großen Anhang in der Armee. In einer Lobrede auf den Prinzen Heinrich sagt er: „Glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick erfocht er ohne Schlacht den Sieg." In

einem Vergleiche des Herzogs Ferdinand mit Friedrich dem Großen heißt es: „Der König, unaufhaltsam, ungestüm, nicht immer vermögend, den Eintritt gewisser Nebenumstände abzuwarten, bringt oft seinem Gegner entscheidende Stöße bei, aber er verfehlt auch oft sein Ziel und verletzt sich selbst. Der Herzog, kalt, ruhig, überlegend, pünktlich genau, behutsam, entdeckt mit ungemeiner Scharfsicht jeden möglichen Vorteil, benutzt ihn schnell und im entscheidenden Augenblick, verfolgt ihn mit unnachahmlicher Beharrlichkeit, überschreitet aber nie das Maß seiner Kräfte, sowie er nie diesseits des Zieles bleibt, das er durch die ihm anvertraute Macht zu erreichen imstande ist. Wenige Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs."

Als 1792 der Einmarsch in Frankreich begann, erklärte Massenbach, das Vorteilhafteste würde sein, wenn man die französischen Heere zum Verlassen ihrer Stellung an der Grenze bewegen könne und sie danach trachten sollten, sich zu vereinigen. Dann fände das Genie des Feldherrn die Gelegenheit zu einem entscheidenden Manöver, durch welches mehr zu gewinnen sei, als durch eine Schlacht. Das Zugreifen und Schlagen galt ihm und seiner Schule, ja man kann sagen, der Schule der Zeit, für das Eingeständnis geistigen Bankrotts. Selbst Scharnhorst ist nicht ganz frei von den Einwirkungen dieser Irrlehre gewesen, und der einzige, der seinen Geist durch ihre Schatten nicht verdüstern ließ, war Clausewitz.

So wurde der Krieg nicht zur zerstörenden Blutarbeit, sondern zu einem kunstvollen Spiel. Der Feind sollte sich vor der geistigen Überlegenheit beugen und beschämt von dannen gehen, wenn er diese bei dem Gegner erkannt hatte. Gar eine aussichtslose Aufopferung, die dem kriegerischen Stolz und einem mutigen Temperament entspringt, galt den Männern des Tages für eine Torheit, und sie übersahen, daß oft die Leidenschaft in verzweifelter Lage noch einen Ausweg findet, wo der Verstand ihn nicht mehr sieht. Es sei gleich hier erwähnt, daß die schmählichen Festungskapitulationen nach der Niederlage von Jena und Auerstädt diesem Ideenkreise entsprungen sind, und daß dabei weder an Feigheit noch an Verrat zu denken ist. Das verhängnisvolle Wort „umsonst" übte in jenen Tagen auf die Gemüter den unglücklichsten Einfluß aus. Man lese nur, was Clausewitz über den General von Kleist, der Magdeburg ohne nennenswerten Widerstand dem Feinde übergab, aus persönlicher Kenntnis niedergeschrieben hat: „Er hatte einen gewandten, nicht ungebildeten Verstand, war ein derber, tüchtiger Soldat, im Gefecht von einer glänzenden Ruhe." Auch Kleist aber litt an der Krankheit der Zeit; er war zugleich ein geschmeidiger Weltmann und eine sehr politische Natur geworden. Einige Worte von Schonung und Rücksicht, die der König auf seiner Durchreise durch Magdeburg an ihn gerichtet hatte, waren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen.

Nicht die Strategie des siebenjährigen Krieges, sondern die des bayrischen Erbfolgekrieges, in dem sogar der große König scheinbar den neueren Ansichten gehuldigt hatte, beherrschte die Kriegführung der Zeit, und solche Theorien besitzen unendlich mehr Macht, als man es im Frieden zu glauben

vermag. Die Kunst verlangte das pünktliche Zusammenwirken vieler Kolonnen nach grillenhaft ersonnenen Dispositionen[1]) Auch Scharnhorst hat einmal gesagt, daß, je mehr eine Armee zu den Künsten des Krieges gegriffen hätte, desto mehr wäre sie in Detachements geteilt gewesen. Das ergab die grundsätzliche Zersplitterung der Kräfte, welche auch 1806 noch die unheilvollste Wirkung übte.

Viel Politik mischte sich namentlich 1793 und 94 in die Heerführung. Die ganze Art, vom Kriege zu denken, wurde weltmännisch und diplomatisch. Dem Könige Friedrich Wilhelm II. stellte man jeden fallenden Soldaten als ein bedauernswertes und unnützes Opfer dar. Man wollte auf eine anständige Art untätig bleiben, weil man dieses für weise hielt. Auf die glückliche Ausführung des Gedankens, zu Beginn des Feldzuges von 1793 den Rhein bei Mannheim zu überschreiten, um so die vor Mainz stehenden Franzosen gleich im Rücken zu fassen, verzichtete das Hauptquartier, weil der Kurfürst von der Pfalz Einspruch erhob, in dessen Land doch der Feind stand.

Die Truppen wurden nicht ernsthaft und entscheidend gebraucht. Ihr Mut und ihre Tüchtigkeit blieben ungenutzt und waren darum unfruchtbar. Niemand hat diese kleinliche verwässerte Auffassung von der Kriegsführung besser gegeißelt als ein Poet der „Minerva" in der Knüttelverspoſſe, in welcher der Feldmarschall vor seinen König tritt und ihm vom Ausgange des Krieges berichtet:

Sonst freilich war's, fürs Land und für die Majestät,
In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren,
Des Helden höchster Ruhm; doch seit Humanität,
Philosophie die Welt, die Menschen kultivieren,
Heißt fechten auf den Tod: „den Mord organisieren".
So schont die Aufklärung sogar des Feindes Blut;
Was kann humaner sein? und größer, traun! — der Mut,
Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.
Des größeren Mutes voll ergab sich die Armee.

Trotz Ulm und Austerlitz ist der blutige Ernst des Krieges auch nach 1805 nicht gleich erkannt worden, und dies übertrug sich leider auch auf 1806. Nicht nur, daß man ohne jede außergewöhnliche Anstrengung zur Vermehrung der Streitkräfte gegen Frankreichs Übermacht in den Krieg zog — man setzte nicht einmal die ganze vorhandene Kraft ein. Gegen ein Viertel der Armee blieb bei Ausbruch immobil. Die Festungen wurden bis auf wenige Ausnahmen nicht in Verteidigungszustand gesetzt! Und wie verwirrend wirkte die schwächliche verkehrte Politik. Sie hatte es nicht nur dahin gebracht, daß Preußen im Augenblick völlig isoliert und im eigenen Vertrauen erschüttert, den Kampf aufnehmen mußte, sie brachte es auch noch fertig, daß die kleinen Staaten Norddeutschlands, die doch hinter der Demarkationslinie Preußens

[1]) Der Befehl, den der österreichische General Graf Wurmser im Jahre 1793 zum Angriff auf die Weißenburger Linien ausgab, füllt in der „Geschichte der Rheinfeldzüge" nicht weniger als sechzehn Druckseiten. Das alles sollte der Offizier im Gefecht auswendig wissen und befolgen.

Schutz genossen hatten, unbeteiligt beiseite blieben. Man wagte es nicht, sie nötigenfalls mit Gewalt zum Kriege fortzureißen. Nur Sachsen schloß sich, durch die Verhältnisse gezwungen, Preußen rückhaltlos an, ebenso Weimar. Das Non plus ultra war aber wohl, daß der Herzog von Braunschweig, der nominelle Oberbefehlshaber der preußischen Armee, als Landesfürst sich neutral verhielt. Auf die Schlachtfelder von Jena und Auerstädt, auf denen über das Schicksal des Staates entschieden wurde, ist aber nur die Hälfte der vorhandenen Streitkräfte geführt worden.

Die politischen und persönlichen Rücksichten, die diplomatische Art, auch die ernstesten Fragen zu entscheiden, hatten außerdem eine höchst komplizierte Form der Heerführung zuwege gebracht. Statt einer Armee bildete man drei, dazu noch ein Reservekorps und seitliche Abteilungen. Statt eines Hauptquartieres waren drei vorhanden, von denen zwei sich für gleichberechtigt hielten. Hohenlohe und sein Stabschef glaubten sich noch dazu berufen, den Staat vom Abgrunde des Verderbens zu retten und suchten alles Heil nur in den eigenen Plänen. Der Herzog von Braunschweig erkannte das richtigere, das in der Zusammenfassung und im einheitlichen Handeln der Streitkräfte bestand; allein die hofmännische Rücksichtnahme hielt ihn davon ab, seinem Willen einen bestimmten Ausdruck zu geben. Man korrespondierte mit Höflichkeiten hin und her. Nun war auch noch der König bei der Armee anwesend. Er hatte damit die Energie der Kriegführung steigern wollen, lähmte sie aber, sicherlich ohne sich darüber klar geworden zu sein. Sein Wille war der beste, aber man verstand ihn falsch. Der Herzog, der den Heeresstab in fester Hand hätte führen müssen, sah den König als den eigentlichen Oberbefehlshaber an und holte zu allen Dingen dessen Zustimmung ein, die mehrfach versagt, aber nicht durch einen andern Befehl ersetzt wurde. Die Devotion übertrug sich auch auf des Königs Umgebung, und diese redete eifrig mit. Um sich ihr gegenüber zu stützen, zog der Herzog stets die seine zu Rate. „So war der Kongreß beschaffen, welcher die Armee leiten sollte“ [1]).

Daß die Führung von obenher eine unsichere sei, daß schließlich, um den gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, niemand mehr recht wußte, wer Koch und wer Kellermeister wäre, fühlte die Armee nach wenigen Tagen im Beginn des Krieges heraus. Die große Masse der Soldaten pflegt in diesem Punkte ein sehr feines Empfinden zu besitzen. Das dunkle Vorgefühl von einem üblen Ausgange der Dinge entnervte die Truppe; Hunger und Mangel aller Art trugen zu ihrer Entkräftung bei.

Eine geringere Rolle, als man gemeinhin annimmt, hat die veraltete Kampfweise der preußischen Armee gespielt. Vielfach ist die Lösung des Rätsels der großen Niederlage in dem zerstreuten Gefecht gesucht worden; doch mit Unrecht. Der Kampf der Tirailleurs hatte damals überhaupt noch keine entscheidende Bedeutung, das lag in der Unvollkommenheit der Schußwaffe.

[1]) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. S. 483.

Und wenn die französische Armee darin auch der preußischen um einiges überlegen war, so hat diese das Tiraillement doch keineswegs ganz vernachlässigt. Im Gegenteil galten die Füsilierbataillone für die besten leichten Truppen in Europa. Sie und die Jäger waren den Franzosen auch 1806 im Kampf aufgelöster Schützen zum mindesten gewachsen.

Der Unterschied zwischen den beiden Heeren ist an andrer Stelle bedeutungsvoller hervorgetreten. Noch legte die preußische Armee in der Schlacht allen Wert auf den Stoß langer geschlossener Infanterielinien ohne Selbständigkeit der einzelnen Teile. Sie marschierte noch immer, ehe sie an den Feind herankam, in der vorher ausgewählten Front kunstvoll auf und war dann nicht anders zu bewegen, als vorwärts an den Feind heranzuschieben. Den Unterführern blieb dabei wenig mehr übrig, als mit dem Beispiel der persönlichen Tapferkeit den Soldaten voranzugehen. Selbständigkeit und eigener Entschluß spielten keine Rolle.

Charakteristisch ist in den Berichten und Schilderungen über die unglücklichen Schlachten die allgemeine Klage über Mangel an höheren Befehlen, während sich heute ein jeder an seiner Stelle freut, wenn ihm so wenig als möglich befohlen wird, damit er nach den Umständen tun kann, was die eigne Einsicht ihm gebietet.

Der Stoß war überdies in den letzten Jahrzehnten vor Jena und Auerstädt durch eine Art von *Feuerstation* abgeschwächt worden. Man ging staffelweise, d. h. gegliedert, wie die Stufen einer Treppe, an den Feind heran, sodaß der eine Flügel versagt, der andre vorgeschoben war. Dann aber rückten, beim Feinde angekommen, die hinteren Staffeln zur Linie der vordersten vor, und es begann nun das bei den Revuemanövern so oft bewunderte präzise Salvenfeuer der Bataillone. Es sollte den Feind erst erschüttern, damit der letzte Sturm weniger blutig verlaufe, als zu Friedrichs Zeiten. Aber das Halten im Feuer wurde oft und so namentlich auch bei Jena und Auerstädt verderblich, wenn der Feind nicht wich, sondern sich am Boden, hinter Hecken und Mauern barg, kein Ziel bot und seinerseits in die vor ihm wie Scheiben stehenden Bataillone hineinfeuerte.

Die Franzosen hatten die Kolonnen [1]) anfangs aus Not gebraucht, weil sich die ungeübten Mannschaften in dieser Form leichter als in starren langen Linien handhaben ließen. Später machten sie aus dieser Not eine Tugend, als sie die größere Beweglichkeit und Selbständigkeit der Kolonnen im schwierigen Gelände empfanden, und sie behielten sie während des Herangehens an den Feind dauernd bei. Im Feuer freilich haben sich die vordersten Bataillone sehr häufig noch immer zur Linie entwickelt. Auf einen vorherigen Aufmarsch der ganzen Masse aber wurde verzichtet, denn die Sorge um das Auffinden der richtigen Front, das bei der Lineartaktik so wichtig war, schwand allmählich. Man überließ es jedem einzelnen Führer, sie selbst zu suchen. Gleichzeitig wurde die Manövrierfähigkeit der Artillerie gehoben und die Kavallerie in selbständigen Körpern verwendet. So weckte die nach und

[1]) Die Anwendung der Kolonne findet sich bei ihnen schon im Siebenjährigen Kriege.

nach sich ausbildende neue Fechtweise die Umsicht, das richtige Urteil, die Selbständigkeit und Initiative aller Führer bis zu den untersten Graden hinab. Sie rief die Kräfte des Geistes und die Initiative auf den Plan. Darin bestand die Überlegenheit der französischen Armee von 1806 weit mehr, als im Tiraillement und der Kolonnentaktik. Schon unter dem Königreiche hatte sich diese Kampfweise theoretisch vorbereitet; sie war in den Revolutionskriegen praktisch verwirklicht und dann durch das gewaltige Genie Napoleons zur Vollendung ausgebildet worden. Zu spät hatte man sich in Preußen entschlossen, nach Scharnhorsts dringenden Vorschlägen den großen starren Schlachtkörper des Heeres in selbständige Divisionen aus allen drei Waffen zu teilen. Es war 1805 zum ersten Mal geschehen und 1806 noch nicht in das Verständnis des Heeres und seiner Führer hinreichend übergegangen. So wirkte die Divisionseinteilung, an sich richtig, doch nur unheilvoll; denn sie förderte die Zersplitterung.

Überraschend zeigte sich nach der Niederlage die geringe innere Festigkeit der preußischen Armee. Der Mangel an staatsrechtlicher und internationaler Zusammengehörigkeit in der Truppe, die Unzufriedenheit des einzelnen Soldaten mit seinem allzu kargen Lose machten sich fühlbar. Schlimmer aber war noch die völlige Teilnamlosigkeit des Volkes, das nur an wenig Stellen, wie in Kolberg, mithalf, den Widerstand zu organisieren. Die versprengten Offiziere, die im Lande umherirrten, um die Armee wieder zu erreichen, fanden weder bei Behörden noch bei Privaten hinreichenden Beistand, geschweige denn Ermutigung zur Wiederaufnahme des Kampfes. Sie wurden dafür reichlich mit beißendem Spotte verfolgt. Für die fliehenden, halb verhungerten Truppen wurde vom Lande erst in der Mark Brandenburg Nennenswertes getan. Im allgemeinen hat man auch ihnen die Hilfe verweigert, und die Führer wagten meist nicht, diese zu erzwingen.

In der Tat ist es ein tieftrauriges Bild, das sich von Heer und Volk nach der unglücklichen Doppelschlacht zunächst vor uns entrollt. —

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob denn die Mängel und Schwächen der Armee nicht vorher erkannt worden sind. Man schließt aus den Ereignissen auf eine allgemeine Reformfeindlichkeit, die vorgeherrscht haben müsse. Wer sich aber mit den Jahrzehnten vor Jena beschäftigt, der ist geradezu erstaunt, daß eine Armee untergehen konnte, in der so viel gedacht, geschrieben und gestrebt worden ist. Wir sehen den Weg zur Katastrophe mit Reformprojekten und Verbesserungsvorschlägen gepflastert.

Die schwachen Punkte der Heeresverfassung, die Ausländerwerbung, der Mangel an Homogenität des Menschenmaterials, die übertriebene Strenge im Dienst und in der Verwaltung, die Massendressur bestanden auch in der Armee des großen Königs. Schon zu Friedrichs Lebzeiten regte sich daher in dieser Hinsicht die Kritik; aber sie blieb seinem großen Ansehen gegenüber ohne Nachhall. Im Lande glaubte niemand an ihre Berechtigung, denn die tatsächlichen Erfolge sprachen entschieden dagegen. Ausländer haben freier ge-

urteilt, und so finden wir denn schon in Guiberts berühmtem „Essai général de tactique“ über den König und sein Heer folgendes merkwürdiges Urteil:

Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Genie allein das unvollkommene Gebäude seiner Heeresverfassung aufrechterhält, ein schwacher König ohne Talente kommen sollte, so wird man diese ephemäre Macht in die Sphäre zurücksinken sehen, die ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird sie dann einige Jahre des Ruhms teuer bezahlen[1]).

Unter Friedrich Wilhelm II. begann die Flut der Denkschriften. Mirabeau, der Preußen persönlich kennen gelernt hatte, richtete ein offnes Sendschreiben an den König; Kleist, Kalckreuth und andre reichten Vorschläge ein. Friedrich Wilhelm, der wohl fühlte, daß er die Armeeangelegenheiten nicht mehr allein, wie sein großer Oheim, zu leiten vermochte, schuf zu diesem Behufe das Oberkriegskollegium, das anfangs auch mit hinreichenden Vollmachten ausgestattet, später aber in diesen nach und nach wieder beschränkt wurde. Er erleichterte das Los der Offiziere, besserte die Lage des gemeinen Mannes in manchen Punkten und erkannte die Versorgung der invalide gewordenen Krieger als eine Pflicht des Staates an, während sie bis dahin nur ein Gnadenakt des Monarchen gewesen war. Er gründete die Invalidenkasse und gab jährlich 100 000 Taler dazu. Die Armee, namentlich die leichten Truppen, wurden vermehrt, die später so berühmt gewordenen Füsilierbrigaden geschaffen. Ein neues Kantonreglement sprach den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht abermals aus, doch kam er noch immer nicht zur praktischen Durchführung.

Die polnischen Erwerbungen, die gerade in dieser Hinsicht ein großes Hindernis bildeten, gaben doch anderseits den Anstoß zu weiteren Vermehrungen und Vervollkommnungen der Armee. Der Minister v. Schrötter, der an der Spitze der Verwaltung der Provinzen östlich der Weichsel stand, arbeitete Entwürfe mit ganz modernen Anklängen aus. Er schlug schon eine dauernde Einteilung der Truppen in Korps vor, die aus allen drei Waffen zusammengesetzt sein sollten. Ebenso plante er eine sinnreich erdachte, beschleunigte Mobilmachung für den Fall einer russischen Gefahr, einen wohlgeordneten Grenzschutz und endlich einen zahlreichen, aus den Inländern aufgestellten Landsturm.

König Friedrich Wilhelm III. bestieg 1797 den Thron in ernster Reformstimmung. Er fühlte recht wohl, daß manches in der Staatsverwaltung und der Armee dringend der Verbesserung bedürfe. Sein Vorgänger, der zuletzt an eine allgemeine Reorganisation gedacht, hatte zu diesem Behuf die Immediat-Reorganisationskommission ins Leben gerufen, in der auch der damalige Kronprinz tätig mitgearbeitet hatte. Nunmehr entwarf dieser als König eine umfassende Denkschrift, die den Arbeiten der Kommission zur

[1]) Jakob Anton Hippolyt, Graf Guibert war Maréchal de Camp der französischen Armee und Militärschriftsteller. Er hatte als junger Offizier den Siebenjährigen Krieg in Deutschland mitgemacht, besuchte später auch — noch zu Lebzeiten des großen Königs — Preußen, urteilte daher aus eignem Augenschein. Er war später Gehilfe des Kriegsministers St. Germain bei Ausarbeitung von dessen Reformprojekten und die Seele der Veränderungen im Heerwesen, die das Ministerium Brienne kurz vor der Revolution anbahnte.

Grundlage dienen sollte. Alle Zweige der Heeresverwaltung wurden darin berührt; ebenso wendete er sich den allgemeinen Angelegenheiten des Staates zu. Der später durch die schmähliche Kapitulation von Hameln unrühmlich bekannt gewordene General Lecoq, der einen besseren Ausgang verdient hätte, schon weil er es war, der Scharnhorst in den preußischen Dienst zog, bearbeitete einen Entwurf, demzufolge die eine Hälfte der Ausländer entlassen und die andre mit den dadurch gemachten Ersparnissen besser gestellt werden sollte, um sie zu wirklichen Bürgern des Staates zu machen. Er schlug bereits die Krümperausbildung zahlreicher Inländer vor, die zwischen 1807 und 1813 wesentlich zur Wiedererhebung des Staates beitrug[1]). Auch der damalige Major im Generalstabe und spätere Feldmarschall Knesebeck arbeitete im Auftrage der Kommission und verlangte, daß man den Soldaten mit seiner Lage zufrieden machen müsse. Auch wollte er die rückhaltlose Eröffnung der Offizierstellen für den gebildeten Bürgerstand. In einer zweiten, sehr umfassenden Denkschrift, die er nach den von Rüchel ihm gegebenen leitenden Gesichtspunkten niederschrieb, befürwortete er später die Aufstellung der sogenannten Vaterlandsreserve, durch die das Heer nationalisiert und auf die gesamte Volkskraft gestützt werden sollte. Damit Hand in Hand ging die Idee der allgemeinen Einführung des zerstreuten Gefechts. Scharnhorsts Vorschläge zur Verbesserung der Armee sind bekannt[2]). Zu erwähnen ist insbesondere nur, daß er noch vor der Niederlage, was früher vielfach bestritten worden ist, den ersten Entwurf einer allgemeinen Landesbewaffnung an den Herzog von Braunschweig und den Generaladjutanten des Königs, v. Kleist, eingereicht hat. Auch Courbière und viele andre hervorragende Militärs betätigten sich mit Reformprojekten. Bessere Fürsorge für die Armee spielte in all diesen Schriften eine wichtige Rolle.

Es wurde viel geschrieben, geprüft, begutachtet, umgearbeitet und abermals revidiert — aber es kam zu keinem großen Entschluß „in diesem Jahrzehnt der halben Anläufe und wohlgemeinten Versuche“[3]). Es fehlte der große, selbstbewußte souveräne Wille, der die Schwierigkeiten zu überwinden und den berechtigten Einwänden gegenüber die, dem Reformer so notwendige, Einseitigkeit zu behaupten verstanden hätte, um aus dem Chaos der Gedanken und Pläne die Tat werden zu lassen. Es ist aber nicht richtig, daß grundsätzliche Reformfeindlichkeit und aristokratischer Hochmut in den höheren Armeekreisen die Besserung des bestehenden Zustandes zurückgewiesen haben soll, wie die Legende besagt.

Das Hindernis bildeten einmal die verbrieften Rechte der Stände, Städte, Gewerkschaften und aller möglichen andern Kategorien, und das andre Mal die Sorge vor den Kosten. Die Furcht vor dem Einspruch der Zivilbehörden spielte namentlich bei dem Herzog von Braunschweig eine Rolle, und ganz unberechtigt war diese Besorgnis nicht. Die Mehrbelastung des Staates durch

[1]) Er gedachte auch die Offiziere und namentlich die Junker besser zu stellen, die damals noch für den Hungerlohn von 3 Talern 1 Silbergr. 6 Pfg. monatlich dienten.

[2]) Vgl. Max Lehmann, Scharnhorst. Erster Band.

[3]) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Erster Teil, S. 158.

die Reform wurde auf 8—900 000 Taler, höchstens bis auf 1½ Millionen, veranschlagt. Dies schien den leitenden Persönlichkeiten unerschwinglich, trotzdem eine solche Summe wie ein Tropfen im Meer verschwindet gegen die Opfer und Verluste, die der Krieg verursacht hat, und die Beträge, die Napoleon aus einer einzigen Provinz herauszuziehen wußte. Selbst der König, dem es sehr am Herzen lag, den Sold des Soldaten so hoch zu bringen, daß er nur noch 25 Prozent durch eigene Arbeit hinzuzuverdienen brauchte, um leben zu können, schreckte vor der Mehrausgabe von 550 000 Talern zurück, die man ihm als finanziellen Effekt der Maßregel berechnete. Allgemein war die Scheu vor dem Mißvergnügen im Lande, das durch solch eine Last erregt werden würde. Hob der König doch der „Opinion" halber sogar das Tabaksmonopol auf, das eine bequeme Quelle für die Erhöhung der Staatseinkünfte hätte werden können. Sechzehn bis siebzehn Millionen kostete die Armee schon. Das galt für das Äußerste, was man aufwenden könne.

Bei der Beseitigung der zahlreichen, im Laufe der Zeit völlig unberechtigt gewordenen Ausnahmen von der Gestellungspflicht zum Heeresdienst fürchtete der König, sich gleichsam eines Vertragsbruches schuldig zu machen. Rüchel, der gerade dieser Maßregel eine verdienstvolle Wärme entgegenbrachte und sie in der ersten Zeit seines bedeutenden Einflusses auf den König lebhaft befürwortet hat, fand einen energischen Widersacher an dem Kabinettsrat Menken, der diesen so notwendigen Fortschritt hintertrieb und dafür öffentlich als Mann von Ehre und als Patriot gepriesen wurde.

So kam es nicht einmal zu den beiden wichtigsten Reformen: der Verminderung der geworbenen Ausländer bis auf ein für den Exerzierdienst notwendiges Ausbildungspersonal und die gleichmäßige Heranziehung aller Landesteile zum Heeresdienste. Wäre auch nur damit begonnen worden, so hätte sich die Abstellung der übrigen Mängel allmählich von selbst eingefunden.

Alles, was geschah, war die Herausgabe einer Kabinettsorder vom 17. August 1805 über die Aufstellung von 78 Landreservebataillonen zu 600 Mann — immerhin ein Anfang. Aber auch sie waren noch nicht fertig, als ein Jahr darauf der Krieg ausbrach.

Dennoch ist diese Zeit des vergeblichen Strebens nicht gänzlich unfruchtbar gewesen. Nahezu alle Gedanken, die der im Jahre 1807 begonnenen Stein-Scharnhorstschen Reform zugrunde lagen, sind vorher schon berührt und zum Teil durchgearbeitet worden. Das erleichterte die Anknüpfung an das Alte und verhütete einen radikalen Umsturz der Einrichtungen des Heeres, wie den Übergang zur Miliz und zur Offizierswahl nach französischem Muster der Revolutionszeit.

So sind die wahren Ursachen der Katastrophe von 1806 nicht der Verfall des Friderizianischen Heeres, nicht Vernachlässigung und Trägheit, nicht hochmütige Abweisung jeglichen Reformgedankens, auch nicht die Üppigkeit und der aristokratische Übermut des Offizierkorps gewesen. Wäre dem so, dann würde sich das Unglück leicht erklären und seine Ursachen wären wenig lehrreich. Sie liegen tatsächlich tiefer.

Die unselige Neutralitätspolitik entwöhnte Volk und Heer des Gedankens an die Notwendigkeit einer großen Anstrengung bei großen Ereignissen, wie es die französische Revolution war. Sie verweichlichte den Sinn der Nation und schwächte allmählich auch den kriegerischen Geist des Heeres, das angefangen hatte, den Frieden zu lieben [1]). Die Folge davon war ein Eintreten in den Krieg von 1806 mit schwächlichen Impulsen, ohne jede Anspannung auch nur der vorhandenen Kräfte, gleichsam als handle es sich wie ehedem um einen Landstrich oder eine Festung an der Grenze, nicht um die Existenz Preußens und die Freiheit Deutschlands von der Fremdherrschaft. Hatte die ungeheure Gefahr doch nicht einmal den spießbürgerlichen Gedanken ersticken können, daß der Krieg möglichst billig abgemacht werden müsse.

Die unglückliche Heerführung durch den „Kongreß" und die verschrobenen Ansichten von der Natur des Krieges, die einem so genialen und tatkräftigen Naturalisten wie Napoleon gegenüber doppelt gefährlich waren, taten weiter das ihrige.

Dann erst ist die veraltete Organisation der Armee zu nennen, welche der staatsrechtlichen Zusammengehörigkeit und der nationalen Einheit entbehrte, und ein Friedensleben, das die Liebe zum Stande, die Lust am Kriege untergrub und den Soldaten einem elenden Lose verfallen ließ. Die Gleichgültigkeit des Volkes in bezug auf die Vaterlandsverteidigung hatte sich auf den gemeinen Mann im Heere übertragen, und diese allgemeine Teilnahmslosigkeit bezeichnete Scharnhorst als eine der vornehmsten Ursachen der Niederlage.

Daß die Reform unterblieben war, ist vor allem der eigentümlichen Natur des Königs zuzuschreiben. Doch niemand wird mit Friedrich Wilhelm III. darüber rechten, weil diejenigen seiner Eigenschaften, welche sie verhinderten, dieselben gewesen sind, die später im Jahre 1809 und 1812 den Staat gerettet haben. Viel Schuld trifft seine nächsten Berater, wie den Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Zastrow, Köckeritz, Kleist usw., welche es nicht streng genug damit nahmen, dem zögernden und zweifelnden Willen des Königs die notwendige Kraft und ihm selbst das Vertrauen zur eignen Einsicht einzuflößen. Diplomatischer Sinn und höfische Geschmeidigkeit hatten bei ihnen den Sieg über die bessere Erkenntnis des Notwendigen davongetragen.

Die Armee ist freilich von Schuld nicht freizusprechen. Sie hatte sich vom seichten Kosmopolitismus des Aufklärungszeitalters ankränkeln lassen. Sie war ohne Leidenschaft für Sieg und Ruhm, ohne die tiefe Liebe zum Vaterlande und Stolz auf den Beruf, ohne Vertrauen auf den Erfolg und auf sich selbst ins Feld gezogen. Eine solche Armee aber ist immer schon halb geschlagen. Sie hatte vergessen, was sie dem preußischen Namen schuldig war, auch übersehen, daß in Frankreich ein grundsätzlich neues Wesen der Kriegführung emporstieg, welches die Geister von den Fesseln löste, während

---

[1]) Überdies büßte bei dem herrschenden Verwaltungssystem eine große Zahl von Offizieren und Soldaten den besten Teil ihrer Einkünfte ein, sobald der Krieg ausbrach, und sie sahen ihm mit Sorgen entgegen.

ſie im eignen Lande ſtrenger und ſtrenger gebunden wurden. Indes die Schuld trifft doch nur die höheren Regionen; die niederen hatten nicht die Macht, an dem Beſtehenden etwas zu ändern, und es fehlte ihnen auch die Möglichkeit, ſich ſelbſt kriegstüchtig vorzubereiten.

Die übertriebene Sparſamkeit und Knappheit der Verwaltung, welche Invaliden an Körper und Geiſt im Dienſte ließ[1]) und vom Volke kein Opfer zu heiſchen wagte, darf nicht vergeſſen werden. Entſchuldigend, aber hemmend, machte ſich endlich die übertriebene Pietät vor den Inſtitutionen des großen Königs fühlbar, die ſich in den Rheinfeldzügen, nur zwölf Jahre vor der Niederlage, noch einmal glänzend bewährt zu haben ſchienen.

Geblieben aber waren die alte preußiſche Tapferkeit, der gute Wille und die Hingebung. Neunzehn Generale und 540 Offiziere fielen in der Doppelſchlacht oder wurden verwundet. Die Zahl der gefallenen Generale beträgt an dem einen Tage fünf, mit Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld ſind es ſechs — ſo viel, als in den dreijährigen Befreiungskriegen zuſammengenommen geblieben ſind, ſelbſt wenn man die Oberſten mitrechnet, die ſich in einer Generalſtellung befanden.

Ewig unvergeßlich ſollen uns die Tage von Jena und Auerſtädt ſein — unvergeßlich wie ſelbſterfahrenes Leid. Aber wir haben keine Urſache, uns der alten untergegangenen Armee zu ſchämen; ſie verdient viel mehr Mitgefühl als Vorwürfe. Sie erlag einem Verhängnis, das abzuwenden nicht in ihren Kräften ſtand. Die vorangegangene Friedenszeit hatte es ihr nicht ermöglicht, mehr zu leiſten, als ſie es auf den Schlachtfeldern an der Saale tat, und die Schuld an der Niederlage trifft nicht ſie allein, ſondern ebenſo die Regierung und das ganze Volk.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beſtändiger Wechſelwirkung ſich gegenſeitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen feſten Stand in der politiſchen Welt zu haben[2]).

---

[1]) Penſion erhielten überhaupt nur diejenigen Offiziere, die kein Vermögen beſaßen, dieſe aber auch nur dann, wenn Geld in der Invalidenkaſſe war. Die Mannſchaften mußten, ſelbſt nach der Anerkennung ihrer Invalidität, noch ſolange in Reihe und Glied verbleiben, bis ein Invalidengehalt oder eine Verſorgungsſtelle frei wurde.

[2]) Clauſewitz, Vom Kriege. Drittes Buch. Schluß des ſechſten Kapitels.

Warschau und Moskau.

Eindrücke und Erlebnisse.

Von

Sidney Whitman.

II. Moskau.

I.

Schon die Ankunft in Moskau hatte etwas Ungewöhnliches. Das Hotel, in dem ich abstieg, war von Polizei und Militär besetzt. In einem inneren Hof biwakierten einige fünfzig Dragoner. Man sagte mir allerdings, es seien ihrer dreihundert im Hotel und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft einquartiert; aber ich habe so viel Mann von einer Waffengattung zusammen während meines ganzen Moskauer Aufenthaltes überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Es war eben gleich die erste von den ungeheuren Übertreibungen, die ich im Laufe meines Dortseins erfahren sollte.

Ein Kellnerstreik war zwei Tage vorher ausgebrochen, und das Streikkomitee hatte den Direktor des Hotels soeben benachrichtigt, daß, wenn er nicht sofort die noch bei ihm befindlichen Kellner (es waren nur einige) entließe, er seines Lebens nicht sicher sein würde. Mehrere der großen Spiegelglasscheiben des Hotel-Cafés waren bereits zertrümmert, und es kursierte das Gerücht, daß man sich auch auf Bomben gefaßt machen könne. Die Polizei war machtlos, und die Streikenden hatten sogar den kecken Versuch gemacht, die Polizisten ebenfalls zum Streiken zu bewegen.

Durch den Besitzer einer großen amerikanischen Zeitung war ich aufgefordert worden, in spezieller Mission, wenn ich so sagen darf, von London nach Moskau zu reisen, um an Ort und Stelle durch eigene Beobachtung wie durch unmittelbares Benehmen mit den maßgebenden Persönlichkeiten der verschiedenen Parteien und Gesellschaftsklassen den wahren Stand der Dinge in Erfahrung zu bringen und darüber zu berichten. Einen Tag vor meiner Ankunft, Sonnabend, den 25. November, hatte der Zemstwokongreß seine Sitzungen beendet; vermutlich waren also die Hauptpersonen des Kongresses

noch in Moskau zu finden, und in der Tat saß ich bereits Sonntag, den 26. November, gegen Abend im Arbeitszimmer des Fürsten Sherbatoff in der Großen Nikitkystraße dem Fürsten Eugen Trubetzkoi gegenüber, der für die Dauer der Kongreßverhandlungen hier Wohnung genommen hatte.

Unter den wenigen russischen Namen, von denen die Freunde Rußlands, vor allem die Elite Rußlands selbst, in dieser kritischen Periode seiner Geschichte große Dinge erhofften, steht der Trubetzkois mit an erster Stelle. Der kürzlich verstorbene Fürst Sergius Trubetzkoi war der erste der „Granden" des russischen Reiches, der dem Zaren offen zu sagen wagte, daß die Dinge unmöglich so weiter gehen könnten wie bisher, und daß wirksame Reformen gebieterisch nottäten. Indem er so seine Stimme für die Wohlfahrt des Landes erhob, gewann er sich eine Stellung, die heutigen Tages selbst der allerhöchste Rang niemandem mehr zu sichern vermag, nämlich einen Platz im Herzen des Volkes. So ist der Name Sergius Trubetzkoi unauslöschlich verbunden mit der neuen Wendung der Dinge inmitten der ersten Geburtswehen, von denen das ganze russische Reich in dem gegenwärtigen Augenblick krampfhaft durchzuckt wird. Seine Photographie war in Moskau in dem Schaufenster jeder Kunsthandlung zu sehen.

Sergius Trubetzkoi ist nicht mehr; aber sein Geist lebt weiter in seinem ausgezeichneten Bruder, dem Fürsten Eugen Trubetzkoi, Professor der Philosophie und Rechtswissenschaft an der Universität Kiew, der von dem Ausschuß der Zemstwos gebeten worden war, dem Kongreß in Moskau beizuwohnen, und in diesem eine führende Rolle spielte.

Fürst Eugen Trubetzkoi hatte auf eine Anfrage meinerseits eingewilligt, mich zu empfangen. Ich wurde in ein im Erdgeschoß gelegenes Studierzimmer geführt. Gemälde von Lenbach, Franz Stuck, Skizzen von de Neufville, dem französischen Schlachtenmaler, schmückten die Wände. Alsbald öffnet sich die Tür, und ein großer, imposant aussehender Mann mit dunklen Augen und dunklem Haar, in der Blüte und Kraft des Lebens, tritt in das Zimmer, schüttelt mir die Hand und bietet mir einen Sessel und Zigaretten an. Er hatte das Typische von Rußlands aristokratischer Elite an sich, dem ich dann und wann schon in andern Hauptstädten Europas begegnet war. Trubetzkoi rangiert mit Sheremetieff, Dolgorukow, Galitzin, Gagarin, Bariatinski u. a. unter dem höchsten russischen Adel. Ich glaubte es ihm anzusehen, daß seine Geburt ihm nur ein Ansporn zur Erwerbung geistiger Distinktion gewesen war: ein wirklicher und würdiger russischer Aristokrat stand vor mir.

„Sie werden in den ‚Comptes rendus' unsrer Beratungen alles das gelesen haben, was für Sie von Interesse sein kann."

„Nicht ganz, Durchlaucht," war meine prompte Antwort, „ich gehöre zu den Unersättlichen, wie Ihre Großfürsten es sind, und möchte gern aus Ihrem eigenen Munde etwas von Ihren persönlichen Ansichten über die Lage vernehmen."

„Gut denn," begann Fürst Trubetzkoi. „Ich kann Ihnen sagen, daß alles von der erfolgreichen Verbreitung gemäßigt liberaler Ideen abhängt, damit der Kern einer neuen verfassungsmäßigen demokratischen Partei gebildet

werde, um welche die großen Massen der Nation sich sammeln können. Die schwache Seite der gemäßigten Parteien besteht darin, daß sie nicht so gut organisiert sind wie die Parteien extremer Richtung; auch sind sie nicht so energisch. Die Extremen haben ferner mehr Erfahrung im Betreiben der Agitation gehabt. Daher kommt es, daß die arbeitenden Klassen mit ihnen vertraut geworden, während sie mit uns und unsern Grundsätzen nicht genügend bekannt sind. Dies bildet eine schwere Gefahr bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, und es ist der Augenblick gekommen, in den zwischen Extremen und Gemäßigten eine Scheidelinie gezogen werden muß.

„Es handelt sich hier nicht bloß um den Konstitutionalismus, sondern auch um die Monarchie. Und das gerade ist es, was zusammen mit andern Momenten das Bindeglied zwischen uns und den großen Massen der Bauern bilden muß, die eben nicht fähig sind, auch nur den Sinn des Wortes ‚Republik' zu begreifen. Von dem Augenblick an, wo diese monarchische Idee ihnen beigebracht worden, wird es leicht sein, eine friedliche Lösung der agrarischen Frage zu finden, einer der wichtigsten, die wir zu behandeln haben. Für den Augenblick haben wir in den ländlichen Bezirken einen starken Konkurrenten in den revolutionären sozialistischen Elementen, deren Programm ebenfalls agrarischer Natur ist; es lautet: Verstaatlichung des Landes ohne irgendwelche Entschädigung der gegenwärtigen Besitzer, d. h. gewaltsame Besitznahme des Landes bei gleichzeitiger Beseitigung des Gutsherren.

„Sonderbar, eine Überlieferung aus dem 16. Jahrhundert, die an die Person eines kosakischen Räubers, namens Razin, anknüpft, lebt noch unter der Bauerschaft und nährt und stärkt das gegenwärtige, auf Zerstörung gerichtete Treiben. So wurde ganz kürzlich bei einer Bauernerhebung eine Messe für die Ruhe der Seele Razins gelesen, bevor die Menge zur Plünderung schritt. Diese alte Überlieferung, die in der Hauptsache soziale Gleichheit für die Bauern verlangt, hat den Weg für die Lehrsätze jener Revolutionäre gebahnt, die in erster Linie Verstaatlichung des Landes und in zweiter Linie das Eigentum an demselben für diejenigen, die es bebauen, stürmisch verlangen."

Da ich gerade aus Warschau gekommen, war ich begierig, des Fürsten Ansichten über die Frage der Autonomie Polens zu erfahren.

„Nach meiner Meinung muß Polen eine Form der Selbstregierung erhalten, deren wirkliche Natur Gegenstand reiflicher Erwägung wird sein müssen, im Hinblick auf die eigenartigen Bedingungen, die durch die enge Nachbarschaft des preußischen und österreichischen Polens gegeben sind. Die Frage wird von den Mitgliedern des Zemstwokongresses unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, aber diese werden zu einem zusammengefaßt, daß nämlich auf keinen Fall ein Riß der Einheit des russischen Reiches dabei eintreten darf.

„Die Rechte der Zemstwos ist gegen jede Einführung von Selbstregierung; sie befürchtet, daß dadurch die Beständigkeit des Reiches als eines Ganzen geschwächt werden könnte, und beschuldigt die Linke, daß sie die separatistische

Stimmung in Polen durch Eintreten für die administrative Autonomie befördere. Auf diese Beschuldigung erwidert die Linke, daß die wirkliche Gefahr für die Einheit des Reiches in der Verweigerung gesetzmäßiger Zugeständnisse, die nicht gut länger versagt werden könnten, bestehen würde. Tatsächlich glaubt keine gewichtige Persönlichkeit in Polen oder in Rußland, daß Polen irgendwie als eine unabhängige, von den russischen Märkten abgeschnittene Macht existieren könnte; abgesehen davon, würde Polen, ohne die Stütze Rußlands, alsbald die Macht der deutschen Absorptionskraft zu fühlen bekommen. Es wird aber nicht eher Frieden geben, als bis Polen eine Form der Autonomie erhält. Wenn z. B. die politische Richtung der Duma, die durch die letzten Exzesse nervös gemacht ist, sich als zu konservativ erweisen sollte, wird es wieder Blutvergießen geben."

Fürst Trubetzkoi versicherte mich schließlich, daß die gegenwärtige Krisis in Rußland die ernsteste in dessen ganzer Geschichte sei. „Sie deutet wahrscheinlich auf den Eintritt der fundamentalsten sozialen Umwälzung in der ganzen Menschheitsgeschichte," fügte er hinzu. Als einen dunklen Punkt am Horizont, der den kommenden Sturm bedeute, erwähnte er die Wirkung, welche die russischen Wirren bereits in Österreich gehabt haben, wo ganz plötzlich die Forderung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts erhoben worden ist.

„Der Ausblick in die Zukunft ist dunkel, aber schwärzer noch ist die Vergangenheit, zu der zurückzukehren unmöglich —" so Fürst Trubetzkoi.

Einige Tage nach dieser Unterredung veröffentlichten die „Ruski Wiedomosti" einen Artikel des Fürsten, der meine vorstehenden Aufzeichnungen bestätigt und ergänzt. In seinen Ausführungen warnt der Fürst die Bevölkerung vor der nationalen Gefahr und erklärt, daß Rußland zwischen zwei Extremen, zwei Diktaturen, stände, der Autokratie, die das Interregnum nur verlängern könne, und einer sozialen Revolution, die den Untergang der gebildeten Klassen und Ströme von Blut einschließe und Rußland in einen ungeheuren Kirchhof verwandeln würde.

Fürst Trubetzkoi ermahnt die Gemäßigten, sich zu vereinigen und den Grafen Witte zu unterstützen. Die Austragung geringerer Differenzen sollten sie sich für einen geeigneteren Zeitpunkt vorbehalten.

II.

Ich war kaum 48 Stunden in Moskau — es war am 28. November nachmittags 5½ Uhr —, als ein Angestellter der Hauptpost im Hotel erschien und dem Portier erklärte, daß um Punkt 6 Uhr die Moskauer Postbeamten in einen Ausstand treten würden, und daß von dieser Stunde an weder Briefe noch Telegramme ausgetragen oder angenommen werden würden.

Ich hatte gerade noch Zeit, zwei Depeschen nach London und Paris aufzugeben, als der Vorhang zwischen Moskau und der übrigen Welt fiel und nicht wieder regelrecht aufgezogen wurde, solange ich in Moskau blieb.

Alsbald nach Beginn des Poststreiks ließ ich dem Chef des Streikausschusses sagen, daß, wenn er mir Ort und Zeit einer Zusammenkunft bestimmen wollte,

ich gern bereit sein würde, seine Auffassung über die Lage sowie seine Darstellung der Beschwerden der Postbeamten anzuhören, um sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Am Abend des 1. Dezember kam er denn auch, von einem Kollegen begleitet, zu mir ins Hotel.

Er hieß Parsenenko und war ein echter Russe, von jenem Typ, den man dann und wann in den Moskauer Zeitungen abgebildet sieht; er hatte kleine, blaue Augen, eine kleine, stumpfe Nase, hochblondes Haar und schlanken Wuchs. In seinem Auftreten war er zurückhaltend und bescheiden, ja fast sanftmütig, so daß ich unter andern Verhältnissen in ihm schwerlich das geistige Haupt eines Verbandes vermutet hätte, der seine Tätigkeit in dem Augenblick über ein Fünftel der bewohnten Erde erstreckte; denn Post und Telegraph hatten, wie mit einem Zauberschlag, durch das ganze russische Reich zu funktionieren aufgehört.

Parsenenko sowie sein Begleiter sprachen kein Wort deutsch, obgleich letzterer, wenn ich mich recht erinnere, Müller hieß und mit seinem blonden Barte und seinen aristokratischen germanischen Zügen ganz gut für einen preußischen Landwehroffizier gelten konnte und zwar für einen sehr stattlichen.

Die Herren erzählten mir, daß, wenn auch ihre materielle Lage keine beneidenswerte (Parsenenko war Beamter zweiter Klasse und bezog ein Gehalt von 100 Rubel monatlich, während die unterste Klasse einen Lohn von 11 Rubel monatlich erhielt), diese doch nicht der Grund sei, warum sie in den Ausstand getreten. Ihre Motive seien mehr politischen als ökonomischen Charakters. In Anbetracht ihrer unsicheren Rechtslage — einer Folge der autokratischen Willkür, die an hoher Stelle herrsche — hätten die Post- und Telegraphenbeamten einen Verband gebildet, dessen Hauptsitz Moskau sei. Die Regierung, die auf geheimem Wege die Namen der Führer erfahren, habe sechs derselben — darunter auch Parsenenko und Müller — aus dem Dienste entlassen. Daraufhin hätte der Ausschuß des Verbandes an den Grafen Witte die Mitteilung gelangen lassen, daß, wenn er die sechs Herren nicht binnen 24 Stunden wieder in ihre Ämter einsetze, die Post- und Telegraphenbeamten im ganzen russischen Reiche sofort in den Ausstand treten würden. Da keine Antwort kam, brach der Streik am 28. November aus. Die Herren versicherten mich, daß, wenn die Regierung nicht nachgäbe, ein endloses Chaos im Post- und Telegraphenwesen entstehen würde, da man den Dienst unmöglich ohne Hinzuziehung der streikenden Beamten jemals werde bewältigen können.

Ich versprach, die empfangenen Mitteilungen meinem Blatte zu melden, setzte auch sofort einen entsprechenden Bericht auf, der aber, wie es scheint, nicht an seine Adresse gelangt ist. Herr Parsenenko bedankte sich und sagte mir, daß, wenn ich nach dem Auslande telegraphieren wollte, er mir dies ermöglichen wolle, ich sollte mich nur an ihn wenden. Nach einigen Tagen hörte ich, daß er sowohl wie seine fünf Kollegen verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden wären, wo sie noch heute sein mögen.

Während mehr als einer Woche blieben die Post- und Telegraphenämter dem Publikum verschlossen; sie wurden von Kosaken bewacht. Die Zeitungen brachten vereinzelte Berichte über Versuche der Streikenden, die Postwagen an

den Bahnhöfen anzuhalten und auszurauben. Auch von Angriffen auf die Bedeckung der Postschlitten, welche die Posttaschen von der Bahn nach den Postämtern brachten, las man. Aber einen durchschlagenden Erfolg hatten diese Versuche der Einschüchterung nicht, wiewohl sie vielleicht das ihrige dazu beigetragen haben mögen, die Neubildung des Postdienstes zu erschweren, ganz besonders aber das Austragen der Briefe durch uniformierte Briefträger zu verhindern. Man fürchtete sich und nicht ohne Grund.

Dazwischen hatten die Banken sich mit den andern großen Geschäftshäusern, welche auf der Moskauer Börse vertreten waren, zusammengetan und einen regelmäßigen täglichen Kurierdienst mit Eydtkuhnen zustande gebracht. Sie wurden hierin von der russischen Regierung dadurch unterstützt, daß diese eine fast unbegrenzte Zahl freier Eisenbahnbillette der Handelswelt zur Verfügung stellte.

Der Streik der Café- und Hotelkellner dauerte in vollem Umfange fort. Übrigens war dies eine bedeutendere Angelegenheit, als es auf den ersten Blick erschien, denn es gibt in Moskau zwischen 10000 und 15000 Kellner, wie denn in Rußland alle Beschäftigungen, die auf Trinkgelder angelegt sind, im städtischen Erwerbsleben einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen.

Eines Morgens wurde der Vorsitzende des Streikkomitees aus dem Bette heraus verhaftet. Schon in der Nacht darauf zogen die streikenden Kellner in Massen nach dem Suchefskigefängnis, befreiten ihren Führer und geleiteten ihn im Triumph davon. Viele Köche und sonstige Bedienstete schlossen sich aus naheliegenden Gründen dem Kellnerstreik an. Von einem Hotel waren allein 228 Kellner in den Ausstand getreten. Man denke sich ein Hotel, das eine weit größere Grundfläche als das Grand Hotel in Paris einnimmt und mit orientalischem Luxus ausgestattet ist, plötzlich ohne Kellner!

Viele Läden in der Nachbarschaft des Hotels waren im Hinblick auf den Ausbruch von Tumulten geschlossen und mit Brettern verschlagen worden. Kavallerie- und Polizeipatrouillen zogen Tag und Nacht durch die Straßen.

Die Hotelgäste wurden benachrichtigt, daß die Speisesäle, das Restaurant und das Café geschlossen werden und sie, wie Gefangene in ihren Zellen, die Mahlzeiten auf ihre Zimmer erhalten würden. Einstweilen wurde ein großer Konzertsaal im vierten Stockwerk für Dejeuner und Diner bereit gestellt, die von 1—2 Uhr, bezw. 7—8 Uhr serviert wurden. Dies waren die einzigen Stunden, während welcher man im Hotel überhaupt etwas erhalten konnte.

In diesem Konzertsaal nun versammelten sich die Gäste, etwa hundert an der Zahl, und „happy go lucky“ lautete die Tagesordnung. Eine bunte Menge von aufwartenden Personen tat unter den Ausnahmeverhältnissen ihr Bestes: der Verwalter in tadellosem Frack und mit weißer Binde, das ganze Bureaupersonal des Hotels, die Portiers der verschiedenen Stockwerke und ein paar Küchenlaufburschen in ihren dunkelblauen Blusen mit nackten Armen, die Ärmel aufgekrempelt, alle vereinigten sich zu der Arbeit, das übrigens ausgezeichnete Diner gemeinsam herumzureichen. Ordnung herrschte nicht. Offiziere saßen mit umgeschnallten Säbeln, Damen holten sich die Platten selbst herbei, alle bewegten sich fast gleichzeitig hin und her. Eine Anzahl

Gäste, Damen eingeschlossen, rauchten in den Zwischenpausen — darunter einige Dämchen, die mit eigener Bedienung im Hotel wohnten und vor deren näherer Bekanntschaft man selbst von dem Hotelpersonal gewarnt wurde; Getränke, vom Wodka bis zum Pommery Greno, waren stark begehrt und wurden aus Wassergläsern genossen. Kurz, ein Bild, das man nicht leicht vergißt.

Unter den Tischgästen befanden sich ein Schotte und sein Sohn, die aus St. Petersburg, wo sie an einer Fabrik beteiligt sind, hierhergekommen waren, um am Abend nach Sibirien weiter zu reisen. Sie waren der Meinung, daß sich die Streiks, ungeachtet ihres für den Augenblick erschreckenden Charakters, nicht allzusehr in die Länge ziehen könnten. Ähnlich äußerte sich der Polizeichef unsres Reviers, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte. „Diese Leute," sagte er, „sind gänzlich ungeeignet für die Freiheit, die sie so lärmend verlangen. Wenn sie irgendeinen Unsinn gedruckt lesen, so glauben sie daran, weil er gedruckt ist. Solch gedrucktes Zeug hat dieselbe Wirkung auf sie, wie Alkohol auf einen schwachen Kopf."

Die verkehrten Forderungen, die von einigen der Streikenden aufgestellt worden waren, unterstützten die Ansicht des Polizeibeamten über die dermalige Lage. Die streikenden Hotelkellner z. B. hatten einen festen Lohn von fünfzehn Rubeln monatlich und zehn Prozent der von den Gästen entrichteten Beträge gefordert. Dieses Ansinnen schlugen die Hotelbesitzer natürlich ab, indem sie den Kellnern den Gegenvorschlag machten, sie sollten selbst die Hotels betreiben und ihnen, den Besitzern, zehn Prozent der Einnahmen zahlen. Andre Forderungen von gleich unmöglicher Art wurden auf beiden Seiten geltend gemacht. Inzwischen lebten wir unter Verhältnissen, die von einer milden, haltlosen Anarchie, wie sie das Herz jenes hervorragenden, wissenschaftlichen Anarchisten, des Fürsten Krapotkin, entzücken würde, nicht weit entfernt waren.

Die durch die Wirren in Moskau erwachsenen materiellen Verluste wurden zur Zeit meiner Anwesenheit bereits nach Millionen von Rubeln berechnet. Viele der ersten Hotels, die um diese Jahreszeit Hunderte von Gästen zu haben pflegten, beherbergten nur zwischen zehn und zwanzig Personen. Tausende von Arbeitslosen, die absolut am Ende ihrer Mittel angelangt waren und aus den Provinzen stammten, belagerten täglich das Stadthaus und verlangten, auf Kosten der Kommune nach der Heimat geschickt zu werden. Die Behörden hatten von Petersburg telephonisch die schleunige Hersendung von Kosaken erbeten, da in Moskau verhältnismäßig wenig Truppen vorhanden waren.

III.

Wenn Fürst Trubetzkoi die altrussische Aristokratie in ihrer allgemeinen Forderung nach Reform repräsentiert, so ist Alexander Gutschkoff der Wortführer des gebildeten, Handel treibenden Mittelstandes, dessen geringer Einfluß bei der gleichzeitig beschränkten Zahl seiner Angehörigen inmitten der gegenwärtigen Krisis sehr zu bedauern ist. Während in der englischen und französischen Revolution ein starker Mittelstand nur darauf wartete, die vom Königtum und der Aristokratie geräumte Position einzunehmen, eröffnete der Mangel an Umfang und Einfluß dieses selben Mittelstandes in Rußland die

Möglichkeit einer Erhebung des Proletariats, wie sie die Welt bisher noch nicht erlebt haben dürfte.

Gutschkoff ist der Sohn eines reichen Moskauer Fabrikanten und hat mehrere Brüder. Ein älterer Bruder saß mit ihm in dem neulichen Kongreß der Zemstwos, und ist seitdem Bürgermeister in Moskau geworden. Aber er selbst ist in hervorragenderem Maße der Mann des Augenblicks. Das wird mehr oder weniger durch die Tatsache belegt, daß Graf Witte ihm ganz kürzlich ein Ministerportefeuille angeboten hat. Gutschkoff lehnte jedoch ab in dem Glauben, daß er in seiner jetzigen ungefesselten Stellung in der Lage sein würde, seinem Lande wirksamere Dienste zu leisten.

Noch in der ersten Hälfte der Vierzig, hat Gutschkoff doch schon eine bemerkenswerte Laufbahn zurückgelegt. Nachdem er in Berlin unter Professor Schmoller Nationalökonomie und in Tübingen römische und griechische Geschichte studiert hatte, erwog er eine Zeitlang ernsthaft den Gedanken, Professor zu werden; aber sein Interesse an den politischen Angelegenheiten seines Landes zog ihn vom Studium ab. Im Jahre 1891 wurde Gutschkoff zur Untersuchung der Hungersnot nach dem Gouvernement Nischni-Nowgorod entsandt. Während seines dortigen Aufenthaltes machte er sich wohlverdient durch die Bekämpfung der Mißbräuche, welche zum Teil die Ursache dieser Heimsuchung waren. Im Jahre 1892 war er wiederum an der Wolga während der Choleraepidemie, und in demselben Jahre wurde er in den Stadtrat seiner Vaterstadt Moskau gewählt, dessen aktives Mitglied er seitdem geblieben ist. Im Jahre 1895 unternahm er eine Reise durch die asiatische Türkei, um die armenische Frage an Ort und Stelle zu studieren; 1897 war er als Kosakenoffizier mit General Kuropatkin in der Mandschurei, wo er ein Jahr verblieb. Aber selbst die ungeheure Ausdehnung des russischen Gebiets war für den ruhelosen Geist Gutschkoffs augenscheinlich nicht weit genug. Kurz nach dem Ausbruch des Burenkrieges kämpfte er in Südafrika unter dem Guerillaführer Daniel Theron gegen die Engländer, wurde bei Lindley am Oberschenkel schwer verwundet und gefangen genommen. General Kitchener erlaubte ihm in der Folge auf Ehrenwort, nach Rußland heimzukehren. Durch seine Verwundung zu fernerem Militärdienst untauglich, wirkte er während des russisch-japanischen Krieges als Generaldelegierter Moskaus für das Rote Kreuz.

So beschaffen ist der Lebensgang des Mannes, dessen Teilnahme an den Beratungen des Zemstwokongresses seinen Namen weit und breit bekannt gemacht hat und dessen Ansichten über die gegenwärtige Krisis ich nachstehend mitteile.

„Wie denken Sie über die letzten schrecklichen Vorgänge in Sebastopol?" fragte ich Gutschkoff.

„Ich glaube nicht, daß es eine wirkliche Militär- oder Marinerevolution geben wird," erwiderte er. „Aber ich erwarte bestimmt eine Reihe durch interessierte Parteien mehr oder weniger unterstützte Militär- und Marinerevolten, Streiks und Unruhen, wie wir deren bereits einige gesehen haben.

„Und so befremdlich es sich anhören mag, ich beklage dies keineswegs. Denn diese Ausschreitungen werden der einzigen Partei, durch welche die

Situation gerettet und die Zukunft gesichert werden kann, neue Anhänger zuführen. Es ist dies die Partei der gemäßigt Konstitutionellen, die ebensowohl die drohende soziale Revolution perhorresziert, wie sie den Standpunkt vertritt, es könne ernstlich nicht mehr daran gedacht werden, daß Rußland zur Autokratie zurückkehrt."

„Halten Sie Graf Witte für den Mann, der Rußland in den Stand zu setzen vermöchte, dem Sturm zu trotzen?" fragte ich.

„Ja. Ich gehe sogar so weit zu sagen, daß er nach meiner Meinung der einzige Mann ist, der die Situation retten kann; ich glaube, er ist redlich entschlossen, es zu tun[1]). Ich war vordem sein ausgesprochener Gegner, ohne ihn persönlich zu kennen. Aber es sprechen Momente zu seinen Gunsten, die ich nicht übersehen darf. Zunächst verfügt er über eine ungeheure Arbeitskraft. Ferner ist er ein Mann ohne Vorurteile, und dies wird ihm in seiner gegenwärtigen Stellung wohl zu statten kommen.

„Das dringendste Bedürfnis des Augenblicks ist die Ausarbeitung eines passenden Wahlrechts. Dem Grafen Witte ist bereits ein Entwurf vorgelegt worden. Er basiert auf dem allgemeinen Wahlrecht — dem einzigen Wahlmodus, der dem Verlangen des Volkes nach politischer Gleichheit entspricht und dessen Bewilligung ein Gefühl allgemeiner Befriedigung auslösen würde. Vor einem Jahre wäre es angängig gewesen, eine konservativere Form der Klassenvertretung vorzuschlagen. Jetzt ist es dafür zu spät: alles, was heute angeraten werden kann, ist ein System, bei dem die Abgeordneten durch Wahlmänner und diese wiederum auf Grund des allgemeinen Stimmrechts zu wählen wären.

„Diese Angelegenheiten werden zunächst vor eine vollkommene Vertretung der ganzen Nation zu bringen sein. Der Zemstwo-Kongreß konnte den Anspruch auf eine solche Bezeichnung nicht erheben, denn die konservativen Elemente der Nation waren auf demselben nicht nach Gebühr vertreten. Diese hielten sich fern, ein Verhalten, das ihrerseits, im Hinblick auf die irregulären Umstände, unter denen der Kongreß berufen wurde, ganz natürlich war.

„Es machte daher einen irreführenden Eindruck auf die Außenwelt, als bekannt wurde, daß nur 15—20 Gemäßigte als solche bei der Abstimmung gezählt wurden. Tatsächlich waren die gemäßigt-konservativen Elemente des Landes nur in geringem Maße vertreten. Die Unwahrheit des Kongresses bestand in der Tatsache, daß er vorgab, im Namen der Städte und Bezirke zu sprechen, die zu vertreten er kein gesetzliches Recht hatte; seine Zusammensetzung litt unter der Sünde des alten Régime, das unter Plehwe bestrebt war, die Kooperation der Stadt- und Landvertreter behufs gemeinsamer Beratung der Geschicke der Nation zu verhindern. Graf Heyden hat die Wahl eines neuen Kongresses vorgeschlagen, damit jede Parteigruppe des Gemeinwesens bei der Erörterung der vielen wichtigen, nach Lösung verlangenden Fragen gerecht vertreten sei.

[1]) Laut Berichten aus Moskau vom 22. Februar 1906 hat Herr Gutschkoff seine Ansicht geändert, denn er erklärt auf dem Altrussischen Kongreß, daß Graf Witte sein Vertrauen nicht mehr besitze.

„Einer solchen Versammlung soll die Resolution des Zemstwo-Kongresses zur Gutheißung oder Abänderung vorgelegt werden. Nur wenn dies geschehen ist, wird es möglich sein, an die gebieterische Aufgabe heranzutreten, die verschiedenen politischen Parteien zu organisieren, welche von dem lebhaften Verlangen erfüllt sind, aus den sozialrevolutionären Wirren glücklich herauszukommen. Die dringende Notwendigkeit der Organisation der Parteien war der Hauptgrund, weshalb ich den Eintritt in das Kabinett ablehnte, als mir Graf Witte dieses Anerbieten machte, denn die Organisation der Parteien ist für den Augenblick von weit größerer Wichtigkeit als die Bildung des Ministeriums."

Auf fernere Fragen, die ich mit Bezug auf andre charakteristische Merkmale der Situation stellte, antwortete Gutschkoff unter andrem noch folgendes:

„Was die Juden anbetrifft, so sind im gegenwärtigen Augenblick viele von ihnen Sozialrevolutionäre. Wir schlagen vor, den Pfahlzaun abzuschaffen und den Juden vollkommene Gleichheit zu geben."

„Und was soll mit Polen geschehen?" fragte ich.

„Die Polen erhalten das Recht zum uneingeschränkten Gebrauch ihrer eigenen Sprache, das ihnen bisher verweigert worden ist. Jede sonstige Form von Freiheit, deren sich das übrige Rußland erfreut, einschließlich der lokalen Selbstverwaltung, muß Polen gewährt werden, aber keine Autonomie."

„Und welchen Standpunkt nimmt Ihre Partei in bezug auf die Großfürsten ein?" fragte ich zum Schluß.

„Ihre Macht muß gebrochen werden, und ihnen selbst überlassen bleiben, die passive Rolle zu spielen, die dem großen Landadel in England zugewiesen ist."

Ob Alexander Gutschkoff, wie seine Freunde behaupten, berufen ist, eine führende Rolle zu spielen, das kann natürlich nur die Zeit lehren. Aber auf alle Fälle hat Rußland in ihm einen Mann von festem Charakter und, was noch seltener ist, einen Russen von vorurteilsloser, umfassender europäischer Bildung. Unter den vielen Büchern, welche ich in seinem Studierzimmer als im Gebrauch befindlich gewahrte, waren unter andern solche über englisches und deutsches Staatsrecht, dreizehn Bände von Bismarcks Reden; Bryce, „Roman Empire"; Grote, „History of Greece" und „Life of Luther"; Wilhelm Oncken, „Zeitalter der Reformation"; Jusserand, „Angleterre"; „Études sur l'Angleterre" von Leon Faucher; ein Werk von Fustel de Coulanges; „L'Ancien Régime et la Révolution" von Alexis de Tocqueville usw.

Einige Tage später besuchte ich den Fürsten Paul Dolgorukow in seinem Palais, welches den Namen seines verstorbenen Onkels Orloff-Davidoff trägt und in dessen Räumen der Zemstwo-Kongreß die meisten seiner Sitzungen abgehalten hatte. Er ist, wenn ich mich recht erinnere, Adelsmarschall des Moskauer Kreises und gehört gleichfalls zu den russischen Grandseigneurs, welche von der Unmöglichkeit des bisherigen autokratischen Systems überzeugt sind. Er hatte denn auch an einer Deputation teilgenommen, welche diese Überzeugung dem Zaren persönlich ausgesprochen hat. Er machte mir eher

den Eindruck eines liebenswürdigen Weltmannes, der seine Zeit mit Vorliebe in Paris und Italien zubringt, als den eines ernsten Politikers: aber immerhin schien er sich über die Vorurteile seines Standes erhoben zu haben. Er erzählte mir offenbar mit einer gewissen Genugtuung, daß er mit seinen Bauern auf sehr gutem Fuße stehe, und daß er es sich zur Aufgabe gemacht habe, wenn er auf dem Lande sei, bei etwaigen Versammlungen der Kleinbürger den Vorsitz zu führen, also gewissermaßen sich in die Rolle zu finden, welche Alexander Gutschkoff den russischen Großen angewiesen und welche die großen Territorialbesitzer Englands schon lange inne haben. Er fiel mir, wie alle vornehmen Russen, denen ich begegnete, durch seine große Liebenswürdigkeit auf, wie es mir denn nicht entging, daß er beim Abschied meinem Lohndiener die Hand reichte.

IV.

Der Poststreik hatte die russische Regierung in nicht geringe Verlegenheit gebracht; man schrieb dem derzeitigen Chef des Moskauer Postbureaus einen Teil der Schuld an dem Ausstande zu. Er wurde abgesetzt und einer der drei Hauptinspektoren der russischen Reichspost aus Petersburg nach Moskau gesandt, um seine Stelle zu übernehmen. Der neue Chef, Oberst Stetkiewitsch, war ein vornehmer ruhiger Mann, dem man nach seinem Aussehen eine gewisse Routine in der Betriebsorganisation wohl zutrauen mochte. Er empfing mich mit großer Liebenswürdigkeit und begleitete mich selbst durch die Räume der Post- und Telegraphenverwaltung, die alle von Militärposten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht waren. In einem inneren Hof des Postgebäudes stand eine Anzahl großer Wagen und Schlitten mit noch unausgepackten Postsachen. Sie waren sämtlich mit schwarzen wasserdichten Überzügen bedeckt, auf denen frisch gefallener Schnee lag.

Im Innern des Gebäudes herrschte Chaos. Die Aussage der Streikenden, daß alle Beamten samt und sonders sich dem Streik angeschlossen hätten, bestätigte sich zwar nicht; aber immerhin sah ich doch verhältnismäßig nur wenig Leute in Tätigkeit, wenn auch am Eingange ein großer Haufen Menschen stand, welche, wie man mir sagte, teils Streikende waren, die um Wiederanstellung baten, oder neue Kräfte, die sich zur Arbeit anboten. Das Mißlichste an der Lage war, daß, wie der neue Chef außer ein paar Brocken französisch nur russisch verstand, auch unter den neu beschäftigten Leuten die wenigsten andre als die russischen Schriftzeichen kannten, während doch die Adressen aller Postsachen, die vom Ausland kamen und in lateinischer oder deutscher Schrift verfaßt waren, jedesmal umgeschrieben und, wenn spezielle Angaben darauf standen, erst ins Russische übersetzt werden mußten. Diesem Umstande war es vor allem zuzuschreiben, daß viele Wochen vergingen, ehe das Moskauer Publikum seine aus dem Auslande gekommenen Postsachen zugestellt erhielt. Es wurden mir z. B. noch Ende Januar 1906 Briefe nach Berlin nachgesandt, welche Anfang Dezember in Moskau für mich eingegangen waren. Beim Durchschreiten der verschiedenen Briefsortierungsräume erblickte ich viele hunderttausende von Briefen auf Tischen in langen Reihen, die nicht allein deswegen nicht ausgetragen werden konnten, weil es zur Zeit keine Brief-

träger gab, sondern weil niemand imstande war, die Adressen zu lesen. Am auffälligsten war die Verwirrung in den Paketräumen. Dort lagen buchstäblich tausende von großen Postsäcken aus schwarzem Leder umher, teils mit Drucksachen, teils mit Briefen gefüllt und mit schweren Stahlketten verschlossen, um sie gegen Diebstahl und sonstige Entwendung zu sichern.

Von dem Postgebäude gingen wir durch die Straße nach dem nebenan liegenden Telegraphengebäude. Beide hatten — echt russisch — keine direkte Verbindung mit einander. Hier war weniger von Unordnung zu sehen. Es stand eben alles still: es waren nur einzelne Beamte zugegen, und die Apparate arbeiteten nicht; erst bei meinem zweiten Besuch, etwa zehn Tage später, gelang es mir durch die Zuvorkommenheit des Chefs, eine Depesche über Kiew-Lemberg nach Paris gelangen zu lassen.

V.

Kurz vor dem Ausbruch des Generalstreiks, es war am 16. Dezember, besuchte ich den neuerwählten Bürgermeister von Moskau, Nikolai Gutschkoff, in seiner Amtswohnung, der Duma (Rathaus). Er ist ein Mann von schlichtem Aussehen und mittlerer schlanker Figur, offenbar von ernster Pflichttreue erfüllt. Er machte mir einen überarbeiteten, sorgenvollen Eindruck, was wohl unter den Umständen natürlich war. Ich beobachtete, wie er jedermann, auch den Ärmsten, leicht zugänglich war, und es erregte mein Erstaunen, daß er keine Polizei oder Militär zu seiner Bedeckung zur Hand hatte. Denn er war der einzige Beamte Moskaus, bei dem ich diese Beobachtung machen konnte. Seine beste Sicherheit sollte wohl in der Liebe und Achtung der Bürger bestehen — eine gar unsichere Gewähr! nach dem zu urteilen, was er mir selbst mitteilte und kurz vorher geschehen war. Der vorletzte Bürgermeister von Moskau wurde ermordet, ebenso der letzte Generalgouverneur Großfürst Sergei und der letzte Chef der Polizei Graf Schuwaloff; und während meiner Anwesenheit wurde der Chef der Geheimpolizei auf geradezu empörende Weise umgebracht.

Ich fragte N. Gutschkoff, ob er die Lage für gebessert halte? Er meinte ja, bis zu einem gewissen Grade, aber sie sei noch immer sehr weit von der normalen entfernt. Die nächsten acht Tage würden wohl kritisch sein. Er sowohl wie sein Bruder hofften viel von den Bemühungen des Grafen Witte. Er beklagte sich sehr über den herrschenden Terrorismus und die damit verbundene moralische Feigheit. Er erzählte mir, daß er selbst als Bürgermeister der Stadt nicht immer imstande sei, seine Verordnungen in den Moskauer Blättern unterzubringen. Bald paßten sie den Besitzern der Zeitungen nicht, bald weigerte sich das Zeitungspersonal, ihnen unliebsame Kundgebungen zu veröffentlichen [1]). Das Merkwürdigste dabei sei die verhältnismäßig geringe

[1]) Einige Tage nach meinem Interview mit Herrn Gutschkoff erfuhr ich, daß eine Anzahl der Munizipalbeamten sich geweigert hätte, eine gewisse Arbeit zu verrichten, wenn der Bürgermeister nicht die Versicherung abgebe, daß dieselbe nicht gegen die Revolutionäre gerichtet sei. N. Gutschkoff verweigerte dieses als mit seiner Würde unerträglich, und die betreffenden Beamten kündigten infolgedessen den Dienst.

Zahl der eigentlichen Revolutionäre, der Schürer, der Hetzer. „Ich kenne sie fast alle," versicherte er mir, „und es sind immer dieselben Gesichter, die ich wiedersehe."

Ferner sagte er mir: „So groß ist die Fieberhitze der Leidenschaft unter den Extremen, daß sie uns Reaktionäre nennen, die wir vor zwei Jahren als erste den Ruf nach Reformen erhoben haben. Unsrer Beharrlichkeit nicht am wenigsten ist es zuzuschreiben, daß das kaiserliche Manifest erlassen worden ist. Zu jener Zeit wurden wir von denen, die nicht mit uns waren, als Radikale verschrieen. In Wirklichkeit sind wir der Mittelpunkt der Volksbewegung, denn wir fordern das Äußerste, was zum Wohle des ganzen Landes bewilligt werden kann: eine liberale Verfassung unter einer konstitutionellen Monarchie."

VI.

Am Mittwoch, den 20. Dezember, hieß es, der allgemeine Streik solle am nächsten Tage ausbrechen, und man sah schon hie und da Zimmerleute an der Arbeit, die Fensterläden in den Hauptstraßen mit Brettern zu vernageln.

Am Morgen des 21. Dezember erwachte Moskau unter dem Zeichen des Generalstreiks oder, mit andren Worten, unter einer Schreckensherrschaft, indem der Schrecken anstatt des Gesetzes das Leitmotiv für Stimmung und Handlung abgab. Ich gebrauche diesen Ausdruck, da ich keinen stärkeren kenne; denn in der Tat war unter dem russischen Despoten Iwan dem Schrecklichen oder während der französischen Schreckensherrschaft für die arbeitsamen Massen der Bevölkerung weniger Grund vorhanden, Belästigungen zu fürchten, als dies zur Zeit meines Aufenthalts in Moskau der Fall war. Wird doch die Lage schon hinlänglich durch die eine Tatsache gekennzeichnet, daß die streikenden Arbeiter ihren Lohn unausgesetzt ausbezahlt erhielten, weil die Fabrikanten fürchteten, ihnen würden sonst ihre Fabriken zerstört werden.

Man sagt, daß das erste Gefühl eines Menschen, dem eröffnet wird, daß er zum Tode verurteilt sei, in einer Art Erleichterung bestehe — „endlich ist diese schreckliche Ungewißheit vorüber". Eine ähnliche Stimmung machte sich in Moskau unter der Bevölkerung geltend, als man wußte, woran man war. Und doch ging alles hier ganz anders vor sich, als man anderswo denken mochte. Denn während wir uns unter dem Wort „Schrecken" Bilder aufgeregter Massen, Volksredner, gewaltsame Zusammenstöße und gar das Schaffot als Hauptstaffage vorstellen, spielte sich hier alles schweigsam, fast unheimlich still ab. Kaum, daß ich mich erinnere, ein lautes, in aufgeregtem Tone gesprochenes Wort, es sei denn das Wort „Stoi" (Halt!) vernommen zu haben, das das Militär gelegentlich den Passanten auf der Straße zurief. Mit dem Glockenschlag zwölf Uhr mittags hörte am 21. Dezember jede Geschäftstätigkeit auf, und alle Läden waren wie an einem englischen Sonntage geschlossen.

Ich befand mich um diese Zeit in der Twerskaya, einer der Hauptstraßen, welche von der Duma zum Palais des Generalgouverneurs führt, als eine Abteilung Kosaken im Schritt an mir vorüber die Straße hinaufritt. Es

mochten 15—18° Kälte sein, die Mannschaft war in die Baschliks eingehüllt, und die Pferde bewegten sich förmlich in einer Wolke von Dampf. Plötzlich, etwa 500 Schritt weit entfernt, machten die Soldaten kehrt, und ich sah, wie sie auf die Menge im Trabe zuritten und mit ihren Nagaikas auf die Leute einhieben, die dann die Straße hinunter auf uns zu flüchteten. Wir machten uns nun ebenfalls eiligst aus dem Staube: und nicht wir allein, denn als wir atemlos auf dem Markte ankamen, sahen wir, daß die Schlittenpferde wie rasend in allen Richtungen davon jagten, obgleich die Moskauer Iswoschtschiks (Kutscher) nie eine Peitsche bei sich führen. Der Donner der Kanonen war aus unmittelbarer Nähe deutlich vernehmbar. Es hieß, daß ein Zusammenstoß zwischen den Truppen und dem Volk bei dem Palais des Generalgouverneurs stattfinde, die Artillerie säubere die Straßen und Hunderte seien gefallen.

Als ich nach 1 Uhr mittags in das Hotel zurückkam, fand ich den großen Speisesaal voller Gäste. Es war Frühstückszeit. „Der Champagner floß in Strömen," wie der Ausdruck lautet. Man wußte nichts von dem Vorgefallenen. Es war aber das letzte Mal im Jahre 1905, daß die Gäste so gemütlich beisammensaßen. Noch an demselben Tage wurde der Speisesaal geschlossen und die französische Kapelle nach Hause geschickt; wir standen fortan unter dem Schutze des Rostowschen Grenadierregiments und seines Kommandeurs Oberst Semanski, der mit seinem Stabe im Hotel Quartier genommen hatte, wie dieses denn das Hauptquartier des Truppenteils bildete, dem die Verteidigung unsres Stadtteils aufgetragen war.

Das Schießen dauerte den ganzen Nachmittag fort. Mit Sonnenuntergang wurden alle Fenstervorhänge heruntergelassen, die schweren Plüschgardinen vorgezogen, die Zimmer notdürftig mit Stearinkerzen beleuchtet. Das elektrische Licht wurde abgestellt; man fürchtete offenbar, die Revolutionäre durch das helle Licht der großen Kronleuchter zu reizen.

Am Freitag, den 22. Dezember, gegen 11 Uhr machte ich einen Spaziergang durch einige Hauptstraßen. Ich bekam dabei zum ersten Male die eigentlichen Revolutionäre zu sehen: dieses unheimliche Element, welches nun vom baltischen bis zum kaspischen Meere und noch weiter bis hinein in den Kaukasus die alte autokratische Ordnung der Dinge beseitigen wollte. Es war ein interessanter, ja ein unvergeßlicher Anblick.

In der sogenannten Kusnezki Most, in der sich viele der schönsten Läden der Stadt befinden, wogte ein buntes Gewirr von Männern, Weibern und halb erwachsenen Knaben hin und her. Wie ein lebendes Meer ging es auf und nieder, die Menge drehte sich konzentrisch wie in Wirbeln um einen Mann, der, allem Anschein nach, einer der Hauptführer der Revolutionäre war. Er war eine gedrungene Figur mit dunklem Haar; in seinen Zügen lag ein eigentümlicher Ausdruck nervöser, energischer Tätigkeit. Er trug einen braunen Überrock, eine Pelzmütze und hatte einen Spazierstock in der Hand. Ein Knäuel von Menschen umgab ihn. Sie gehorchten ihm auf den Wink und nahmen von einzelnen Polizisten, die herumstanden, gar keine Notiz. Es war nicht leicht, den Mann im Auge zu behalten. Bald verschwand er, bald

erschien er wieder auf der Bildfläche, wie man es bei einer Bienenkönigin und ihren Drohnen in einem Bienenstock beobachten kann.

Wie nun die Menge sich so fortwälzte, näherte sie sich einer breiten Querstraße, dem Neglinny-Prospekt, welcher die Kusnezki Most rechtwinklig schneidet. Während ich dem Gewühl zuschaute, sah ich von weitem die hohe Gestalt eines jungen, blondhaarigen Polizeioffiziers emporragen. Er war eine auffallend schöne und edle Erscheinung, wie er so im grauen Militärmantel und schwarzer Astrachanmütze dastand: mitten auf dem Fahrweg, am Kreuzungspunkte dieser zwei Straßen. Wie der lachende Frühling erschien er in seiner strotzenden Kraft, während das Trottoir auf allen vier Seiten von einem dunklen Schwarm von Menschen besetzt war, denen man an den bleichen Gesichtern und den halb entwickelten Gestalten das echte städtische Arbeiterproletariat der intelligenten Sorte ansehen konnte; jeder von ihnen trug einen Revolver bei sich. Es war fürwahr keine beneidenswerte Lage für den schönen Offizier; denn ein einziger gutgezielter Schuß hätte genügt, ihn auf den Schnee zu strecken, während die Wahrscheinlichkeit der Festnahme des Attentäters unter diesen Umständen gleich Null war. Eine unheimliche Stille ringsherum verschärfte noch die Spannung der Nerven.

Plötzlich erschienen zwölf Polizisten auf dem Plan, mit Säbel und Revolver bewaffnet, wollene Baschliks um den Hals zum Schutz gegen die grimmige Kälte. Sie marschierten auf den Offizier zu, meldeten sich bei ihm und gingen dann mit ihm direkt auf den Menschenknäuel los, welcher, den Führer in der Mitte, das Trottoir entlang auf sie zukam.

„Wird man ihn arretieren, inmitten seiner Anhänger? Wird es Mord und Totschlag geben?" So die raschen Fragen eines Augenblicks, während dessen man fast sein eignes Herz schlagen hörte. Da sahen wir zu unsrer großen Erleichterung, wie der Offizier und seine Bedeckung an der Menge vorübergingen, die denn ihrerseits, scheinbar unbekümmert, die Straße hinunter weiter wogte. Fast in demselben Moment ritt eine Abteilung Dragoner in raschem Trabe auf dampfenden Pferden vorüber. Es geschah nichts. Kein Ton, kein Laut von irgendeiner Seite. Ein wirklicher Zusammenstoß sollte erst später in den Vorstädten erfolgen.

Als ich am Sonnabend, den 23. Dezember, frühmorgens aufstand und ans Fenster trat, bot sich mir ein unerwartetes Schauspiel. Eine Batterie von acht Kanonen war in voller Gefechtsbereitschaft auf dem großen Theaterplatz aufgefahren. Die Mannschaft stand kampfbereit neben den Geschützen, welche, das Rathaus im Rücken, auf die Kaiserliche Oper gerichtet waren. Hinter ihnen war Munition aufgestapelt, und wieder etwas weiter hielt ein Stab von Offizieren zu Pferde, auf beiden Seiten von Dragoner- und Kosakenabteilungen gedeckt. Wachtfeuer brannten lichterloh an mehreren Stellen. Es schien alles auf ein sofortiges Gefecht abgesehen. Indessen verlief der Vormittag ruhig; es geschah nichts weiter, als daß die Artilleristen bei der grimmigen Kälte abwechselnd sich an ihren Wachtfeuern erwärmten und zu gleichem Zweck wohl auch im Schnee Ringkämpfe miteinander ausführten. Fortwährend aber hörte man Kanonendonner aus der Ferne. Im Laufe des

Nachmittags zog die Artillerie mit dem Stabe und seiner Kavalleriebedeckung ab, vermutlich nach dem Orte, wo gekämpft wurde. Der Theaterplatz war leer geworden. Nur die Raben blieben über der Stätte zurück; sie kreisten und krächzten hoch oben in der Luft. Bei Sonnenuntergang verglommen allmählich auch die Wachtfeuer.

Am Abend desselben Tages waren alle Räumlichkeiten im Parterre des Hotels von Polizei und Militär besetzt, darunter Offiziere aller Waffengattungen, Tscherkessen mit einbegriffen, was auch dem Gerücht Wahrscheinlichkeit verlieh, daß der neu angekommene Generalgouverneur Admiral Dubassow sich in das Hotel geflüchtet habe. Posten standen überall — die Eintretenden und Ausgehenden wurden streng kontrolliert, ja sogar untersucht. Es war den Gästen des Hotels verboten, im Vestibül zu verweilen. Sie wurden angewiesen, sich hinten in der Nähe der Aufzüge, welcher Raum auch durch Posten mit aufgepflanztem Bajonnet abgeteilt war, aufzuhalten.

Die Stimmung im Hotel war eine gedrückte. Ich hörte, wie einige Offiziere sich mit den russischen Gästen unterhielten, und war einigermaßen erstaunt über die Objektivität, mit der die Herren die Lage besprachen. Die Revolutionäre wären ausgezeichnet organisiert, sowohl was Waffenschulung, als auch sanitäre Vorkehrungen anlange. Sie benähmen sich sehr korrekt, ja ritterlich, wären überhaupt ganz ebenbürtige Gegner usw.

Ein sehr schöner Kosakenoffizier fiel mir auf. Mit seinem gekräuselten, rabenschwarzen Bart, den dunkel-feurigen Augen und der etwas gebogenen Nase mochte er fast wie ein chaldäischer König der Urzeit erscheinen. Er ist mir aber besonders in der Erinnerung geblieben als ein Typus jener Frondeurs, die eine so merkwürdige Erscheinung unter den russischen Offizieren bilden, denn sie sind die wahren Unzufriedenen, nicht die gemeinen Soldaten, wie oft irrtümlich angenommen wird. An eine Marmorsäule gelehnt, unterhielt er sich mit den Gästen des Hotels. Er sprach von den Ereignissen des Tages, den Kämpfen auf den Barrikaden usw. Auch er lobte nicht das Verhalten der Truppen, sondern das der Revolutionäre.

Erst später waren wir in der Lage, ein richtiges Urteil über den Wert solcher Äußerungen zu gewinnen. Sie gehörten zu den pathologischen Erscheinungen, von denen die russischen Wirren so erstaunliche Beispiele aufzuweisen haben und die Viktor Hehn in einer vor Jahren erschienenen Schrift als mit Sicherheit für die Zukunft zu erwarten bezeichnet[1]). Denn, wie es sich bald herausstellte: die Revolutionäre waren niemals in der Lage als „Kriegführende" aufzutreten. Kein einziger Fall von offenem Kampf zwischen Infanterie und Revolutionären kam vor, und für die Kavallerie waren die mit Draht und sonstigen Hindernissen abgesperrten Boulevards unpassierbar.

Aber am besagten Abend machten diese Äußerungen einen gewissen Eindruck, besonders da sie mit dem kolportierten Gerücht zusammenfielen, daß 120000 Revolutionäre die innere Stadt, mit dem darin befindlichen Militär, umzingelt hielten und uns die Lebensmittel abschneiden würden.

---

[1]) De Moribus Ruthenorum. Von Viktor Hehn. Stuttgart 1892.

Gegen 8 Uhr abends sah man das plötzliche Aufleuchten von Scheinwerfern, unfern vom Hotel, in der Richtung des Marktes. Es hieß, die Revolutionäre bereiteten einen Angriff auf den Markt vor, auf dem die Metzgerinnung ihren Hauptsitz hatte. Die Moskauer Metzger hatten sich nämlich bei den Demonstrationen, welche im Oktober nach dem Kaiserlichen Manifest stattgefunden hatten, auf die Seite der Regierung geschlagen. Es war zu einem Zusammenstoß gekommen, und etwa 30—40 Revolutionäre, meistens Studenten, sollten bei dieser Gelegenheit durch die Messer der Metzger oder Altrussen getötet worden sein, darunter der deutsche Student Baumann. Das, hieß es, solle nun gerächt werden. Das unheimliche Scheinwerferspiel dauerte den ganzen Abend fort.

Kurz nach 11 Uhr wurde ich durch lautes Pochen an meine Zimmertür aus dem Schlafe geweckt. Ich sprang auf und öffnete die Tür, in der festen Erwartung, die Revolutionäre hätten ihre Drohungen wahr gemacht und seien schon ins Hotel eingedrungen.

Ein fremder Herr trat mir entgegen und redete mich französisch mit den Worten an: „Mein Herr, stehen Sie auf, es hat eine Explosion gegeben, das Hotel steht in Flammen. Aber ängstigen Sie sich nicht, Sie haben vollauf Zeit, sich zu retten."

Draußen auf dem Korridor und auf den Treppen war alles stockfinster, ich tastete mich hinunter zum Erdgeschoß, wo der Portier in seiner Loge, wie ein russischer Heiliger, in dem Dämmerlicht zweier Stearinkerzen gravitätisch saß. Es hatten sich ungefähr hundert Personen, teils Gäste, teils Offiziere, zusammengefunden, und es wurde uns mitgeteilt, daß das gesamte Schießpulver, etwa 2—300 Kilo, welches in dem im Hotelblock befindlichen Waffengeschäft gelagert habe, in die Luft geflogen und dabei das Hotel in Brand geraten sei. Drei Dampfspritzen seien in Tätigkeit, um das Feuer zu löschen. Ich ging ins Freie und sah dem Schauspiel eine Weile zu. Die Feuerwehr war emsig, aber — wie alles Russische — schweigend bei der Arbeit. Die umliegenden Häuser waren taghell erleuchtet. Glücklicherweise glichen die Mauern des Hotels Festungsmauern, und man konnte beobachten, wie die hoch auffliegenden Wasserstrahlen allmählich der Flammen Herr wurden. Nach kaum einer Stunde zog die Feuerwehr mit den drei Dampfspritzen und Zubehör in aller Stille ab, und die Gäste gingen zum zweiten Male schlafen.

VII.

Sonntag, den 24. Dezember verbrachten wir im regelrechten Kriegszustande. Nur die Kirchenglocken, die zum Gebete riefen, erinnerten uns daran, wie sehr wir in lebendigem Gegensatz zu den Weisungen des Friedensfürsten uns befanden. Von ferne vernahm man Geschützdonner, und in der Nähe schossen die Revolutionäre aus den Häusern. Von den oberen Stockwerken des Hotels aus konnte man sehen, wie die Soldaten in aufgelöster Tirailleurkette vorgingen, währenddem einzelne Offiziere in gedeckter Stellung auf der Straße, oder gar im Hotel selbst auf Bänken herumsitzend, sich mit Damen unter-

hielten. Überhaupt spielte das schöne Geschlecht, ebenso wie im mandschurischen Feldzug, auch hier eine nicht unwesentliche Rolle.

Die Bedingungen, unter denen wir in diesen Schreckenstagen vegetieren durften, waren von Tag zu Tag dürftiger und beschwerlicher geworden. Beim Telephonieren hatte man einen Offizier und einen Infanteristen mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Kontrolle neben sich. Wie es hieß, war das Telephon zu politischen Zwecken mißbraucht worden. Schließlich wurden Zivilpersonen zum Telephonieren überhaupt nicht mehr zugelassen. Auswärtige Zeitungen, wenn man ihrer habhaft werden konnte, wurden teuer bezahlt, für eine Nummer der Petersburger „Nowoje Wremya" z. B. ein Rubel.

Wiederholte Schlittenausflüge nach den verschiedenen Teilen der Stadt und vor allem nach den äußeren Rayons, in denen hauptsächlich die Zusammenstöße der Truppen mit den Revolutionären stattgefunden hatten, ermöglichten mir, zwischen der Dichtung der Presse und der Wahrheit der Tatsachen die richtige Grenze zu ziehen.

Erst gegen Ende des Ausstandes kam es zu wirklicher Zerstörung, zum hellen Brande und zur Vernichtung ganzer Häuser oder vielmehr ganzer Fabrikkomplexe. Daß man in den letzten Tagen, als die Soldaten durch das fortwährende Schießen aus den Häusern auf das äußerste gereizt waren, bei gegebenem Anlaß mit Strenge vorging und hier und da kurzen Prozeß machte, ist wohl anzunehmen. Aber in der Regel handelten die Soldaten streng korrekt, ja mit großer Zurückhaltung, und es blieb meistens bei der bloßen Übergabe unverwundeter Aufständischer, welche Tage lang vorher aus allen möglichen Bedeckungen heraus — man kann wohl sagen meuchlings — auf die Truppen und besonders auf die Polizei geschossen hatten. Dem Gedanken wurde allseitig Ausdruck gegeben, daß, wenn die Niederwerfung des Aufstandes französischen Soldaten anvertraut gewesen wäre, in der Tat, wie dies 1871 bei der Pariser Kommune geschehen, ganze Stadtteile dem Boden gleichgemacht und viele tausend Menschen erbarmungslos hingeopfert worden wären.

Als ich das Presnie-Viertel besuchte, sah es dort wie eine Völkerwanderung aus. Die Kämpfe waren zwar vorbei. Die Soldaten saßen ruhig bei ihren Wachtfeuern, schürten dieselben dann und wann mit ihren Bajonetten; aber ringsumher rauchten noch die Trümmer der Fabriken, endlose Reihen von Wagen, mit Möbeln beladen, kamen vorbei, eine gewaltige Panik hatte die Einwohnerschaft ergriffen.

Die Moskauer Tage waren das Ergebnis eines geschickt angelegten Systems der Täuschung im großen; denn die Mehrzahl der Einwohner war von Anfang an gegen den Streik, sogar die Mehrzahl der arbeitenden Klassen, so sehr sie auch mit dem ersten Streik im November sympathisiert hatten. Die Bewegung ging von einer sehr geringen Minderheit aus. Daß diese Leute aufrichtig waren und daß die schlecht verdauten Ideen, für die sie ihr Leben einzusetzen bereit waren, in der Luft lagen, mag ohne weiteres zugegeben werden. Sieht man aber davon ab, so bleibt die Tatsache bestehen, daß einige Rechtsgelehrte, Journalisten, Ingenieure, Ärzte, Schulmeister und besonders Studenten, nachdem sie und ihre Vorfahren über hundert Jahre auf

eine Verfassung gewartet hatten, plötzlich beschlossen, daß sie außer Stande seien, noch weitere vier Wochen zu warten. Lieber wollten sie der Gesellschaft den Krieg erklären und über das Gemeinwesen all die Leiden und den ungeheuren materiellen Verlust bringen, die ihr Handeln bereits im Gefolge gehabt hat. Indem sie durch öffentliche Ansprachen, durch unentgeltliche Verteilung von Flugschriften und Manifesten auf die Leichtgläubigkeit der Massen einwirkten, gelang es ihnen, eine Stadt von über einer Million Einwohnern in Schrecken zu versetzen. Sie haben alles soziale und wirtschaftliche Leben gegen den Willen der Majorität derjenigen, die in jeder Art von Beruf, sei es als Arbeitgeber oder als Arbeitnehmer, tätig sind, zu einem Stillstand gebracht. Das ist in Wirklichkeit alles, was sie zu vollbringen vermochten. Der Versuch, die Regierung zu überwältigen, endete mit einem lächerlichen Fiasko; den verlogenen Unterstellungen der Presse zum Trotze blieben die Truppen treu.

Im Auslande wurden die widersinnigsten Gerüchte über die Moskauer Vorgänge verbreitet. So z. B. gaben die Londoner Zeitungen vom 28. Dezember die Zahl der Toten und Verwundeten auf 15—20 000 an, deutsche Blätter druckten dies gutgläubig nach, und auf Grund solcher Entstellungen wurden hüben und drüben lange Leitartikel geschrieben. Sogar an Ort und Stelle behaupteten sonst ganz urteilsfähige Leute — darunter Offiziere und Bankiers — daß in den Moskauer Spitälern 60 000 Verwundete lägen, wobei die von den Aufständischen verpflegten noch nicht einmal mitgerechnet seien. Aus den offiziellen Berichten ergab sich dann aber, daß die Zahl der Verwundeten insgesamt sich auf 4—500 belief, während die der Toten 200 nicht viel übersteigen dürfte. Von beiden Ziffern werden kaum 50 auf das Militär gekommen sein. Sind doch in Baku, wo die Kämpfe noch ungleich erbitterter waren, laut konsularischen Berichten, nur 198 gefallen. In Moskau fanden Zusammenstöße, bei denen es überhaupt zu nennenswerten Menschenverlusten kam, erst *nach* dem 28. Dezember statt, also *nach* jenen sensationellen Zeitungsartikeln!

Am 2. Januar wurde die Arbeit in einzelnen großen Fabriken wieder aufgenommen, während die toten Opfer der Straßenkämpfe noch zu Dutzenden steifgefroren wie Holzkloben aufgeschichtet in den Höfen der Polizeistationen Moskaus lagen und der Identifizierung vor der Bestattung harrten.

Mitterweile war das russische Weihnachtsfest herangekommen. Es war der 6. Januar 1906, also nach dem russischen Kalender der Heiligabend, der letzte Abend, den ich in Moskau zubringen wollte. Ich hatte mir ein bescheidenes Abendessen auf mein Zimmer bestellt. Da kam ich aber schlecht an. Der Zimmerkellner bedeutete mir: „Nix Essen — Köche alle fort, Weihnachtsfest! Nix Trinken — Direktor fort, Kellerschlüssel mitgenommen." Umsonst auch wandte ich mich an den Oberkellner, einen russifizierten Österreicher. Endlich wurde mir gesagt, daß ausnahmsweise in diesem Falle alles Mögliche geleistet werden würde; ich sollte nur Geduld haben. Diese hatte ich denn auch, und in einer Stunde etwa bekam ich — ein Butterbrot und eine Flasche

Bier. Bei dieſem lukulliſchen Mahl verlebte ich den Heiligabend in meinem Schlafzimmer. —

Der erſte Weihnachtsfeiertag brach herein; ein deutſch-ruſſiſcher Freund hatte mich zum Mittag eingeladen. Ich ſetzte ihm auseinander, daß ich nachmittags den Zug nach Warſchau nehmen müſſe und daher unmöglich beides vereinigen könne. Er erklärte mir aber, er würde die Speiſeſtunde früher anſetzen, mich im Hotel in ſeinem eignen Schlitten abholen und mich auch wieder in demſelben nach dem Hotel bringen uſw.

Gegen Mittag holte er mich ab. Als wir vor ſeinem Hauſe ankamen, hörte ich, wie er ſeinem Leibkutſcher, einem Prachtexemplar — im blauen, dickgepolſterten Tartarenpelz mit ſilbernem Gürtel und pelzverbrämter Samtmütze — Order gab, binnen zwei Stunden ſich zur Rückfahrt nach dem Hotel bereit zu halten.

Die Zeit verging, und ich mußte an die Rückkehr denken. Ich brach auf, verabſchiedete mich von den Gäſten und wurde hinunter zur Haustür geleitet. Rechts davon befand ſich ein Stall. Ein herrlicher Rappe von ganz ungewöhnlicher Größe ſchaute faſt geiſterhaft mit ſeinen funkelnden Augen zur offenen Stalltür heraus. Er ſtand fertig angeſpannt am Schlitten, es bedurfte nur noch des Kutſchers. Aber wir warteten und warteten — vergebens! Plötzlich kam der Diener und flüſterte meinem Gaſtgeber etwas zu: Der prächtige Kutſcher lag in der Scheune, feſt eingeſchlafen — total betrunken! Mir blieb keine Wahl, ich eilte hinaus auf die Straße, hatte das Glück, noch einen Mietsſchlitten zu erwiſchen, erreichte das Hotel, ſchließlich den Bahnhof, den Zug — und wenige Minuten ſpäter war Moskau hinter mir im Winternebel verſchwunden.

Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau.

Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Anton Alexander Grafen von Auerſperg.

1806 — 11. April — 1906.

Von

Johannes Proelß.

I.

Grün und Lenau — die Namen gehören zuſammen wie die der andern berühmten Namenspaare Schiller und Goethe, Byron und Shelley, Uhland und Schwab, an die ſich das Bild einer bis über den Tod hinaus bewährten Dichterfreundſchaft knüpft.

Gleichzeitig und nebeneinander haben die beiden Dioskuren der öſterreichiſchen Freiheitslyrik, die unter dem Druck des Metternichſchen Zenſurſyſtems ſich die Decknamen Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau gaben, Graf Anton Alexander v. Auerſperg und Nikolaus Niembſch v. Strehlenau, von der dankbaren Nachwelt ihre Denkmäler in Wien erhalten, wie ſie gleichzeitig und nebeneinander in der Zeit vor der Pariſer Julirevolution als Wiener Studenten zu Dichtern reiften und erfüllt wurden von den Idealen der tagenden neuen Zeit, von denen das des geiſtigen Rittertums im Dienſte der Freiheit die beiden Enkelſöhne ritterlicher, in den Waffen geübter Geſchlechter am mächtigſten anzog.

Dein Banner war tiefſchwarze Seide,
Ich ſchwang ein roſenfarb Panier;
Sie ſtanden nicht genüber! Ihr,
Die beide wob, ſenkten ſich beide.

Wir folgten ihren leiſen Spuren
Bis in der Vorzeit dunklen Schacht,
Du durch die blut'ge Glaubensſchlacht,
Ich durch beglückt're Alpenfluren.

Du ſahſt ſie über Schwerterbrücken
Und durch der Trauer Pforten nahn;
Mir wies der Frühling ihre Bahn
Im Feld, im Wald, auf Bergesrücken . . .

So hat Anastasius Grün 1849 in der Widmung seiner letzten größeren epischen Dichtung, „Pfaff vom Kahlenberg", an den damals schon dem Irrsinn verfallenen Freund Gemeinschaft und Gegensatz verbildlicht. In der Zeit des Aufschwungs aber hatte er — im Frühling 1831 — die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" dem Meister Ludwig Uhland mit den Worten gewidmet:

Für ein Volk getreu und bieder,
Für ein schönes, freies Recht
Kämpften heiß einst deine Lieder,
Kühn wie Helden im Gefecht.

Wem der Sieg durch Waffen glückte,
Nicht allein sei Held genannt!
Jüngst an deinem Herde drückte
Mir wohl auch ein Held die Hand.

Jeder ficht mit eigner Wehre,
Priester kämpft mit dem Brevier,
Krieger mit dem Schwert und Speere,
Mit Gesang und Reimen wir.

Drum sind dir nicht fremd die Lieder,
Die ich sang auf grünen Höhn
Für ein Volk, das treu und bieder,
Für ein Recht, das frei und schön!

Diese Widmung der ersten Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" trägt das Datum „Wien, im Frühling 1831". Als Motto war dem Titel die Uhlandsche Strophe aus der Befreiungszeit „Auf, gewalt'ges Österreich! Vorwärts, thu's den andern gleich! Vorwärts!" beigefügt. Den Händedruck mit Uhland hatte der fünfundzwanzigjährige Poet im Sommer vorher in Tübingen ausgetauscht, wo jener seit zwei Jahren endlich als Professor der deutschen Literatur wirken konnte, und im Sommer des Jahres 1831 trat auch Niembsch v. Strehlenau vor den schwäbischen Dichter. Was Arndt, Theodor Körner, Schenkendorf, Rückert und die andern Sänger der Freiheitskriege beim Ausbruch derselben durch ihre patriotische Lyrik vollbracht, das suchte nach den Enttäuschungen der deutschen Patrioten durch den Wiener Kongreß, nach der Unterdrückung der deutschen Burschenschaft, nach den Erfolgen der Metternichschen Politik in der „Heiligen Alliance" wie in der Frankfurter Bundesversammlung ein jüngeres Dichtergeschlecht für die Wiedergeburt der deutschen Nation in Einheit und Freiheit zu leisten. Keiner aber von den bereits berühmten Dichtern der Nation hat, außer Schiller, in der Zeit des „Vormärz" auf dies neue Geschlecht so begeisternden Einfluß geübt wie der schlicht bürgerliche kerndeutsche Schwabe, der, als es sich rings in Deutschland erwies, welch' erbärmliche Schöpfung der Diplomaten der „Deutsche Bund" war, am 18. Oktober 1816 an die deutschen Fürsten und Völker, deren Heereskraft bei Leipzig Napoleons Weltherrschaft niedergeworfen, die mahnenden Strophen gerichtet hatte:

Ihr Fürsten, seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knien laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Die Strophen hatten dem neuen Geschlechte die Losung gegeben, und nun leuchtete Uhland diesem selbst voran, „zugleich ein Sänger und ein Held", als Vorbild kühnen Bekenntnismuts und unerschütterlicher Überzeugungstreue. Ein Mann aus einem Guß: als Dichter, als Germanist, als Volksvertreter.

Als um die Zeit der Pariser Julirevolution Graf Anton Auersperg und Nikolaus v. Niembsch in Wien in dem Stelldichein eines Kreises von Gleichgesinnten, dem Neunerschen Kaffeehause in der Plankengasse, einander näher traten und auf Spaziergängen in die schöne Umgebung Wiens ihre Seelen einander erschlossen, sahen beide auf poetische Anfänge zurück, die nicht unter dem Einfluß von Uhlands politischer Lyrik entstanden waren, sondern unter Eindrücken und Erlebnissen, die aus der Heimat ihrer Jugend stammten.

Der fast vier Jahre ältere Niembsch hatte in Ungarn als Schüler eine schöne Zeit verlebt, nachdem seine früh verwitwete Mutter die Frau des Arztes Dr. Vogel in Tokay geworden war, und als Student der Landwirtschaft in Ungarisch-Altenburg hatte er die Eindrücke empfangen, deren stimmungsvollen Zauber seine Heidebilder festhielten. Das unheilvolle Zerwürfnis seiner vergrämten Mutter, einer Deutschungarin aus Ofen-Pest, mit seinem Großvater, dem Obersten Joseph v. Niembsch in Stockerau bei Wien, der mit seiner Frau, einer gebornen Freiin v. Kellersberg, den Enkel wieder und wieder für sich reklamierte, und eine Herzensverirrung, die den schwärmerischen Jüngling schwer enttäuschte, hatten die ihm angeborene Melancholie schon damals entwickelt, und das erste Gedicht, das von dem zum Studium der Medizin wieder nach Wien Gekommenen erschien, trug schon ganz den Stempel der für seine schönste Lyrik so bezeichnenden Schwermut. Es waren die „Jugendträume", die 1828 der dem Freundeskreis zugehörige Johann Gabriel Seidl in das Wiener Taschenbuch „Aurora" aufnahm. Im April 1830 brachte die Wiener Modezeitung das prächtige ungarische Sittenbild „Die Werbung". Mehr als Uhlands Vorbild hatten auf Niembschs Anfänge Schillers Jugendlyrik, Klopstock, Hölty, Matthisson eingewirkt. Des Dichters Mutter war unter seiner Pflege in Armut gestorben, und er lebte jetzt von

den Beträgen, die ihm die gestrenge Großmutter nach dem Tode ihres Mannes für die Studienzeit weiter bewilligt hatte.

Der junge Anton Auersperg hingegen, der zwar auch seinen Vater verhältnismäßig früh verloren hatte, sah, einem uralten reichen Adelsgeschlecht entsprossen, das seit Kaiser Friedrich Barbarossa das Oberst-Erbland-Marschallsamt in Krain und der Windischen Mark innehatte, auf eine Jugend zurück, in der sich alles nach seinem Wunsch gestalten durfte. Nach dem Tode des Vaters, der ihn zum Offizier bestimmt hatte, fand sein Verlangen, nach eignem Geschmack zu studieren, kein Hindernis. Er hatte Philosophie, Geschichte und Jura in Graz und Wien studiert und war nun vorbereitet, die Verwaltung seines väterlichen Erbes in Krain, der Herrschaft Gurkfeld mit dem Schloß Thurn am Hart an der Grenze von Steiermark zu übernehmen. Die ersten poetischen Blüten seiner Jugendschwärmerei für eine hübsche Komtesse in seiner Vaterstadt Laibach waren in dem „Dresdner Merkur" erschienen; außer dem Einfluß Uhlands verrieten sie den von Heines „Buch der Lieder". Ebendort bot er einige poetische Bearbeitungen heimatlicher Sagen. Auch das slovenische Volkslied Krains mit seinen kraftvollen Erinnerungen an die Türkenkriege der deutschen Ostmark hatte schon früh sein Dichten und Denken beeinflußt.

Ihre harmlosen ersten Veröffentlichungen in Zeitschriften hatten sowohl Niembsch wie Auersperg mit ihrem Namen unterzeichnet. Als die politische Tendenz sich ihrer bemächtigte, wählten beide Freunde Pseudonyme, Niembsch die beiden letzten Silben seines Adelsprädikats v. Strehlenau „Lenau", wohl fühlend, daß in ihrem Tonfall etwas von der weichen Wehmut liege, die in seinen Dichtungen sich aussprach. Das erste, was unter dem Namen „Nikolaus Lenau" erschien, war das Gedicht: „Glauben, Wissen, Handeln. Ein allegorischer Traum". „Die damalige österreichische Druckferne hätte dessen Erscheinen, selbst auch auswärts, unter Niembschs Namen doch nie gestattet", sagt Schurz in seiner Lenaubiographie. Das Gedicht, welches Auersperg der von Spindler herausgegebenen „Damenzeitung" in Stuttgart übermittelte, war ganz im burschenschaftlichen Geiste gehalten. Der Dichter erzählt darin gegen den Schluß, wie er die Germania in einer Grotte erschaut und vermeint habe, sie lausche den Heldensängen, die zu ihrer Ehre ertönen, den Heldenkämpfen, die zu ihrer Erlösung stattfinden; als er aber näher trat, habe er erkannt, daß die Gestalt eine Tote sei.

Tot war sie, tot! In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames stille Siedelei,
Fort war die Seele zu den dunklen Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend.

Auersperg hatte schon als Student in Graz sich daran gemacht, nach Anregungen, die Uhlands Romanzen von Eberhard dem Rauschebart und Gustav Schwabs Herzog Christophsromanzen ihm boten, auf Grund des

„Teuerdank" in einem größeren Romanzenkranz die Heldenlaufbahn des deutschen Kaisers Maximilian I. zu schildern, wobei sein frischer Humor in der Gestalt des Kunz von der Rosen einen Liebling fand, dem sich manches freie „zeitgemäße" Wort in den Mund legen ließ. Wohl galt die Dichtung, die durch den Freiheitskampf der Schweizer einen bedeutsamen Hintergrund erhielt, einem Fürsten aus dem über Österreich noch herrschenden Kaiserhaus; aber das Lob, das den Kaiser Max als den „letzten Ritter" rühmte, war keine Annehmlichkeit für die Apostolische Majestät, die den Staatskanzler Metternich walten ließ, als hätte es nie ein Kaiserreich deutscher Nation gegeben. Diese epische Dichtung mit ihrer vom Freiheitsglauben der Zeit beseelten Tendenz in Österreich drucken zu lassen, daran war nicht zu denken. Sogar die Möglichkeit einer Veröffentlichung jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle schien in Frage gestellt.

„Durch eine aus dem Jahre 1798 herrührende Hofkanzleiverordnung," so hat Graf Auersperg selbst in dem Lenaus Leben schildernden Werk über diese Dinge berichtet, „war den österreichischen Schriftstellern die Drucklegung ihrer Werke außer Landes ohne österreichische Censurbewilligung strenge untersagt. Niembsch hatte diese Vorschrift umgangen. Nicht um sich zu verbergen (geht ja doch jedes Autors Streben auf die ohne Oeffentlichkeit unmögliche Anerkennung!), sondern um die heimatlichen Behörden nicht herauszufordern und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, die veraltete Vorschrift und deren neueste Uebertreter schonend zu ignoriren, hatten jüngere Poeten die Maske der Pseudonymität vorgenommen, unter welcher sie ihrem Talent eine innerhalb der damaligen Censurschranken ganz undenkbare, geistig freiere Entfaltung und Thätigkeit zu ermöglichen hofften."

Mit den Verlegern der Spindlerschen „Damenzeitung", Gebrüder Franckh in Stuttgart, war Graf Auersperg in Verhandlungen wegen des Drucks dieser ersten großen epischen Dichtung getreten, und in diesem Verlag erschien im Jahre 1830 „Der letzte Ritter" nebst einer Sammlung Liebeslyrik „Blätter der Liebe". Als Verfasser nannten die Titel: „Anastasius Grün". Grün ist die Farbe der Hoffnung, des Frühlings; von Völkerfrühling träumte und schwärmte die Jugend, zu der sich der junge gräfliche Poet zählte. Anastasius bedeutet: der Wiedererstandene. Anastasius Grün, das hieß: der als „Grün" Neuerstandene!

Noch als Auersperg an den Romanzen vom „letzten Ritter" arbeitete, war er zu dem angesehensten der in Stuttgart erscheinenden Unterhaltungsblätter, dem „Morgenblatt für die gebildeten Stände", in Beziehung getreten, das im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschien und eine Schöpfung des Freiherrn Joh. Friedr. v. Cotta war, der den Buch- und Zeitschriftenverlag in jener Zeit der Bücherverbote und Zensurschwierigkeiten mit der Klugheit und dem Weitblick eines freigesinnten Staatsmanns betrieb und, wie er es einst verstanden hatte, die Werke von Schiller und Goethe in seinem Verlag zu vereinen, jetzt seit Jahren darauf bedacht war, neuauftauchende hervorragende Dichter für den Ausbau seines Klassikerverlags zu gewinnen. Einst hatte er auf Grund von Beratungen mit Schiller die „Allgemeine Zeitung" als ein „deutsches Weltblatt" ins Leben gerufen; unter dem beständigen Kampf, den dieses Blatt Jahr um Jahr mit den da und dort ganz verschiedenen, bald

liberal, bald streng gehandhabten Zensurgesetzen zu führen hatte, war er zum Meister der Strategie in diesem Kampfe geworden, und als überzeugter Anhänger der deutschen Politik, die der Freiherr vom Stein vergeblich hatte verwirklichen wollen, hatte er sein „Morgenblatt", wie auch das diesem beigegebene „Literaturblatt", zu Zufluchtsstätten seiner eignen politischen Ideale gemacht, indem er der auf diese gerichteten Tendenzpoesie hier eine möglichst weitgehende Berücksichtigung angedeihen ließ. In meinem Buch „Das junge Deutschland" habe ich gezeigt, wie er in diesem Sinne die feine Ironie und geistreiche Satire von Börne, Heine und dem jungen Gutzkow für seine Zeitschriften mit Erfolg fruchtbar zu machen gewußt hat. Im „Morgenblatt" kam gegen Ende der zwanziger Jahre besonders Graf Platen zur Geltung, der mit seinen Werken in den Klassikerverlag der Cottaschen Buchhandlung einging. Als ein geschlossener Dichterkreis, der durch Uhlands Zugehörigkeit und Vorbild seinen Charakter erhielt, begannen im Wetteifer mit ihm dessen Freunde und Verehrer Justinus Kerner, Karl Mayer, Gustav Schwab, Gustav und Paul Pfizer, Wilhelm Hauff u. a. zu wirken. Mit dem Beginn des Jahres 1828 hatte der für das Publizistische besonders veranlagte Gustav Schwab, der als Professor am Oberen Gymnasium in Stuttgart angestellt war, die Mitredaktion des Morgenblatts neben Hermann Hauff, dem Bruder des eben erst jählings verstorbenen Wilhelm, für das poetische Fach übernommen. Das „Literaturblatt" leitete Wolfgang Menzel, ein romantisch gestimmter geschichtskundiger Schlesier, der einst die deutsche Burschenschaft mitbegründet hatte. Zu Schwabs Obliegenheiten gehörte es, den auch durch seine Pflichten als Abgeordneten in der württembergischen Ständekammer viel beschäftigten Chef der Cottaschen Buchhandlung auf hervorragende Talente, mit denen er als Redakteur in Verkehr kam, aufmerksam zu machen. Mit diesem einflußreichen Schriftsteller kam Auersperg, der dem Dichter der „Herzog Christoph-Romanzen" innerlich ja schon näher getreten war, durch Übersendung einiger kleiner Gedichte für das „Morgenblatt" in Verbindung, und als das größere Werk erschienen war, erlebte er die Genugtuung, von Schwab direkt zu erfahren, wie sehr dieses frische reiche Jugendwerk ihm und seinen Freunden in Württemberg zur Freude gereiche.

„Seltsam," antwortete der junge österreichische Magnat, „daß es mich von jeher nach Ihrem lieben Württemberg so gewaltig zog! Nun treibt es mich doppelt dahin, da ich weiß, daß jene trefflichen Menschen mir auch ein bißchen wohl wollen, an welchen ich immer mit geistiger Anhänglichkeit und Verehrung hing und denen ich auch einmal ins Auge schauen und die Hand drücken möchte!"

Dies geschah denn auch, so berichtet Karl Klüpfel in seinem Buch „Gustav Schwab", als Auersperg nach kurzer Zeit seinen versprochenen Besuch ausführte, von Schwab mit offenen Armen empfangen und nach Tübingen zu Uhland begleitet wurde, wo er auch die beiden Brüder Pfizer kennen lernte. Die gesunde, tiefgemütliche und feingebildete Natur des jungen Dichters und sein warmes Herz gewannen ihm schnell die Freundschaft dieses Kreises und machten ihn auch andern mit diesen in Verbindung Stehenden lieb und wert. Wie elektrisierend aber auf Lenau alles wirkte, was ihm der heimgekehrte

Freund über das im Schwabenland Erlebte zu berichten wußte, davon gibt unvergängliche Kunde der schöne Liederzyklus „Wanderung im Gebirge", der um diese Zeit (1830) entstand:

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Bied're mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Durch den Tod seiner Großmutter kam Lenau noch vor Schluß dieses Jahres in den Besitz eines kleinen Vermögens, ein Glücksfall, der ihn verführte, mitten in seinen Prüfungen als Kandidat der Medizin diese Laufbahn aufzugeben, in die er ja auch nur aus Wissensdrang — nach dem Studium der Philosophie, des Rechts und der Landwirtschaft — geraten war. Er wollte sich nun ganz dem Dienst seiner Muse widmen. Zuerst plante er, sich am Traunsee, wo der Nestor der damaligen Dichter Österreichs, der ihm sehr gewogene Schleifer in Schloß Ort als Pfleger seine Amtswohnung hatte, ein Häuschen zu kaufen. Als aber der nächste Sommer kam, zog auch er nach Stuttgart, und die Aufnahme, die er und seine Gedichte hier fanden, entzückten ihn so, daß er, erst als Gast Gustav Schwabs, dann im Genuß der Gastfreundschaft der Familien Reinbeck in Stuttgart und Justinus Kerner in Weinsberg, zunächst ganz in Schwaben blieb.

Auerspergs Beispiel und Ermunterung hatten ihm den Weg zum Glück gewiesen. Über Lenaus ersten Stuttgarter Aufenthalt schrieb Gustav Schwab einige Zeit später an den gemeinsamen Freund in Thurn am Hart:

„Ich lebte inzwischen im frischen Andenken an Ihren mir so theuren und nur allzukurzen Umgang durch die innigen Freundschaftsbande, welche ich mit dem edlen Ungarn und herrlichen Dichter Niembsch, der sich durch einen mündlichen Gruß von Ihnen bei mir einführte, geknüpft habe. Niembsch lebte drei volle Monate (August bis Anfang November) hier und deren zwei in meinem Hause; er sah Uhlanden wiederholt in Tübingen und giebt durch meine Vermittelung seine Gedichte (ein sehr mäßiges, aber — wie Sie am besten wissen — sehr gehaltvolles Bändchen) bei Cotta heraus."

Doch bis die Sammlung zu Ostern 1832 herauskam, blieb es nicht bei dem „Bändchen". Seine Reise nach Stuttgart hatte den Dichter über München und Karlsruhe geführt; in allen drei süddeutschen Hauptstädten war durch die Wirkung der Pariser Juliereignisse auf die Regierungen das zurückgestaute Verfassungsleben in Fluß gekommen. Neue Zeitschriften entstanden, die im Wetteifer mit den Volksrednern in den Kammern energischen Tones für Preß- und Versammlungsfreiheit, Justiz- und Verwaltungsreform eintraten; die große heimliche Propaganda der Vaterlands- und Preßvereine und der neu hergestellten Burschenschaft kam in Zug; das Schicksal der aus Polen flüchtigen Freiheitskämpfer, ihr Erscheinen in den süddeutschen Städten auf dem Wege nach Frankreich erweckte allenthalben lebhafte Teilnahme. Alle

diese Eindrücke wirkten anregend auf Lenaus hochgestimmtes Seelenleben. Schon in Karlsruhe hatte er nach einer Aufführung des „Fidelio" dem politischen Märtyrertum das elegische Phantasiestück „Der Gefangene" gewidmet, das dann im „Morgenblatt" erschien. Als Konkneipant der Burschenschaft in Heidelberg, wohin er sich von Stuttgart zur Arbeit zurückzog, sang er dann seine „Polenlieder", die er, wie die gleichzeitig entstandenen „Schilflieder", seinem Liederbuch noch vor dem Druck an passenden Stellen einfügte.

Es dauerte lange, bis Lenau nach Wien zurückkehrte. Denn bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner „Gedichte" bei Cotta trat er zum Bedauern der in Schwaben so glücklich gewonnenen neuen Freunde seine „Bildungsreise" in die amerikanischen Urwälder an. Als er im Sommer 1833, von Amerika schwer enttäuscht, über Bremen wiederkehrte, hatte sein erstes Buch Wunder gewirkt. Deutschland hielt dem Wiederkehrenden, wie Anastasius Grün so schön es ausgedrückt hat, den vollen Kranz des Ruhms entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeistertem Gruße zu.

So vergingen zwei Jahre bis zum Wiedersehen der beiden. In Wien, „beim Neuner," trafen sie wieder zusammen. Auch Auersperg hatte inzwischen einen vollen Erfolg als Dichter erlebt. Aber der seine hatte ihm keinen persönlichen Ruhm eingebracht. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten," deren Satire direkt der Person des allmächtigen Wiener Staatskanzlers auf den Leib gingen, hatte er vorgezogen, ohne jeglichen Autornamen in die Welt zu senden. Sie waren bei den Verlegern Heinrich Heine's, Hoffmann & Campe in Hamburg, erschienen, die sich auf das Hinüberschmuggeln verbotener Bücher nach Österreich trefflich verstanden. Schon nach kurzer Zeit war eine zweite Auflage nötig geworden. Nur allmählich aber verbreitete sich in Deutschland und Österreich das Gerücht, daß Anastasius Grün, der Verfasser des „Letzten Ritters", auch der kecke „Wiener Spaziergänger" sei, dessen satirische Strophen auf Metternich jetzt überall, wo patriotische deutsche Männer im geheimen tagten, unter jubelndem Beifall widerklangen, jene Strophen, die den alternden Staatskanzler als Meister der feinsten höfischen Sitte schildern:

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn, wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen alle, höflich gegen groß und klein.

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht.
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt . . .

Mann des Staates, Mann des Rates! Da du just bei Laune bist,
Da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh, vor deiner Türe draußen harrt ein dürftiger Klient,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Österreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh', es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

II.

Ich habe bisher in großen Zügen dargestellt, was der Freundschaft und Waffenbrüderschaft der beiden Österreicher gleich im Entstehen neben der literarhistorischen eine politische Bedeutung gab; nicht minder interessant würde es sein, nun ins einzelne zu verfolgen, wie der freundschaftliche Verkehr zwischen den zwei Dichtern wechselseitig fruchtbringend auf ihr Schaffen weiter eingewirkt hat. Leider ist aber unser Wissen über diesen Verkehr aus Gründen, deren Aufhellung ich im folgenden vervollständigen kann, so lückenhaft geblieben, daß er sich kaum fortlaufend darstellen läßt. Die wenigen Proben des brieflichen Verkehrs zwischen beiden, die das Buch „Lenaus Leben" von Anton Schurz enthält, lassen zwar die Intimität ihres geistigen Verkehrs erkennen, und noch mehr erhellt dies aus den Analysen der Werke Lenaus durch Grün in dessen Werk „Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse." Wir wissen auch, daß beide Dichter, sobald sie in Wien zusammentrafen, den alten herzlichen Verkehr aufnahmen und oft dem Wunsch nachhingen, die Zukunft möchte ihnen ein dauerndes Zusammenleben gewähren; doch es kam nie dazu. Auersperg liebte das Reisen; in den Jahren vor seiner Verheiratung mit der Tochter des Landeshauptmanns von Steiermark, Grafen Attems, war er lange in Italien, Frankreich, Belgien, Holland, wiederholt im nördlichen und im südlichen Deutschland. Mit seinen Pflichten als Gutsherr und Standesherr im Krainischen Landtag nahm er es ernst; er weilte gern auf seinem Sommersitz Thurn am Hart und während des Winters im schönen Graz. In Wien fühlte er sich trotz seiner Liebe für die von ihm so gern verherrlichte Kaiserstadt auf die Dauer nicht wohl, solange er sich dort von politischen Spitzeln belauert wußte. Andrerseits zog es Lenau, den unsteten, fast jeden Sommer aufs neue von Wien nach Schwaben, wo ihm im Hause des Geheimrats August v. Hartmann in Stuttgart die mütterliche Freundin Emilie Reinbeck immer sein Zimmer bereit hielt, und die Gastfreundschaft des Grafen Alexander von Württemberg auf Schloß Serach ihn ebenso anzog wie der geistige Verkehr mit Uhland, Mayer, Kerner und den Stuttgarter Freunden. Bevorstehende Neuauflagen seiner Gedichte, der Verlag und die Drucklegung der frischvollendeten Werke gaben immer neuen Anlaß zu Verhandlungen mit der J. G. Cottaschen Buchhandlung, die er am liebsten persönlich mit deren Chef, dem Freiherrn Georg v. Cotta, führte, der nach seines Vaters Tod die diplomatische Laufbahn verlassen hatte und an die Spitze der buchhändlerischen Geschäfte getreten war.

Aus einem der uns erhaltenen Briefe wissen wir, daß Lenau 1835 auf einer Reise in die österreichischen Alpen im Stift Neuberg an der Mürz für Grün nach dem Grabmal des Herzogs Otto von Österreich forschte, der später in Grüns Dichtung „Pfaff vom Kahlenberg" zu neuem Leben als Ideal eines wahrhaft liberalen volksfreundlichen Fürsten erstand. Es geht aus dem Briefe hervor, daß Lenau in Wien dem Freunde die fertigen Szenen seines „Faust" vorgelesen hatte und die auf der Reise neuentstehenden ihm vorlesen wollte. Ein späterer Brief läßt erkennen, daß Grün sich seine Jugendgedichte für einen Neudruck von Lenau „feilen" ließ, wie er ja dessen Überlegenheit in bezug

auf die musikalische Beseelung der poetischen Bildersprache stets mit Bewunderung anerkannt hat. Ähnlich werden sie es immer in den Zeiten des Wiedersehens gehalten haben. Aus den gleichen geistigen Stimmungen sind die religionsgeschichtlichen Prophetien in Grüns „Schutt" und in Lenaus „Albigensern" erwachsen. Als Waffenbrüder haben sie sich vor der Wiener Polizeibehörde wegen ihres literarischen Auftretens unter angenommenem Namen im Ausland mannhaft verantwortet, wobei Lenau als geborner Ungar und Grün als geborner Krainer sich für unabhängig von der innerösterreichischen Sondergesetzgebung erklärten. Sie waren aber mehr als Waffenbrüder; es war eine tiefwurzelnde Herzbruderschaft, wie sie sich tief ergreifend in den drei Sonetten Grüns an Lenau aussprach, als im Frühjahr 1845 ein falsches Gerücht von der Genesung des unheilbar Erkrankten sich verbreitete. Damals gingen sie aus Frankls Wiener „Sonntagsblättern" in die Augsburger „Allgemeine Zeitung" und einen großen Teil der deutschen Tagespresse über; später sind sie Grün's letzter Liedersammlung „In der Veranda" mit neun weiteren Sonetten an Lenau eingefügt worden.

Als wettergleich fernher ertönt' die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurteil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz das Lob aus deinem Munde . . .

* * *

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh' hin, vermähle,
Du Klarer, dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltere den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen rot, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund und seine Stirne kühle!

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und, kann er's, wird an ihnen er genesen.

Das Schicksal hatte die beiden Kampfgenossen auseinandergerissen, gerade als die von ihnen prophezeite und geschürte, auf ihre Ideale gerichtete Volksbewegung begann, den Sieg der Freiheit vorzubereiten; und als im März 1848 das schwarzrotgoldne Banner gleichzeitig vom Wiener Stephansdom und vom Frankfurter Bundespalais wehte, als das stolze Machtgefüge des Staatskanzlers Metternich unter dem Jubel des Volkes zerbarst, da brach sich dessen Echo stumpf in der Geistesnacht Lenaus. Für den Grafen Auersperg kamen

nun die Tage des Triumphs. Als Führer der österreichischen Erwählten für den Fünfziger-Ausschuß des Vorparlaments zog er nach Frankfurt. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt Laibach tagte er mit in der Paulskirche, um mit den bewährtesten und berühmtesten seiner Gesinnungsgenossen aus Nord und Süd unter der Zustimmung der deutschen Fürsten die „Märzerrungenschaften" in einer Deutschen Reichsverfassung zu bergen. Er sah sich in Frankfurt geehrt wie seinen alten teuren Meister Uhland. Seine Freude aber an diesem Triumph wurde immer wieder durch den Gedanken an Lenau getrübt.

„Deutschland ist frei!" Im Jubelsturm nur leise,
Dich nicht zu schrecken, klang's aus Freundesmunde;
Der Lenzstrahl doch, an dem dein Herz gesunde,
Ach, er durchdrang nicht deines Geistes Eise.

„Deutschland ist frei!" So scholl die stolze Weise,
Dich zu erwecken, donnernd in der Runde;
Der beste Heilquell ist solch große Stunde —
Doch sie zerbrach nicht deines Bannes Kreise.

Als aber nach dem Scheitern des Frankfurter Verfassungswerks der stolze Jubel jener Märzenzeit sich als ein Wahn erwies; als „der Zeit Panier durch den Kot geschleift" wurde von „Händen, die's zu Sternen sollten tragen," und die Mächte der Zwietracht und Despotie als Sieger das Haupt erhoben, da fand Anastasius Grün für seinen Zorn und Schmerz als höchsten Ausdruck die Klage des Gedenkens an Lenau: „es muß den Kranken der Gesunde neiden!" Im Tone schmerzlicher Resignation schrieb Grün jetzt auch (1849) das schöne Widmungsgedicht zum „Pfaff vom Kahlenberg", dessen ich schon im Eingang gedachte:

Du mochtest gern dein Ohr mir neigen,
Du liebtest einst dies Lied im Keim;
Sei einst vollbracht der Guß im Reim,
Gelobt ich's, Edler, dir zu eigen.

Als Lenau am 22. August des nächsten Jahres in der Heilanstalt zu Oberdöbling bei Wien starb, mischte sich in die allgemeine Trauer über sein ergreifendes Schicksal glockentönig der Widerhall von Grüns Freundesworten.

Dieser aber hat die nächsten fünf Jahre seines Lebens, soweit sie mit literarischer Arbeit gefüllt waren, dem Andenken des einstigen Kameraden mit einer Treue gewidmet, die in der Literaturgeschichte wohl einzig dasteht.

Vor vier Jahren wurde der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung, an deren Spitze nun längst Adolf v. Kröner steht, das Lenau-Jubiläum zum Anlaß, die als Einleitung zur Gesamtausgabe von Lenaus Werken von Anastasius Grün verfaßte Lenaubiographie selbständig in der „Cottaschen Handbibliothek" erscheinen zu lassen. Ich wurde damit betraut, in einem Anhang das Werk durch eine erläuternde Zusammenstellung von Briefen von und an Lenau zu ergänzen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich Einblick in zahlreiche Briefe, die Graf Auersperg in der Zeit der Vorbereitung jener Unternehmungen mit dem Freiherrn Georg v. Cotta ausgetauscht hat. Auf Grund dieses Briefwechsels werden heute, wo es gilt, das Andenken von Auersperg-Grün festlich zu begehen, einige bisher unbekannt gebliebene Zeugnisse

für den edlen Charakter des Menschen und Dichters vielen besonders willkommen sein.

III.

Der außerordentlichen Teilnahme, die Lenaus Tod weckte, entsprach es, daß die Cottasche Buchhandlung sich beeilte, den poetischen Nachlaß des Dichters zu veröffentlichen. Die Erben vertrat in dieser Angelegenheit der Schwager Lenaus, Anton Schurz. Grün-Auersperg entsprach dem von Lenau in einem lichten Moment seiner Krankheit geäußerten Wunsch, er möchte seine noch ungedruckten Poesien, zumal das dramatische Fragment „Don Juan", für den Druck vorbereiten. Er erhielt zu dem Zweck von Schurz eine Abschrift, die er an den Freiherrn Georg v. Cotta am 16. Oktober 1850 aus Thurn am Hart mit dem Bemerken sandte, daß die letzte Redaktion des Textes, mit welcher der Wunsch des verstorbenen Freundes ihn betraute, daran noch nicht vorgenommen worden sei:

„Um hiebei völlig gewißenhaft und mit der Liebe und Pietät, die ich dem Dichter und Freunde schulde, vorgehen zu können, durfte ich mich auf die Durchsicht einer wenn auch noch so treuen Abschrift nicht beschränken, sondern ich mußte, wie ich dieß auch gegen Hrn. Schurz brieflich geäußert habe, mir die eigene Einsicht und Prüfung der Originalhandschrift vorbehalten . . .

„Wie Hr. Schurz mir schrieb, ist die Frage noch schwebend, ob der „Don Juan" als selbständiges Buch auch im Einzeldrucke, oder ob er nur als ergänzender Theil der gesammelten Werke in deren Gesammtausgabe erscheinen soll? Wollten Ew. Hochwohlgeboren auch mir gestatten, eine unvorgreifliche Meinung darüber abzugeben, so wüßte ich namentlich vom buchhändlerischen Standpunkte gegen die Einzelausgabe kein wesentliches Bedenken vorzubringen. Das Gedicht hat einen genügenden Abschluß, ein hinreichendes äußeres Volumen . . . Von künstlerischem Standpunkte läßt sich freilich nicht verkennen, daß Lenau eine tiefere Durchbildung und Vollendung des Ganzen beabsichtigt und gewiß auch ausgeführt hätte, wäre die Feder nicht allzufrüh seinen Händen entsunken. So bleibt uns nur übrig, dieses Vermächtniß seiner Muse dankbar hinzunehmen, wie es eben ist; aber auch in dieser letzten Gabe ist uns des Anziehenden, Großartigen und Schönen viel geboten."

Cotta zeigte sich über die Anknüpfung eines näheren Verhältnisses zu dem jetzt gefeiertsten Dichter Österreichs außerordentlich erfreut; er schrieb an Schurz: die Wünsche des Grafen Auersperg in dieser Sache würden für ihn maßgebend sein. An diesen selbst schrieb er im gleichen Sinne, wobei ihm der am 4. November 1850 eingetretene Tod Gustav Schwabs, des langjährigen literarischen Beraters der Cottaschen Buchhandlung, Anlaß zu einer persönlichen Aussprache bot.

„Meine Freude war groß, von Ihnen einmal mit einem Briefe beehrt zu werden, und diese Freude würde in unsrer sonst so trostlosen Zeit für lange eine nachhaltige Wirkung gehabt haben, wenn nicht unmittelbar darauf uns Alle, wie ein Bliz aus heiterem Himmel, der jähe Tod unsres gemüthlichen treuen lieben Schwab so schwer getroffen hätte. Gewiß nehmen auch Sie an diesem in weiteren Kreisen durch ganz Deutschland mitempfundenen Verluste der Familie und seiner hiesigen Freunde herzlichen Antheil. Immerhin war sein Tod ein sehr glücklicher, wenn wir ihn mit dem Ende unsres unvergeßlichen Lenau vergleichen, den ich vorigen Winter während eines kurzen Aufenthaltes zu Wien in einem Zustand wieder gesehen, der mein Herz mit Schauder erfüllte und mir blutige Thränen auspreßte, so daß ich den schrecklichen Eindruck mit Mühe wieder zu verwischen bemüht war und von diesem meinem

Besuche Niemand sprechen mochte, selbst seinen nächsten Verwandten nicht. Es ist mir auch gelungen, dieses schreckliche Bild ganz verwischen, u. als Anknüpfungspunct dieser Unterhaltung mit Ihnen, hochgeborner Graf, schwebt Lenau heute vor meinem inneren Auge in jenem Geist und glanzvollem Lichte seiner früheren so imposanten als interessanten Persönlichkeit.

„Das Manuscript seines „Don Juan", das ich von früher her zu kennen meinte, habe ich wiederholt durchlesen, und wie ich mir denken mußte, finde ich seither nichts Neues hinzugekommen zu demjenigen, das mir s. Zt. Herr Hofrath Reinbeck mitgetheilt. Die Nachricht, daß Ew. Hochgeboren die letzte Redaction des Textes aus Freundschaft für den hinübergegangenen großen Dichter übernehmen werden, die mir Herr v. Schurz schon gegeben und Ihr Brief bestätigt, war mir im höchsten Grade willkommen. Ich hoffe, daß Sie nicht allein eine historisch erläuternde Einleitung zum „Don Juan" Lenaus geben werden, sondern noch mehr; je mehr je besser . . ."

Der Antwort des Grafen Auersperg vom 27. November 1850 entnehmen wir folgende Zeilen:

Der plötzliche Tod unseres lieben trefflichen Schwab hat auch mich als Zurückbleibenden, der in dem Dahingegangenen einen vieljährigen, edlen und treuen Freund, einen liebevollen und gewissenhaften Berather verlor, tief erschüttert. Und doch scheint mir das Loos des Mannes beneidenswerth, der, nachdem er als ein frommer Saemann die göttliche Saat des Guten in die Herzen seiner Gemeinde niedergelegt, das Seherwort seiner dichterischen Sendung ausgesprochen und den um ihn versammelten Lieben die Hände gedrückt hatte, sanft, schmerzlos und plötzlich zu den Göttern entrückt wurde. Wie anders als das Loos unseres armen unvergeßlichen Lenau, deßen Bild Ihnen zuletzt in so furchtbarer Entstellung vor's Auge trat! Und doch möchte ich fast glauben, daß Sie, der Sie nur die Zerstörung ohne die Uebergänge sahen, es glücklicher getroffen haben als ich, deßen Auge alle Stadien dieses geistigen Auflösungsprozeßes begleiten mußte, von den ersten Störungen angefangen, durch welche noch einzelne kindlich rührende Züge dieses edlen reinen Herzens, einzelne Lichter des unsterblichen Geistes aufblitzten, bis fernab zu dem grauenhaften Zustande, in welchem Sie den theuren Kranken fanden."

Der Vorschlag Cottas, die nachgelassenen lyrischen Gedichte Lenaus mit dem „Don Juan" zu einem Bande zu vereinigen, hatte Auerspergs vollen Beifall.

„Mein allfälliges Vorwort zu diesem Bande," fügte er hinzu, „wird sich jedenfalls auf wenige Seiten beschränken müßen; eine kritisch ästhetische Würdigung der Dichtergröße Lenau würde bei diesem Anlaße zu weit und mich auf ein Feld führen, das ich bisher nur wenig kultivirt habe; was ich an biographischen Bausteinen zu dem Lebensdenkmal des verewigten Freundes verfügbar beßitze, sei es in Schrift oder Erinnerung, habe ich Hrn. Schurz theils zugesagt, theils schon mitgetheilt, damit deßen Zusammenstellung eine möglichst vollständige werde. Sonach wird sich mein Vorwort auf eine kurze Rechenschaftslegung über die Herausgabe selbst beschränken."

Dieses Vorwort erlitt eine Verzögerung durch das Erscheinen von Berthold Auerbachs Erinnerungen an Lenau im „Deutschen Museum": „Der letzte Sommer Lenaus".

Das dramatische Gedicht „Don Juan", an dem Niembsch bis zu seiner Erkrankung gearbeitet hatte, war nicht ohne Schluß geblieben. Die letzte Szene besiegelt das Schicksal des lebensdurstigen genialen Genußmenschen sehr wirkungsvoll: den von Don Juan verlassenen Mädchen und Frauen ist ein Rächer und Anwalt in Don Pedro erstanden; dem Herausforderer, der sich im Zweikampf als Stümper erweist, bietet Don Juan, nachdem er jene

Verlassenen zu seinen Erben eingesetzt hat, aus Lebensekel die Brust zum Todesstoß. Es ist ihm zu „langweilig", weiter zu leben. Vorher hat er das Schwinden seiner Genußkraft beklagt und den Wunsch ausgesprochen:

O könnten sterben wir in jeder Lust,
Und neugeboren, mit verjüngter Brust,
Entgegenstürzen immer neuen Wonnen!

Berthold Auerbach, der 1843 seiner Biographie Spinozas die ersten seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten" hatte folgen lassen, stand im Frühsonnenschein des damit gewonnenen Ruhmes, als er im Jahre darauf mit Niembsch-Lenau in Baden-Baden und im Schwarzwald jene Sommerzeit verlebte, in der sich dessen Schicksal so tragisch schürzen sollte. Niembsch hatte dem neugewonnenen Freund den „Don Juan" zu lesen gegeben; Auerbach, von dem Schluß nicht befriedigt, hatte dem Dichter einen andern, ethischeren, vorgeschlagen: Don Juan solle an der Erkenntnis untergehen, daß er, der für sich das Recht zu unbeschränktem Genuß in Anspruch genommen, wahre Frauenliebe, das höchste Erdenglück, nie genossen habe. In dem Aufsatz des „Deutschen Museums" berichtete er nun, daß Lenau sich geneigt gezeigt habe, auf diesen Vorschlag einzugehen. Auersperg hingegen empfand den Lenauschen Schluß als durch die ganze, vom Dichter gewählte Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bedingt. Als Herausgeber hielt er sich weiter an die Tatsache, daß Lenau noch in den letzten Momenten seiner Verstandesklarheit das Fragment trotz seiner lückenhaften Gestalt als „seines Dichternamens nicht unwert" bezeichnet habe. Darauf berief sich sein Vorwort, das nur einmal in jener längst vergriffenen Ausgabe des „dichterischen Nachlasses" erschienen ist.

„Durch den ausdrücklichen letztwilligen Wunsch des unsterblichen Dichters, meines unvergeßlichen Freundes," so hub es an, „mit der Herausgabe seines neuesten Dichterwerkes „Don Juan" betraut, habe ich mich dieser Aufgabe als einer theuren Freundes- und Ehrenpflicht mit der dem großen Todten schuldigen Pietät und gewissenhaftesten Sorgfalt, aber auch mit ernster Wehmuth unterzogen, welche durch die meinen Händen anvertrauten Blätter, deren jedes mir die Größe des erlittenen Verlustes fühlbar erneuerte, nur gesteigert werden mußte. Doch fand ich Stärkung und Erhebung in dem Gedanken, daß der edle Mann und Dichter im Vorgefühle des Scheidens durch jenen Auftrag mir gleichsam nochmals die Hand gereicht hatte, um mir auch für den erschütterndsten Augenblick jene Stelle in der Nähe seines Herzens anzuweisen, nach der ich im Leben wie in der Kunst mit Liebe und Treue von jeher gestrebt hatte."

Zu einem Dokument der hier geschilderten Dichterfreundschaft von ganz persönlichem Reiz wurde das Vorwort aber durch die Schlußworte des Herausgebers:

„In unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserm Auge entrückt wurde, vor unserem geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitsdurstigen Auge und den noch ungetrübten Widerschein der anbrechenden Morgenröthe auf dem blanken makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt, daß es uns erspart blieb, sie später vielleicht gebeugt von Mißmuth und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg, mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen der unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden ist . . . Mir aber ist es, indem ich die folgenden Blätter schließe, als ob ich im letzten Liebesdienste dem theuren Todten die Augen zum

ewigen Schlummer zudrückte. Wer je einen Blick in diese gethan oder aus ihnen empfangen, weiß es, welch treue und wahre, welch reine, freie und große Seele einst aus ihnen geleuchtet."

Cotta hatte inzwischen in seinen Verhandlungen mit Anton Schurz die Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Lenaus ins Auge gefaßt, in der die von Schurz in Angriff genommene Lenau-Biographie den letzten Band füllen sollte. Kaum war der Nachlaß unter dem Titel „Nikolaus Lenaus dichterischer Nachlaß, herausgegeben von Anastasius Grün, Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag, 1851" erschienen, da richtete Cotta an Auersperg einen Brief, der diesen auch für diese Gesamtausgabe zum Herausgeber zu gewinnen suchte. Er knüpfte das Ersuchen an die Frage, welches Honorar die Cottasche Buchhandlung dem Grafen für seine bisherige Mühe senden dürfe.

Hierauf antwortete Auersperg (Thurn am Hart, 15. Mai 51):

„Da meine Mitwirkung bei der Herausgabe dieses Nachlasses nur die Erfüllung der Wünsche eines theuren Todten, daher meinerseits eine reine Freundespflicht war, welcher ich jeden materiellen Beigeschmack möglichst fern halten möchte, so fällt die von Euer Hochwohlgeboren angeregte Honorarfrage mir gegenüber ganz bei Seite . . .

„Ihren für mich so ehrenvollen Antrag," fuhr er fort, „das Ordnen der Lenau'schen Schriften für eine Gesammtausgabe in meine Hand nehmen zu wollen, nehme ich unter der Voraussetzung, daß damit auch die Erben des Dichters sich einverstanden erklären, mit Vergnügen und mit der größten Bereitwilligkeit an und erwarte behufs der erforderlichen Vorbereitung und seinerzeitigen unbeirrten Ausführung Ihre näheren Bestimmungen über Zeit der Erscheinung, Format, Umfang und Zahl der einzelnen Bände usw. und die Mittheilung des mir allenfalls noch abgängigen Materiales. Ich erlaube mir zunächst auf Lenau's prosaische Schriften aufmerksam zu machen, die sich in Form von Recensionen, kritischen Fragmenten, Aphorismen u. dgl. unter seinen nachgelassenen Papieren befinden dürften. Lenau war ein so klarer kritischer Verstand, ein so scharfsinniger und geschmackvoller Beurtheiler von Kunstwerken jeder Art, daß es eine Lücke der Gesammtausgabe wäre, jene Aufsätze zu missen. Auch wäre mir wünschenswerth zu erfahren, ob die von Hrn. Schurz verfaßte Biographie des Dichters in der Gesammtausgabe allenfalls als 1ster Band, oder ob sie abgesondert erscheinen soll?"

Eine weit größere Mühe, als Auersperg aus der neuen Verpflichtung erwuchs, wurde ihm durch dies schon wiederholt erwähnte biographische Unternehmen des Schwagers von Lenau verursacht. Anton Schurz, etwa zehn Jahre älter als Niembsch-Lenau, hatte dessen ältere Schwester Therese zu einer Zeit geheiratet, als dieser noch Student war. Schurz war damals bereits in der kaiserlichen Hofbuchhaltung des Münz- und Bergwesens angestellt und jetzt immer noch kaiserlicher Vizehofbuchhalter in Wien. Seine eigene Veranlagung zur Poesie, die von Lenau manche Förderung erfuhr, hatte es zu keinem rechten Erfolg bringen können; jetzt brannte er vor Ehrgeiz, es als Biograph seines genialeren und erfolgreicheren Schwagers endlich doch noch zu literarischem Ansehen zu bringen. Während Lenaus sechsjährigem Siechtum in den Irrenhäusern zu Winnenden in Württemberg und zu Oberdöbling bei Wien hatte sich Schurz als nächster Verwandter des unglücklichen Dichters vielen Mühen und Unannehmlichkeiten zu unterziehen gehabt; den Transport des Kranken

von Winnenden nach Döbling hatte er mit liebevoller Sorgfalt geleitet. Diese Obliegenheiten hatten ihn wiederholt zu dem Verleger seines Schwagers in Beziehung gebracht, und schon vor dessen Tod war ihm von Cotta die Bereitwilligkeit erklärt worden, die von ihm geplante ausführliche Lebensgeschichte Lenaus in Verlag zu nehmen. Jetzt zeigte es sich, daß er der selbstgewählten Aufgabe doch nicht ganz gewachsen war. Anderseits hatte er so zahlreiche lesenswerte gehaltvolle Briefe aus der Feder Lenaus zur Benutzung anvertraut bekommen, daß auch für einen berufeneren Biographen es schwer gewesen wäre, die rechte Auslese zu treffen. Ihm wuchs die Arbeit völlig über den Kopf. Als er Ende 1851 sein Manuskript mit dem Bewußtsein beendet hatte, „daß er darin noch vieles zu kürzen und bessern haben werde", sandte er es zur vorläufigen Orientierung an Cotta. Der Eindruck, den dieser trotz der vielen interessanten Briefe berühmter Dichter, die das Werk enthielt, von ihm als Ganzem empfing, war ein sehr ungünstiger. Er ließ das Manuskript noch von zwei, seinem Verlagsinstitut nahestehenden literarischen Vertrauensmännern prüfen, und beider Urteil lautete nicht ermunternder.

Schurz hatte schon bei Übersendung der Arbeit geschrieben, daß er für die wohl nötige Überarbeitung den Rat des Grafen Auersperg erbitten wolle. Cotta seinerseits erklärte jetzt, daß das Werk, wie es vorliege, für den verabredeten Zweck unbrauchbar sei, daß aber „die J. G. Cottasche Buchhandlung jedenfalls bereit sei, einer Ausgabe von Lenaus Werken einen Band ‚Lenaus Leben' anzureihen, insofern Graf Auersperg, den sie ersucht habe, ihr bei Zusammenstellung derselben seine Hilfe zu leihen, eine solche Lebensbeschreibung dieser Ehre für würdig erkenne nach Inhalt und Fassung". In diesem Sinne hatte Cotta auch direkt an Auersperg geschrieben. Dieser kam bei seiner Prüfung zu demselben Resultat wie Cotta und dessen Stuttgarter Berater und scheute dann die Mühe nicht, dem Schwager Lenaus eingehend Ratschläge zu erteilen, „wie sich das Volumen auf einen Band zurückführen lassen möchte". An Cotta schrieb er („Gratz, 19/IV 852"):

„Er (Schurz) scheint meinen Bemerkungen im wesentlichsten beigepflichtet zu haben und ist, wie ich mich bei einem flüchtigen Besuche Wiens in voriger Woche persönlich überzeugte, bereits an die Überarbeitung gegangen . . ."

In seiner Antwort schlug Cotta jedoch eine schärfere Tonart an:

„Es freute mich, zu vernehmen," schrieb er, „daß wir bezüglich auf die geschmacklose Schurz'sche Biographie unseres unvergeßlichen Freundes Lenau so ganz gleicher Ansicht sind, ungeachtet ich mir diese Uebereinstimmung wohl vorausdenken konnte.

„Nein das wäre ja unverantwortlich, wenn der verwandtschaftlichen Rücksicht wegen, eine so hausbackene platte Lebensbeschreibung dem unsterblichen Dichter mit seinen unvergleichlichen Werken angehängt würde.

„Ich beschwöre daher Ew. Hochwohlgeboren zu helfen, daß dies nicht geschehe. Wie reich das Material auch sey, welches Herr Schurz beschafft hat, und wie dankenswerth die Pietät, mit der er gesammelt und geordnet hat: weder die Behandlung, die er ihm angedeihen lassen (konnte), noch der Umfang desselben würde es rechtfertigen, wenn wir damit, als dem Schlußband oder als Nachtrag der sämmtl. Lenau'schen Werke, vor das deutsche Publicum treten wollten.

„Möchte er doch bewogen werden können, sich mit dem Verdienst des Sammelns zu begnügen, welches die J. G. Cotta'sche Buchhandlung immerhin dankbar aner-

kennen wird, die Behandlung aber einem Mann von Geist, von feinem Takt und geläutertem Geschmack zu überlassen.

„Was nun die Gesammtausgabe der Lenauschen Werke betrifft, welche von Ihnen geordnet, vielleicht mit einem Vorwort von Ew. Hochwohlg. seiner Zeit erscheinen zu lassen, zu meinen und der Cottaschen Buchhandlung sehnlichsten Wünschen gehört, so habe ich was das Material anlangt nichts zu sagen. Es ist Ihnen dies so gut bekannt wie mir: ob sie in 4 oder 6 Bänden, die Biogr. mit eingeschlossen, gegeben werden soll, ist man noch nicht definitiv entschieden und würde jedenfalls sich auch hierin von Ihrem Fingerzeig leiten lassen." Auch in bezug auf den Termin werde die Buchhandlung nicht drängen, „denn sie weiß die Gunst zu schätzen, die Ew. Hochwohlg. ihr zuwenden, indem Sie sich mit dem Ordnen der Geisteswerke Ihres zu frühe entschlafenen Freundes beschäftigen wollen."

Mit unsäglicher Geduld suchte nunmehr Auersperg das unverdrossene Bemühen des biederen Anton Schurz darin zu unterstützen, daß aus seiner Lenaubiographie doch noch etwas Rechtes werde. Dreimal hatte er das Manuskript bis in alle Einzelheiten zu revidieren; dreimal arbeitete es Schurz nach seinen Vorschlägen um, bis es endlich in der Tat eine leidlich zweckentsprechende und lesbare Form fand. Bis ins Jahr 1854 dauerte dies Hin und Her. Am 26. Februar dieses Jahres hatte der getreue Helfer die vierte Lesung der Schurzschen Schrift beendet.

„Ich habe dieselbe," schrieb er nunmehr an Cotta, „zu drei verschiedenen Malen mit aller Aufmerksamkeit gelesen und nach jedesmaliger Lesung meine kritischen Bemerkungen Hrn. Schurz mit jener Offenheit mitgetheilt, durch welche ich seinem entgegenkommenden Vertrauen am besten zu entsprechen glaubte. In Folge der sonach vorgenommenen dreimaligen Überarbeitung des Mspts. dürfte es gelungen sein, dasselbe von der maßlosen Kleinigkeitskrämerei und Umständlichkeit, von so mancher unfreiwilligen Burleske, von so manchem abenteuerlichen Auswuchse einer übertriebenen oder übelangebrachten Sprachreinigungssucht usw. zu säubern und es auch äußerlich auf ein Drittheil des ursprünglichen Umfangs, in welchem es Ihnen im verflossenen Jahre vorgelegt wurde, herabzumindern. . . . Wenn es vielleicht nicht durchweg gelang, eine mitunter allzusubjective Auffassung und Darstellung nach Wunsch zu beseitigen, so möge hierbei dem natürlichen Anspruche jeder Individualität: sich selbst gelegentlich geltend zu machen, in bescheidenem Spielraume immerhin sein Recht verbleiben. Meinerseits noch mehr, als bereits geschehen, in dieser Richtung einzuwirken, ging füglich nicht an, weil selbst der abgeforderte freundschaftliche Rath doch immer gewisse sehr delicat gezogene Gränzen zu beobachten hat, durch deren Ueberschreitung er allzuleicht ein unbequemer oder gar verletzender werden könnte."

Trotz dieser Empfehlung und der tatsächlichen Vervollkommnung und beträchtlichen Kürzung des Schurzschen Werkes konnte sich Cotta nicht entschließen, dasselbe in die Gesamtausgabe der Werke Lenaus einzufügen; er nahm es an und ließ es kurze Zeit nach der letzteren (Ende 1856) für sich in zwei Bänden erscheinen.

Wir aber verdanken diesem Entschluß und seinen Folgen für Auersperg den Gewinn, daß dieser nun selbst die meisterhafte biographische Einleitung zu der Gesamtausgabe schrieb, die für alle Zeiten ein Muster dafür bleibt, wie Dichter als Urheber von Geisteswerken biographisch zu behandeln sind.

Die Absicht, jetzt selbst neben Schurz ein Biograph Lenaus zu werden, hatte Grün noch ferngelegen, als er den eben zitierten Brief mit dem Geständnis schloß, daß es nach seinem Geschmack einer harmonischen Architektonik der

Gesamtausgabe mehr entsprechen würde, wenn diese durch ein lebensgeschichtliches Bild des Dichters von etwas mäßigerem Umfang (z. B. in der Art und Ausdehnung der den Gesamtwerken Hölderlins und Platens voranstehenden Biographien) eröffnet und eingeleitet würde, während die Schurzsche Lebensgeschichte durch ihren bedeutenden Umfang die wünschenswerten Proportionen einigermaßen verrücken könnte. „Hätte Herr Schurz," fügte er hinzu, „seine im ‚Album österreichischer Dichter' abgedruckte gedrängte Biographie unsres Dichters etwas erweitert und vervollständigt, so würde er dem nächstvorliegenden Zwecke vielleicht besser gedient haben."

Cotta aber wandte sich nun sofort an Auersperg selbst mit der Bitte, die Abfassung einer solchen, das Wesentliche zusammenfassenden Biographie Lenaus zu übernehmen, und der Dichter hob zwar nochmals seine Ungewohntheit in ähnlichen Arbeiten hervor, fühlte sich auch beengt durch den Gedanken an die Konkurrenz, die das Schurzsche Werk seiner Arbeit und diese jenem wiederum bereiten werde, aber er sagte zu.

„Wenn mein beabsichtigter Versuch," schrieb er, „ungeachtet solcher Besorgnisse vielleicht doch nicht ganz mißglücken sollte, so wird dieß nur der mich beseelenden Liebe für den edlen Todten und dem Wunsche, Ihnen zu dienen, zu danken sein. . . Die von Euer Hochwohlgeboren berührten weiteren Bedingungen kann ich, da ich ohnedieß Ihr mehrfach dankverpflichteter Schuldner bin, mit unbedingtem Vertrauen Ihnen anheimstellen."

Der Einblick in diese Zusammenhänge ermöglicht uns eine Frage zu beleuchten, die in dem „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl" (Berlin 1897, Concordia) sich aufgeworfen findet. Von den Wiener Jugendgenossen Niembschs und Auerspergs war der Herausgeber der Wiener „Sonntagsblätter" L. A. Frankl letzterem mit der Zeit immer näher getreten und gewissermaßen zu seinem Wiener Vertrauensmann in literarischen Angelegenheiten geworden. Ihm sandte er auch das Manuskript „Nikolaus Lenau, Lebensgeschichtliche Umrisse" zur Begutachtung, ehe es nach Stuttgart abging. Frankl dankte am 28. September 1854 herzlich für das Vertrauen, rühmte die Klarheit und Wahrheit, die bei aller verklärenden Liebe der Darstellung eigen sei, beanstandete aber die außerordentliche Zurückhaltung, die Auersperg in bezug auf seinen Verkehr mit Lenau sich auferlegt habe. „Deutschland darf aber und wird es beanspruchen, von Ihnen, dem innigsten und langjährigsten Freunde, neue Aufschlüsse über die Genesis der poetischen Werke Lenaus, über die Art und Weise, wie er arbeitete, neue d. h. bisher nur Ihnen bekannte Aussprüche über Kunst und Leben, allenfalls ein oder das andre Erlebnis zu vernehmen."

Auersperg antwortete:

„Ich fühle das Gewicht Ihrer Bedenken und doch möchte ich zugleich glauben, daß diese sich zu sehr auf die möglichen, vielleicht überspannten Anforderungen, welche das Publicum mehr an die Person des Verfassers, als an eine solche Schrift überhaupt zu knüpfen geneigt wäre, stützen und gründen. . . . Jenen Zweck im Auge ging ich mit Absicht der Verlockung aus dem Wege, aus meiner eigenen Erinnerung manches Erlebnis mitzutheilen, dessen Schilderung bei meinem doch nur episodenartigen Beisammensein mit Lenau ein eingehendes Detail erfordert und in meine

Arbeit etwas Memoirenartiges gebracht hätte, das mir an diesem Orte nicht am Platze erschien. . . Andrerseits aber hat Ihre Aufforderung, den Reiz meiner allerdings ziemlich schmucklosen Arbeit hie und da durch eine Arabeske zu erhöhen, so viel Einleuchtendes und Ueberzeugendes für sich, daß ich, zumal Cotta nicht drängt, noch einmal gerne Hand anlegen und nach Malerart hie und da mit einem tieferen ‚Drucker' oder einem aufgesetzten Lichte der Wirkung nachhelfen will."

Der Drang, seine persönliche Zurückhaltung zu rechtfertigen, gab dem Dichter im Vorwort zu der Gesamtausgabe das echte Grünsche Bild ein:

„Der Maler begnügt sich, den Charakter des Gebirgszuges, welchen er darstellen will, mit seinem scharfgezeichneten Gipfel, seinen Einbuchtungen, Erhebungen und Absenkungen in treuen Umrissen anschaulich und erkennbar wiedergegeben zu haben, die weitere Ausbeutung und Hebung der pittoresken und Naturschätze dem Detailzeichner, dem Alpenwanderer, dem Botaniker, dem Mineralogen überlassend. Der Verfasser könnte sich nur Glück wünschen, wenn ihm das geistige Höhenbild, das er zu zeichnen hatte, im Sinne eines guten Landschafters gelungen wäre; er bescheidet sich gerne, daß bei einer so reichen Natur für den Literaturfreund, den Seelenforscher, den Arzt, ja selbst für persönlich Befreundete, welche jenen Lebenswegen auch in die Einzelheiten zu folgen wünschen, noch immer ein weites Feld zu Studien, zu Fragen und Forschungen offen steht."

Frankl hat in einem späteren Briefe Grüns Lenaubiographie sehr treffend ein „psychologisches Kunstwerk" genannt; ein „geistiges Höhenbild" wollte Grün selbst in ihr bieten. Während Schurz dem verhängnisvollen Hange gefrönt hatte, die Vorgeschichte von seines Schwagers späterer Geisteskrankheit aufzuspüren, wodurch das ganze Lebensbild in die Tiefe des Pathologischen herabgezogen erscheint, fühlte sich Auersperg gedrängt, die stolze kühne Bahn, die Lenaus Geist durchmaß, solange er gesund war, in ihrem vollen Glanze darzustellen, die Melancholie und Zweifelsucht des Dichters als zwar verhängnisvolle, aber auch seine besondere Dichtergröße bedingende Eigenschaften kennzeichnend. Das Schönste und Treffendste aber, was Grün zu Lenaus Charakteristik in seiner Lenaubiographie gesagt hat, das stammte eben doch aus der Gemeinschaft ihres auf gleiche Ziele gerichteten, nur verschiedene Bahnen wandelnden Strebens. Bezeichnend ist in dieser Richtung vor allem die geistvolle Charakteristik der „Albigenser" durch Grün als die gewaltigste Schöpfung des Lenauschen Dichtergeistes. Er führte seine eigene Sache, wenn er hier schrieb:

„Man tadelte die Beziehungen auf die Gegenwart, die Modernisirung der damaligen geistigen Bewegung; ein neuerer Kritiker reklamirt dagegen mit Recht dem Dichter die Befugniß, ‚einen geschichtlichen Gehalt zu vertiefen'. Wir möchten beifügen, es werde dadurch nur ein ursprünglich vorhandener, verloren gegangener, von der Massenströmung überfluteter tieferer Gehalt wiederhergestellt und gerettet. Jede größere weltgeschichtliche Bewegung trug unerläßlich ihre sittliche Nothwendigkeit, ihre geistigen Motive, ihre Berechtigung in sich; doch war es immer das Loos aller großen Bewegungen, daß dieser edlere, reinere Gehalt im Wogen der Volksstürme in die Tiefe gesenkt oder verschüttet wurde, verflachte oder verwilderte. Unsere Tage haben Aehnliches erlebt, und von dem tieferen Gehalte und der sittlichen Berechtigung der letzten Erhebung scheint sogar die Erinnerung verschwunden. Einst vielleicht wird ein späterer Denker und Seher jenen wahren Gehalt wieder zu Tage heben. . . Auch Lenau gehört durch seine größeren Dichtungen dem Gebiete der politischen Poesie an, deren Loos es scheint, in den Zeiten ihrer Berufsblüte ebenso überschätzt, als nach erfüllter Sendung gering geachtet zu werden. Aber die Muse

spannt auf ihre Lyra nur dann die ehernen Saiten, wenn die Zeit ihr das Erz dazu schmiedete. Wie sich in der reinen Lyrik die Subjektivität des Dichters, so prägt sich in der echten politischen Poesie die Subjektivität der Zeitperiode aus. Nach zwei Richtungen wirkend, wird der bedeutendere politische Dichter sowohl der Welt- als der Literaturgeschichte angehören und von beiden gerichtet werden. Als politischer Dichter mußte Lenau nach seiner ganzen Anlage und Bildungsgeschichte ein religiöser Dichter werden. Sein tiefer dringender Geist begnügte sich nicht, auf der Oberfläche, in Aeußerlichkeiten zu lesen, der Zeit die Schlagworte von den Lippen zu singen, sondern er horchte auf die rauschenden Quellen der Tiefe und belauschte ihren Herzschlag. Er suchte die Freiheit im ‚Savonarola' durch den Glauben, in den ‚Albigensern' durch den Nichtglauben, dort im Widerspruch mit seiner Zeit, hier auf den damaligen Standpunkten, eines Restes religiöser Anschauung sich niemals ganz entäußernd."

Bei dieser Art der Würdigung gelangte Anastasius Grün am Schluß der Abhandlung dazu, dem Genius, der ihn mit dem toten Dichter im Leben verbunden hatte, und diesem zugleich eine Apotheose darzubringen, in dem erhaben schönen poetischen Bilde, das den Freund als „einen der edelsten Märtyrer des ringenden Gedankens" feiert, als „eines jener erhabenen Sühnopfer, welche wie Heldenleichen einen Siegeszug, die großen Kampfstadien auf dem Bildungsgange der Menschheit bezeichnen."

Aufs höchste befriedigt war Cotta von dem hier Gebotenen. Das gemeinsame Zusammenwirken des Dichters und des Verlegers zu Ehren Lenaus hatte beiden aber auch einen Gewinn höherer Art eingetragen: die gegenseitige Achtung und Verehrung nahm den Charakter einer Freundschaft an, von der die weiteren Briefe Auerspergs an Cotta, die sich im Archiv der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger befinden, manch schönes Zeugnis enthalten.

IV.

Cotta hatte gleich im Anfang des Verkehrs, als die Gesamtausgabe der Werke Lenaus eben erst ins Auge gefaßt wurde, dem Verhältnis eine Basis gegeben, die es zu einem dauernden machen mußte. Er hatte dem Dichter den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß es der Cottaschen Buchhandlung vergönnt sein möchte, auch von „Anastasius Grüns Werken" eine Gesamtausgabe zu veranstalten. Am 15. Mai 1851 hatte Graf Auersperg darauf geantwortet:

„Was schließlich die Sammlung meiner eigenen Schriften betrifft, so gestehe ich offen, daß ich den Augenblick dazu, im Hinblick auf mancherlei Ideen und Pläne, die ich noch auszuführen hätte, gerne noch verschieben möchte, andrerseits ist es freilich zu rathen, zu rechter Zeit zum Abschlusse zu kommen, zu schweigen, wenn man noch gerne gehört würde, statt sich hören zu lassen, bis man unser Verstummen wünscht. Eine kurze Frist zum Abschluße einiger mir näher liegenden Arbeiten möchte ich mir dennoch noch offen halten. Käme dann über einige Zeit der geeignete Moment, so würde ich nur mit einem schweren Kampfe ihren schmeichelhaften Antrag ablehnen können, zu dessen Annahme mich nicht nur der Ruf und Glanz der J. G. Cotta'schen Firma, sondern auch die Sehnsucht, meinem lieben Lenau auch in dieser Hinsicht nahe zu bleiben, fast unwiderstehlich auffordern würden."

Wieviel damals dem Chef der Cottaschen Buchhandlung daranlag, die Werke Anastasius Grüns dem Klassikerverlag derselben einzuverleiben, spricht

sein „Schloß Dotternhausen, den 30. August 1851" datierter Brief aus. Es heißt darin:

„Die Hoffnung, daß Euer Hochgeboren den Verlag Ihrer sämmtlichen Schriften früher oder später der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zuzuwenden sich entschließen könnten, so wenig ermuthigend Ihr Schreiben in dieser Beziehung gerade ist, lasse ich dem gewöhnlichen Gange menschlichen Denkens nach, welchem zu Folge wir die Hoffnung auf Erfüllung unserer Wünsche um so weniger aufgeben können, je lebendiger und inniger diese Wünsche sind, immer noch nicht schwinden.

„Ja ich wiederhole, ich wage zu wiederholen, daß diese Buchhandlung mit Vergnügen und mit der Befriedigung, auch Ihnen angenehm zu dienen, alle Bedingungen erfüllen würde, welche auf Ihrer Seite einen Entschluß dieser Art innerlich und äußerlich zu rechtfertigen im Stande wären.

„Ich sehe voraus, daß Euer Hochgeboren mir auf diesen Punkt vorerst keine andere Antwort geben können, ich erwarte darum auch keine, aber ich bitte recht angelegentlich, diese meine wenn auch zudringlich scheinenden Worte, nicht ganz in Vergessenheit fallen lassen zu wollen.

„Wenn ich für diese Zudringlichkeit zugleich um Nachsicht bitte, so wollen Euer Hochgeboren mich mit der Betrachtung entschuldigen, daß ich mir selbst als ein nachläßiger und Vorwurf mit Recht verdienender Erbe der Thätigkeit und der Richtungslinie eines von mir über Alles geliebten Vaters erscheinen müßte, wenn ich nicht so lebendig und so oft, als mir möglich, dem Wunsche Worte liehe, den wiederholt auszusprechen, ich wiederholt mich unterstanden habe."

Cotta hatte seitdem die Gewohnheit angenommen, durch Novitäten seines Verlags, für die sich bei Auersperg ein besonderes Interesse voraussetzen ließ, dessen Bibliothek in Schloß Thurn am Hart zu bereichern. Aus den Antworten, in denen er für solche Aufmerksamkeiten dankte, geht aufs neue hervor, wie sich selbst in der trübsten Reaktionszeit der Freiheitssinn des „Wiener Spaziergängers" wach und rege erhielt. Als er im Juni 1855 von Cotta Riehls neuestes Buch „Die Familie" und Nördlingers „Die kleinen Feinde der Landwirtschaft" empfangen hatte, schrieb er:

„War es humoristische Absicht Ihrerseits oder ein schalkhaftes Spiel des Zufalls, daß Sie gerade diese beiden Werke für mich zusammenstellten, welche, so grundverschieden dieselben auch in Stoff und Zweck sein mögen, doch einen gemeinsamen Zug innerer Verwandtschaft besitzen. Während Nördlinger die Steckbriefe der kleinen Feinde unserer Gärten und Felder mit sicherer Hand zeichnet, signalisirt uns Riehl eben so sicher und kenntlich das wühlende und nagende Ungeziefer, das er bei der Sichtung des Baumaterials für das große politisch-sociale Wohngebäude gefunden und beobachtet hat . . . Ich kann Ihnen nur herzlich Glück wünschen, daß Sie für Ihre Bestrebungen in der bezeichneten Richtung noch günstige Hoffnungen hegen dürfen. Dieß läßt mich voraussetzen, daß das Bewußtsein und die Achtung des Rechtes weder im Volke noch in den machthabenden Regionen bei Ihnen in dem Maße geschwunden sein kann, wie leider anderwärts!"

Politisch interessant ist auch folgende Auslassung aus einem Briefe des Dichters vom 16. März 1856.

„Was unsere neuen, in Aussicht stehenden Landesstatute und Gemeinde-Einrichtungen betrifft, so wünschte ich sehr, Ihre diesfalls ausgesprochenen Hoffnungen theilen zu können. Leider steht aber zu besorgen, daß man den tieferen Conservativismus, welcher in einer angemessenen Bewegungsfähigkeit lebenskräftiger Organismen liegt, allzusehr verkennen und deren naturgemäße Entwicklungsthätigkeit durch zu häufige Anwendung büreaukratischer Schnür- und Gängelbänder verkümmern

dürfte. Gebe Gott, daß das ursprüngliche, in seinen Grundzügen vielversprechende Programm im verständig conservativen Geiste ausgeführt werde! Aber in der scheinbaren Sicherheit, in welche man sich durch das herrschende büreaukratische System gegenwärtig, in den Tagen der Erschlaffung, des Ueberdrußes, der Müdigkeit, momentan eingewiegt fühlt, könnte leicht der nothwendige Fernblick auf andere Zeitlagen verloren gegangen sein. Man liebt es an maßgebender Stelle nicht, sich an die trübe Vergangenheit und deren Ursachen erinnern zu lassen; ich fürchte man verliert dadurch auch das Auge und das Verständniß für die Zukunft."

War dies im März 1856 geschrieben, so weckte im folgenden Sommer der Besuch des jungen österreichischen Kaiserpaares in Graz bessere Hoffnungen in des Dichters Brust. Dieser Besuch vereitelte den Plan, mit Cotta, wie bereits einige Jahre früher, im Seebade zusammenzutreffen; der Dichter erachtete es als seine Pflicht, bei solchem Anlaß in den Reihen seiner Standesgenossen nicht zu fehlen. „Es war mir zugleich eine willkommene Befriedigung des natürlichen Verlangens, meinem jugendlichen Landesfürsten einmal ins Auge zu blicken und, da ich nichts suche, nichts begehre und nichts auf dem Gewissen habe, konnte ich dies auch mit ehrlicher Unbefangenheit thun."

Der Besuch des jungen Kaisers Franz Joseph in Graz leitete mit andern Erscheinungen den ersehnten politischen Umschwung in Österreich ein, der im folgenden Jahre zum Sturz des reaktionären Ministeriums Bach führte und 1860 Schmerlings liberale Verfassungsreform ermöglichte. Graf Auersperg nahm nun wieder teil am politischen Leben. Er wurde von der Krone in den „verstärkten Reichsrat" für Krain und am 15. April 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses in Wien berufen. Etwas später wurde er auch Abgeordneter im Krainer wie im steiermärkischen Landtag. Als Führer des liberalen Deutschtums in diesen Körperschaften entwickelte er meist eine so umfassende Tätigkeit, daß er nur noch wenig zur Pflege seiner literarischen Beziehungen kam. Doch ehe er in diese neue politische Laufbahn einlenkte, hatte er schon ein neues eignes poetisches Werk unter der Feder gehabt und die Ferientage der nächsten Jahre benutzte er zur Vollendung der Arbeit, deren Held Robin Hood war.

Der altenglische Volksheld aus der Zeit der Überwindung der Angelsachsen durch die Normannen, der ein freies Leben als Wildschütz im Wald den Ehren vorzog, die er durch seine Demütigung bei Hofe hätte erlangen können, lebt in seiner Heimat in zahlreichen uns erhaltenen alten Balladen ein unsterbliches Leben. Anastasius Grün sammelte diese, sichtete sie und gestaltete aus ihnen in freier Übersetzung und Bearbeitung einen Balladenzyklus, den er mit einer historischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versah. Als er im Herbst 1863 das Werk vollendet hatte, bot er es der J. G. Cottaschen Buchhandlung an, die auf den Antrag mit Freuden einging. Georg v. Cotta aber war es nicht mehr, der diesmal die Verhandlungen führte, er war am 1. Februar desselben Jahres gestorben. Zur Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Anastasius Grüns kam es trotz der vielen Ehrungen, die dem Dichter-Grafen jetzt zuteil wurden, so lange er lebte, nicht. Erst nach seinem Tod ist die von L. A. Frankl besorgte im Groteschen Verlag in Berlin erschienen.

„Robin Hood" blieb das letzte größere Werk des Dichters, dem 1864 die Stadt Wien „als Vorkämpfer für die Freiheit in Österreich" das Ehrenbürgerrecht verlieh und im Jahre darauf die Wiener Universität „wegen seiner ausgezeichneten Leistungen im Dienste Apolls" zum Ehrendoktor ernannte.

Auch an „Robin Hood" war das liebevolle Gedenken an Lenau beteiligt. Gleich in Lenaus ersten Liedern, die in Deutschland Widerhall fanden, war der Wald als Hort der Freiheit und Erfrischungsquell der Seele gepriesen worden; in einem Urwald Amerikas Ansiedler zu werden, hatte es ihn gleich noch während des Druckes seines ersten Buches getrieben, weil er sich dort, im „Lande der Freiheit", von der Natur die größten Wirkungen auf seine Phantasie versprach. Der letzte reine und vollendet schöne Ausdruck von Lenaus musikalisch-lyrischer Sehnsuchtspoesie waren die „Waldlieder".

Das tiefsinnigste dieser Gedichte „Wie Merlin möcht' ich durch die Wälder zieh'n" versetzt den Leser in dieselbe Wälderpracht Altenglands, die als die Heimat Robin Hoods, des von König Edward geächteten Sachsenhäuptlings, zu gelten hat.

Schon im „Pfaff vom Kahlenberg" hatte Grün in dem Gesang „Eine Gebirgsreise", der in das von Lenau so geliebte Mürztal bei Neuberg führt, den Freund ganz direkt als Wanderer durch Wald und Höhn verherrlicht:

Als dieses Tal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbekränzte,
Mein Lenau, einst dein Schritt durchmessen . . .

In den Jahren 1849—1861 hatte Graf Auersperg meist des Sommers in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Thurn am Hart gelebt, das „Hart" aber bedeutet Wald, und der Park des Schlosses ist der schönste Teil eines alten großen Waldes am Flußlauf der Save. Hier sind die schönsten seiner Jugenddichtungen und die seines Alters entstanden. Hier dichtete er einst als ein Geächteter der Zensur in den Tagen Metternichs, wie später als Ehrenbürger und Ehrendoktor der österreichischen Kaiserstadt und deutschen Universität Wien. Hier träumte sich der Dichter vor den entscheidenden Triumphen seines politischen Wirkens, nachdem er das große Totenopfer zu Ehren Lenaus vollbracht hatte, in die Welt des alten Geächteten und Friedlosen, der in den Wäldern Altenglands sich die Freiheit wahrte. Hier fand er auch nach seinem am 12. September 1876 erfolgten Tode die letzte Ruhe, wenige Monate nach der von ihm in Graz mitbegangenen Feier seines siebzigsten Geburtstages, den die Cottasche Buchhandlung durch die Festschrift: „Anastasius Grün und seine Heimat" von v. Radics ehrte und Franz Dingelstedt in einem schönen Gedichte besang:

Jungösterreich hier, Jungdeutschland dort,
Frühling im Osten und im Norden;
Noch klingt die Freiheitshymne fort
In sanft verhallenden Akkorden!

Du stimmtest als Chorag sie an
Und bist auf helle Feindeshaufen,
Trotz Polizei, Zensur und Bann,
Spazierengehend Sturm gelaufen.

Auch'io! Ich tat gleichfalls mit.
Mit Horn und Spieß und Blendlaterne
Ging ich dir nach, auf Schritt und Tritt,
Beſcheidentlich in dunkler Ferne.

Und um uns, welche muntre Schar
Polit'ſcher Sänger aller Farben!
Wer zählt, die ſeitdem, Jahr für Jahr,
Wegſtarben oder, ach! verdarben?

Sie ſind verſtummt. So auch wir zwei,
Iſt doch erreicht, wonach wir ſtrebten:
Deutſchland ward einig, Oeſtreich frei —
Wohl allen, die den Sieg erlebten!

Sein Ideal von Völkerglück und Menſcheneintracht hat Grün ſelbſt freilich nur im Morgenrot „der werdenden Jahrtauſende" geſehen. Mag aber auch der Völkerfrühlingspoeſie des vorurteilsloſen Dichters aus dem alten Grenzkämpengeſchlecht der Auersperge für ein modernes Empfinden etwas Veraltetes anhaften, eine unvergängliche Friſche atmet ſie doch, gerade weil ihre Erkenntniſſe und Hoffnungen am liebſten aus dem Weben und Walten der Natur ſchöpften. Dieſe bot dem Dichter die ſchönſten Bilder für ſeine Verkündigung einer beſſeren Zukunft. Aus dem dauernden Beſtande der Wirkungen der Allnatur mit ihren Geſtirnen und Stürmen, Frühlingen und Herbſten auf die Menſchenſeele zog er den beglückenden Schluß:

So lang noch Lenze grünen
Und Roſenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude ſprühn;

So lang noch Gräber trauern
Mit den Zypreſſen dran,
So lang Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poeſie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem ſie die Weihe lieh.

Und ſingend einſt und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Menſch hinaus . . .

Ein Jahrhundert deutscher Malerei.

Von

Walther Gensel.

In der Berliner Nationalgalerie sind seit Ende Januar etwa zweitausend Ölgemälde, einige Bildhauerwerke fast ausschließlich kleineren Umfanges und eine große Anzahl Zeichnungen deutscher Künstler unter dem Titel „Jahrhundertausstellung deutscher Kunst" vereinigt — Jahrhundertausstellung in dem Sinne, wie die Pariser Centenalen von 1889 und 1900 gemeint waren. Drei der angesehensten Kenner der modernen Kunst, der Leiter der Nationalgalerie Hugo v. Tschudi, der Hamburger Alfred Lichtwark und der Dresdner Woldemar v. Seidlitz haben sich mit dem aus Paris dazu nach Deutschland gekommenen Schriftsteller Julius Meier-Graefe vereint, um uns zu zeigen, was in ihren Augen die wertvollsten Leistungen der neuen deutschen Kunst sind, und sie haben dafür das bereitwillige Entgegenkommen des preußischen Staates, der ihnen sein vornehmstes modernes Museum zur Verfügung gestellt hat, die Unterstützung opferwilliger Mäcene und einer großen Anzahl örtlicher Komitees von Museumsleitern, Forschern und Sammlern gefunden — lauter Bürgschaften für ein volles Gelingen des großen und schwierigen Unternehmens. Als Grenzjahre sind nicht 1800 und 1900, sondern 1775 und 1875 gewählt worden, auf der einen Seite, weil der Beginn der neuen Kunst nicht mit der Jahrhundertwende, sondern mit dem Einsetzen der klassizistischen Gegenbestrebungen gegen das ausgehende Barock zusammenfällt, auf der andern, weil sich ein Eingehen auf allzu aktuelle, die Gemüter noch zu sehr erhitzende Probleme nicht empfahl. Doch hat man sich nicht ängstlich an diese Grenzen gebunden.

Eine erschöpfende Übersicht über das unendlich reiche und vielgestaltige Material ist zurzeit noch nicht möglich und konnte deshalb auch nicht beabsichtigt werden. Trotz der kaum übersehbaren Fülle von Einzeldarstellungen und zusammenfassenden Versuchen steckt die Geschichtschreibung der modernen Kunst noch in den Kinderschuhen; denn fast alle diese Bücher und Aufsätze sind subjektive Ergüsse, denen die wissenschaftliche Grundlage fehlt. Hat man

doch kaum erst begonnen, die unendliche Menge von Wegweisern, die uns die älteren Tageszeitungen und Zeitschriften, die Ausstellungs-, Auktions- und Verkaufskataloge bieten, auch nur zu beachten. Eine der wichtigsten Aufgaben würde eine synchronistische Tabelle sein. Bedenken wir z. B., daß 1861, also in dem Jahre, als Cornelius aus Rom nach Berlin zurückkehrte, um die Camposantokartons auszuführen, und Overbeck seine sieben Sakramente vollendete, Menzel sein Krönungsbild schuf, Makart mit seinen ersten Werken hervortrat und Böcklin bereits seine erste „Villa am Meer" und seinen „Panischen Schrecken" gemalt hatte, und daß in demselben Jahre Delacroix noch in St. Sulpice arbeitete, während Puvis de Chavannes bereits seine Wandbilder in Amiens begann und Manet zum erstenmal ausstellte, so gibt dies uns ein eindrucksvolleres Bild von der Vielgestaltigkeit der modernen europäischen Kunst als alle erzählenden Kunstgeschichten. Die Ausstellung konnte also nur eine Auswahl bringen — und jede Auswahl muß subjektiv sein. Da sie aber nicht von einem einzelnen veranstaltet wurde, der seinen ganz persönlichen Geschmack hätte zum Ausdruck bringen können, sondern von mehreren, in vielem übereinstimmenden, in manchem aber auch weit auseinandergehenden Männern, so kreuzen sich die Werturteile in ihr zuweilen in eigentümlicher, aber darum nicht minder interessanter Weise.

Als leitender Gedanke für das Unternehmen wurde aufgestellt, in möglichst großer Anzahl solche Werke zu bringen, die, wenn auch nicht dem Forscher, so doch den weiteren Kreisen der Öffentlichkeit bisher unbekannt waren. Und zwar handelte es sich dabei ebensowohl um Werke ganz vergessener Künstler wie um solche, die wohlbekannte Meister von einer neuen oder ungewohnten Seite zeigen. Das Bild, das bisher von der Entwicklung der deutschen Kunst ausgemalt worden war, sollte ergänzt und berichtigt werden. Von diesem Standpunkt der Ergänzung aus aber wäre es vielleicht vorzuziehen gewesen, die Ausstellung in ein Gebäude außerhalb der Nationalgalerie zu legen. Gerade der Vergleich der bisher wenig beachteten, wenn nicht verachteten Kleinmeister mit der Monumentalkunst der Cornelius und Kaulbach oder der großen Einsamen der späteren Zeit mit der offiziellen Münchner und Berliner Malerei wäre ungemein fruchtbar gewesen. So wie sich das Bild jetzt darbietet, gewinnt es den Anschein, als ob man die Monumentalkunst jener gefeierten Größen und mit ihnen die Historienmalerei der Piloty und Makart geradezu aus der Kunstgeschichte ausmerzen wollte, und das ist doch sicherlich nicht die Absicht gewesen. Ein zweiter Grundsatz war es, die Künstler nach Städten zu gruppieren und so der geschlosseneren, im wesentlichen in Paris zentralisierten französischen Kunst ein Bild der mannigfach geteilten, den örtlichen Verhältnissen entsprechend ganz verschieden entwickelten deutschen Kunst gegenüberzustellen; ein dritter, möglichst viele Künstler zu Worte kommen zu lassen, trotzdem aber die eigentlichen oder wenigstens als solche jetzt in Geltung stehenden Heroen so reich wie möglich vertreten zu sehen. Die Anordnung ist nun so getroffen, daß in dem Annex der Ausstellung, den Räumen des ehemaligen Antiquariums im Neuen Museum, außer den Handzeichnungen im wesentlichen solche Werke aufgehängt sind, die die Lage der Kunst beim Beginn der neuen

Ära veranschaulichen. Diese erste Periode findet ihre Fortsetzung im obersten Stockwerk der Nationalgalerie. Daran schließen sich die Säle mit den zumeist in Italien tätigen Klassizisten und Nazarenern und die Hamburger und Wiener Kabinette. Im mittleren Stockwerk finden wir Berlin, München, Düsseldorf, Dresden, Frankfurt, Stuttgart usw., im unteren die keiner bestimmten Schule anzugliedernden Feuerbach, Marées, Leibl, Böcklin und Jugendwerke der jetzt noch lebenden spezifisch modernen Meister.

Diese Grundsätze und ihre Durchführung haben ebenso enthusiastische Bewunderer wie leidenschaftliche Gegner gefunden. Und zwar sind, was sicher kein schlechtes Zeichen ist, ebenso von links wie von rechts Gegner erstanden. Nicht alle Vorwürfe sind unberechtigt. Neben einigen schwer zu entschuldigenden Unterlassungssünden begegnen wir ebenso seltsamen Bevorzugungen. Es ist nicht zu umgehen, daß auch auf diesen Seiten einige davon zur Sprache kommen. Aber dadurch wollen wir uns die Freude an dem schönen und großartigen Unternehmen nicht vergällen lassen. Ein ungemein wertvolles, an Anregungen wie Genüssen reiches Material, wie es vielleicht nie wieder zusammenkommen wird, ist hier vor uns ausgebreitet. Überall bieten sich Anhaltspunkte zur Klärung und Ergänzung unsrer Anschauungen, überall aber tauchen auch neue Probleme auf. Einige dieser Ergebnisse darzulegen und einige dieser Probleme zu berühren, vielleicht auch die Wege zu bezeichnen, auf denen sie gelöst werden können, ist der Zweck der folgenden Ausführungen.

I.

Die Geschichte der europäischen Kunst des 19. Jahrhunderts ist im wesentlichen die Geschichte der Sezessionisten, die Geschichte eines fortwährenden Kampfes der Einsamen gegen die Masse, der Unabhängigen gegen die Akademien. Mit dem siegreichen Sturmlaufe Davids gegen die Schule Bouchers und van Loos, mit dem tragischen Unterliegen Asmus Carstens' begannen die Geschichtschreiber der französischen und deutschen Kunst ihre Werke. Sezessionisten waren die Klosterbrüder von San Isidoro, die die längst entschlafene Freskomalerei zu neuem Leben erwecken wollten, die Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich. Ein fortwährender Kampf gegen die Akademie war das Leben des großen Eugène Delacroix. Sezessionisten waren auch die Maler von Barbizon und die englischen Präraphaeliten. Und so geht es weiter über Courbet und Manet, Feuerbach und Böcklin, Watts und Whistler. Noch heute stellen Degas, Monet, Renoir und ihre Freunde niemals in den Salons aus. Natürlich darf man diese Sezessionisten nicht mit unsern Sezessionen verwechseln. Diese wohlorganisierten und zu einer gewissen Machtstellung gelangten Interessengesellschaften haben mit jenen in kleinen Häuflein oder ganz allein stehenden Künstlern nichts gemein. Aber der Wille zur Macht ist fast in jedem Menschen, in jedem starken Menschen lebendig. So wurde der ehemals verfemte Ingres, als er zur Anerkennung gelangt war, tyrannischer als seine Vorgänger; so pflegte der Akademiegegner Cornelius, als er Direktor geworden war, nicht die Individualitäten seiner Schüler, sondern zog unpersönliche Cornelianer heran.

Die Persönlichkeit, das Eigene ist es, was wir am bildenden Künstler schätzen. Aber dieses Persönliche hat nichts mit Originalitätssucht oder Eigenbrödelei zu schaffen. Niemand darf sich heute unterfangen, die Kunst von vorn zu beginnen. Die geistige Ahnenreihe, die an der Wiege der modernen Künstler steht, läßt sich nicht ausstreichen, und das Erbteil, das sie ihm hinterlassen, leichtsinnig über Bord zu werfen, wäre ebenso töricht wie frevelhaft. So ist gegen den akademischen Unterricht an sich nichts einzuwenden. „Darum, ihr angehenden Kunstjünger," heißt es in den Aphorismen Anselm Feuerbachs, „besucht den akademischen Elementarunterricht, er kommt am billigsten. Wer dann unter euch ein gottbegnadeter Flötenspieler ist, der rettet sich zur rechten Zeit und bläst die eigene Melodie." Aber der Lehrer darf den Geist nicht in spanische Stiefeln einschnüren, darf nie vergessen, daß nur das Technische sich lernen läßt. Vielleicht kommt es daher, daß die besten Lehrmeister des 19. Jahrhunderts keineswegs auch die besten Künstler und daß umgekehrt die hervorragendsten Künstler zum Teil recht schlechte Lehrer gewesen sind. Wie bei den französischen Jubelausstellungen Lehrer wie Pierre Guérin, der Genies von der Selbständigkeit eines Delacroix und Géricault herangebildet hat, wie Couture und Cogniet bescheiden im Hintergrunde standen, so finden wir jetzt nur ein Bild von Wilhelm Schadow, dem Lehrmeister der ganzen Düsseldorfer Schule, und nur ganz wenige, obendrein nachträglich eingefügte von Dietz und Löffz und selbst von Piloty, der so verschiedene Meister wie Makart, Lenbach, Defregger, Max erzogen und als Lehrer niemals ihre Verehrung eingebüßt hat. Die Leistungen dieser Männer sind nun keineswegs so gering, daß sie nicht einen besseren Platz verdient hätten; aber merkwürdig ist es doch, daß man es überhaupt wagen durfte, sie beinahe auszuschalten, ohne daß allzu empfindliche Lücken entstanden wären. Vielleicht wäre es aber schon um deswillen gut gewesen, größere Bilder von ihnen zu zeigen, um den Grad ihres Einflusses auf die Schüler darzutun. Dann hätte man freilich auch Werke der ausländischen Künstler bringen müssen, bei denen die Deutschen in die Schule gegangen sind und deren Einfluß mindestens ebenso stark gewesen ist. Kolbe und Schick gingen zu David, Amerling zu Horace Vernet, Hildebrandt und Hoguet zu Isabey; Feuerbach verdankte nach seinem eigenen Ausspruch das, was er geworden, „zunächst den modernen Franzosen von achtundvierzig"; Knaus, Henneberg und viele andre lernten bei Couture, der Schafmaler Brendel bei Troyon, der Landschafter Lier bei Dupré, der Frankfurter Burnitz war zehn Jahre in Paris, Liebermann wurde von Millet und Israels beeinflußt, Leibl verdankt Courbet unendlich viel. Läßt sich schon diese Liste fast ins Unendliche verlängern, so ist die Liste derjenigen Deutschen noch viel größer, die, ohne selbst nach Antwerpen oder Paris zu gehen, den Einfluß nach Deutschland gekommener ausländischer Werke mittelbar oder unmittelbar erfuhren.

Die deutsche Kunstgeschichte im 19. Jahrhundert läßt sich nur vom internationalen Standpunkt, im Zusammenhang mit der gesamten europäischen Kunstgeschichte schreiben. Wir wissen heute, daß im frühen Mittelalter kleinasiatische, syrische, byzantinische Künstler nach Südfrankreich und den Rheinlanden

gekommen sind; wir lernen von Tag zu Tag mehr die engen Beziehungen kennen, die zur Zeit der Gotik und der Frührenaissance zwischen Flandern, Burgund und Italien geherrscht haben; wir kennen die Übermacht der italienischen Kunst im 16., der französischen im 18. Jahrhundert. Aber was ist das alles gegen die unaufhörlichen, in ihrer Mannigfaltigkeit kaum entwirrbaren Wechselbeziehungen der europäischen Länder im 19. Jahrhundert! Unter den 428 Männern, die der Enkel von Louis David als Schüler des großen Diktators der französischen Kunst aufzählt, befinden sich Deutsche, Belgier, Holländer, Italiener, Spanier, Engländer, Amerikaner. Ebenso leben in Rom Angehörige aller Nationen friedlich nebeneinander. Schleswig-Holsteiner, Hamburger, Pommern treffen in Kopenhagen mit Norwegern zusammen und lernen dort bei Meistern, die in Frankreich gebildet sind. Géricault und später Delacroix gehen nach England; umgekehrt kommen Constable, Bonington, Fielding nach Paris. Kurz darauf beginnt der Zug der französischen Maler nach dem Orient. Wilkies Bilder oder Stiche nach ihnen gelangen nach Düsseldorf, München und Wien und tragen nicht wenig zum Aufschwung der Genremalerei bei. Belgische Bilder verursachen 1842 auf ihrem Zuge durch Deutschland geradezu eine Revolution und bilden den Anstoß zu der unaufhörlichen Wanderung deutscher Künstler nach Antwerpen und Paris. Aber Düsseldorf hat inzwischen selbst Weltruf gewonnen und zieht Skandinavier und Amerikaner an, die hier ganze Kolonien gründen. Später kommt München an die Reihe, wo außer den Angehörigen der genannten Völker besonders Polen, Ungarn, Russen lernen, und wird dann wiederum von Paris abgelöst. Die Franzosen Bonnat, Carolus-Duran, Manet, Regnault gehen nach Spanien. Und schließlich beginnt wiederum in Paris der Siegeszug der japanischen Kunst, in deren Gefolgschaft der Impressionismus auftritt.

Man spricht in der Geschichtschreibung soviel von geistigen und künstlerischen Strömungen. Nirgends ist der Ausdruck besser angebracht als bei unserm Gegenstande. Bald hier, bald da, oft an der Peripherie, zuweilen aber auch mitten im Lande beginnt solch eine Strömung und setzt nun ihre Wellenbewegung in einer Richtung oder in konzentrischen Kreisen fort. Selten bleibt sie auf ein Land beschränkt, selten freilich auch ergreift sie alle Länder. Oft geht sie bald wieder vorüber, manchmal aber erstreckt sie sich auch auf Jahrzehnte und wirkt über oder unter andern Strömungen noch fort. So greift die historisch-koloristische Richtung, die schon unterm ersten Kaiserreich in Frankreich eingesetzt und dann in Delacroix ein Genie, in Horace Vernet, Delaroche und ihren Genossen weitwirkende Talente hervorgebracht hat, um 1830 nach Belgien über, kommt erst in den 40er Jahren nach Deutschland, schlägt hier immer höhere Wellen, versandet dann allmählich, ist aber in ihren letzten Wirkungen, z. B. in den Werken des Ungarn Benczur und seiner Schüler, noch bis auf unsre Tage zu spüren. Meist gehen die Strömungen von Paris aus, seltener von England, am seltensten von Deutschland. Das ist eine für unsre Chauvinisten unbequeme, aber nicht wegzuleugnende Tatsache. Durch und durch französisch ist der pathetische Klassizismus von Louis David, der in Deutschland nicht sehr viele, in Spanien, Italien und den Niederlanden

umsomehr Anhänger gefunden hat. Echt deutsch ist dagegen das Nazarenertum, das wiederum in Frankreich nur einige kirchliche Maler, wie Orsel und Périn, beeinflußt, aber unzweifelhaft wenigstens mittelbar — die Forschungen darüber sind noch nicht abgeschlossen — den Anstoß zum englischen Präraphaelismus gegeben hat. Ganz französisch ist die historisch-koloristische Richtung, deren Verbreitung wir eben geschildert haben. Die klassische Landschaftsmalerei hat schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Josef Anton Koch ihren höchsten Ausdruck gefunden; aber im Grunde genommen geht sie doch auf die beiden Poussin, also auf Franzosen, zurück. Die intime Landschaftsmalerei hat in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht und erst von hier aus ihren Siegeszug über alle Länder angetreten, aber sie leitet sich von Constable und der englischen Schule her, die ihrerseits von den alten Holländern abhängig sind. Von Paris kommen dann wieder der Naturalismus, die Freilichtmalerei, der Impressionismus.

Schon die kurze Aufzählung der allerwichtigsten Strömungen aber führt uns zu einer weitern Erkenntnis: daß sie nicht erklärt werden können ohne die Heranziehung der alten Meister. Hinter der gesamten Kunstentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts stehen die alten Meister. Sie bestimmen ihre Geschicke gewissermaßen hinter den Kulissen wie die Götter des alten Griechenlands. Selbst die revolutionärsten Maler beugen sich ihnen. „Ich habe keinen Lehrer gehabt außer der Natur und den alten Meistern," so klingt es aus einer großen Zahl von Bekenntnissen wieder. „Studiert die Natur und die alten Meister," so ruft Feuerbach den Kunstjüngern zu. „Die einzige Stütze, die der Künstler von Zeit zu Zeit gebrauchen darf, um seinen Gang zu festigen, ist ein Blick auf die Werke der Meister und zwar der besten" — heißt es bei Corot. Hinter David stehen die römischen Reliefs, hinter Carstens die Antiken des Kopenhagener Museums, hinter Ingres Raphael, hinter den Nazarenern die italienischen Quattrocentisten, hinter Delacroix Rubens und Veronese, hinter Cornelius Dürer und Michelangelo, hinter Koch Poussin, hinter Rousseau Ruisdael, hinter Troyon Cuyp, und so geht es fort fast ohne Ausnahme. Man könnte bei einer Geschichte der modernen Kunst geradezu die Namen Raphael, Rubens, Velazquez usw. über die Hauptkapitel setzen. Natürlich beziehen sich diese Einwirkungen im wesentlichen auf die Form und die Farbe, weniger auf den Inhalt der Gemälde.

So bietet sich uns das folgende Bild: die durch die stets wachsende Kenntnis und Wertschätzung der alten Meister bewirkten Änderungen der Farben- und Formanschauungen rufen im Verein mit den Wandlungen des gesamten geistigen Lebens Strömungen im Kunstleben hervor, die meist über die Grenzen der einzelnen Länder übergreifen. Diese Strömungen lösen sich nicht immer eigentlich ab, sondern sind nacheinander einsetzenden parallelen Linien vergleichbar, von denen die spätere schon erloschen sein kann, wenn die frühere immer noch andauert. Die Rolle der großen Künstler war es, diese Strömungen vorzubereiten oder zum Siege zu führen.

II.

Die Geschichte der neuen deutschen Kunst beginnt mit Jakob Asmus Carstens. Er war es, der dem handwerksmäßigen „lau-liederlichen" Betriebe der Akademien gegenüber der Kunst neue Ideale wies, der der Formlosigkeit des absterbenden Barock die strenge Schönheit der Antike gegenüberstellte. So ungefähr lautete seit Carstens' Freund Fernow die zum Dogma gewordene Formel, mit der fast ein Jahrhundert lang alle geschichtlichen Darstellungen der neueren deutschen Kunst anhoben. Der Müllerssohn von St. Jürgens und seine Anhänger waren Träumer, die unter dem Einfluß einer mißverstandenen Antike der handwerklich tüchtigen bürgerlichen Kunst eine im Grunde rein dilettantische Malerei für die Gebildeten entgegensetzten. So umgekehrt heißt etwa das Glaubensbekenntnis, das von radikalen Kunstschreibern unsrer Tage verkündet wird. Ist es nicht merkwürdig, daß es keiner von beiden Parteien eingefallen ist, Beweise für ihre Behauptungen zu suchen? Die deutsche Malerei vor Carstens' und zur Zeit Carstens ist vielleicht das am schlechtesten angebaute Gebiet der gesamten deutschen Kunstgeschichte. Es gibt nicht nur keine zuverlässige Darstellung der Lage der deutschen Malerei um 1780–1790, sondern nicht einmal ernsthafte Versuche einer solchen.

Leider heilt nun auch die Jahrhundertausstellung die offene Wunde nicht, auf die wir den Finger gelegt haben. Man hat sich bemüht, die unserm Geschmack am weitesten entgegenkommenden Werke der damaligen Zeit zusammenzubringen, und es ist in der Tat geglückt, mehrere Säle mit vortrefflichen Werken zu füllen. Allein diese Säle enthalten fast ausschließlich Bildnisse; und daß die Porträtkunst, unter treuer Wahrung der französischen Traditionen und teilweise unter italienischem und englischem Einfluß, damals noch einen hohen Grad der Vollkommenheit besaß, das ist nie geleugnet worden. Wir kannten und liebten sie seit langem, diese sprudelnd lebendigen, so vortrefflich gezeichneten und locker gemalten Köpfe des prächtigen Schweizers Anton Graff, diese effektvollen Repräsentationsstücke des Südtirolers Lampi, diese ehrlichen schlicht bürgerlichen Arbeiten der Künstlerfamilie Tischbein. Und wenn zu diesen Namen, die längst einen guten Klang in der Kunstgeschichte haben, einige weniger bekannte oder sogar neue kommen, wie der Württemberger August Friedrich Oelenhainz oder der in München schaffende Grazer Johann Georg Edlinger, so werden unsre Kenntnisse dadurch bereichert, aber nicht verändert. Bei der Genremalerei begegnen wir nur dem einzigen Chodowiecki; und bei ihm wird die Wirkung seiner traulichen Bürgerstuben durch ein paar Szenen im Freien beeinträchtigt, die offensichtliche und obendrein talentlose Nachahmungen der Bilder Watteaus und seiner Schule in Sanssouci sind. So wird durch diese Werke Wasser auf beide Mühlen gegossen. Wieviel lebendiger und wieviel malerischer, sagen die einen, sind diese Bildnisse als die der Nazarener und Klassizisten. Die andern aber können dem mit ebensoviel Recht entgegenhalten, daß die Porträtkunst keinen ausreichenden Maßstab für die Leistungen einer Epoche zu liefern vermag, ja, daß es selbst in den Zeiten des tiefsten Verfalls immer noch vortreffliche Bildnismaler gegeben hat.

Aber das Problem Carstens liegt auf einer ganz andern Seite. Dieser Schleswiger wandte sich ebensowenig gegen Graff und Chodowiecki, wie David den prächtigen La Tour oder den wackern Chardin bekämpft hatte. Sein Zorn richtete sich gegen den akademischen Betrieb, gegen die handwerksmäßige Fabrikation seelenloser allegorischer, mythologischer und geschichtlicher Kompositionen. Wenn man das Neue erkennen will, das er im Sinne hatte, so muß man seine Zeichnungen etwa mit den Bildern eines Rode oder Weitsch vergleichen. Und dazu bietet die Jahrhundertausstellung leider keine Gelegenheit. Aber Carstens schoß weit über das Ziel hinaus. Er verwarf nicht nur das mechanische Zeichnen nach dem Gips, sondern auch das Zeichnen nach dem lebenden Akt, dessen Wiedereinführung doch als einer der Hauptverdienste Davids gerühmt wird. Sein Kampf — das ist bisher meines Wissens nie betont worden — war nicht der des Klassizisten gegen das ausgehende Barock. Der Klassizismus Mengsischer oder französischer Observanz war schon vor seinem Auftreten auf dem besten Wege, überall in Deutschland durchzudringen (man denke an Hetsch in Stuttgart, an Füger in Wien). Es war der Kampf des empfindenden Künstlers gegen die Routine. Deshalb liegt auch seine Kunst der der Nazarener gar nicht so fern, trotz des ungeheuren Abstandes zwischen dem heidnischen Altertum und dem christlichen Mittelalter.

Der „gereinigte" Klassizismus hat in der Malerei keine bedeutende Rolle gespielt. Architektur und Bildhauerkunst konnten sich von den antiken Tempeln und Bildwerken immer neue Anregungen holen, die Maler mußten bald einsehen, daß Statuen keine Vorbilder für Ölbilder abgeben können. Asmus Carstens, der sich in großem Wollen verzehrte, blieb denn auch ziemlich vereinzelt. Josef Anton Koch, der eine so rührende Anhänglichkeit an ihn besaß, ist doch ganz andre Wege gegangen; bei dem in der Ausstellung leider nicht vertretenen Eberhard Wächter, der ebenfalls zu seinen glühendsten Bewunderern zählte, sind die französischen Einflüsse viel stärker sichtbar als die in Rom gewonnenen; und selbst über Gottlieb Schick, der seinen französischen Aufenthalt direkt bedauerte, meinte Wilhelm Schadow, daß die Pariser Jahre ihm vorteilhafter gewesen seien, als er glaubte. Das Erfreulichste an seinen Werken ist in der Tat die gute französische Schulung. Seine „Eitelkeit", ein lebensgroßes nacktes Mädchen, das sein Bild im Wasserspiegel betrachtet, könnte fast von Girodet-Trioson herrühren. Wo er „Mengsisch" wird, wie in seinem einstmals hochberühmten „Apollo unter den Hirten", wirkt er auf uns kaum mehr erträglich. Zu vortrefflicher Geltung kommen die Bildnisse der Familie Humboldt aus Tegel. Das Bildnis Caroline von Dachröders, der Gemahlin Wilhelms, besitzt jetzt, wo ihr Briefwechsel soeben veröffentlicht worden ist, geradezu aktuelle Bedeutung. Im roten offenen Leibchen und grünen Rock sitzt sie auf einem Empire-Sessel, die Gitarre in der Hand nachdenklich den Beschauer anblickend. Aus dem gleichen Jahre (1809) stammt das Doppelbildnis ihrer Kinder Adelheid und Gabriele. Nicht weit davon hängt ein ziemlich süßes, aber entzückendes Bild der inzwischen zur Jungfrau erblühten Gabriele von Wilhelm Schadow. In der Vase mit Lilien und Rosen, dem Bassin mit Goldfischen, den sich schnäbelnden Turteltauben kündet

sich das Haupt der Düsseldorfer Schule an. So reichen sich im Humboldtschen Kreise Klassizisten, Nazarener und Genremaler die Hand.

Weitaus die bedeutendsten aus dem klassischen römischen Kreise sind die Landschafter. Merkwürdig, daß hier ein Genre zu hoher Blüte gedieh, das man in Paris verächtlich über die Achsel ansah — „un genre qu'on ne devrait pas traiter," heißt es bei einem gleichzeitigen französischen Akademiker. Und noch merkwürdiger vielleicht, daß diese in Rom lebenden Deutschen sich gerade bei den Franzosen, bei Claude Lorrain und den beiden Poussin, ihre besten Anregungen holten. Der Saal mit den Werken Josef Anton Kochs und noch mehr seine Ergänzung in der Zeichnungsabteilung gehören zu den Glanzpunkten der Ausstellung. Wie machtvoll tritt dieser „durch und durch lebensfrohe, immer erfindende und arbeitende" Mann (so nennt ihn Niebuhr) hervor; stets wirkt er groß, stets männlich. Mit welchem Verständnis für die geologische Struktur zeichnete er seine Berge, wie individuell sind seine Bäume behandelt! Einige seiner Zeichnungen kann man getrost neben die Claude Lorrains stellen. Und zu wie gewaltigen Kompositionen wußte er diese Natureindrücke zusammenzufassen! „Landschaft im Charakter des Albanergebirges", diese im damaligen Kunstjargon so häufig wiederkehrende Art der Bezeichnung paßt auf seine Bilder ganz besonders gut; denn keiner hat das besser getroffen, was wir den Charakter einer Landschaft nennen. Seine Werke stehen im schroffsten Gegensatze zu denen der Impressionisten. Während bei diesen der Blick sich nur am farbigen Abglanz der Dinge freut, wandert bei ihm das Auge von Felsblock zu Felsblock, von Baum zu Baum, von Bergkette zu Bergkette, bis er sich in der Ferne verliert. Welche Phantasiefülle offenbart sich überall, in den landschaftlichen Motiven wie in den Figuren und Figurengruppen, mit denen er seine Bilder bevölkert. Immer wieder entdeckt man in ihnen Neues. Dieses Gegenständliche, diese Freude am Erzählen sind echt klassisch.

Wir kennen aus Richters Selbstbiographie einen großen Teil der Landschafter, die sich anfangs der zwanziger Jahre zum Teil schon seit langem in Rom befanden und bewundernd an dem „Alten" hingen. Aber sie gestalteten sich in uns nicht zu greifbaren Persönlichkeiten, weil die Anschauung gänzlich fehlte oder sich nur auf ganz vereinzelte und oft unbedeutende Bilder gründete. Manche aus dem Kreise waren damals übrigens schon aus dem Leben geschieden, ehe sich ihr Talent voll entfalten konnte, und lebten nur noch im warmen Andenken der Genossen fort: so der unglückliche Erhard, der sich selbst erschoß, so Karl Fohr, der im Alter von nur dreiundzwanzig Jahren im Tiber ertrank, so der Weimarer Franz Horny; und andre, wie Heinrich Reinhold aus Gera und Ernst Fries aus Heidelberg, folgten ihnen ebenfalls in der Blüte der Jugend. Hier sehen wir nun, daß die in allen alten Handbüchern wiederkehrende Wendung, daß sie „die schönsten Hoffnungen erweckten", keine leere Phrase gewesen ist. Mochten sie sich mehr der gemütvollen Auffassung der Nazarener nähern oder mehr der strengeren Weise Kochs huldigen, sie alle faßten ihre Aufgabe mit demselben tiefen Ernst auf und studierten mit derselben Eindringlichkeit die Einzelformen der Natur, ohne den Blick für das

Ganze darüber zu verlieren. Freilich hielt das Farbengefühl mit diesem starken Formgefühl meist nicht Schritt, so daß ihre Zeichnungen uns heute mehr sagen als die Ölgemälde. Doch hat z. B. Erhard in einigen seiner Aquarelle eine höchst beachtenswerte Feinheit der Lufttöne erreicht. Malerisch das Beste aber hat wohl jener Martin Rohden geschaffen, der schon 1805 in „Winckelmann und sein Jahrhundert" von dem Weimarer Kreise lobend erwähnt wird, von dem ich aber wenigstens mit Bewußtsein niemals ein Bild in einer öffentlichen Sammlung gesehen hatte. In alten Kunsthandbüchern liest man von seiner „bewunderungswürdigen Treue in Nachbildung des einzelnen", von seinem „Fleiße, der manchmal an Ängstlichkeit grenzt", oder von der dazu stimmenden spöttischen Äußerung des alten Reinhart, er zählte jedes Blatt an den Bäumen. Dem in Deutschland lebenden norwegischen Maler und Sammler Bernt Grönvold ist es nun gelungen, eine Anzahl Bilder dieses Rohden zusammenzubringen, die den Vorwurf der Kleinlichkeit in der Einzelausführung allerdings rechtfertigen, zugleich aber eine Freiheit in der Komposition, eine Schönheit des Tones und eine Feinheit der Luftperspektive — ganz ohne den beliebten braunen Vordergrund — zeigen, wie sie damals fast unerhört waren. Sie bieten eine Parallele zu den Frühwerken Corots, der ja um die Mitte der zwanziger Jahre zum erstenmal in Rom war. So berührt sich die klassische Landschaft mit der Stimmungslandschaft. Rohden, Fohr, Richter und viele andre dieses Kreises stehen zwischen beiden Richtungen mitten inne. Die eigentlich romantische Landschaft aber hatte ihren Ursprung nicht in Italien, sondern im deutschen Norden, an den Ufern der Nordsee und Ostsee.

III.

Wenn früher von dem Entstehen der romantischen Malerei in Deutschland die Rede war, so wurde wohl auf den Einfluß der Schriften von Tieck und Wackenroder hingewiesen, auf die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Sternbalds Wanderungen, die Phantasien über Kunst, in denen die Werke der Gotik und Albrecht Dürers als die echt deutsche Kunst gepriesen, innerliche Einfalt, seelische Schönheit, mystische Bedeutung über die gleißende äußere Pracht gestellt werden. Dann aber gingen die Geschichtschreiber gleich auf die Jugendwerke des Cornelius oder auf die jungen Norddeutschen Pforr und Overbeck über, die sich 1810 in Wien gegen den Drill der Akademie empörten und über die Alpen nach Rom zogen, um in klösterlicher Abgeschiedenheit an der Wiedererweckung der deutschen Kunst zu arbeiten. Die eigentlichen Vorläufer der Romantik, der Greifswalder Caspar David Friedrich und der aus Wolgast stammende, dann in Hamburg lebende Philipp Otto Runge, fehlen z. B. bei Rosenberg noch gänzlich. Muther hat dann im Anschluß an Lichtwarks Forschungen Runge eine vielleicht zu weitgehende Bedeutung zugewiesen, Friedrich aber ebenfalls noch nicht erwähnt. In der deutschen Jahrhundertausstellung ist uns nun zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, ein klares Urteil über diese beiden merkwürdigen Menschen zu gewinnen. Von Runge sind zehn Bilder und eine Menge Zeichnungen aus-

gestellt, Friedrich hat man sogar zwei ganze Räume zugewiesen. Beide haben einen Teil ihrer Ausbildung in Kopenhagen genossen, beide sind dann in Dresden gewesen, das mit seinem katholischen Hofzeremoniell, seiner glänzenden Kirchenmusik, seiner Gemäldegalerie so recht zum Mittelpunkt der Romantik paßte — Friedrich seit 1795 dauernd, Runge von 1801—1804 —, und beide haben in Beziehungen zu Friedrich Tieck und Friedrich Schlegel gestanden. Ob sie aber untereinander Verkehr gepflogen, ob der ältere auf den jüngeren bestimmend eingewirkt hat, ist zweifelhaft. Äußerlich sind ihre Werke sehr verschieden, der Geist aber, der sie beseelt, ist im Grunde derselbe.

„Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saust durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde rötet sich der Äther, und die Sonne erleuchtet die Welt, das Tal dampft, und ich werfe mich im Grase unter funkelnden Tautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönet in einem Akkord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf und fliegt umher in dem unermeßlichen Raum um mich, es ist kein unten und kein oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: hier ist das Höchste, was wir ahnen — Gott!"

In diesen Worten, die 1802 in Dresden niedergeschrieben worden sind, ist die pantheistische, überschwengliche Naturanbetung Runges ausgesprochen; aber passen sie nicht auch auf die Bilder Friedrichs, der, wie Tieck sagt: „jene religiöse Stimmung und Aufreizung, die seit kurzem unsre deutsche Welt wieder auf eigentümliche Weise zu beleben scheint, eine feierliche Wehmut feinsinnig in landschaftlichen Vorwürfen auszudrücken und anzudeuten sucht?"

Und ebenso steigen Friedrichsche „Mondscheinbilder" vor uns auf, wenn wir ein paar Seiten weiter lesen:

„Ist es nicht sonderbar, daß wir klar und deutlich unser ganzes Leben empfinden, wenn wir dicke, schwere Wolken bald dem Monde vorbeieilen, bald ihre Ränder von dem Monde vergoldet, bald die Wolken den Mond völlig verschlingen sehen?"

Seelenstimmungen durch Naturschauspiele wiederzugeben, ist das Ziel von Friedrichs Kunst. Seine Stimmungslandschaften aber gleichen keineswegs denen unsrer Modernen, die den Natureindruck möglichst im Fluge erhaschen und auf die Leinwand zaubern möchten, sondern sie sind Rekonstruktionen, Verdichtungen, Steigerungen von Eindrücken, die der Maler draußen gehabt hat. Sie sollen gar nicht im banalen Sinne naturwahr sein, sondern nur wahr wirken. Um so merkwürdiger ist es, daß dieser Künstler, der seinen Freunden empfahl, das äußere Auge zu schließen, um mit dem innern um so deutlicher zu sehen, Impressionen gegeben hat, für die unsre Augen erst in jüngster Zeit wieder empfänglich geworden sind. So malte er den Kampf der Morgensonne mit den Nebelmassen, die am frischen Sommermorgen zwischen den Bergketten lagern, oder das flüssige Gold des östlichen Himmels unmittelbar vor Sonnenaufgang. Er kennt auch schon den Reiz jener Dämmerungsstunden, die Whistler so liebte, „wo der Philister nach Hause geht, weil er nichts mehr sieht", und er sucht jene Nebelstimmungen wiederzugeben, wo Himmel und Wasser zu einer Masse verschmelzen und alle Gegenstände darin

untergehen. Diese Bilder besitzen nicht die Farbenkraft und die Energie des Vortrags eines Constable; sie sind zuweilen wässrig und fast flau. Aber sie sind so eigenartig, so durchaus neu in der deutschen Kunst, daß sie ihrem Urheber trotz allem einen Ehrenplatz in der Geschichte sichern.

Weit komplizierter als die Kunst Friedrichs ist die Runges, der sich selbst die „exekutive Kraft des Geistes der Romantiker" genannt hat. Dem Schüler Kosegartens und leidenschaftlichen Verehrer Jakob Böhmes wurde die ganze Kunst nur zu einem Zweige der Theosophie. Wie die Formen, so sind auch die Farben für ihn nur Symbole. Dem Weiß des Lichtes und dem Schwarz der Finsternis stellt er die drei Grundfarben Blau, Rot und Gelb als die Dreieinigkeit des Vaters, des Mittlers und des Tröfters gegenüber. So sind die vier großen Kompositionen der Tageszeiten, die das Hauptwerk seines Lebens bilden sollten und von denen nur eine in Farben ausgeführt war, als der Tod ihn abrief, für uns im eigentlichen Sinne Hieroglyphen, bei denen jedes Ding etwas anders bedeutet, als wir sehen. Von einem wirklichen künstlerischen Genuß kann dabei trotz einer Fülle der reizendsten Einzelheiten nicht die Rede sein. Ja selbst vor seinen Bildnissen kommt keine reine Freude auf, weil die Größe der Auffassung und die Tiefe des Empfindens durch Übertreibung des Ausdrucks und Ungeschmack der Farbengebung empfindlich beeinträchtigt werden. Es ist seltsam, daß es diesem Anbeter der Farbe, der einen Entwurf zu einer Farbenlehre geschrieben und mit Goethe darüber korrespondiert hat, unmöglich war, eine große Komposition harmonisch zusammenzustimmen. Am ehesten ist es ihm noch bei seinem großen Kinderbilde gelungen. Man hat bewundernd darauf hingewiesen, daß er zuerst in der modernen Kunst farbige Reflexe und Schatten gemalt hat. Aber diese scheinen bei ihm mehr aus theoretischen Erwägungen als aus wirklicher Beobachtung der Natur hervorgegangen zu sein. Wie er dabei verfuhr, kann man am deutlichsten aus seiner wie ein Chamäleon schillernden Untermalung einer Ruhe auf der Flucht nach Ägypten ersehen. Gewähren also Runges Malereien nur einen problematischen Genuß, so kann man an seinen Zeichnungen das innigste Vergnügen haben. Besonders Kinder und Blumen hat er mit einer ungemeinen Liebe und Sorgfalt studiert und wiedergegeben und aus ihnen das entzückendste ornamentale Rankenwerk geschaffen. So ist Runge eine der merkwürdigsten Erscheinungen aus den Flegeljahren der deutschen Romantik; bizarr und anmutig, pietistisch verträumt und verstiegen und doch mit einem feinen Auge für die Wirklichkeit begabt. Das Studium seiner Werke gibt uns eine Fülle von Anregungen; gegen das Beginnen, diese Werke als Großtaten der Malerei auszugeben, sie gegen Cornelius auszuspielen, müssen wir aber Protest einlegen.

Daß Runge auf den aus Lübeck stammenden Friedrich Overbeck stark eingewirkt hat, ist kaum anzunehmen. Die einfache Frömmigkeit des Nazareners paßt nicht zu Runges theosophischem Überschwang, seine fast zaghafte, schüchterne Zeichnung nicht zu dessen kräftigem Stil. Seltsamerweise aber hat Runge auch in Hamburg, wo er schon 1810 starb, keinen so großen Einfluß ausgeübt, wie angenommen wurde. Das jüngere dortige Geschlecht, das dank Lichtwarks

Forschungen jetzt in deutlichen Umrissen vor uns steht, bewunderte ihn wohl, folgte aber seinen Bahnen nicht. Wie Overbeck und Pforr in Wien nach einem „bestimmten, einzig richtigen Umriß der Form im Gegensatz der schwankenden, nebelvollen" und flauen Zeit" suchten und sich die dünnsten Bleistifte für ihre Zeichnungen aussuchten, so lieben auch die Oldach, Milde, Speckter, Gensler den sauberen, spitzen Bleistift- und Pinselstrich. Ein merkwürdiges Geschlecht, diese jungen Hamburger Nazarener! Allesamt frühreif — einige malen schon mit sechzehn und siebzehn Jahren ganz respektable Bildnisse —, zum Teil jung gestorben, zum Teil auf Bahnen gedrängt, denen ihre liebenswürdigen Talente nicht gewachsen waren. Anzunehmen, daß sie durch Cornelius und Overbeck, auf die sie mit glühender Begeisterung schauten, „ruiniert" worden seien, das hieße denn doch die Sache auf den Kopf stellen. Wenn Erwin Speckter und Friedrich Wasmann später nur mäßige religiöse Bilder malten, sie, die früher die Natur so unbefangen anschauten, so beweist das doch nur, daß es etwas andres ist, einen der Phantasie entnommenen Stoff nach Form und Inhalt zu erschöpfen, als das Bildnis eines Freundes oder einen Landschaftsausschnitt auf der Leinwand festzuhalten. Aber schade ist es um sie, daß sie nicht in ihrem engen Kreise blieben, besonders um diesen Friedrich Wasmann, dessen Jugendwerke Bernt Grönvold bei einem Tiroler Kunsthändler entdeckt hat. Was für prächtige Landschaftsstudien befinden sich darunter, wie ausgezeichnet sind insbesondere die Gipfel des Hochgebirges und die vom feuchten Dunste erfüllten Täler gegeben! Der Einfluß des großen Norwegers Dahl, der seit 1818 in Dresden wirkte und den man deshalb mit vollem Rechte in die Jahrhundertausstellung eingegliedert hat, ist hier offenbar. Aber Dahl ist sicher wieder von Friedrich beeinflußt worden. Der zum Katholizismus übergetretene, bekehrungswütige und bigotte Madonnenmaler, zu dem sich Wasmann später entwickelte, mag allerdings seine reizenden Jugendwerke als Jugendsünden angesehen haben. Etwas spezifisch Hamburgisches ist bei diesem Künstler, der nach seinen Dresdner Studien nach München und 1832 nach Italien ging, nicht zu finden. Seine Bleistiftbildnisse sehen denen Speckters und Oldachs allerdings sehr ähnlich; bei allen dreien finden wir zwar eine feine Empfindung für die Linie, aber auch eine Ängstlichkeit in der Mache und eine dumpfe Gebundenheit im Ausdruck der Gesichter, die in einem unerfreulichen Gegensatz zu der Freiheit der früheren Epoche stehen. Aus solchem Holze werden keine wahrhaft großen Künstler geschnitzt. Einen fruchtbaren Boden für die Kunst gab jedenfalls das Hamburg jener Zeit nicht ab, aus dem sich auch die unfreien Geister hinaussehnten. Die kleinen Talente scheiterten draußen in der Fremde, die größeren, wie Christian Morgenstern, der Vater der deutschen Stimmungslandschaft, kamen erst dort zur Entfaltung.

Die längst nach Gebühr und zum Teil über Gebühr gewürdigten Nazarener, wie Cornelius, der ja später ganz andre Bahnen einschlug, Overbeck, Schnorr, Führich, erregen neben diesen neuentdeckten oder weiteren Kreisen noch wenig vertrauten Künstlern geringeres Interesse. Bei ihnen handelt es sich im wesentlichen um eine Nachlese. Von Cornelius, dessen Josefsbilder

mit den Lunetten von Veit und Overbeck als Probe aus den Fresken der Casa Bartholdy nicht verdeckt worden sind, finden wir eine Studie zu seinem ersten größern Werke, den jetzt übertünchten Fresken in St. Quirin zu Neuß, ein sehr merkwürdiges Bild „Minerva lehrt die Weberei", das ihn 1809, also zu einer Zeit, als er schon die Faustblätter zeichnete, noch ganz in den Bahnen des akademisch-französischen Klassizismus zeigt, und zwei Bildnisse aus dem folgenden Jahre. Overbeck ist mit dem an Überfülle der Gestalten krankenden „Einzug Christi in Jerusalem" von 1820, mehreren kleinen religiösen Bildern und Skizzen und einer Anzahl Porträts vertreten, unter denen das bereits vor zwei Jahren in Dresden gezeigte seiner eigenen Familie hervorragt. In der Abteilung der Zeichnungen hängt der zum Einzug des Kronprinzen Ludwig von Bayern in Rom gezeichnete und mit Honigfarben kolorierte Karton „die Beschützer der Kunst", ein achtunggebietendes, in der Komposition wohlgelungenes und in der Farbe seine meisten Ölbilder übertreffendes Werk. Führich zeigt sich in seinen, in den dreißiger Jahren in Wien entstandenen Bildern nicht von der günstigsten Seite. Amüsant ist es, seine „Trauernden Juden" (1837) mit der Skizze zu dem fünf Jahre früher entstandenen berühmteren Bendemannschen Bilde zu vergleichen. Weit günstiger ist Julius Schnorr von Carolsfeld vertreten. Das herbe, kühle Kolorit seines „heiligen Rochus" kommt hier viel mehr zur Geltung als im Leipziger Museum, und auch seine „Verkündigung" aus der Nationalgalerie mit dem reizenden Ausblick auf Rom wirkt hier in dem hellen Lichte wie neu. Ungemein interessant ist es, einmal ein paar Bilder von dem Dresdner Nazarener Naeke zu sehen. Man begreift ganz gut, daß sein 1811 gemaltes Bild „Faust und Gretchen" mit dem Chorabschluß des Meißner Domes im Hintergrunde damals allgemeines Entzücken erregte.

IV.

Die Nazarener wurden in alle Winde zerstreut; nur Overbeck blieb in Rom. Cornelius wurde nach München, dann nach Berlin berufen, Schnorr wirkte erst in München, dann in Dresden, Wilhelm Schadow in Düsseldorf, Veit in Frankfurt, Führich in Prag und Wien. In die bestehenden Lokalschulen lassen sie sich nicht eingliedern, und eigne Schulen haben sie auch nicht eigentlich gegründet, mit Ausnahme von Schadow und Cornelius. Daß Cornelius als Lehrer mehr erdrückend als erziehend gewirkt hat, haben wir schon gesagt; Schadow dagegen, dessen Verhältnis zu seinen Zöglingen „mehr den Anschein des Mitstrebenden als des Bevormundenden" hatte, muß nach unsrer heutigen Auffassung ein geradezu idealer Akademiedirektor gewesen sein:

„Die Fähigkeit des Lehrers kann nach meiner Meinung auf dieser Bildungsstufe (d. h. in der ersten Klasse) fast nur in Rat und Warnung vor Fehlern und Irrtümern bestehen. Ist der Lehrer selbst wahrhaft eingeweiht und vertraut mit der Entstehungsweise poetischer Erzeugnisse, so wird er Achtung hegen vor der Eigentümlichkeit des Schülers."

Das sind goldne Worte aus seinem eignen Munde. Deshalb konnten auch so verschiedene Individualitäten, wie Andreas und Oswald Achenbach,

Alfred Rethel, Karl Friedrich Lessing, der vor Übermut sprudelnde Adolph Schrödter und der wackere, das Philistertum mit gutmütiger Ironie schildernde Peter Hasenclever, aus der Düsseldorfer Akademie hervorgehen. Die Rührseligkeit und Räuberromantik der Theodor Hildebrandt und Genossen, diese in unzähligen Stichen und Steinzeichnungen verbreiteten Kunstvereinsbilder, die ganz Deutschland in Entzücken versetzten und an die man auch heute noch zuerst bei dem Namen „Düsseldorf" denkt, sind uns ja gründlich verleidet und werden wohl nie wieder zu Ehren kommen. Aber ein tüchtiges handwerkliches Können hatten sich auch diese Männer angeeignet; das beweisen die jetzt hervorgeholten Bildnisse Hildebrandts und Sohns, wenn sie auch die von den Zeitgenossen gezollte überschwengliche Begeisterung nicht verdienen. Und wie unbefangen so ein waschechter Düsseldorfer, wie Julius Hübner, einer der ersten Schüler Schadows, zuweilen die Natur anblickt, das zeigt uns sein Bildnis eines kleinen Mädchens in ganzer Figur, das an eine steinerne Mauer gelehnt im Freien an seinen Zöpfen nestelt. In diesem reizenden Bilde aus dem Jahre 1834 ist nicht nur der kindliche Charakter aufs glücklichste getroffen, sondern wir spüren selbst Luft und Sonnenschein darin. Solche Werke erwecken wieder Sympathie mit der Düsseldorfer Schule und werden hoffentlich recht tiefgehende Nachforschungen nach ähnlichen Werken veranlassen.

Im allgemeinen aber hat man Düsseldorf auf der Ausstellung etwas zurücktreten lassen — getreu dem Grundsatze, in erster Linie das weniger Bekannte zu bringen. Die autochthone Kunst — so könnten wir sie im Gegensatze zu den Romfahrern nennen, obwohl sich natürlich hier keine festen Grenzen ziehen lassen —, die neben der auf hohem Kothurn einherschreitenden großen Kunst fröhlich gedeihende Wirklichkeitskunst, wird hauptsächlich durch drei Städte repräsentiert: Berlin, München und Wien. Aus dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat man auch aus ihnen nur vereinzelte Bilder zusammenbringen können, aus dem zweiten aber sind so viele eingegangen, daß man ein, wenn auch keineswegs vollständiges, so doch lebendiges Bild von dem damaligen Kunstleben in diesen Zentren bekommt. Ich habe schon längst und wiederholt darauf hingewiesen, wie sehr sich das Studium dieser zunächst etwas altmodisch anmutenden Kunst lohnt, wieviel reicher und anziehender sie war, als man gemeinhin annimmt, und bin doch selbst von einer ganzen Anzahl neuer Werke überrascht worden.

Schlagen wir den Berliner Ausstellungskatalog von 1830 auf:

„Das Verzeichnis der diesjährigen sechsundzwanzigsten Ausstellung", so heißt es in dem vom Sekretär der Akademie verfaßten Vorwort, „zählt schon jetzt, obgleich die Arbeiten der Kunstschulen ausgeschlossen worden, über 1200 Nummern . . . Gleichwohl gibt dieselbe nur ein unvollständiges Bild des jetzt in allen Zweigen der Kunst regsamen Kunstlebens."

Außer den Berlinern, von denen bei mehreren der Vermerk „jetzt in Rom" oder „gegenwärtig in Paris" steht, finden wir unter den Ausstellern viele Düsseldorfer und Münchner, den Dresdner Friedrich, die Hamburger Gröger und Gensler, den Wiener Gauermann. Im Jahre 1836 erscheinen

zum erstenmal zahlreiche Ausländer unter den Beschickern der nunmehr auf 2000 Nummern angewachsenen Ausstellung, darunter namhafte Künstler wie die Landschafter Huet, Isabey, Le Poittevin, dessen Untergang des „Vengeur" Aufsehen erregt, ferner den Marinemaler Gudin, Ary Scheffer, Camille Roqueplan.

„Man hätte glauben sollen, die seit einigen Jahren in Breslau, Halberstadt, Königsberg, Danzig, Magdeburg, Halle, Stettin, Potsdam, Münster, Hamburg, Braunschweig, Hannover, Kassel, Frankfurt a. M. und andern Orten regelmäßig stattfindenden Kunstausstellungen würden den hiesigen Eintrag tun; der Erfolg beweist das Gegenteil."

Endlich 1838:

„Inzwischen wird aus London angekündigt, daß mehrere der ausgezeichnetsten britischen Maler ihre Arbeiten zur Ausstellung nach Berlin zu senden beabsichtigen; die Meldungen der gewöhnlich aus Rom hierher gelangenden Kunstwerke sind noch nicht einmal eingegangen, und aus Wien, Brüssel und Kopenhagen wird die Bereitwilligkeit der dortigen Künstler, mit einer Auswahl ihrer vorzüglichsten Leistungen hier aufzutreten, zugesichert."

Ich glaube, schon diese wenigen Zitate genügen, um das Bild ganz wesentlich zu verändern, das man sich gemeinhin von dem Kunstleben im vormärzlichen Berlin macht. Das ist kein Provinznest, in dem die Kunst eine Art Winterschlaf hält, um erst durch Cornelius und Kaulbach emporgerüttelt zu werden, und erst recht nicht mehr die „Wüste", von der 1819 der Graf Raczynski spricht. Man versucht, das Beste aus dem In- und Ausland nach Berlin zu bekommen, und die fremden Beispiele spornen die einheimischen Maler zu verdoppeltem Eifer an. Freilich fehlen in den Verzeichnissen viele von den Namen, die in unsern gangbaren Kunstgeschichten die Ehrenplätze einnehmen. Aber vielleicht kommen wir noch einmal dahinter, daß manche von diesen nur von einem kleinen Kreise von Literaten und Künstlern gefeiert wurden, auf das größere Publikum aber so gut wie keinen Einfluß ausübten.

Diesem regen Kunstleben entsprechen nun auch die Leistungen. Die Leitung der Akademie hat immer noch der greise Gottfried Schadow, dem erst 1838 Tieck als Vizedirektor beigegeben wird. Wo ein so grundehrlicher, ein so durch und durch künstlerisch empfindender Mann an der Spitze des Kunstlebens steht, da kann dieses nicht versumpfen. Sein bildhauerisches Schaffen ist längst abgeschlossen, aber er verfaßt noch theoretische Werke und zeichnet noch. Und was für Zeichnungen sind das! In der ganzen modernen deutschen Kunst gibt es keine Bleistiftbildnisse, die die seinigen überträfen. Von den beiden bedeutendsten Lehrern der Akademie, Wilhelm Wach und Carl Begas, die eine kaum übersehbare Zahl von Schülern herangebildet haben, ist leider kein einziges der Werke zu sehen, durch die sie bei ihren Zeitgenossen Beifall und Ruhm geerntet haben. Beide hatten aus ihrer Studienzeit bei Gros in Paris ein tüchtiges Können heimgebracht. Wach galt seinerzeit für den bedeutendsten protestantischen Madonnenmaler, den einzigen, der nie mit dem Katholizismus geliebäugelt hat. Aber die religiösen und historischen Werke der deutschen Kunst werden in der Ausstellung ja fast ganz ignoriert. Die

beiden großen Doppelbildnisse preußischer Prinzen und Prinzessinnen stammen aus einer Zeit, in der Wachs Stern schon zu verbleichen begann; doch ist das 1836 gemalte der Prinzen ein sehr beachtenswertes Stück Malerei. Begas war eine empfängliche Natur, die zwischen den Einflüssen der Franzosen, Raphaels, der Nazarener, Düsseldorfer und seiner Berliner Kollegen hin und her schwankte. Auch er hat viele religiöse Bilder gemalt, erklomm aber den Gipfel seines Ruhmes erst, als er seine humoristischen Genrebilder schuf, von denen die bekannte, mehrmals wiederholte „Mohrenwäsche" selbst die Düsseldorfer eine Zeitlang in den Schatten stellte. Die Ausstellung zeigt auch von ihm nur Bildnisse. Von dem beliebtesten unter den eigentlichen Bildnismalern der damaligen Zeit, Wilhelm Hensel, ist dagegen kein einziges Werk ausgestellt, von Eduard Magnus nur ein paar aus einer späteren Periode, darunter auch sein bekanntestes, das der Sängerin Jenny Lind.

Mit umso größerer Liebe hat man die Werke des Meisters zusammengetragen, den man jetzt mit Recht als den bedeutendsten Vorläufer und idealen Lehrmeister Adolph Menzels ansieht, des prächtigen Franz Krüger. Mit immer neuer Freude sehen wir seine in Öl-, Aquarellfarben oder mit dem Bleistift ausgeführten Bildnisse, in denen er fast das ganze damalige Berlin festgehalten hat, und seine mit so feinem Verständnis für die lebendige Form gemalten Pferde, denen er den etwas despektierlich klingenden, aber sicher nicht so gemeinten Namen „Pferde-Krüger" verdankt. Besonders erkenntlich aber müssen wir dafür sein, daß auch ein halbes Dutzend seiner großen, meist Paraden darstellenden Werke aus dem Berliner Schlosse und dem Petersburger Winterpalais für die Ausstellung geliehen worden sind. Die Paradebilder sind sehr ungleich, so ähnlich sie in der Reproduktion wegen der Verwandtschaft der Stoffe und der kompositionellen Anlage wirken mögen. Den Höhepunkt bedeutet entschieden die Parade in Potsdam von 1840. Hier ist die prächtige Architektur der Kommuns mit dem staubigen Grau des Exerzierplatzes, dem landschaftlichen Hintergrund und dem bewölkten Himmel zu einer einheitlichen Stimmung von nicht geringer Tonschönheit zusammengehalten, und diese Harmonie wird auch durch die reich bewegte Zuschauergruppe am Fuße der Freitreppe nicht gestört. Krüger liebte es ja, bei solchen Bildern bekannte Persönlichkeiten aller Lebensstände mit Straßenfiguren zu einer Fülle von Genremotiven zu vereinigen. Um so unerklärlicher ist es, wie der Meister bei der nur ein Jahr später gemalten „Russischen Garde" in ein so buntes Kolorit verfallen konnte.

Unter den Berliner Landschaftsmalern hat wieder Karl Blechen den Ehrenplatz bekommen, ein seit einiger Zeit etwas überschätzter Künstler, dessen Ruhmeskranze durch die Ausstellung kein neues Blatt hinzugefügt wird. Der damals halb Vergessene wurde während der Hochflut der Freilichtmalerei auf den Schild gehoben, als einer der ersten, der Sonnenlicht und farbige Schatten gemalt habe. Aber Sonnenmaler hat es schon lange vor ihm gegeben. Walter Stengel hat in einem der letzten Hefte von „Kunst und Künstler" ungemein interessante Dokumente über einen in London lebenden Deutschen ausgegraben, der um 1815 seine Modelle in glühendem Sonnenschein auf dem flachen Dache

seines Hauses malte und natürlich für halbwegs verrückt gehalten wurde. Vorher hatte Runge schon eine Art Freilichtporträt geschaffen, und ähnliche Tatsachen werden sicher noch festgestellt werden. Und mit den blauen und blauvioletten Schatten hat es auch seine eigene Bewandtnis. Man braucht nur die Landschaften der Wiener Alt und Waldmüller, des Oldenburgers Willers, des Mainzers Constantin Schmidt, des Franzosen Corot zu betrachten, um zu erkennen, daß diese Schatten seit den dreißiger Jahren geradezu konventionell geworden waren. Endlich aber dürfen wir nicht vergessen, daß William Turner, neben dem Blechens Werke nur wie ein schwacher Abglanz wirken, zur selben Zeit wie der Berliner Maler in Rom war. Von dem mit seinem Karlsruher Namensvetter nicht zu verwechselnden Berliner A. W. F. Schirmer, der eine ganz ähnliche Farbenskala wie Blechen zeigt und sein Nachfolger an der Akademie wurde, wissen wir es sogar ganz genau, daß er in Rom mit Turner verkehrte. Wie dem aber auch sei, jedenfalls können wir im neunzehnten Jahrhundert eine fortwährende Wandlung der malerischen Anschauungen feststellen. Hellmalerei und Dunkelmalerei, Verschmelzen und Nebeneinandersetzen der Töne, pastose und fein vertriebene Malerei lösen sich fortwährend ab. Das Beste in Blechens Schaffen bleiben doch seine kleinen Bilder und Studien.

Erfährt so die Schätzung Blechens eher eine Abnahme, so wächst die Eduard Gärtners in ungeahntem Maßstabe. Dieser Architekturmaler — das Wort hat bei vielen Malern keinen guten Beigeschmack — war nicht nur einer der Allervorzüglichsten seines Faches, was das Verständnis der Bauformen und der Perspektive angeht, sondern besaß auch ein ungemeines Gefühl für die Luftstimmungen. Bei seinen Schloßhöfen sind die beschatteten Massen, in deren Fenstern sich der bewölkte Himmel spiegelt, mit der gleichen Wahrheit und Schönheit gegeben wie die vom grellen Sonnenlicht beleuchteten. Ein höchst interessantes Bild ist auch der Blick über die Linden mit dem im letzten Abendschein glänzenden Opernhaus und der sich geisterhaft vom kühlen Himmel abhebenden Statue Scharnhorsts. Man muß die Ansichten der Linden von dem gleichzeitig malenden Brücke, die nur kulturhistorisches Interesse haben, daneben halten, um Gärtners Leistung ganz zu würdigen. Wo Männer wie Schadow, Krüger, Gärtner den Boden vorbereitet hatten, da konnte die Kunst eines Menzel sich herrlich entwickeln.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die politische Parteigruppierung in England.

Von

Theodor Lorenz.

Mit geradezu elementarer Wucht hat das englische Volk sein Veto eingelegt gegen Mr. Chamberlains Gelüste, die Freihandelspolitik, d. h. die Grundlage, auf der sich der großartige Aufschwung Englands im vorigen Jahrhundert vollzogen hat, zu zertrümmern. Zweifellos gehört dieser Vorgang zu den interessantesten politischen Ereignissen, die sich bisher vor den Augen der gegenwärtigen Generation abgespielt haben, und das gilt von seiner Gesamterscheinung ebenso wie von seinen einzelnen Zügen. Was könnte z. B. faszinierender sein als die lebende Antithese Manchester-Birmingham? Dort die Stadt, die der von Cobden und Bright begründeten politischen Schule den Namen gab, und die nun ihre treue Anhänglichkeit an die bewährten Lehren dieser Männer beweist, indem sämtliche neun Vertreter, die der Industriedistrikt ins Parlament zu senden hat, dem freihändlerisch-liberalen Lager entnommen werden. Hier ein andrer Fabrikdistrikt, der die acht Abgeordneten, die er zu wählen hat, sämtlich dem schutzzöllnerisch-konservativen Lager entnimmt; widerstands- und rettungslos dem jugendlichen Rednerfeuer des siebzigjährigen Greises verfallen, der von hier aus seine auf die Zerstörung des Werkes der Cobden und Bright gerichtete Tätigkeit entfaltet. Und ebenso ist das Gesamtresultat geeignet, unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Eine Majorität wie die von der liberalen Partei eroberte gehört nicht zu den alltäglichen Ereignissen. Wenn man die für die parlamentarische Selbständigkeit Irlands kämpfenden Nationalisten sowie die Arbeiterpartei mit den Liberalen zusammen betrachtet, wie dies für einen großen Teil aller praktischen Fragen statthaft sein wird, so verhält sich die Stärkezahl der Ministerialen zu der Zahl der konservativen Opposition etwa wie zehn zu drei. Und auch wenn es über irgendeine Frage den Konservativen gelingen sollte, jene beiden andern Parteien als Gegner der Liberalen auf ihre Seite zu ziehen, so würde sich die Zahl der letzteren zu der Gesamtzahl aller andern Parteien immer noch verhalten wie vier zu drei! Nicht ganz ohne Grund hat man die Frage aufgeworfen, ob nicht diese gewaltige

Größe der eigenen Majorität eine Gefahr für das liberale Ministerium bilde. Freilich war es ein konservatives Blatt, das kürzlich eine Karikatur Sir Henry Campbell-Bannermans brachte, wie er von einer den Abhang hinabrollenden gewaltigen Kugel mit der Aufschrift „Majorität" in den Abgrund des Sozialismus gerissen wird. Aber auch in den der Ministerialpartei wohlgesinnten Kreisen werden solche Bedenken laut.

So interessant nun aber auch dieser abgeschlossene Vorgang der jüngsten Parlamentswahlen an sich schon ist, so gebührt doch ein fast noch größeres praktisches Interesse der Wirkung, die er in Gestalt eines Klärungsprozesses auf die unterlegene konservative Partei ausgeübt hat. Einmal deshalb, weil sich hier dem, der einen Blick in die Zukunft werfen will, ein leidlich gestützter Standort bietet; vor allem aber, weil während dieser Gärung die tiefsten Fundamente der ganzen englischen Parteiregierung zeitweise so zu wanken schienen, daß sich hier Einblicke boten, wie sie gerade dem deutschen Beobachter nicht oft möglich sind.

Die englische Parteiregierung beruht bekanntlich auf dem sogenannten Zweiparteiensystem. Alle politischen Gegensätze gruppieren sich um zwei Zentren: in allen praktischen Fragen steht im großen und ganzen einer einheitlichen Ministerialpartei eine einheitliche Opposition gegenüber. Nur hierdurch wird der gleichsam automatische Charakter jedes englischen Regierungswechsels möglich: verliert die Ministerialpartei das in der parlamentarischen Majorität ausgedrückte Vertrauen des Volkes, so wird der Anführer der Oppositionspartei zur Leitung der Regierung berufen. — Ich weiß: Anhänger der Nationalisten- sowie der Arbeiterpartei würden mir hier ins Wort fallen. Sie würden entrüstet darauf bestehen: die politischen Gruppen, denen sie angehören, seien keine „Anhängsel" der Liberalen, sondern selbständige Parteien; die Zeit der zwei Parteien sei daher bereits vorüber. Man braucht ihnen das stolze Bewußtsein solcher Unabhängigkeit nicht zu rauben und wird trotzdem darauf bestehen müssen, daß in der Praxis die beiden genannten Gruppen schon ihres Zahlenverhältnisses halber wenigstens vorläufig nicht neben den zwei Hauptparteien in die Wagschale fallen können. Die namentlich die Arbeiterpartei betreffende Frage, ob es immer so bleiben werde, gehört nicht hierher; nur dies mag angedeutet sein, daß es in der Tat dahinsteht, ob die von Mr. Keir Hardie mit solcher Zuversicht ausgesprochene Hoffnung, die sozialistischen Elemente innerhalb der Arbeiterpartei möchten allmählich zur Führung gelangen, auf alle Zukunft hinaus sich trügerisch erweisen wird. — Wie dem auch sei, zurzeit besteht jedenfalls die mechanische Wirksamkeit des Zweiparteiensystems noch zu Recht, wie der eben vor sich gegangene Regierungswechsel bewiesen hat. Aber während der durch ihn innerhalb der konservativen Partei hervorgerufenen Bewegung hat es allerdings Augenblicke gegeben, in denen einem aufmerksamen Beobachter das Ende des Zweiparteiensystems vor der Türe zu stehen schien.

Es liegt auf der Hand, daß eine Beschränkung der Zahl politischer Parteien auf zwei nicht verträglich ist mit einer Festlegung politischer Prinzipien bis ins einzelste, daß diese vielmehr nur mit einer uns ja nicht fremden Zersplitterung erkauft werden kann. Und so gibt es denn in der englischen

Geschichte sogar Augenblicke, wo auch die Grenzlinie zwischen den beiden Hauptparteien zu zerfließen scheint. Namentlich in der Vergangenheit hat es, wie Leonard Courtney in seinem Werke über die englische Verfassung sagt, Zeiten gegeben, in denen jede der zwei Parteien „eher als eine Zusammenwürfelung von Männern erschien, die durch Familienbeziehungen und zufällige Freundschaft zusammengeführt wurden, denn als eine Vereinigung von Männern mit dem geistigen Bande einer Reihe festliegender Prinzipien für ihre nationale Haltung und Politik". Durch die geschichtliche Entwicklung aber sind nun politische Prinzipienfragen immer mehr in den Vordergrund gerückt worden, zu gleicher Zeit sich selbst fortwährend komplizierend. Dies hat den Erfolg gehabt, daß die beiden natürlichen Parteien — die eine gegen Neuerungen mißtrauisch und immer bereit, den Hemmschuh anzulegen; die andre vorwärts drängend und die Beseitigung aller Hemmnisse erstrebend — nicht nur vielfach Neigung zu Gruppenbildung innerhalb der Hauptgrenzen gezeigt haben, sondern daß auch der Hauptgegensatz zwischen ihnen immer durch das gerade im Mittelpunkte des Interesses stehende Problem jeweilig seine eigenartige Färbung wie seinen Namen erhalten hat.

So sind in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts (in der Zeit der parlamentarischen Reformgesetzgebung, durch welche die Mittelklassen mündig wurden) an die Stelle der alten „Whigs" und „Tories" die „Conservatives" und die „Reformers" getreten. Es war Lord John Russell, der bei einem politischen Bankett von den Gegnern des liberalen Ministeriums sagte: „Wenn ihnen der Name ‚Conservative' gar so gut gefällt, — wenn sie der Meinung sind, daß die alte Unterscheidung zwischen Whig und Tory hinfallen soll, so bin ich gern bereit, im Gegensatz zu ihrem neuen Namen den Namen ‚Reformer' anzunehmen und mich auf diesen Gegensatz einzurichten." Inzwischen ist nun auch der Name „Conservative" schon wieder mehr oder weniger veraltet. Wenn man die für die eben vor sich gegangenen Wahlen veröffentlichten Kandidatenlisten durchsieht, so findet man die beiden gegenüberstehenden Parteien fast ausnahmslos bezeichnet als „Unionists" und „Liberals". Diese Bezeichnung ist ein Produkt jener Jahre, in denen Gladstone durch seine irische Home Rule-Bill das Parteileben in seinen Tiefen erregte. Die Gegner dieser Gesetzgebung seines liberalen Ministeriums traten für Aufrechterhaltung der Union mit Irland ein und erhielten von daher ihren Namen. Bald wurde der Begriff der Union mit Irland erweitert zu dem Begriff einer imperialistischen Union des ganzen englischen Weltreichs: aus den Unionisten gingen die Imperialisten hervor, und jetzt werden die beiden Namen meist ineinander-schillernd gebraucht. Mr. Chamberlain selbst kann als das klassische Beispiel dieser Entwicklung gelten: bekanntlich gehörte er auch zu denen, die gelegentlich der Gladstoneschen Home Rule-Bill die Fahne der liberalen Partei verließen.

Gerade die Ereignisse der letzten Zeit nun haben die Tatsache in grelle Beleuchtung gerückt, daß auch diese Bezeichnung der beiden Parteien den Kern der Dinge nicht länger trifft. Zwar sind auch heute noch alle Konservative, Unionisten und Imperialisten; aber die Liberalen haben sich längst die Lehren

zu Herzen genommen, die ihnen durch die Folgen ihrer Gegnerschaft gegen die genannten Richtungen erteilt wurden, und haben aufgehört, diese Gegnerschaft zu den unerläßlichen Parteiprinzipien zu rechnen. Es befindet sich unter ihnen, — wenn nicht immer dem Namen, so doch der Sache nach, — eine sehr beträchtliche Zahl nicht nur von Unionisten, sondern auch Imperialisten. Vermutlich würden die meisten dieser liberalen Imperialisten den Anspruch erheben, daß sich ihr Imperialismus von dem konservativen unterscheide. Aber es wird sich dabei mehr um einen Unterschied des Geistes handeln, in dem die beiden Flügel des Imperialismus dem gleichen Ziele zustreben. Auf der einen Seite ein größerer Glaube an „Realpolitik", an militärische Machtäußerung, auf der andern an ethische Entscheidungsgründe, an freiheitliche Selbstentwicklung. Auf der einen Seite das Bestreben, den Zusammenhang zwischen Stammland und Kolonien durch starre Gesetzesformeln zu „sichern", auf der andern die Überzeugung, daß die Zuneigung zwischen Mutter und Kind am besten ohne künstlichen Zwang gedeiht. Aber den liberalen Imperialisten selbst würde es fern liegen, ihren konservativen Kommilitonen die Ungerechtigkeit anzutun, in allen diesen Fragen einen absoluten Gegensatz zu statuieren. Selbstredend kann es sich nur um einen graduellen Unterschied handeln; mit andern Worten: Das in Rede stehende Problem hat aufgehört, einen wesentlichen Unterschied der zwei Parteien zu bezeichnen.

Ist bereits wieder ein andrer an seine Stelle getreten? Daß dies der Fall ist, darüber können die eben vor sich gegangenen Wahlen keinen Zweifel lassen. Wenden wir den vorerwähnten Kandidatenlisten nochmals unsre Aufmerksamkeit zu, so sehen wir, daß auf der liberalen Seite die Freihandelspolitik stillschweigend vorauszusetzen ist, während die Fälle, in denen das Wort „Freetrader" in Parenthese hinter dem Namen eines Kandidaten der Unionistenpartei steht, so spärlich sind, daß sofort in die Augen springt: es handelt sich hier um Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, — die Regel nämlich, daß für „Unionisten" ebenso gut gelesen werden könnte „Protektionisten"! Mr. Chamberlain findet das ganz natürlich und in der Ordnung. Seiner Meinung nach ist konsequenter imperialistischer Unionismus ohne Schutzzoll nicht möglich. Ohne eine solche fühlbare „Barriere" rings um das englische Weltreich will er diesem nicht den Charakter eines abgeschlossenen Ganzen zuerkennen. Die große Frage, die sich nun zu entscheiden hatte, war die, ob die Unionistenpartei bereit war, ihm hier durch dick und dünn zu folgen, mit andern Worten: ob die Konservativen gewillt waren, künftig den freihändlerischen Liberalen einheitlich und konsequent als „Protektionisten" gegenüberzustehen. Von vornherein deutete die bisherige Entwicklungsgeschichte der englischen Parteien auf diesen Weg als den natürlichen hin. Freilich machten sich daneben sogleich besorgte Stimmen hörbar: hatten sich nicht die Konservativen dann auch auf die Erfahrungen gefaßt zu machen, die den Liberalen s. Z. ihre analoge Stellung zur Home Rule Bill einbrachte, d. h. auf ein langes Verweilen in der Opposition, — vielleicht ebenfalls mit keinem besseren Erfolge als dem, zu guter Letzt ihr einstiges Lieblingsprojekt durch andre Aufgaben verdunkelt zu sehen? Die Bewegung, vermittels deren solche wider-

streitende Strömungen schließlich zum Ruhepunkte gelangten, war es nun eben, die das innere Getriebe der Parteimaschinerie vorübergehend für das Auge bloßlegte.

Die Stimmen, die innerhalb der Unionistenpartei für eine entschiedene Aufrechterhaltung der Freihandelspolitik laut wurden, waren von Anfang an in einer lächerlich verschwindenden Minderheit. Von bedeutenderen Organen der öffentlichen Meinung im unionistischen Lager trat und tritt nur eines dafür ein, die allerdings sehr einflußreiche Wochenschrift „The Spectator". Dieses Blatt hat die Zollpolitik Chamberlains bekämpft von den Tagen an, da er zuerst seinen Kriegsruf ertönen ließ, und hat seither alle Kräfte eingesetzt für ein Weiterbestehen der unionistischen Partei in der alten Form: im Gegensatz zu den Liberalen die Prinzipien imperialistischer Union als conditio sine qua non der Mitgliedschaft betrachtend; aber zugleich im Gegensatz zu den Schutzzöllnern davon überzeugt, daß die Gefühle natürlicher Zuneigung zwischen Mutterland und Kolonien keiner künstlichen Stützen bedürfen. Sonst wurden nur in der unionistischen Provinzpresse ein paar vereinzelte Stimmen laut, die für die Rückkehr zur Freihandelspolitik eintraten. Der „Spectator" begrüßte diese Stimmen mit freudiger Zuversicht als erste Anzeichen des beginnenden Umschwunges. Es handelte sich dabei um Zeitungen, deren Bedeutung und Einfluß nicht allzu hoch angeschlagen werden durfte. Doch darüber hatte sich der „Spectator" nie getäuscht, daß solche Stimmen nur aus der Mitte der Partei kommen konnten; unter den offiziellen Führern herrschte in der Zollfrage augenscheinlich Einigkeit.

Einigkeit? Nun ja: Mr. Balfour bekannte sich, ebenso wie Mr. Chamberlain, zu der Ansicht, daß eine Revision der Zollpolitik in jeder Hinsicht wünschenswert sei. Aber gleichwohl fanden die beiden das anscheinend seichte Wasser, das sie trennte, so tief, daß sie nicht zusammenkommen zu können schienen. Mr. Chamberlain hatte einen Zoll von 2 Mark auf fremdländisches Getreide zum Vorzug der Kolonien sowie einen Allgemeintarif von 10 Prozent nebst der Vollmacht, gegen einzelne Länder mit hohen „Straftarifen" vorzugehen, als Hauptpunkt seines Programms bezeichnet. Mr. Balfour hatte eine Kolonialkonferenz zur Festsetzung eines Präferential-Tarifs als wünschenswert hingestellt und war gleichfalls der Meinung, daß gegen andre schutzzöllnerische Länder mit deren eigenen Waffen Vergeltung geübt werden sollte; nur eine bindende Festlegung dieser Dinge im voraus erklärte er für eine große Unklugheit: offenbar wollte er sich und seiner Partei die Gestaltungsfähigkeit des ursprünglichen Protoplasmas vorbehalten, aus dem noch alles werden kann. Und darüber scheinen nun die Meinungen der beiden zunächst hart aufeinandergeplatzt zu sein. Denn ein paar Tage lang blieb das Gerücht unwidersprochen, Mr. Chamberlain weigere sich, unter dem bisherigen offiziellen Führer der Partei weiter zu dienen, es sei denn, daß dieser seine Zwischenstation verlasse und ungesäumt der Endstation des Chamberlainschen Protektionismus zustrebe. Aber Mr. Balfour konnte — auf seine früheren Reden hinweisend — betonen: was er heute sage, habe er vor einem Vierteljahrhundert auch schon ungefähr so gesagt; es handle sich also bei ihm gar nicht

um eine Zwischenstation, sondern um einen unabhängig gewonnenen Standpunkt, und diesen meine er festzuhalten. Hier drohte also ganz deutlich die Gefahr einer Spaltung der Konservativen in zwei an Stärke so ebenbürtige Parteien, daß demgegenüber das Verhältnis der Nationalisten und Arbeiterparteiler zu den Liberalen gar nicht in Betracht gezogen werden konnte. Was in Wirklichkeit auf dem Spiele stand, das sprach am klarsten die konservativ-schutzzöllnerische „Morning Post" aus, indem sie den ernsten Warnungsruf laut werden ließ:

In den nächsten Tagen werden wir vermutlich das ganze System unsres Parlamentarismus an einem Scheidewege stehen sehen. Denn wenn sich jetzt die konservative Opposition in zwei getrennte Gruppen spaltet, so bezeichnet dies das Ende des Zweiparteiensystems, das bisher den wesentlichen Unterschied des britischen Parlaments von den gesetzgebenden Körperschaften andrer Länder gebildet hat.

Das Übergewicht der öffentlichen Meinung innerhalb der Unionistenpartei drängte nun zunächst der Richtung zu, in der sich unter den gegebenen Verhältnissen die vorhin als die natürlich bezeichnete Lösung auf kürzestem Wege erreichen zu lassen schien: man stellte in Aussicht, daß auf dem bevorstehenden Parteitage die Majorität sich für den unbedingten Protektionismus entscheiden werde, und man beschwor Mr. Chamberlain, in diesem Falle die Führung der Partei zu übernehmen. Aber er blieb unerschütterlich: er weigerte sich, Mr. Balfour aus dieser Stellung zu verdrängen.

Was sollte nun werden? Einen Augenblick dachte man daran, einen Dritten zu suchen, unter dem die feindlichen Brüder gemeinsam dienen konnten. Aber sobald ein bestimmter Name in diesem Zusammenhange genannt wurde, wies sein Träger, Mr. Walter Long, jedes derartige Ansinnen als „absurd und unmöglich" weit von sich. Sollte also die Leitung in Mr. Balfours Händen verbleiben? Immer größer wurde die Zuversicht, mit der sich das Gerücht verbreitete, Mr. Chamberlain werde in diesem Falle austreten und eine selbständige Protektionistenpartei gründen; und immer stärker wurde die Erregung, die dieses Gerücht hervorrief. Es erschien daher natürlich, wenn Mr. Chamberlain dem Odium zu entgehen suchte, an der Zersetzung seiner Partei schuld zu sein, zumal ihm vorgeworfen wurde, er habe dasselbe schon einmal den Liberalen gegenüber auf sich geladen, — damals als er aus ihrer Partei austrat. Er richtete einen offenen Brief an Lord Ridley, den Vorsitzenden der Tarif-Reform-Liga, in dem er sagte, er denke nicht daran, eine selbständige Partei zu gründen, sondern nur eine selbständige Gruppe innerhalb der Unionistenpartei. Das klang im ersten Augenblick ganz beruhigend. Aber als man näher zusah, konnte man sich doch die Tatsache nicht verhehlen, daß dieser Namensunterschied herzlich wenig zu besagen hatte gegenüber der ominösen weiteren Erklärung Mr. Chamberlains, diese Protektionistengruppe werde dafür sorgen, daß bei den kommenden Ersatzwahlen ihre Ansichten gebührend vertreten seien. Hieß das nicht klar und deutlich, daß bei künftigen Wahlen gegen etwaige freihändlerische oder Balfouristische Kandidaten aus dem Unionistenlager Chamberlainsche Gegenkandidaten aufgestellt werden sollten? Was also war gewonnen?

Es dauerte jedoch nicht lange, bis sich zeigte, mit welcher Überlegenheit der gewiegte Parteipolitiker Chamberlain seine Karten gespielt hatte. Er hatte sich in der politischen Protoplasma-Natur Mr. Balfours nicht verrechnet. Er wußte, daß sich eine solche Natur nicht auf die Dauer dem magnetischen Einfluß einer ziel- und kraftbewußten Persönlichkeit entziehen kann. Mr. Balfour schrieb einen offenen Brief an Mr. Chamberlain, in dem er sich mit einem Zolltarif im allgemeinen sowie mit einem mäßigen Getreidezoll im besonderen einverstanden erklärte! Das hat wohl ebenso wenig überrascht, als wenn sich Mr. Balfour schließlich zum Freihandel bekannt hätte. Freilich wenn einige seiner Anhänger auch jetzt noch mit dem Gedanken spielen, Mr. Balfour sei im Grunde ein Freihändler und die von ihm befürwortete „Tarifreform" trage keinen schutzzöllnerischen Charakter, so zuckt jeder außerhalb dieser Kreise stehende Politiker darüber nur die Achseln. Um es kurz zu sagen: das Resultat ist ein völliger Sieg Mr. Chamberlains auf der ganzen Linie, d. h. innerhalb der Unionistenpartei. Durch sein scheinbares Entgegenkommen hatte er dem wirklichen Entgegenkommen Mr. Balfours den Weg gebahnt. So hat er seinen Willen darin, daß die Partei den Protektionismus auf die Fahne schreibt, wenn sie auch den Namen vermeidet. Mit dem Namen sind für viele Engländer häßliche Assoziationen verknüpft, daher werden die Unionisten vorziehen, auch weiterhin sich so zu nennen. Auch darin hat Mr. Chamberlain seinen Willen, daß die Führerrolle Mr. Balfour überlassen bleibt. Und vor allem ist auf diese Weise jede nennenswerte Spaltung der Partei vermieden. In seinem Antwortschreiben stellt Mr. Chamberlain seine politische Kraft ganz in Mr. Balfours Dienste.

Kein Wunder, daß die so geeinten Unionisten mit frischer Zuversicht in die Zukunft blicken! Das englische Volk sei nur „noch nicht reif genug" für ihre Pläne, so meinen sie, aber ihr Tag werde kommen — früher als man denke. Die Größe der liberalen Majorität macht ihnen keine Sorge: zwar sei es richtig, daß unter den 670 Sitzen im Parlament 71 Prozent in den Händen der Liberalen und nur 24 Prozent in den Händen der Unionisten seien; betrachte man aber anstatt der Sitze die Zahl der abgegebenen Stimmen, so finde man, daß von ihnen doch nur 42 Prozent den Liberalen und 36 Prozent den Unionisten gegolten hätten. Auch regt sich die Hoffnung, daß die Liberalen sich durch ihre große Majorität zu Unbesonnenheiten verleiten lassen möchten, namentlich hinsichtlich der irischen Frage, so daß ihre Herrschaft vielleicht ein vorzeitiges Ende finden könnte. Werden die Unionisten recht behalten? Oder werden sich die Liberalen mehrere Legislaturperioden hindurch am Ruder behaupten? Die Frage wird hier nicht aufgeworfen, um müßige Zukunftsspekulationen daran zu knüpfen, sondern um auf eine weitere Möglichkeit hinzuweisen, und das führt uns zum Schluß zu einer kurzen Betrachtung der Tatsache, daß wirkliche Einigkeit im Unionistenlager auch jetzt noch nicht existiert.

Auf dem kurz nach dem Balfour-Chamberlainschen Briefwechsel abgehaltenen unionistischen Parteitage erklärte der Herzog von Devonshire, der Vorkämpfer der Unionisten, die noch dem Freihandel huldigen, daß die neue offizielle Zollpolitik der Partei von ihm und seinen Freunden nach wie vor

die hartnäckigste Bekämpfung erfahren werde, wenn er auch in der Partei zu verbleiben gedenke. Dann wiederholte er im Oberhaus diese Erklärung mit noch größerem Nachdruck. Seine Stellung ist also ganz analog der auf der andern Seite vorübergehend von Mr. Chamberlain eingenommenen: er will eine selbständige Gruppe bilden innerhalb der Partei. Nun ist diese zwar vorläufig zu schwach, um eine so ernste innere Gefahr darzustellen, wie das von einer Chamberlainschen Gruppe gegolten hätte. Aber selbst die protektionistische „Times" konnte nicht leugnen, daß auf der unter Vorsitz des Herzogs von Devonshire abgehaltenen Versammlung des Unionistischen Freihandelsvereins die Träger sehr glänzender Namen sich als Mitglieder zu erkennen gaben, und daß in mancher Hinsicht die Anhänger des freihändlerischen Herzogs eigentlich bereits als selbständige Partei zu betrachten sind. Aber der „Spectator" hatte sogleich vor der hier und da aufgetauchten Absicht gewarnt, eine dritte gemäßigte Zentrumspartei mit neuem Namen zu gründen, und riet dazu, die versprengten Streitkräfte unter dem Banner des früheren freihändlerischen Unionismus zu sammeln, — ein Rat, der also auch wieder auf die Beibehaltung des Zweiparteiensystems abzielte, und inzwischen nun vom Herzog von Devonshire befolgt wurde. Der „Spectator" gibt sich der Hoffnung hin, daß die voraussichtliche Taktik Mr. Chamberlains, sich rücksichtslos der Hilfe der Arbeiterpartei sowie der Nationalisten gegen die Liberalen zu bedienen, ihm die Sympathien der Wähler nur noch mehr entfremden werde; und eine sich daraus ergebende neue Niederlage der Partei werde dann von selbst zum Umschwung führen. Auch sei gar nicht ausgeschlossen, daß Mr. Chamberlain, der sich noch nie auf der verlierenden Seite wohl gefühlt habe über kurz oder lang sich vom politischen Leben zurückziehen oder auch den Protektionismus mit irgendeiner neuen Sensationspolitik vertauschen könnte, während sich gleichzeitig Mr. Balfour möglicherweise wieder seiner früheren Liebe, der Philosophie, zuwendete. Und wenn dann unter den Anhängern des Herzogs von Devonshire vielleicht eine junge Kraft in den Vordergrund trete, so gelte es auch von hier aus nur einen kleinen Schritt, um zu einer Rekonstruktion der Partei auf der alten Basis zu gelangen.

Ob die Zukunft solchen Hoffnungen recht geben wird, kann niemand sagen. Aber dies ist sicher, daß der Standpunkt der englischen Wochenschrift, die ihre Leser ausschließlich unter den führenden Kreisen hat, und deren Leiter in Fragen der inneren Politik bisher kein schlechter Prophet gewesen ist, auch bei uns mindestens keine geringere Beachtung verdient, als die Ansichten gewisser deutscher Sensationspolitiker, die uns letzthin einzureden gesucht haben, Friede und Freundschaft mit England seien höchstens „vorläufig noch" möglich, bis der nur eine kurze Frist verschobene endgültige Sieg des Chamberlainismus die Reibung zwischen den zwei Nationen ins Unerträgliche steigern würde. Dabei sei noch ganz davon abgesehen, daß ein logisch notwendiger Zusammenhang zwischen einem zukünftigen Siege Mr. Chamberlains in der englischen Gesamtpolitik und einem deutsch-englischen Kriege nicht entschieden genug bestritten werden kann.

Ein italienischer Leitfaden zur Frauenfrage[1]).

Innerhalb der letzten Dezennien hat kaum eine andre auf das Beste der Menschheit gerichtete Bestrebung eine solche Fülle neuer Erscheinungen gezeitigt wie die Frauenbewegung. Wenn hier die Frau zum ersten Male als moralisch und rechtlich unabhängige Persönlichkeit eine Gleichstellung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft anstrebt und daraus hergeleitet wachsende Rechte und wachsende Pflichten für sich beansprucht, so galt es in erster Linie durch eine den veränderten Bedürfnissen Rechnung tragende geistige Schulung das weibliche Geschlecht so viel wie möglich zu dieser noch ungewohnten objektiven Aufgabe heranzubilden. Als nächstliegendes Mittel zur Gewinnung eines solchen fortbildenden Einflusses mußte natürlich die Übermittlung einer diesem Zwecke dienenden Lektüre erscheinen. In der leichten Zugänglichmachung einer folgerichtigen Auswahl von verständlich geschriebenen, wissenschaftlich gehaltenen Büchern lag nicht nur die Möglichkeit, jener großen Zahl durch häusliche Pflichten gebundener Frauen Nahrung für ihr erwachtes, mehr oder minder reges geistiges Leben zuzuführen, sondern auch das geeignete Gegengewicht, um diese Bildungshungrigen vor der Gefahr zu bewahren, sich durch wahl- und regellose Lektüre zu halberfaßtem und unzusammenhängendem Wissen, zu unbegründeten Urteilen und unlogischen Schlußfolgerungen verführen zu lassen.

Erwägungen solcher Art ließen eine italienische Dame, die Gräfin Maria Pasolini-Ponti, in ihrer Vaterstadt Ravenna eine ausschließlich für Frauen bestimmte Bibliothek ins Leben rufen. Die von ihr für diese aufgestellten Grundsätze erschienen so einleuchtend, daß man sie in verschiedenen andern Städten Italiens, auch in Rom, bei der Errichtung solcher Anstalten seither zum Vorbild genommen hat. Um nämlich das Ziel einer systematischen, einem bestimmten Gedankengange folgenden Lektüre zu erreichen, führte sie nicht nur die Anordnung des Lesestoffes nach Serien ein, sondern für jede derselben wurde auch — und darin liegt der Wert ihrer in Deutschland auf dem Gebiete der Frauenbewegung wohl noch nicht nachgeahmten Schöpfung — auf wissenschaftlicher Grundlage ein Katalog ausgearbeitet. Auf diese Art entstand ein Leitfaden für die Leserin, der ihr den inneren Zusammenhang der getroffenen Auswahl übermittelt, sie aber auch, indem er gleichsam die Leitmotive der behandelten Frage herausgreift und das Für und Wider abwägt, zu einer selbständigen Durcharbeitung des gebotenen Lesestoffes anregt.

Für die der Frauenfrage gewidmete Abteilung dieser Bibliothek hat nun die Gräfin Pasolini-Ponti selbst den einführenden Katalog verfaßt. Die Gräfin, der ihre Lebensstellung innerhalb der führenden Kreise des geistigen Rom Gelegenheit gibt, ihre umfassende Bildung, ihren klaren Verstand auf den verschiedensten Gebieten der Frauenbewegung zu betätigen, versucht auf Grund einer von ihr verständnisvoll ausgewählten Bücherserie die historische Notwendigkeit dieser Bewegung darzulegen,

[1]) La Questione femminile. Catologo a Serie fissa. Biblioteca storica Andrea Ponti. Roma 1903.

„um ihre Leserinnen auf die Beobachtung des sich auf diesem Gebiete vollziehenden Umschwunges vorzubereiten, sie geistig für diesen auszurüsten, damit sie ihre Gewohnheiten den veränderten Tatsachen anpassen, anstatt ihre Kräfte und Gedanken in einem vergeblichen Widerstand zu verschwenden". Das anzustrebende Ziel aber erblickt sie „in der Entwicklung der besseren Fähigkeiten der Frau, um aus ihr ein gewissenhafteres, vollkommeneres menschliches Wesen zu machen".

Gewiß, der von ihr vertretene Gedankengang deckt sich vollkommen mit den den deutschen Frauen geläufigen Anschauungen von Zielen und Aufgaben der Frauenbewegung. Trotzdem erscheint ihre Darstellung wohl geeignet, auch einem deutschen Leserkreise näher gebracht zu werden, einmal um der gewissermaßen internationalen Beleuchtung des Gegenstandes willen, dann aber auch als ein Ausblick auf die geschichtliche wie wirtschaftliche Entwicklung, die die Stellung der Frau innerhalb der Jahrhunderte erfahren hat, und endlich ist auch die Auswahl der den einzelnen Abrissen zugrunde gelegten Schriften nicht ohne Interesse. Schon die Gruppierung der Bücher ist bezeichnend für die Richtung, in der die einzelnen Nationen ihre Mitarbeiterschaft an der Bewegung aufgefaßt und betätigt haben. Während die Verfasserin für ihre historischen Ausführungen italienische und französische Schriftsteller auswählt, übernimmt sie die wissenschaftliche Begründung für die zur speziellen Frauenfrage gehörigen Probleme von den Germanen, dem für diesen Zweck klassischen Stuart Mill und außer ihm August Bebel (St. Mill, „L'assujettissement de la femme"; Bebel, „La femme dans le passé, le présent et l'avenir"). Ihre Schilderung der Bedeutung der Frauenbewegung für das moderne Leben aber stützt sie auf die in den Werken von Amerikanerinnen vertretenen Ansichten.

Letourneaus Studie, „La condition de la femme dans les diverses races et civilisations", die nach wissenschaftlicher Methode soziologisch die Stellung der Frau behandelt, ergänzt durch Gabbas Werk, „Della condizione giuridica della donna", gibt der Verfasserin Anlaß, auf den geschichtlichen und rechtlichen Entwicklungsgang der der Frau innerhalb des Völkerlebens eingeräumten Stellung hinzudeuten. Betont sei nachdrücklich, wie die Gleichstellung der Geschlechter in moralischer und bürgerlicher Hinsicht, als das Recht auf die freie Persönlichkeit, zu den alten Traditionen Italiens gehört; wie sich dort die Frau zu allen Zeiten unbestritten der Ausübung der Wissenschaft und Literatur habe widmen können, so räumt sie doch Frankreich, dessen geistiges Leben in seiner Blütezeit das verfeinernde wie verfeinerte Element eines weiblichen intellektuellen Einflusses erfahren hat, eine besondere Stellung ein. Unter der geschickten Bezeichnung „Vorläuferinnen der Frauenbewegung" weist sie, gestützt auf Gerards Buch „L'éducation des femmes par les femmes", auf die lange Reihe von Gestalten hin, die teils erzieherisch, teils aufklärend durch Schrift und Tat darauf hingewirkt haben, den Wert der Frau für das Kulturleben zur Geltung zu bringen. Besonders hebt sie die bleibende Bedeutung hervor, die Fénelons Werk „Über die Erziehung", sei es auch in Hinsicht auf die veränderten Lebensverhältnisse veraltet, durch seinen Gehalt an allgemein gültigen psychologischen Beobachtungen auch heute noch auf diesem Gebiete beanspruchen könne.

Um die Frau auf dem Boden der Gegenwart und ihr durch die Förderungen der Industrie verändertes Arbeitsfeld zu schildern, greift die Verfasserin, wie schon erwähnt, zu den Ausführungen der Amerikanerinnen (C. P. Stetson, „La donna e l'economia sociale"; Th. Bentzon, „Femmes d'Amérique"). Sie wählt erstere wegen der Größe ihrer Gesinnung, die sich in der Tatsache ausspricht, daß sie nicht nur die Frau auf die Höhe einer dem ganzen menschlichen Geschlecht gegenüber verantwortlichen Persönlichkeit hebt, sondern auch den Mut hat, die spezifisch weiblichen Fehler aufzudecken, durch die gerade die Frau den anzustrebenden gerechten Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit beeinträchtige. Der weibliche Egoismus, der sich auf wirtschaftlichem Gebiete in dem Verlangen nach Luxus, dem Drücken der Arbeitslöhne, dem Bestreben, sich einen persönlichen, noch so geringen Vorteil zu sichern, manifestiert, erscheint nach ihrer Ansicht als

das Ergebnis der wirtschaftlichen und intellektuellen Abhängigkeit, die die Völkergeschichte über die zum Werkzeug herabgewürdigte Frau verhängt hat. Einer nicht minder scharfen Verurteilung begegnet die hergebrachte Mädchenerziehung, die, statt die Frau zu ihrem höchsten Beruf als Mutter eines heranwachsenden Geschlechts zu befähigen, sie gerade auf diesem Punkt nur zu oft lediglich dem Instinkt überlasse. Fehle schon der neuen, auf ganz veränderter, auch die Frau zu industrieller Arbeit heranziehenden Grundlage aufgebauten Gesellschaft der in den früheren enggebundenen Verhältnissen von selbst überlieferte Begriff der häuslichen Tradition, so bleibe, was noch schlimmer, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit gänzlich unentwickelt. Und wenn nun der Fortschritt zu einer neuen Kultur der Frau neue Rechte gewährt, die darauf ausgehen, das Familiengefühl zu einem heiligeren und stärkeren zu machen, dann wird die Liebesfähigkeit der Frau sich dadurch nicht verringert finden, sondern zu einer immer größeren heranwachsen. Schon haben sich die Frauen der Neuen Welt als Trägerinnen neuer Gedanken bewährt. Die Frauengestalten, die Th. Bentzon in ihrem erwähnten Buche zeichnet, danken die Höhe ihrer Gesinnung dem opferbereiten Mut, mit dem sie sich an die Seite des Mannes gestellt haben, um ihm bei der Eroberung der Neuen Welt Beistand zu leisten.

Hat es die Verfasserin dergestalt versucht, ihre Leserinnen kursorisch wenigstens in die historische Entwicklung der geistigen und sozialen Stellung der Frau bis zu dem Höhepunkt der modernen Frauenbewegung einzuführen, so greift sie schließlich nach den Berichten der verschiedenen Frauenkongresse, um ihnen ein aktuelles Resultat vor Augen zu stellen. Hier findet sie die Antwort auf das Streben, zu dem sich die Frauen aller Nationen zusammengeschlossen haben. Die Überzeugung, das Beste des menschlichen Geschlechts könne durch eine größere Einheit von Gedanken, Sympathien und Zielen gefördert werden, und jedes in diesem Sinne organisierte Vorgehen der Frauen werde zum Wohl der Familie und des Staates beitragen, hat sie zu einem Bund von Arbeiterinnen geeint, der es sich vorgesetzt hat, in der Gesellschaft, in den Sitten, in den Gesetzen in immer weiterem Sinn das goldene Gesetz: „Tue andern, was du willst, das man dir selber tue," zur Tat werden zu lassen. In dem Überblick, den die Verfasserin auf Grund dieser Berichte gibt, entrollt sie ein Bild weiblicher Tätigkeit, wie der Forderungen auf ihr zu gewährende Rechte, mit denen die Frau in den Kampf des Daseins eingetreten ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dies Bild kein erschöpfendes sein kann, aber gerade die objektive Behandlung, die die Verfasserin anstrebt, läßt es bedauern, daß sie sich hier einzig auf die Kongreßberichte stützt. In dem weitgefügten Rahmen ihres Gemäldes hätte vor andern auch die Tätigkeit der deutschen vaterländischen Frauenvereine, ihrer humanen Ziele wegen wie als Glied der geschichtlichen Entwicklung, eine Würdigung finden müssen. Überhaupt ist zu bemerken, daß die Sprache und Rassegemeinschaft der lateinischen Völker bei der Wahl der Bücher maßgebend und beeinflussend gewesen ist. Denn wie es die Verfasserin bedauert, daß Frau Lilly Brauns sehr brauchbares Buch über die Frauenfrage weder ins Französische noch ins Italienische übersetzt sei, so hätte sie als einen geeigneten Ratgeber hinsichtlich der der Frau zustehenden Rechte und Mittel, um ihre Autorität geltend zu machen und ihre Begabung zu verwerten, neben dem französischen Buch von Pert, „Livre de femme", wohl auch das mustergültige deutsche Handbuch der Frauenbewegung aufführen dürfen.

Nicht nur der Reiz, den eine bekannte Materie durch eine andre Beleuchtung erhält, verleiht den Ausführungen der Gräfin Pasolini Interesse; ihr Wert liegt in der Anregung, die durch die abweichend nationalgefärbte Auffassung und die individuell selbständige, praktische Ausführung eines lebensfähigen Gedankens eine Erweiterung des geistigen und praktischen Horizonts bedeutet, und nicht zuletzt in dem Sichtbarwerden des engen Zusammenhanges, der die Arbeiterinnen zum Wohl der Menschheit, sei es als Säende, sei es als Erntende, verbindet.

Eleonore v. Bojanowski.

Das Moskauer Künſtleriſche Theater in Berlin.

Während der Krönung Kaiſer Nikolaus' II. hatte die Petersburger deutſche Botſchaft im Frühling 1896 neben der roten Pforte in der alten Zarenreſidenz ein vornehmes Privathaus gemietet und darin eine Reihe glänzender Feſtlichkeiten, darunter eine muſikaliſch-dramatiſche Soiree, veranſtaltet, an der erſte deutſche Kräfte teilnahmen. Nur wenige wußten damals, daß in dieſem Hauſe Alexejew, das einem der angeſehenſten Moskauer Großinduſtriellen gehörte, ein reges Kunſtleben, vor allem auf theatraliſchem Gebiete, herrſchte und einer der Inhaber des Geſchäfts ſich als Darſteller und Regiſſeur glänzend bewährt hatte. In der ruſſiſchen Geſellſchaft ſprach man überall von dem künſtleriſchen Ernſt, dem fein abgewogenen Zuſammenſpiel und der glänzenden Ausſtattung, mit denen dieſe Vorſtellungen den Charakter des Liebhabertheaters ſchnell abgeſtreift und ſich zu hervorragenden Bühnenleiſtungen entwickelt hatten. K. S. Alexejew, der ſich als Schauſpieler den Namen Stanislawski gab, verfolgte als unabhängiger kunſtbegeiſterter Mann die Idee, der ruſſiſchen Bühne neben der nationalen Dichtung auch neue literariſche Schöpfungen des Auslandes zuzuführen und ſie im Gegenſatz zu der ſchnell fertigen Routine, die ihren Charakter oft grob entſtellte, nach ſorgfältiger Vorbereitung auf ihre eigene Tonart genau abzuſtimmen. In dem Dramatiker und Romanſchriftſteller Wladimir Nemirowitſch-Dantſchenko, deſſen Bruder ſich ſpäter während des japaniſchen Feldzuges als Kriegskorreſpondent einen klangvollen Namen gemacht hat, fand er einen kenntnisreichen und treuen Bundesgenoſſen für die Ausführung ſeiner Pläne. Beide entſchloſſen ſich vor neun Jahren in Moskau zur Begründung des „Künſtleriſchen Theaters", das ſich in kurzer Zeit zur erſten Bühne Rußlands entwickelte und ſo ſtarke, ſegensreiche Anregungen wie kein zweites Theater im Zarenreiche ausſtreute. Der Erfolg dieſes Unternehmens wurde dadurch nicht aufgehalten, ſondern nur beſchleunigt, daß die Bühnenleiter und Schauſpieler der alten ſchablonenhaften Richtung über die jungen „Dilettanten" ſpotteten, die alles beſſer wiſſen wollten und mit Umgehung abgebrauchter Kräfte ihr friſches Material hernahmen, wo ſie es fanden. Eine ehrliche und nachhaltige Begeiſterung hatte die Jugend erfaßt, die ſich als Darſteller, Dekorationsmaler und Koſtümzeichner der Führung der beiden vornehm denkenden Männer unterordneten und aus der Anerkennung des Publikums bald herausfühlten, daß ſie auf richtigem Wege neuen Zielen zuſtrebten. Das „Moskauer künſtleriſche Theater" übernahm für Rußland alsbald die Aufgabe, die in Deutſchland die Meininger bei der Aufführung klaſſiſcher Dramen ſo glänzend erfüllt hatten. Gleichzeitig ſtellte es ſich aber auch in dieſelbe Reihe wie das von Antoine in Paris begründete „Théâtre libre", mit der erfolgreichen Nachahmung, die es in der Berliner „Freien Bühne" gefunden hatte. Das „Künſtleriſche Theater" hielt die Überlieferung des nationalen ruſſiſchen Dramas aufrecht, indem es die Handlung in einer bisher unbekannten Weiſe für das Auge der Zuſchauer lebendig machte. Es ſchützte ſich dadurch vor jeder Einſeitigkeit, daß es bis auf die „Antigone" des Sophokles und den „Julius Cäſar" Shakeſpeares zurückgriff, um des großen dramatiſchen Stils nicht verluſtig zu gehen. Gleichzeitig fand das Unternehmen aber auch in der realiſtiſchen Kleinmalerei Gorkis und Tſchechows, in den Dramen Ibſens und Hauptmanns lockende Aufgaben, die mit ebenſo viel liebevollem Fleiß

wie technischer Geschicklichkeit gelöst wurden. Bei wiederholten Gastspielen in Petersburg holten sich die Künstler die Bestätigung dafür, daß sie nicht nationaler Überschätzung oder Moskowiter Voreingenommenheit, sondern ehrlichem Wollen und Können ihre Erfolge zu verdanken hatten.

Russische Schauspielkunst vermochte bisher auf den Geschmack des westlichen Europas keinen tieferen Einfluß auszuüben. Motschalow, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch seine gewaltige Naturkraft Shakespeare bei seinen Landsleuten einführte, und dem der berühmte Kritiker Belinski eine Anzahl gehaltvoller Essays widmete; Schtschepkin und Sadowsky, die von den Dramen Gribojedwos, Gogols und Ostrowskys angeregt wurden; tragische Schauspielerinnen wie die Damen Fedotowa und Jermolowa, die sich später einen Namen machten, sind außerhalb ihres Vaterlandes unbekannt geblieben. Frau Gorewa, die in den achtziger Jahren in deutscher Umgebung bei uns auftrat, war kaum geeignet, höhere Erwartungen zu befriedigen. Viel bedeutender erschien Frau Ssawina, die im Frühling 1899 mit einer russischen Gesellschaft im Lessing-Theater spielte und durch ihre Schärfe der Charakteristik auffiel. Die Moskauer Gäste, die jetzt eben bei uns im Berliner Theater erschienen sind, verfolgen aber ganz andre und künstlerisch höhere Ziele als ihre Vorgänger. Sie haben nicht nur ein großes, trefflich eingeübtes Personal, sondern auch für die zur Aufführung bestimmten fünf Stücke alle Dekorationen, Kostüme und Requisiten des Theaters mitgebracht, das ihnen wohlhabende Freunde, darunter der bekannte hilfsbereite Morossow in Moskau, genau nach ihren Wünschen erbaut haben. Sie verfügen dort in einem für 1200 Personen eingerichteten Hause in Kamergerskij Pereulok über alle modernen technischen Hilfsmittel, wie die Drehbühne, und die Anpassung ihres szenischen Apparats an eine fremde Umgebung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Trotzdem haben sie mit einem Schlag das Berliner Publikum für sich zu interessieren gewußt und bei dem Verlauf ihres Gastspiels bei Kennern und Liebhabern außerordentlichen Beifall hervorgerufen. Der Umstand, daß sich infolge der inneren Unruhen im Osten zahlreiche Russen bei uns aufhalten, gab dem Erfolg allerdings einen besonders lebhaften Ausdruck. Aber auch davon abgesehen, sind wir den Künstlern für vieles Schöne und Eigenartige zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß sie mit einem Drama von Alexei Tolstoi anfingen, der mit seinen Balladen und seinem historischen Roman „Fürst Ssserebrenny" in der vordersten Reihe der modernen russischen Dichter steht, den man aber von dem gleichnamigen Einsiedler von Jasnaja Poljana wohl unterscheiden muß. Jener bereits 1875 verstorbene Tolstoi war ganz erfüllt von deutscher Literatur und Kunstanschauung, und die schönste Erinnerung seines Lebens bestand darin, daß er als zehnjähriger Knabe von seinem Onkel nach Weimar geführt und von Goethe liebkosend auf den Schoß genommen wurde. Von seiner dramatischen Trilogie, die den „Tod Iwans des Schrecklichen", dessen Sohn den „Zaren Fedor Joannowitsch" und den Usurpator „Boris Godunow" schildert, ist das zuerst genannte Trauerspiel am populärsten geworden und vor langen Jahren auch einmal in deutscher Sprache in Weimar mit Otto Lehfeld in der Titelrolle gespielt worden. Die Moskauer Künstler begannen indessen ihr Gastspiel mit dem zweiten Stück, das anscheinend nicht so dankbar und jedenfalls viel schwieriger zu spielen ist. Sie verstanden es aber in allen Teilen der Aufführung das alte Moskau zu jener Zeit, als auf den grausen Zar ein gutgearteter, willensschwacher Sohn gefolgt war und die Vertreter der alten und neuen Zeit einander heftig bekämpften, trefflich zur Anschauung zu bringen, ohne daß der Prunk der Gewänder bei dem Zaren, seiner Gattin Irina und den Bojaren, die dekorativen Effekte in dem berechtigten Streben nach realistischer Wahrheit irgendwie störend hervorgetreten wären. Wesentlich höher als diese Äußerlichkeit, die nicht unterschätzt werden soll, standen die fein abgewogene Kunst, mit der das Wesen der Dichtung für das Auge der Zuschauer anschaulich gemacht war, und das harmonische Zusammenspiel der Gesellschaft, bei dem der einzelne seinem Partner

ebenſo viel Wirkſames in die Hand zu legen ſchien, wie er von ihm empfing. Der große Schröder in Hamburg pflegte von einem „Konzertieren“ der Bühnenaufführung zu ſprechen, die ihm als Ideal vorſchwebte. Bei den Ruſſen war dies Ziel tatſächlich erreicht, einmal durch die viel zahlreicheren Proben, denen ſich dieſe Schauſpieler im Gegenſatz zu der übereilten Arbeit der meiſten Bühnen unterwerfen, dann aber auch durch den lobenswerten Grundſatz, daß der Beſte unter ihnen, der heute eine tragende Rolle durchführt, ſich keinen Augenblick bedenkt, morgen in einer Epiſode nur zwanzig Worte zu ſprechen. Dadurch wurde es möglich, jede Gefahr des Virtuoſentums zu unterdrücken und auch in dem Geringſten den künſtleriſchen Ehrgeiz zu pflegen, daß er als wertvoller Mitarbeiter ſeinen Platz auszufüllen habe. Natürlich konnten bei dieſer ſorgfältigen Vorbereitung im Laufe des Winters nur wenige Stücke, meiſtens vier bis fünf, einſtudiert werden.

Die prächtigen Bilder in dem Drama „Zar Fedor Joannowitſch“ in dem alten Palaſt des Kreml, wenn die vorübergehende Ausſöhnung zwiſchen dem kriegeriſch tapferen Schuiskij und dem diplomatiſch ſchlauen Boris Godunow erfolgt, der Aufzug der Bojaren, die ſich vor dem Herrſcher dreimal zur Erde werfen und mit der Stirn den Boden berühren, das ſchüchterne Eindringen der Kaufleute, die auf den Knien zu dem Zaren rutſchen und, um Schutz flehend, ſeine Hände und Gewänder mit Küſſen bedecken; die Szenen vor der Archangelskirche bei der Panichide für den verſtorbenen Zar Iwan mit dem feierlichen Aufzug und den vor der Tür liegenden oder ſtehenden Büßern und Bettlern konnten in ihrer maleriſchen Wirkung unmöglich übertroffen werden. Sie ſchienen aus den Rahmen jener großen hiſtoriſchen Bilder getreten zu ſein, wie ſie Conſtantin Makowski malt, während man glauben möchte, daß ſein Bruder Wladimir Makowski, der ausgezeichnete Genremaler, der in bezug auf Feinheit der Charakteriſtik unſerm Adolf Menzel die Hand reicht, die Vorbilder für die Typen aus dem Land- und Volksleben im „Onkel Wanja“ und dem „Nachtaſyl“ geſchaffen habe. Jenes Schauſpiel von dem früh verſtorbenen Tſchechow hatte bei der deutſchen Aufführung im Berliner Theater gar keinen Eindruck hinterlaſſen, und es bleibt auch ein ſchwaches Stück mit ſeinen halben Empfindungen und matten Farben, ſeiner wirren Handlung und gebrochenen Charakteriſtik. Erſt die Moskauer Darſteller füllten dieſe Umriſſe mit Blut und Leben aus, individualiſierten das Allgemeine und ſchlugen die Untertöne an, auf denen die Stimmung des Ganzen, die Schilderung des Öden, Unbefriedigten und Zweckloſen beruht, von dem dieſe Menſchen bei Tſchechow angekränkelt ſind. Daß die ruſſiſchen Gäſte bei der Aufführung des „Nachtaſyls“ von Gorki erſt recht in ihrem Element ſein würden, war zu erwarten. Sie verſtärkten die Wirkung des Stückes nach der ſchauerlichen Seite, indem ſie jeden Grad von Verkommenheit in dieſem menſchlichen Abgrund bis auf die Wurzeln heraushoben und die Todſchlagsſzene am Ende des dritten Aktes mit dem furchtbaren Geſchrei beim Volksauflauf bis zur Höhe der echten Tragödie ſteigerten. Auf der andern Seite kamen aber auch die humoriſtiſchen Momente ſtärker heraus, und das Stück, das bei der Lektüre mittendrin abzubrechen ſcheint, wirkte hier viel abgerundeter und einheitlicher. Einzelne Namen aus der trefflichen Künſtlerſchar beſonders hervorzuheben, verbietet ſich eigentlich, da man Gefahr läuft, andre durch Nichterwähnung zu verletzen. Doch traten Moskwin als Zar Fedor und Pilger Luka, Stanislawski als Dr. Aſtrow und Satin, Wiſchnewski als Boris Godunow, Luſchski als Schuiski, und die Witwe des Dichters Tſchechow, die unter ihrem Mädchennamen Olga Knipper auftrat und ein ungewöhnlich verfeinertes weibliches Empfinden verriet, als Helena in dem Stück ihres Gatten und als Naſtja im „Nachtaſyl“ ſtärker hervor. Immer wieder muß aber betont werden, daß vor allem der Geiſt, aus dem dies Unternehmen entſtanden iſt, und der alle ſeine Teile gleichmäßig erfüllt, den künſtleriſchen Sieg errungen hat, den niemand dem Moskauer „Künſtleriſchen Theater“ beſtreiten kann und der ſich bei den weiteren Gaſtſpielreiſen dieſer Bühne ſicherlich überall wiederholen wird. Eugen Zabel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Für die Weltwirtschaft, den Handel und die Industrie aller Nationen ist der 1. März 1906 auf ein Jahrzehnt hinaus ein entscheidender Tag gewesen. An diesem Tage sind die Handelsverträge, die das Deutsche Reich mit Rußland und Österreich-Ungarn, mit der Schweiz, Italien, Belgien, Rumänien und Bulgarien abgeschlossen hat, in Kraft getreten, und der Raum ihrer Wirksamkeit erstreckt sich infolge der Meistbegünstigungsklausel durch den Frankfurter Frieden auch auf Frankreich, durch das mit den Vereinigten Staaten von Amerika bis zum 1. Juli 1907 vereinbarte Provisorium auf die Union. Mit England bleibt es, bis zum Abschluß eines neuen Vertrags, bei den alten Abmachungen; mit Spanien und Schweden wird noch verhandelt. Seit 1880 steht das kontinentale Europa unter dem Zeichen des Schutzzolls. Als um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Freihandelsbewegung unter der Standarte Cobdens ihren Siegeszug in Europa antrat, widerstanden ihr nur die Vereinigten Staaten, theoretisch durch die Schriften Careys, praktisch durch ihre Schutzzollgesetzgebung. Durch Schutzzölle suchten sie ihre entstehende Industrie vor der Überflutung durch die billige europäische Ware zu bewahren. In dem zwanzigjährigen Kampfe hat schließlich der Schutzzoll das Feld behauptet. Seit 1880 ist die Freihandelsbewegung überall im Rückgang, so sehr, daß selbst in England, ihrem Vaterlande, das durch den Freihandel zu einer so hohen Entwicklung seines Wohlstandes, seiner Handelsflotte und seines wirtschaftlichen Verkehrs mit allen Ländern der Erde gebracht worden ist, ihr jetzt in Joseph Chamberlain der gefährlichste Gegner erstehen konnte. Die neuen Handelsverträge tragen darum den Stempel der Zeit. Alle Staaten wollen ihre Gewerbtätigkeit, in der Landwirtschaft wie in dem Fabrikbetrieb, durch möglichst hohe Schutzzölle schützen; ihr uneingestandenes Ideal ist der geschlossene Handelsstaat, der alles innerhalb seiner Grenzen erzeugt, was er braucht. Aber der Zwang der Dinge verhindert überall die Verwirklichung dieses Ideals. Auch die reichsten und ergiebigsten Länder sind auf den Austausch ihrer Produkte mit den andern angewiesen; den einen fehlen die Rohstoffe, die andern sind wegen ihrer wachsenden Bevölkerung zur Ausfuhr der Erzeugnisse ihrer Industrie genötigt. Immer schärfer hat sich der wirtschaftliche Gegensatz zwischen Europa und den Vereinigten Staaten ausgebildet. Mit ihrem Getreide und ihrer Baumwolle, ihrem Petroleum und ihrer Fleischerzeugung versorgten sie das bedürftige Europa und bei der großartigen Entwicklung ihrer Industrie hofften sie, sich ihrerseits bald von der europäischen Industrie unabhängig machen zu können. Nicht nur politisch durch die Monroe-Doktrin, auch wirtschaftlich sollte Amerika eine Welt für sich bilden. Die Handelspolitik der Vereinigten Staaten ist durch die hohen Schutzzölle und den Einfluß der Trusts auf den Senat und das Abgeordnetenhaus eine durchaus abwehrende und Europa ungünstige. Wiederholt hat man dagegen einen Zollverein aller kontinentalen Staaten Europas vorgeschlagen, und die langfristigen Handelsverträge zwischen ihnen sind ihrem Wesen

nach ein Schritt zu einer solchen Verbindung. Aber ehe dies Zukunftsgebild noch einen ungefähren Umriß gewann, sind schon zwei neue Momente eingetreten, welche die Handelspolitik der Vereinigten Staaten von innen heraus umwandeln müssen. Ihr Getreideüberfluß lastet nicht mehr auf Europa: ihr eigner Konsum erfordert seit 1895 immer größere Mengen, und in Argentinien, Kanada und Indien sind ihnen Konkurrenten entstanden, deren Gewicht mit jeder Ernte zunimmt. Das Wachstum ihrer Industrie fängt langsam, aber unaufhaltsam an, den inländischen Gebrauch zu überschreiten und nach den ausländischen Märkten hinüberzugreifen. Der Boykott, den die chinesischen Kaufleute wegen der schlechten Behandlung der chinesischen Auswanderer in den Vereinigten Staaten seit einigen Monaten mit so zäher Ausdauer und in immer weiterem Umfange durchführen, hat die amerikanische Geschäftswelt in jene nervöse Unruhe versetzt, die mit täglich neuen Alarmnachrichten von der bevorstehenden Niedermetzelung aller Fremden in China Europa in Schrecken jagen will. Hier ist eben die Stelle, wo auch das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" sterblich ist. Die Vereinigten Staaten sind durch ihre überreiche Produktion auf den Punkt gelangt, wo ihnen der Absatz nach dem Ausland und die Zufuhr von Rohstoffen, zunächst in Eisenerzen und Kohlen, zur Notwendigkeit wird. Aus den bisher einseitig Gebenden sind Bedürftige geworden. Sollten sie durch die Abneigung Chinas einen Teil ihres chinesischen, durch die Konkurrenz Japans den mandschurischen Handel einbüßen, wird ihre Handelspolitik gegen Europa bald eine Änderung erfahren müssen. Denn auch dieses rüstet sich gegen den Schutzzollwall der Union. In ihren Kolonien wetteifern alle europäischen Völker in der Anlage von Baumwollpflanzungen, in der Schürfung nach Eisenerzen und Kupfer, in der Bohrung nach Petroleum miteinander, um das Übergewicht der Vereinigten Staaten in diesen Produkten zu brechen. Die politischen Machtfragen verwandeln sich immer mehr in wirtschaftliche; an die Stelle kleiner selbständiger Handelsgebiete streben große wirtschaftliche Vereinigungen zu treten: Europa, Amerika, Ostasien. Die Gegenwart und die nächste Zukunft bis 1917 gehören den Handelsverträgen und sind eine Vorbereitungszeit zur Bildung umfassenderer Zollvereine. Speziell für Deutschland sind die neuen Verträge im Durchschnitt zugunsten der Landwirtschaft und zuungunsten der Industrie ausgefallen. Handel und Fabriken haben in der Erkenntnis, daß ein allgemeiner Zollkrieg ihnen noch ungleich mehr Schwierigkeiten und Nachteile bereiten würde, und in der Hoffnung, durch die zehnjährige Sicherheit und Beständigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse eine gewisse Erleichterung gegenüber der Schwere der Zollerhöhungen zu finden, die ungünstigen Bedingungen angenommen. Ihr so oft bewährtes Anpassungsvermögen, ihr Wagemut und ihre fein und reich entwickelte Technik helfen ihnen vielleicht, glücklicher, als sie es bei dem Anbruch der neuen Periode erwarten, über die beschwerlichen Jahre hinwegzukommen.

Wie auch in der Marokko-Angelegenheit die wirtschaftlichen Interessen den eigentlich treibenden Faktor bilden, bewies ein merkwürdiger Zwischenfall während der Verhandlungen der Konferenz in Algeciras. Nach Erledigung der Zollfragen war man, mit Hinausschiebung des schwierigen Punktes über die Regelung der internationalen Polizei, zur Besprechung der Errichtung einer marokkanischen Staatsbank geschritten. Deutschland und Frankreich hatten ihre Programme der Konferenz vorgelegt; ein drittes übergaben die Delegierten Marokkos. Dabei erklärte El Mokri, bei der Erwähnung der Arbeiten, die in den marokkanischen Häfen vorzunehmen seien, daß die Bauten in den Häfen von Casablanca und Saffi am Atlantischen Ozean von dem Sultan schon einer französischen Gesellschaft, Schneider in Creuzot, zugewiesen wären. Die Konferenz war über diese Eröffnung um so mehr erstaunt, da selbst die französischen Delegierten versicherten, von dieser Konzession nichts zu wissen. In der Tat waren Deutschland und Frankreich während ihrer Verhandlungen im vergangenen Jahre übereingekommen, sich im Hinblick auf die bevorstehende Konferenz aller Schritte zugunsten ihrer Staatsangehörigen bei der marokka-

nischen Regierung zu enthalten. In Frankreich aber hat man Marokko seit Jahren als sichere Beute betrachtet; Handels- und Industriegesellschaften suchten sich die öffentlichen Arbeiten zu sichern, auf die fruchtbarsten Landstriche Beschlag zu legen und die vermuteten Schätze des Bodens schon im voraus unter sich zu verteilen. Daher der Unmut, mit dem sie die Einmischung Deutschlands aufgenommen haben, und der hartnäckige Widerstand, den sie dem von Deutschland verteidigten, allgemeinen internationalen Wettbewerb entgegensetzen. Die drei Programme über die Gründung einer marokkanischen Staatsbank, in der ihrerseits der Sultan und seine Ratgeber nichts als eine unerschöpfliche Goldquelle sehen, hat die Konferenz als schätzbares Material zu der Ausarbeitung eines neuen Entwurfs benutzt, der den Verhandlungen zugrunde gelegt wurde. Danach soll die Staatsbank auf die Dauer von vierzig Jahren errichtet werden und, unter Ausschluß jeder andern Bank oder Kreditanstalt, die Funktionen als Kassen- und Zahlstelle des Reiches ausüben. Das Grundkapital, nicht weniger als 15 und nicht mehr als 20 Millionen Franken, soll in ebenso viele gleiche Teile geteilt werden, als Staaten auf der Konferenz vertreten sind. Jede Macht wird eine Bank bezeichnen, die das Recht der Subskription sowie das Recht, Mitglieder des Verwaltungsrates vorzuschlagen, ausübt. Dagegen verlangt Frankreich zu seinem Anteil an dem Grundkapital noch drei andre Anteile für die französischen Gesellschaften, die dem Sultan bisher Geld geliehen haben. Während die Konferenz in den Hauptsitzungen diesen Entwurf debattiert, erörtert sie im Komitee die Polizeifrage. Der Hauptsache nach handelt es sich um die Einsetzung einer Polizeitruppe unter europäischen Offizieren in den acht Hafenplätzen, in denen sich zahlreichere Fremdenkolonien befinden; denn an der algerischen Grenze hat man die Regelung der Polizeiverhältnisse selbstverständlich der Abmachung zwischen den Franzosen und den Marokkanern überlassen, und in den Hauptstädten des Landes Fes und Marrakesch würde der Fanatismus des Volkes keine christliche Polizei dulden. Hier spitzt sich der deutsch-französische Gegensatz am schärfsten zu. Die Franzosen verlangen, daß die Polizei ausschließlich von französischen und spanischen Offizieren, die Deutschen, daß sie von Offizieren der neutralen Mächte geleitet werde; Deutschland will die diplomatischen Vertreter aller Mächte in Tanger, Frankreich einen Unparteiischen, am geeignetsten einen von Italien gewählten Mann, mit der Oberaufsicht über alle Maßregeln der Polizei betrauen. Am 8. März unterbreitete Graf Welsersheimb, der Vertreter Österreich-Ungarns, der Konferenz einen neuen Vorschlag. In vier Häfen sollen die Franzosen, in drei die Spanier die Polizei ausüben, in dem achten, Casablanca, ein höherer Offizier, den der Sultan von Holland oder der Schweiz erbitten möge. Dieser letztere solle zugleich die Generalinspektion über die gesamte Hafenpolizei führen und die Organisation versuchsweise für die Dauer von fünf Jahren geschaffen werden. Nachdem Deutschland seine Zustimmung zu diesem Vorschlag erklärt hatte, bildet er die eigentliche Grundlage der Debatten, die bis zum 15. März noch zu keiner Einigung geführt hatten.

Vor allen andern Mächten empfindet Rußland die Ungewißheit über den Ausgang der Konferenz am peinlichsten. Ohne eine gewaltige Anleihe kann es seine Staatsbedürfnisse nicht mehr befriedigen, und diese Anleihe ist nur zu erzielen, wenn der Friede allen gesichert erscheint. Die Geldverlegenheit droht sich für das Reich zu demselben Verhängnis wie im Oktober des vergangenen Jahres der Generalstreik zu entwickeln. Nur durch die Eröffnung der Reichsduma ist ihr zu begegnen, und so veröffentlichte denn endlich die Regierung am 5. März einen kaiserlichen Ukas, der die Wahlen zur Duma in 28 Gouvernements des inneren Landes auf den 8. April, für 17 andre Gouvernements im Innern und im Dongebiet auf den 27. April und für 2 andre Gouvernements auf den 2. Mai festsetzt. Freilich verschiebt sich dadurch abermals der Zusammentritt der Versammlung vom 28. April auf den 10. Mai, aber der Eisgang ist wenigstens in Bewegung geraten. Von den wirklichen Zuständen in Rußland sich ein annähernd zutreffendes Bild zu machen, ist bei dem Widerspruch der Nachrichten unmöglich. Seit Wochen sollten auf den

Eisenbahnen normale Verhältnisse eingetreten sein; jetzt erfahren wir plötzlich, daß in Wirballen dreihundert und in Eydtkuhnen vierhundert Waggons stehen, die bis zum 28. Februar nicht zur Zollabfertigung kommen konnten und über die nun ohne Schuld der Absender wie der Empfänger das Damoklesschwert des neuen Zolltarifs vom 1. März schwebt. In ihren Depeschen nach Petersburg versichern die Gouverneure in den Provinzen, daß die Beruhigung von Tag zu Tag fortschreitet, die Aufständischen sich unterwerfen und Waffen und Rädelsführer ausliefern, und gleich darauf meldet der Telegraph aus einer langen Reihe von Städten Raub, Brand und Mord auf offener Straße, am lichten Tage. Heute heißt es, die Heimkehr der Truppen aus der Mandschurei vollziehe sich in größter Ordnung und Ruhe, schon seien viermalhunderttausend Mann zurückbefördert, und am nächsten Tage erfahren wir von der offiziösen Telegraphenagentur: die Rückbeförderung der Reservisten auf der sibirischen Bahn gehe wegen des Mangels an Lokomotiven und Wagen nur sehr langsam vonstatten; da es der Bahn auch an Heizmaterial fehlt, habe der Personen-, Post- und Güterverkehr teilweise eingestellt werden müssen. Was ist Wahrheit? Selbst wenn man sich auf eine mittlere Linie zurückzieht, gelangt man zu der Schlußfolgerung, daß eine durchgreifende Besserung der Zustände noch nicht eingetreten ist. Bei der Unsicherheit und dem Schwanken der Regierung in ihren Entschlüssen will sich auch das Vertrauen zu ihr noch immer nicht einstellen. Verschiedene Parteien haben in den letzten Wochen in Moskau und Petersburg Versammlungen abgehalten, ihr Programm festzustellen und die Wahlen vorzubereiten. Nur in zwei Dingen sind alle einig: in dem Hasse gegen die Polizeiwillkür und in dem Mißtrauen gegen die Regierung. Eine Versammlung von sechstausend Mitgliedern des Handels- und Industrieverbandes der Stadt Petersburg und des russischen Reiches tagte am 4. März und nahm einstimmig eine Resolution an, welche die Aufnahme der am 30. Oktober 1905 verkündigten Freiheiten in die Grundgesetze fordert und mit dem Satze schließt: „Das gegenwärtige Vorgehen der Landesregierung, welches jeder Gesetzlichkeit bar ist, führt zur unheilbaren Erschütterung der Wohlfahrt Rußlands und kann nicht länger geduldet werden, ohne äußerste Gefährdung des Landes und der Dynastie". Diese Worte enthüllen die Tiefe des Gegensatzes zwischen der Regierung und der gebildeten und wohlhabenden Bürgerschaft. Es ist die höchste Zeit, daß die Duma ihr Werk der Vermittlung zwischen Volk und Regierung beginnt, die Kriegsgerichte und die willkürlichen Verhaftungen aufhebt und erklärt, wer in Rußland fortan die Herrschaft führen soll: die Autokratie oder das Gesetz. Zugleich mit der Duma soll der neue Reichsrat in Tätigkeit treten. Er ist als eine Art Herrenhaus oder Senat gedacht und soll zur Hälfte aus Mitgliedern, die der Zar ernennt, zur andern Hälfte aus Vertretern der Semstwos, der Grundbesitzer, der Industriellen und Kaufleute, der Synoden und der Universitäten und Akademien bestehen. Duma und Reichsrat haben gleiche gesetzgeberische Befugnisse, das Recht der Initiative bezüglich der Einbringung von Gesetzvorschlägen und das Recht, Fragen an die Minister zu stellen. Das Manifest des Zaren vom 6. März, das diese Bestimmungen verkündigt, schließt mit den Worten: der Zar hege die Hoffnung, daß die Teilnahme von Volksvertretern an der Gesetzgebung zu der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Reiches beitragen und seine Einheit festigen werde.

In Ungarn hat der Streit zwischen der Krone und der Volksvertretung über die Kommandosprache in der Armee, der seit beinahe zwei Jahren Gesetzgebung und Verwaltung zum Stillstand gebracht hatte, am 19. Februar zu der unvermeidlichen Katastrophe geführt. An diesem Tage ist das ungarische Abgeordnetenhaus aufgelöst worden. Am 18. Februar hatte der Präsident des Hauses, Justh, ein Schreiben des Generalmajors Nyiri von der Honvedarmee erhalten, das ihm die Ernennung Nyiris zum königlichen Kommissar, und ein andres, das ihm die beschlossene Auflösung des Reichstages mitteilte. Zur Entgegennahme der königlichen Botschaft wurde das Haus zu einer Sitzung am 19. Februar berufen. Am Morgen umstellten

Polizeimannschaften und Truppen, Infanterie und Kavallerie, das Haus der Volksvertretung. Vergebens protestierte der Vizepräsident gegen die Anwesenheit der Polizei im Hause. Nachdem sein Antrag, das von dem Generalmajor Nyiri übermittelte königliche Handschreiben uneröffnet dem Absender Nyiri zurückzusenden, da er kein Recht besäße, mit dem Abgeordnetenhause in amtlichen Verkehr zu treten und die Ernennung eines königlichen Kommissars mit unbeschränkter Vollmacht überhaupt der Verfassung widerspräche, einstimmig angenommen worden war, verließen die Mitglieder das Haus. Der Oberst Fabricius verlas dann unter militärischer Bedeckung das Auflösungsdekret vor leeren Bänken. Die Regierung verwahrt sich gegen den Vorwurf, sie wolle den Absolutismus in Ungarn einführen: die Auflösung des Reichstages sei ein unzweifelhaftes Recht des Königs, und in dem Dekret sei die baldige Einberufung eines neuen Reichstages vorgesehen. Die Notwendigkeit, die Handelsverträge mit Deutschland, der Schweiz und Italien vor dem 1. März in der Gesetzsammlung zu veröffentlichen, hat wahrscheinlich den entscheidenden Druck auf die Regierung zu ihrem Vorgehen ausgeübt. Sie hat sich denn auch beeilt, die Verträge im Verordnungswege einzuführen und damit zugleich die Zollunion zwischen Ungarn und Österreich bis zum 1. Januar 1917 festzulegen. Dieselbe Welle, die in Ungarn nicht nur die Opposition, sondern auch die parlamentarische Grundlage des Ausgleichs von 1867 wegfegte, hat der österreichischen Hälfte des Reiches das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht gebracht. Am 23. Februar hat der Ministerpräsident von Gautsch dem österreichischen Abgeordnetenhause den Gesetzentwurf vorgelegt. Wenn derselbe Gesetzeskraft erlangt, wird seine unmittelbare Wirkung die Schwächung der Stellung der Deutschen und die Stärkung der Slawen im Hause sein. Wohl behalten die Deutschen ihre 205 Sitze, aber die Sitze der Slawen erhöhen sich auf 230, und unter den 455 Mitgliedern behaupten sie die Mehrheit. Selbst wenn sich die Deutschen mit den 16 Italienern und den 4 Rumänen des Hauses dauernd verbinden, bleiben sie in der Minderheit. Ob sich tatsächlich eine slawische Mehrheit zusammenfindet, hängt von den Ruthenen ab, deren bisherige Zahl 10 auf 31 steigt; machen sie auch ferner den Tschechen und Polen eine unversöhnliche Opposition, so hat der slawische Block den Sieg noch nicht in Händen. Das aktive Wahlrecht soll jedem Österreicher zustehen, der vierundzwanzig Jahre alt ist und seit einem Jahre in der Gemeinde wohnt, das passive jedem, der das dreißigste Jahr zurückgelegt hat und seit drei Jahren österreichischer Staatsbürger ist. In seiner Rede zur Einführung des Entwurfs verwahrte sich der Minister gegen die Behauptung, daß die Sozialdemokratie schließlich den einzigen Vorteil von dem Gesetz davontragen würde. „Wenn man die Sozialdemokratie ernstlich bekämpfen will," sagte er, „muß man ihr die wirksamste Waffe entwinden; das ist die Anklage gegen den Staat, daß die minderbemittelten Klassen in ihren wirtschaftlichen Rechten verkürzt, die andern Klassen aber mit Vorrechten ausgestattet würden." Ob das allgemeine Wahlrecht zu ernstlicher Bekämpfung der Sozialdemokratie dienen kann, erscheint im Hinblick auf Frankreich und Deutschland und nach dem Resultat der letzten Parlamentswahlen auch in England mehr als problematisch. Auch in Österreich wird die sozialdemokratische Partei aus den allgemeinen Wahlen einen mächtigen Zustrom neuer Kräfte empfangen. Aber das wird nicht die eigentliche Bedeutung des neuen Gesetzes sein, sondern die Zerstörung des Ausgleiches von 1867: denn dieser beruhte, moralisch wie materiell, auf der Hegemonie der Deutschen in der einen, der Magyaren in der andern Reichshälfte. Indem die Regierungen diese beiden Völkerschaften beiseiteschieben und ohne oder gegen sie die Gesetzgebung und die Verwaltung führen, bereiten sie bewußt und unbewußt eine neue politische Gestaltung Österreich-Ungarns vor. Am 7. März haben im österreichischen Abgeordnetenhause die Debatten über die Vorlage der Regierung begonnen. Das Prinzip des allgemeinen gleichen Wahlrechts findet im Hause nur geringe Gegnerschaft; die Hauptangriffe der Parteien richten sich, meist von dem nationalen Standpunkt aus, gegen die Wahlkreiseinteilung und die Ver-

teilung der Mandate an die einzelnen Volksstämme. Der Minister des Innern, Bylandt-Rheidt, bemühte sich, das Mißtrauen der Deutschen zu zerstreuen; die Regierung sei sich wohl bewußt, daß in Österreich das Deutschtum zu den staatserhaltenden und kulturellen Faktoren gehöre, die von jeder Regierung beachtet werden müssen. Nur daß diese Versicherungen, wie aufrichtig sie auch gemeint sein mögen, die Wirkung des Gesetzes, die Feststellung der Minderheit der Deutschen im Hause, nicht hindern können.

In Frankreich ist das Ministerium Rouvier am 7. März das erste Opfer der Trennung zwischen Staat und Kirche geworden. Ruhig und würdevoll, wie die Präsidentenwahl in Versailles, hatte sich am Sonntag, den 18. Februar, der Auszug Loubets und der Einzug Fallières in den Elysée-Palast vollzogen; man hoffte, daß damit auch im Lande eine allgemeine Beruhigung eintreten würde. Aber die Inventaraufnahmen in den Kirchen, die doch im eigensten Interesse der Kirchen nötig sind, um ihren Besitz festzustellen, führten zu immer heftigeren Zusammenstößen. In Boeschèze, einem Dorf an der französisch-belgischen Grenze, wurde der Beamte von den Aufständischen schwer verwundet, in der Verteidigung seines Vaters erschoß der Sohn einen der Tumultuanten; in Belleveaux in Savoyen kam es zu einem blutigen Kampfe, in dem acht Gendarmen Wunden davontrugen. Über diese aufregenden Vorfälle, die nicht dem beleidigten religiösen Gefühle, sondern der klerikalen Verhetzung entspringen, kam es in der Deputiertenkammer zu einer leidenschaftlichen Debatte. Eine Tagesordnung, die dem Ministerium das Vertrauen der Kammer aussprechen sollte, wurde mit 267 Stimmen gegen 234 abgelehnt. Darauf erklärte Rouvier, die Regierung habe an der Fortsetzung der Verhandlung kein Interesse mehr, und verließ mit seinen Amtsgenossen den Saal. Da sich die Mehrheit aus den verschiedensten Parteien zusammensetzte — eine Anzahl von Sozialisten und Radikalen, denen der Minister des Innern, Dubief, in der Angelegenheit nicht energisch genug vorgegangen ist, hat mit den Klerikalen gestimmt — dauerte es eine Reihe von Tagen, ehe es dem Abgeordneten Sarrien, den der Präsident der Republik mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut hatte, gelang, die geeigneten Persönlichkeiten zusammenzubringen. Das Ministerium, in dem Sarrien die Präsidentschaft und die Leitung der Justiz übernahm, gehört der radikalen Mehrheit an. Seinen Charakter empfängt es von dem Senator Clemenceau, dem Freunde und Genossen Gambettas, der das Ministerium des Innern verwalten und somit die bevorstehenden Wahlen zur Deputiertenkammer leiten wird. Bourgeois hat die auswärtigen Angelegenheiten, der Sozialist Briand, der Berichterstatter über das Trennungsgesetz zwischen Kirche und Staat, das Kultusdepartement erhalten. Das neue Ministerium, das sich am 14. März dem Parlament vorstellte und in der Kammer durch Sarrien, im Senate durch Bourgeois sein demokratisch-republikanisches Programm verkündigte, wurde beifällig aufgenommen. Mit 299 Stimmen gegen 190 Stimmen sprach ihm die Kammer ihr Vertrauen aus.

Den Unruhen und Wirren in seinen Nachbarländern gegenüber hat Deutschland frohe Tage gefeiert: die Silberhochzeit des Kaisers und der Kaiserin und die Hochzeit ihres zweiten Sohnes Eitel Fritz mit der oldenburgischen Prinzessin Sophie Charlotte am 27. Februar, die einmal wieder die herzliche und innige Verbindung zwischen dem deutschen Volk und seinem Herrscherhause trotz aller Parteiung und der Mühe und Sorge der politischen Alltagsarbeit zu vollem und reinem Ausdruck brachten. Es gibt eben in der Hauptsache, der Aufrechterhaltung des Friedens im Innern und nach außen und der Wahrung der Ehre und der Weltstellung des Reiches, nur ein Gefühl und einen Gedanken bei dem Volke wie bei dem Kaiser.

Literarische Rundschau.

Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer.

Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1905.

Als ich nach zweijährigem Verkehr Conrad Ferdinand Meyer an einem strahlenden Frühlingstag des Jahres 1879 meinen Abschiedsbesuch machte, um deutsche Hochschulen zu beziehen, da entrollte er mir seine dramatischen Pläne mit den deutschen Kaisern, nämlich mit Heinrich IV. und V. und umriß mit einigen Strichen die für eine Novelle ausersehene Gestalt des Komturs Schmid, der mit Zwingli im Kappelstreite 1531 endete. Ich drückte die Zuversicht aus, diese Pläne ausgeführt zu sehen, wenn ich über Jahr und Tag in die Heimat zurückkehrte. Alles sei schon so weit gediehen, meinte ich, daß es eigentlich bloß noch der Niederschrift bedürfe. Da nahm sein Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck an, und er klagte: „Sie glauben nicht, wie viele trübe Stunden ich habe, wo mir meine Sachen nichtig erscheinen!"

Vermutlich unter der Nachwirkung einer solchen Schattenstunde knüpfte der Dichter zu Ostern 1881 den Briefwechsel mit der ihm persönlich völlig unbekannten Louise v. François an.

Er suchte künstlerischen Beirat. Das erste Urteil der Zeit, dasjenige Gottfried Kellers, mußte er aus naheliegenden Gründen missen. Das Zusammensein mit der Schwester war spärlich geworden, obgleich sich weder sein noch ihr Gefühl geändert hatte. Vielleicht besorgte er zuweilen eine Beeinträchtigung ihres Scharfblicks durch ihre Liebe und Geistesähnlichkeit. Er versprach sich wohl etwas Neues aus dem Verkehr mit einem Produktiven. Wie er suchend die lange Reihe seiner Gilde hinunterblickte, blieb sein Auge an dem durchgearbeiteten, scharf profilierten Antlitz der letzten Reckenburgerin haften.

Sein Briefwechsel mit ihr hat 10½ Jahre gedauert, d. h. bis ihm Krankheit die Feder aus der Hand nahm. Seinen Wert verbürgen die Namen der Urheber, das besondere Gepräge verleihen ihm eine Reihe markanter Gegensätze zwischen ihnen. Daß zwei Korrespondenten um so verschiedener sind, je höher ihre geistige Bedeutung reicht, das ist häufig und natürlich. Aber hier arbeiten sich die beiden zu vollendeten Kontrastfiguren heraus, bis in die Einzelheiten des epistolaren Gehabens, wie man es nicht leicht wieder treffen wird. Ein Dichter hätte ein schönes Spiel in der Hand, wenn er aus den vorliegenden Briefschaften die Charakterunterschiede aushöbe und durchbildete und sie in eine passende Fabel legte. Es würde freilich eine elegisch abendstille Sache werden. Denn im Augenblick der beginnenden Korrespondenz zählte der Dichter bald fünfundfünfzig und die Dichterin noch acht Jahre mehr.

Die beiden vertreten zunächst verschiedene Generationen von Briefschreibern. Sie gehört der alten an, unter die auch Storm und Keller sich noch einreihen. Ihnen ist der richtige Brief ein rechtes Stück, oft ein Bekenntnis und jedenfalls ein Bedürfnis. C. F. Meyer marschiert mit dem neuen Geschlecht, das den Brief im großen ganzen und, versteht sich, mit Ausnahmen, als Verkehrsmittel und notwendiges Pflichtübel betrachtet. Diesem Geschlecht hat er eigentlich von früh auf

sich zugesellt, indem er sich von jeher ungern zur brieflichen Ausführlichkeit bequemte, solange er die Möglichkeit mündlicher Aussprache innerhalb gewisser Fristen erhoffen durfte. Die Briefe der Louise v. François wachsen sich oft zu kleinen Manuskripten aus, die seinigen schrumpfen hin und wieder zu Kärtchen zusammen. So kommt es, daß sie drei, er nur ein Viertel dieses Buches füllt, wiewohl einige dieser seiner Schreiben von wenigen seiner ganzen Epistolographie an Umfang überboten werden mögen. Mit der verfügbaren Zeit der beiden war es möglichst unähnlich bestellt. Sie hatte 1881 ihre poetische Hervorbringung ziemlich hinter sich und verfügte nun in der einsamen Mansarde der stillen Kleinstadt über ausgiebige Muse, wogegen er gerade während des Jahrfünfts von 1881—1886 eine rastlose Produktion, die reichste seines Lebens, entfaltete, nicht selten schon gestört durch die Steigerung seines literarischen und persönlichen Verkehrs. Daß sie ihre Episteln im Kopf oder auf dem Papier sorgfältig zurechtrückte, darauf deutet die kernige, gedrungene, mit eindrücklichen Adjektiven und Adverbien ausstaffierte und häufig in gedehnten, doch übersichtlichen Satzgefügen sich bewegende Schreibart. Er vertraut, bei aller Bedächtigkeit, mehr der Stunde, der für die Korrespondenz aufgesparten Stunde. Oft genug, so fühlt man, weiß er eingangs eigentlich noch nicht, womit er seine Seiten füllen will. Und dann der Widerstreit der Situationen und Naturen! Oftmals bilden diese Briefe, bald offener, bald verdeckter, bald fühlbarer, bald unmerklicher, Variationen des Angriffs und der Abwehr. Sie begehrt Auskunft über seine Lage, seine Verhältnisse, sein Alter und Ergehen, über Weib und Kind und Schwester, kurz, über all das, worauf menschliche Teilnahme, und weibliche zumal, sich zuvörderst wirft. Sie vermeinte mit gutem Grund auf solche Mitteilungen ein Recht zu haben, da er zuerst an die Briefpforte der Wildfremden gepocht hatte. Ihm aber war kein Thema unerwünschter als das der eigenen Person, sofern er wenigstens sich nicht auf das beschränken sollte, was ihm aus freien Stücken mitzuteilen genehm war. Sie merkte bald, daß er nicht liebte, gefragt zu werden, und richtete sich danach, obgleich das Verlangen nach persönlicher Kunde nicht aufhörte, heimlich zwischen ihren Zeilen zu seufzen.

Sein Sinn stand nicht nach Gedankenaustausch und Plauderstunde. Er begehrte Rat und vor allem Zustimmung zum Plan eines entworfenen Werkes wie zu vollendeten Teilen oder zum vollendeten Ganzen. Die Pause zwischen Entwurf und beendeter Ausführung und die zwischen dem Abschluß der Arbeit und dem ersten Widerhall aus der Öffentlichkeit waren dem sensiblen Manne quälend und beängstigend. Um sie abzukürzen und die Ungewißheit zu brechen, provozierte er die wenigen Stimmen der befreundeten Einsicht. Sie sollten ihn darüber vergewissern, daß er nicht fehlgegangen war.

Es liegt etwas Tragisches darin, daß ihm der Briefverkehr mit Louise v. François gerade das verweigerte, weswegen er ihn ins Werk gesetzt hatte. Sie war eine grundgescheite Frau. Man könnte, wäre es nicht etwas verwegen im Zeitalter der Frauenemanzipation, auf sie das Lob anwenden, das Lessing der Neuber erteilte: „Sie hat männliche Einsichten." Allein ihr fehlte, was auch den gescheitesten Frauen, die alles Ethische nachtwandlerisch sicher durchschreiten, häufig fehlt, nämlich zuverlässiges und scharfes Empfinden und Urteilen in wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen. Es genügt, zu wissen, daß sie, „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ausgenommen, Gottfried Kellers Schöpfungen nicht annähernd gerecht wurde. Im Grunde hat sie auch C. F. Meyer, der freilich selbst bei persönlicher Bekanntschaft nicht leicht zu fassen war, nur teilweise verstanden, trotzdem sie seine Lyrik und einige seiner Epika bewunderte, nicht in blindem Enthusiasmus, sondern auf Grund sehr fester und strenger Kunstprinzipien. Sie war eine zu eigenartige und geschlossene, zu sehr in den Gleisen ihrer andersgearteten Produktion festgefahrene Persönlichkeit und schon zu alt, um seiner Entwicklung folgen zu können. Sie konstruierte aus dem „Jürg Jenatsch" ein Ideal, dem die seit 1881 entstehenden Werke Meyers mehr oder weniger ähnlich sehen sollten. Sie fühlte den Wert und die Tiefe seiner

erlesenen Stoffe nicht genügend; es war ihr nicht klar, wie sehr diese Stoffe und Motive auf seine individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse hin aufgegriffen und gemodelt waren; es ging ihr nicht auf, trotz seiner gelegentlichen Andeutungen, wie viel Persönliches, ja Intimes er in seine mächtigen historischen Fresken hineinlegte. So gelangte sie dazu, von ihm die Dramatisierung Zwinglis zu fordern. Sie empfing von seinen neuentstandenen epischen Gebilden eher einen befremdenden als erhebenden Eindruck, wenigstens anfänglich. Zu ehrlich, um mit ihrer Meinung hintanzuhalten, verursachte sie dem Dichter eine bittere Enttäuschung, vielleicht die bitterste während seiner letzten Arbeitsjahre.

Deutlich zeichnen sich die Vorgänge ab, die ihn um die auf den Briefwechsel gebauten Hoffnungen betrogen.

Nachdem er im zweiten Brief die Verkehrspräliminarien geregelt, schickte er im dritten den Plan seines Romans „Der Dynast". Er leuchtete ihr nicht ein, sie wußte so gut wie nichts damit anzufangen und beschränkte sich schließlich auf die Bemerkung: „Nun, Sie werden es schon machen und sich davor hüten, eine menschliche Widerwart zu schaffen." Von nun an breitete er kein Motiv mehr vor ihr aus, sondern begnügte sich mit kurzen Notizen oder den Namen seiner historischen Helden. Er holte ihre Meinung über noch Ungedrucktes nicht mehr ein.

Ziemlich endgültig entschied über ihre Stellung in seinem Conseil die Art, wie sie die „Hochzeit des Mönchs" aufnahm. Er hatte ihr die erste Hälfte der für die „Deutsche Rundschau" bestimmten Korrekturbogen geschickt. Sie machten ihr, wie er der Schwester meldet, einen wahrhaft abschreckenden Eindruck. Das ist zuviel gesagt, aber es zeichnet seine Empfindung. Seit dieser Stunde verzichtete er auf ihren Rat. „Es bleibt dann noch die Buchausgabe, das Urteil einiger Freunde und meine eigenen wieder frisch gewordenen Augen."

Zweifelsohne hat diese Wendung der Dinge Louise v. François und uns damit um manche für seine Technik, Absichten, Entwürfe, Änderungen usw. wichtigen Aufschlüsse gebracht. Nach wie vor spielen die Lichter seines ungewöhnlich feinen Wesens. Aber es herrscht die liebenswürdige, oft ein bißchen förmliche Konversation vor, die zuweilen mehr maskiert als demaskiert. Er verhüllt seine Stimmungen. Wir sehen nur noch die Außenwerke seines Geistes. Er macht nicht mehr den Cicerone in seiner Werkstatt. Er greift dies und das aus dem engsten und aus weiterem Kreise. Aber er verstummt über sein Ringen mit Problemen und Stoffen. Er hat alles schon mit sich selbst ins Reine gebracht oder bringt es noch. Die Empfängerin soll seine Mitteilungen als faits accomplis hinnehmen. Und dann ist eines noch bezeichnend und auffallend: seine Antworten berühren vieles von dem, was sie vorbringt, ganz und gar nicht. Sie sind bloß freundliche und wohlwollende Lebenszeichen. Daran ändert alle Höflichkeit und Liebenswürdigkeit und auch der Umstand nichts, daß er sie einmal seine Unentbehrliche, ein andermal seine Bussole nennt.

Dennoch gewinnen seine Briefe mit der Zeit gelegentlich einen wärmeren Ton, namentlich seit der Erkrankung 1888. Der seltene Geist und Charakter dieser Frau fesselten ihn. Sie ist im besten Sinne adliges, altpreußisches Soldatenblut und müßte uns sympathisch erscheinen, auch wenn sie nie eine poetische Zeile geschrieben hätte: mutig, tapfer, heiter, schlicht, wahrhaftig durch und durch und einmal wie das andre, heute wie gestern, dazu ein treues, liebes, gutes Herz.

Seinem Wesen entsprechend sind seine Briefe zurückhaltender als die ihrigen. Intim hat er wohl nur der Schwester geschrieben. Mit dem Erfolg wuchs die Reserve, indem sich dauernd die Erwägung einmischte, seine Äußerungen möchten, so oder so, an die Öffentlichkeit gelangen. Daher auch das beinahe gänzliche Schweigen über die Zeitgenossen auf dem deutschen Parnaß.

Die Korrespondenz bereichert C. F. Meyers Biographie so gut wie gar nicht. Sie ergänzt sein Bild und bestätigt bereits Bekanntes und Festgelegtes. Aber dieser Geist und der Stil! Hier sind einige menschliche künstlerische Bekenntnisse, die in ihrer Tiefe und wundervollen Formulierung zum Hervorragendsten dieser Art

zählen. Reich, lebenswahr, scharf ist das Bild der Dichterin, das die an Meyer gerichteten Briefe zeichnen. Man erreicht es mühelos, weil sie so stark aus sich herausgeht und immer im Gleichgewicht ruht, weil man überall auf den Grund ihrer Seele sieht und das Konstruktive ihres Wesens erkennt. Er ist nicht nur unmitteilsamer, er steht auch mehr unter dem Banne wechselnder Stimmungen, so daß sich zwar eine Fülle eigentümlicher Halbtöne ergibt, doch stellenweise keine ganz sichere Linie. Er tut Äußerungen z. B. über seine Lyrik, die andern aus jenen Jahren widerstreiten. So stark war Ebbe und Flut seiner Psyche.

Zur Vertiefung und Abrundung des einzigartigen Kopfes sind weitere Briefe wünschbar. Hoffentlich lassen die Publikationen nicht allzu lange auf sich warten. Es stehen übrigens kaum so viele Sammlungen von eigentümlichem Belang zu erwarten, als Finger an einer Hand sind. Auf alle Fälle verdient Anton Bettelheim den vollsten Dank für seine Gabe, die in der deutschen Epistolographie stets einen aparten Platz behaupten wird.

Adolf Frey.

Neuere Belletristik.

1. Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1905.
2. Helden des Alltags. Ein Novellenbuch von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.
3. Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Berlin, Axel Junkers Buchhandlung (Karl Schnabel). 1905.
4. Das schwarze Holz. Roman von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, G. Grotesch Verlagsbuchhandlung. 1905.
5. Giovanna. Eine Geschichte aus der Stadt mit den schönen Türmen. Von Sophus Michaelis. Autorisierte Übersetzung aus dem Deutschen von Marie Herzfeld. Frankfurt a. M., Rütten & Löning. 1905.

Daß viel, allzu viel produziert wird, hört man immer wieder klagen. Und wer möchte sich gegen die Gefahren der Überproduktion die Augen verschließen? Aber sollte man nicht mehr, als geschieht, darauf hinweisen, daß diese Überproduktion nur die Begleiterscheinung eines kräftigen Schaffens ist, das, wenn auch nicht künstlerische Werte ersten Ranges, so doch, vornehmlich auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, eine Fülle tüchtiger Leistungen hervorgebracht hat? Auf einige dieser Neuerscheinungen möchten die folgenden Zeilen aufmerksam machen.

Gustav Frenssen hat den Predigerrock abgelegt. Aber ein Prediger ist er dennoch geblieben. Das zeigt sein neuer Roman „Hilligenlei". Menschenschicksal will er in ihm gestalten, aber nicht mit jener rein künstlerischen Absicht, des Lebens rätselbeutiges Abbild zu schaffen, das Gewebe von Zufall, Schuld, Irrtum, Leid und Freude aufzulösen und im Kunstwerk noch einmal zu flechten: er schildert, das Auge suchend auf Pfade gerichtet, die aus dem Labyrinth hinausführen könnten; er schreibt, in der einen Hand die Feder, in der andern den Kompaß. Ein fernes, grünes Eiland schaut er, über graue Wasserflächen steuernd, ein Hilligenlei, heiliges Land der Zukunft, wo neue Menschen, freie Menschen in nackter Schönheit schuldlos wandeln. Frenssen hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt. Er will nichts mehr und nichts weniger mit seinem Buch, als an der Entwicklung eines schlichten Menschen und einiger mit ihm zugleich heranwachsender junger Leute den Weg zeigen zu den „Grundlagen deutscher Wiedergeburt." Aus kleinsten Verhältnissen stammend, durchforscht der Grübler Kai Jans, erst als Buchdruckerlehrling, dann als Matrose, Student der Theologie, Pastor und noch einmal Student, die Welt und das Leben, ein echter

Träumer und Idealist. Nirgends findet er, was er sucht. Und was ist es auch, das er sucht? Hilligenlei, das wahre heilige Land, das Ideal aller Menschensehnsucht, das so fernab liegt von dem kleinbürgerlichen, von Philistern bewohnten Heimatstädtchen Hilligenlei.

Ein junges Mädchen, die helläugige Heinke Boje, sein Jugendgespiel, stellt ihm die entscheidende Aufgabe: „Es gibt nichts Notwendigeres in der ganzen Welt, als daß über das Wesen des Heilands Klarheit ist," sagt sie ihm, als er ihr sein unbefriedigtes Leben und Wahrheitssuchen klagt. Und er macht sich an die Arbeit und verfaßt ein „Leben des Heilands, nach deutschen Forschungen dargestellt", und nennt es „die Grundlage deutscher Wiedergeburt".

Das Ergebnis seiner Arbeit, „die Handschrift", wird in einem den sechsten Teil des ganzen Romans füllenden Kapitel mitgeteilt. Daß Frenssen auf dies Kapitel den größten Wert legt, daß er damit sein eigenes Jesusbild gibt, hat er ausdrücklich in einem kurzen Nachwort gesagt, in dem er die „Wissenschaftlichkeit" seines Jesusbildes besonders hervorhebt. Damit bestätigt er selbst, was jeder Leser des Buches empfinden wird, daß die „Handschrift" nur in einem sehr losen Zusammenhang mit dem Roman steht. Nicht Kai Jans, der verträumte, immer zu spät kommende Schwärmer, sondern Gustav Frenssen selbst betritt die Kanzel und hält uns eine Predigt über den Mann von Nazareth.

Man soll mit einem Dichter nicht um Kleinigkeiten rechten. Es gibt kaum eine schwerere Frage als die nach dem geschichtlichen Jesus. Hier steht oft in Hauptpunkten Meinung gegen Meinung, Autorität gegen Autorität. Nur die Gesamtanschauung kann gewogen werden.

Frenssen hat ohne Zweifel einmal das Zeug dazu gehabt, der modernen Welt den Heiland zu zeichnen. Das beweisen seine Predigten, das beweisen auch noch einzelne Partien der „Handschrift", die so innig, kräftig und echt poetisch sind, daß das Auge sich immer wieder an ihnen erquickt. Aber in dem Streben, mit seiner Arbeit auch vor der strengen wissenschaftlichen Kritik bestehen zu können, hat der Dichter sich gewaltsam seines besten Vorrechts begeben, einen Heiland zu *dichten*, der darum nicht weniger wahr zu sein brauchte. Im Gegenteil, farbiger, lebendiger, größer und — wahrer würde Frenssens Jesusbild geworden sein, wenn es der Dichter ohne allzu ängstliche Reflexion aus der Tiefe seines Gemüts geboren hätte.

So aber steht dieser Jesus in der nüchternen Beleuchtung der Alltäglichkeit unter einem grauen nordischen Himmel, eine Gestalt, die trotz aller Schilderungskünste Frenssens nicht lebendig werden will. Nicht nur ist der goldschimmernde Hintergrund, auf den die Pietät der Urgemeinde das Bild ihres Meisters aufgetragen hat, vorsichtig hinwegretuschiert — auch die Charakteristik selbst hat einen Stich ins Kleinmenschliche bekommen. Die dämonischen, grandiosen Züge, das Geheimnisvolle, Transzendente in der Persönlichkeit Jesu, das aus manchen unzweifelhaft echten Herrenworten hervorleuchtet, jenes Inkommensurable seines Wesens, auf dem der Eindruck, den er hervorrief, sicher zu einem guten Teil beruhte — es kommt in Frenssens Leben Jesu zu kurz. Ein „schlichtes banges" Menschenkind ist ihm nach seinen wissenschaftlichen Untersuchungen über Jesus geblieben, ein Mensch, ganz sympathisch, liebenswürdig — aber auch stark und groß genug, der Menschheit neue Ideale zu zeigen?

Menschenschicksal will Frenssen in seinem Roman gestalten, Wege will er bahnen zu einer neuen Lebensauffassung, zu einer neuen Kultur. Bei diesem Vorhaben stößt er auf die Wurzeln allen menschlichen Seins, auf Religion und Sittlichkeit.

In der Tat, neben der religiösen hat keine Frage so das Interesse des Dichters als die sittliche im engsten Sinn. Er fühlt: hier liegt ebenso viel unbebautes Neuland wie dort, wo die Religion herrscht. Er fühlt: unsre Anschauungen von Sittlichkeit, von Sexualethik bedürfen einer Erneuerung von Grund auf. Er hat Frauenelend, Mädchenelend genug geschaut und möchte der Gesundheit, der Kraft, der Jugend zu ihrem Recht verhelfen.

Zwei prachtvolle Frauengestalten, Anna und Heinke Boje, die Schwestern, die eine herb, stolz, hoch, die andre mehr zierlich, fein, schmiegsam, schreiten durch sein Werk. Es ist, als wolle er mit der Hand auf sie weisen: Seht, so sehen Frauen aus, deren Natur nicht durch die Fesseln der Konvention und Philistermoral verschnürt und zerstört wird. Der Weg, den er wenigstens die eine, ältere, gehen läßt, ist eigenartig genug. Lange, ehe Anna Pe Ontjes Lau, dem starken, vorsichtigen Freund Kai Jans, die Herrlichkeit ihres jungen Lebens schenken darf, gibt sie sich einem verheirateten Manne hin. „Sieben Wochen dauerte die Herrlichkeit; sieben heilige, nein: unheilige, nein: heilige Wochen." „Wem bin ich Rechenschaft schuldig über das, was ich mit meinem Leib gemacht habe?" fragt sie, als sie sich für Pe Ontjes Lau ankleidet. Dem Reinen ist alles rein, höre ich Gustav Frenssen sagen. Aber ob das noch mit Reinheit zusammen gedacht werden kann, was er seine Anna Boje tun läßt? Und wo bleibt die Treue? Ein verheirateter Mann läßt sein krankes Weib daheim liegen, ein junges Mädchen bricht mit ihm die Ehe und reicht dann skrupellos ihre Hand einem andern, der ihre Vorgeschichte nicht kennt. Sind das auch „Grundlagen deutscher Wiedergeburt?"

Man könnte danach fast meinen, Frenssen sehe in der zügellosen Befriedigung des Naturtriebes die Lösung des sexuellen Problems. Hier liegt ein dunkler Punkt.

Und doch ist der Geist, der über dem ganzen Buch gebreitet liegt, ein reiner. Wer solche Frauen zeichnen kann wie Heinke Boje und — abgesehen von jener Episode — auch Anna Boje, der ist wohl ein reiner, tiefsinnen gesunder Mensch.

Das ist überhaupt an Frenssens Büchern bisher das Charakteristische: man liest sie mit viel Kritik, manchmal sogar mit Ärger. Das ethische, besonders aber das ästhetische Urteil wird oft zu hartem Widerspruch herausgefordert. Und doch kommt man nicht davon los. Ein Zeichen, daß der Dichter von „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" kein Alltagspoet ist. Wie viel wüßte ich noch über künstlerische Fehler und Schwächen des neuen Romans zu sagen, über Mangel an Bewältigung des Stoffes, über diese gewisse Unruhe, die durch das Buch zittert und reine Genußfähigkeit gar nicht aufkommen lassen will, über dies willkürliche Ab- und Zugehen von Personen, die der Dichter eigentlich nur braucht, um die Handlung weiterzuschieben, die aber nicht organisch aus dem Gefüge des Kunstwerkes hervorwachsen; auch über den manierierten Frenssen-Stil, den man nun aus vier Romanen zur Genüge kennt. Aber viel lieber will ich zum Schluß davon reden, daß der Dichter auch über dieses Werk eine Fülle echter Poesie hingeschüttet hat, daß auch außer Anna und Heinke einzelne Gestalten kräftig herausgearbeitet sind, und daß insbesondere einzelne Szenen dem Dichter vorzüglich gelangen.

„Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage. Auch besteht es weniger im Kampfe gegen die Verhältnisse als in der charaktervollen Auseinandersetzung mit den Verhältnissen." Diese Worte, die Th. Fontane seinem Liebling, dem alten Stechlin, in den Mund legt, könnte man auf Ernst Zahns „Helden des Alltags" als Motto setzen. Es leben unter uns Menschen — wir alle sind wohl schon solchen begegnet — die jenes stille Heldentum des Alltags in aller Schlichtheit und Unbemerktheit ausüben, Mädchen, die ihr Lebensglück einem geliebten Manne zum Opfer bringen; Brüder, die an ihren Geschwistern Vaterstelle zu vertreten haben und darum mit leer gebliebener Hand in ihr späteres Leben schreiten müssen; Künstler, die ihr Bestes geben und sich an der verständnislosen Art ihrer Mitmenschen wundreiben; Kinder, auf deren Schultern schwere Lebenslasten wuchten, bis sie ihnen erliegen; Instinktmenschen, die sich in einem entscheidenden Augenblick zu einer großen heroischen Tat aufraffen, in der sich alle Kräfte ihrer dämmernden Seele blitzartig entladen.

Es ist ein für unsre Zeit bezeichnender und wahrlich nicht ihr schlechtester Zug, daß sie für dieses Heldentum einen schärferen Blick hat als jede frühere. Insbesondere öffnet sich hier für die Dichtung ein weites, relativ wenig angebautes Gebiet. Und

dazu ein solches, das dem Wesen der modernen Dichtung wahlverwandt erscheinen muß. Denn die beiden Pole, um die sich in der modernen Dichtung fast alles dreht, Milieudarstellung und Menschengestaltung, können hier in fruchtbarste Wechselwirkung zueinander gesetzt werden. Hier gilt es, aus dem Boden einer klar und scharf umrissenen Wirklichkeit Menschen erwachsen zu lassen, die in allen Zügen ihres Charakters den Einfluß ihrer Umwelt offenbaren, und die doch wieder ein Individuelles, Besonderes darstellen, das gerade im Kampf mit den gegebenen Verhältnissen groß wird und erstarkt.

Ernst Zahn, der Göschener Bahnwirt, der „unter dem täglichen Rasseln der großen Gotthardzüge" so fleißig der Kunst des Erzählens pflegt, hat schon in seinen früheren Büchern, zuletzt in dem Roman „Die Klari-Marie", solches Alltagsheldentum gefeiert. In seiner neuesten Novellensammlung stellt er es dar an einer Reihe trefflich gelungener, aus dem Vollen geschaffener Charaktergestalten. Es lag eine Gefahr in seinem Unternehmen. Novellen, die alle auf einen Ton gestimmt sind, wirken leicht eintönig. Ist dieser Ton vollends das Heldentum des Alltags, so könnte es einem geringeren Dichter als Zahn leicht widerfahren, daß er zuviel Idealismus zu Markte bringt und man sein Buch gelangweilt zur Seite legt. Unser Dichter hat die Klippe gemieden. Er schildert eben wirkliche Menschen, und die haben allemal so viel Staub an ihrem Erdenkleid, daß ihr Edles und Köstliches nur desto leuchtender hervortritt, ohne unwahr und unnatürlich zu erscheinen. Es kommt Zahn noch besonders zugute, daß er der Sohn eines Volkes ist, das sich eine harte, kantige, stammhafte Eigenart bewahrte. Zahns Menschen, diese Alemannen, sind wie die knorrigen Tannen, wie die zackigen Felsen ihrer Heimat. Weichheit, Güte, Mitleid und ein ursprünglicher goldheller Humor sind eingehüllt in ein rauhes, schweigsames, trotzig-selbständiges Wesen.

Aber auch der Dichter selbst hat sich Heimatart und Heimatsprache bewahrt. Man möchte ihn fast um diesen Stil beneiden, in dem schweizerisches Wesen und Denken und künstlerische Zucht und Bildung sich so eigenartig und glücklich verschmolzen haben. Dieser Stil ist von einer seltenen Anschaulichkeit, er ist gesättigt mit Farbe, und er hat eine Kraft und Originalität, die den Vergleich mit Gottfried Kellers Schreibweise wohl aushalten kann. Es ist manchmal ein Jauchzen darin, wie man es im Sommer bei stiller Nachenfahrt auf den blauen Schweizerseen zuweilen vernimmt, und dann wieder eine biderbe Treuherzigkeit, die gar wohltut nach all der Glätte und Manieriertheit in so vielen modernen Novellenbüchern.

Auch die Landschaft der Heimat hat dem Dichter ihr Bestes gegeben. Er faßt sie in ihrer Individualität, in ihren seltensten und intimsten Schönheiten. Nur ein Beispiel, das wir, als besonders schön, aus einer in dieser Zeitschrift früher erschienenen Novelle hier wiederholen: „Die Straßen waren belebt, doch nicht überdrängt, und die Leute hasteten nicht wie am Werktage, sondern jeder ging langsam in einer gewissen Beschaulichkeit und Behaglichkeit seines Weges. Der Himmel spannte sich in eintönigem Grau über der Stadt, die Hügel verhüllend, die sie umgaben, so daß eine tote Eintönigkeit in dem dreifachen Grau der Gassen, der Häuser und des Herbsthimmels war. Als Verena mit dem Kinde sich einer der Brücken nahte, lag auch der See in dunkler Bleifarbe ihr zur Rechten. Weit hinaus dehnten sich die zwei trüben Flächen, der Himmel und der reglose See. Aber ganz fern, wie mit blanker haarscharfer Klinge geschnitten, grenzte ein goldener, seltsam leuchtender Streifen den Himmel und den See. Dort hatte ein Sonnenstrahl sich durch allen Dunst Bahn gebrochen. Es war, als sei von einer andern, sonnigen, fast überirdisch schönen Welt der Vorhang zurückgerissen; man sah in strahlende Tiefen und Fernen. In ihnen standen die verschwommenen Umrisse der Berge, geheimnisvoll, wie eben in das Leuchten hineingerückt. Ein schönes reines Schneefeld lag noch unter dem Himmel. Die weiße Fläche glänzte wie tief im Chor einer dämmrigen Kirche von Kerzen bestrahlt ein heiliger Altar." — Solcher prägnanter Naturschilderungen finden sich noch viele. Durch das ganze Buch aber klingt wie ein leise verhaltener

Orgelpunkt ein religiöser Unterton, eine schlichte, reformierte Gesinnung, die mehr die fromme Tat liebt als das fromme Wort.

Wenn Ernst Zahn hält, was er mit diesem Buch verspricht, dann werden wir der Schweiz abermals einen deutschen Dichter zu danken haben.

Eine Knabenjugend — vermutlich seine eigene — zeichnet Albert Geiger in der Geschichte „Roman Werners". Aus einem Minimum von Geschehnissen wird hier ein Stück Menschenleben gestaltet, so wahr, so reich und farbig, daß der Beschauer, es von allen Seiten umschreitend, immer neue, feine Züge entdeckt. Geiger ist nicht naiver Dichter. Seiner Anlage nach neigt er zum Grübeln. Tief zu graben und jeden Fund zunächst mit skeptischem Auge zu betrachten, lehrten ihn Leben und Kunst. Aber die letzten Gründe seines Persönlichen wurzeln im Positiven, in kräftiger Lebensbejahung und herzlicher Freude am Gestalten. Diese persönliche Eigenart gibt seinem „Roman Werner" das Gepräge: mit den sicher beherrschten Mitteln einer ausgereiften Technik webt er Bild um Bild. Wir schauen den kleinen, blassen Knaben in dem mittelbadischen Städtchen, in den träumerischen Winkeln des kleinen Gartens, an den Haselnußhecken der Schwarzwaldvorberge, im duftenden Heu, das fremdartige Nachbarkind zur Seite. Wir atmen die schwüle, herzbeklemmende Luft eines kleinbürgerlichen Haushaltes, mit dem es, trotz der ungewöhnlichen Begabung des Vaters und der aufopfernden Gesinnung der Mutter, bergab geht. Wir wandeln durch die Gassen der alten Münsterstadt am Fuß des Schwarzwaldes, in der Gotik, Renaissance und Barock ein Straßenbild von eigenem Reiz geschaffen haben, und in die aus der Ferne die Vogesen herüberblauen. Wir sehen in dieser poetisch-nüchternen Atmosphäre ein eigentümlich gemischtes Menschenwesen sich entfalten, ein zartes, gemütstiefes, nicht alltägliches, ein Dichterkind, dem alles Glück und alles Unglück über seinen Weg läuft, und von dem wir am Schluß mit der Mutter ausrufen: „Bist ja mein Bub doch! Sie werden schon sehen! Alle ..."

Die Erzählung ist ein Fragment, aber ein solches wie das Leben selbst. Es ist Geiger hoch anzurechnen, daß er sich diese Sparsamkeit auferlegt hat und uns gerade bis zu dem Punkt führt, an dem unser Interesse den stärksten Grad erreicht. Nun mag sich jeder die Geschichte weiterdichten.

Geigers Stil ist prägnant, impressionistisch, an Flaubert und Zola gebildet, manchmal absichtlich salopp, aber mit einer tüchtigen Gabe volkstümlich-heimatlicher Sprechweise versetzt und nicht ohne kräftige individuelle Accente.

Die paar kleinen Erzählungen, die sich neben „Roman Werner" in dem Buch finden, verraten dieselbe feine Hand wie die Titel-Novelle, stehen aber schon mehr auf dem Boden der lyrischen als der erzählenden Dichtung: Stimmungsbilder, Gedichte in Prosa. Neben Adolf Schmitthenner dürfte Geiger augenblicklich der beste badische Erzähler sein.

In einem gewissen Gegensatz zu den bisher besprochenen Büchern steht Ernst v. Wildenbruchs neuester Roman „Das schwarze Holz". Ist es in jenen Werken das wirkliche Leben, die reale Gegenwart, von der wir einen kleineren oder größeren Ausschnitt zu sehen bekommen, so stellt sich Wildenbruchs Buch als echter Roman im literargeschichtlichen Sinne dar. Ein Problem hat sich der Dichter gestellt; das gestaltet er, ziemlich unbekümmert um die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der äußeren Begebenheiten.

Das „schwarze Holz" — so nennt der Volksspott die ungeschlachte Thüringer Pfarrmagd Adelgunde Schwarzholz, die, ohne es zu ahnen, der Abkömmling eines alten Thüringer Adelsgeschlechts ist. Dumpf lebt sie dahin, ein ungefüges, ungeformtes Menschenbild, scheinbar für nichts geschaffen als für den Strickstrumpf und den Kochtopf. Da fällt ein Licht in ihr dunkles Sein, als die Liebe zu einem hübschen

Sergeanten über sie kommt. Wie diese Liebe den verborgenen Edelmenschen in ihr weckt, wie sie aus der Dorfmagd emporwächst zum Weib im großen Stil, und wie sie endlich, als sie das falsche Spiel durchschaut, das mit ihr getrieben wird, ihre Nebenbuhlerin mordend, in den selbsterwählten Tod geht, das ist der Inhalt des Romans.

Wildenbruch ist ein glänzender Erzähler. Mühelos und ungesucht quillt ihm die Rede. Hinter seiner Romantechnik steht der Dramatiker. Das Episch-Behagliche, die Freude am Aquarellhaften fehlt völlig. Dagegen ist sein Stil von einem starken Pathos getragen: er unterstreicht, verdoppelt, rüttelt den Leser gern auf und ist alles andre, nur nicht langweilig.

Einem solchen Erzähler gelingt es, Gestalten von einer Kraft und plastischen Sinnenfälligkeit zu schaffen, die, wie diese Adelgunde, nie und nirgends gelebt haben, und an die man doch glaubt — wenigstens solange man unter dem Banne des Dichters steht. Vielleicht würde diese Gestalt noch wirkungsvoller herausgekommen sein, wenn auch der Schein vermieden wäre, als sollte der Roman der Bauernmagd aus modernem Milieu abgeleitet werden, wenn der Dichter sie mit voller Absichtlichkeit in jenes Gebiet des Niemals und Nirgends gestellt hätte, das für die Phantasie doch das Immer und Überall bedeutet. So aber stören sich die beiden Grundbestandteile, aus denen der Roman zusammengewoben ist: die moderne Umgebung, die zu einer solchen romantischen Erscheinung in zu grellem Widerspruch steht, und diese Erscheinung selbst, diese Meduse im Kleide der Magd, die so durchaus überzeitlich und übergeschichtlich entworfen ist.

Eine Geschichte aus der Frührenaissance ist des Dänen Sophus Michaelis Novelle „Giovanna". In diese Epoche greifen unsre nach Vornehmheit und Lebensgröße dürstenden Dichter neuerdings mit Vorliebe. Renaissancedramen und -novellen sind ja an der Tagesordnung. Aber wirkliche Renaissancedichtungen, in denen jene Zeit lebt, ohne mühsam aus Kostümresten und sonstigen Requisiten der Kulturhistorie wiederhergestellt zu sein, gibt es doch bis heute recht wenige. Dies aber ist die Stärke der Novelle von Michaelis, daß hier eine Fülle farbiger Szenen in buntem Wechsel am Auge des Genießenden vorüberzieht, belebt vom Pulsschlag einer leidenschaftlichen, mit Tod und Leben wagemutig spielenden, die letzten Tiefen des Daseins auskostenden Zeit.

Es ist das alte Thema der Liebe, das hier in echt novellistischer Weise variiert wird. In der Beichte, die Giovanna ihrem alternden, lebensklugen und lebensmüden Gatten ablegt, ist die Quintessenz der Novelle enthalten: „Die Männer, die ich vor dir gekannt, waren keine Männer. Der eine wollte Gewalt an mir üben — dann war einer, der wollte mich tändeln lehren und mir Geschmack beibringen für das Getränk, so alle leichtsinnige Jugend von Mund zu Mund einander reicht — darauf kam einer, den ich liebte, ohne es zu wissen. Ich berauschte mich an meinem eigenen Herzen. Aber sobald ich merkte, daß wir beide bloß unsrer Sinne wildem Triebe gehorcht, erstickte ich die Schwäche in meinem Herzen. Ich begriff meine Schuld und schwor mir selber zu, ihn zu hassen, der mich gelehrt, meines Blutes wilde Gewalt zu kennen." Und so heiratet sie den kahlköpfigen, abgeklärten Mercatale, um schließlich des Lebens illusionären Wert zu erkennen.

Was aber der Dichtung Blut und Schönheit verleiht, das ist die konzise, straffe Linienführung des Stils, die Sättigung mit Farbe, der präraffaelitische Stimmungsgehalt. Hier ist wirklich Renaissancegeist, italienische Landschaft und Menschentum des Quattrocento.

Otto Frommel.

εσ. **Spruchwörterbuch.** Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnaderhüpfeln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuchs. 1906.

Ein bedächtiger Geist, ein starker Wille, eine sichere Hand regieren dieses große Sammelwerk, dessen Inhalt der umständliche Titel doch nicht erschöpfend anzudeuten vermag; denn hier werden aus der weiten Weltliteratur, aber mit entschiedenstem Vorrang des deutschen Besitzes, die „Adagia", wie sie einst Erasmus der Antike entnahm, und die sogenannten „Lichtstrahlen", die „Geflügelten Worte" im Sinne des trefflichen Büchmann und viele „Schlagworte" gemäß der Begriffsbestimmung R. M. Meyers in ungemeiner Fülle, bisweilen fast zu leutselig gegen schwächere Dichter dargeboten. Zu Hohem und Inhaltschwerem gesellt sich auch der Scherz, gesunde Volksweisheit, die Redensart des Argot; mit Recht, denn ein solches Repertorium darf nicht zu vornehm und zimperlich stochern. Das Unternehmen war ursprünglich viel weitläufiger angelegt, aber der Werkmeister wollte es dem deutschen Haus erschwinglich und handlich machen, darum warf er mit einem kurzen Ruck drei Viertel des schon aufgestapelten Materials über Bord. Was wir empfangen, ist reich genug, nach wohlüberlegten Normen von belesenen, zuverlässigen Mitarbeitern gesammelt und geordnet. Die Artikel folgen einander alphabetisch; innerhalb der einzelnen herrscht der zeitliche Fortgang, Sprichwörter stehen am Schluß. Für reformbedürftig halten wir das Zitieren nach mancher späteren Gesamtausgabe, wodurch etwa Gleim hinter Goethe, Kant hinter die Romantik geraten kann. Fremde Worte erscheinen sowohl deutsch als im Urtext. Es ist ganz selbstverständlich, daß jeder Leser trotz der großen Umsicht dies und das vermissen, anderseits einiges überflüssig finden wird. Man hat sich immer zu fragen: Was könnte vielleicht Platz finden, was muß unbedingt dastehen? Wenn z. B. im Grimmschen Wörterbuch unter „Persönlichkeit" Goethes westöstlicher Spruch „...Höchstes Glück der Erdenkinder Sei doch die Persönlichkeit," fehlt, so ist eben das ganze Artikelchen Lexers unnütz. Solche Lücken sind hier vermieden, doch dürften Worte wie „Beschäftigung, die nie ermattet", „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", dürfte z. B. bei „Aufklärung" ein Hauptbeleg Kants nicht fehlen. Sehr selten begegnet dem Nachprüfer ein unkorrekter Wortlaut oder ein falscher Name (Ramler statt Richey). Mit Genuß und Gewinn schöpfen wir aus den vollsten Schüsseln: Alter, Arbeit, Auge, Bauer, Bildung, Bürger, Denken, Dichter, Ehe, Ehre, Erziehung, Feind, Frau, Freiheit, Freude, Freund, Frieden. Eine Fundgrube ist aufgetan keineswegs nur für zitatenfrohe Näscher, sondern für jeden, der an der Entwicklung von Bildung und Sitte nachsinnend teilnimmt. Bis jetzt liegen fünf Monatslieferungen vor; mit zwanzig wird das vortreffliche, gut ausgestattete und sehr billige Werk abgeschlossen sein. Es gereicht dem Herausgeber zur gleichen Ehre wie der sich dem Ende nähernde „Katalog der Freiherrlich v. Lipperheideschen Kostümbibliothek".

γ. **Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele.** Herausgegeben von Paul Hinneberg. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Unter dem oben angegebenen Titel erscheint seit einigen Monaten ein groß angelegtes Sammelwerk in vier Teilen (richtiger doch wohl Abteilungen), worin unsre ganze gegenwärtige Kultur, die Geisteswissenschaften, die Naturwissenschaften und die Technik historisch gewürdigt und dargestellt und aus diesen geschichtlichen Grundlagen heraus die Ziele geschildert werden sollen, auf die unsre Kulturbewegung zusteuert. Der erste Teil zerfällt allein in vierzehn „Abteilungen" oder Bände, von denen der vierte und achte vorliegen. Im vierten wird die christliche Religion, im achten die griechische und lateinische Literatur und Sprache dargestellt. Der Stoff ist nirgends von einem Gelehrten behandelt, sondern im Anschluß an die an den Universitäten tatsächlich durchgeführte Arbeitsteilung unter lauter Kenner vom ersten Rang verteilt. So haben an der vierten Abteilung folgende Gelehrte mitgearbeitet: Wellhausen (die israelitisch-jüdische Religion); Jülicher (das christliche Altertum); Adolf Harnack (Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche); Bonwetsch und Karl Müller (Mittelalter); Funk (katholische Kirche); Troeltsch (protestantische Kirche); Derselbe (Wesen der Religion); Pohle (katholische Dogmatik); Mausbach (katholische Ethik); Krieg (katholische praktische Theologie); Herrmann (protestantische Dogmatik); Seeberg (protestantische Ethik); Faber (protestantische praktische Theologie); Heinrich Julius Holtzmann (die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft). In ähnlicher Weise sind am achten Bande beteiligt: v. Wilamowitz-Möllendorff (griechische Literatur des Altertums); Krumbacher (griechische Literatur des Mittelalters); Wackernagel (griechische Sprache); Leo (römische Literatur des Altertums); Norden (römische Literatur im Übergang zum Mittelalter) und Stutsch (lateinische Sprache). Man kann aus diesen Namen von vornherein die sichere Zuversicht schöpfen, daß wir überall das Beste erhalten, was die deutsche Wissenschaft jetzt zu bieten vermag; manchmal auch scharf subjektive Darstellungen, nie aber Veraltetes, nie mangelhaft Durchgearbeitetes. Natürlich ist die Behandlung überall eine gedrängte; Wellhausen z. B. hat den Stoff, den er sonst in ganzen Büchern entwickelt hat, diesmal auf 40 Seiten zusammengedrängt; Leo hat die ganze römische Literatur bis ins 6. Jahr-

hundert n. Chr. auf 60 Seiten abgehandelt. Aber in der Beschränkung zeigt sich der Meister — das trifft auch hier zu; und dann ist das Format des außerordentlich schön ausgestatteten Werkes groß; überall bleibt Raum für lehrreiches Detail und überall für kurze, kernige Charakteristiken. Wir greifen nur als Beispiel heraus die Seiten 329—330 in I, 8, die Leo Catull widmet — jedes seiner wichtigeren Gedichte ist erwähnt, und es heißt zusammenfassend: „Bis von Archilochos und Sappho Bücher statt Fetzen aus der Erde steigen werden, ist Catull der erste antike Lyriker . . . er fiel der Schönheit und den Künsten einer vornehmen Verführerin zum Opfer, in deren Erlebnissen der junge Provinziale nur eine Episode bildete; er verschwendete an sie den Sturm seines Herzens und sang Genuß und stilles Glück, Enttäuschung und Zorn in Liedern, wie sie in lateinischer Sprache bisher nicht erklungen waren. Jeder Ton ist fein, tändelnd und weich, feurig und zürnend, resigniert und mutsuchend . . . Jede Stimmung des Lebens klingt aus seinen Liedern mit gleich einfacher Wahrheit".

γ. **Deutsche Geschichte.** Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Prof. Dr. Eduard Heyck. Erster Band. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1905.

Von diesem auf drei starke Bände berechneten Werke liegt der erste Band vor. Er führt von den Anfängen bis zum Ausgang der Hohenstaufen (die auch von Heyck gebrauchte Form „Staufer" ist eine von den Gelehrten geschaffene Unform, die in der Heimat des Geschlechts nirgends üblich ist). Die Darstellung, die Heyck gibt, ist, wie man sich leicht überzeugt, eine vielfach selbständige; man lese nur die Darstellung der Erhebung des Arminius (S. 42—46) oder die der Beseitigung der Frankenfürsten durch Chlodwig (S. 160—168), wo eine grundsätzliche Auseinandersetzung über den Charakter und Wert der Sage gegeben wird. Die politische Geschichte wird, wie schon der Titel ankündigt, durch die Kulturgeschichte ergänzt, und zahlreiche größere und kleinere, zum Teil vorzügliche, Bilder (zusammen 288) und fünf Karten tragen dazu bei, daß der Leser von vielem, was er hört, auch eine lebendige Anschauung gewinnt. Der Stil ist gehaltvoll, manchmal etwas schleppend, im ganzen aber verdient das Werk, daß es aufmerksame Leser findet. Die Teutoburger Schlacht war aber nicht mit Varus Tod zu Ende, wie z. B. Egelhaaf (Analekten zur Geschichte, S. 207, Stuttgart, 1886) aus dem disiecta membra der Überlieferung nachgewiesen hat. Zum Schluß noch eins, und zwar etwas Wichtiges: Leider hat der Verlag das Buch auch auf das immer mehr Mode werdende Glanzpapier drucken lassen, das, namentlich bei Nacht, ein wahres Augenpulver ist. Wenn das bei Band II und III so bleibt, darf keine Schule angesichts der sanitären Vorschriften das Werk anschaffen oder empfehlen, und das wäre sehr zu bedauern.

δζ. **Großstadtheimat.** Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Von W. F. Classen, Mitarbeiter der Gesellschaft „Volksheim". Hamburg. Im Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. 1906.

Ein treffliches Buch, aus dem uns frische, kräftige Luft anweht, ein Buch vom praktischen Christentum, aber gar nicht vom Kirchentum, geschrieben von einem freigesinnten Hamburger Theologen, der in das Elend des Großstadtvolkes hineingetaucht ist — Hand in Hand mit einer kleinen Schar gleichgesinnter Genossen. Einigermaßen in der Erbfolge des Werkes von Johann Hinrich Wichern oder vielmehr seines Geistes; aber völlig losgelöst von dem Niederschlage dessen, was er einst geschaffen und gewollt hat, der in der heutigen „Innern Mission" hinterlassen ist. Auch wiederum nicht bloß der untersten Schicht der Hamburger Bevölkerung zugewendet, sondern jenen glücklicheren, aufwärtsstrebenden Kräften, die auch den arbeitenden Klassen in tüchtigen Naturen die Gemeinschaft alles Menschlichen in einem Volke beweisen, die aber der Weckung, der Förderung, des Anschlusses bedürfen. So ist vor wenigen Jahren in Hamburg die Gesellschaft „Volksheim" entstanden, die unterdessen bereits sich ihr stattliches Haus gebaut hat, anknüpfend an die bekannten englischen Vorbilder, die zumal im Ostende von London seit zwanzig Jahren ihre Stätte gefunden haben und sich mit dem Namen von Arnold Toynbee schmücken. In dem grellen Gegensatze des modernen Reichtums und der großstädtischen Armut haben sie die Aufgabe, die Kluft auszufüllen zwischen den sozialen Klassen, die Kluft, die keineswegs bloß durch ökonomische Hilfe zu überbrücken ist, sondern am meisten durch persönliche Handreichung, durch lebendige Gemeindschaft der Persönlichkeiten, zu der, je nach Lust und Begabung, die besseren jugendlichen Elemente der „besseren" Stände berufen sind und große Pflichten zu erfüllen haben. Wir aber rufen diesen edlen Bestrebungen ein herzliches „Glückauf" zu! Möchten sie Nachfolge finden an vielen andern Enden unsres Deutschen Reiches!

ηρ. **Meyers Geographischer Hand-Atlas.** Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1905.

Von dieser dritten Auflage liegt nunmehr Ausgabe A in 28 Lieferungen vollendet vor. Ausgabe B bringt in 12 weiteren Lieferungen das Namenregister. Der Atlas will nicht gelehrten Studien, sondern dem praktischen Bedürfnisse des Geschäftsmannes, des Zeitungslesers u. dgl. dienen, schließt sich wohl auch eng an das Konversationslexikon an, wie denn in der Zahl der Blätter (48 von 115) den Bedürfnissen des deutschen Sprachgebiets besonders Rechnung getragen ist. Das Buchformat macht die Benutzung sehr bequem. Es ist für den Preis sehr viel geboten. Dem gedachten Benutzerkreise entsprechend ist den Verkehrsverhältnissen und den neuesten Ereignissen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Geländedarstellung entbehrt allerdings der plastischen Wirkung. Die Maßstäbe der Karten sind außerordentlich verschieden der Größe der Blätter angepaßt und häufig wenig vergleich-

bar, Schattenseiten, die von dem gedachten Benutzerkreise kaum empfunden werden dürften.

qq. **Im mohammedanischen Abendlande.** Tagebuch einer Reise durch Marokko. Von Rudolph Zabel. Altenburg, Stephan Geibel. 1905.

In Tagebuchform, daher durchaus persönlich gehalten, schildert der Verfasser eine Reise in den ersten drei Monaten des Jahres 1903, also in der Zeit, wo der Aufstand des Bu Hamara seine größten Erfolge erzielte, von Tanger auf dem gewöhnlichen Wege nach Fas, wo er sich annähernd einen Monat aufhielt, vom ersten Minister und dem Sultan selbst empfangen wurde, dann zurück an die Ozeanküste bei Rabat, unter Durchquerung des kleinen, in vielen Hinsichten anziehenden, aber als heilig geltenden, schwer zugänglichen Serhungebirges zwischen Fas und Meknas. Es ist also nur ein kleiner Teil von Marokko, den der Verfasser gesehen hat, aber die Durchquerung des Serhun, die ihm in einem kühnen Wurfe gelang, verleiht dem Buche einen besondern, auch wissenschaftlichen Wert. Die Darstellung ist frisch und packend und im Verein mit der Karte und der reichen Beigabe gutgewählter Bilder recht geeignet, eine Vorstellung von Marokko und seinen Bewohnern in dieser kritischen Zeit zu geben.

rr. **Sechs Monate beim japanischen Feldheer.** Von Bronsart v. Schellendorff, Major. Mit 146 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Der Verfasser befand sich als Begleiter des Prinzen Karl von Hohenzollern von Mitte Oktober 1904 bis Mitte April 1905 beim japanischen Heere. Auf eine Veröffentlichung dessen, was er dort über die großen Operationen vertraulich in reichem Maße erfahren hat, mußte er pflichtmäßig verzichten und sich mit der Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse und der Wiedergabe der gewonnenen Eindrücke begnügen. Für diese unvermeidliche Beschränkung des Stoffes entschädigen die außerordentliche Frische und Anschaulichkeit der oft durch Humor gewürzten Darstellung und das verständnis- und liebevolle Vertiefen in die Eigenart des japanischen Volkes und Heeres. Wir lernen die führenden Persönlichkeiten und das Lagerleben der Offiziere und Mannschaften kennen, folgen dem Verfasser nach dem eroberten Port Arthur, in die Laufgräben von Mukden und in die große Schlacht bei diesem Orte. Alles wird durch hervorragend gut wiedergegebene, zumeist von ihm selbst herrührende photographische Aufnahmen illustriert, und Umgebungskarten von Port Arthur und Mukden sind angefügt. Das Buch darf den weitesten Kreisen empfohlen werden und wird als lebendige Ergänzung rein militärischer Schilderungen und wegen des gesunden Urteils dauernden Wert behalten.

ss. **Aus Tagebüchern.** Von Adolf Pichler. München, Georg Müller. 1905.

Als dritter Band der gesammelten Werke des Innsbrucker Professors und Dichters Adolf Pichler (1819—1900) erscheinen seine von 1848 bis 1899 reichenden Tagebuchblätter, und man darf sagen, daß mit ihnen dem deutschen Volke eine köstliche Gabe dargeboten wird, aus der es den feinen, unabhängigen, vielseitigen Geist und den kräftigen Humor des trefflichen Mannes zu erkennen und zu bewundern vermag. Alle Gebiete menschlichen Denkens und Schaffens: Politik, Literatur, Wissenschaft und Kunst werden von scharfen Blitzen erleuchtet, und manche Gestalt, die dem 19. Jahrhundert sein Gepräge geben half, tritt uns in Pichlers Schilderung greifbar nahe. Vor allem sympathisch berührt sein deutscher Sinn und seine freiheitliche Weltauffassung. Wir setzen einiges her, um dem Leser einen Begriff zu geben von dem, was er in diesen 366 Seiten findet. S. 81: „Die Sünde ist der Kampf des Individuums gegen das Gesetz der Gattung.“ S. 136: „Wir haben die protestantische Kirche eingeweiht und ich tapfer ‚ein veste Burg‘ mitgesungen. So schließt eine mehr als dreihundertjährige Geschichte ab: erst feuriger Glauben fast des ganzen Volkes, dann Henkerbeil, Folter und Scheiterhaufen unter den Habsburgern; vor vierzig Jahren die Vertreibung der Zillertaler; jetzt Glockenklang und Paukenschall und ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser Franz Josef.“ S. 171: „Etwas Tirolisches: An der Universität besorgt ein altes Weib das Reinigen der Böden. Als sie neulich im Gipskabinett die nackte Venus beschaute, sagte sie: ‚So sein mer a gwöst, wia mer jung gwöst sein!‘“ S. 240: „Wer die Weiber ganz kennen lernen will, muß Töchter haben.“ S. 264: „Geibel war edel und gut: sein Empfinden, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein mittleres und an ihm alles Maß. Ich kannte ihn persönlich; wir haben uns unsre Sachen geschickt, ohne uns jedoch zu schreiben.“ S. 362: „Storm ist ein Herz von Gold, wenn er für sein Land redet und klagt. Ich vermisse aber das Feuer eines Bertram, den Sturm Oswalds, den verzehrenden Grimm Byrons, den Zorn Rückerts.“

tt. **Deutsche Sagen.** Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Vierte Auflage, besorgt von Reinhold Steig. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1905.

Die deutschen Sagen der Brüder Grimm, gleich nach den Freiheitskriegen, 1816 und 1818, zuerst in Berlin erschienen, sind die treuen, etwas ernsthafter gearteten Geschwister der lieblichen Kinder- und Hausmärchen, die ein paar Jahre früher, auch zuerst in Berlin, zutage getreten waren. Während die Herkunft der Märchen sich zumeist auf Hessen beschränkt, erstrecken sich die Sagen über alle deutsche Stämme und Landesteile. Sie stellen sich entweder als örtliche Sagen dar, die an irgendwelche Orte, als Berge, Täler, Flüsse, Seen, Dörfer, Städte sich knüpfen, oder sie sind vornehmlich historische Sagen, die den zweitausendjährigen Verlauf der deutschen Geschichte, von der Römerzeit bis zu den Freiheitskriegen, begleiten. Nach dem Tode beider Brüder veranstaltete Herman Grimm 1865 die zweite und 1891 die dritte Auflage. Der neueste Herausgeber sagt in seinem Vorwort über das von

ihm eingeschlagene Verfahren, er habe durchweg das Handexemplar Jacob und Wilhelm Grimms zu Rate gezogen, die schriftlichen Besserungen und Zusätze ausgenützt und sei sowohl hierdurch wie durch Vergleichung der Quellen bemüht gewesen, den reinen Text der Sagen nach Möglichkeit wieder zu gewinnen. Grundsätzlich ist auch die neueste Schreibung durchgeführt, um alles fortzuräumen, was daran hindern könnte, daß das Buch ein rechtes Lesebuch für das deutsche Volk, namentlich für die Jugend, werden möchte. Die Ausstattung ist würdig und gefällig, als Titelschmuck ist ein Umriß der Sage nach W. von Kaulbach zugefügt.

pp. **Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart.** Beiträge zur Bühnengeschichte von Wilhelm Bennecke. Kassel, Carl Victor Hofbuchhandlung. 1906.

Die Bühnengeschichte eines kleineren Residenztheaters zu schreiben, hat gewiß seinen großen Reiz und seine gute Bedeutung für die kulturgeschichtliche Erkenntnis der Vergangenheit. Kassel bietet in dieser Art einen sehr fruchtbaren Arbeitsboden dar. Denn die Geschichte hat Hessen-Kassel zu wiederholten Malen dazu bestimmt, eine wichtige Rolle in der Entwicklung Deutschlands zu spielen, und zumal im abgelaufenen Jahrhundert hat Kassel die stärksten Gegensätze, einen Napoleon als Herrscher und einen andern als Gefangenen, partikularistische Absonderung und Anschluß an Preußen, bis zur Reichsgründung durchzumachen gehabt. All diese Verhältnisse dürften sich auch in seinen Kultureinrichtungen, besonders in seinem Theater, widerspiegeln. Leider fällt für den Plan des vorgemerkten Buches die französisch-westfälische Zeit gänzlich fort, und die allgemeinen Angaben der Einleitung über diese und die noch früheren Theaterzustände bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück vermögen den Leser schwerlich zu entschädigen. Das eigentliche Buch beginnt erst mit der Eröffnung des vom Kurfürsten Wilhelm I. neu ins Leben gerufenen Hoftheaters am 14. Februar 1814, das mit dem Schauspiel „Die Kreuzfahrer“ von Kotzebue eingeweiht wurde. Seine Glanzperiode hatte das Hoftheater unter dem Kurfürsten Wilhelm II., nachdem der bisherige Direktor Feige infolge seiner Umsicht und Tüchtigkeit zum Generaldirektor des Kurfürstlichen Hoftheaters ernannt worden war. Mit dem Neujahr 1822 beginnt auch, nachdem Carl Maria v. Weber abgelehnt hatte, die ruhmvolle Tätigkeit Louis Spohrs in Kassel, der die Oper neu organisierte und zu einer bisher nicht erreichten Höhe emporführte. Im Frühjahr 1832 ließ jedoch der Kurfürst unter dem Einflusse der Zeitverhältnisse das Hoftheater schließen. Es spielte vorübergehend in Kassel die Bethmannsche Truppe, nach deren kurzem Interimistikum der Kurprinz das Hoftheater wiederherstellte und zum Generalintendanten den Generalmajor v. Lepel ernannte, während die Direktionsführung wieder an Feige und Spohr übertragen wurde. 1846 erhielt der Kammerherr Josias v. Heeringen die Generalintendantur übertragen. Die unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 übten auf das Theater keinen störenden Einfluß aus, so daß ruhig weiter gespielt werden konnte. Die letzte Vorstellung unter dem alten Regime fand am 16. Juni 1866, die erste unter der neuen Herrschaft am 1. Oktober 1866, und zwar mit „Don Carlos“, statt. Heeringens Nachfolger waren die Intendanten von Carlshausen und Freiherr von und zu Gilsa, deren drei Bildnisse dem Buche als Titelschmuck beigegeben sind. In die gesamte Darstellung ist viel aktenmäßiges Material eingearbeitet, doch verwahrt sich der Verfasser im Vorwort ausdrücklich dagegen, als sei es seine Absicht gewesen, bloß eine aktenmäßige Darlegung zu geben. Die Berechtigung sei dem Verfasser ohne weiteres zugestanden, aber wer urkundlich das Buch gebrauchen möchte, wird mit den rein aktenmäßigen Partien am besten fertig werden. Es ist jetzt z. B. nicht leicht, sich darüber zu unterrichten, wann und wie oft Kleists Werke: „Käthchen“, „Schroffenstein“, „Homburg“, „Hermannsschlacht“, aufgeführt worden sind; das Register führt den Namen Kleist überhaupt nicht auf. Was die Theater- und Personalverhältnisse im allgemeinen anbelangt, so stützt sich die Darlegung überall wohl auf zuverlässige Quellen, aber nicht alle sind herangezogen. Z. B. über Wurms Gastspiel (S. 13), bei Aufführung „Unsres Verkehrs“, gibt es noch andre und ausführlichere Berichte. Auch dürften die Kasseler Theaterkorrespondenzen in den gelesensten Journalen, wie „Morgenblatt“, „Freimütiger“ usw. manche willkommene Ausbeute liefern. Indessen wollte der Verfasser keine allumfassende Theatergeschichte schreiben, sondern im wesentlichen das veröffentlichen, was von ihm selbst seit Jahren darüber zusammengetragen worden war, und sehr zustatten kamen ihm dabei die Aufzeichnungen der 1881 verstorbenen ehemaligen Hofschauspielerin Henriette Schmidt, die von der napoleonischen Fremdherrschaft bis 1826 reichen und ihm zu beliebiger Verwendung übergeben wurden. Es ist doch so viel und vielerlei in dem Buche geboten, und wir können immer froh sein, daß wir es besitzen.

Nachschrift der Redaktion. — Wilhelm Bennecke hat es nicht erlebt, diese Besprechung des Buches, das sein letztes sein sollte, zu lesen, in einem Alter von 59 Jahren, am 5. Januar 1906, ist er in seiner Vaterstadt Kassel gestorben, innig betrauert von einem Freundeskreise und allen denen, die seine schriftstellerischen Leistungen und nicht am wenigsten sein Verdienst als Herausgeber der Zeitschrift „Hessenland“ zu schätzen wußten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arbiter, The, in council. — London, Macmillan & Co. 1906.

Balet. — Im Banne der Berufung. Roman von Leo Balet. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten. Kempten und München, Josef Kösel. 1905.

Bazin. — Die blaue Kriekente. Roman von René Bazin. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von R. u. E. Ettlinger. Kempten und München, Josef Kösel. 1905.

Bazin. — Schwester Pascale. Roman von René Bazin. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von H. v. Reuß. Zweite Auflage. Kempten und München, Josef Kösel. 1906.

Berger. — Böcklins Technik. Von Ernst Berger. Mit dem Bildnis des Meisters nach einem Relief von S. Landsinger. München, Georg D. W. Callwey. 1906.

Bloy. — Le salut par les juifs. Par Léon Bloy. Édition nouvelle revue et modifiée par l'auteur. Paris, Joseph Victoriou & Cie. 1906.

Blumenthal. — An Diesen oder Jenen. Episteln und Ansichtskarten von Oskar Blumenthal. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Bourdeau. — Poètes et humoristes de l'Allemagne. Par J. Bourdeau. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Brasser. — Ungarische Dichtungen. In deutsche Sprache übertragen von Lajos Brasser. Leipzig, E. Kempe. 1906.

Brailsford. — Macedonia, its races and their future. By H. N. Brailsford. With photographs and two maps. London, Methuen and Co. S. a.

Brette. — Journal de l'Estoile. Extraits publiés avec une notice bibliographique par Armand Brette, et précédés d'une introduction par Edme Champion. Paris, Armand Colin. 1906.

Bronsart von Schellendorff. — Sechs Monate beim japanischen Feldheer. Von Bronsart von Schellendorff. Mit 146 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Busse. — Im polnischen Winkel. Ostmärkische Geschichten von Carl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Chwolson. — Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Eine kritische Studie von O. D. Chwolson. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1906.

Dilles. — Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. Von Ludwig Dilles. Zweiter Teil: Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. Stuttgart, Fr. Frommann. 1906.

Doblhoff. — Aus Heinrich Heines Jugendzeit 1805—1831. Vortrag von Josef Baron Doblhoff. Wien, Verlag des „Vereines zur Abwehr des Antisemitismus". 1906.

Ebell. — Der Wendenkampf. Ein Sang aus märkischer Vorzeit von Max Ebell. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Favara. — Siracusa. Di F. Aurelio Favara. Con un saggio di bibliografia storica archeologica e 24 fotoincioni. Siracusa, C. Tinè. 1905.

Filchner. — Das Kloster Kumbum in Tibet. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Von Wilhelm Filchner. Mit 39 Tafeln, 3 Karten und Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie. Erster Band. Erste Lieferung. Mit dem Bildnis des Dichters. Von Franz v. Stuck. Stuttgart, Bonz & Co. O. J.

Gemälde Alter Meister im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen unter Mitwirkung von Wilhelm Bode und Max Friedländer, herausgegeben von Paul Seidel. Mit 72 Photogravüren, 128 Textillustrationen. Erste Lieferung. Berlin W., Richard Bong, Kunstverlag.

Gerhard. — Die Geschichte der Antonie van Heese. Roman von Adele Gerhard. Braunschweig, George Westermann. 1906.

Goetz. — Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien gesammelt von Leopold Carl Goetz. Bonn, Carl Georgi. 1906.

Green. — Das Filigran-Herz. Kriminalroman in drei Teilen von Anna Katharina Green. Autorisierte Bearbeitung von Berthold A. Baer. Werdohl in Westfalen, Wilhelm Scholz. 1906.

Hardt. — Demetrius. Tragödie in fünf Akten und einem

Hardy. — Studies in roman history. By E. G. Hardy. London, Swan Sonnenschein & Co. 1906.

Hehn. — Reisebilder aus Italien und Frankreich. Von Victor Hehn. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Hirschfeld. — Paukzeit. Sechs Wochen Heldentum. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Arthur Cavael. 1906.

Holm. — Henrik Ibsens politisches Vermächtnis. Studien zu den vier letzten Dramen des Dichters. Von Erich Holm. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1906.

Ichenhaeuser. — Das Frauenwahlrecht. Von Eliza Ichenhaeuser. Berlin, Carl Duncker. O. J.

Imbert. — La vita fiorentina nel seicento. Secondo memorie sincrone. (1644—1670.) Di Gaetano Imbert. Firenze, R. Bemporad e figlio. 1906.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1905. — Zwölfter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1906.

Kappstein. — Das moderne Christentum. Herausgeber Theodor Kappstein. Erste Serie. Heft 1—2: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merton. 1906.

Kayka. — Kleist und die Romantik. Ein Versuch von Ernst Kayka. Berlin, Alexander Duncker. 1906.

Vorspiel, mit freier Benutzung des Schillerschen Fragments und einiger Szenen aus dem Russischen von Carl Hardt. Als Manuskript gedruckt. Hamburg, H. O. Persiehl. 1905.

Kleinpeter. — Mittelschule und Gegenwart. Entwurf einer neuen Organisation des mittleren Unterrichts auf zeitgemäßer Grundlage von Hans Kleinpeter. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1906.

Knabe. — Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Karl Knabe. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Koyde. — Kleine Leute. Geschichten aus der Heimat. Von Wilhelm Koyde. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. O. J.

Krügel. — Zwielicht. Von Gerhard Krügel. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. 1906.

La France et l'Allemagne en 1906. — La guerre possible. Par un diplomate. Préface du commandant Driant. Paris, J. Tallandier.

Leibniz. — Philosophische Werke von G. W. Leibniz. Vier Bände. Leipzig, Dürr. 1904—1906.

Lessing und Brüning. — Der Pommersche Kunstschrank. Herausgegeben von Julius Lessing und Adolf Brüning. Veröffentlichung der Orlop-Stiftung. Berlin, Kommissionsverlag bei Ernst Wasmuth A.-G. 1905.

Leuss. — Gekrönte Sanguiniker. Historische Parallelen von Hans Leuss. Mit 4 Porträts. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Litzmann. — Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Lubahn. — Wohnungsgeldzuschuß und Berliner Wohnungsverhältnisse. Von Johannes Lubahn. Verlag: Joh. Lubahn, Postassistent, Berlin, Johanniterstr. 20. O. J.

Ma Do Yün. — China. Erläuterungen von Ma Do Yün. Berlin, Verlag der National-Zeitung, G. m. b. H. 1906.

Manes. — Grundzüge des Versicherungswesens. Von Alfred Manes. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Manz. — Wege nach „Hilligenlei", dem heiligen Lande. Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei" von Friedrich Manz. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Marasse. — Römische Sonntage. Von Margarete Marasse. Leipzig, Duncker & Humblot. 1906.

Meisterbilder. — Herausgegeben vom Kunstwart. Neue Reihe. Blatt 145—156. München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag.

Memoiren, Die, der Baronesse Cecile de Courtot. — Ein romantisches Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau v. Alvensleben, geb. Baronesse Loë und deren Tagebuch zusammengestellt von ihrem Urenkel Moritz von Kaisenberg. Reich illustriert. Dritte, billige, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Schmidt & Günther. 1906.

Methode Schliemann, zur Selbsterlernung fremder Sprachen. — Englisch. Dritte Auflage. Erster und zweiter Brief. Stuttgart, Wilhelm Violet. O. J.

Meyerheim. — Adolf von Menzel. Erinnerungen von Paul Meyerheim. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Misch. — Übermenschen. Von Robert Misch. Berlin, „Harmonie", Theater-Bibliothek. O. J.

Monumenta Germaniae paedagogica. — Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Band XXXIV: Die Jugend und Erziehung der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen. I. Berlin, A. Hofmann & Co. 1906.

Moreau. — L'envers des états-unis. Par George Moreau. Paris, Plon. 1906.

Negelein. — Germanische Mythologie. Von J. v. Negelein. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Newest. — Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. Einige Weltprobleme. Dritter Teil. Allgemein verständliche Abhandlung von Th. Newest. Wien, Carl Konegen. 1906.

Philippi. — Der Helfer. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Felix Philippi. Breslau, S. Schottlaender. 1906.

Piépape. — Le coup de Grace. Epilogue de la guerre franco-allemande dans l'est. Par le général de Piépape. Ouvrage accompagné de sept cartes. Paris, Plon. 1906.

Portugall. — Friedrich Fröbel, sein Leben und Wirken. Von Adele v. Portugall. Mit 5 Tafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Ratzel. — Kleine Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch. Zweiter Band. Mit einem Bildnis Friedrich Ratzels und sechs Textskizzen. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Rackl. — Der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm ein Opfer napoleonischer Willkür. Zu dessen hundertsten Todesjahre quellenmäßig bearbeitet von J. Rackl. Mit 14 Bildern. Nürnberg, Carl Koch. O. J.

Rintelu. — König Saul. Die Tragödie der untergehenden Größe. Von Erich von Rintelu. Straßburg i. E., Josef Singer. 1906.

Ruge. — Kritische Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentenlebens in seinen Grundzügen. Von Arnold Ruge. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Ruskin. — The stones of Venice. By John Ruskin. Two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1906.

Sainte-Beuve. — Livre d'amour. Par C. A. Sainte-Beuve. Préface par Jules Troubat. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

de Sanctis. — Die Mimik des Denkens. Von Sancte de Sanctis. Autorisierte Übersetzung von Johannes Bresler. Mit 44 Abbildungen im Text. Halle a. S. Carl Marhold 1906.

Scheibert-Schulze. — Briefe eines alten Schulmannes. Aus dem Nachlasse des Provinzialschulrats und Geh. Regierungsrats Dr. Carl Gottfried Scheibert. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Schellender. — Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge von Irene von Schellender. Mit dem Bildnis der Verfasserin als preisgekrönte Königin der Kölner Blumenspiele 1905. Dresden-Blasewitz, R. v. Grumbkow. 1906.

Schenk. — Die Fürsorge für die aus der Hilfsschule entlassenen Kinder in unterrichtlicher und praktischer Beziehung. Von Alwin Schenk. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schkopp. — Kameruner Bananen. Fortsetzung der „Kameruner Skizzen". Von Eberhard v. Schkopp. Berlin, Winckelmann & Söhne. 1906.

Schnapper-Arndt. — Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt. Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von Leon Zeitlin. Mit einem Bilde Dr. Schnapper-Arndts in Heliogravüre. Tübingen, H. Laupp. 1906.

Schönherr. — Familie. Schauspiel in drei Akten. Von Karl Schönherr. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1906.

Schreck. — Gräfe und Roßmäßler in ihrer Bedeutung für die deutsche Volksschule. Von Ernst Schreck. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schreyer. — Kaiser Wilhelm der Große und des Deutschen Reiches Erneuerung. Heldenlied in vier Gesängen. Von Hermann Schreyer. Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriften-Vereins. 1906.

Schulze. — Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen. Von Rudolf Schulze. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Schwemer. — Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Richard Schwemer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Schwemer. — Vom Bund zum Reich. Von Richard Schwemer. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Sponheimer. — Das Wohnungselend der Großstädte und seine Abwendung durch Selbsthilfe. Von J. Sponheimer. Berlin, Verlag Lebensreform, G. m. b. H. 1906.

Stapfer. — Questions esthétiques et religieuses. Par Paul Stapfer. Paris, Félix Alcan. 1906.

Stauf von der March. — Frau Holde. Dichtungen von Ottomar Stauf von der March. Berlin, Axel Junkers Buchhandlung (Karl Schnabel). O. J.

Steinhausen. — Germanische Kultur in der Urzeit. Von Georg Steinhausen. Mit 17 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Trélat. — Questions de Salubrité. Par Emile Trélat. Paris, Plon. 1905.

Walcker. — Kritik der Bismarckschen Politik. Von Karl Walcker. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sondershausen, Fr. August Eupel. 1906.

Waliszewski. — Les origines de la Russie moderne. La crise révolutionnaire 1584—1614. Par K. Waliszewski. Paris, Plon. 1906.

Welti-Mappe. — Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag. O. J.

Wendt. — Die Technik als Kulturmacht in sozialer und in geistiger Beziehung. Eine Studie von Ulrich Wendt. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Woerner. — Gedichte von H. Caroline Woerner. Berlin, Bruno Cassirer. 1906.

Woerner. — Vorfrühling. Drama in fünf Akten. Von H. Caroline Woerner. Berlin, Bruno Cassirer. 1906.

Wolff. — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Von Ernst Wolff. Mit zahlreichen Faksimiles und Kunstbeilagen, sowie Porträts usw. Berlin, Verlag „Harmonie". 1906.

Wolff. — Katechismus der Frauenbewegung. Von Karl Wolff. Gekrönte Preisschrift. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Wörnitz. — Ärztliches, allzuärztliches. Von Hans von der Wörnitz. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wiegand. 1905.

Zeiß. — Die goldene Frucht. Gedichte von August Zeiß. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1906.

Zeitgenossenlexikon, Deutsches. — Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Leipzig, Schulze & Co. 1905.

Zender. — Die Volkskunde als Spezialfach für das Privatstudium des Lehrers. Von Jakob Zender. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Zychlinski. — Christliche Albums-, Stammbuch- und Poesiebücher-Verse. Von Paul v. Zychlinski. Mühlhausen i. Th., Pecena. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Halbkreis von Athen.

Novelle

von

August Strindberg[1]).

Nach einem warmen Tag begann die Sonne zu sinken, und der Markt lag bereits im Schatten. Der Schatten erhob sich und stieg die Akropolis hinauf, auf der Pallas' Schild noch glänzte als das Schutzwappen der Stadt.

Vor dem bunten Pfeilergang war eine Gruppe von Männern zu sehen, die sich vor dem weißen Marmorsofa versammelt hatten, dem Halbkreis, Hemizyklion; sie schienen auf jemanden zu warten, um sich setzen zu können. Darunter waren stattliche Männer und schöne, aber es war auch ein ungewöhnlich häßlicher dabei, um den die andern sich jedoch zu drängen schienen. Sein Gesicht konnte das eines Sklaven oder eines Satyrs sein, und es gab Athener, die in diesem Antlitz alle Laster und Verbrechen lasen, worauf der häßliche Mann geantwortet haben soll: „Gegen was alles hat Sokrates also zu kämpfen gehabt, denn er ist weder lasterhaft noch ein Verbrecher!"

Es war nämlich Sokrates, von der ganzen Bevölkerung Athens gekannt als ein Sonderling, der da auf Straßen und Märkten, in Kneipen und Mädchenhäusern philosophierte. Er scheute keine Gesellschaft, verkehrte mit dem Oberhaupt der Stadt, Perikles, ebenso intim wie mit dem liederlichen Alkibiades; er setzte sich zu Tisch mit Krämern und Handwerkern, trank mit Seeleuten im Piräus und wohnte selbst mit seiner Familie in der Vorstadt Kerameikos. Wenn man fragte, warum Sokrates immer unterwegs sei, antworteten seine Freunde: „Er habe es nicht gut zu Hause." Und fragten seine besseren Freunde, wie er mit Seeleuten und Zollbeamten verkehren könne, antwortete Sokrates selbst: „Es sind ja Menschen!"

An der Seite des Philosophen, und wenn er saß, hinter seinem Stuhl, hielt sich ein Jüngling, der durch seine breite Stirn auffiel. Das war sein bester Schüler, der eigentlich Aristokles hieß, aber gerade seiner Stirn wegen

[1]) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

den Schimpfnamen Platon trug. Beinahe eifersüchtig mit diesem wetteifernd, sich in der Nähe des Meisters zu zeigen, stand der schöne Alkibiades. Der dritte in der Reihe war der stattliche, strenge Euripides, der Tragöde. Den Rücken der Gesellschaft zukehrend und im Sande zeichnend, in sich verschlossen, als arbeite er immer, stand Phidias da, er, der für Athen „die Götter geschaffen".

Auf der Brunnenwanne saß ein Mann, der die Beine baumeln ließ und seinen Mund in ständiger Bewegung hielt, als schliffe er seine Zunge zu Hieb und Gegenhieb; seine Stirn lag in Runzeln und war unter unfruchtbarer Gedankenarbeit verwelkt; die Augen lauerten wie die einer Schlange auf Raub. Das war der Sophist, der gewerbsmäßige Räsoneur Protagoras, der für einige Feigen oder ein paar Obolen schwarz zu weiß machen konnte, in dieser glänzenden Gesellschaft aber geduldet wurde, weil er Rede und Antwort stand; er wurde dazu benutzt, das Gespräch am Leben zu erhalten, indem man ihn auf Sokrates hetzte, der ihn jedoch stets in seinem Garn fing.

Schließlich kam der Erwartete. Es war das Oberhaupt des Staates, der König gewesen wäre, wenn nicht die Königswürde abgeschafft worden. Sein Äußeres war königlich, aber sein Auftreten ohne Leibwache war das eines Bürgers. Er herrschte auch nur durch seine persönlichen Eigenschaften: Klugheit, Willenskraft, Mäßigkeit, Besinnung.

Nach Begrüßungen, die andeuteten, daß man sich heute schon getroffen, denn man hatte zusammen auf dem Salamisfest die Befreiung vom Perser gefeiert, setzte sich die Gesellschaft auf das Halbrund aus Marmor, das Hemizyklion hieß.

Als alle ihre Plätze eingenommen hatten, die nach Herkommen einem jeden vorbehalten wurden, entstand ein Schweigen, das in diesem Kreis ungewöhnlich war; denn der pflegte sich bei Sonnenuntergang wie zu einer geistigen Mahlzeit zu versammeln, ohne Tisch und Becher, zu einer Art Seelensymposion, auf dem die Ausschweifungen nach Alkibiades nur geistig waren.

Alkibiades, der zweitjüngste, aber verwöhnt und aufdringlich, brach zuerst das Schweigen.

„Wir haben Salamis gefeiert, unsern Rettungstag vom Barbaren, dem Perserkönig, und wir sind müde, sehe ich."

„Nicht so müde," antwortete jetzt Perikles, „daß wir den Geburtstag unsres Freundes Euripides vergessen würden, denn er sah bekanntlich den Tag, als die Sonne über der Schlacht von Salamis leuchtete."

„Er soll ein Trankopfer haben, wenn wir unter Dach kommen, zu Tisch und zu den Bechern," lenkte Alkibiades ab.

Der Sophist auf der Brunnenwanne hatte gerade so viel Garn bekommen, daß er das Spinnen beginnen konnte:

„Wie wißt ihr," fing er an, „daß das Glück in der Freiheit vom Perserkönig liegt? Wie wißt ihr, daß Salamis ein Glückstag für Hellas war? Hat nicht unser großer Äschylos den Trauertag der Perser beklagt und mit Teilnahme geschildert:

„Verhaßt ist mir dein Name, Salamis!
Und seufzend denke ich an dich, Athen!"

„Schäme dich, Sophist!" unterbrach ihn Alkibiades.

Protagoras aber wetzte den Schnabel und fuhr fort:

„Ich sage nicht, daß der Name Salamis verhaßt ist, sondern Äschylos sagt es, und ich bin bekanntlich nicht Äschylos. Ich habe auch nicht behauptet, daß das Glück darin liegt, dem Perserkönig zu dienen, ich habe nur gefragt, und wer fragt, behauptet nichts. Nicht wahr, Sokrates?"

Der Meister fuhr mit den Fingern durch seinen langen Bart und antwortete:

„Es gibt direkte Behauptungen und indirekte; eine Frage kann eine indirekte und tückische Behauptung sein. Protagoras hat eine tückische Behauptung mit seiner Frage aufgestellt."

„Gut, Sokrates!" schrie Alkibiades halb, der anfeuern wollte.

Perikles nahm das Wort:

„Protagoras hat also behauptet, ihr würdet glücklicher unter dem Perserkönig sein. Was soll man mit einem solchen Manne tun?"

„Ihn rücklings in den Brunnen werfen," schrie noch einmal Alkibiades.

„Ich lege Berufung ein!" protestierte der Sophist.

„Beim Pöbel! Da bekommst du immer recht!" schnitt Alkibiades ab.

„Man sagt nicht Pöbel, wenn man Demokrat ist, Alkibiades; und man zitiert nicht Äschylos, wenn Euripides anwesend ist. Wenn Phidias hier sitzt, spricht man lieber von seinem Parthenon und seiner Athene, deren Peplos jetzt von der sinkenden Sonne vergoldet wird. Höflichkeit ist die Würze des geselligen Lebens."

So suchte Perikles das Gespräch in neue Geleise zu führen, aber der Sophist ließ den Biß nicht los:

„Wenn Phidias' Athenestandbild ihr Gold von der Sonne leihen muß, so *kann* das beweisen, daß das vom Staat bewilligte Gold nicht gereicht hat, und daß also ein Mangel entstanden ist. Nicht wahr, Sokrates?"

Der Meister brachte mit seiner ausgestreckten Hand das Gemurmel des Unwillens zum Schweigen und sprach:

„Es müßte zuerst bewiesen werden, daß Phidias' Bildsäule Gold von der Sonne leihen muß; da das aber unbewiesen ist, hat das Gerede vom Goldmangel keinen Sinn. Übrigens kann man nicht Gold von der Sonne leihen — es ist also nur Geschwätz von Protagoras, und er verdient keine Antwort. — Dagegen würde Phidias hierauf antworten: Wenn du Athene dort oben auf dem Parthenon gemacht hast, hast du denn Athene gemacht?"

„Ich habe ihr Bild gemacht!" antwortete Phidias.

„Richtig! Du hast ihr Bild gemacht. Nach welchem Vorbild denn?"

„Nach meinem Innern."

„Also nicht nach einem Äußern? — Hast du die Göttin mit deinen Augen gesehen?"

„Nicht mit meinen äußeren Augen."

„Existiert sie denn außer dir oder in dir?"

„Wenn niemand uns belauscht, würde ich antworten: sie ist nicht außer mir, also ist sie überhaupt nicht da."

Perikles unterbrach ihn:

„Die Götter des Staates! — Freunde, nehmt euch in acht!"

Aber Sokrates fuhr fort:

„Du, Phidias, hast auch Zeus von Olympia gemacht, also hat er dich nicht gemacht!"

„Die Götter des Staates! Hütet euch, Freunde!" warnte Perikles.

„Hilfe, Protagoras, Sokrates erwürgt mich!" klagte Phidias.

„Zeus hat meines Wissens," antwortete der Sophist, „den Menschen nicht geschaffen, sondern das hat Prometheus getan. Aber Zeus gab dem unvollkommenen Menschen zwei unvergängliche Gaben: Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl."

„Dann ist Protagoras nicht mit von Zeus geschaffen, denn ihm fehlt sowohl Schamhaftigkeit wie Rechtsgefühl."

Es war Alkibiades, der zurückgab; nun aber ergriff der stille Tragöde Euripides das Wort:

„Erlaubt mir sowohl über Zeus wie über Prometheus zu sprechen, und findet es nicht unhöflich, daß ich meinen großen Lehrer Äschylos anführe, wenn ich von den Göttern rede."

Aber Perikles unterbrach ihn:

„Wenn meine Augen mich nicht betrügen, sah ich eben ein paar Ohren hinter der Hermessäule hervorlugen, und diese Eselsohren können nur dem berühmten Gerber gehören."

„Kleon!" fiel Alkibiades ein.

Aber Euripides nahm wieder das Wort:

„Was kümmert mich der Gerber, da ich mich nicht vor den Göttern des Staates fürchte? Diese Götter, deren Untergang unser Äschylos längst geweissagt hat. Sagt nicht sein Prometheus, daß der Olympier von seinem Sohne gestürzt werden soll, dem Sohne, der von einer Jungfrau geboren werden soll? Sagt er das nicht, Sokrates?"

„Ganz gewiß: ‚Gebiert den Sohn, der stärker als der Vater ist.' Aber wer es sein wird und wann er geboren wird, das erzählt er nicht."

„Nun, ich glaube, daß Zeus bereits in den letzten Zügen liegt."

Wieder war Perikles' warnende Stimme zu hören:

„Die Götter des Staates! Still, Freunde! Kleon lauscht!"

„Ich dagegen," fiel Alkibiades ein, „ich glaube, daß Athen dem Tode nahe ist. Während wir Salamis feierten, haben die Spartaner sich erhoben und den Norden verheert: Megaris, Lokris, Böotien und Phokis stehen bereits auf Spartas Seite."

„Das sind bekannte Dinge, die du erzählst," wehrte Perikles ab, „aber wir genießen augenblicklich Waffenstillstand, und wir haben dreihundert Schiffe in See geschickt. — Meinst du, Sokrates, daß eine Gefahr besteht?"

„In die Angelegenheiten des Staates darf ich mich nicht mischen; ist aber Athen in Gefahr, dann nehme ich wie früher Schild und Lanze . . ."

„Als du mein Leben retteteſt, bei Potidäa," fügte Alkibiades hinzu.

„Nein, da iſt die Gefahr nicht," fiel jetzt Euripides ein; „nicht in Sparta liegt ſie, ſondern hier zu Hauſe. Die Demagogen haben den Sumpf aufgerührt, und darum haben wir die Peſt auf der Agora und die Peſt im Piräus."

„Die Peſt im Piräus iſt wohl die ſchlimmſte," ſagte Protagoras, „nicht wahr, Alkibiades?"

„Ja, denn dort habe ich meine beſten Mädchen. Meine Flötenbläſerinnen, die beim heutigen Gaſtmahl bedienen ſollen, habe ich am Hafen; aber beim Herakles, hier fürchtet doch niemand den Tod?"

„Niemand fürchtet, niemand wünſcht," antwortete Sokrates; „haſt du aber andre Mädchen, würde das die Freude erhöhen."

„Euripides liebt keine Mädchen," fiel Protagoras ein.

„Das lügſt du," erwiderte Euripides. „Ich liebe Mädchen, aber keine Frau."

„Ich auch nicht, doch die Frauen von andern!" ſpitzte Alkibiades zu.

„Als Alkibiades jünger war, nahm er den Frauen die Männer fort, jetzt nimmt er den Männern die Frauen!"

Perikles erhob ſich:

„Gehen wir zum Gaſtmahl und ſuchen wir Wände um unſer Geſpräch, Wände ohne Ohren! — Stütz mich, Phidias, ich bin müde!"

Platon näherte ſich Sokrates.

„Meiſter, laß mich deinen Mantel tragen," bat er.

„Das iſt mein Ehrenamt, Junge," ſpeiſte ihn Alkibiades ab.

„Iſt es geweſen," wandte Sokrates ein; „nun iſt es Platons, des Breitſchädels; merk dir den Namen. Er ſtammt von Kodros, dem letzten König, ab, der ſein Leben hingab, um ſein Volk zu erlöſen. Platon iſt aus königlichem Geſchlecht!"

„Und Alkibiades iſt aus Heldengeſchlecht, Alkmeonide, wie ſein Oheim Perikles — eine vornehme Geſellſchaft!"

„Aber Phidias iſt aus göttlichem Geſchlecht, das iſt mehr."

„Ich bin wahrſcheinlich aus titaniſchem Geſchlecht," fiel Protagoras ein; „ich ſage wahrſcheinlich, denn man weiß überhaupt nichts, kaum das. Nicht wahr, Sokrates?"

„Du weißt überhaupt nichts, kaum was du ſchwatzeſt!"

Die Geſellſchaft ging durch die heilige Straße und begab ſich zuſammen nach dem Dionyſostheater, in deſſen Nähe Alkibiades wohnte.

Der Demagoge Kleon hatte wirklich ungeſehen das Geſpräch belauſcht; das hatte aber auch ein andrer Mann getan. Der hatte eine gelbe Haut und ſchwarzen Vollbart, er ſchien der Handwerkerklaſſe anzugehören. Als die glänzende Geſellſchaft ſich entfernt hatte, trat Kleon vor, legte ſeine Hand auf die Schulter des Unbekannten und ſagte:

„Du haſt das Geſpräch gehört?"

„Gewiß, das habe ich," antwortete der.

„Dann kannst du zeugen."

„Ich kann nicht zeugen, weil ich Fremdling bin."

„Aber du hast doch gehört, wie man die Götter des Staates schmähte."

„Ich bin ein Syrer und kenne nur den einzigen wahren Gott. Eure Götter sind nicht meine."

„Du bist also ein Hebräer und heißest?"

„Ich bin ein Israelit vom Stamm Levi und nenne mich jetzt Kartaphilos."

„Ein Phönizier also?"

„Nein, ein Hebräer. Meine Vorväter kamen aus dem Land Ur in Chaldäa, gerieten dann in Knechtschaft in Ägypten, wurden aber von Moses und Josua ins Land Kanaan geführt, wo wir mächtig waren unter eigenen Königen, David und Salomo."

„Kenne ich nicht!"

„Vor zweihundert Jahren wurde unsre Stadt Hierosolyma von dem babylonischen Nebukadnezar zerstört und unser Volk in die Gefangenschaft nach Babylon geführt. Als dann das babylonische Reich vom Perserkönig genommen wurde, gerieten wir unter persische Gewalt, und wir haben geseufzt unter den Nachkommen eures Xerxes von Salamis, den wir Ahasverus nannten."

„Eure Feinde unsre Feinde; also, Gastfreund, wie bist du hergekommen?"

„Als der Assyrer uns das erstemal in Gefangenschaft führen wollte, flohen die, die fliehen konnten und gingen nach Rhodos, Kreta, den griechischen Inseln; von denen aber, die bereits fortgeführt waren, wurden einige nordwärts nach Medien geschickt. Meine Väter kamen aus Medien hierher, und ich bin eben angekommen."

„Was du sagst, ist mir nur eine dunkle Rede, aber ich habe euer Volk preisen hören, weil es den Göttern des Staates treu sei."

„Gott! Es gibt nur einen, den Einzigen und Wahren, der Himmel und Erde geschaffen und unserm Volk die Verheißung gegeben hat."

„Welche Verheißung?"

„Daß unser Geschlecht die Erde besitzen wird!"

„Beim Herakles! Aber der Anfang ist nicht vielversprechend!"

„So ist unser Glaube, und der hat uns aufrechterhalten während der Wüstenwanderung und der Gefangenschaft."

„Willst du gegen diese Gotteslästerer zeugen?"

„Nein, Kleon, denn ihr seid Götzenverehrer, aber Sokrates und seine Freunde glauben nicht an eure Götzen, und das wird ihnen als Gerechtigkeit angerechnet werden. Ja, Sokrates schien mir eher den Ewigen, Unsichtbaren zu verehren, dessen Name man nicht nennen darf. Darum zeuge ich nicht gegen ihn."

„Bist du auf der Seite? Dann geh in Frieden, aber nimm dich in acht. Geh!"

„Abrahams, Isaaks und Jakobs Gott wird mich behüten, so lange ich und mein Haus seine Rechte behüten!"

Kleon hatte seinen Freund und Handwerksgenossen Anytos im Pfeilergang gesehen, und darum ließ er den unbeugsamen Hebräer gehen, der geschwind nach der Sykomorenallee des Ölmarktes davoneilte und dort verschwand.

Anytos, der Gerber und Staatsmann, kam herbei, laut aus einer geschriebenen Rede lesend, die er halten wollte:

„Athen oder Sparta; das ist die ganze Streitfrage . . ."

Kleon näherte sich neugierig und unterbrach ihn:

„Was liest du, Anytos?"

„Eine Rede."

„Das hört ich! Athen oder Sparta. Volksherrschaft oder Schweinherrschaft! Das Volk, das Schwerste, das urbarmachende, das hervorbringende, liegt zu unterst, auf dem Boden wie das Gold. Das Vieh, die Bummler, die Reichen, die Vornehmen, die Leichtesten schwimmen oben wie Späne und Korke. Athen, das ist die Volksherrschaft, ist es immer gewesen, wird es immer bleiben. Sparta, das ist die Schweinherrschaft!"

„Alleinherrschaft meinst du, Kleon!"

„Nein, Schwein! Darum, Anytos, ist Athen schlecht geleitet, da Perikles, der reiche Mann, der mit königlichen Ahnen prahlt, zur Herrschaft gekommen ist. Wie kann er mit diesem Volk mitfühlen, da er niemals dort unten gewesen ist? Wie kann er es von oben richtig sehen? Er sitzt auf dem Giebeldach des Parthenon und sieht die Athener als Ameisen, während sie Löwen sind, mit beschnittenen Klauen und ausgezogenen Zähnen. Wir, Anytos, dort unten geboren, bei Gerberrinde und Hundehaus erzogen, wir kennen sie am Geruch sozusagen. Aber gleich und gleich gesellt sich gern; deshalb fühlt Sparta sich zu Athen hingezogen, zu Perikles und seinem Anhang. Perikles saugt Sparta an sich, und wir verkommen."

Anytos, selbst Redner, liebte Beredsamkeit von fremden Lippen nicht, darum schnitt er Kleon schroff das Wort ab:

„Perikles ist krank."

„Ist er krank?"

„Ja, er hat Hitze im Körper!"

„Wirklich? Vielleicht die Pest?"

„Vielleicht!"

Dieser Einwurf von Anytos hatte Kleons langatmige Gedankengänge gekreuzt, und eine neue Hoffnung blitzte auf:

„Und nach Perikles?" sagte er.

„Kleon, natürlich."

„Warum nicht? Der Mann des Volkes fürs Volk, aber keine Philosophen oder Schauspieler. — So, Perikles ist krank. — So? — Hör mal, Anytos, wer ist Nikias?"

„Das ist ein Vornehmer, der an Orakel glaubt . . ."

„Rühr nicht an die Orakel; ich glaube allerdings nicht an sie, aber ein Staat fordert für seinen Bestand eine bestimmte Gleichartigkeit in allem, in Gesetzen, Sitten und Religion. Darum halte ich auf die Götter des Staates — nebst Zubehör.

„Ich halte auch auf die Götter des Staates — solange das Volk darauf hält!"

Die beiden Redner fingen an sich gegenseitig zu ermüden, und Kleon wollte in die Einsamkeit kommen, um die Eier auszubrüten, die Anytos ihm gelegt hatte; darum warf er hin:

„Du sagst, Nikias . . ."

„Ich will baden gehen," unterbrach ihn Anytos, „sonst bekomme ich keinen Nachtschlaf."

„Aber Alkibiades, wer ist das?"

„Das ist der Verräter Ephialtes, der den Perserkönig nach den Thermopylen weisen wird."

„Der Perserkönig im Osten, Sparta im Süden . . ."

„Mazedonien im Norden . . ."

„Und im Westen das neue Rom!"

„In allen vier Himmelsstrichen Feinde! Wehe Athen!"

„Wehe Hellas!"

Die Gäste waren bei Alkibiades versammelt, der sich sofort bei der Ankunft entfernt hatte, in der löblichen Absicht, Flötenbläserinnen zu holen. Da der Abend warm war, hatte man in der Aula oder dem Hof gedeckt, der von korinthischen Pfeilergängen umgeben und von vielen Lampen, die zwischen den Pfeilern hingen, erleuchtet war.

Eine leichte Abendmahlzeit war eingenommen, die Efeukränze ausgeteilt und die Becher vorgesetzt.

Aspasia, die einzige Frau, hatte den Ehrenplatz neben Perikles inne. Sie war zuerst gekommen, von ihren Sklavinnen begleitet, und sie wartete ungeduldig, daß die Rednerkämpfe beginnen würden. Aber Perikles war finster und müde; Sokrates lag still auf seinem Rücken und schaute zu den Sternen empor; Euripides kaute an einem Holzsplitter und war sauer; Phidias knetete Brotkugeln, die unter seiner Hand Tierformen annahmen; Protagoras flüsterte mit Platon, der sich mit einer kleidsamen jugendlichen Schüchternheit im Hintergrund hielt.

Ganz unten aber am Tisch saß das Skelett, das einen Kranz von Rosen um die weiße Stirn bekommen hatte. Um das Unheimliche in der Anwesenheit des ungebetenen Gastes zu verwischen, hatte Alkibiades ihm eine Zwiebel zwischen die Vorderzähne gesteckt und eine Asphodeloslilie in die eine Hand gegeben, an der das Skelett zu riechen schien.

Als das Schweigen schließlich drückend wurde, riß Perikles sich aus seiner Lässigkeit und eröffnete das Gespräch.

„Ich möchte," begann er, „in aller Eintracht und ohne Streit zu erregen, die oft aufgeworfene Frage von Euripides' angeblichem Frauenhaß zur Erörterung stellen. Was sagst du, Protagoras?"

„Unser Freund Euripides ist dreimal verheiratet gewesen und hat jedesmal Kinder gehabt: er kann also nicht Weiberhasser sein. Nicht wahr, Sokrates?"

„Euripides", antwortete Sokrates, „liebt Aspasia wie wir alle und kann darum nicht Frauenhasser sein. Er liebt, mit Perikles' Zustimmung, Aspasias Seelenschönheit, ist also nicht Frauenhasser. Über Aspasias Körper ist nicht viel Gutes zu sagen, und der geht uns auch nichts an! Ist Aspasia schön, Phidias?"

„Aspasia ist nicht schön, aber ihre Seele ist schön und gut; nicht wahr, Perikles?"

„Aspasia ist meine Freundin und die Mutter unsres Kindes; Aspasia ist eine weise Frau, denn sie besitzt Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl, Selbsterkenntnis und Besinnung; Aspasia ist klug, denn sie schweigt, wenn weise Männer sprechen. Aber Aspasia kann weise Männer dazu bringen, weise zu sprechen, wenn sie ihnen zuhört; denn sie hilft ihnen, Gedanken zu gebären, nicht wie die Hebamme Sokrates, der die Leibesfrucht nur herauszieht, sondern sie gibt deren Seelen von ihrem Fleisch . . ."

Protagoras fuhr fort:

„Aspasia ist wie unser aller Mutter Kybele; sie trägt uns an ihrem Busen."

„Aspasia ist die Tonleiter der Zither, ohne die unsre Saiten nicht klingen," fügte Phidias hinzu.

„Aspasia ist unser aller Mutter," begann Sokrates wieder, „aber sie ist auch die Amme, die unsre neugeborenen Gedanken wäscht und sie in schöne Schleier hüllt; Aspasia empfängt unsre unreinen Kinder und gibt sie uns gereinigt zurück; sie gibt nichts, aber dadurch, daß sie empfängt, gibt sie dem Geber Gelegenheit zu geben."

Euripides nahm die Frage, die man hatte fallen gelassen, wieder auf:

„Ich war angeklagt und bin freigesprochen, nicht wahr, Aspasia?"

„Wenn du dich selber von der Anklage freimachen kannst, bist du freigesprochen, Euripides."

„Klage, liebste Klägerin, ich werde antworten!"

„Mit deinen eignen Worten bringe ich die Klage vor. Hippolytos sagt an einer Stelle deiner Tragödie gleichen Namens:

Warum hast du, o Zeus, das Weib, dies falsch Gezücht,
Den Auswurf, hier im Sonnenlichte wohnen lassen?
Denn wenn du Menschen schaffen wolltest, brauchten sie
Ja keineswegs dem Schoß des Weibes zu entstammen;
In deinen Heiligtümern könnten Männer ja
Darbringen Kupfer, Silber oder Gold, und so
Sich kaufen Kindersamen, jeder nach dem Wert
Des Dargebrachten. Dadurch würden sie daheim
Als freie Männer hausen können, ohne Weib.
Doch jetzt, sobald wir dieses Ungemach
Ins Haus uns bringen, ist das Glück und Geld dahin.
Wie böse und schlimm das Weib ist, kann man daraus sehn,
Daß selbst der Vater, der sie doch erzeugt, ihr gern
Die Mitgift schenkt, nur um die Böse los zu sein.

„Nun verteidige dich, Euripides."

„Wenn ich Sophist wäre, wie Protagoras, antwortete ich: Das hat Hippolytos gesagt, nicht ich. Aber ich bin Dichter und spreche durch meine Kinder. Also: ich habe es gesagt, ich habe es gemeint, als ich es schrieb; ich meine es noch! Und dennoch, ich liebe fast immer ein Weib, obgleich ich ihr Geschlecht hasse. Erklären kann ich es nicht, denn ich war niemals pervers wie Alkibiades. Kannst du es erklären, Sokrates?"

„Ja! Man kann ein Weib lieben und es gleichzeitig hassen. Alles wird geboren von seinem Gegensatz, Liebe von Haß, Haß von Liebe. Bei meiner Gattin liebe ich das gute Mütterliche, aber ich hasse das Urböse an ihr; also kann ich sie gleichzeitig lieben und hassen. Nicht wahr, Protagoras?"

„Jetzt ist Sokrates Sophist! Schwarz kann nicht weiß sein."

„Jetzt ist Protagoras einfältig. Dieses Salz hier im Faß ist weiß, aber lösch die Lampen, so ist es schwarz! Das Salz ist also nicht absolut weiß, sondern seine Weiße hängt vom Licht ab. Ich möchte eher glauben, das Salz ist an sich schwarz, denn die Abwesenheit von Licht ist Dunkel, und Dunkel ist nichts für sich, gibt nichts von sich ans Salz, das also im Dunkel eher etwas für sich ist, seine wahre Natur, folglich schwarz ist! — Aber ein Ding kann im Licht sowohl schwarz wie weiß sein. Dieser Meeresaal ist oben schwarz, aber unten weiß. Ebenso kann etwas sowohl gut wie böse sein. Also hat Euripides recht, wenn er sagt, daß er das Weib sowohl liebt wie haßt. Nun ist der, der das Weib *nur* haßt, ein Weiberhasser, aber Euripides liebt ja auch das Weib. Folglich ist Euripides nicht Weiberhasser. Was meinst du, Aspasia?"

„Weiser Sokrates! Du gestehst ein, daß Euripides das Weib haßt, also ist er doch Weiberhasser."

„Nein, mein schönes Kind, ich gestand ein, daß Euripides das Weib sowohl liebt wie haßt, sowohl, merk dir das genau. Ich liebe Alkibiades, verabscheue aber und hasse seine Charakterlosigkeit; nun frage ich die Freunde hier: Bin ich Alkibiadeshasser?"

„Nein, keineswegs!" antwortete der Chor.

Aber Aspasia war gereizt und wollte wieder reizen:

„Du weiser Sokrates, wie stehst du mit deiner Gattin?"

„Der Weise spricht nicht gern von seiner Frau!"

Protagoras hieb ein:

„Ebenso ungern wie von seiner Schwäche."

„Du hast es gesagt! Man opfert der Erde, aber ungern, man bindet sich, aber ohne Vergnügen; man erträgt, aber liebt nicht; man tut dem Staat seine Pflicht, aber schwer. Es gibt nur eine Aspasia, das ist die des Perikles. Das größte Weib dem größten Mann. Perikles ist der größte im Staat wie Euripides auf der Bühne."

Protagoras fand, ohne zu suchen:

„Ist Euripides größer als Äschylos und Sophokles?"

„Gewiß, Protagoras! Er ist uns näher; er sagt *unsre* Gedanken und nicht die der Väter; er kriecht nicht vor den Göttern und dem Schicksal, er kämpft gegen sie; er liebt die Menschen, kennt sie und beklagt sie; seine Kunst

ist kunstreicher, seine Gefühle sind wärmer, seine Bilder lebendiger als die der Alten. Jetzt aber möchte ich von Perikles sprechen!"

„Halt, Sokrates! In der Pnyx und auf der Agora, aber nicht hier! Wohl könnte ich ein gutes Wort der Aufmunterung gebrauchen, da falsche Anklagen hageln. Wir sind hergekommen, um zu vergessen, nicht, uns zu erinnern; und Sokrates erfreut uns am meisten, wenn er von den höchsten Dingen spricht, zu denen ich nicht den atheniſchen Staat rechne. — Jetzt kommt Alkibiades mit Gefolge. Zündet mehr Lichter an, Burschen, und Eis in die Kannen!"

Im Torweg war Lärm zu hören; der Hund bellte, der Türhüter schrie, und herein zog Alkibiades mit Gefolge.

Er war herrlich anzuschauen in seiner Umgebung, die außer den Mädchen aus zwei unbekannten Männern bestand, die er in einem Weinhaus aufgefischt hatte.

„Papaja!" grüßte er. „Hier ist der Wirt! Und hier ist Aristophanes, ein künftiger Schauspieler. Hier ist der Römer Lucillus, der als früherer Dezemvir in die Verbannung gegangen ist. Er hat die Geschichte der Virginia mitgemacht; ihr wißt, die Jungfrau, die gegen ihren Willen einen Mann kriegte. Die Römer haben nämlich Jungfrauen, das haben wir nicht! Nicht wahr, Lais! Dies ist eine von den vielen Lais, die Phidias gesessen haben! — Aspasia darf es nicht übel nehmen! — Und das sind Flötenbläserinnen vom Piräus. Ob sie die Pest haben, weiß ich nicht! Was kann sie mir tun? Ich bin zwanzig Jahre alt und habe noch nichts ausgerichtet. Warum also leben? Jetzt wird Lais tanzen! Papaja!"

Euripides erhob sich und winkte Schweigen:

„Warte mit dem Tanz, Perikles ist nicht ergötzt und sieht ernst aus."

Eine Pause entstand. Die Hitze war drückend und beklemmend. Es war keine Gewitterluft, aber etwas Ähnliches, und die Gemüter aller schienen von einem unruhevollen Warten ergriffen zu sein.

Da fiel, wie von ungefähr, der Arm des Skeletts mit einem kurzen Knacks aufs Knie nieder. Die Blume, die es unter der Nase gehalten hatte, lag auf der Erde.

Alle fuhren zusammen, auch Alkibiades, aber auf sich selber zornig über diese Schwäche, nahm er einen Becher und trat vor:

„Das Skelett ist durstig! Ich trinke ihm zu, wer tut mir Bescheid? Sokrates kann's am besten; er trinkt eine halbe Kanne in einem Zug aus, ohne zu blinzeln."

Sokrates war ja dafür bekannt, daß er unbegrenzt trinken konnte, jetzt aber hatte er keine Lust:

„Nicht heute! Der Wein ist mir bitter!"

Und sich an Perikles wendend, flüsterte er:

„Böse Augen sind hierher gekommen! Dieser Aristophanes ist nicht unser Freund; kennst du ihn?"

„Sehr wenig! Aber er sieht aus, als wolle er uns ermorden."

Alkibiades fuhr fort, das Skelett anzureden:

„So sieht Athen in diesem Augenblick aus! Das Fleisch haben Sparta und der Perserkönig abgenagt, die Haut hat Kleon gegerbt, die Augen haben die Bundesgenossen ausgerissen, die Zähne haben die Mitbürger ausgezogen, diese Mitbürger, die Aristophanes kennt und die er bald abzeichnen wird. Meinen Becher, Skelett! Polla metaxy pelei, kylikos kai cheileos akru!"

Jetzt änderte sich plötzlich die Szene. Das Skelett sank nach rückwärts nieder wie ein berauschter Mann; die Lampen fingen an zu schaukeln an ihren Ketten, das Salzfaß ergoß sich über den Tisch . . .

„Ohioh! Ohioh!" schrie Alkibiades. „Tralall! Ha ha ha! Der Tisch wackelt, das Sofa schwankt: bin ich berauscht oder ist das Zimmer berauscht?"

Alle waren entsetzt, aber Sokrates gebot Ruhe:

„Ein Gott ist nahe! Still! Der Boden schwankt, und ich höre . . . donnert es? Nein! Das ist ein Erdbeben!"

Alle stürzten in die Höhe, aber Sokrates fuhr fort:

„Beruhigt euch! Es ist jetzt vorüber!"

Und nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen hatten:

„Ich war fünf Jahre alt, als Sparta von einem Erdbeben heimgesucht wurde, zwanzigtausend Menschen umkamen und nur sechs Häuser stehen blieben. Das war Sparta! Jetzt ist es Athen. Ja, Freunde, eine Stimme sagt mir: ehe ein Mann das Alter erreicht, sind wir wie Vögel abgeschossen!"

Wieder bellte der Hund und schrie der Türhüter. Herein trat ein Ungeladener, der erregt aussah.

„Nikias," grüßte Alkibiades. „Jetzt werde ich nüchtern; der bedächtige Nikias kommt zum Gastmahl: was ist da los?"

„Erlaubt einem ungeladenen Gast . . ."

„Nikias spreche!"

„Perikles," begann der Neuangekommene zögernd, „dein Freund, unser Freund, die Ehre von Athen und Hellas, Phidias ist angeklagt . . ."

„Halt, still!"

„Angeklagt — o Schande und Schmach — ich kann es nicht sagen, ohne zu weinen . . ."

„Sag es!"

„Phidias ist angeklagt, vom Athenestandbild Gold unterschlagen zu haben."

Das Schweigen, das jetzt entstand, wurde zuerst von Perikles gebrochen:

„Phidias verbirgt sein Antlitz im Mantel, er schämt sich für Athen. — Doch laßt uns bei Göttern und Unterwelt auf Phidias' Unschuld schwören."

„Wir schwören!" riefen alle wie ein Mann.

„Ich schwöre auch!" sagte Nikias.

„Athen ist entehrt, wenn man erst schwören muß, daß Phidias nicht gestohlen."

Nikias war an Perikles herangetreten, und sich vor Aspasia verbeugend, flüsterte er:

„Perikles, dein Sohn Paralos ist krank."

„An der Peſt? — Folg mir, Aſpaſia.“

„Es iſt nicht mein Sohn, aber es iſt deiner, darum folge ich dir.“

„Das Haus ſtürzt, die Freunde ſcheiden, alles Schöne vergeht, das Häßliche beſteht.“

„Und die Götter ſchlafen!“

„Oder ſind ausgewandert!“

„Die Götter ſind tot! Laßt uns neue machen.“

Ein Erdſtoß löſchte die Lampen, und alle begaben ſich hinaus auf die Straße, außer Sokrates und Alkibiades.

„Phidias des Diebſtahls angeklagt! Mag die Welt einſtürzen!“ ſagte Sokrates und verſank wie gewöhnlich in eine Geiſtesabweſenheit, die Schlaf glich. Alkibiades nahm einen Doppelbecher von den größten, umhüllte ihn und improviſierte:

„Mag alles ſtürzen ein vom Pindos bis zum Kaukaſus,
Dann wird Prometheus frei und ſchenkt dann wieder Feuer
Erfrornen Menſchen,
Und Zeus zum Hades ſteigt, verkauft ſich Pallas
An geile Jünglinge.
Die Leier ſchlägt Apoll entzwei
Und flickt nun Schuh'.
Den Schlachthengſt läßt dann Ares laufen
Und hütet Schaf'.
Und auf den Trümmern aller ird'ſchen Herrlichkeiten
Steht Alkibiades allein
Im Vollgefühl ſeines Allmachts-Ichs
Und lacht!“

Die Peſt war in Athen ausgebrochen, und Erdbeben war hinzugekommen. Als Perikles in Aſpaſias Geſellſchaft ſein Haus erreichte, war der Sohn von der geſchiedenen Gattin tot. Nach herrſchender Sitte und um zu zeigen, daß er nicht ermordet worden, war die Leiche im Torweg ausgeſtellt. Ein kleiner Sarg aus Zedernholz, rot und ſchwarz angeſtrichen, ſtand auf einer Bahre und zeigte den Toten in ſeinem weißen Totenkleid; er hatte einen Kranz auf dem Kopf, der aus dem Kraut des Todes gewunden war, dem ſtark duftenden Apium oder der Sellerie; im Mund hatte er den Obolos, das Fährgeld für Charon.

Perikles ſprach leiſe ein Gebet, ohne tiefere Trauer zu zeigen, denn er hatte viel durchgemacht und leiden gelernt.

„Zwei Söhne haben die Götter mir genommen. Sind es genug Sühnopfer?“

„Was haſt du zu ſühnen?“ fragte Aſpaſia.

„Der eine muß für den andern leiden. Der einzelne für den Staat. Perikles hat für Athen gelitten.“

„Verzeih, daß meine Tränen ſchneller trocknen als deine. Der Gedanke, daß unſer Sohn lebt, gibt mir Troſt.“

„Mir auch, aber geringeren.“

„Soll ich gehen, ehe deine Frau kommt?“

„Du sollst mich nicht verlassen, denn ich bin krank.“

„Du hast lange davon gesprochen; ist es ernst?“

„Meine Seele ist krank. Wenn der Staat leidet, bin ich krank . . . Da kommt die Mutter des Toten!“

Ein schwarzgekleidetes Weib erschien in der Tür; sie trug einen Schleier, um zu verbergen, daß das Haar abgeschnitten war, hatte einen Kranz in der Hand, und es folgte ihr ein Sklave mit einer Fackel.

Sie bemerkte Aspasias Anwesenheit nicht sofort, begrüßte mit einem Blick ihren frühern Gatten und legte den Kranz dem Toten zu Füßen:

„Ich bringe bloß einen Totenkranz für meinen Sohn. Aber statt des Obolos soll er einen Kuß von den Lippen seiner Mutter mitbringen.“

Sie warf sich über ihn und küßte den Toten.

„Nimm dich vor dem Toten in acht!“ sagte Perikles und ergriff ihren Arm; „er starb an der Pest.“

„Mein Leben war nur ein langsamer Tod; ein schneller ist mir lieber.“

Jetzt bemerkte sie Aspasia, und sich aufrichtend, sagte sie mit Ruhe und Würde:

„Sag deiner Freundin, daß sie geht.“

„Sie geht, und ich folge ihr.“

„So ist es recht! Denn jetzt, mein Perikles, ist das letzte Band, das uns zusammenhielt, gelöst! Leb wohl!“

„Leb wohl, mein Weib!“

Und zu Aspasia gewandt, sagte er:

„Gib mir deine Hand, meine Gattin!“

„Hier meine Hand!“

Die trauernde Mutter verzog:

„Wir treffen uns alle einmal und dann als Freunde, du, sie und er, der vorausgegangen, um den Herzen, die von den engen Gesetzen des Lebens getrennt werden, Wohnung zu bereiten.“

Perikles und Sokrates wanderten in der Platanenallee unterhalb des Hemizyklion umher und sprachen zusammen.

„Phidias ist vom Diebstahl freigesprochen, aber als Lästerer der Götter des Staates verhaftet.“

„Verhaftet? Phidias!“

„Man behauptet, er habe in Athenes Schild mich und sich selber abgebildet.“

„Das ist das Volk, das alles Große haßt. Anaxagoras in Verbannung, weil er zu weise war; Aristides in Verbannung, weil er allzu gerecht war; Themistokles, Pausanias . . . Was hast du gemacht, Perikles, als du dem Volke die Macht gabst?“

„Was Gesetz und Recht war! Ich falle allerdings durch mein eignes Schwert, aber in Ehre. Ich gehe umher und sterbe, Stück für Stück, wie

Athen. Wußten wir, daß wir unser Standbild zum Leichenzug schmückten, daß es unser Totenkleid war, das wir webten; wußten wir, daß es Begräbnislieder waren, die unsre Tragöden sangen?"

„Athen stirbt, jawohl. Aber woran?"

„An Sparta!"

„Was ist Sparta?"

„Das ist Herakles, die Keule, die Löwenhaut, die rohe Kraft. Wir Athener sind die Söhne des Theseus gegenüber den Herakliden, Doriern und Joniern! Athen stirbt an Sparta, aber Hellas stirbt an Selbstmord."

„Ich glaube, die Götter haben uns verlassen."

„Das ist mein Glaube auch, aber das Göttliche lebt."

„Da kommt Nikias, der Unglücksbote!"

Nikias kam wirklich, und als er die Frage in den Gesichtern und Blicken der beiden Wanderer sah, antwortete er ungefragt:

„Von der Agora!"

„Was Neues von der Agora?"

„Die Volksversammlung sucht Hilfe beim Mazedonier."

„Warum nicht beim Perser? Gut, dann ist das Ende nahe. Suchen sie Hilfe beim Feind? Beim Barbaren, dem Mazedonier, der über uns liegt wie ein Löwe auf dem Berg. — Geh, Nikias, und sag, Perikles liege im Sterben. Und bitte sie, den Würdigsten zu seinem Nachfolger zu wählen! Nicht den Unwürdigsten! Geh, Nikias, aber geh schnell!"

„Ich gehe," sagte Nikias, „aber nach einem Arzt!"

Und er ging.

„Mich heilt kein Arzt!" antwortete Perikles mit matter Stimme, als spreche er nach innen.

Er setzte sich auf seinen alten Platz im Hemizyklion.

Als er eine Weile geruht hatte, machte er Sokrates ein Zeichen, daß er sich nähere, denn er wollte nicht die Stimme erheben.

„Sokrates, mein Freund," begann er, „dies ist der Abschied eines Sterbenden. Du warst der Weiseste; aber nimm es nicht übel auf, sei nicht zu weise; such nicht das Unerreichbare, und verwirre die Geister nicht mit Spitzfindigkeiten. Mach das Einfache nicht doppelt. Du willst die Dinge mit beiden Augen sehen; wer aber mit dem Bogen zielt, muß das eine Auge schließen, sonst sieht er das Ziel doppelt. Du bist nicht Sophist, kannst es aber leicht scheinen; du bist nicht Wüstling, gehst aber mit Wüstlingen um; du hassest deine Stadt und dein Land, mit Recht, aber du sollst sie lieben bis in den Tod, denn das ist deine Pflicht; du verachtest das Volk, aber du sollst es beklagen. Ich habe die Plebs nicht bewundert, aber ich habe ihr Gesetz und Recht gegeben; darum sterbe ich!

„Gute Nacht, Sokrates! Jetzt ist es dunkel vor meinen Augen. Du sollst sie schließen und mir den Kranz geben. Jetzt schlafe ich ein. Wenn ich erwache, wenn ich erwache, dann bin ich auf der andern Seite, und dann werde ich dir einen Gruß senden, wenn es die Götter erlauben. Gute Nacht!"

„Perikles ist tot. Hört es, Athener, und weint wie ich!"

Das Volk strömte hinzu, aber es weinte nicht. Sie wunderten sich nur, was jetzt kommen würde, und sie freuten sich beinahe auf das Neue.

Kleon, der Gerber, stand im Rednerstuhl auf der Pnyx. Unter den aufmerksamsten Zuhörern war Alkibiades, Anytos und Nikias zu sehen.

Kleon sprach:

„Perikles ist tot, und Perikles ist begraben; jetzt wißt ihr es! Laßt ihn in Frieden ruhen mit seinen Verdiensten und Fehlern, denn der Feind steht in Sphakteria, und wir müssen einen Feldherrn haben; dazu kann Perikles' Schatten nichts machen. Hier hinten sitzen zwei Spekulanten, vornehme Herren alle beide; der eine heißt Nikias, weil er niemals gesiegt hat; der andre heißt Alkibiades, und seine Siege kennen wir: Becher und Mädchen. Seinen Charakter kennen wir dagegen nicht, aber ihr werdet ihn einmal kennen lernen, Athener, und er wird selbst die Vorderzähne zeigen. — Hier ist zum Feldherrn vorgeschlagen der und der und der, eigentümlich genug alle große Herren und alle vornehm, natürlich. — Athen, das alle Könige und ihresgleichen abgeschworen hat, muß sich nun mit dem königlichen Sparta schlagen und hat, seinen Überlieferungen getreu, sich im Feld unter einem Mann des Volks zu zeigen, auf den ihr euch verlassen könnt. Wir brauchen keinen Perikles, der Statuen bestellt und Tempel baut zu Ruhm und Ehre — Athen hat genug von solchem Krimskrams! Jetzt aber müßten wir einen Mann haben, der die Kriegskunst versteht, ein Herz in der Brust und einen Kopf auf den Schultern hat. Wen wünscht ihr, Männer von Athen?"

Alkibiades sprang auf wie ein junger Löwe und ergriff ohne Umschweife das Wort:

„Männer von Athen, ich schlage den Gerber Kleon vor, nicht weil er Gerber ist, denn das ist etwas andres. Allerdings kann das Heer einer Ochsenhaut gleich erscheinen und Kleon mit einem Messer verglichen werden, aber Kleon hat andre Eigenschaften, nämlich gerade die des Feldherrn. Sein letzter Feldzug gegen Perikles und Phidias schloß ja mit einem Triumph für Kleon. Er hat einen Mut an den Tag gelegt, der nie versagte, und einen Verstand, der über — allen menschlichen Verstand ging. Seine Strategie war allerdings nicht die eines Löwen, aber er siegte, und das ist die Hauptsache. Ich schlage Kleon zum Leiter des Feldzugs vor."

Hier trat nun der Fall ein, daß die grobe Ironie doch noch zu fein war, und daß das Volk sie für Ernst hielt. Alkibiades genoß auch ein gewisses Ansehen wegen seiner Verwandtschaft mit Perikles, und man lauschte gern auf seine Worte. Deshalb rief nun die ganze Volksversammlung Kleon aus, und er war gewählt.

Aber Kleon hatte niemals von einer Feldherrnehre geträumt, und er war klug genug, nicht höher zu streben, als er reichte. Darum protestierte er gegen die Wahl, indem er schrie und bei allen Göttern schwur.

Alkibiades aber ergriff sofort die Gelegenheit bei der Kehle, und einsehend, daß diese Wahl Kleons Tod sei, bestieg er einen freien Rednerstuhl und sprach mit Nachdruck:

„Kleon scherzt und Kleon ist schüchtern; er weiß selbst nicht, was für ein Feldherr er ist, denn er hat sich nicht erprobt, aber ich weiß, wer er ist; ich bestehe auf seine Wahl, ich fordere, daß er seine bürgerliche Pflicht erfüllt, und ich lade ihn vor den Areopag, wenn er sich drücken will, wo das Vaterland in Gefahr ist."

„Kleon ist gewählt!" schrie alles Volk.

Aber Kleon protestierte noch:

„Ich kenne nicht den Unterschied zwischen einem Hopliten und Peltasten, ich kann keine Lanze führen, nicht auf einem Pferd sitzen . . ."

Alkibiades aber überstimmte ihn:

„Er kann alles: den Staat lenken und Kunst beurteilen, Prozesse führen und Sophisten belauern; er kann mit Sokrates die höchsten Dinge erörtern, mit einem Wort, er besitzt alle öffentlichen Tugenden und alle geheimen Laster."

Jetzt lachte das Volk, aber Kleon saß fest.

„Athener!" beendigte Alkibiades die Versammlung; „das Volk hat gesprochen, und eine Berufung gibt es nicht. Kleon ist gewählt! Jetzt ist Sparta verloren!"

Die Versammlung löste sich auf. Nur Kleon nebst seinem Freund Anytos blieb zurück.

„Anytos!" sagte er, „ich bin verloren."

„Wahrscheinlich!" antwortete Anytos.

Alkibiades aber zog mit Nikias ab.

„Jetzt ist Kleon tot wie ein Hund. Dann komme ich!" sagte Alkibiades.

Sokrates ging sinnend zu Hause auf seinem Hof, der sehr einfach war und keine Pfeilergänge hatte, auf und ab. Seine Frau kämmte Wolle, und es sah aus, als zause sie jemanden.

Der Weise schwieg, aber die Frau sprach; das war ihre Natur.

„Was tust du?" sagte sie.

„Alter Bekanntschaft wegen will ich dir antworten," erwiderte der Mann, „obgleich ich nicht verpflichtet bin, dir zu antworten. Ich denke!"

„Ist das eine Beschäftigung für einen Mann?"

„Gewiß, eine höchst männliche Beschäftigung."

„Es ist wenigstens nicht zu sehen, was du tust."

„Als du ein Kind trugst, war es auch nicht zu sehen; als es aber geboren, war es zu sehen und vor allem zu hören. Also können Beschäftigungen, die anfangs nicht zu sehen sind, später sichtbar werden; sind mithin nicht zu verachten, am wenigsten von denen, die nur an das Sichtbare glauben."

„Ist es so etwas, mit dem Ihr Euch bei Aspasia beschäftigt?"

„So etwas und andres mehr."

„Ihr trinkt auch scharf?"

„Ja, wer spricht, wird durstig im Hals, und der Durstige muß trinken."

„Was ist es an Aspasia, das die Männer anlockt?"

„Das sind gewisse Eigenschaften, welche die Blüte des Zusammenlebens bilden; das ist Rücksicht, Geschmack, Mäßigkeit."

„Das war für mich?"

„Das war für Aspasia."

„Ist sie schön?"

„Nein."

„Anytos behauptet es."

„Er spricht die Unwahrheit. — Triffst du Anytos, Kleons Freund, meinen Feind?"

„Er ist nicht mein Feind."

„Aber meiner! Du liebst immer meine Feinde und hassest meine Freunde, das ist ein schlechtes Zeichen."

„Deine Freunde sind schlechte Menschen."

„Nein, im Gegenteil. Perikles ist der Größte, Phidias der Beste, Euripides der Edelste, Plato der Klügste, Alkibiades der Begabteste, Protagoras der Schärfste."

„Und Aristophanes?"

„Das ist mein Feind, obgleich ich nicht weiß warum. Ich vermute, du hast von der Komödie gehört, die er über mich geschrieben hat."

„Anytos hat sie mir erzählt; hast du sie gesehen."

„Ich habe ‚die Wolken' gestern gesehen."

„War es lustig, war es witzig?"

„Was meinte Anytos?"

„Er brachte mich zum Lachen, als er mir einige Szenen gab . . ."

„Dann muß es lustig sein, denn sonst hättest du nicht gelacht."

„Hast du nicht gelacht, mein Sokrates?"

„Doch natürlich, sonst hätte man mich für einen Dummkopf gehalten. Du weißt, daß er mich als einen Schurken und Narren geschildert hat; da ich keins von beiden bin, so war es ja nicht Ernst, also war es Scherz."

„Glaubst du? Ich glaube, es war Ernst."

„Und du lachst über den Ernst? Weinst du denn über den Scherz? Dann wärst du ja von Sinnen."

„Meinst du, ich bin verrückt?"

„Ja, wenn du meinst, daß ich ein Schurke bin."

„Du weißt, daß Kleon im Feld ist."

„Ich habe es zu meiner Verwunderung gehört."

„Verwunderung? Du glaubst also, daß er im Feld untauglich ist?"

„Nein, ich glaube nichts von seiner Tauglichkeit als Feldherr, denn ich habe ihn niemals im Felde gesehen; ich bin aber verwundert über seine Wahl wie er selber, weil sie unerwartet war."

„Du erwartest also seine Niederlage?"

„Nein, ich warte auf den Ausgang, um zu sehen, ob er gewinnt oder verliert."

„Es würde dich freuen, wenn er verliert?"

„Ich liebe Kleon nicht, aber ich würde als geborener Athener über seine Niederlage trauern, mich also nicht über Kleons Untergang freuen."

„Du hassest Kleon, wünschest aber nicht seinen Untergang."

„Athens wegen, nein."

„Aber sonst?"

„Sonst wäre Kleons Untergang ein Segen für den Staat, denn er ist ungerecht gegen Perikles gewesen, gegen Phidias, gegen alle, die etwas Großes ausgerichtet haben."

„Da kommt Besuch."

„Das ist Alkibiades!"

„Der Elende! Daß du dich nicht schämst, mit ihm zu verkehren."

„Er ist ein Mensch, große Fehler, große Verdienste, und er ist mein Freund. Mit meinen Feinden verkehre ich ungern."

Alkibiades klopfte wirklich an die Tür und stürmte herein:

„Papaja! Die Gatten philosophieren zusammen, sprechen von der gestrigen Komödie. Ein Esel dieser Aristophanes! Will man einen Feind totschlagen, so muß man treffen, Aristophanes aber schlägt in die Wolken. Treffen, ja! Wißt ihr, daß Kleon geschlagen ist?"

„Welches Unglück!" rief Sokrates aus.

„Ist es ein Unglück, daß der Hund entlarvt wird?"

„Ich glaube, Alkibiades ist schlecht unterrichtet," fiel jetzt Xantippe ein.

„Nein, beim Zeus, aber ich wünschte, ich wär es!"

„Still! Anytos kommt!" warnte Sokrates.

„Der Gerber Nummer zwei. Es ist eigentümlich, daß Athens Schicksal von Gerbern bereitet wird."

„Athens Schicksal, wer kennt es?"

„Ich, Alkibiades, bin Athens Schicksal!"

„Hybris! Hüte dich vor den Göttern!"

„Nach Kleon komme ich; Kleon ist nicht mehr, also bin ich!"

„Jetzt ist — Anytos hier!"

Anytos kam:

„Ich suche Alkibiades!"

„Hier bin ich!"

„Muß ich dich vorbereiten? . . ."

„Nein, ich weiß . . ."

„Vorbereiten auf die Ehre . . ."

„Habe ich lange genug gewartet?"

„Daß du an der Spitze gehst . . ."

„Dazu bin ich geboren . . ."

„Die Führung nimmst . . ."

„Das ist mein Platz . . ."

„Und den Triumphzug leitest . . ."

„Was für einen Zug?"

„Ach so! Du hast nicht gewußt . . . Kleons Triumphzug vom Hafen . . ."

Alkibiades fuhr mit der Hand übers Gesicht von oben nach unten, als wolle er die Maske wechseln, und das war in einem Augenblick geschehen.

„Ja gewiß, gewiß, gewiß. Ich bin ja eben hergekommen, um — seinen Sieg zu verkünden."

„Er lügt," fiel Xantippe ein.

„Ich habe mit den Gatten gescherzt! Also Triumph für den Sieger Kleon. — Solch ein Glück!"

„Sokrates," preßte jetzt Anytos, „freust du dich nicht?"

„Ich freue mich, daß der Feind geschlagen ist."

„Aber nicht, daß Kleon gesiegt hat."

„Das ist ja beinahe dasselbe."

Xantippe benutzte die Gelegenheit und hieb ein:

„Er freut sich nicht, und er glaubte nicht an Kleon."

„Ich kenne euch," beendigte Anytos das Gespräch, „ich kenne euch, Philosophen und Wortreiter. Aber hütet euch! — Und nun Alkibiades, komm und empfange den verachteten Kleon, der das Vaterland gerettet hat!"

Alkibiades schüttelte Sokrates die Hand und sagte ihm ins Ohr:

„Was für ein verfluchtes Glück! — Also: noch nicht; aber das nächste Mal!"

Kartaphilos, der Schuhmacher, saß in seinem Laden am Acharnanischen Tor und besserte Kothurne für das Dionysostheater aus, das einen letzten Versuch machen wollte, die Tragödie wieder in die Höhe zu bringen, die eine Zeitlang wegen Aristophanes' Farcen daniedergelegen hatte.

Der Römer Lucillus lungerte am Fensterbrett herum; und da die Philosophie mit Sokrates und den Sophisten in Mode gekommen war, philosophierten der Schuhmacher und der landflüchtige Dezemvir, so gut sie konnten.

„Du, Römer," sagte Kartaphilos, „wie ich Fremdling hier in der Stadt, was meinst du zu Staat und Regierung?"

„Gleicht auf ein Haar der römischen. Die ganze bisherige Geschichte Roms kann man in zwei Worten sagen: Patrizier und Plebejer!"

„Ganz wie hier!"

„Mit dem Unterschied, daß Rom eine Zukunft hat, Hellas nur eine Vergangenheit."

„Was weiß man von Roms Zukunft?"

„Die Cumäische Sibylle hat geweissagt, daß Rom die Erde besitzen wird."

„Was sagst du, Rom? Nein, Israel wird es, Israel hat die Verheißung."

„Das wage ich nicht zu leugnen, aber Rom hat auch die Verheißung."

„Es gibt nur eine Verheißung und einen Gott!"

„Vielleicht ist es dieselbe Verheißung, derselbe Gott! Vielleicht wird Israel durch Rom siegen!"

„Durch den Messias, den verheißnen, wird Israel siegen."

„Wann kommt dein Messias denn?"

„Wenn die Zeit erfüllt ist, wenn Zeus tot ist."

„Mögen wir's erleben! Ich warte, denn Zeus ist nach Rom gegangen und heißt dort Jupiter Kapitolinus."

Aristophanes, der an seinem Kranichhals und offnen Mund zu erkennen war, drängte sich ans offne Fenster.

„Hast du ein Paar niedrige Schuhe, Kartaphilos? Ein Paar Socken; Kothurne hast du genug, sehe ich, aber die Socke hat gewonnen."

„Zu dienen, Herr . . ."

„Wir wollen sie im Theater haben, verstehst du! . . Nein, sieh da, Lucillus! . . . Und aus unbereitetem Leder, nicht gegerbtem."

„Was soll denn nun im Theater gegeben werden?"

„Ja, jetzt kommt Kleon an die Reihe und soll tanzen, und denkt euch, wenn niemand den Gerberhund zu spielen wagt, muß ich selbst es tun. Ich werde Kleon spielen!"

„Wo ist der große Feldherr Kleon jetzt?"

„In neuem Feldzug gegen Brasidas. Als nämlich der Feldherr Demosthenes die Schlacht bei Sphakteria gewann, nahm Kleon die Ehre und erhielt den Triumph; da er sich nun für einen gewaltigen Krieger hielt, zog er aus gegen Brasidas. Der Krug geht so lange zu Wasser . . ."

„Bis er bricht!" war die Stimme eines Dazwischenkommenden zu hören.

Es war Alkibiades:

„Papaja! Kleon ist geschlagen; Kleon ist geflohen! Jetzt bin ich es! Hinauf zur Pnyx!"

Und damit war er fort.

„Zur Pnyx also, und ich bekomme eine neue Komödie, die soll heißen: Alkibiades."

„Du hast vielleicht recht," antwortete Lucillus. „Das Ganze ist nicht wert, daß man's beweint. Darum: laßt uns lachen!"

Alkibiades stand wieder im Rednerstuhl auf der Pnyx. Er war dort zu Hause, und er hatte immer das Ohr des Volkes, denn er war nicht langweilig. Von allen verwöhnt, wirkte er erfrischend mit seiner grotesken Frechheit.

Vorm Rednerstuhl war unter andern der kluge, reiche und vornehme Nikias zu sehen, der immer zwischen Sparta und Athen zu vermitteln gesucht, durch seine Bedächtigkeit aber mehr geschadet als genützt hatte.

Alkibiades, der Nikias und seine Politik kannte und seine Opposition fürchtete, beschloß, einen Meisterstreich zu führen. Er wollte nicht von Sparta und Athen sprechen, wie Nikias erwartete, sondern er wollte eine Wendung machen und von etwas ganz anderm sprechen. Das Volk liebte Neuigkeiten, und heute sollte es etwas ganz Neues bekommen.

„Athener!" begann er. „Kleon ist geschlagen, totgeschlagen, und ich stelle mein unbestrittenes Talent dem Staat zur Verfügung. Ihr kennt meine kleinen Fehler, nun aber sollt ihr meine großen Verdienste kennen lernen. — Höret, Athener! Es war einmal, da besaß Hellas Kleinasien und erstreckte seine Schwingen nach Osten. Der Perserkönig nahm uns diese Ansiedlungen

fort, die eine nach der andern, und er steht nun in Thracien. Da wir also nicht mehr nach Osten gehen dürfen, so müssen wir nach Westen gehen, gegen Sonnenuntergang. Ihr habt mehr oder weniger dunkel vom Staat Roma sprechen hören, der wächst und wächst. Unsre Landsleute haben frühzeitig den Teil der italienischen Halbinsel genommen, der Tarent heißt, und wir sind dadurch nahe Nachbarn der Römer geworden. Und die schönste der Inseln, das reiche Sizilien, wurde unser. Allmählich aber haben die Römer unsre Kolonien umbaut und bedrohen ihre Selbständigkeit. Die Römer bedrängen uns, aber sie drängen auch nach Norden gegen Gallien und Germanien, drängen nach Süden gegen Afrika. Der Perserkönig, der früher unser Feind gewesen, ist beinahe unser Freund geworden, und die Gefahr heißt jetzt nicht mehr Perser, sondern Römer! Darum, und an die Zukunft denkend, sage ich euch, Athener: Laßt uns nach Italien gehen! Laßt uns nach Sizilien gehen; von Sizilien aus können wir dann mit dem Römer um den Besitz von Spanien und den Säulen des Herakles wetteifern. Mit Sizilien besitzen wir das Schloß zu Ägypten; mit Sizilien schützen wir das bedrohte Tarent; mit Sizilien können wir im Notfall das sinkende Schiff Hellas verlassen! Die Welt ist groß, warum sollen wir hier in der Wildnis sitzen und verschimmeln? Hellas ist ein ausgesogenes Land, laßt uns neuen Boden brechen. Hellas ist ein ausgedientes Schiff, laßt uns ein neues bauen und einen Argonautenzug nach einem neuen Kolchis unternehmen, ein neues goldnes Vlies zu holen, dem Weg der Sonne folgend, gen Westen! Athener, laßt uns nach Sizilien gehen!"

Diese neuen Welten, die der Redner ihm öffnete, gefielen dem Volk, das des ewigen Sparta und Perserkönigs müde war; und angefeuert von der Furcht vor dem wachsenden Rom, dem Jungen der Wölfin, nahm es den leichtsinnigen Vorschlag an mit Beifallsrufen und Handerhebung.

Nikias bat ums Wort und warnte, aber niemand hörte zu. Die skythische Polizei, welche in der Pnyx Ordnung hielt, konnte ihm keine Zuhörer schaffen. Und da Nikias einsah, daß er das Unternehmen nicht hindern könne, stellte er seinen Dienst Alkibiades zur Verfügung und begann die Flotte auszurüsten.

Aspasia war nun die Witwe des Perikles und hatte ihn eine lange Zeit betrauert. Der Halbkreis war nicht mehr, aber die wenigen übriggebliebenen Freunde besuchten sie zuweilen. Sokrates war der treueste. Und er saß nun eines Abends bei ihr in der kleinen Villa mit dem Ziegeldach am Ufer des Kephissos.

„Nein, Aspasia," sprach Sokrates, „ich widerriet den Zug nach Sizilien, Nikias widerriet, der Astronom Meton widerriet ihn, aber er sollte geschehen. Alkibiades hatte sich eine günstige Orakelantwort vom Ammonstempel verschafft."

„Glaubst du an Orakel, Sokrates?"

„Ja und nein! Ich habe meinen eignen Dämon, wie du weißt, der warnt, aber niemals mahnt, der rät, aber nicht befiehlt. Diese innere Stimme hat mir gesagt, Hellas wird nicht die Welt erobern!"

„Wird Rom es tun?“

„Ja, aber für einen andern!“

„Du weißt, daß Perikles' großer Gedanke ein einiges Hellas war, eine Vereinigung aller Staaten . . .“

„Das war Perikles' Wunsch, aber der Wille der Götter war ein andrer; Alkibiades' Traum von Hellas' Weltherrschaft war auch groß, aber die Träume der Götter sind größer.“

„Was, glaubst du, bringt Kleons Tod Athen ein?“

„Nichts! Nach Kleon kommt Anytos. Kleon ist ewig, denn Kleon ist der Name für einen Gedanken!“

Protagoras, etwas schal und gealtert, erschien auf dem innern Hof.

„Da haben wir Protagoras!“

„Den Sophisten! Ich liebe ihn nicht,“ sagte Aspasia, „er ist eine Feile, die allen Willen zerfeilt; sein Grübeln nimmt einem alle Entschlossenheit.“

„Du sprichst wahr und verständig, Aspasia, und zu andern Zeiten hättest du auf dem Dreifuß einer Pythonissa gesessen und geweissagt. Du weißt vielleicht nicht, wie die Priesterin, was du sagst, aber ein Gott spricht durch dich.“

„Nein, Sokrates, ich spreche deine Gedanken aus, das ist alles!“

Protagoras trat vor:

„Trauer in Athen, Trauer in Hellas! Wehe!“ So grüßte er.

„Was denn, Protagoras?“

„Phidias, der Unvergeßliche, liegt tot im Gefängnis.“

„Wehe, dann hat man ihn getötet.“

„Die Stadt erzählt es.“

„Phidias ist tot!“

„Wahrscheinlich durch Gift heißt es, das braucht aber nicht wahr zu sein.“

„Alle sterben hier in Athen vorm Alter; wann kommen wir an die Reihe?“

„Wann wir an die Reihe kommen?“

„Fallen wir etwa durch die Pfeile des Pythontöters? Wir werden ja wie Finken geschossen!“

„Wir sind Apollos Kinder — sollte der Vater uns töten?“

„Saturn ist zurückgekehrt, seine Kinder zu fressen.“

Sokrates versank in seine Gedanken und blieb stehen:

„Wir haben die Götter erzürnt!“

Lucillus, der Römer, trat ein.

„Seht den Römer!“ sagte Sokrates, „den Herrn der Zukunft und der Welt. Was verkündet er?“

„Ich komme, um Protagoras zu warnen. Er soll verbannt werden.“

„Ich?“

„Du bist verbannt.“

„In welcher Eigenschaft?“

„Als Lästerer! Du hast die Götter des Staates verleugnet!“

„Wer ist der Angeber?“

„Der Sykophant, der Unsichtbare, der überall anwesend ist."

„Alles ist wahrscheinlich, nichts ist gewiß," fiel Protagoras ein.

„Doch, das ist gewiß."

„Nun, dann stürzt dieser Gewißheit gegenüber mein Gedankengebäude ein, wie alles andre stürzt!"

„Panta rhei! Alles fließt, fließt davon; nichts besteht, alles entsteht, wächst und stirbt!"

„Lebt wohl denn, Aspasia, Sokrates, Freunde, Vaterland! Lebt wohl!"

Protagoras ging, den Mantel über den Kopf gezogen.

„Wird Athen Protagoras vermissen?" fragte Aspasia.

„Er hat die Athener das Denken gelehrt, das Zweifeln; und der Zweifel ist der Weisheit Anfang."

„Aristophanes hat Protagoras ermordet, und er wird dich einmal morden, Sokrates."

„Das hat er bereits getan, meine Frau hat sich darüber gefreut, aber ich lebe."

„Da ist der junge Platon, er sieht schicksalsschwanger aus. Neue Trauerkunde vermute ich."

„Vermute? Ich schwöre! Sing das Trauerlied, Platon."

„Lieder, denn es ist Plural! — Alkibiades ist angeklagt und zurückgerufen!"

„Was hat er getan?"

„Vor seiner Abreise hat er alle Hermesstandbilder in Athen umgestürzt."

„Das ist zu viel für einen Menschen, das hat er nicht tun können."

„Die Anklage ist bestimmt: Götter des Staates!"

„Und jetzt rächen sich die Götter!"

„Hellas' Götter sind nach Rom gezogen."

„Da hast du die Wahrheit gesagt!"

„Jetzt kommt Nummer zwei: Die Athener sind auf Sizilien geschlagen, Alkibiades ist nach Sparta geflohen, und Nummer drei — Nikias ist enthauptet."

„Dann können wir uns Gräber auf dem Kerameikos kaufen!"

Neben dem Nemesistempel auf der Agora stand der Gerber Anytos und plauderte mit Thrasybulos, einem bisher unbekannten, jetzt aber aufgetauchten Patrioten.

Anytos plapperte:

„Alkibiades ist in Sparta; Sparta sucht Hilfe beim Perserkönig; uns bleibt nur übrig, dasselbe zu tun."

„Zum Feinde gehen? Das ist Verräterei."

„Es ist nichts andres zu machen."

„Es gab einmal Thermopylä und Salamis!"

„Aber jetzt gibt es Sparta, und die Spartaner stehen bei Dekeleia. Unsre Legaten sind bereits zum Perserkönig abgesegelt."

„Dann können wir Athenes Standbild vom Parthenon nehmen! Anytos! Sieh mir auf den Rücken; mein Gesicht will ich nicht zeigen, denn es schämt sich, wenn ich jetzt gehe!"

Anytos blieb allein und ging eine Weile vorm Säulengang des Tempels auf und ab. Darauf blieb er stehen und trat dann in die Halle ein.

Die Priesterin, Theano mit Namen, schien ihn erwartet zu haben.

Anytos nahm das Wort:

„Hast du den Auftrag des Rates ausgeführt?"

„Welchen Auftrag?"

„Du solltest ja den Fluch aussprechen über den Feind des Vaterlandes, Alkibiades."

„Nein, ich bin nur beauftragt, zu segnen."

„Haben denn die Rachegöttinnen aufgehört, Gerechtigkeit zu üben?"

„Sie haben sich niemals hergegeben zur Rache der Sterblichen."

„Hat Alkibiades nicht sein Land verraten?"

„Alkibiades' Land ist Hellas, nicht Athen; Sparta liegt in Hellas."

„Sind die Götter auch Sophisten geworden?"

„Die Götter sind stumm geworden."

„Dann kannst du den Tempel schließen, je eher, desto besser."

Der unverbesserliche Alkibiades war wirklich von Sizilien zum Feinde nach Sparta geflohen und saß nun mit dem König Agis zu Tisch, denn Sparta hatte das Königtum beibehalten, während Athen es früh abgeschworen.

„Mein Freund," sprach der König, „ich möchte nicht, daß du an dem öffentlichen gemeinsamen Tisch speisest, da du an Athens glänzendes Gastmahl bei Aspasia gewöhnt bist."

„Ich? O nein! Die einfachste Kost war immer meine Regel; schlafen gehen mit der Sonne und aufstehen mit der Sonne — du weißt nicht, wie streng ich gegen mich selbst bin."

„Wenn du es sagst, muß ich es glauben. Das Gerücht hat dich also verleumdet."

„Verleumdet? Ja, gewiß! Du erinnerst dich an die Hermesstandbilder; ich habe sie nicht umgestürzt, aber sie sind mein Verderben geworden."

„Ist das auch eine Lüge?"

„Es ist eine Lüge."

„Aber sag mir etwas andres: glaubst du, daß es jetzt der Wille der Götter sei, daß Sparta gegen Athen gewinnen soll?"

„Gewiß! So gewiß, wie die Tugend über das Laster siegen wird. Sparta ist die Wohnung aller Tugenden und Athen die aller Laster."

„Man sagt, alle Athener hätten sich von den Frauen zu den Männern gewandt. Ist das wahr?"

„Ja, so tief sind sie gesunken, und darum sollen sie von der Erde ausgerottet werden."

„Jetzt höre ich, daß du nicht der bist, für den ich dich hielt, und jetzt will ich dir den Befehl über das Heer geben. Ziehen wir jetzt gegen Athen?"

„Ich bin bereit!"

„Und ohne Bedenken gegen deine Vaterstadt?"

„Ich bin Hellene und nicht Athener! Sparta ist die Hauptstadt von Hellas."

„Alkibiades ist groß! Jetzt gehe ich zum Strategen, und heute abend ziehen wir."

„Geh, König, Alkibiades folgt!"

Der König ging, aber Alkibiades folgte ihm nicht sofort, denn hinter der Gardine zum Gynäkeion stand die Königin und wartete. Als das Feld frei war, stürzte sie herein.

„Heil, Alkibiades, mein König!"

„Königin, warum nennst du deinen Diener König!"

„Weil Sparta dir gehuldigt hat, weil ich dir meine Gunst geschenkt habe, weil du von einem Heldengeschlecht gezeugt bist."

„König Agis der zweite lebt."

„Nicht zu lange! Gewinn deine erste Schlacht, und Agis ist tot!"

„Jetzt beginnt das Leben zu lächeln gegen den hart geprüften, landflüchtigen Mann. Wenn du meine Kindheit mit ihren Sorgen kenntest, meine Jugend mit ihren Entsagungen! Der Wein war nicht gewachsen für mich, das Weib war nicht geschaffen für mich; Bacchos kannte mich nicht, Aphrodite war nicht meine Göttin. Die keusche Artemis und die weise Pallas führten mich über die Verirrungen der Jugend zu meinem Ziel, welches das Wissen, die Weisheit und die Ehre war! Timia, Königin, als ich zum erstenmal dein Bett teilte . . ."

„Still!"

„Da ging es mir auf, daß die Schönheit mehr ist als die Weisheit."

„Still, man lauscht!"

„Wer lauscht?"

„Ich, Lysander, der Stratege!" antwortete eine scharfe Stimme, und mitten im Zimmer stand er:

„Jetzt kenne ich dich, Alkibiades, und ich habe deinen Kopf unter meinem einen Arm, aber ich habe Spartas Ehre unter meinem andern. Flieh, ehe ich dich ersticke."

„Du hast falsch gehört, Lysander!"

„Flieh, erweis uns die Gnade zu fliehen! Es stehen fünfzig Hopliten draußen und warten auf deinen Kopf."

„Wie viele, sagst du? Fünfzig? — Dann fliehe ich, denn mehr als dreißig zwinge ich nicht. — Meine Königin, leb wohl. Ich habe von Sparta Besseres gedacht. Dies wäre in Athen nie geschehen. Jetzt gehe ich zum Perserkönig; dort versteht man besser, was sich paßt, und dort brauche ich nicht schwarze Suppe zu essen!"

Und Alkibiades sitzt beim persischen Statthalter Tissaphernes. Und Alkibiades, der Redegewandte, spricht:

„Ja, mein Lehrer Protagoras lehrte mich einst, alles wird aus seinem Gegensatz geboren; darum, siehst du, kann mein Herz alle Gegensätze umfassen.

Sparta und Athen sind mir gleich lieb, das heißt, gleich verhaßt, des einen Staatsgötter und des andern Tugenden."

„Du hast ein großes Herz, Fremdling, ist darin auch für Persien Raum?"

„Für die ganze Welt!"

„Was denkst du denn von unsrer Hauptstadt?"

„Ich liebe alle Hauptstädte!"

„Aber augenblicklich sollst du unsre am meisten lieben."

„Das tue ich auch!"

„Und du mußt unsre Bundesgenossen auch lieben."

„Wer, verzeih, ist augenblicklich Bundesgenosse?"

„Heute ist es Sparta."

„Gut, dann liebe ich Sparta."

„Wenn es aber morgen Athen ist?"

„Dann liebe ich morgen Athen."

„Danke! Jetzt verstehe ich, daß Hellas fertig ist. Ist es so verfault, das alte Griechenland, dann ist es kaum eine Eroberung wert."

„Protagoras lehrte, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist; darum messe ich den Wert aller Dinge an mir selber: was Wert für mich hat, das schätze ich."

„So lernt ihr von euren Propheten! Dann haben wir bessere; kennst du Zarathustra?"

„Um euch angenehm zu sein, wünschte ich, ich hätte ihn von Kindheit an gekannt."

„Dann hättest du unterscheiden können Gut und Böse, Licht und Dunkel, Ormuzd und Ahriman. Und du hättest in der Hoffnung gelebt, daß das Licht schließlich siegen würde — und daß sich alle durchs Leiden versöhnen."

„Ich kann ja versuchen! Ist es ein großes Buch?"

„Wie heißen eure heiligen Bücher?"

„Heilige? Was ist denn das?"

„Wo holt ihr eure Religion her, die Kenntnis von den Göttern?"

„Aus Homer, glaube ich."

„Ihr glaubt nicht, daß Zeus der allerhöchste Herr der Welt ist?"

„Doch, das glaube ich gewiß."

„Aber er ist ja Meineidiger und Schlimmeres."

„Ja! Was kann man dazu tun."

Tissaphernes erhob sich:

„Höre, Gastfreund, wir können nichts zusammen unternehmen, denn wir dienen nicht den gleichen Göttern; ihr nennt uns Barbaren; gut, zuerst der Fremdling, dann aber der Wilde! Ich habe keinen Namen, der schändlich genug wäre für ein Volk, das solche Götter verehrt. — Die Athener sind aber ebenso verrottet wie du, denn sie haben dir verziehen. Draußen steht ein Gesandter von Athen und bettelt, du mögest zurückkehren. Geh nach Athen, dort ist dein Platz!"

„Nach Athen? Niemals! Ich traue ihnen nicht."

„Und sie dir nicht; das hebt sich auf! Geh nach Athen und sag deinen Landsleuten: der Perser wolle sie nicht haben! Die Weinrebe sucht die frische Ulme, den Kohlkopf aber flieht sie."

Alkibiades hatte angefangen, im Zimmer auf und ab zu gehen. Das bedeutete, daß er unschlüssig war.

„Steht der Athener wirklich draußen?" fragte er.

„Er liegt draußen auf seinen Knien, um den Verräter Alkibiades um die Gnade zu bitten, ihr Herr zu werden. Aber hör mal, du bist doch ein Mann des Volkes?"

„Ja, natürlich."

„Dann mußt du den Standpunkt ändern, denn jetzt herrschen die Vornehmen in Athen."

„Ja, ach so, ja, ja, aber ich bin ja vornehm, der Vornehmste in der Stadt."

„Kreisel; such eine Peitsche!"

Alkibiades war stehen geblieben:

„Ich glaube, ich muß doch mit dem Athener sprechen!"

„Tu das! Sprich athenisch mit ihm! Persisch versteht er nicht."

Alkibiades kehrte nach Athen zurück; das Todesurteil wurde aufgehoben, und als Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hatte, konnte er im Triumphzug vom Piräus in die Stadt ziehen.

Die Gunst aber war unbeständig, und als er in den Verdacht geriet, nach der Königskrone zu streben, floh er wieder, dieses Mal zum persischen Satrapen Pharnabazes.

Da er nicht ohne Intrigen leben konnte, wurde er bald in eine verwickelt, entlarvt und zum Tode verurteilt.

Alkibiades saß bei seiner Freundin und plauderte in aller Ruhe und Gemächlichkeit:

„Du glaubst also, Timandra, daß Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes zieht, um den Thron von Persien einzunehmen?"

„Ich bin dessen sicher und ebenso sicher, daß er zehntausend Athener unter Xenophon bei sich hat."

„Weißt du, ob Artaxerxes gewarnt ist?"

„Ich weiß es!"

„Wer hat ihn warnen können?"

„Das hast du getan."

„Weiß Cyrus das?"

„Ja, das weiß er."

„Wer hat mich verraten?"

„Das habe ich!"

„Dann bin ich verloren."

„Ja, das bist du."

„Daß ich durch ein Weib fallen muß!"

„Hast du etwas andres erwarten können, Alkibiades?"

„Eigentlich nicht! — Kann ich nicht fliehen?"

„Du nicht, aber ich."

„Ich sehe Rauch, ist Feuer im Haus?"

„Ja, das ist es! Und Bogenschützen draußen!"

„Das Lustspiel ist aus! Wir kehren zurück zum Trauerspiel . . ."

„Und das Satyrspiel beginnt."

„Es ist heiß an den Füßen, sonst pflegt der Tod mit Kälte zu kommen."

„Alles wird von seinem Gegensatz geboren, Alkibiades."

„Gib mir einen Kuß!"

Sie küßte ihn, den schönsten Mann von Athen.

„Danke!"

„Geh ans Fenster; da wirst du sehen!"

Alkibiades trat ans Fenster:

„Jetzt sehe ich . . ."

In diesem Augenblick wurde er von einem Pfeil getroffen:

„Jetzt sehe ich dagegen nichts! Es dunkelt, und ich habe geglaubt, es werde hell werden!"

Timandra floh, als die Leiche zu brennen anfing.

Sparta hatte Athen besiegt, und Athen lag in Ruinen. Die Volksherrschaft war aus, und man hatte dreißig Tyrannen bekommen.

Sokrates und Euripides wanderten betrübt unter den Trümmern auf der Agora umher. Sokrates sprach:

„Auf den Ruinen von Athens Mauern! Wir sind Spartaner geworden; wollten keinen Tyrannen haben und bekamen dreißig."

„Ich reise nach Norden," sagte Euripides, „ich gehe nach Mazedonien, wohin ich geladen bin."

„Da tust du recht, denn die Tyrannen haben deine Tragödien verboten."

„Das ist die Wahrheit."

„Und mir haben sie verboten zu unterrichten."

„Haben sie Sokrates verboten zu sprechen? Nein! Also kann er unterrichten, denn er kann nicht sprechen, ohne zu unterrichten. Aber sie müssen den Orakeln zu sprechen verboten haben, denn die haben mit dem Weissagen aufgehört. Alles hat aufgehört. Hellas hat aufgehört! Und warum?"

„Ja, frage nur! Hat Zeus den Sohn gezeugt, der ihn stürzen sollte, wie Äschylos verkündigt?"

„Wer weiß? Das Volk hat einen neuen Gott eingeführt, der Adonai oder Adonis heißt. Er ist vom Morgenland, und sein Name bedeutet der Herr. Wer ist der neue Gott?"

„Sag das, wer kann! Er lehrt sterben wollen und auferstehen von den Toten. Aber sie haben auch eine Göttin bekommen. Hast du von der Kybele gehört, der Mutter der Götter, einer Jungfrau, die in Rom gleich Vesta von vestalischen Priestern verehrt wird?"

„Es ist so viel Neues und Unklares wie Wein in Gärung. Dort kommt Aristophanes. Leb wohl mein Freund, zum letztenmal hier im Leben."

„Warte! Aristophanes winkt! Nein, sieh, er weint! Aristophanes weint!"

Aristophanes kam heran.

„Euripides," sagte er, „geh nicht, ehe ich dich gesprochen habe."

„Kannst du sprechen?" antwortete Euripides.

„Ich weine."

„Fall nicht aus der Rolle! Soll das Tränen vorstellen?"

„Beklage einen Unglückskameraden, Euripides; die Tyrannen haben mein Theater geschlossen."

„Sokrates, soll ich meinen Henker beklagen?"

„Ich glaube, der Nemesistempel ist wieder geöffnet!" antwortete Sokrates. „Aristophanes ist noch nie naiv gewesen, jetzt ist er es. Ich beklage dich also, Aristophanes, daß du mich nicht mehr schmähen darfst. Ich verzeihe dir, aber ich will deinen Komödien nicht auf die Bühne helfen. Das ist zuviel verlangt! Jetzt folge ich Euripides nach Haus!"

Sokrates saß bei Aspasia, die gealtert war.

„Euripides ist nach Mazedonien gegangen," sagte Sokrates.

„Von seinen Frauen."

„Du bist bitter geworden."

„Ich habe die Ruinen und alles andre satt. Die Tyrannen ermorden Bürger."

„Das ist die Beschäftigung von Tyrannen."

„Bekommen wir bald Ruhe?"

„Auf dem Kerameikos in einem Zedernsarg."

„Ich will nicht sterben, ich will leben, aber ruhig!"

„Das Leben ist nicht ruhig."

„Doch, wenn man es nur gut hat."

„Das hat man nie."

„Nein, wenn man schlecht verheiratet ist wie du, Sokrates."

„Meine Frau ist allerdings die Schlimmste; hätte sie mich nicht zum Mann bekommen, wäre sie ermordet worden."

„Xantippe verrät dich mit ihrem Klatsch; und wenn sie nicht versteht, was du sagst, gibt sie entstellte Bilder deiner Gedanken und deiner Person."

„Das weiß ich, kann's aber nicht ändern."

„Warum verharrst du in der Erniedrigung?"

„Warum fliehen? Nur vor der Übermacht hat man ein Recht zu fliehen, und Xantippe ist keine Übermacht für mich."

„Dir ist bei Todesstrafe verboten, Vorlesungen zu halten; das verschuldet sie und Anytos."

„Sie mag meinen Tod verschulden, dann hat sie nur meine Befreiung verschuldet . . . Aspasia, ich höre, daß unsre Freundschaft im Abnehmen ist; du hast neue Freunde bekommen, du bist eine andre geworden; laß mich Lebwohl sagen, ehe Lysikles kommt."

„Kennst du ihn?"

„Ja, und die ganze Stadt spricht von deiner Ehe."

„Mit dem Viehhändler Lysikles?"

„Ja, das ist deine Sache; davon spreche ich nicht."

„Aber du findest, Perikles' Andenken hätte besser bewahrt werden müssen?"

„Ich hätte gern Aspasias Andenken besser bewahrt gesehen, aber da ich gesehen habe, wie Athener sich mit Blumenkränzen schmücken, um Athens Untergang zu feiern; da ich Phidias . . ."

„Wie wird denn Sokrates enden?"

„Jedenfalls nicht wie Aspasia."

„Die Götter treiben Possen mit uns! Hüte dich, Sokrates!"

Sokrates saß schließlich im Gefängnis, angeklagt, die Jugend verführt und die Götter des Staates geschmäht oder geleugnet zu haben. Unter den Anklägern wurden genannt: ein junger schlechter Dichter Melitos, der Gerber Anytos und der Redner Lykon.

Sokrates hielt seine Verteidigungsrede und erklärte, er habe immer an Gott geglaubt und an die Stimme seines Gewissens (daimonion). Er wurde zum Giftbecher verurteilt, im Gefängnis gehalten, wo er jedoch seine Frau und seine wenigen überlebenden Freunde sehen konnte.

Jetzt war die Frau da und weinte.

„Weine nicht," sagte Sokrates; „du hast keine Schuld."

„Willst du die Kinder sehen?"

„Warum sollte ich ihre kleinen Seelen mit einem unnützen Abschiednehmen zerreißen? Geh du zu den Jungen und tröste sie; zerstreu sie mit einer Ausfahrt in die Wälder."

„Sollen wir uns freuen, während du stirbst?"

„Freut euch, daß meine Leiden ein Ende nehmen; freuet euch, daß ich mit Ehre sterbe . . ."

„Hast du keinen letzten Wunsch?"

„Ich wünsche nichts, doch, Friede, Freiheit von euren törichten Tränen und Seufzern und euern störenden Klagen. Geh, Frau, und denk, daß Sokrates schlafen will, denn er ist müde und mürrisch; denk, daß er wieder erwacht und dann ausgeruht ist, verjüngt, froh und liebenswürdig."

„Ich wünschte, du hättest mich dies alles früher gelehrt; von mir hattest du nichts zu lernen."

„Doch, von dir habe ich Geduld und Beherrschung gelernt!"

„Verzeihst du mir?"

„Das kann ich nicht! Denn das habe ich bereits getan. — Sag mir jetzt ‚Leb wohl!', als ob ich verreisen wolle. Sag: ‚Auf Wiedersehen!', als wäre ich bald zurück!"

„Leb denn wohl, Sokrates, und sei nicht böse auf mich!"

„Nein, ich bin dir sehr gut!"

„Leb wohl, mein Gatte, für ewig!"

„Nicht für ewig! Du wünschest ja mich wiederzusehen. Mach eine heitere Miene und sag: Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

„So! — Und wenn wir uns wiedersehen, gehen wir zusammen mit den Kindern in die Wälder."

„Sokrates war nicht so, wie ich geglaubt habe . . ."

„Geh, ich will schlafen!"

Und sie ging, aber traf in der Tür Platon und Kriton.

„Die Stunde nähert sich, Freunde!" sagte Sokrates matt und mit brennenden Blicken.

„Bist du ruhig, Meister?"

„Die Wahrheit zu sagen, bin ich ganz ruhig; froh, das will ich nicht behaupten, aber mein Gewissen beunruhigt mich nicht."

„Wann, Sokrates, wann — soll es geschehen?"

„Du meinst, wann — es geschehen soll, das letzte? Platon, mein Bester, mein Liebster . . . es eilt . . . ich habe eben einen Schlaf genossen — ich bin über den Fluß gewesen, auf der andern Seite; ich habe in einem Augenblick die Urbilder der unvergänglichen Schönheit gesehen, von denen die Dinge nur dunkle Abbilder sind . . . Ich habe die Zukunft gesehen, die Schicksale des Menschengeschlechts; ich habe zu den Mächtigen, Hohen, Reinen gesprochen; ich lernte die weise Ordnung kennen, welche die scheinbare große Unordnung lenkt; ich bebte über das unergründliche Geheimnis des Alls, das ich ahnend begriff; und ich erfaßte die ganze Weite meiner Unkenntnis. Platon, du sollst es schreiben. Du sollst die Menschenkinder lehren, die Dinge mit maßvoller Geringschätzung anzuschauen, in Ehrfurcht zum Unsichtbaren aufzusehen, die Schönheit zu verehren, die Tugend zu pflegen und auf die Erlösung zu hoffen, während der Arbeit, in Pflichten und durch Entsagung!"

Er ging zu Bett und legte sich nieder.

Platon folgte ihm:

„Bist du krank, Meister?"

„Nein, ich bin es gewesen; jetzt aber genese ich."

„Hast du schon . . ."

„Ich habe schon den Becher geleert!"

„Der Weiseste geht von uns."

„Kein Sterblicher ist weise! Aber ich preise die Götter, die mir Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl gegeben haben."

Es wurde still im Zimmer.

„Sokrates ist tot!"

Römiſche Wanderungen.

Von

Ernſt Steinmann.

Horaz hat nicht umſonſt die ſegenſpendende Sonne als den Genius der ewigen Stadt geprieſen. Nicht nur im Hochſommer, auch mitten im Winter kann es geſchehen, daß kaum eine Wolke das Blau des römiſchen Himmels trübt, daß Tage und Wochen die Sonne allmorgentlich ihr leuchtendes Haupt über dem Kapitol emporhebt und an jedem Abend das marmorne Dioskurenpaar und den ehernen Marc-Aurel mit dem milden Glanz ihrer letzten Gluten berührt. Während im Norden die Natur im Bann eines ewig grauen Himmels und eiſiger Winde gefeſſelt liegt, vollzieht ſich hier unten faſt unmerklich der Übergang vom Herbſt zum Frühling, vom Abſterben zum Auferſtehen. Noch hängen an geſchützten Stellen auf dem Palatin und in der Villa Borgheſe leuchtende Büſche weißer und roter Roſen vom Gemäuer herab, und ſchon beginnen draußen in den Vignen um San Saba die Mandelbäume zu blühen, und in den Gärten am Pincio leuchten im Sonnenglanze Krokus und Narziſſen, und im Veſtaheiligtum auf dem Forum Romanum duften die erſten Veilchen. Die Römer nehmen dieſen vorzeitigen Frühling mit der ruhigen Gelaſſenheit hin, die ihnen eigentümlich iſt, und der Gärtner, der hinter der Konſtantin-Baſilica den hiſtoriſchen Boden mit Blumen und Gemüſen bebaut, erntet, ohne überraſcht zu ſein, ſchon im Februar die Artiſchocken, die ſonſt erſt der April gezeitigt hat.

Welch ein Glück, an ſolchen Frühlingstagen altbekannte Stätten aufzuſuchen oder auf neuen Wegen dem Unbekannten nachzugehen, im unerſchöpflichen Buche der Geſchichte dieſer Stadt nie geleſene Blätter aufzuſchlagen! Und um ſich ganz in Rom zu fühlen, ſuchen wohl die meiſten erſt die Trümmerſtätten auf. Den Begriff der ewigen Stadt erfaſſen wir vollkommener auf Palatin und Forum als im marmorglänzenden St. Peter; denn nichts Beſtehendes und Gegenwärtiges reicht an die verſunkene Größe der weltbeherrſchenden Roma heran.

Auf dem Palatin bereitet sich eben eine bedeutsame Veränderung vor. Als die italienische Regierung nach dem Fall Napoleons die Farnesinischen Gärten, das Kloster S. Bonaventura und die Villa Mills erwarb, wurde es den Nonnen, die sich in geräumigem Kloster neben der Villa angesiedelt hatten, gestattet, so lange auf dem Palatin zu bleiben, bis ihre Zahl auf vier reduziert worden wäre. Dieser Moment ist vor einigen Monaten eingetreten; die Nonnen haben Kloster und Villa bereits verlassen, und im Juli dieses Jahres wird die Regierung voraussichtlich das ganze seit dreihundert Jahren nicht durchforschte Gebiet der Villa der Verwaltung des Palatin und ihrem bewährten Direktor, Professor Gatti, übergeben. Ich verdanke seiner Güte das Zauberwort, welches mir endlich die Türe der Villa öffnete, die seit Jahrzehnten kein Fremder mehr betreten hat, und die ich selbst seit zwölf Jahren mit spähenden Blicken und sehnsüchtigen Wünschen umkreist hatte, ohne jemals einen Weg in das verschlossene Paradies gefunden zu haben. Nun tat sich endlich vom Peristyl der Domus Augustana aus das schwere eiserne Gitter auf und Olivieri, der weißbärtige Kustode, ließ mich mit der finsteren Miene eines Schatzhüters in den geweihten Bezirk. Aber das erlösende Sesam, welches mir dies Tor geöffnet hatte, gab mir auch zugleich die Vollmacht, allein und ungehindert Garten, Villa und Kloster zu durchstreifen. Ein Bild des Verfalls von unsäglichem Zauber erschloß sich meinen Blicken. Vor mir ein weiter grüner Plan von Rosen- und Lorbeerhecken durchschnitten, mit einzelnen hochragenden breitästigen Pinien besetzt, ringsum von hohem, teilweise antikem Gemäuer eingefaßt. Zur Rechten Villa und Kloster von Zedern und Pinien beschattet; die Villa ein phantastischer Bau um 1825 in gotisierendem Tudorstil restauriert und seit Jahrzehnten gänzlich dem Verfall preisgegeben; das Kloster, niemals vollendet, von ziellos emporstarrenden, efeuumsponnenen Mauern wie von einem Bollwerk beschützt. Die Villa mit Zacken und Türmen, ausgebrochenen Fenstern und zertrümmerten Säulen, rotglühend im Licht der scheidenden Sonne, das Kloster kalt und starr daneben mit geschlossenen Läden und vergitterten Fenstern. Ich scheute mich, so ohne weiteres in dieses Reich der Vergangenheit einzudringen, und so lenkte ich unwillkürlich die Schritte nach der andern Seite, dem Hauptportal des Gartens zu, das eine düstere Gruppe von Zypressen und Lorbeergebüsch bedeckte. Hier ist über dem Tor eine Inschrift zu lesen, welche besagt, daß der gütige Benedikt XIV. um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einmal diesen Garten besuchte und von den Besitzern festlich empfangen wurde. Rings auf dem Boden lagen wenige antike Fragmente zerstreut, vor allem die Volute eines jonischen Kapitäls von ungeheuren Dimensionen. Ich wanderte weiter an der Mauer entlang, die steil zum Stadion herabfällt. Von den Zitronenbäumen hatten die Nonnen wohl noch, ehe sie ausgezogen, die gelben Früchte abgestreift, aber um ein mächtiges Bassin, mit klarem blauen Wasser bis an den Rand gefüllt, blühten die gelben Narzissen, die blauen Krokus und ein Wald von Veilchen.

Eben riefen den Kustoden einige Arbeiter, die in einem Winkel des Gartens mit Graben und Schneiden beschäftigt waren. So war ich völlig

unbeobachtet, als ich, durch dichtes Lorbeergestrüpp hindurchdringend, mich endlich der Villa näherte. Über einem der gotischen Portale stand mit großen Lettern geschrieben: „Confessionale delle Monache della purificazione.“ Ich fand die Tür nur angelehnt und schlüpfte hinein, entschlossen, in das Herz dieses Geheimnisses einzudringen, die ungestillte Erwartung langer Jahre endlich zu befriedigen. Totenstille empfing mich in den dämmernden Räumen, die sich im Erdgeschoß rings um eine flach gewölbte Halle gruppieren. In einer zierlichen Loggia prangten noch anmutige Grotesken im Stil der Zuccari, aber sonst rings umher Verwüstung und Verfall. Die Treppen, die Wände, die Fußböden waren jeglichen Schmuckes beraubt, ja selbst die Türrahmen und alle Marmorstufen waren ausgebrochen. Ich eilte das holperige Treppengemäuer hinauf, vorbei an einer verwüsteten Veranda und zertrümmerten Säulen, immer höher hinauf, bis ich unter dem Dach der Villa in einem großen dämmernden Raume stand, dessen Läden geschlossen, der sein Licht nur durch die Schäden des Einsturz drohenden Daches empfing. Der tiefgesenkte moos- und grasbewachsene Boden schien kaum noch die Last eines Menschen tragen zu können. Eine Schar von Vögeln fuhr erschreckt empor, als ich die morschen Fensterläden aufstieß, begierig, einen Blick in den hinteren Garten der Villa zu tun, zu dem ich unten vergeblich einen Zugang gesucht hatte. Schlinggewächse jeder Art hingen an der Dachröhre tief über das Fenster herab, aber sie hinderten nicht, den Blick in die Tiefe auf den hoch zwischen steilen Mauern sich türmenden Garten, unter dem ein Teil der sogenannten Domus Augustana noch bis heute begraben liegt. Das Wasser plätscherte dort unten in einer Wildnis von Gestrüpp und Bäumen leise in drei riesige Bassins, die gelben Mimosen schaukelten ihre schlanken Zweige in der klaren Luft, und glühende überreife Orangen leuchteten aus dunklem Grün hervor. All der Zauber, den die Phantasie der Dichter um verwunschene Schlösser und verlassene Paradiesgärten gewebt hat, hier schien er Wirklichkeit geworden zu sein. Denn um diesen verlassenen Garten, den die Zypressen in der Abendglut wie düster leuchtende Fackeln umkränzen, breitet sich nach allen Seiten hin die größte historische Landschaft, die Campagna di Roma, aus. Tief unten zur Linken fallen die Mauern schroff ins Stadium hinab, darüber türmen sich die Mauern des Septizonium Severi, und gleich dahinter ragen die düsteren Steinmassen der Caracalla-Thermen empor. Und weit über die Tore Roms hinaus, in einem blauen Meer gesättigten Sonnenglanzes entdeckt das Auge das spitze Haupt der dunklen Cestius-Pyramide und den weißschimmernden Turm der Caecilia-Metella. Und immer weiter schweift der Blick, an den verfallenen Bogen der Aqua Claudia dahingleitend, hinauf zu den sanft ansteigenden Albanerbergen, bis er endlich auf dem trotzigen Sabinergebirge ruht, auf dessen höchsten Gipfeln sich der letzte Winterschnee scharf vom blauen Himmel abhebt.

Wie lange noch wird man auf dieser Warte eine Vision der Vergänglichkeit schauen können, die Shakespeare einmal im Geist geschaut und im „Tempest“ dem Vater der Miranda in den Mund gelegt hat? Wie lange werden noch die Rosen mit leuchtendem Glanz das graue Gemäuer umspinnen,

wie lange wird noch in diesen Brunnen lebendiges Wasser fließen, wie lange werden noch die Vögel in diesen Bäumen sichere Schlupfwinkel finden? Bald wird das weihevolle Schweigen, das Jahrzehntelang auf dieser Stätte geruht, für immer gebrochen sein; Gelehrte und Ungelehrte werden, von Neugierde und Wissensdrang beseelt, in Scharen durch die nicht mehr gehüteten Tore hineinströmen. In wenigen Jahren werden vielleicht schon Kloster und Villa vom Erdboden verschwunden sein, und man wird die Erde begierig in ihren Tiefen durchwühlen. Denn wenn man auch nicht hoffen kann, die vielgesuchten Spuren des Apollo-Tempels in diesen Gärten zu entdecken, es wird doch sicherlich gelingen, den Grundriß des Flavierpalastes vollständig klarzulegen. Und wer kann sagen, welche ungehobenen Schätze marmorner Cäsaren-Herrlichkeit sich hier noch im Schoß der Erde bergen, die von den Räubern antiker Überreste weniger aufgewühlt worden ist als irgendein andrer Bezirk auf dem Palatin?

Einstweilen allerdings scheinen für eine umfassende Ausgrabung der Villa Mills noch die Mittel in Italien zu fehlen. Wurden doch schon seit zwei Jahren die Ausgrabungen der Ara pacis unter dem Palazzo Fiano unterbrochen, ohne daß es gelungen wäre, das herrlichste aller dort entdeckten Fragmente aus dem Grundwasser ans Licht zu ziehen. So wendet sich das allgemeine Interesse nach wie vor ungeteilt den Ausgrabungen Bonis auf dem Forum zu, die sich noch immer nach allen Richtungen in die Breite und Tiefe ausdehnen. Vor kurzem erst wurde zwischen dem Lacus Curtius und dem Equus Domitiani ein glänzender Marmorfußboden entdeckt, in dem Boni die Spuren des von Trajan errichteten Tribunals zu erkennen glaubt. Ja, die bloßgelegten Fundamente, meint er, berechtigen sogar zu der Annahme, daß auch die berühmten Forumsschranken, die „Anaglypha Trajana", zu diesem Denkmal gehörten. Wenn Bonis viel umstrittene Entdeckung sich bestätigen sollte, dann hätten wir auf dem Forum Romanum eine der historisch merkwürdigsten Stätten wiedergefunden. Denn Trajan, der einen Kriegszug unterbrach, um einer Witwe Recht zu sprechen, wurde im ganzen Mittelalter und noch bis tief in die Renaissance hinein als Typus eines gerechten Richters verehrt und als solcher häufig in den Gerichtssälen dargestellt. Bonis epochemachende Ausgrabungen haben zahllose Kontroversen hervorgerufen und dem Studium der Römischen Topographie ein Material geliefert, das vielleicht erst in Jahrzehnten ganz verarbeitet werden kann. Wie er hat es wohl noch niemand verstanden, dem Erdboden seine Geheimnisse zu entreißen, und er hat für die Methode der Ausgrabung Gesetze aufgestellt, die ihm in der Geschichte der Römischen Ausgrabungen einen Ehrenplatz sichern. Das ehrwürdige Kloster von San Francesca Romana wird als Museo Forense in seinen weiten Räumen alle die Reliquien des Forums aufnehmen. Die Arbeiten dort sind gut vorangegangen, und in absehbarer Zeit wird dieses seltsame Museum, welches einen Klosterhof und die Apsis des Templum Veneris et Romae umfaßt, dem Publikum erschlossen werden. Ja, wenn sich die Pläne Bonis verwirklichen, der seine eigene Bibliothek dem Museo Forense gestiftet hat, dann werden sich bald in diesem ehrwürdigen Kloster den Gelehrten

große Bibliotheksräume öffnen, welche alles enthalten sollen, was sich auf die wechselvolle Geschichte des Forum Romanum bezieht.

Was Giacomo Bonis vielgerühmter Name für das Forum Romanum bedeutet, das ist in den letzten Jahren der Name Mariano Borgattis für die Engelsburg geworden. Beide Männer haben die ihnen anvertrauten Monumente in ein neues Stadium ihrer Geschichte geführt; beide liefern einen glänzenden Beweis dafür, daß eine einzige Persönlichkeit über Menschen und Verhältnisse oft mehr vermag als alle Kommissionen und Institute. Zwar bietet das Museo dell' ingegneria militare Italiano, das jüngst vom König eröffnet wurde, nur für Fachleute Interesse; aber was sonst in den letzten fünf Jahren in der Engelsburg geschehen ist, verdient allseitige Anerkennung. Es ist erstaunlich, wie schnell und geschickt Borgatti ein Chaos von Fragmenten der Kunst aus allen Perioden moderner Geschichte, ein Zwischending von Kaserne und Nationaldenkmal, in ein wohlgeordnetes Museum umgewandelt hat, das dem Besucher die Geschichte Roms seit der Errichtung der Moles Hadriana im Jahre 135 bis auf unsre Zeit veranschaulicht. Man kann sich kaum vorstellen, welch eine Fülle von historisch und künstlerisch merkwürdigen Dingen heute in den vier Stockwerken der Engelsburg wohlgeordnet und organisch gegliedert dem Besucher sich darbieten. Außer einem großen Museum der Kriegsbaukunst, welches sich durch drei Stockwerke hinzieht, hat Borgatti im Erdgeschoß des Appartamento Papale zwischen dem Cortile delle Palle und dem Cortile dell' olio ein historisches Museum der Engelsburg angelegt. Daneben wird sowohl hier wie im oberen Stockwerk die glänzende Reihe der Papstgemächer wieder hergestellt, welche Clemens VII. und vor allem Paul III. bewohnt haben. Bekanntlich war es Alexander VI., der durch Guiliano da Sangallo die Engelsburg zuerst als uneinnehmbare Festung wiederherstellen ließ. Dann begannen die Päpste Julius II., Leo X. und Clemens VII. im Kern des Denkmals die Anlage eines Päpstlichen Palastes. Wir verdanken Borgatti auch die Wiederherstellung der zierlichen Loggia Julius II. hoch über der Engelsbrücke, aus der man direkt in die große Sala Paolina gelangt, die Paul III. von den Schülern Raffaels mit einem glänzenden Freskenzyklus ausmalen ließ. Überhaupt ist er der Farnese-Papst gewesen, welcher den Prunkräumen in der Engelsburg den Charakter aufgeprägt hat. In einigen, heute zum Teil noch unzugänglichen Gemächern fand man unter dem Kalk alle Wände mit Grotesken bemalt, und darüber entdeckte man an den gewölbten Decken die seltsamen Embleme und Impresen, welche Annibale Caro für die neue Papstdynastie entworfen hatte.

Die Fremden klagen nicht mit Unrecht darüber, daß ihnen der Eingang in die Engelsburg nur truppweise unter besonderer Führung gestattet ist. Wie sich die meisten allerdings in diesem Labyrinth ohne Führer zurechtfinden würden, ist schwer zu sagen, und nicht minder schwierig wird das Problem zu lösen sein, die Kustoden in einem Museum zu verteilen, welches sich in einer endlosen Reihe von Sälen und Gemächern durch vier Stockwerke dahinzieht. Und doch wird man sich auf die Dauer der Forderung nicht entziehen können, die Besuchsordnung des Castells Sant' Angelo zu verändern. Wie

ein gutes Buch in Ruhe gelesen werden will, so verlangt auch das Studium eines Monumentes die Sammlung, die der Mensch nur in sich selbst oder mit wenigen gleichgestimmten Seelen findet. Dazu bietet die Terrasse der Engelsburg unter den ausgebreiteten Schwingen des Bronze-Engels eine herrliche Aussicht, welche niemand in der Begleitung eines Kustoden oder mit lärmenden Forestieri genießen möchte. Ja, vielleicht erhält man nirgends sonst in Rom einen gleichbeherrschenden Blick auf den Petersplatz und die ihn bekrönende Kuppel, und nirgends kann man so deutlich wie hier den historischen Mauergang verfolgen, der einst die Päpste aus der Engelsburg in den Vatikan zurückführte. So meint man hier oben in einem monumentalen Gleichnis das Verhältnis von Staat und Kirche im modernen Italien erfassen zu können. Trotzig wie zwei Festungen schauen sich die beiden gewaltigen Denkmäler ins Auge, und der Verbindungsgang, der einst Vatikan und Engelsburg verband, scheint für immer abgebrochen zu sein.

Aber wie kühl sich auch noch heute trotz des persönlichen Patriotismus seiner Heiligkeit Vatikan und Quirinal gegenüberstehen, in der Pflege und Erhaltung ihrer ungeheuren „Patrimonio artistico" verfolgen sie dieselben Ziele. Gerade neuerdings hat es sich mehrfach gezeigt, daß auch ein so durchaus geistlichen Interessen zugewandter Papst wie Pius X. den Künsten und Wissenschaften ein freundlicher Beschützer sein will. Zurzeit ist es die Einrichtung einer neuen Pinakothek, für die man im vatikanischen Palast die Pläne entwirft. Jedermann weiß, wie wenig vorteilhaft und wie gedrängt die Bilderschätze des Vatikans hoch oben im vierten Stock über dem Damasushof aufgehängt sind. Wenige aber haben vielleicht die Feuersgefahr realisiert, der die Gemälde hier oben ausgesetzt sind. Pius X. stiftete bereits die Madonna della Rota der Antoniazzo Romano und den großen heiligen Georg des Paris Bordone aus den päpstlichen Vorzimmern in die Gemäldegalerie, und es soll ihm besonders am Herzen liegen, die ganze Sammlung mit den Gemälden im Lateran und in der Bibliothek zu vereinigen und in dem von Pius IV. erbauten Arm des Belvederehofes unterzubringen.

Es wird von den Lichtverhältnissen in diesen Räumen abhängen, wie bald die Übersiedlung stattfinden kann — schneller jedenfalls wird sich ein andrer Plan verwirklichen, den eine jüngste, besonders glückliche Entdeckung gezeitigt hat. Hoch oben im dritten Stock des alten Palastes, neben dem Staatssekretariat, in einem der luftigsten und exponiertesten Winkel des Vatikans wohnte bis vor kurzem Don Giulio Massarenti, der uralte, nicht immer glückliche Sammler von Kunstschätzen aller Art. Nach seinem Tode wurde die Wohnung nicht wieder vergeben, denn Papst Pius X. verfolgt das Prinzip, die Zahl der Inquilinen im vatikanischen Palast nach Kräften zu beschränken. Wohl aber wurde eine sehr notwendig gewordene Restauration des kleinen Appartamento sofort in Angriff genommen, und man machte, ehe man es sich versah, eine überraschende Entdeckung. Zunächst stellte sich heraus, daß drei durch spätere Mauern getrennte durcheinandergehende Räume ursprünglich eine einzige offene, etwa 16 m lange und mehr als 3 m breite Halle gebildet hatten, die in der Anlage an die allerdings viel geräumigere

Loggia der Farnesina erinnert. Vier durch zierliche Nischen gegliederte Pilaster trugen die offnen Bögen. Eine Galerie von schlanken Balaustern aus dem leider sehr vergänglichen Peperin lief zwischen den Bögen entlang, und ihre Spur ist draußen am Gemäuer der Loggia noch deutlich zu erkennen. Dann fand sich bei weiteren Forschungen etwa ½ m unter dem modernen Fußboden einer jener herrlichen Beläge von Majolikafließen, wie er einst die Loggien Raffaels zierte, und wie er vor wenigen Jahren im Appartamento Borgia nach alten Mustern wiederhergestellt worden ist. Nur die fast unzugängliche Villa Pia in den vatikanischen Gärten besitzt einen ähnlichen Schatz künstlerisch ausgeführter Mattonelli, aber aus viel späterer Zeit, und einige Fragmente des künstlichen Fußbodenbelags haben sich auch noch in S. Maria del Popolo und in San Silvestro al Quirinale in der Kapelle des berühmten Buffone Leos X., Fra Mariano, erhalten. Denn nichts war naturgemäß der Abnutzung mehr preisgegeben als der farbenprächtige, aber im Vergleich zu dem fast unzerstörbaren Opus Alexandrinum wenig widerstandsfähige Fußbodenbelag der Renaissance. In der wiederentdeckten Loggetta des Vatikans aber hat eine relativ frühe Erhöhung des Fußbodens den Schatz gerettet, da man den älteren Fußbodenbelag einfach unter dem späteren liegen ließ. Die Fließen sind im Stil der Hispano-Maurischen Azulejos, aber ohne Goldlüster und ohne plastische Vertiefung ausgeführt. Ja, die alten, so überaus kunstvoll eingelegten Motive des Alhambra-Fußbodens sind größtenteils einfach kopiert worden. Leider aber gingen diese Fließen sehr schnell zugrunde, denn schon vor Jahrhunderten mußten sie an vielbenutzten Stellen durch andre Mattonelli ersetzt werden. Man hat damals alte Fußbodenfragmente, wie sie in den Loggien, den Stanzen und dem Appartamento Borgia noch überall zu finden waren, aufgelesen und zur Ergänzung schadhafter Platten benutzt. So hat uns der Zufall in dieser Loggetta eine einzigartige Sammlung der so selten gewordenen, vielgesuchten Majolikafließen der Früh- und Hochrenaissance erhalten.

Daß auch die bauliche Anlage der Blütezeit der Renaissance entstammt, beweisen schon ihre edlen architektonischen Verhältnisse. Die anmutige Pracht zum Teil noch wohlerhaltener Grotesken, welche überall unter der Tünche an den Wänden und der Decke aufgefunden wurden, gibt aber die Möglichkeit, den Zeitpunkt der Anlage und Ausschmückung der Logetta noch genauer zu bestimmen. Leider wurde allerdings ein Drittel des Tonnengewölbes niemals übertüncht, sondern die blaß gewordenen Grotesken wurden in stilloser Weise übermalt. Aber alle Malereien, die soeben ziemlich frisch und unverdorben aus der Tünche hervorkommen, tragen so deutlich die Inspiration des großen Urbinaten, daß man sie ohne weiteres seinem größten Schüler in der dekorativen Malerei, dem Giovanni da Udine, zuschreiben kann, der schon im Jahre 1509 als Jüngling von 22 Jahren im vatikanischen Palast beschäftigt war. Keine Feder vermag den Reichtum der Phantasie zu beschreiben, der sich hier in der Fülle der Motive, in der Sicherheit der Farbengebung und in der wunderbaren Fähigkeit offenbart, antike Motive in völlig neue Zusammenhänge zu bringen und in nie gesehene Gebilde umzugestalten. Götter-

bilder und Heroen erscheinen unter luftig aufgebauten Tempeln, Liebesgötter tummeln sich auf der Erde und in den Lüften, Blumengewinde und zierliche Mäander teilen die Felder ein, und alle Tiere der Erde, alle Vögel in den Lüften scheinen in diesem zauberhaften Spiel der Phantasie ihren Platz gefunden zu haben. Es kann kein Zweifel sein, diese Kunst steht nicht minder im Banne Raffaels als Bibbienas vielgerühmtes, wenig zugängliches Badezimmer, das gar nicht weit auf demselben Stockwerk im Appartamento des Monsignore della Chiesa liegt. Ja, was dort eigentlich halb zerstört und ganz in Dunkelheit verborgen ist, scheint hier der Forschung an zugänglicherer Stätte in helleren Farben und hellerem Licht wiedergeschenkt worden zu sein.

So frei und ungehindert sich die Fremden im allgemeinen im ersten und zweiten Stock des alten Palastes Nikolaus V. bewegen können, so schwer ist es von jeher gewesen, in das dritte Stockwerk einzudringen, welches seit lange von hohen Würdenträgern bewohnt wird und außerdem die päpstliche Kanzlei umschließt. Und doch weiß schon Vasari von den Wundern der Malerei zu erzählen, die man einst in diesen Räumen sah. Hier oben ließ Papst Julius II. eine Wandelhalle bauen und von Baldassare Peruzzi in Chiaroscuro mit der Darstellung der zwölf Monate ausschmücken. Er legte hier auch ein Vogelhaus an in luftiger Höhe direkt unter dem Dach. Cardinal Bibbiena ließ hier nach Raffaels Entwürfen sein Badezimmer ausmalen. Allerdings ist dies obere Stockwerk, eben weil es dauernd benutzt wurde, schon sehr früh einer vollständigen Umwandlung anheimgefallen. Als der kenntnisreiche Sienese Agostino Taja vor mehr als zweihundert Jahren seine Beschreibung des vatikanischen Palastes niederschrieb, las er in der Wandelhalle des Roverepapstes nur noch eine Inschrift, welche besagte, daß Julius II. den luftigen Korridor gebaut, um hier oben fern von den Mühen und Sorgen der Staatsgeschäfte Ruhe und Erholung zu finden. Alle Gemälde waren schon damals zerstört, und heute wird man auch die Inschrift in dem langen, völlig ausgebauten Korridor, der alle Räume des Staatssekretariats verbindet, vergebens suchen. Nur „die ausgezeichneten Grotesken von erlesenem Stil," die Taja damals noch unweit der zerstörten Wandelhalle, wenn auch schon in drei getrennten Gemächern sah, sind eben wieder ans Tageslicht gekommen, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die Loggetta Julius II. und zwei bis jetzt noch unerforschte Gemächer daneben mit der von Vasari gepriesenen „Uccelliera" identifiziert. Bis zur völligen Wiederherstellung dieser Räume werden noch Monate vergehen, und auch dann werden sie dem Publikum nur mit Beschränkung zugänglich gemacht werden können. Denn Pius X., der die Loggetta mit ihren Arkadenbogen und der Balaustergalerie ganz nach dem alten Plan wiederherstellen läßt, hat beschlossen, hier oben das Archiv der Sänger der Sixtinischen Kapelle unterzubringen, das zurzeit provisorisch in der vatikanischen Bibliothek Aufnahme gefunden hat.

Welche Schätze unentdeckter Freskomalereien noch überall in Rom verborgen sind, haben erst vor kurzem die Funde in S. Maria Maggiore und im Pantheon gezeigt, wo sich über einem der Altäre eine wohlerhaltene Verkündigung fand, die man nicht mit Unrecht dem großen Melozzo da Forli

zuschreiben konnte. Die Aufdeckung der Loggia Julius II. im Vatikan ist aber nicht nur für die Entwicklungsgeschichte der Groteske in der Freskomalerei ein hochbedeutsames Ereignis; sie bietet auch für die so verwickelte Topographie des Palastes Nikolaus V. neue, wichtige Anhaltspunkte dar. Möchte der glückliche Fund ein gutes Omen sein für alle Förderung, die der neue Papst so hochsinnig den Künsten und Wissenschaften versprochen hat. Man spürt ja heute überall im Vatikan den persönlichen Einfluß Sr. Heiligkeit, ein Einfluß, der um so wohltuender wirkt, als Leo XIII. sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr durch eine lebendige Mauer von der Außenwelt getrennt sah. Es ist in der Tat erstaunlich, wie schnell und sicher sich der Nachfolger Gioacchino Peccis in seiner schwierigen Rolle zurechtfand. Von Leo XIII. wird erzählt, er habe noch am Tage seiner Wahl das Dekret unterzeichnet, das seine Familie in den Grafenstand erhob. So wurden die Pecci, kaum, daß ihr Name ein historisches Gepräge erhalten, urbi et orbi als Mitglieder des hohen römischen Adels vorgestellt. Giuseppe Sarto aber scheint nicht die Absicht zu haben, der Mit- und Nachwelt, was seine Herkunft anlangt, irgendwelche Rätsel aufzugeben. Vor kurzem erschien einer seiner nächsten Verwandten in Rom. Der Papst war hocherfreut und pries einem Vertreter des römischen Adels gegenüber ganz harmlos die Providenz besonders billiger Billetts für die jüngsten Pferderennen in Rom: „Mein Schwager ist ein armer Teufel vom Lande, und er hätte ohne diesen Rabatt die Kosten der weiten Reise nach Rom nicht erschwingen können."

Der tiefgehende Unterschied zwischen Pius X. und seinem Vorgänger in der Auffassung ihrer erhabenen Stellung muß sich in den mannigfachsten Äußerlichkeiten jedem offenbaren, der einmal Gelegenheit gehabt, von diesen Päpsten in Privataudienz empfangen zu werden. Unter Leo XIII. herrschte schon in den Vorzimmern eine feierliche Stimmung, und man schritt nicht ohne Beklommenheit durch die endlose Reihe der Gemächer und die Scharen der Schweizer, der Palafrenieri, der Gendarmen, der guardia nobile, der Prälaten und Kammerherren hindurch, die sie in dichten Scharen füllten. Unter Pius X. fand ich die hohen Räume halbgeleert, die straffe Haltung hatte vielleicht gar einem liebenswürdigen Sichgehenlassen Platz gemacht. Nur die Ausstattung der Räume hatte sich kaum verändert. In dem letzten, mit rotem Seidendamast ausgeschlagenen Eksalon hingen noch dieselben weißseidenen Vorhänge vor den Fenstern, die den wunderbarsten Blick auf ganz Rom erschließen. Auf dem Marmorkamin standen noch die kostbaren Empire-Leuchter und in der Ecke eine monumentale Bronzeuhr. Leo XIII. ließ oft in öffentlichen und Privataudienzen lange auf sich warten — jetzt wurden wir schon nach zehn Minuten eingeführt. Wir durchschritten schnell die Räume, in denen einst der greise Pecci empfangen hatte, und gelangten durch das Thronzimmer in die geräumige Bibliothek, in der Pius seine Audienzen erteilt. Der Papst in einfacher weißer Soutane, auf der nicht einmal das Bischofskreuz glänzte, trat uns freundlich lächelnd entgegen, reichte jedem die Hand und lud uns ein, neben ihm an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Ich war durch diese Zwanglosigkeit des Empfanges nicht wenig betroffen, und wieder

trat mir das Bild seines neunzigjährigen Vorgängers vor die Seele, der nebenan, unter einem Thronhimmel sitzend, in feierlichem Zeremoniell und mit der Würde eines geborenen Souveräns seine Gäste zu begrüßen pflegte, und die Geister aller, die ihm nahetraten, mit dem durchdringenden Adlerblick seines Auges unterjochte. Wie ich diesen schlichten Mann betrachtete, der eben die treuherzigen, blauen Augen erhoben hatte und einer Ansprache lauschte, wurde mir auf einmal das Geheimnis seines Wesens offenbar, und ich verstand den Zauber, den seine Erscheinung auf die Römer ausübt, wenn er sie an sonnigen Frühlingstagen im Damasushof um sich sammelt, um ihnen wie ein Apostel das Evangelium auszulegen. Und nun begann er selbst zu reden in der einzigen Sprache, die er beherrscht, in jenem weichen venezianischen Dialekt, der selbst die melodischen Accente der italienischen Sprache noch zu mildern scheint. Er schien sich noch als Haupt einer einzigen, großen, ungeteilten Gemeinde Christi auf Erden zu fühlen, als er uns väterlich willkommen hieß und den Vatikan ein Haus mit offnen Türen für die ganze Menschheit nannte. „Fast alle christlichen Nationen," fügte er nicht ohne Stolz hinzu, „sind zurzeit in den Räumen der Bibliothek und des Archivs vertreten, und wir nehmen jeden auf und lassen ihn in alles Einsicht nehmen, was wir besitzen." Dann lud er uns ein, ihm an einer langen Tafel in der Mitte der Bibliothek die Tafeln des Sixtina-Werkes zu zeigen, und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben erschloß ihm die Kunst ihre herrlichsten Wunder in den Meisterwerken Michelangelos. Er ließ sich Blatt für Blatt erklären, und er hatte Worte des Dankes und der Anerkennung für jeden, jetzt ganz Souverän wie sein Vorgänger, der es wie wenige verstand, das rechte Wort zur rechten Zeit zu finden. Besonders warm lautete die Botschaft an den deutschen Kaiser, und man erhielt den Eindruck, daß es diesem schlichten Manne nicht schwer fiel, der mächtigen Persönlichkeit Wilhelms II. gerecht zu werden. Wenden doch beide Herrscher die Summe ihres ganzen Lebens, ihrer ganzen Kraft im Dienst ihrer erhabenen Stellung auf!

Man kann Pius X. gegenüber nicht befangen sein, und wie er sich selbst so einfach menschlich gibt, so bleibt man auch selber, was man ist und knüpft — möchte ich sagen — in Augenblicken ein gegenseitig inneres Verstehen an, wie es sonst oft ein jahrelanger Umgang kaum gewährt. Man fühlt, für diesen Mann ist aller äußere Glanz nur eine leere Formel, welche ihm die Tradition aufgezwungen hat, und selbst das Bewußtsein, eine geistige Kraft darzustellen, welche immer noch auf das Geschick der Völker über alle Beschränkung durch Sprache und Nationalität hinaus einen bestimmenden Einfluß ausübt, scheint über ihn keine Gewalt gewonnen zu haben. Ja, wer ihm tiefer ins Auge schaut, der entdeckt unter der lächelnden Miene einen Zug von Melancholie, von der hoffnungslosen Trauer eines Gefangenen, der seine Freiheit für immer verloren hat. Denn wie sehr man auch die Kraft und Energie dieses Papstes rühmen mag, der nur Männer der Arbeit in seiner Umgebung sehen will, wie anmutig auch die harmlosen Erzählungen seiner geliebten Venezianer die natürliche Heiterkeit ihres unvergessenen Patriarchen charakterisieren, man fühlt doch, daß er alle seine Neigungen und Affekte zum Opfer brachte, ehe

er dies ſtille Lächeln fand, das ſein Inneres verbirgt. „Ignis ardens!“ Dieſe uralte Papſtprophezeiung hat ſich in der Tat an Giuſeppe Sarto erfüllt, in deſſen Seele ein reines Feuer warmer Menſchenliebe glüht. Aber die Weisſagung „religio depopulata“, die der griechiſche Mönch auf den Nachfolger Pius X. geprägt hat, ſcheint ſchon auf ſeine Regierung ihre Schatten vorauszuwerfen.

Beim Abſchied reichte mir der Papſt als letztem die Hand, und als ich ſie berührte, konnte ich nicht umhin, ihm mit bewegter Stimme für die unvergeßlichen Eindrücke dieſer Stunde zu danken. Er verſtand ſofort den tieferen Sinn dieſer Abſchiedsworte, und als ich mich verbeugte, tönte über mir ſeine gütige Stimme: „Ci rivedremo, ci rivedremo!“

Wir ſchritten die lange Reihe der Vorſäle zurück durch das kalte Treppenhaus Sixtus V. und den ſonnenbeſchienenen Damaſushof und ſtiegen endlich die Treppe zur erſten Loggia empor, wo uns im Appartamento Borgia Se. Eminenz der Staatsſekretär zur Audienz erwartete.

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Vom

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

II. Die Eidesleistung des Präsidenten.

Am Mittag des 3. März 1905 war der Pennsylvanische Bahnhof der City von New York gedrängt voll von Reisenden. Leute jeden Standes eilten den Bahnsteig auf und ab; Beamte und Schaffner waren in einem Zustande der Erregung, wie ich ihn niemals auf dieser Seite des Ozeans gesehen habe. Alle Viertelstunde gingen Extrazüge ab. So ungeheuer war der Verkehr am Vorabend des Tages, an dem die Eidesleistung des Präsidenten stattfinden sollte.

Unser Salonwagen ward an den Zug gehängt, der Jersey City um 1½ Uhr nachmittags verließ. Als unsre Gesellschaft auf dieser Station ankam, wurden wir von den Bediensteten in den rollenden Palast geführt, wo das Frühstück in einem geräumigen Speisezimmer uns erwartete. Dieses machte einen wohnlichen Eindruck, war behaglich eingerichtet, hübsch dekoriert, und die Tafel war mit Blumen und Früchten bedeckt.

Der Zug fuhr mit einiger Verspätung ab, und ihm folgte der Südexpreß, der direkt nach Florida und Texas ging. Wie die meisten Luxuszüge, mag ihr Ziel nun Kalifornien oder Mexiko sein, hatte auch dieser Schlaf-, Speise- und Bibliothekwagen, die den Reisenden alle Bequemlichkeiten eines Hotels bieten, während er den Ort seiner Bestimmung erreicht.

Wir kamen beim Beginn unsrer Fahrt durch geschäftige Vororte; Stätten harter Arbeit und des Gewerbefleißes, Fabriken und Werkstellen wurden auf beiden Seiten sichtbar, und ein Wald dunkler Schornsteine blies unaufhörlich schwarzen Rauch gegen den strahlenden Himmel.

Unser erster Halteplatz war Newark, einer der industriellen Mittelpunkte New Jerseys und die Haupthandelsstadt dieses Staates, mit Gerbereien, Fabriken für Baumwollen- und Wollwaren, Eisenhämmern und Stahlschmieden. Mannigfach wie die Industrien dieser Stadt, sind auch die Nationalitäten ihrer Bewohner — Iren und Engländer, Deutsche, Slawen,

Ungarn, Russen und nicht zum geringsten Teil Orientalen; und wie der Zug über die Straßen, in der Nähe der verschiedenen Niederlassungen dahinrollt, sieht man die nach ihrem Äußern leicht zu unterscheidenden Kirchen der einzelnen Konfessionen und Bekenntnisse. Neben den schlanken gotischen erscheinen die heimatlich blickenden ungarischen Türme, neben den vergoldeten ruthenischen Kuppeln die englischen Belfriede und die süddeutschen Giebel.

Dieser Teil von New Jersey, einschließlich Passaic, Elisabeth und Patersan, zeigt das interessanteste Bild nationaler und religiöser Kombinationen. All diese Ortschaften oder Städte sind in Siedlungen geteilt, welche die verschiedenen Sprachen und Dialekte sprechen und eigne Kirchspiele bilden. Sicherlich ist dies Verhältnis der Nationalitäten eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Tag für Tag kommen in den Häfen Schiffe mit Einwanderermengen aus allen Teilen der Welt an, die nicht eine Silbe Englisch verstehen und eine sehr schwache Vorstellung von dem Lande haben, das ihre neue Heimat werden soll; und doch, während diese Leute ihr Leben lang Fremde bleiben, werden ihre Kinder unweigerlich durch und durch Amerikaner, sprechen keine andre Sprache als die englische und haben keine andern Begriffe, Ideen und Ideale als amerikanische.

Endlich sind wir im offenen Lande und rollen mit einer Geschwindigkeit von einer (engl.) Meile die Minute — ja, oft noch geschwinder — durch eine lange Strecke freien Feldes. Das Geleise der Bahn ist vortrefflich, und indem der Zug mit solcher Schnelligkeit dahineilt, fühlt man kaum mehr als ein leichtes Schwingen des Wagens, wie auf einem gut gepolsterten Sofa. Der Eisenbahnbau ist ohne Zweifel einer der großen Triumphe amerikanischer Entwicklung und Vollendung. Ihre mechanischen Institute und technischen Schulen gereichen dem menschlichen Intellekt für Erfindungen und materielle Errungenschaften zum höchsten Ruhme, und diese sind es, die auf den fremden Beobachter den stärksten Eindruck machen. Wenn man solch ungeheure Gebäude wie die Bahnhöfe von Boston oder Chicago sieht, wenn man architektonische Probleme wie die East-River-Brücken oder die Untergrundbahnen prüft oder an den dreißig und vierzig Stock hohen Palästen, den sog. „Wolkenkratzern", wie das Flatiron Building oder die Times-Office, hinaufblickt, so ist es nicht möglich, über diese Schöpfungen der letzten Stufe technischer Errungenschaften nicht zu staunen. Man könnte diese Frage sogar von einem künstlerischen wie von einem philosophischen Standpunkt aus erörtern; und dann ist es natürlich auch Sache des Geschmacks, sein Urteil über die ästhetischen Eigenschaften eines Bauwerks abzugeben. Im allgemeinen möchte man horizontale Linien den vertikalen vorziehen, und Kunstkritiker, die einen dieser Kaufhaustürme abscheulich finden, würden vielleicht einen endlos flachen, einstöckigen Bau von altertümlicher Form bewundern. All dies ist in weitem Umfang Sache der Konvention; aber wenn man sich rein objektiv auf den architektonischen Standpunkt stellt, wird man zugeben, daß hier höchst interessante Probleme kühn und geschickt gelöst worden sind. Ich, für meinen Teil, gehe sogar so weit, einige dieser neueren wolkenhohen Gebäude, auf die ich gestoßen

bin, schön zu nennen, wie z. B. die Fassade des jüngst erbauten St. Regis-Hotels in New York. Doch wenn man die philosophische Seite des materiell Erstrebten und Erreichten, den Wert solcher Begriffe wie Raum und Zeit in Betracht zieht, dann wird es für immer eine offene Frage bleiben, ob dadurch, daß wir unser Dasein verdichten, vergrößern und — sagen wir — verwickelter machen, das Leben als solches, das Wohl und die allgemeine Zufriedenheit der Menschheit in gleichem Verhältnis zunehmen. Ich werde darauf in einem andern Artikel, der ausschließlich mit den psychologischen Zügen des Landes sich beschäftigen soll, zurückkommen.

Auf beiden Seiten der Strecke ist die Gegend uninteressant und gewöhnlich. Freilich ist dies die ungünstigste Jahreszeit; die Bäume sind kahl, die Äcker nackt; kaum hier und da sieht man die Spuren eines Pflugs, der nun, da der Schnee schmilzt, mit der Vorbereitung der Feldarbeit beginnt. Es ist ein reiches Land; der Boden zeigt bemerkenswerte Eigenschaften der Fruchtbarkeit, und wenn wir die Landschaft unter dem Gesichtspunkt des Ackerbaues und der Nützlichkeit betrachten, vergessen wir, daß ihr das Malerische fehlt. Viele Farmen sind da, einige mit hübschen kleinen Holzhäusern; aber zweifelsohne sind auch in diesen ländlichen Heimstätten die Schuppen, die Ställe, die Molkereien die hervorstechendsten Anblicke; man erkennt, daß sie mit größerer Sorgfalt angelegt und mit größerem Aufwand eingerichtet sind. Man sieht sogleich, daß das hauptsächliche Bestreben des Farmers ist, sein Leben vor allem nutzbringend zu machen und so viele Prozente, wie er irgend kann, aus seiner Besitzung zu ziehen. Der Ackerbau im östlichen Teile Amerikas ist höchst ausgiebig und trägt in der Nähe der Städte von 8—18 Prozent. Die amerikanischen Farmer haben den großen Vorteil vor den unsern, daß sie mit verschwenderischer Hand Anlagen in allen neuen Erfindungen und Gerätschaften machen und im Streben nach Fortschritt beständig weiter voran kommen.

Aber wenn es der Natur in diesem unfreundlichen Märzmonat an Farbe mangelt, hat die menschliche Phantasie dafür einen Ersatz in den mannigfachen Arten von Anzeigen geschaffen. Es sind dies riesige Bretterwände, die, den Äckern und Feldern entlang, von „Omaya-Öl" bis zu den „Kleinen Leberpillen" alles anpreisen, was alle Krankheiten, denen der menschliche Körper unterworfen ist, zu heilen vermag. Andre Reklamen gehen weiter in ihren Zielen, indem sie Schutz vor dem niederdrückenden „Spleen" versprechen, und einige sind gar so kühn, ein Glückselixier anzubieten. Sie sind von jeder erdenklichen Gestalt und Größe und strahlen in allen Farben des Regenbogens. Die anziehendsten, ohne Zweifel, sind diejenigen, die Personen oder Tiere, Vierfüßler und Vögel darstellen; ein grüner Riesenfrosch, der ein Mittel gegen Halsleiden ankündigt, scheint der Liebling von Kindern und Erwachsenen zu sein: aber für eines der gelungensten halte ich doch das überlebensgroße Bild einer weidenden Herde: zwanzig Kühe, in den Feldern zerstreut, und gehütet von einem Hirten. Auch einige Kälber sind zu sehen, von denen eines hinter dem Milchmädchen herjagt, welches das arme Geschöpf seiner Abendmahlzeit berauben will.

Weiterhin kommen wir an verschiedenen Bächen und Flüssen vorbei, und in der Ferne, zur Rechten, begrenzen einige Hügel den Horizont.

Unser nächster Haltepunkt war Philadelphia, die dritte von den größten Städten Amerikas. Für dies neue Land hat diese Stadt eine alte Geschichte: sie geht zurück bis in die Tage von William Penn, der sie gegründet hat, und nach dem der Staat Pennsylvanien, in dem Philadelphia liegt, benannt wurde. Seine große historische Erinnerung ist, daß hier am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der dreizehn ursprünglichen Staaten der Union zuerst proklamiert ward. Immer seitdem ist die Stadt eines der leitenden Zentren dieses Landes gewesen, und die Nähe von New York hat ihr zu raschem Wachstum verholfen. Als Stadt ist sie eine der schönsten der Vereinigten Staaten, mit großem Geschmack angelegt, besonders in den vorstädtischen Distrikten, die sich meilenweit um die einzelnen Stadtteile erstrecken. Der Zug, ehe man vom Ost- zum Nordbahnhof gelangt, umfährt sie ringsherum, so daß man Gelegenheit hat, die Stadt und den Fairmund Park, einen der berühmtesten in Amerika, wie aus der Vogelperspektive zu sehen. Und schön sind die Ufer des Delaware, dessen Mündung einen prächtigen Hafen bildet, in dem jährlich über hunderttausend Schiffe aller Nationen einlaufen. Der Reichtum Philadelphias ist sehr beträchtlich, und Fabriken jeder Art beschäftigen an die dreimalhunderttausend Arbeiter.

Aber stolzer noch ist Philadelphia auf seine alte Kultur; mit Boston und Washington teilt es den Ruf ererbter Feinheit, und da es sich zweier Jahrhunderte rühmen darf, ist es in der Tat nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der ältesten Städte der Vereinigten Staaten.

Die letzte Station, bevor wir Washington erreichten, war Baltimore. Dies ist eine andre wichtige Stadt, die über eine halbe Million Einwohner zählt und einen großen Hafen besitzt, in dem gleichfalls die Flaggen aller Nationen vertreten sind. Baltimore ward im Jahre 1729 angelegt und empfing seinen Namen vom Titel der Barone von Baltimore (aus der Grafschaft Longford in Irland), den Gründern und Eigentümern der Kolonie Maryland. Im Jahre 1770 hatte der Ort an Bedeutung schon so zugenommen, daß er zu einem Eintrittshafen gemacht wurde, und 1796 ward er als Stadt inkorporiert. Nach Beendigung des Krieges von 1861—1865 wuchs die Bevölkerung rapide, und in den letzten Jahren sind mehrere volkreiche Vorstädte in das Weichbild eingeschlossen worden, so daß die Gesamtzahl der Einwohner jetzt wohl 600000 beträgt. Baltimore ist in einer Beziehung glücklicher gewesen als andre Städte der Südstaaten. Während des Unabhängigkeitskrieges ward es bedroht, aber nicht angegriffen; 1814, im Kriege mit Großbritannien, widerstand es erfolgreich einem Angriff zu Wasser und zu Lande, und im Sezessionskriege lag es außerhalb des Kampfgebietes. Seine Geschichte ist daher eine fast ununterbrochene Chronik von Frieden und Gedeihen. Dr. Holmes hat bemerkt, daß drei kurze amerikanische Gedichte, jedes das beste seiner Art, alle drei in Baltimore geschrieben worden sind: nämlich Edgar Poes „Rabe", Randalls „Maryland, mein Maryland" und

Keys „Sternbesätes Banner“ (Star spangled Banner). Letzteres ward gedichtet im Jahre 1814, als sein Verfasser ein Gefangener auf einem der britischen Schiffe war, die Fort Mollmoy bombardierten. Jérôme Napoléon, der Bruder Napoléons I., heiratete eine Miß Patterson aus Baltimore, und ihre Nachkommen leben noch in der Stadt.

Der Gesamtwert der Fabriktätigkeit Baltimores beläuft sich auf 148 Millionen Dollars, und 87 000 Arbeiter sind darin beschäftigt. Es ist der Hauptplatz der Konservenindustrie, der die Chesapeake-Bai die berühmten Austern und die Küsten die Früchte liefern. Die jährliche Produktion beträgt 50 Millionen Büchsen und die Zahl der Arbeiter 15 000. Eisen, Stahl und Kupfer werden erzeugt; die Bessemer Stahlwerke in Sparrows Point haben eine Leistungsfähigkeit von täglich 2000 Tonnen, was einem Drittel der Gesamtproduktion Großbritanniens gleichkommt. Die Kattunfabriken in und bei Baltimore haben 150 000 Spindeln in Betrieb, beschäftigen ungefähr 6000 Arbeiter und produzieren drei Viertel des Segeltuchs, das in den Vereinigten Staaten gemacht wird. In der Ziegelfabrikation steht Baltimore mit 150 Millionen Stück jährlich an vierter Stelle unter den amerikanischen Städten. Nächst New York hat es den größten Getreidemarkt an der atlantischen Küste; die jährlichen Eingänge beziffern sich auf 40—46 Millionen Scheffel. Der Import im Steuerjahr 1897—98 betrug 6 905 200 Dollars, der Export 118 782 000 Dollars. Im Jahre 1890 liefen im Hafen ein und löschten ihre Ladung 1651 Schiffe mit 2 127 247 Tonnen Fracht.

Von Baltimore nach Washington ist nur eine Stunde Fahrt. Aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Kurz nachdem wir den Bahnhof von Baltimore verlassen hatten, fühlten wir einen Stoß, als ob unser Zug durch Auflaufen auf ein Hindernis erschüttert worden wäre. Erstaunt und ohne eine Silbe zu äußern, blickten wir einander an, in Erwartung aller Möglichkeiten. Nicht ein Laut ward vernommen, und dies tödliche Schweigen von Sekunden schien mit der Langsamkeit von Stunden vorüberzugehen. Wer jemals ein Eisenbahnunglück miterlebt hat, kann sich die peinliche Unsicherheit und den Schrecken dieser endlosen Minuten vorstellen, bis wir zuletzt die Ursache der Erschütterung entdeckten. Meine erste Erfahrung in dieser Beziehung reicht weit, bis 1884, zurück, da ich als Knabe von London nach meiner Schule reiste und mein Zug mit einem, der aus der entgegengesetzten Richtung kam, in der Nähe von Croydon Junction, zusammenstieß, einige der Wagen ineinanderschiebend und andre zertrümmernd. Nie werde ich diese grausige Szene vergessen, und das Jammern der Opfer klingt meinen Ohren so frisch wie am Tage jenes Unfalls.

Diesmal kamen wir mit nichts Ernsterem als ein wenig Furcht davon. Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, erfuhren wir von den Eisenbahnbediensteten, daß der Zug vor uns entgleist sei, was unsre Lokomotive veranlaßte, plötzlich zu halten. Aber bis die Strecke für den Verkehr wieder frei gemacht werden konnte, vergingen Stunden, und die Verzögerung gewährte hinreichend

Zeit, das umliegende Land zu betrachten und darüber nachzudenken. Der Punkt, an dem der Zug hielt, war typisch amerikanisch. Zur Rechten erblickte man die Außenränder einer Stadt, Gebäude von Backstein und Holz, von Bretterstaketen umgeben; Häuser wie diese habe ich immer und immer wieder gesehen, wo Angelsachsen sich ansiedelten, mochte es in Südafrika, Australien oder Amerika sein. Dem Beobachter wird sogleich die nahe Verwandtschaft all dieser Niederlassungen auffallen, wie jede von genau denselben Grundgedanken ausgeht, wo immer diese Rasse der Pionier gewesen ist; mag es nur ein sehr bescheidenes Dörfchen gewesen sein, das allmählich zu einer Metropole herangewachsen, wie New York, Melbourne, Kapstadt und so viele andre: sie haben sich in durchaus der gleichen Weise entwickelt und sind von den gleichen Empfindungen erwärmt. Die Ideen und Ideale der ersten Ansiedler, wohin diese auch gewandert, sind aus derselben Quelle mitgebracht; es war derselbe Stamm, der aus demselben Vaterland kam, um in die so verschiedenen Kontinente einzudringen, und die neuen Einwanderer aus andern Teilen der Alten Welt haben sich in die bestehenden Bedingungen gefügt und bereitwillig die Formen und Muster angenommen, die sie vorfanden.

Während des Jahres, das ich in Australien, Tasmanien und Neuseeland zubrachte, hat es mir große Befriedigung gewährt, dies Prinzip der Kolonisation in die Erscheinung treten zu sehen und die markantesten Züge ihrer psychologischen Seite festzustellen. Von der größten Wichtigkeit ohne Zweifel sind die ursprünglichen Faktoren, die Gründe, die Menschen bestimmen, ihre Heimat zu verlassen; die notwendigen individuellen Eigenschaften, die dazu führen, neue Länder aufzusuchen und ein neues Leben zu beginnen. Diejenigen, die Kolonien gründen, geben damit schon einen Beweis ihrer persönlichen, moralischen und psychischen Stärke; denn um Erfolg zu haben, muß der erste Ansiedler nicht nur den Beschwerden des Pionierlebens körperlich gewachsen sein, sondern in einem höheren Grade noch bedarf er der seelischen Widerstandskraft. Er muß ein Kämpfer sein, um die Schwierigkeiten und Hindernisse jeder Art zu überwinden, denen man in den Anfangsstadien einer neuen Niederlassung begegnet; er muß geistige Fähigkeiten und einen hellen Kopf besitzen, um ein neues Dasein zu planen und zu glücklichem Ende zu führen.

Wir mußten die letzte Hoffnung, Washington zur Speisestunde zu erreichen, aufgeben; so deckten unsre schwarzen Diener, in ihren tadellos weißen Livreen, den Tisch, trugen die Mahlzeit auf, die während unsers unerwarteten Aufenhalts mit nicht zu bestreitendem Geschick bereitet worden war, und der Hausherr lud uns ein, Platz zu nehmen, indem er lächelnd bemerkte: „Eisenbahnunfälle gehören zum Reisen in Amerika.“

Es war halb zehn Uhr abends, als ich endlich in Washington ausstieg. Die ersten Eindrücke der Hauptstadt am Vorabend der Inauguration des Präsidenten würde ich zu beschreiben niemals wagen. Chaos käme der Vorstellung am nächsten. Um mit dem Bahnhof zu beginnen, so war ich in meinem Leben nicht Zeuge eines Wirrwarrs, der mit diesem zu vergleichen

gewesen wäre. Aus Zug um Zug ergossen sich Besucher zu Hunderten und Tausenden. Männer und Frauen jeden Alters und, ich darf sagen, jeder Farbe drängten und rannten hin und her nach allen Richtungen, scheinbar ohne bestimmtes Ziel und überlegte Absicht; und zu dieser wogenden Bewegung, die der Flut einer wildbewegten See glich, kam ein Getöse von Stimmen, von unartikuliertem Geschrei, von Gekreisch und gellenden Willkommsrufen, untermischt mit klagenden Ausrufen — einige sahen verdrießlich aus, weil sie daran verzweifelten, ihre Freunde oder Verwandten zu finden, andre lieferten schwere Schlachten, um zu den Wagen zu gelangen, die vor dem Bahnhof standen. Alle Arten von Fahrzeugen waren da; was immer der menschliche Geist ersonnen hat, um auf Rädern zu rollen, bewegte sich durcheinander, vom schmucken Landauer bis zum Einspännerchen, den ein schäbig aussehender Neger fuhr; oder vom neuesten Typ des Automobils bis zum Penny-Straßenbahnwagen. Infolge meiner Verspätung hatte der Wagen, der mich abholen sollte, nicht gewartet, und den Versuch, einen der andern zu erobern, die von kräftiger Vordrängenden im Sturm genommen wurden, mußte ich aufgeben. Also händigte ich den Gepäckschein meinem Kurier ein und machte mich zu Fuß auf den Weg. Man sagte mir, daß mein Ziel nicht weit vom Bahnhof sei, und daß ich das Haus leicht erkennen würde.

Ich hatte immer gehört, daß Washington die schönste von allen amerikanischen Städten sei; aber für die bevorstehende Feier schien es sich noch schöner machen zu wollen. Fast von jedem Balkon und Fenster hingen Fahnen herab, und alle öffentlichen Gebäude waren illuminiert. Die Straßen waren überfüllt, auf den Trottoirs drängten sich die Fußgänger, und Wagen, mit Bänken für die Schaulustigen wie in einem Theater hergerichtet, fuhren umher, begleitet von Führern, welche die Straßen, bemerkenswerten Plätze, öffentlichen Gebäude und Denkmäler nationaler Helden mit der gleichen schrillen und monotonen Stimme erklärten.

Von einer Stadt unter solchen Umständen sich einen klaren Begriff zu machen, ist schwer; und ich möchte nicht von den ersten lärmenden und unzusammenhängenden Eindrücken beeinflußt sein.

Der 4. März brach mit einem glänzenden Sonnenaufgang an. Es war einer jener strahlenden Frühlingstage, an denen die ganze Natur zu feiern scheint. Von den frühesten Stunden an herrschte in der Stadt ein ungewöhnliches Leben, und der aus allen Richtungen herbeiströmenden Bevölkerung sah man es an, daß sie Außergewöhnliches erwartete. Ich begann meinen Tag um 6 Uhr früh in der schönen Matthäikapelle, einer getreuen Nachbildung der berühmten Capella del Santo in der Kirche St. Antonio zu Padua, dieser Perle Sansovinoscher Baukunst, in der Feinheit der Linie und Reichtum des Materials sich so harmonisch vereinigen.

Meine Einladung nach dem Kapitol lautete auf 11^{50} Uhr vormittags. Aber als ich um ungefähr 10 Uhr abfuhr, waren die Straßen schon so gedrängt voll, daß es eine volle halbe Stunde dauerte, ehe ich durch die Stadt kam.

So hatte ich reichlich Gelegenheit, den Morgen des Festes in all seinem Überschwang mitzuerleben, die Volksmenge zu beobachten und die mannigfaltigen Dekorationen mir anzusehen. Ich fürchte, daß das Malerische keine der hervorstechenden Eigenschaften der Modernität ist. Die Menschen sind heute zu praktisch, als daß sie viel Zeit damit verlieren möchten, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Die nüchternen Tendenzen verdrängen die mehr empfindsamen Regungen der menschlichen Natur. Der Straßenschmuck Washingtons für die Festlichkeiten mag ganze Vermögen gekostet haben, aber ich muß gestehen, in seiner Wirkung ist er sehr arm gewesen, und besonders arm, was die Erfindung betrifft. Da gab es keine sanft abgetönten Draperien, keine Blumengewinde mit leuchtenden Farben, überhaupt keine frischen Blumen — nur ein wenig Zweige und grünes Laub am Stande des Präsidenten. Tatsächlich bestand die ganze Ausschmückung der Stadt in Fahnen. Aber Fahnen von jedem Umfang und jeder Gestalt, von kleinen Spielzeugpapierfahnen, einen Cent das Stück, an den bescheidensten Fenstern, auf Kinderwagen und im Geschirr der Pferde, bis zu Ellen über Ellen langen Fahnen, die von Balkonen, Dächern und Turmspitzen niederhingen. Allem voran kamen die „Streifen und Sterne" zur Geltung, und das Volk der Hauptstadt wie der verschiedenen Staaten schien von ihrer Bedeutung erfüllt zu sein. Und wenn die Dekoration meinen Erwartungen nicht entsprach, so machten die Kundgebungen des Patriotismus doch ihren vollen Eindruck auf mich.

Vor dem Kapitol sperrte eine lange Wagenreihe den Weg. Equipagen der Diplomaten, Botschafter, Senatoren, Abgeordneten drängten sich vor dem Haupteingang. Beide Seiten des Weges waren mit Truppen besetzt, und hinter ihnen wurde die Menge durch einen Kordon von Polizisten zu Pferde und zu Fuß abgehalten. Die polizeilichen Maßregeln waren außerordentlich streng. Wieder und wieder wurde meinem Wagen der Passierschein abverlangt, und ohne besondere Erlaubnis war es ausnahmslos verboten, den Toren der Anlagen zu nahen, die das Kapitol umgeben. Aber auch innerhalb dieser Anlagen und — zu meinem Erstaunen — im Kapitol selbst waren ungewöhnliche Vorkehrungen getroffen. Die Weitläufigkeit der Formalitäten überraschte mich einigermaßen in einem demokratischen Lande. Ich sah, wie einige der Eingeladenen auf den geringsten Zweifel an ihrer Person hin oder wegen irgendeines Versehens in der Form ihrer Einladungen am Eingang zurückgewiesen wurden. Ich stand gerade an einer der Türen, als einem der führenden Senatoren der Einlaß verwehrt wurde, weil er sich nicht genügend ausweisen konnte, und erst nach langen Erörterungen und Debatten gelang es ihm, seine Identität festzustellen und zu den Senatszimmern zugelassen zu werden. Zugleich hatte ich Gelegenheit, eine sehr charakteristische Beobachtung zu machen, nämlich den Unterschied zwischen der Grobheit und Härte, mit welcher der Hüter des Gesetzes und der Ordnung den Mann behandelte, von dem er glaubte, daß er nur ein gewöhnlicher Bürger sei, und der ausgesuchten Höflichkeit, ich möchte sagen: Unterwürfigkeit, die er in dem Augenblick zeigte, wenn er entdeckte, daß er es mit einer einflußreichen Person zu tun habe.

Ehe ich zu meinem Platz im Sitzungssaale des Senats kam, hatte ich viele Treppen, Vorzimmer und Gänge zu durchwandern, so daß ich einen guten Begriff von den inneren Einrichtungen erhielt; unzweifelhaft sind die schönen Verhältnisse des Raumes eindrucksvoll, aber der Schmuck im einzelnen ist zuweilen roh. — Als ich in den Senatssaal kam, war er, obwohl noch eine Stunde vor der festgesetzten Zeit, bis an die Türen gefüllt, und kein Sitz schien mehr leer zu sein. In einer Abteilung der Galerien saßen die Familien der Diplomaten, Senatoren und Regierungsmitglieder; ein andrer Teil war für die Presse reserviert, und unten hatten die Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses Platz genommen. Die Botschafter und Gesandten bildeten einen Kreis um den Präsidentensessel, und in ihren goldverbrämten Uniformen, mit den Großkreuzen und Ordenssternen, den Bändern und Schärpen brachten sie etwas Farbe in das Dunkel der Versammlung und das Meer schwarzbefrackter Politiker und Richter, sämtlich in demselben traurigen Anzug. Es war ordentlich erfrischend, dazwischen einen Farbenfleck wie den roten Fez des türkischen Botschafters oder das Brokatgewand des chinesischen Mandarinen zu sehen.

Pünktlich zur bestimmten Stunde wurde der erwählte Präsident von dem Ordnungsausschuß (Committee of Arrangements) in das Kapitol geleitet. Er trat ein durch die Bronzetüren des Senatorenflügels und begab sich in das Präsidentenzimmer, wo er wartete, bis er in den Sitzungssaal des Senats geführt ward. Hier setzte er sich an den für ihn reservierten Platz nieder, gegenüber dem Pult des Vizepräsidenten. Dieser ward in der gleichen Weise wie der Präsident eingeführt, und der Präsident des Senats pro tempore, d. h. vor Vertagung des gegenwärtigen Senats, nahm ihm den Diensteid ab.

Die Zeremonie war sehr kurz und puritanisch in ihrer Einfachheit. Nach dem Gebet eines Kaplans hielt der Vizepräsident seine Antrittsrede und vereidete die gewählten Senatoren. Sobald hiermit die Organisation des Senats vollendet war, begab sich die ganze Versammlung durch die Rotunde nach der vor dem Mittelportal des Kapitols errichteten Plattform.

Diese ganze Handlung erforderte kaum mehr als 20 Minuten; hier gab es keine der hergebrachten Höflichkeiten und Komplimente, welche für die Staatszeremonien in den älteren Ländern der Welt so bezeichnend sind.

Der Zug, in dem der Präsident, der Vizepräsident, die Diplomaten, Kongreßmitglieder, Häupter des Exekutivdepartements, Gouverneure der Staaten und Territorien durch die hohen Hallen dahinschritten, glich mehr einem Leichengefolge als dem Schauspiel einer feierlichen Einsetzung. Doch scheint es, als ob die Amerikaner selber bis zu einem gewissen Grade den Mangel an Farbe und künstlerischem Wert in der offiziellen Vertretung ihres Landes gefühlt hätten: Wünsche nach Uniformen und besonderer Kleidung für ihre Diplomaten sind zu verschiedenen Zeiten laut geworden. Als zuletzt, am Ende dieser traurigen Parade, der Admiral der Flotte und der Generalstabschef der Armee, begleitet von ihren Offizieren, kamen und vorüberschritten, war die Freude allgemein beim Anblick der Epauletten und blanken Knöpfe.

Der Präsident, als er die Plattform erreicht hatte, nahm den für ihn reservierten Platz ein, mit dem Oberrichter zu seiner Rechten, dem Ordnungsausschuß und Vollziehungsbeamten des Senats (sergeant of arms) zu seiner Linken.

Die Expräsidenten, Expizepräsidenten und Mitglieder des Höchsten Gerichtshofes, der Vizepräsident, der Sekretär, die Senatoren und Exsenatoren setzten sich rechts vom Präsidenten, die ausscheidenden und die neugewählten Mitglieder des Repräsentantenhauses hinter den Senat, und links vom Präsidenten nahm das diplomatische Korps Platz. Die Gouverneure der Staaten und Territorien, die Abteilungschefs, der Admiral, der Generalstabschef, die Offiziere der Flotte und des Heeres, die, namentlich aufgerufen, den Dank des Kongresses empfingen, setzten sich rechts vom Präsidenten. Den übrigen Teil der Tribüne nahmen diejenigen Personen ein, die programmgemäß der Feier beiwohnten.

Das Bild, das sich darbot, wenn man von der Säulenhalle niederblickte, war in der Tat imposant. Tausende umwogten die Postenkette des Militärs auf dem Rasengrunde vor dem Kapitol. Es war nicht so sehr die Menschenmenge, die sich an Zahl mit derjenigen nicht vergleichen ließ, die bei dem diamantenen Jubiläum der Königin Viktoria zusammengeströmt, und nicht bunt war, wie die Volkshaufen eines indischen Durbars: es war der Anblick dieser neuen Klasse der Menschheit, der so stark und — ich finde keinen andern Ausdruck dafür — so suggestiv wirkte. Das Kapitol ist eines der prachtvollsten, wenn nicht das prachtvollste öffentliche Gebäude, das in neueren Zeiten errichtet worden ist. Eine oder die andre Einzelheit mag nicht ganz korrekt sein, als Ganzes aber wirkt es außerordentlich schön in der Großartigkeit seiner Verhältnisse und mit dem vollendeten Rund seiner Kuppel. Das Kapitol steht auf einem Hügel und mißt 751 Fuß in der Länge, 384 Fuß in der Breite. Das Hauptgebäude ist von hellem Sandstein, und die Flügel sind von weißem Marmor. Weiß ist auch die Kuppel, und ihre Höhe beträgt 300 Fuß. Eine der hübschesten Teile des Gebäudes ist die von breiten Treppenfluchten umgebene, 900 Fuß lange Terrasse. Mehrere Architekten sind bei dem Bau beschäftigt gewesen, von denen Mr. T. Z. Walter, der den Dom entworfen hat, besonders gerühmt zu werden verdient. Die Statue der Freiheit, die das Ganze krönt, ist das Werk Mr. Crawfords. Die Baukosten beliefen sich auf über sechzehn Millionen Dollars. Der große Park, der diese ungeheure Masse von Stein und Mörtel umgibt, vervollständigt das Bild, und in der Tat, wenn ich rundblicke, ist es eben der Sinn für schöne Verhältnisse und verfeinerte Harmonie zwischen dem Kapitol und seiner Umgebung, den ich zumeist bewundere. Washington wird mit Recht die Stadt der großartigen Entfernungen genannt; die weiten Boulevards, die sie durchschneiden, die Squares und Parks, mit denen sie übersät ist, machen sie zur schönsten in der Neuen Welt.

Nachdem die ganze Versammlung Platz genommen hatte, trat der Oberrichter vor, um dem Präsidenten den Eid abzunehmen. Nicht eben von hohem Wuchs und dem Herkommen zuwider mit einem Schnurrbart, machen ihn seine reingeschnittenen Züge, sein scharfer Gesichtsausdruck und seine bleiche Farbe

zu einer bemerkenswerten Persönlichkeit. Sein wehendes, schneeweißes Haar und seine wallende schwarze Robe fügen seiner Erscheinung etwas Malerisches hinzu. Er schritt zu einem Tische, an dem er den Präsidenten traf, und dieser, indem er seine Hand auf die Heilige Schrift legte und gegen das Kapitol blickte, wiederholte den Eid, den ihm der Vertreter des Gesetzes vorsagte. Die kurzen Sätze wurden mit einer klaren, vernehmlichen Stimme gesprochen, und nachdem er mit den Worten „So help me God" geschlossen hatte, war Mr. Theodor Roosevelt der sechsundzwanzigste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Menge brach in Hochrufe aus, die ringsum widerhallten; Hunderte von Hüten und Taschentüchern wurden in der Luft geschwenkt und noch ehe der Präsident mit seiner Inauguralrede begann, war die Postenkette durchbrochen und drängte das Volk zur Plattform. Ich weiß nicht, ob dieser kleine Zwischenfall aus freien Stücken erfolgte, oder weil man der Polizei den Wink gegeben hatte, weniger streng in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu sein — er kam unerwartet und machte deshalb um so größeren Eindruck.

Als der Präsident sich endlich erhob, um zu sprechen, lauschte jedermann gespannt. Mr. Roosevelt ist ein hochgewachsener Mann von gebietender Gestalt; seine Bewegungen haben etwas Plastisches, und sein Minenspiel ist höchst lebendig. Sein Gesicht spiegelt deutlich seine Empfindungen, und seine Augen lassen erkennen, was in seinem Innern vorgeht; er ist unzweifelhaft eine erregbare Natur. Wenn jemand mich fragen wollte, was den Reden Mr. Roosevelts die große Popularität verleiht, so glaube ich, daß es eben diese natürlichen Regungen sind, und die Aufrichtigkeit, mit der er ihnen Ausdruck gibt.

Die Rede des Präsidenten war kurz und klar gefaßt. Sie handelte von den Pflichten der Bürger und des Staats; Pflichten, die das Verhalten der einzelnen wie des Gemeinwesens regeln müssen und der Regierung die Sorge für das Wohl aller und die Größe Amerikas auferlegen. Sie war äußerst patriotisch, voll von Selbstvertrauen und voll von Ehrgeiz; aber was ihr den höchsten Wert verlieh, war ihr erhabener moralischer Ton. In jeder Rede und in jedem Trinkspruch des obersten Exekutivbeamten der Vereinigten Staaten ist immer ein Satz oder ein kurzer Ratschlag enthalten, der, wenn die achtzig Millionen Einwohner der Union und den von ihr abhängigen Gebieten ihn befolgen, sie weiser und glücklicher machen wird; und ich bin ganz sicher, daß, wenn ein der Öffentlichkeit angehörender Mann für die schwere Bürde, die ihm auferlegt, und alle Unannehmlichkeiten, die mit seinem Amt verbunden sind, irgendeinen Lohn empfängt, dieser vor allem in der Überzeugung besteht, daß er sich seinen Mitmenschen hilfreich erwiesen hat, daß sein Leben von einigem Nutzen für die Welt war. Wenn ein Redner ebenso wie ein großer Schriftsteller oder Künstler oder Politiker sich nur rühmen könnte, etwas Glänzendes vollbracht, eine wirksame Rede gehalten, ein amüsantes Buch geschrieben, ein gutes Bild gemalt oder in einer Wahlschlacht gesiegt zu haben, so würde er fürwahr wenig Grund haben, sich zu rühmen. Der Wert ihrer Arbeit kann nur so groß sein, als sie sich segensreich für den einzelnen oder die Gesamtheit erwiesen hat; und ich denke, die Berufsarten der Menschen

mögen verschieden sein, aber ihr Ziel sollte dasselbe sein zum Besten der Menschheit und der größeren Ehre Gottes.

Die Inauguralrede des Präsidenten war eine von denen, die solche Ideale ausdrücken, und es war dieses hohe Maß, ich darf sagen: nicht nur ihres moralischen, sondern auch ihres geistigen Tones, der in allen Herzen widerhallte. Die Wirkung war groß und aufrichtig, wie es immer geschieht, wenn wir uns, sei es von der Tribüne oder der Kanzel, an die besseren und feineren Gefühle der menschlichen Natur wenden.

Das Programm des Nachmittags begann mit einem halboffiziellen Frühstück im Weißen Hause, einem sehr hübschen und geschmackvollen, aber anspruchslosen Marmorbau, der dem kleinen Trianon ähnlich sieht. Es ist ein ansprechendes Beispiel der Architektur aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts und erscheint wie ein traulicher Landsitz, der an die kolonialen Häuser der vermögenden ersten Ansiedler erinnert. Man sagte mir, daß das Weiße Haus den gegenwärtigen Bedürfnissen längst nicht mehr genüge, und daß von einem neuen Präsidentschaftsgebäude bereits die Rede sei.

Ungeachtet der demokratischen Natur des Landes, hat doch nur eine verhältnismäßig geringe Zahl privilegierter Personen den oben beschriebenen Zeremonien beigewohnt. Der Saal des Senats faßte nicht mehr als höchstens zweitausend, und da die umgebenden Anlagen für solche geschlossen waren, die nicht irgendeine Art von Erlaubnis hatten, so mochten nur eine geringe Zahl derer, die von fern und nah zusammengeströmt waren, etwas von dem großen nationalen Ereignis gesehen haben. Es gab für sie keine öffentlichen Festlichkeiten, keinen Platz nationaler Freudenkundgebung; kein Ochse ward unter freiem Himmel gebraten, kein Becher dem Volke zugetrunken. Es mußte sich mit dem begnügen, was die mehr Begünstigten erzählten, und zufrieden sein, zu wissen, daß zu einer bestimmten Stunde dem Präsidenten der Eid abgenommen worden war. Von irgend einem Schauspiel, das der allgemeinen Neugierde geboten worden wäre, war wenig zu sehen; das einzige, was die Menge für ihr langes Warten einigermaßen entschädigen konnte, war das Defilee der Truppen, das um drei Uhr begann und mit Eintritt der Dunkelheit endete. Soldaten sind überall populäre Erscheinungen, und die Entfaltung militärischen Prunks verfehlt niemals, Bewunderung zu erregen, obwohl die Bestimmung, zu verwunden und zu töten, nicht das höchste Ideal der Menschheit sein kann. Aber Instinkte sind stärker als Gefühle, und Leidenschaften werden für manches Jahr noch über Gedanken und Reflexion herrschen.

Die Siege im letzten Kriege gegen Spanien haben natürlicherweise die Volkstümlichkeit der amerikanischen Armee noch erhöht. Als vor einigen Jahren der Angriff auf Kuba gemacht ward, war die Welt erstaunt, daß die friedfertigen Staaten, die scheinbar nur Handelsinteressen hatten und kaum mehr als 25000 reguläre Truppen zählten, einer fremden Macht den Krieg erklärten. Man scheint vergessen zu haben, wieviel Pulver während der beiden letzten Jahrhunderte in Amerika verbraucht worden ist. Nachdem der

Kongreß die Unabhängigkeit erklärt hatte, ging der Krieg jahrelang fort; und nachdem der Feind besiegt worden war, brach die Revolution aus, und die ruhigsten der Bürger griffen zu den Waffen. Europa scheint außer acht zu lassen, daß dieses Volk Schritt vor Schritt die Freiheit und die Macht, die es besitzt, erkämpft hat, und die öffentliche Meinung der Nationen sowohl wie der Kabinette hat sich noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß die Vereinigten Staaten von Amerika das Recht haben, außer ihrer Sphäre Krieg zu führen. Als ob man eine Lawine hindern könnte, von ihrer Höhe zu ihrem Gravitationszentrum niederzurollen! Eine Nation, deren Bevölkerungszahl jährlich um 15—18% zunimmt, deren Reichtum auf Millionen und Billionen gestiegen ist, und deren Kongreß die Macht hat, Hunderttausende von Freiwilligen gegen den Feind ins Feld zu stellen — ein Land, das in verhältnismäßig kurzer Zeit den größeren Teil dieses ganzen Kontinents erobert hat, wird kaum auf halbem Wege stehen bleiben. Die Expansionspolitik der Vereinigten Staaten war leicht vorauszusehen; nachdem ihr allgemeiner Bestand gesichert und ihre inneren Angelegenheiten geordnet, war es nur zu natürlich, daß sie für ihre Betätigung ein weiteres Feld sich aneigneten oder suchten. Die Annexion Kubas, das noch in amerikanischen Gewässern liegt, ward dessen Befreiung genannt; bezüglich der Philippinen konnte eine solche Entschuldigung nicht vorgebracht werden, sie wurden ohne jede Erklärung annektiert. Gegenwärtig trifft man Kriegsschiffe, über denen die Sterne und Streifen im Winde flattern, auf allen Meeren an; amerikanische Kreuzer, Kanonenboote oder Torpedos begegnen im Golf von Petschili, fahren durch den Suezkanal und ankern in der Nähe des Bosporus. Imperialismus scheint die letzte Phase der Tendenzen der Vereinigten Staaten und ihres politischen Ehrgeizes zu sein; er ist die Unterströmung des Patriotismus und schließlich — vox populi, vox dei.

Der Imperialismus begreift in sich den Militarismus. Ist es nicht ganz natürlich, daß der Vorbeimarsch der Soldaten vom Anfang bis zum Ende mit der größten Sympathie betrachtet ward? Zuerst kamen die regulären Truppen, Kavallerie und Infanterie; ihnen folgten die Miliz, die Freiwilligen und die Kolonialtruppen. Dann, nach einer Abteilung von Polizisten, kam ein Zug roter Indianer mit all ihrem Federschmuck und Lederstrümpfen, eine höchst wirksame Gruppe, die den Bildern glich, mit denen Coopers Romane illustriert sind; und den Beschluß machte eine berittene Schar der vom Wetter gehärteten Söhne der Prärien, der wohlbekannten „cow-boys“.

Ein militärisches Schauspiel in Amerika mit einer europäischen Truppenschau zu vergleichen, würde nicht billig sein. Der Glanz der Adjustierung und die stramme Haltung der Mannschaften fehlen hier gänzlich. Die Uniformen, wie ich sie hier sah, waren sehr grob in der Farbe, saßen schlecht und paßten noch schlechter. Die Röcke und Hosen mochten wohl bequem zu tragen sein, aber sie waren nicht schmuck wie das „Khaki“ des britischen Soldaten oder die kriegerischen Helme und Küraſſe der deutschen Truppen. Die Pferde waren

recht erbärmliche Tiere und erschienen selbst bei dieser Gelegenheit so struppig, als ob sie erst gestern auf der Weide mit dem Lasso eingefangen worden wären. Alles dies sind freilich nur die Äußerlichkeiten, die dem Beobachter aufgefallen; denn es ist eine hinlänglich bekannte Tatsache, daß von seiner Kampftüchtigkeit das amerikanische Heer glänzende Proben abgelegt hat.

Die Matrosen und die berühmten Kadetten von West Point waren die Helden des Nachmittags; besonders die letzteren wurden mit Händeklatschen und Hurrarufen begrüßt, wo immer sie vorbeimarschierten; die ganze Nation schien mit Bewunderung auf diese heranwachsenden Generäle der Zukunft zu blicken. West Point ist für Amerika, was Sandhurst für England und St. Cyr für Frankreich ist. Es ist das nationale Institut für die Erziehung der Offiziere. In vielen Punkten allerdings unterscheidet sich das dortige System von dem unsrigen, da das ganze Heerwesen in den Vereinigten Staaten auf andern Prinzipien beruht. Die regulären Truppen, wie bereits gesagt, sind an Zahl sehr gering; die Masse des Kampfmaterials besteht aus Miliz oder Freiwilligen. Die Leute, die zum stehenden Heer gehören, werden für fünf Jahre angeworben, während welcher Zeit sie eine Löhnung von monatlich zwölf Dollars und außerdem Beköstigung und Kleidung erhalten. Die Miliz ist eine Organisation, deren Mitglieder für gleichfalls fünf Jahre freiwillig Dienst tun, keinerlei Sold empfangen, sich ihre Uniformen selbst stellen, in ihren eigenen Häusern leben und ihren bürgerlichen Geschäften nachgehen, ausgenommen in Kriegszeit, zu der sie einberufen werden können, so oft die Gelegenheit es erfordert. Dieser Zweig der Armee findet Verwendung nicht nur im Krieg mit fremden Mächten, sondern auch in Fällen innerer Unruhen, wie Aufruhr von Arbeitern und Streiks.

Als der letzte Rinderhirt der Prärie, in seinem grauen Flanellhemd und weichem Filzhut mit schwankem Rande vorbei war, begann es zu dunkeln, und die Lichter, welche die Portale und Gesimse schmückten, fingen an zu schimmern; Feuerwerk schoß empor aus dem Nationalpark, und Raketen, in goldnem Staub niederprasselnd, bezeichneten den Schluß des Tages der Eidesleistung.

Mein Aufenthalt in Washington dehnte sich über meine ursprüngliche Absicht aus, und ich blieb noch einige Zeit nach der Inaugurationsfeier. Den regelmäßigen Verlauf des Lebens in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu beobachten, war doch recht interessant. Wenn Chicago und Pittsburg vorzügliche Gelegenheit bieten, zu sehen, wie Gold geschmiedet und Reichtum gemacht wird, und von einem soziologischen oder psychologischen Standpunkt zu studieren, bis zu welchem Grade die menschliche Intelligenz auf die Hervorbringung von Dollars angewendet wird; wenn einige der Ausflugsorte wie Bar Harbor und vor allem Newport zeigen, wie man Geld ausgibt — und wenn uns im ersteren Falle die Findigkeit, im andern der gänzliche Mangel an Einbildungskraft in Erstaunen setzt, so ist Washington die Werkstatt für die Politik des Landes. Vor Jahren habe ich alle wichtigen Handelszentren besucht und mich mit den überraschenden Eigenschaften der Einwohner für

Arbeit und Fabriktätigkeit näher bekannt gemacht, und dann wieder hatte ich Gelegenheit, am Seestrand die ziemlich naive Weise zu sehen, in der man die Mußestunden verbringt; und so sehr ich die Kühnheit, den Mut, den Scharfsinn und die lebhafte Phantasie bewunderte, mit der Millionen erworben werden, konnte ich doch nicht umhin, über die kindische Art, wie diese selben Millionen ausgegeben werden, zu lächeln.

In Washington war ein andres Feld der Beobachtung. Während eines früheren Besuches hatte der Kongreß keine Sitzungen, und die Stadt war leer. Diesmal war das Leben in vollem Schwung und die politische Tätigkeit in ihrem Höhepunkt. Senatoren, Mitglieder des Repräsentantenhauses, Staatssekretäre bewohnten die hübschen Häuser, in deren einigen ich manche angenehme Stunde verbracht habe. Obwohl kleiner als die herrschaftlichen Häuser in New York, machen diese doch mehr den Eindruck des Dauerhaften und des ehrwürdigeren Alters. Und so ist die ganze Stadt: sie sieht ernst und nachdenklich aus. Die Leute in Washington scheinen Zeit zum Überlegen zu haben, sie brauchen sich nicht beständig abzustürzen, sondern können sich's erlauben, sich an ihren Schreibtisch zu setzen. Man sieht mehr Bücher als Kuriositäten, und ebenso umfaßt die Unterhaltung eine höhere Sphäre als die gewöhnlichen Neuigkeiten des Tages. Häuser wie die der Senatoren Lodge, Depew, Kaun oder der Staatssekretäre Hitschcock und Hay (seitdem verstorben) sind Mittelpunkte nicht nur der Politik, sondern auch des literarischen, künstlerischen und intellektuellen Lebens. Die gebildeten Amerikaner sind in der Regel außerordentlich wohlbelesen, und, was mehr ist, sie kennen aus eigener Anschauung alles Sehenswerte in den verschiedenen Teilen der Welt, was ihnen den Vorteil gewährt, Vergleiche anstellen zu können. Seit meinem letzten Besuch vor etwa sechs Jahren bemerkte ich im ganzen Lande einen großen Fortschritt in bezug auf Kultur und geistige Bildung.

Die Sitzungen des Senats und des Repräsentantenhauses fügten meinem Aufenthalt noch einen weiteren Reiz hinzu. Die Amerikaner sind gute Redner. Sie sind enthusiastischer und erfinderischer als die Briten. Man muß sich freilich an ihren eigentümlichen Accent oder, besser gesagt, ihre Betonung, die so gänzlich verschieden ist von der der Redner in Westminster Hall, erst gewöhnen.

Wie die amerikanische Politik gemacht wird, ist oft genug erörtert worden; und es ist allgemein bekannt, daß ihre Kehrseiten auf das Wahlsystem zurückzuführen sind, das bis zu den äußersten Übertreibungen geht. Tatsächlich wird ein großer Teil der nationalen Energie in den Wahlkämpfen verschwendet — Wahlen für die Staaten, Wahlen für das Repräsentantenhaus, Wahlen für den Senat, Wahlen für den Präsidenten und Wahlen für die Wähler. All dies schließt natürlich Gelegenheiten ein, nicht nur die nationalen Überzeugungen zu beeinflussen, sondern auch sie durch Bestechung zu verändern. Die größten Staatsmänner und Patrioten der Neuen Welt haben sich mit dieser Frage beschäftigt, ohne sie bis jetzt lösen zu können.

Mehr noch als diese Seite des öffentlichen Lebens interessierten mich die Schulen und Erziehungsanstalten in Washington. Von den Bibliotheken ist die des Senats die in ihrer Ausstattung vollendetste. Durch einen bewunderungswürdigen Apparat kann man vermittelst einer Art pneumatischen Drucks in wenigen Minuten jedes gewünschte Buch aus irgendeinem Teile dieses kolossalen Gebäudes auf seinem hübsch eingerichteten Lesepult haben. Die über das ganze Land verstreuten Volks- und Gelehrtenschulen sind frei und werden in der Regel von den Städten unterhalten, in wenigen Ausnahmen, wie Westpoint, von der Regierung.

In der Nähe von Washington ist die berühmte katholische Universität, die sich über ein weites Terrain erstreckt. Umgeben von schönen Gartenanlagen und schattigen Baumgruppen gleicht das Ganze einem englischen Park; und die Gebäude von palastartigen Verhältnissen, die man dazwischen erblickt, erhöhen die malerische Wirkung. Die verschiedenen Orden haben jede ihre eignen Kollegien oder, besser gesagt, Genossenschaften. Bemerkenswert erschien mir besonders das Heim der amerikanischen Pauliſten, in dem junge Priester für die Missionsarbeit im Lande selbst erzogen werden. Diese, wie ich gehört habe, sind vor allem segensreich tätig in den großen Industriestädten und Fabrikdistrikten, wo die Arbeiterbevölkerung der geistlichen Fürsorge so sehr bedarf. Der ganze mächtige Gebäudekomplex mit seiner prachtvollen Mittelhalle und all seinen reichen Einrichtungen ist aus freiwilligen Schenkungen errichtet worden. Die Vereinigten Staaten bieten ein glänzendes Beispiel in bezug auf persönliche Freigebigkeit; viele Bürger spenden Millionen für neue Schulen, Kollegien und Universitäten: die von Wolseley ward von einer einzigen Familie begründet und einer der reichsten Männer der Union schenkte der Universität Chicago über vier Millionen Dollars.

Eine andre katholische Universität, eine der ältesten und schönsten, ist die von Georgetown. Das Gebäude selbst, massiv und ehrwürdig, erinnert an eine Abtei des Mittelalters; im Innern aber entspricht es allen modernen Anforderungen, und wiewohl alles sehr einfach ist, gewährt es doch den zahlreichen Studenten jede Annehmlichkeit. Die Bibliothek, die von der Riggs-Familie gestiftet worden ist, und die Kapelle sind die hervorragendsten Räume, und beide werden von den jungen Leuten fleißig besucht. Die Georgetown-Universität kann sich großer Erfolge rühmen: viele marmorne Gedenktafeln rufen die Namen solcher Studenten in Erinnerung, die sich im späteren Leben ausgezeichnet haben. Eines Tages wohnte ich hier einer Vorlesung des Monsieur Bonaparte bei, der ein bekannter Soziologe und Nachkomme König Jérômes ist.

Die religiöse und moralische Erziehung erobert täglich weitere Gebiete in den Vereinigten Staaten. Wenn noch vor wenigen Jahrzehnten der öffentliche Unterricht und die Verbreitung von Kenntnissen das einzige Ziel derjenigen war, welche die Wohlfahrt der heranwachsenden Geschlechter zu begründen wünschten, so sieht man jetzt immer mehr ein, daß Erziehung wichtiger ist; und nicht am wenigsten hat die katholische Kirche sich an dieser Arbeit beteiligt.

Wenn wir die großen Schwierigkeiten in Betracht ziehen, mit denen sie zu kämpfen hatte, und wissen, welche geringe Mittel ihr zur Verfügung standen, so ist die Zahl ihrer Kirchen, Klöster, Schulen und andrer religiösen Anstalten geradezu erstaunlich. In jeder Stadt finden wir unter den schönsten Gebäuden diejenigen, die der katholischen Kirche gehören; sie sind in den besten Lagen errichtet, zeichnen sich nicht nur durch praktische, sondern auch durch künstlerische Eigenschaften aus, und die schönste Zierde sogar der weltberühmten Fifth Avenue, der Straße der Millionäre in New York, ist die St. Patricks Kathedrale. Und was noch schöner, ist die Geschichte dieser Kirche, die vom Fundament bis zur Turmspitze aus den Pfennigbeiträgen der Armen erbaut worden.

Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten erhält sich ganz und gar aus eignen Mitteln; Kirchen und Schulen werden aus freien Beiträgen errichtet, und aus freien Beiträgen werden die Kosten für Priester und Lehrer gedeckt. Das Band zwischen Kirche und Haus beruht auf den gesundesten Prinzipien: jede katholische Familie in Amerika betrachtet ihr Kirchspiel und dessen religiöse Arbeit bis zu einem gewissen Grade als eigne Sache. Und dasselbe herzliche Verhältnis besteht zwischen dem Staat und der Kirche: sie blicken aufeinander als gute Freunde. Die Kirche schätzt die Freiheit, die von seiten der Regierung ihr gewährt wird; und der Staat hinwiederum erkennt mit Dankbarkeit die großen Dienste an, die die katholische Kirche für das allgemeine Wohl des Landes geleistet hat.

Bevor ich Washington verließ, hatte ich eine sehr genußreiche Unterhaltung mit dem Präsidenten Roosevelt, die mir meinen Besuch im Weißen Hause für immer denkwürdig macht. Das Gebäude an sich schon stellt ein glänzendes Blatt der Geschichte dar; man kann sagen, es sei der Eckstein im Aufbau der neuen Nation: sein erster Bewohner war Washington.

Für das Haupt einer Nation mag es nicht gerade ein prächtiger Bau sein; aber in seiner Einfachheit macht es einen tiefern Eindruck, als wenn es ein prunkender Palast wäre; und wenn es dem Reichtum und der Macht der Vereinigten Staaten, wie sie jetzt sind, nicht mehr entspricht, so ist es in seiner edlen Reinheit eine schöne Illustration der ursprünglichen Ideale, welche die Nation beseelten und zu ihrer Unabhängigkeit führten.

Mr. Theodor Roosevelt hat eben seine zweite Amtsperiode begonnen und wird, zur allgemeinen Befriedigung, weitere vier Jahre in den historischen Mauern residieren. Ein ausgezeichneter Staatsmann, ist er zugleich ein vollendeter Wirt; er empfängt mit großer Herzlichkeit, hat die gefälligsten Manieren und besitzt in hohem Grade die Gabe der Unterhaltung. Er spricht mit bewundernswerter Geläufigkeit und geht bereitwillig nicht nur auf allgemeine Gegenstände, sondern auch auf solche ein, die ihm besonders am Herzen liegen. Und wenn er auf seine Lieblingsansichten für die höhere Entwicklung seines Landes und sein Bestreben zu reden kommt, den moralischen Stand seiner Nation mehr und mehr zu heben, dann wird er immer wärmer

und seine Beredsamkeit immer bilderreicher. Aber der Schlüssel zu seiner Macht liegt, um es noch einmal zu betonen, in der Wahrhaftigkeit seines Gemüts und der Aufrichtigkeit, mit der er von seinen Meinungen und Grundsätzen überzeugt ist. Er ist ein großer Enthusiast, und durch seinen Enthusiasmus überzeugt er auch seine Zuhörer und reißt sie mit sich fort.

Unsre Unterhaltung bezog sich zumeist auf die Lage der arbeitenden Klassen, auf landwirtschaftliche und industrielle Tätigkeit, auf die Auswanderung usw. Bei jeder dieser Fragen zeigte Mr. Roosevelt neben der tiefen Einsicht in den Gegenstand auch den heißen Wunsch, so viel es in seiner Macht steht, die Dinge zu bessern.

Auch über Erziehung sprachen wir. Mr. Roosevelt schien vollkommen einzusehen, welche zweifelhafte Resultate im allgemeinen erzielt werden, wenn der öffentliche Unterricht nicht durch moralische Erziehung unterstützt wird. Alle diese Gedanken über Volksmoral, Familienbande und religiöse Pflichten hatte er während der wenigen vorangegangenen Wochen in seinen öffentlichen Reden mit noch größerer Bestimmtheit und mehr Nachdruck ausgeführt. Er ist offenbar überzeugt, daß nationales Gedeihen nicht durch harte Arbeit allein erreicht werden kann, sondern vor allem dadurch, daß die Bevölkerung gesittet sei; daß Macht und Größe am sichersten auf einem geordneten Familienleben ruhen; und wenn Präsident Roosevelts Reden nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern in der ganzen Welt populär sind, so verdanken sie das, sollte ich denken, mehr noch als ihren rhetorischen Vorzügen, ihrem innern Wert. Schließlich sind die schönsten Reden doch diejenigen, die weiser, edler und besser machen, wie es mehr ist, ein durchaus guter Mann zu sein, als einfach ein berühmter Mann.

Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath.

Ihre freundschaftlichen, ihre dichterischen Beziehungen und ihr Briefwechsel[1]).

Von

Dr. **H. Gerstenberg** in Hamburg.

Mit Fug und Recht werden die Namen Hoffmanns von Fallersleben und Ferd. Freiligraths so oft in einem Atem genannt. Denn beide gehören in der Tat zusammen. Als echte deutsche Männer haben sie sich in gleicher Liebe und gleichem Hasse gefunden, als freie Dichter haben sie ihre gute Waffe, das streitbare Lied, im Dienste der gemeinsamen Sache kräftig geführt, als treue Freunde haben sie trotz jahrzehntelanger Trennung fest aneinander gehalten.

Neben äußeren und inneren Verschiedenheiten erscheint in dem Wesen und Geschicke beider Dichter mancher verwandte Zug, mancher Berührungspunkt. Beide sind der niederdeutschen Erde entsprossen, an der sie mit heißer Liebe zeitlebens hingen. Hoffmann ist um zwölf Jahre älter, er stammt noch aus dem 18. Jahrhundert; aber während er die Freiheitskriege schon als denkender, begeisterungsfähiger Jüngling erlebt, bildet doch auch bei Freiligrath der Durchzug der preußischen Reiter und der Kosaken durch Detmold im Jahre

[1]) Literatur:

Hoffmanns von Fallersleben Gesammelte Werke. Bd. I—VIII. Berlin 1890—1893.

Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann v. Fallersleben. Bd. I—VI. Hannover 1868.

F. Freiligraths gesammelte Dichtungen. Bd. I—VI. Fünfte Auflage. Stuttgart 1886.

F. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Bd. I, II. Lahr 1882.

Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. Bd. I: Deutsche Dichtercharaktere. Stuttgart 1879.

1815 eine der früheſten und bedeutendſten Kindheitserinnerungen. Beide werden auf dem Gymnaſium tüchtige Lateiner und Griechen, ſchon in den Schuljahren regt ſich aber auch in ihnen der Drang nach eignen dichteriſchen Verſuchen. Dann freilich beſchreitet beider Entwicklung zunächſt völlig verſchiedene Bahnen. Hoffmann beſucht die Lateinſchule bis zu ihrem Abſchluß und hierauf die Univerſität, um ſich dem gelehrten Berufe zu widmen; Freiligrath hingegen bricht den Schulbeſuch ab und tritt ſofort ins praktiſche Leben ein, um Kaufmann zu werden. Und wie ihre Berufe, ſo ſind ihre geiſtigen Intereſſen und Neigungen, ihre Vorbilder und ihre eignen Dichtungen völlig verſchieden. Die Liebe zu allem, was deutſch heißt und iſt, führt Hoffmann zur Germaniſtik, zum Durchforſchen der altdeutſchen Literatur, auf deren Gebiete er ein glücklicher Finder und Sammler geworden iſt, und beſonders zur gründlichen Kenntnis des Volksliedes, das ihm für ſein eigenes Dichten vorbildlich wird.

Auch Freiligrath, deſſen reicher Geiſt im Kaufmannsberufe keine befriedigende Nahrung findet, wendet ſich den Studien über Volkspoeſie zu und ſucht während ſeines Aufenthalts in Amſterdam nach alten holländiſchen Volksliedern, wodurch er, wohl zum erſten Male, auf den Herausgeber der „Horae belgicae“ aufmerkſam wird. Ja, es fehlte nicht viel, ſo hätten ſich beide Männer im Jahre 1836 im Hauſe des deutſchen Buchhändlers Johannes Müller in Amſterdam, den Hoffmann auf ſeinen Reiſen nach Holland wiederholt beſuchte und bei dem Freiligrath viel verkehrte, getroffen und kennen gelernt. In einem Briefe Freiligraths vom 12. Dezember 1836 an Guſtav Schwab heißt es: „Buchhändler Müller ſchreibt mir, daß Hoffmann im September acht Tage lang in Amſterdam ſich aufgehalten hat — hätte ich das voraus gewußt, ich wäre wahrlich das Vierteljahr länger dort geblieben und hätte mit ihm für Uhland geſucht.“ Aber trotz dieſer den Hoffmannſchen verwandten Neigungen fühlt ſich Freiligrath viel mehr durch die modernen ausländiſchen Dichter, vor allem durch Victor Hugo und Robert Burns, angezogen und gefeſſelt. Sein erſtes ſelbſtändig erſchienenes Werk iſt eine Überſetzung der Oden und Gedichte V. Hugos (1836). Der Einfluß der franzöſiſchen und engliſchen Lyriker auf ſeine eigenen dichteriſchen Schöpfungen iſt unverkennbar. So zieht Hoffmann aus dem heimiſchen Boden, Freiligrath aus fremdländiſchem die Nahrung und Kraft für ſeine Lyrik.

Zu Ausgang des vierten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts werden beide Dichter allgemeiner bekannt, Hoffmann durch ſeine beiden Gedichtſammlungen (1827 und 1834) nur langſam; Freiligrath hingegen iſt durch die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte (1838) mit einem Schlage der Lieblingslyriker weiter Kreiſe. Hoffmanns Ruf in ganz Deutſchland wurde erſt durch ſeine „Unpolitiſchen Lieder“ (1840—41) begründet. Die damalige Lyrik beider weiſt nur wenig Berührungspunkte, aber um ſo mehr Unterſchiede auf. Die Verſchiedenheit ihrer Stoffe liegt auf der Hand. In Hoffmanns, dem Volksliede nahe verwandten Liedern, beſonders im Kinder-, Liebes- und Vaterlandsliede, ſpiegelt ſich getreulich deutſches Volks- und Gemütsleben, aus deſſen reiner Quelle er unmittelbar trinkt. Bei Freiligrath treten die volkstümlichen

Stoffe, die nicht völlig fehlen, hinter den exotischen zurück, die ihm, der aus Büchern schöpft, seine glühende Phantasie lebhaft vergegenwärtigt. Hoffmann bevorzugt das Gemütliche, Sinnige, Freiligrath das Gegenständliche, eine Situation oder ein Bild. Daher neigt jener mehr zur reinen Lyrik, dieser zur lyrischen Erzählung mit epischen Bestandteilen. Bei Hoffmann finden wir ferner gemüt- und humorvolle Darstellung in schlichtem, natürlichem Ausdruck, bei Freiligrath mehr große Leidenschaft und Glut in volltönender, oft prunkvoller Sprache, doch frei von Phrase. Im Reime herrscht bei Hoffmann Einfachheit, wir möchten sagen, Bescheidenheit, bei Freiligrath Wucht und Bevorzugung des Auffallenden, ja Grellen. So trägt Hoffmanns Lyrik nach Inhalt und Form das Gepräge schlichten, deutschen Wesens, Freiligrath hingegen neigt bei größerer dichterischer Gestaltungskraft entschieden zum Fremden hin.

Auch die Weiterentwicklung beider während der ersten Jahre des fünften Jahrzehnts scheint sich in entgegengesetzter Richtung zu vollziehen. Während Hoffmann 1840 und 1841 mit seinen „Unpolitischen Liedern" auf den Plan tritt und somit seine Muse in den Dienst der politischen Kämpfe stellt, prägt Freiligrath im November 1841 das vielgenannte, an Goethes „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied" erinnernde Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei —

das ihm Herweghs Angriff zuzog:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?

Um Neujahr 1842 erhielt bekanntlich Freiligrath von Friedrich Wilhelm IV. ein Jahresgehalt, an das sich die Aussicht auf gelegentliche Versorgung durch ein Amt knüpfte; im April desselben Jahres wurde Hoffmann von seinem akademischen Lehramte suspendiert und ging seiner Absetzung entgegen. Aus jenen Tagen, vom 3. Mai 1842, stammt Hoffmanns Lied „Naturpoesie" (erschienen in den „Deutschen Liedern aus der Schweiz" 1843; vgl. Ges. W. IV, 278), das sich zweifellos gegen Freiligrath und seine exotische Lyrik wendet. Die beiden ersten Strophen lauten:

O wie lieblich läßt sich träumen!
Lieder wehen aus den Lüften,
Lieder säuseln aus den Bäumen,
Aus der Blumen süßen Düften.
Aber Vetter Michel bleibet
Nur bei Raffs Naturgeschichte,
Holt sich daraus Stoff und schreibet
Große deutsche Prachtgedichte.

O wie fröhlich läßt sich singen,
Wenn die Nachtigallen schlagen,
Trost dem deutschen Herzen bringen
In des Frühlings lichten Tagen!

Vetter Michel will nur singen,
Was die Elefanten machen,
Wie die Leu'n und Tiger springen
Und die Paviane lachen.

Auch durch das am 9. Juni 1843 entstandene Lied „Schweigethaler" (erschienen in den „Deutschen Salonliedern" 1844; vgl. G. W. IV, 301) mit dem Anfange: „Wollt' ein König mir doch geben Pension" konnte sich Freiligrath, der es im Sommer 1843 aus des Dichters Munde kennen lernte, getroffen fühlen, obwohl es schwerlich allein gegen ihn gemünzt war, sondern wie andre ähnliche Lieder Hoffmanns allgemein die Abhängigkeit des Dichters vom Fürsten und Hofe geißelte.

Da fand am 16. August 1843 die erste Begegnung beider Dichter im Hause des bekannten Buchhändlers Karl Bädeker in Koblenz statt; an sie schloß sich jene „Nacht im Riesen" und der Besuch Hoffmanns in Freiligraths Heim in St. Goar, wo er auch Geibel kennen lernte. Hoffmann erzählt diese Begebnisse (in M. L. IV, 66 ff.) mit anschaulicher Ausführlichkeit. Daß Freiligrath in der Tat von dieser Begegnung durchaus befriedigt gewesen ist, beweisen seine Worte im Briefe an K. Buchner vom 24. August 1843 (Buchner II, 73): „Auch Hoffmanns Bekanntschaft ist mir lieb und hocherfreulich gewesen. Wir haben uns bald verstanden, und sein Vorsatz, wieder herkommen zu wollen, ist mir Bürge, daß auch er sich wohl und zu Hause hier gefühlt hat."

Allerdings wurde es zunächst durchaus noch nicht offenkundig, daß Freiligrath ins Lager der politischen Opposition abgeschwenkt war und, seinen früheren Standpunkt verlassend, sogar zum politischen Liede seine Leier stimmte. Wurde doch selbst Hoffmann damals an der Aufrichtigkeit von Freiligraths Freundschaft und Gesinnungswechsel wieder irre!

Die „Rhein- und Moselzeitung" enthielt unter dem 31. August eine kurze Nachricht aus Koblenz, in der die Zufälligkeit und Harmlosigkeit des Zusammentreffens beider Dichter geflissentlich hervorgehoben wurde. „Es ist ein gutes Zeichen unsrer politischen Fortbildung," so schloß der Artikel, „wenn ausgezeichnete Männer, von verschiedener Gesinnung über Fragen des öffentlichen Lebens, dennoch im Privatleben sich freundlich die Hand bieten, wie dies in England schon längst zu geschehen pflegt." Der Artikel verriet offenkundig das Bestreben, Freiligrath von einem Makel, der auf ihn infolge seiner Begegnung mit Hoffmann fallen könnte, reinzuwaschen. Darüber war natürlich die liberale Presse empört. Die „Mannheimer Abendzeitung" vom 5. September 1843 brachte eine ziemlich gallige Erwiderung, in der es heißt: „Herr F. Freiligrath scheint einer solchen Advokatur zu bedürfen, damit man höchsten Ortes nicht übel deute, daß er es gewagt, mit dem abgesetzten Breslauer Professor zu verkehren." Am Schlusse wird Freiligrath die Pistole auf die Brust gesetzt: er soll sich über den Artikel der „Rhein- und Moselzeitung" öffentlich erklären. Da Hoffmann in jenen Tagen des Septembers selbst in Mannheim weilt und zu den dortigen Liberalen und ihrer Zeitung enge Beziehungen hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er, an Freiligrath

zweifelnd, hinter diesem Artikel steht. Auch die „Sächsischen Vaterlandsblätter", die damals wiederholt sehr warm für Hoffmann eingetreten sind, bringen am 19. September 1843 über die Berichtigung der „Rhein- und Moselzeitung" die spöttische Bemerkung: „Zu solchen Entschuldigungen führen 300 Thaler Gnadengehalt."

Allen diesen Anzapfungen gegenüber schwieg Freiligrath. So erklärt sich Hoffmanns Angriff gegen ihn im „Liede eines pensionierten Poeten" vom 3. Mai 1844 (erschienen unmittelbar darauf im „Maitrank"; vgl. G. W. IV, 320):

Was brauch' ich jetzt noch Freiheit?
Was brauch' ich's Vaterland?
Hab' ich doch dreihundert Thaler
Gutes preußisch Courant.

Willkommen, Bruder Geibel!
Und Bruder Freiligrath!
Und du lieber Bruder Kopisch!
Ich bin euer Kamerad.

Diese und ähnliche Verdächtigungen und Vorwürfe gegen Freiligrath sind ungerechtfertigt. Schon im Herbst 1843 hatte er neue, ungehörte Töne angeschlagen und vollendete in demselben Monate, in dem Hoffmann sein eben erwähntes Lied dichtete, in stiller Zurückgezogenheit zu Aßmannshausen sein „Glaubensbekenntnis", dessen Druck er von Kronthal im Taunus aus, wo er elf Sommerwochen zur Kur lebte, leitete. Am 3. Juli 1844 traf er in Mainz zum ersten Male wieder mit Hoffmann zusammen, und konnte ihn von der Aufrichtigkeit seines Gesinnungswechsels überzeugen. Da Hoffmann in den nächsten vier Wochen ebenfalls eine Kur in dem benachbarten Bade Soden durchmachte, so bot sich für die Dichter reiche Gelegenheit zu häufigem Verkehre und gegenseitiger Aussprache. Daraus erwuchs jene innige Freundschaft, die beide für ihr ferneres Leben verbunden hat. Am 1. August begrüßte Hoffmann den Freund mit dem Liede „Willkommen im Freien!" (erschienen in den „Hoffmannschen Tropfen" 1845; vgl. G. W. IV, 347), dessen Schlußstrophe lautet:

Sing fort, o freier Vogel,
Dein Lied im Freiheitston!
Der stumme Dank des Volkes
Ist mehr als Königslohn.

Interessant für Hoffmanns Verhältnis zu Freiligrath ist folgende Stelle aus einem Briefe an seinen mecklenburgischen Freund Rudolf Müller vom 25. August 1844:

„Ich habe es nie mit Personen zu thun. Die Sache, der ich mein bestes Sein, meine ganze Thatkraft gewidmet, ist die große Sache der Zeit und des Vaterlandes, ist mehr und verlangt mehr als eine Rücksicht auf Personen, auf Einzelwesen, ein Schonen philisterhafter Erbärmlichkeiten und Lumpereien . . . Ich unterscheide überall den Menschen von seinem Stande und Staatsberufe, die Sache von der Person. Freiligrath hatte mich nie beleidigt. Ich haßte ihn nie, aber ich haßte in ihm seine Richtung und das Anlehnen an Leute, die Feinde meiner Sache sind, und darum darf es keinen wundern, daß es von ihm in meinem Liede heißt: ‚Willkommen Bruder Geibel! Und Bruder Freiligrath!' In Mainz fanden wir uns jetzt wieder bei einem Freunde. Ich hatte eine Stunde vorher erfahren, daß er ein ganz anderer seit Jahr und Tag geworden sei und es nächstens sogar öffentlich zeigen würde, daß er ganz zu uns gehöre. Von dem Augenblicke an waren wir die

besten Freunde. Wir sahen uns dann später oft, in Soden, wo ich, und in Kronthal, wo er die Cur gebrauchte. Ich habe es ihm bald gesagt, daß wieder ein Lied von mir gegen ihn losgelassen wäre — er konnte darüber nicht weiter böse sein. Ließe ich es *jetzt* drucken, dürfte er mich eines persönlichen Angriffes anklagen."

Ende des Sommers 1844 erschien dann das „Glaubensbekenntnis", nachdem dessen Sänger, um unliebsamen Folgen aus dem Wege zu gehen, für sich die Verbannung gewählt hatte. Das vorletzte Gedicht dieses Kriegsrufes, im Mai 1844 entstanden, ist „An Hoffmann von Fallersleben" gerichtet, mit dem bekannten Anfange:

Jetzo, wo die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen:
Wo der Rhein mit vollerm Schall
Braust auf seinen Wegen:
Wo die Dämpfer wieder ziehn;
Wo die grünen Reben,
Wo die Blumen wieder blühn: —
Jetzt auf einmal eben

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich Alles wußte,
Bis ich Deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Die nähere Bekanntschaft mit Hoffmann in Kronthal veranlaßte den Dichter, wie Buchner berichtet, die scharfen Stellen des Liedes, die Hoffmanns Neigung zu kleinlicher Krittelei rügten, zu streichen.

Ein solches „Glaubensbekenntnis" aus dem Munde eines Freiligrath wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel und war für viele seiner Freunde und Verehrer eine unerklärliche und höchst schmerzliche Erkenntnis. Trat er doch mit seinen Kampfliedern an die Spitze der politischen Sänger jener Tage, an Wucht und Leidenschaftlichkeit keinem nachstehend, an revolutionärer Gesinnung Hoffmann bald weit überholend. Wie war das möglich bei einem Dichter, dessen Phantasie bisher in den fernen Tropen geschwelgt hatte! Das mußte der böse Hoffmann angestiftet haben, und der arme Freiligrath war der Verführte! Dies erschien als einzig mögliche Erklärung für die unbegreifliche Tatsache, daß der Lieblingslyriker seiner Zeit von seiner hohen Warte auf die Warte der Partei — und welcher Partei! — niedergestiegen war und auf sein königliches Jahrgehalt verzichtet hatte. — Seit jenem Sommer 1844 erbt sich bis in unsre Tage die Auffassung fort, daß Hoffmann der Verführer und Freiligrath der Verführte sei. Selbst Adolf Bartels spricht noch in seiner Literaturgeschichte von den „Überredungskünsten" Hoffmanns und der „Bekehrung" Freiligraths durch diesen. Mag Freiligrath in seinem Vorworte zum „Glaubensbekenntnisse" offen bekennen, daß die schmerzliche Enttäuschung der letzten Jahre (der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV., die so viele Hoffnungen betrogen) auch ihn in die Reihen der Opposition ge-

trieben hat, mag er in einem Briefe vom 18. August 1844[1]) versichern, „daß das ‚Glaubensbekenntnis' ein aus innerem Drange hervorgegangenes Werk, daß es eine Notwendigkeit ist, der ich ohne Widerstreben folgen mußte," mag er beteuern (Buchner II, 31), daß der 16. September 1842, der Tag seiner Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV. und dem Erzherzog Johann von Österreich, ihn zum Demokraten gemacht hat, mag Buchner vermittelst verschiedner brieflicher Äußerungen Freiligraths aus der Zeit vor jenem 16. August 1843 den Nachweis führen, daß sich Freiligraths Umwandlung ganz allmählich und ohne äußere Einflüsse innerlich vollzogen hat: das Märchen von der Bekehrung Freiligraths durch Hoffmann wird noch heutigen Tages gläubig nacherzählt[2]).

Freiligraths nur scheinbar plötzlicher Gesinnungswechsel erklärt sich aus einem tieferen Wandel, den er schon Ende der dreißiger Jahre durchgemacht hat: aus dem Wiedererwachen des deutschen Heimatsgefühls in ihm. Dieses Gefühl, das noch dem im Sommer 1832 entstandenen Gedichte „Die Auswanderer" zugrunde liegt, ist während der nächsten Jahre in Freiligrath vor andern Eindrücken zurückgetreten, regt sich aber wieder noch während seines Aufenthalts in Amsterdam (1836), wie Strodtmann nachweist. Mit der damaligen Rückkehr in die deutsche Heimat steigt seine Liebe zu ihr, und in demselben Jahre, in dem Hoffmann jubelt: „Deutsche Worte hör' ich wieder," singt Freiligrath in seinem „Malerischen und romantischen Westfalen" (1839):

Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein Anderer, und doch derselbe!

So spinnen sich unsichtbare Fäden zwischen Freiligrath und dem Sänger von „Deutschland über Alles!"

Auch das Interesse an den politischen Zeitfragen entsteht damals in Freiligrath und wächst langsam und stetig. Je mehr er in diesen Jahren ausreift und sich zu einer klaren Lebensanschauung durchringt, um so entschiedener lenkt er, vielleicht zunächst ohne sich dessen klar bewußt zu sein, in freiheitliche Bahnen. Dem Tage, den er als den eigentlichen Wendepunkt seiner politischen Gesinnung bezeichnet, liegt die Entstehung des Gedichts „Ein Flecken am Rhein" nahe, in dem er ausruft:

Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen —

und in der Antwort an Herwegh, „Ein Brief aus dem Januar 1843", klagt er um die durch dessen Vorgehen gefährdete Freiheit:

Dir folgt, wie plumpen Schnittern,
Ein Rauschen, hörbar kaum;
Das ist der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!

---

[1]) Von Hoffmann abgedruckt in „Meinem Leben", Bd. IV, S. 173; ähnlich in einem Briefe vom 11. Dezember 1844 bei Buchner, Bd. II, S. 134.

[2]) Zu vergleichen ist ein interessanter Brief Hoffmanns an seinen Neffen Adolf zum Berge, den dieser in seinem anonymen Aufsatz „Freiligrath und Hoffmann v. F." in der „Gartenlaube" 1867, Nr. 37, S. 584–586, mitgeteilt hat.

Der Knospen und der Triebe,
Die freudig ihn geschmückt!
Die, ach, mit Einem Hiebe
Du alle fast geknickt!

So erscheint uns Freiligraths politische Lyrik nicht als ein aufgepfropftes Reis, sondern als etwas Stammechtes, natürlich Gewachsenes, und es wird Zeit, daß das Märchen von Hoffmanns „Überredungskünsten" endgültig aus den Literaturgeschichten verschwindet.

Mit Freiligraths Abreise von Soden (August 1844) beginnt der Briefwechsel zwischen beiden Dichtern, der leider durch ein unaufgeklärtes Mißgeschick nicht mehr ganz erhalten ist. Dreizehn Briefe Hoffmanns — man darf annehmen, daß diese Sammlung vollständig ist — sind aus Freiligraths Nachlasse in den Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar übergegangen, dessen Direktor, Herr Geheimrat Suphan, ihre Benutzung und erstmalige Veröffentlichung gütigst gestattet hat. Von den Briefen Freiligraths liegen handschriftlich im Nachlasse Hoffmanns, der sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, nur drei Originalbriefe und die von Hoffmann selbst angefertigte Abschrift eines Teils eines vierten Briefes vor, die von Dr. G. Manz in der „Unterhaltungsbeilage zur Täglichen Rundschau" (1904, Nr. 94 vom 22. April) veröffentlicht sind. Ferner hat schon Buchner drei andre Briefe Freiligraths mitgeteilt und berichtet, daß ihm für sein Freiligrath-Werk neun Briefe an Hoffmann zugänglich gewesen sind. Daß die vier auf der Berliner Bibliothek erhaltenen Originalbriefe Freiligraths einen Teil der neun von Buchner benutzten bilden, ist unwahrscheinlich. Der Briefwechsel wird auch von seiten Freiligraths aus dreizehn Nummern bestanden haben, von denen die neun, die Buchner vorgelegen haben, vorläufig als verloren gelten müssen.

Beide Freunde waren in den ersten zehn Jahren ihres Briefwechsels infolge ihrer politischen Gesinnung und Tätigkeit den Behörden verdächtig und wurden polizeilich überwacht. Schon wer mit Freiligrath in persönlichen Verkehr trat, mußte, wie Strodtmann an sich selbst erfahren hat, befürchten, die Augen der Polizei auf sich zu lenken. Da von dieser auch das Briefgeheimnis gefährdet erschien, so haben beide Dichter, wie sich an mehreren der erhaltenen Briefe feststellen läßt, die Vorsicht angewendet, sich ihre Briefe unter Deckadressen oder unter Abkürzung ihrer Namensunterschrift zuzusenden. Vielleicht ist durch diesen Umstand der Verlust der neun Freiligrath-Briefe zu erklären.

Die Briefe umspannen die Zeit von 1844—1869, deren weitaus größten Teil Freiligrath im Auslande zugebracht hat. Nur 1848—1851 weilte er in Deutschland, am Rhein. Damals haben sich die beiden Freunde wiederholt, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiedergesehen. Auch Hoffmanns junge Frau Ida hat Freiligrath kennen gelernt und ist ihr, wie wir gelegentlichen Bemerkungen entnehmen dürfen, nahe getreten. Hoffmann schloß 1849 seine Wanderzeit durch seine Heirat ab, wohnte 1849—1851 in Bingerbrück, bis 1854 in Neuwied, hierauf bis 1860 in Weimar; erst dann fand er in Schloß Corvey an der Weser den Ruhehafen nach langer, wechselreicher, oft stürmischer Lebensfahrt. Dies vorausgeschickt, mögen nunmehr die beiden Dichter zu Worte kommen!

1. Freiligrath an Hoffmann.

(Höfliche Bemerkung Hoffmanns über den Empfang des Briefes: „Geisenheim 20. August 1844.“)

Lieber Hoffmann!

Von Gepäck behindert und durch die Zeit beschränkt, können wir leider nicht mehr zu Geisenheim aussteigen, um Dir und den verehrten Dreselsleuten[1]) noch einmal persönlich Lebewohl zu sagen. Doch wollen wir nicht vorüberfahren, ohne wenigsten einen schriftlichen Gruß abzugeben! Leb' wohl, lieber, theurer Hoffmann! Gott mit Dir und Deinem Streben! Auf Wiedersehn!

Ich bin, im Gewühl und Wirrwarr der Reise, zu unruhig und zu wenig gesammelt, um Dir eben jetzt Alles sagen und ausdrücken zu können, was mir das Herz bewegt. Wozu helfen auch die lumpigen Buchstaben? Davon kannst Du überzeugt sein, daß ich Dich liebe und Dir Freund bin ohne Wandel und ohne Wanken. Unser Abschied in Soden, mit Deinem lieben Liede und dem unerwarteten, mich momentan fast bewältigenden Smollis, hat mich tief bewegt und erschüttert. Ich kam mit nassen Augen in Höchst an, und war doch in mir selbst froh und glücklich. Meine Frau, die Gute, Klare, verstand mich.

In kurzer Zeit wirst Du mehr von mir hören. Ich hoffe, daß Alles gut gehen, und daß man namentlich auch von liberaler Seite die Ehrlichkeit und Reinheit meiner Motive nicht verkennen wird. Aber vielleicht wird es doch Noth thun, daß Männer von bereits erprobter und anerkannter Tüchtigkeit zu einem richtigen Urtheile den Ton angeben. Und da wollte ich Dich fragen, ob Du es erlaubst, daß ich Dein Lied an mich[2]), zu der Zeit, welche mir die richtige scheint, im Feuilleton der Köln. Zeitung drucken lasse? Ich würde Dir's Dank wissen! Schreib' mir, wo möglich umgehend, mit zwei Worten Deine Meinung nach Köln, Adr. M. Du Mont-Schauberg. Ich gehe, eh' ich von Köln nach Ostende rutsche, erst auf zwei Tage zu meinen Verwandten in Westfalen, und finde dann, wenn ich zu DuMont komme, Deinen Brief vor.

Und nun Lebewohl, lieber Hoffmann! Ich denke, wir haben uns nun erkannt, und verlieren uns fortan nimmer!

Wie froh bin ich, daß wir, als „arme Spittelleute“ in Soden und Kronthal „so viel zu thun hatten!“[3])

Grüße sämtliche Dresels, Damen und Herren, auf's herzlichste von mir und meiner Frau. Vor Allem drücke dem trefflichen Vater warm und innig für mich die treue deutsche Hand! Ida dankt Dir nochmals für alle Blumensträuße[4]), und abonnirt für künftigen Sommer, wo wir auch sein mögen, auf neue.

Ich komme aber gar nicht zum Ende. Hol' der Teufel das Geschwätz! Gott mit Dir! Halt' mich lieb!

In alle Wege Dein ohne Wandel

Mainz, 19. August 44. F. Freiligrath.

---

[1]) Karl Dresel in Geisenheim, in dessen Familie Hoffmann damals Aufnahme fand, und den auch Freiligrath in Soden kennen gelernt hatte.

[2]) „Willkommen im Freien!“

[3]) Anspielung auf Hoffmanns Lied:

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun! (G. W. III, 124.)

[4]) Es war eine Liebhaberei und Geschicklichkeit Hoffmanns, der ein großer Blumenfreund war, aus selbstgepflückten Blumen Sträußchen zu winden, die er gern als kleine Aufmerksamkeit seinen Freundinnen verehrte.

2. Hoffmann an Freiligrath.

(Briefadresse nur: „Für Freiligrath." Der Brief ist also durch Vermittelung an Freiligrath gegangen.)

Geisenheim, 20. Aug. 44.

Ganz einverstanden, l. F.! füg nur noch die Überschrift hinzu: „Willkommen im Freien!" Ich glaube, sie ist der Censur wegen ganz gut. Doch überlasse ich Dir ganz eine passender scheinende zu wählen. Ich habe auch eine Melodie gefunden, eine hübsche Volksweise. Füg die beiden Anfangszeilen ebenfalls hinzu, weil sie zugleich als Motto gelten können;

Melodie: Mein Schatz, ich hab' es erfahren,
Daß Du willst scheiden von mir.

Veranlasse Deinen Buchhändler, für Deine Rechnung 50 Exemplare Deiner politischen Gedichte zum Buchhändlerpreise an mich hieher zu senden unter Adresse: „Herrn Dresel und Sohn in Geisenheim," NB. sobald sie erschienen sind. Das Geld werde ich Dir noch vor Michaelis zahlen, weil ich hoffe, daß ich bis dahin alle untergebracht habe.

Es wäre gut, wenn Du Dir hier eine kleine Niederlage anlegtest, weil man ja nicht wissen kann, wie der Teufel in Mainz sein Spiel treibt. Von hier aus würde Dir Karl Dresel beliebige Sendungen an Deine Freunde und Bekannten machen. Überleg Dir die Sache! ich halte es unter den gegenwärtigen Umständen für sehr zweckmäßig.

Wir müssen doch endlich einmal practisch werden! Die Vergangenheit gab und die Gegenwart giebt uns so schöne Lehren und wir wollen uns immer noch nicht daran kehren. In meinen Buchhändlercontracten bedinge ich mir immer aus, daß mir jedes Exemplar, welches ich selbst vom Buchhändler beziehe, zu 33 $^1/_3$ % abgelassen wird. Hast Du das nicht gethan, so ist es ein Fehler, den vielleicht aber die Gutmüthigkeit des Verlegers wieder gut macht.

Heutiges Tages ist es nicht genug, daß man für das Volk schreibt und dichtet, man muß auch seine eigenen Sachen noch an den Mann zu bringen wissen. Die Censur ist noch zu umgehen, aber die Polizei leider nicht. Die Polizei schnüffelt in jedem Laden und confisciert frisch darauf los. Hat doch sogar neulich in Mannheim die Mauth, die nichts mit der Polizei zu schaffen hat, das Polizeiamt geübt und 100 Salonlieder angehalten und mit Beschlag belegt. Wenn auch der Buchhändler, der jetzt die Mauth verklagt hat, seinen Prozeß gewinnt, so ist die schöne Zeit zum Lesen und Singen unterdessen verloren gegangen. Wir dürfen dem Feinde auch nicht einen Finger breit abtreten.

Ich dichte jetzt fleißig wieder, seit ich neue hübsche Volksweisen gewonnen habe. Ich behandele die neuesten Tagesfragen und Ereignisse: den ungenähten Rock Christi, die Unterofficiere als Landschulmeister, das Schlagen der Soldaten, das Briefverbrechen pp.[1]).

---

[1]) Diese vier Stoffe behandelte Hoffmann in den Gedichten:

„Ein Pröbchen englischer Freiheit." („Von Freiheit singst du groß und breit") vom 13. August 1844;

„Nützliche Vorkehrung." („Wir sprangen hoch vor lauter Freude") vom 14. August 1844;

„Wallfahrtslied zum heil. ungenähten Rock." („Werft fort, werft fort, die Bibel fort") vom 18. August 1844;

„Die Emancipation des Kriegers." („Wir sind seit hundert Jahren") vom 19. August 1844.

Sämtliche vier Gedichte sind in den „Hoffmannschen Tropfen" (Zürich und Winterthur 1844) veröffentlicht, wegen ihres geringen Wertes aber nicht in die G. W. aufgenommen worden.

Das letzte Lied sende doch an Howitt. Ich ließ es zum Einrücken in die Kölner Zeitung abgehen, es scheint aber von der Censur gestrichen zu sein. Laß es Dir von Dumont geben!

Karl Dresel schreibt eben an seinen Schwager Julius Meyer, der jetzt auf Holte wohnt; er meldet ihm, daß Du in seine Gegend kommst, besuche ihn doch ja!!! er ist vom größten Einflusse auf die Liberalen der ganzen Gegend.

Ich bleibe vorläufig hier, weil mir das Wetter zum Weiterreisen denn doch zu schlecht ist. Ich bin ziemlich fleißig. Ich lese jetzt die Schriften von J. Weitzel für mein großes politisches Vademecum.

Vielleicht gehe ich später nach Westphalen, wenn die Luft rein ist. Die große Theilnahme der Polizei ist mir doch etwas lästig.

Leb recht wohl! und sei frohes Muthes! Deiner lieben Frau meine herzlichsten Grüße!

Nur todt anders H. v. F.

N. S.

Frau von Stael sagt mir eben: En Allemagne tout ce passe en théorie. — Celui qui ne s'occupe pas de l'univers en Allemagne, n'a vraiment rien à faire.

3. Hoffmann an Freiligrath.

Geisenheim, 1. Dec. 44.

L. F.

Schon in Rom erfuhr ich, daß Deine Zeitgedichte erschienen seien. Meine Bekannten wunderten sich, ich nicht. Ich hätte ja das mir zugedachte Exemplar schon mit auf die Reise nehmen können, es war das erste gebundene. Als ich in Zürich war, Mitte Octobers, ging der Lärm los. Dein Buch mußte gewaltiges Aufsehen machen, da man auf jeder Seite darüber verwundert und überrascht war. Mich freut, daß die Presse sich im Ganzen gut benahm. Der Rhein. Beobachter ist vielleicht das einzige Blatt gewesen, welches Deine Gesinnung angegriffen und verdächtigt hat. Aber darüber wollen wir uns trösten. Wenn behauptet wird: so lange jemand eine Pension bezog, war er ein bedeutendes poetisches Talent, und nachdem er die Pension aufgiebt, ist er weder ein Talent noch ein selbständiger Charakter — so müssen wir uns freuen, daß unsere Feinde so lächerlich und abgeschmackt sind. Dein Buch hat seine Früchte getragen und wird noch mehr tragen.

Ob Deine Person in Preußen gefährdet ist, kann ich vorläufig nicht berichten. Ich bin schon seit einem halben Jahre dem Norden fern und weiß nicht, wie weit der Polizeistaat vorgeschritten ist. Ich würde mir in Deiner Lage jedenfalls sicheres Geleit verschaffen. Sobald ich etwas Näheres höre, melde ich es Dir. Übrigens glaube ich, daß Du unangefochten in allen sonstigen Bundesstaaten leben kannst, und ich wünsche, daß Du Dich in künftigem Jahre zur Heimkehr entschließest. Du wirst bald selbst einsehen, daß sich vom Auslande aus gar nicht wirken läßt. Ebendarum mag ich nicht einmal einen uitstap nach den Niederlanden machen. Ich will die Leiden und Freuden meines Vaterlandes theilen so lange als sich meine persönliche Sicherheit behaupten läßt.

Wenn Du nach Gent kommst, besuch Willems, Mitglied der Brüss. Akademie und directeur de l'enregistrement. Wenn seine Sammlung flamänd. Volkslieder erschienen ist, so besorg mir ein Exemplar. —

So weit hatte ich geschrieben und konnte nicht weiter: der Kopf war mir ganz eingenommen, ich fühlte mich an allen Gliedern gelähmt. Ein starkes Schnupfenfieber war in vollem Anmarsch. Das Schlimmste habe ich hoffentlich überstanden. Es ist heute nun der 4. Dec. und ich will den begonnenen Brief suchen zu vollenden.

Wir haben heute seit langer Zeit den ersten heiteren Wintertag, reinen Himmel, Sonnenschein, nur 3 Grad Kälte. Der Rhein mit seinen drübigen Bergen zeigt

sich gar „prächtig". Es sieht sich gar lustig an. Ich bin um Mittag draußen gewesen und habe in der schönen Aussicht das Frankf. Journal gelesen und im Garten die letzten Blumen zu einem Sträußchen gewunden. Jetzt sitze ich daheim und freue mich, daß ich wieder einigermaßen lebe. Auch freut mich, daß es im Vaterlande rings umher ziemlich lebendig ist. Das geharnischte Sendschreiben des kathol. Priesters Joh. Ronge an den Bischof Arnoldi zu Trier wegen des ungenähten Rocks bewegt alle Köpfe und Herzen. Auch wir sind thätig und bereiten eine Dankadresse vor. Wie hübsch, wenn etwas der Art auch in Brüssel geschähe[1])! Die Université libre und die Freimaurer dürften nur aufmerksam gemacht werden. Versuch's! Ich habe eben in die Schweiz geschrieben, daß man auch von dort aus sich für Ronge vernehmen läßt. Was könnte jetzt auch für uns Belgien sein, wenn es nicht so verflucht pfäffisch wäre! Ich habe gar keine Freude mehr an dem Lande, das ich einst so lieb hatte. Ich habe meine Studien für seine Sprache und Litteratur mit dem 7. Theile der Horae belgicae wol aufgegeben und werde alle meine niederl. Werke, Samml. und Pergament- und Papierhandschriften verkaufen. Ich stehe mit der Berliner Bibliothek seit Jahr und Tag in Unterhandlung.

Kennst Du den Dr. Wolf? Er soll in Köln leben, war aber früher in Belgien und hat sich dort mit vlaemscher Sprache beschäftigt. Ich höre, er ist verlobt mit der Plönnies, die neulich vlaemsche Gedichte übersetzt hat.

Glaubst Du, daß sich Belgien jemals Deutschland nähern wird? Ich glaube es nicht. Die Leute sind zu französisch, wissen nichts, gar nichts, ganz und gar nichts, weniger als nichts von Deutschland! Großer Gott, und sie wollen nichts lernen! Wie leicht wäre es für sie, wenigstens deutsch zu verstehen. Es sind halt Franzosen. Auf die musicalischen Wettkämpfe gebe ich gar nichts. Man kann bei der größten Unwissenheit für Musik Empfänglichkeit haben und Liebe an den Tag legen. Mir kommen die Geschichten vor, als ob sich die Belgier und die Achener und Kölner hätten Complimente machen wollen.

Kennst Du Reiffenberg, Baron, Oberbibliothecar und Vielschreiber? Er kann kein Wort deutsch.

Oken meinte neulich, es sei doch hübsch, wenn ich wieder eine Professur annähme; eine regelmäßige Thätigkeit mit einem bestimmten Wirkungskreise, eine gesicherte Lage pp. müsse mir doch wünschenswerth sein, Belgien oder die Schweiz dürfte dazu Gelegenheit geben. Ich antwortete ihm: ich theile die Freuden und Leiden meines Vaterlandes, und werde es gerade jetzt nie verlassen, wenn ich nicht vertrieben werde. Es ist eigen, daß sich Leute, die man doch gar nicht zu den Philistern rechnen mag, gar nicht denken können, daß man nichts sein will und mag! Das Streben in Deutschland, auch äußerlich etwas zu sein, hat schon manchen edlen Menschen verdorben, manches Talent gemeinen Zwecken hingeopfert, und richtet täglich noch Unheil an. Ein Volk von unabhängigen Menschen müßte Gewaltiges wirken, aber unser Volk von geistreichen, gelehrten und wohlhabenden Bedienten — es ist ein Jammer! Jeder tüchtige Mensch sollte sich schämen, dieser deutschen Nationalität zu huldigen. Ich freue mich, daß Du weißt, daß Deine Hand ebenso gut Gedichte schreiben kann, als Rechnungen und Handlungsbriefe, und daß Dich dies Bewußtsein mehr adelt als ein Orden pour le mérite Friedensklasse, wovor wir beide sicher sind. Deiner lieben Frau meine herzlichsten Grüße.

H. v. F.

Briefe für mich besorgen Victor und Theodor von Zabern[2]).

---

[1]) Freiligrath hielt sich damals (Winter 1844) vorübergehend in Brüssel auf, bevor er nach Baden übersiedelte.

[2]) Buchhandlung in Mainz.

4. Hoffmann an Freiligrath.

Geisenheim 29. Nov. 46.

Lieber Freiligrath!

„Fortsetzung folgt" dachte ich mir, als ich Dich scheiden sah. Aber leider läßt die Fortsetzung lange auf sich warten oder kommt am Ende — nie. Wäre unser Leben in Kronthal und in Soden wie ein schlechtes Buch gewesen, das Schicksal hätte gewiß längst eine Fortsetzung zum Besten gegeben, das Schlechte läßt nie lange auf sich warten.

Ich las dieser Tage Joh. Weitzels Rheinreise und darin: „In dem Menschen ist nichts ewig als der Schmerz. Er wird mit dem Wunsche geboren, begleitet den Besitz und überlebt den Verlust." Und das fühle ich und fühlte ich oft — mein Leben ist ein ewiges Abschiednehmen. Ich schwimme am Strande umher; eine Welle wirft mich dann wol an ein blumiges Ufer, und ich habe kaum Zeit mich daran zu freuen und zu laben, so kommt eine andere Welle und wirft mich schadenfroh wieder in die Brandung zurück.

Ich hatte Dir mal nach Brüssel geschrieben. Der Brief ist wol nie in Deine Hände gekommen. Ich weiß nur noch, daß ich mich freute über ein Wort, das Du nach Mainz geschrieben haben solltest: „ich kann immer wieder Kaufmann werden, das habe ich gelernt."

Ich kann leider weiter nichts mehr werden: mein Leben war abgeschlossen, als ich den unglückseligen Gelehrten-Beruf wählte, einen Beruf, der auch ohne politische Mißliebigkeit und Verfolgung mich nicht einmal so weit brachte, daß ich mir einen eigenen Heerd gründen und eine heitere Zukunft hoffen konnte. Das deutsche Gelehrtenthum ist selbst unter günstigen Verhältnissen nur immer ein glänzendes Elend, reich an Hoffnungen, noch reicher an Entbehrungen und Bedürfnissen aller Art. Ich stieg zu der höchsten Höhe, die ein deutscher Gelehrter erreichen kann, ich war Professor ordinarius, und fiel wieder herab und wurde nur glücklicher dadurch, nachdem ich Amt und Gehalt verloren hatte. Nun lebe ich freilich frei von amtlichen Beziehungen, von jedem Staatszwange, aber bin abhängig geworden von der Güte meiner Freunde, denn auf eigene Hand vermag ich nicht zu leben. Ob ich mich wieder emancipieren werde und dabei dann eben so sorgenfrei wie jetzt leben kann, ich weiß es wahrlich nicht. Mit Schriftstellerei bringe ich es nicht zu Wege. Ein Capital von 10,000 Thaler wäre dazu nöthig, das mir im besten Falle 500 Thaler abwürfe, und das läßt sich von unser einem in Deutschland schwer erwerben. Meine Bibliothek habe ich zu 2000 Thaler ausgeboten. Wenn mir aber auch diese Summe zukommt, so fehlt mir an den 10,000 Thalern noch sehr viel. Da bin ich nun eben diesen Augenblick auf einen Gedanken gekommen, der mir ein unabhängiges Dasein gründen kann. Ich will nach Newyork gehen und den dortigen Deutschen öffentliche Vorlesungen über deutsche Litteratur bis auf die neueste Zeit halten. Ich brauche dazu nur meine alten Hefte fortzusetzen und zu ergänzen und werde dann Belege sammeln und die neuesten Hülfsmittel durchstudieren. Das kann in den nächsten drei Vierteljahren geschehen. Dann will ich den Winter 47 in Frankfurt meine Weisheit auskramen. Dadurch hoffe ich so viel Geld einzunehmen, daß ich meinen Plan weiter zu verfolgen im Stande bin. Ich lerne unterdessen englisch, halte mich zwei Sommermonate 48. in London auf, um mich in der Sprache zu vervollkommnen und gehe nach Newyork.

Wie gefällt Dir dieser Lebens- und Reiseplan? Ich hörte gern Deine ausführliche unumwundene Meinung darüber!

Sollte ich bis dahin meine Bibliothek noch nicht verkauft haben, so würde ich persönlich in London den Verkauf betreiben und Du könntest mir dann durch Deine ausgebreiteten Bekanntschaften mit den Lords des Landes wichtige Dienste leisten[1]).

[1]) Dazu am Rande: „Schreib mir doch auch über das Leben der Deutschen in London, über Deinen Verkehr, Deine litt. Arbeiten und den Londoner Communismus ꝛc.!"

Haſt Du den Katalog meiner Bibliothek ſchon zu Geſicht bekommen? Er iſt dieſen Sommer erſchienen: Bibliotheca Hoffmanni Fallerslebensis. Leipzig 1846. 8°. Ich habe hier einige Exemplare und kann Dir eins ſchicken, wenn Du mir nur den Weg angeben willſt, auf welchem es am beſten an Dich gelangen kann. Schücking habe ich gebeten, Dir vorläufig eine Anzeige aus der Kölner Zeitung mitzutheilen. Wenn Du die Kölner Zeit. dort habhaft werden kannſt, ſo findeſt Du die Anzeige in Nr. 307 vom 3. November.

Nun noch Einiges über meine Irrfahrten, ſeit wir uns nicht mehr geſehen haben. Ende Auguſts 44. ging ich mit dem Grafſchaftsbeſitzer Tenge (Schwiegervater von Karl Dreſel) nach Italien. Ich ging über den Splügen nach Mailand, von da an der Küſte entlang: Genua, Livorno, Civitavecchia nach Rom. Den 1. Oct. trafen wir in Florenz ein und kehrten an den Apenninen entlang über Piſa nach Livorno, Genua und Mailand zurück. Ich blieb dann den Vorwinter in Zürich, war ſpäter im Badenſchen und im Rheingau und zu Weihnachten wieder in Meklenburg. Im Sommer 45 beſuchte ich Hamburg und das Nordſeebad Cuxhaven. Meine Freunde lockten mich ins Land Hadeln, ich war ganz vergnügt dort drittehalb Wochen und wurde dann von der hannöv. Regierung ausgewieſen. Ich beſuchte das Itzehoer Sängerfeſt und blieb wieder einige Zeit in Hamburg. Darauf machte ich eine Reiſe durch Schleswig und Holſtein. Zu Anfang des Jahres 46. holte ich meine Bibliothek aus der Nähe Berlins, beſuchte Glaßbrenner in Neuſtrelitz und einige Freunde im öſtlichen Meklenburg und blieb dann bis zum Mai in Holdorf. Den 6. Mai ging ich nach Hamburg, beſuchte meine Hadeler Freunde in Cuxhaven und reiſte mit ihnen nach Meklenburg. Seit dem 16. Juni war ich in Althaldensleben bei Phil. Nathuſius, ſeit dem 25. Juli bei ſeinem Bruder Wilhelm in Königsborn. Ich ging dann in der Mitte Auguſt's über Leipzig nach Braunſchweig. Hier ſah ich meine beiden Schweſtern und ihre Kinder; ich hatte ſie dahin beſcheiden müſſen, weil ich das Hannöverſche, worin ſie wohnen, nicht berühren darf. In Holzminden war ich bei meinen alten Univerſitäts-Freunden Steinacker (Präſident der braunſchw. Kammer) und Dauber. Darauf lebte ich 3 Wochen im Lippiſchen (eine Zeitlang in Barkhauſen, einige Tage in Detmold), 3 Wochen an der Ruhr u. 3 auf Haus Roland bei Düſſeldorf. Seit dem 2. Nov. bin ich wieder in meinem geliebten Geiſenheim bei Karl Dreſel, der Dich mit den Deinigen herzlich grüßt. In Hallgarten beſuchte ich neulich Vater Itzſtein. Er hat mich zu ſich nach Mannheim eingeladen. So werde ich denn wohl den Winter nicht nach Meklenburg, wo ich jetzt Bürgerrecht beſitze (ich habe nämlich die Ehre nicht mehr Preuße zu ſein), wandern.

Leb nun recht wohl und grüße Deine liebe Frau herzlichſt von

Deinem H. v. F.

Adreſſe: Dreſel und Sohn Geiſenheim im Rheingau.

Schreib mir recht bald! morgen ſchon — das wäre **prächtig!**

5. Hoffmann an Freiligrath.

Geiſenheim Aſchermittwoch 1847.
(17. Febr.)

Lieber Freiligrath!

Den 29. Nov. v. J. hatte ich Dir von hier aus geſchrieben. Haſt Du dieſen Brief nicht bekommen? Es ließe ſich ſchon denken, daß er unterſchlagen wäre.

Es beſchäftigte mich eben damals ein Plan, den ich, wenn auch nicht ſo, wie ich dachte, doch noch einmal ausführe: nämlich in Nordamerica Vorleſungen zu halten über deutſche Literaturgeſchichte. In meinem Novemberbriefe fragte ich um Deinen Rath.

Ferner bat ich Dich, die Aufmerksamkeit der Engländer auf meine Bibliothek zu lenken.

Jetzt sende ich Dir durch Gustav Dresel, den Texas-Vereins-Agenten für Galveston, meinen Katalog. Sei so gut, übersetze die Vorrede und mach auf den Inhalt aufmerksam. Durch Deine vielen Freunde und Bekannte kannst Du vielleicht recht bald ein für mich günstiges Ergebniß herbeiführen.

Meine Bibliothek steht jetzt in einer kleinen Stadt Meklenburgs, Brüel; ich habe sie dort bei einem Apotheker eingemiethet und bezahle außer der Miethe für sie noch jährlich Brandcassengelder. Nicht allein daß ich die Zinsen daran verliere, muß ich auch noch diese jährlichen Unkosten tragen. Es wäre mir lieb, wenn ich einem Mylord diesen schönen Besitz gegen etwelche ℔ abtreten könnte! Je mehr je lieber — also nicht wie jener Kaufmann sagte: an jedem ℔ Butter einen Schilling Schaden, aber — die Masse muß es bringen.

Wenn Du Gebote bekommst, so schreib sie mir und bemerke auf dem Briefumschlag nur: Herrn Dresel und Sohn
Geisenheim im Rheingau,
dann bekommt Alles sicher Dein Dich herzlich grüßender
H. v. F.

6. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 6. Dec. 1849,
4 Uhr Nachmitt.

Lieber F.

Ich bin am 30. v. M. Mittags 1 Uhr wohl und munter hier angekommen [1]). Es war eine sehr langweilige, mitunter gefahrvolle Fahrt. In Windhorst stürzten uns drei Pferde und von St. Goar ab hatten wir einen kollrigen (simpeln) Gaul, der uns viel zu schaffen machte. Ich zog wohlgemuth in meine 4 Wände ein. So etwas war mir noch nie vorgekommen. Ich fand 3 leere Bettstellen, 2 Tische, 1 Dutzend Stühle und 2 kalte Öfen. Nach wenigen Stunden war ein Bette herbeigeschafft, beide Öfen wurden geheizt und ich schlug meine Bude auf — wie ein Jahrmarktsreisender. Die Tage darauf kaufte ich ein und kaufte und kaufte so lange, bis ich denn endlich heute für meine Person so eingerichtet bin, daß ich ganz gut lebe. Von meinem Arbeitstische aus sehe ich links die Nahe hinab auf den Niederwald mit Ehrenfels und Rossel, gerade vor mir auf Bingen und rechts auf die Klapp, Bingerbrücke und ins Nahethal. Alles sehr hübsch. Was einmal schön ist, bleibt unter allen Wandelungen schön. Du würdest Dich freuen, wenn Du Alles das im Schnee von der Abend- und Morgensonne beleuchtet sähest.

An meine Frau schrieb ich von hier aus einen sehr langen Brief, worauf ich sie von Deinem Arbeitstische aus hingewiesen hatte. Sie hat mir noch nicht geantwortet und ich weiß nun gar nicht, ob sie noch bei ihren Eltern weilt oder bereits unterwegs ist. Sollte sie dieser Tage in Köln eintreffen, so bitte ich Dich, sie zu bestimmen, sofort mit dem Dampfschiffe hieherzukommen. Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du vorher bei J. F. Hellmers und Söhne (Traßburgergasse 20.) anfragen wolltest, ob unsere Kisten bei ihnen eingetroffen sind. Sollten sie da sein, so bitte dies Haus, mir die Kisten per Dampfboot zu senden. Der Centner per Achse kostet von Köln hieher 1 Thaler 10 Sgr., per Dampf aber nur 9 Sgr. 6 Pf. Ich würde mir viele Kosten ersparen. Sollte meine Frau eintreffen, wenn die Dampfschiffahrt wieder aufgehört hat, so sorg dafür, daß sie mit ihrer Schwester

[1]) Auf der Reise nach Bingerbrück kehrte Hoffmann am 29. November auf einige Stunden bei Freiligrath in Köln ein. Dieser schenkte ihm seine Übersetzung von Shakespeares „Venus und Adonis", die damals erschienen war (Düsseldorf, Schaub. 1849).

einen Cabrioletplatz im Postwagen (also Nr. 5 und 6) erhält. Im Wagen selbst ist es vor Qualm und Gestank, wenn des Nachts die Fenster zufrieren, kaum auszuhalten. Es wäre also *wol* gut, wenn sie sich zeitig nach einem solchen Platz umsähen. Da die meisten Passagiere die Bonner Eisenbahn benutzen, so läßt sich, wenn man *früh* zur Post geht, schon ein Cabrioletplatz beschaffen.

Deinen Adonis habe ich in Angriff genommen. Ich muß Dir unverholen gestehen, daß ich höchlich überrascht worden bin über Deine natürliche Sprache, man glaubt oft, daß es gar keine Übersetzung ist, so schön liest sich Alles weg. Das Buch wird bei allen Shakespeares Freunden und den Deinigen groß Glück machen.

Daß Freiherr von Reden ebenfalls bei Euler[1]) wohnt, wußte ich noch nicht, als ich bei Dir war. Er hatte hier im zweiten Stock schon 8 Wochen mit Frau, Kindern und Dienstboten gewohnt. Seine Frau ist sehr musikalisch und eine famose Sängerin und dabei wie ich allgemein höre höchst liebenswürdig. Reden ist seit August auf Wartegeld gesetzt, er war früher geh. Oberlegationsrath im Manteuff. Ministerium! Jetzt lebt er mit den Seinigen in Frankfurt.

Waldecks Freisprechung haben wir heute mit Jubel begrüßt.

Itzstein's Sache steht gut, obschon er selbst vor einigen Wochen fliehen mußte. Die badische Regierung hat bereits zweimal das Carlsruher Stadtamt aufgefordert, entweder die Verfolgung Itzsteins und die Beschlagnahme seiner Sachen in Mannheim aufzuheben oder die Anklage *besser* zu begründen. Glücklicherweise kann man aber *nichts* begründen.

Solltest Du einen billigen Flügel wissen, so mach meine Frau darauf aufmerksam. Der hiesige Eulersche wird nichts taugen.

Ich verspüre seit 8 Tagen einen so gewaltigen Arbeitstrieb, daß ich mich gar wenig nach geselligem Verkehr sehne. Sind nun erst die meinigen da, so werde ich mich ganz aufs Haus beschränken und mich für den Winter einspinnen.

Du würdest mich jedoch sehr erfreuen, wenn Du mitunter ein flüchtiges Blatt Deinem harrenden Freunde sendetest. Damit niemand dahinter kommt, so schreib: Herrn Christian Euler in Bingerbrück mit einem X hinter Bingerbrück, oder mach einen Umschlag. Ich werde dagegen meine Briefe durch Euler adressieren lassen, der hat eine gar hübsche Kaufmannshand.

Noch eins. Das bleibt aber unter uns. Man geht in Bingen damit um, die Zukunft Deiner Familie zu sichern. Die Sache ist bereits in einem Vereine, dem auch Euler angehört zur Sprache gekommen und wird wol später verwirklicht werden. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Es ist doch noch viel Gutes und Edles im Volke, was kein Teufel, selbst kein — teufel[2]) todt machen kann.

1000 herzliche Grüße den lieben Deinigen von Deinem H. v. F.

7. Freiligrath an Hoffmann.

Köln, 12. Dec. 1849.

Deine Wohnung muß nach Deiner Beschreibung reizend gelegen sein, und es ist rechtschaffen von Dir, daß Du Deine Thätigkeit in ihr gleich mit der Lectüre von „Venus und Adonis" begonnen hast. Die Übersetzung ist allerdings fürtrefflich, doch wird eine 2te Auflage immer noch Anlaß zu einigen Verbesserungen geben, namentlich in den ersten 68 Stanzen, die (schon vor 10 bis 12 Jahren gearbeitet) nicht überall so treu sind, wie ich wohl wünschte, daß sie es wären.

Den Rest (Stanze 69 bis 199), welchen ich theils im Februar, theils im Juli und August dieses Jahres übersetzte, wirst Du bei einer gelegentlichen Vergleichung mit dem Original eben so wohllautend, dabei aber meistens weit wortgetreuer, als

[1]) Der Hauswirt Hoffmanns in Bingerbrück.

[2]) Statt der ersten Silbe „Man" hat Hoffmann ein Männchen hingemalt.

jene ersten 68 Stanzen finden. Man macht doch auch im Technischen Fortschritte. Scheller drängte mich zu sehr mit dem Manuscript, überdies lag meine Frau in den Wochen und die Scharlachfieberzeit begann, sonst hätt' ich das Ding schon in der ersten Auflage möglichst makellos gemacht. Nun soll's in der zweiten geschehen. Was bleibt einem im Augenblick übrig, als solche Bosselei?

Die Nachricht, man gehe in Bingen damit um, die Zukunft meiner Familie zu sichern, war mir, der ich im Fall meines Todes so gut wie nichts hinterlasse und die Existenz der Meinigen nur gesichert sehe, so lang ich gesund und am Leben bin, wohlthuend und erfreulich. Nur ist die Sache eigentlich zu erfreulich, als daß ich sie schon glauben oder wenigstens als etwas Gewisses annehmen könnte. Wir wollen sehen, was wird. Eventuell würde ich mich nicht schämen, einen Theil dessen, was ich dem Volke mit freudigem Bewußtsein im Exil, wie im Kerker geopfert habe, für meine Kinder und mein Weib aus den Händen des Volkes zurückzuempfangen.

8. Freiligrath an Hoffmann.

Köln, 17. Decbr. 1849.

Unseliger,

der Du, als eine männliche Ariadne, verlassen dasitzest auf dem Naxos Deiner Bingerbrücke und wahrscheinlich, leider! auch schon dahin gekommen bist, Bacchum den Thyrsusschwinger als letzten Retter und Tröster liebend zu umfangen!

Soweit die Anrede! Und nun, auf daß der Freudenspender vom Indus (oder sein Stellvertreter an Rhein und Nahe, der Herr Soherr) die Arbeit des Tröstens fortan nimmer allein zu versehen habe, die wahrhaftige Versicherung, daß die Mitgift wohlbehalten hier eingetroffen ist und sich, in Erwartung der Frau, gestern und heute weiblich auf dem Zollamte ennuyirt hat.

Denn allerdings — die Frau ist noch im weiten Felde und scheint die mütterlichen Laren den Deinigen (oder vielmehr ihren eigenen) auf schier ungehorsame Weise beharrlich vorzuziehen. Nach Deinem vorletzten Briefe hatte ich sie wenigstens gestern mit ziemlicher Bestimmtheit erwartet und mich deßwegen einem früheren Engagement (einer Tour nach Bonn) pflichtschuldigst entzogen — wer aber bis zur Stunde, Montag Nachmittag, weder gekommen ist noch geschrieben hat, das ist die gnädige Frau von Fallersleben. Fast glaube ich, das Töchterchen läßt sich jetzt auch noch die Christbescherung zu Hause gefallen, und der mit Recht unwillige Eheherr wird höchstens in der letzten Woche des alten Jahrs dazu kommen, mit dem allerdings nötig scheinenden Geschäfte der Dressur und Erziehung einen ernstlichen Anfang zu machen.

Scherz bei Seite — Deine Sachen, wie mir Hellmers und Söhne bei der Abgabe Deines Briefes heute sagten, sind wirklich hier, und so wird das saumselige Gespons ja auch wohl bald folgen. Es ist nur schlimm, daß wir nicht wissen, *wann* das sein wird. Ginge noch längere Zeit damit hin, so wäre es wohl gerathen, die Kisten, bei dem augenblicklich wieder offenen Wasser, sofort dem Dampfschiff zu übergeben. Im andern Fall könnten sie natürlich immerhin ein paar Tage bis zum Eintreffen Deiner Frau hier liegen bleiben und dann gemeinschaftlich mit ihr weiterreisen. Zum Glück ist das Wetter im Augenblick so weich und milde, daß ein plötzliches Umschlagen in Frost nicht zu befürchten scheint . . .

Der Titel Deines Anekdotenbuches[1]) will mir nicht *ganz* gefallen. Vielleicht fällt Dir noch ein prägnanterer ein. Willst Du nicht einmal den Versuch machen, ob sich mit Rütten-Löwenthal (Frankfurt würde Dir wegen der Nähe bequem sein) keine Geschäfte machen lassen?

[1]) Gemeint ist „Das Parlament zu Schnappel" (Bingerbrück 1850, Selbstverlag), dem Hoffmann ursprünglich den Titel „Die lustige Gartengesellschaft" oder „Der Nationalclub" geben wollte.

Nun Adieu für heute, armer Ariadnerich (oder auch Richterich)![1]) Iß gut und trink gut, dahingegen sorge auch, daß Dir an Deiner Nachtruhe nichts abgeht.

Ich grüße Dich mit meiner Frau herzlich, und bin (von meinem an den Schreibtisch verlangenden Stammhalter hart bedrängt) Dein F. Fth.

9. Freiligrath an Hoffmann.

(Der Briefumschlag mit genauer Adresse und dem Poststempel „Coeln 23/3" befindet sich bei den Handschriften auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Das Siegel ist mit anderm Siegellack überklebt und daher nicht deutlich; daneben ist über den zusammengefalteten Umschlag geschrieben: „Ein schlechtes Plaisir!" Es scheint, als ob der Brief (polizeilich?) geöffnet und wieder geschlossen worden ist. — Daß der Brief bei Buchner II, 230 nicht vollständig abgedruckt ist, ergibt sich aus M. L. V, 107 und aus dem Briefe 13. An beiden Orten führt Hoffmann eine Stelle des Briefes an, die bei Buchner fehlt, in M. L. ausführlicher, indem er am Schlusse des Zitats hinzufügt: „man sieht Dich, wenn man es liest; man hört Dich sprechen. Ich kann genau die Stellen bezeichnen, wo Du mit den Augen zwinkerst, wo Du Deinen Nachbar in die Rippen stößest oder ihn in den Schenkel kneifst."

Köln, 23. März 50.

Edler Freund,

(wo öffnet sich dem Frieden ect.) — ich hätte Dir allerdings längst schreiben sollen, aber ich bin faul von Gottes Gnaden, habe dazu auch wirklich viel Arbeit, Unruhe und gelegentlichst selbst Sorge gehabt, und erscheine somit zur Genüge gerechtfertigt.

Aber, liebster Hoffmann, wie kannst Du, — aber sehr geehrte Frau Ida Hoffmann, geborene von Fallersleben, wie können Sie mein neuliches Ausbleiben so arg schelten? Sind denn nicht Sie, Frau Ida zum Bergen, geborene Hoffmann, eine ärgere Ausbleiberin, als ich je ein Ausbleiber war — sind Sie nicht ein Muster alles Warten- und Zappelnlassens? Und dürfen Sie darum den Stab mit mir brechen? Und Dich, mein Freund, hätte ich nach der Geduldprobe des vorigen Decembers auch für ruhiger und weiser gehalten. Wofür heißt man Dich denn Hoff- und Harrmann? Ist nicht das Harren Dein Beruf (wozu Dich Gott im Himmel schuf) und mußt Du Dich nicht darin fügen, auch ohne zum Narren zu werden?

Spaß bei Seite, es war damals doch recht dumm von mir, daß ich nicht vollends bis Bingen ging. Hätte ich auch nur ahnen können, daß Ihr „was auf mich gemacht" hättet — Du Gedichte und Deine Frau Braten! Die Sache ging so zu. Ich war allerdings bis Boppard gedampft, um dort ein mir empfohlenes Quartier in Augenschein zu nehmen. Es entsprach leider meinen Wünschen und Bedürfnissen nicht. Nun wäre freilich nichts einfacher und natürlicher gewesen, als weiter zu fahren nach Bingen. Aber der Tag war rauh und kalt, dazu hatte mich die einstweilige Fehlsreise verstimmt, und endlich zog es mich alten Esel mit einem wahren Heimweh nach Hause. Ich kam noch am selben Abend wieder hier an, nach gerade 24stündiger Abwesenheit, und bin noch jetzt froh darüber, da ich meine Älteste am Croup schwer erkrankt und meine Frau bekümmert und erschöpft fand. Die Kleine ist seitdem, Gottlob, vollständig wieder genesen — an jenem Tage schwebte sie aber in Lebensgefahr. Ich kann mich, will ich meinem Herzen und meinen Besorgnissen folgen, eigentlich gar nicht mehr von den Meinen trennen.

Seitdem bin ich nun auch zweimal am Siebengebirge (Godesberg, Plittersdorf, Mehlem, Rolandeck, Königswinter, Honnef) herumgestiegen, aber auch ohne eigentliches Resultat. Eine einzige Wohnung, hübsch und wunderschön gelegen, aber doch auch

[1]) Anspielung darauf, daß Hoffmanns Frau Ida geb. zum Berge seine Nichte war.

nicht ohne Aber (da sie zu Königswinter in Einer Reihe mit den großen Gasthöfen, zu sehr à la portée de chacun ist) könnte uns gefallen, und wir sollen weitern Bescheid darüber hören. Möglich also, daß wir uns dort ansiedeln, möglich auch nicht. Im letzten Falle hol' ich Euern Braten doch wahrscheinlich noch nach. Ich möchte nicht gern aus dem Preußischen heraus, da ich hier Staatsangehöriger (d. h. als solcher Anerkannter) bin, und danach respectirt werden muß, während mich die „Ausländer" ad libitum ausweisen können. O rara temporum felicitas!

Einstweilen aber den herzlichsten Dank für Eure freundlichen Einladungen und (ohne Spaß) die angelegentlichsten Entschuldigungen namentlich der bratenden Hausfrau gegenüber. Ich hoffe, ihrer Bratkunst sicher noch einmal die gebührende Ehre erweisen und mich alsdann im strictesten Wortsinn, aus ihrer Ungunst herausbeißen zu können.

Wie hat denn der Wahlsieg der Sozialisten bei Euch eingeschlagen? Donnerwetter, das war doch einmal ein Blitz, der in die Zukunft hineinleuchtete! Ja, es wird noch Alles gut werden! Aber erst, wenn in Frankreich die rothe Republik gesiegt hat, wie sie denn unfehlbar siegen wird!

10. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 15. April 1850.

Bon Soir!

Den ganzen Morgen habe ich mich mit buchhändlerischen Handtierungen befassen müssen und nun geht es wieder von vorn an. Euler meldet mir eben, daß er eine gute Gelegenheit nach Köln hat und so schicke ich Dir denn die zweite und dritte Lieferung gut geholländert

à 10 Sgr., das macht also	3 Thaler	10 Sgr.	
davon ab 33 1/3 % für dich:	1 Thaler	3 Sgr.	4 Pf.
bleibt also mir	2 Thaler	6 Sgr.	8 Pf.

Richtig gerechnet. Diese Summe schreib mir gut. . . .

Sorg nun für eine Besprechung des Parlaments, oder, was mir freilich sehr lieb wäre, mach selbst eine. Ich hoffe, Du wirst Anlaß genug dazu finden. Lies erst den Schluß und dann fang mit dem Dinstag an!

Euler eult und ich muß leider schon schließen, ich war so hübsch im Zuge.

Dein letzter Brief ist besorgt.

Tausend herzliche Grüße! Dein H. v. F.

Die Blumen von meiner Frau.

11. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 4. Mai 1850.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Guter Logau, Du hast nicht geahndet, daß die Kosacken an unsern Grenzen stehen und die Gagernmänner siegestrunken von Erfurter Schafmilch durch unsere Gauen spazieren. Es ist verflucht kalt! Gestern hatten wir Abends 10 1/2 Uhr nur 3° W.

Das Erfurter Parlament ist aufgelöst, ich wollte, meins würde es auch. Es geht damit nicht allein schlecht, sondern gar nicht. Um meine Auslagen zu decken, muß ich heute noch 111 Thaler einnehmen. Ach! wenn es Schoppen zu 6 ✕ oder Seidel zu 2 ✕ wären, dann machte ich wol demokratische Geschäfte! Das sagt meine Frau auch, die mich eben unterbricht und Euch einen recht herzlichen Gruß einflicht.

Wollteſt Du nicht ein paar Worte ſagen, wie Du bereits über das 1. Heft gethan[1]), nur ein paar Worte, auf daß die Philiſter lüſtern würden? Ein paar Worte von Dir genügen und Du ſollſt erleben, daß ein glänzender Erfolg meinen Wunſch rechtfertigt.

Schade, daß Du damals nicht zu uns kamſt! Alle meine Poeſien liegen nun druckfertig da und ich habe keine Luſt, ſie jemandem anzubieten, weil ich ſie erſt einem Freunde vorlegen möchte.

Könnten wir denn nicht irgendwo am Rhein, wenigſtens Einen Tag, beiſammen ſein? Ich will gern den größeren Weg daran wagen. Godesberg iſt mir nur gar zu weit!

Nun, wenn es nicht eher iſt, Ende Junis oder Julis gewiß, dann reiſe ich mit den Meinigen in die Heimath.

Schreib mir, wann Ihr aufs Land geht und was Du weiter beginnen wirſt. Euler wird Dir alles Übrige erzählen.

Unſere herzlichſten Grüße! Dein H. v. F.[2])

12. Freiligrath an Hoffmann.

Köln, 10. Mai 1850.

— Heute iſt hier meine Miethe abgelaufen — ich weiß aber noch nicht wohin. Zum Glück iſt die Wohnung noch nicht wieder vermiethet, ich kann alſo noch tagweiſe bleiben, bis wir endlich unſer Bündel ſchnüren.

Ich habe Dir früher geſchrieben, warum ich nicht an den Oberrhein zu ziehen wünſche. Nun hat ſich aber von Boppard (ſo hoch wäre ich allenfalls gegangen) bis Roisdorf abwärts nichts Paſſendes gefunden. Entweder hatte das Waſſer beim letzten Eisgange mannshoch in den Häuſern geſtanden, oder die Wohnungen waren zu klein reſp. zu groß, oder es fehlte an einem Hausgarten für die Kinder, oder die herrlichſte Ausſicht war durch eine ziegelrothe Scheune verbaut u. ſ. w. u. ſ. w. — Dabei dieſe Bigotterie, dieſes Schwarzweißthum, dieſe Unkultur allenthalben. Für einen Sommer ließe ſich's ertragen; wenn ich aber an Jahre denke (und wenn ich mit meinem ganzen Mobiliar, mit Bibliothek ect. ect. irgendwohin ſiedle, ſo kann es eben nur auf längere Zeit ſein), ſo ſehe ich ein, daß ein derartiges Leben, wenn auch meinetwegen in der herrlichſten Natur, eine Unmöglichkeit für mich geworden iſt. Ich habe den Rhein auf dieſen neuerlichen kleinen Entdeckungsreiſen erſt wieder kennen gelernt. Gräßliches Volk! Vielen Vermiethern war ich ſchon nicht recht, weil ich als Demokrat verabſcheut bin. Ich habe nun, da Köln mir auf keinen Fall konvenieren kann, die Abſicht, mich vor den Thoren Düſſeldorfs, in Derendorf oder Pempelfort, anzuſiedeln und werde morgen oder übermorgen auf Häuſerſchau hingehen. Dort ſind hübſche, in Gärten gelegene Häuſer (Immermann wohnte in einem ſolchen), die Gegend iſt nicht grandios, aber freundlich, meine Kinder haben friſche, geſunde Landluft, und mir ſelbſt liegt die Stadt mit ihren geiſtigen Reſſourcen, mit ihrem jetzt wieder friſcheren und auch politiſch geweckteren Künſtlerleben, mit manchem bewährten Freunde und mit einem anſtändigen Verleger nahe genug, um meine ländliche Einſamkeit zuweilen mit Genuß unterbrechen zu können.

Ein Angenehmes bietet der Niederrhein zudem: man iſt hier ſo dicht bei England und Amerika! Bei gewiſſen möglichen Wendungen immer höchſt angenehm!

---

[1]) In Hoffmanns Nachlaſſe findet ſich ein Zeitungsausſchnitt, zu dem er die Jahreszahl 1850 hinzugeſchrieben hat, der eine recht günſtige Beſprechung des „Parlaments zu Schnappel“ enthält. Dies könnte wohl die erwähnte Anzeige aus Freiligraths Feder ſein.

[2]) Unter den Schluß des Briefes iſt ein Zeitungsabſchnitt geklebt, der folgenden Text hat: „In der Gſelliusſchen Buchhandlung wurden heute 500 Exemplare des Freiligrathſchen ‚Ça ira!‘ confiſciert.“ Hoffmann hat handſchriftlich hinzugefügt: „5. März 1850“.

13. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 11. Mai 1850.

Du kennst die hübsche Geschichte! Zwei Väter trösten sich über den Verlust ihrer Söhne. Meiner, sagt der Eine, blieb an der Berezina. Und meiner, fährt der Andere fort, bei Düsseldorf. — Düsseldorf — ohch ne schöne Gegend! erwiedert der Erste.

Ich dachte früher auch viel an Düsseldorf und sah es mir daraufhin an. Es hat gewiß vor vielen Rheinstädten bedeutende Vorzüge und was unser einen leicht hinziehen kann, ist der Verkehr mit Künstlern. Ich habe meine schönsten Stunden mit Künstlern verlebt und habe gefunden, daß man dort noch am ersten Menschen findet. Aber der Niederrhein stieß mich ab — Alles was Du an Roisdorf—Boppard Schreckliches erlebt hast, sah ich und glaubte ich in D. zu sehen: widerwärtige Sprache, dumme Gesichter, viel Schmutz und Roheit. Alles das sehe ich hier nicht vor der ewig schönen Natur. Sonnenschein auf den Bergen, Glanz und Schimmer auf der Nahe zu meinen Füßen und eine schlagende Nachtigall in den Weidenbäumen. Und täglich etwas Neues und immer etwas Schönes wohin man geht und sieht! Es ist wahr, ich würde hier viel entbehren, wenn ich überhaupt etwas entbehren wollte, aber ich *will* nicht. Mir fehlt ein Instrument, mir fehlen Bücher, mir fehlen Menschen, mir fehlt Vieles, Vieles, aber — mir fehlt Nichts. Wir sind uns eben genug, beschränkt auf unsere Unterhaltung, unser Hauswesen und unsere Spaziergänge und der Abwechselung wegen schriftstellere ich „zum Spaß" (wie jener von seinem wohlhabenden Schwiegervater sagte: er verkauft Tuch zum Spaß) und hacke Holz.

Es ist übrigens gut, daß Du rasch ans Werk gegangen bist[1]). *Wohnen* muß ein Mensch, der Frau und Kinder hat. Der Umzug wird Dir viel Last und einigen Ärger obendrein machen. Aber Du hast ja Dampfschiffahrt und Eisenbahn und das kostet die kleine Strecke auch nicht die Welt.

Suche Dir eine Wohnung in der Nähe von Lessing[2]). Ich denke mir die Gegend am mindesten feucht, denn feucht ist doch wol die Stadt mit ihren nächsten Dörfern. Ich wollte, Du könntest dem Fahne Haus Roland abmiethen, das liegt hoch und doch geschützt mitten im Walde. Hast Du nicht an Ratingen gedacht und das nach der andern Seite liegende Städtchen an der Eisenbahn?

Nun, suche recht schnell zur Ruhe zu kommen und dann wohne Probe. Nach einem halben Jahre wirst Du uns sagen können, ob der Aufenthalt in D. angenehm und billig ist und dann, wenn Alles nach Deinen und unseren Wünschen ausfällt, wäre es nicht so unmöglich, daß ich alle meine Herrlichkeiten hier aufgäbe und Dir nachfolgte.

Daß mein armes Parlament unter Deinem Wohnungswechsel leiden muß, ist mir gar nicht recht. Mußt Du denn erst eine neue Wohnung haben, um *darüber* einige Worte zu sagen? Setz Dich hin und schreib ab was Du mir früher geschrieben hast und gieb das als *vermischte Nachricht sofort* der Westdeutschen Zeitung — wozu eine Recension? wozu die deutsche Gründlichkeit, die immer zu spät kommt und am Ende wegen der Länge doch nicht wirkt? Du schriebst mir und das war hübsch und genügend:

„Das Parlament zu Schnappel (der Titel ist jetzt vortrefflich) macht Dir Ehren und Andern Freude. Das Buch ist mehr als ein bloßes Vademecum: es hat auch ästhetisches und politisches Verdienst. Die Sonderung und Durchführung der erzählenden Charaktere ist Dir ausnehmend gelungen. Für Deine Freunde hat das Ding noch einen ganz besondern Werth: man sieht Dich, wenn man es liest; man hört Dich sprechen." [3])

---

[1]) Übersiedelung Freiligraths nach Bilk bei Düsseldorf.

[2]) Karl Friedrich Lessing, der berühmte Maler, nachmals Direktor der Karlsruher Galerie (gest. 1880).

[3]) Ausführlicher in „Mein Leben", Bd. V, S. 107; vgl. oben S. 239.

In einigen Tagen also schickst Du mir dies nebst dem Titel, der anbei als Umschlag erfolgt, gedruckt unter Kreuzband zu!

Große Ehre für mich, daß Du mein Schuldner bist, Du wirst mich also für 2.12.8 erkennen!

Die Meinigen grüßen mit mir Euch alle recht herzlich und freuen sich mit mir schon darauf Euch wohl und munter und zufrieden in Pempelfort zu besuchen!

Bon soir, Messieurs! H. v. F.

14. Freiligrath an Hoffmann.

(Erhalten in Abschrift von Hoffmanns Hand; ein Teil davon ist in der „Gartenlaube" 1867 veröffentlicht.)

Freiligrath 17. Juli 50 nach Bothfeld.

Das erste Heft von Schenckels Poeten ist soeben erschienen, und scheine ich nach dem beigegebenen Namensverzeichnisse das 2te eröffnen zu sollen. Wie Du mir sagtest, hast Du die biographischen Notizen über mich gelesen, und hieltest sie für richtig und genügend. Jedenfalls darf ich jetzt wohl hoffen, daß die lächerliche Mythe, als habest Du mich zum politischen Convertiten gemacht, nicht auch in diese neueste Anthologie Eingang gefunden hat. Herr Karl Gödeke ist simpel genug gewesen, sie dem ci-devant „Rheinischen Beobachter" nachzuerzählen. Perfider und gleichzeitig stupider ist noch wohl kein Gedicht von der Gegenpartei ausgebeutet worden, als jenes von mir Dir zugesungene.

15. Freiligrath an Hoffmann.

(Äußere Adresse: „Herrn Christian Euler Weinhandlung Bingerbrück bei Bingen." Der Brief ist sehr flüchtig geschrieben, manche Worte sind stark verkürzt.)[1]

Lieber Hoffmann,

Die Inlagen erklären Dir mein Schweigen und mein Nichtkommen. Ich schicke sie Dir, damit Du nach dem vielen Falschen, was namentlich Frankfurter Blätter über die Sache gefabelt, endlich den wahren Hergang erfahren, zugleich auch versuchen mögest, beiden Artikeln, sei es in extenso, sei es auszugsweise, durch Mainzer Blätter (oder durch andere, die Dir in Eurer Gegend vielleicht zu Gebote stehn) weitere Verbreitung zu geben.

Am längeren Bleiben in Preußen und Deutschland liegt mir natürlich Nichts unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Ich will mich nur nicht schubsen lassen wie einen Vagabunden, ich will mein Recht haben ... Oder, wenn ich dennoch geschubst werden soll, so sollen sie auch die Schmach davon haben! Ich nehme von jedem Buchstaben Akt, den sie mir schreiben, von jedem Pochen des Gensd'armen an meine Zimmerthür.

Mein jüngstes Kind ist jetzt 11 Wochen alt, und war durch Schuld der ersten Amme (die ihren Mangel an Milch verheimlichte) so heruntergekommen, daß wir vor einigen Wochen an seinem Aufkommen zweifelten. Jetzt ist es auf dem besten Wege sich durchzubeißen, muß aber doch noch immer gehütet werden wie ein rohes Ei. Und auch solch ein zartes, Hülfe- und wärmebedürftiges Wesen will man in den Winter hinausschicken! Der kürzeste Transport könnte ihm tödtlich werden! Und das geschieht im Staate der Intelligenz par excellence!

[1] Freiligrath erhielt im November 1850 einen Ausweisungsbefehl. Er berief sich auf sein preußisches Staatsbürgerrecht, das die Regierung nach langem Zögern anerkennen mußte. Am 12. Mai 1851 floh er nach England.

Muß ich fort, so setz' ich es jedenfalls durch, daß man meine Familie bis zum Frühjahr ungeschoren hierläßt! Ich hole sie dann im März oder April zu Rotterdam oder Bremen, nachdem ich über Zürich, Genf, Paris nach London vorausgegangen bin. Dies einstweilen unter uns, denn sie dürfen nicht wissen, daß man eine solche Eventualität auch nur für möglich hält!

Tritt sie ein, so besuch' ich Euch dann auf einen Tag! Grüß Deine Frauen herzlich von mir und Ida!

Ddorf 1. Nov. 50. Dein F. Freiligrath.

16. Hoffmann an Freiligrath.

Bingerbrück 6. Februar 1851.

Kaum gedacht, kaum gedacht
Ist der Lust ein End gemacht.

Unser unausstehlicher Wirth hat es denn endlich so weit gebracht, daß ich ihm neulich kündigen mußte — wir ziehen aus und hoffen noch vor dem 1. Mai anderswo uns heimisch niedergelassen zu haben. Wohin wir gehen, weiß ich noch nicht, nur so viel ist gewiß, daß wir am Rhein bleiben. Wir denken viel an den Strich von Koblenz bis Bonn, aber am rechten Ufer. Ich werde nächstens mit einem Freunde nach Neuwied gehen. Vielleicht findet sich dort eine Wohnung wie wir sie brauchen. In Unkel, Erpel, Honnef, Königswinter soll es sehr theuer sein, auch lebt man dort zu sehr auf dem Lande. Da Du übrigens die Gegend genau kennst, so schreib mir etwas darüber.

Wir verlieren hier eine schöne Natur, aber auch manche Unbequemlichkeit. Die erste finden wir bald wieder und die andere verlangen wir weiter nicht. Billiger Wein wächst auch anderswo und Menschen, gute und schlechte, langweilige und kurzweilige sind überall. Haben wir nur erst wieder eine Wohnung und dann unsern Umzug bewerkstelligt, dann wird sich Alles finden.

Bingerbrück 14. Febr. 51.

So weit hatte ich vor acht Tagen geschrieben. Ich wollte noch denselben Tag meinen Brief vollenden. Da erhielten wir noch Abends einen Besuch und zugleich die Nachricht: F. muß den preußischen Staat verlassen, er hat endlich Bescheid von der Regierung erhalten, es ist ihm nur eine Frist von 6 Wochen gestattet. So steht's mit großer Schrift in der heutigen Kölner Zeitung. — Den andern Tag sah ich in der Kölner und sonstigen Zeitungen nach. Bis jetzt habe ich nirgend diese Nachricht gefunden. Ich bitte Dich nun dringend, schreib mir recht bald, wie es steht.

Ich war mehrere Tage in Hallgarten. Itzstein ist recht wohl und munter, aber alt geworden. Der lange Aufenthalt in der Fremde hat sehr nachtheilig auf ihn gewirkt, mehr aber noch seine (freilich unnöthige) Angst, sein ganzes Vermögen zu verlieren. Sein Gedächtniß hat sehr gelitten: er kann sich oft weder auf Namen noch Orte recht besinnen. Vielleicht wird sich das Alles geben, wenn er sich ganz sicher wieder fühlen darf und die gehörige Zerstreuung in seinem ländlichen Treiben und vermehrten Verkehr mit Freunden findet.

An Cotta hatte ich geschrieben. Er antwortete ablehnend und ich habe nichts dadurch gewonnen als ein theueres Autographon des Hrn. Freiherrn zu besitzen.

Da habe ich denn die „Liebeslieder" an J. G. Wirth Sohn in Mainz gegeben, sowie auch zwei kleine Liedersammlungen mit Musik: „Rheinleben" und „Soldatenlieder."

Ich arbeite jetzt wieder eifrig an den Volksliedern. Zunächst beabsichtige ich mit Erk eine große Sammlung alter und neuer Volkslieder nach den besten Lesarten herauszugeben. Erk übernimmt den musicalischen Theil. Es ist ein schwieriges und

langwieriges Unternehmen. Gut, daß wir soviele Vorarbeiten und reiche Hülfsmittel haben.

So gern ich wieder etwas Litterarhistorisches ausarbeiten möchte, so darf ich hier doch gar nicht daran denken. Ich habe weiter keine große Bibliothek in der Nähe als die Wiesbadener und die ist im Fache der deutschen Litteratur sehr arm. Wohne ich später näher an Bonn, so hoffe ich die dortige Bibliothek benutzen zu können und durch Simrock Manches zu erhalten, wonach ich hier vergebens suchen muß. Es ist ein schönes Ding um den Schoppen; wenn man aber Nichts darüber hinaus kennt und kennen will, das ist ein großes Trauerspiel.

Alle grüßen herzlich. Schreib mir bald unter Adresse: Fräulein Alwine zum Berge Bingerbrück.

17. Hoffmanns Gedicht.

(G. W. V, 153.)

An Freiligrath in London.
9. Januar 1858.

Von dem Sturm der Zeit vertrieben
Weilest du am fremden Strand,
Und ich bin daheim geblieben
Hoffnungsvoll im Vaterland.

Doch getrennt auch eint uns beide
Eine Sehnsucht noch hinfort:
Wie in Freud' einst so im Leide
Sind wir eins, ich hier, du dort.

Unser Hoffen, unser Lieben,
Nein, es kann nicht untergehn!
Ja, es ist auch dir geblieben:
Deutschland steht und wird bestehn!

18. Hoffmann an Freiligrath.

Weimar 14. April 1858.

Es hat uns innig gefreut, l. F., daß Ihr unser so freundlich gedenkt. Auch wir haben Euch nicht vergessen und sprechen noch oft von den schönen Tagen am schönen Rhein. Was mich aber fortwährend betrübt, ist der Gedanke, daß wir uns nie wieder sehen werden — Die Vergangenheit muß uns also hinfort Gegenwart und Zukunft sein.

Wie traurig es uns diesen Winter ergangen ist, hat Dir Frau B. erzählt. Die leiseste Erinnerung daran ist mir so schmerzlich, daß ich Wochen lang keinem Freunde noch Verwandten zu schreiben vermochte. Laß mich also schweigen! Denn es ist heute noch Winter für mich[1]).

Neulich hat mir Herr Thomas Wright ein vortreffliches Buch gesendet: A volume of vocabularies (angels. Glossarien). Er hat mich schriftlich gebeten, das Buch in einem deutschen Blatte anzuzeigen und des Mannes zu gedenken, der die

[1]) Am 16. Dezember 1857 schenkte ihm Ida einen Knaben, der in der Taufe den Namen Edward erhielt. Zum tiefsten Schmerz der Eltern starb dieser am 26. Januar 1858 ziemlich unerwartet. Hoffmanns stille Trauer klingt in dem Liede „So viele Blumen blühen nun" (G. W. I, 111) vom 7. Mai 1858 nach. Auch die anhaltende Kränklichkeit Idas erfüllte damals Hoffmann mit banger Sorge.

Kosten dazu hergegeben hat, nämlich des Goldschmids Herrn Joseph Mayer. Ich werde das thun, so gut es gehen will, ich habe bereits Einiges gesammelt, damit die Anzeige etwas mehr ist als bloße Anzeige. Es wäre mir lieb, wenn Du das Hrn. Wright sagen wolltest mit meinem besten Danke für das schöne Buch. Solltest Du ihn aber nicht kennen, so solltest du seine Bekanntschaft machen, er ist ein großer Freund und ich glaube auch Kenner der deutschen Sprache und Litteratur. Er wohnt 14. Sydney Street, Brompton London. Bei der Gelegenheit könntest Du mir dann noch einen großen Liebesdienst erweisen. Ich habe vor einigen Jahren eine Sammlung franz. Lieder, alle mit Musik, lauter einzelne Doppelblätter aus den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts erworben — 9 Bände mit 1500 Stück. Ich möchte diese Sammlung verkaufen. Ich verlange 400 Thaler, die Berliner Bibliothek hat mir 100 geboten. Könnte nun nicht Hr. Wright diese Sammlung dem Brittischen Museum empfehlen und den Ankauf vermitteln? Wir sind jetzt in großer Geldverlegenheit. Mein Wartegeld beträgt nur 375 Thaler und wir brauchen hier über 1000, und ich kann mit wissenschaftlichen Büchern nichts verdienen, die Buchhändler mögen sie nicht einmal umsonst. Glaub nicht, daß ich übertreibe! So schreibt mir Gödeke: „Ich habe Celle satt und werde wieder nach Hannover ziehn. Meine Bibliothek verkauf' ich. Die literarhistorischen Studien werden für mich wohl zu Ende sein. Das Publikum ist nicht darnach beschaffen, um Beschäftigungen dieser Art zu unterstützen. Da will ich lieber Romane schreiben und recensieren oder ‚populäre Wissenschaft' treiben." So steht es in unserm lieben Deutschland. Dennoch rufe ich mit Walther von der Vogelweide:

Noch kumpt vröude und sanges tac,
wol im ders erbeiten mac,

obschon ich erst neulich 60 Jahr alt geworden bin.

Meinem lieben Gödeke habe ich sofort geschrieben, er möchte sich doch zu nichts eher entschließen, als bis ich mit ihm gesprochen hätte. Der Geldschwindel ist auch in die Litteratur gerathen und wird auch einmal wieder gut gemacht werden. Es wäre sonst eine ewige Schmach, daß so viel redlicher, beharrlicher Fleiß unerkannt und unbelohnt bleiben müßte. Sieh Dir einmal Carl Gödeke's Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung an! Bis jetzt sind 4 Hefte erschienen (Hannover bei Ehlermann), 912 Seiten in 8°. Göthe umfaßt S. 709—908! Du mußt es haben, wenigstens kennen!

Ich dichte wenig — es ist hier keine Anregung. Die Hofräthe mögen uns nicht und Publicus hat genug, zu sehr genug an seinem Göthe und Schiller. Es ist mehr als Scherz, wenn ich zuweilen sage: Weimar, mir graut vor Dir.

Nun leb recht wohl! grüß die lieben Deinigen alle recht herzlich von uns und erfreue bald mit einigen Zeilen Deinen H. v. F.

19. Hoffmann an Freiligrath.

Altes Pitschier: Après la peine le plaisir. Weimar 31. März 60.

Nur heute, l. F., einige flüchtige Worte.

Ich verlasse Weimar. Bald nach Ostern übersiedele ich mit meiner Familie nach Corvey in dem lieblichen Weserthal. Der Herzog von Ratibor hat mir die Verwaltung der dortigen Bibliothek übertragen. Ich bekomme freie Wohnung im Schlosse, 10 Klaftern Buchenholz und ein Jahrgehalt. Die Bibliothek beläuft sich auf 90000 Bände. Sie ist neueren Ursprungs und nur für Belletristik, Geschichte, Reisen, Naturwissenschaften bedeutend. Sie wird mir nach und nach wol auch gute Dienste leisten, denn es sind 2000 Thaler für Vermehrung jährlich ausgesetzt . . .[1])

[1]) Eine hier unterdrückte Stelle über Weimar als „Dorf- und Acker-Residenz der Hof- und sonstigen Räthe" erklärt sich teils aus dem Mißerfolge des „Weimarischen Jahrbuches", das

Lange, sehr lange warte ich schon auf den Brief, den Du mir im November v. J. mit wenigen Zeilen ankündigtest.

Schreib nun jetzt endlich einmal und bald, recht bald

Deinem sehnlichst
harrenden
und herzlichst grüßenden
H. v. F.

20. Hoffmann an Freiligrath.

Schloß Corvey 27. März 1867.

Endlich also, lieber Freiligrath, wonach ich mich so viele lange Jahre gesehnt, ein Lebenszeichen von Dir und noch dazu mit Musik. Meinen herzlichen Dank! Ich habe mich sehr gefreut. Aber Après la peine le plaisir war für mich bisher Après le plaisir la peine des Wartens. Nun, ich habe dennoch mich Deiner gefreut in der Erinnerung und in dem was Andere über Dich kundthaten.

Seit dem Tode meiner Ida fühlte ich mehr als je das Bedürfniß, mich mit mir zu beschäftigen und so begann ich denn schon im Winter 60, mein Leben zu schreiben. Eine schwierige Arbeit, da erst meine Tagebücher mit 43 beginnen. Die Arbeit wurde oft unterbrochen, aber immer wieder aufgenommen, bis ich denn endlich vor einiger Zeit bei dem J. 49. anlangte. Da kam Rümpler[1]). Wir einigten uns und er nahm den Anfang des Ms. zum Drucke sofort mit nach Hannover. Auf seinen Wunsch werde ich nun erst beim J. 1860 Halt machen. Die Vorarbeiten zu diesen zehn Jahren sind bereits gesammelt. Meine Reisen in die Niederlande (1854. 55. 56.) werde ich wol zuerst in Angriff nehmen. Die weimarische Zeit wird mir zu schaffen machen: Großherzog, Jahrbuch, Liszt, Hofräthe, Neu-Weimar-Verein pp.

Deine Geschichten habe ich so weit sie in Beziehung zu mir stehen, sehr ausführlich behandelt und ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein.

Schreib mir nun bald wieder und mach es nicht wie der Fleischer Lehmann in Breslau. Dem sagte ein Herr, der Minister Rother habe sehr viele fette Hämmel stehen, er (Lehmann) möchte doch mal an ihn schreiben. Lehmann erwiederte: ‚Lieber Herr, ich will Sie was sagen: schreiben Sie es ihm mündlich!'

Dir und Deiner lieben Frau meine herzlichen Grüße! Den 2. April feiere ich meinen 69 Geburtstag und werde einen Schoppen auf Euer Wohl trinken.

Heut und Immer Dein H. v. F.

21. Hoffmann an Freiligrath.

Schloß Corvey 3. Juli 1869.

Lieber Freiligrath!

Zunächst meinen Dank für Deine Mittheilungen! Leider kamen sie post festum, aber sie waren für mich doch ein festum, nun habe ich ja endlich nach vielen Jahren ein schriftliches Lebenszeichen von Dir. Mag Dir in Deinem bewegten Leben das Briefschreiben eine Last gewesen sein, mir war es, namentlich in meiner stillen zehn-

---

Hoffmann mit O. Schade herausgegeben hat, teils aus seinem Gegensatze zu den weimarischen Hofräten Adolf Schöll und Ludwig Preller, die gegen den Liszt-Kreis, dem auch Hoffmann angehörte, Stellung nahmen. (Vgl. Gerstenberg, Aus Weimars nachklassischer Zeit. 1901. S. 48—51.)

[1]) Carl Rümpler, Verlagsbuchhändler in Hannover, bei dem auch Hoffmanns „Gedichte", vierte Auflage (1853) erschienen sind.

jährigen corveyer Einsamkeit eine Erquickung und wurde mir wie das Reisen zum Bedürfniß.

Unterdessen habe ich mich begnügen müssen mit dem was ich aus öffentlichen Blättern oder sonst gelegentlich über Dich erfuhr. Ungeschwächt blieb meine innige Theilnahme an Dir und mit großer Freude habe ich die glückliche Wendung Deines Lebens begrüßt und Dein Familienglück. Empfang auch für die letzte Mittheilung „Zur Hochzeit" meinen freudigen Dank!

Alles Übrige mündlich, denn ich hoffe, daß wir uns morgen über 14 Tage in Bielefeld sehen. Da mir der Weg dorthin auf der Eisenbahn ein zu großer Umweg ist, so werde ich den kürzeren und mir angenehmeren mit der Post einschlagen: den 15. nach Steinheim, den 16. von da nach Detmold und so den 17. nach Bielefeld.

Den 20. wird wol die Arionfestlichkeit ihre Endschaft erreicht haben und da wäre es sehr hübsch, wenn Du mich nach Corvey begleiten und einige Tage bei uns verleben wolltest — das wäre eine billige Abschlagszahlung für das lange Warten, womit Du mich zwanzig Jahre gequält hast.

Dir, Deiner lieben Frau und unseren Freunden meine herzlichen Grüße!

Damit Du unter den vielen Arionen einen ohne Delphin, nur mit gewöhnlicher Fahrpost reisenden bald wieder findest, erfolgt anbei sein neuestes Bild.

Heut und Immer Dein H. v. F.

Auf dem Feste, das der Gesangverein „Arion" in Bielefeld auf dem dortigen Johannisberge am 18. und 19 Juli 1869 veranstaltete, um den in seine deutsche Heimat zurückgekehrten Sänger der Freiheit auf westfälischer Erde zu begrüßen, sahen sich die beiden Freunde nach fast zwanzigjähriger Trennung wieder, Hoffmann, der mehr als siebenzigjährige im Silberhaare, der Ewigjugendliche mit seinem warmen Herzen und dem unverwüstlichen Humor, und Freiligrath, auch schon ergraut und durch des Lebens schwere Schule stiller und ernster geworden, aber innig gerührt von der herzlichen Verehrung und Liebe, die ihm von allen Seiten so überreich zuströmte, und um die beiden Kämpen treugeschart das jüngere Dichtergeschlecht des Fortschritts, Albert Träger, Adolf Strodtmann, Emil Rittershaus, Julius Wolff und viele andre[1]). Damals brachte Hoffmann in seiner unübertrefflichen Art auf seinen „alten Kriegskameraden" einen Trinkspruch aus, der von der Festversammlung begeistert aufgenommen wurde (G. W. VI, 252):

Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Wahrheit gewandelt hat,

mit dem Schlusse:

Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!

Und noch einmal zogen die beiden Veteranen ihr gutes Schwert für des Vaterlandes Herrlichkeit, als Alldeutschland nach Frankreich hineinflutete. Da ließ Freiligrath seinen Kampfruf „Hurra Germania" erschallen, da pries er in seiner „Trompete von Gravelotte" den deutschen Heldenmut, da half er

---

[1]) Strodtmann über Hoffmanns und Freiligraths Anteil an dem Feste, Bd. I, S. 9 ff., 60 ff.; aus Julius Wolffs Feder stammen die Berichte in der „Harzzeitung" 1869, Nr. 94—96. Als Sonderdruck, wahrscheinlich aus der „Rheinischen Zeitung", ist erschienen „Das Fest in Bielefeld am 18. Juli 1869". Köln 1869.

mit seinem „Freiwillige vor!“ die Wunden des blutigen Krieges heilen. Das waren echte Perlen Freiligrathscher Vaterlandslyrik, wuchtige Lieder, denen Hoffmann kein gleichwertiges an die Seite zu setzen hatte. Aber auch er war von der Größe der Zeit, die seinen heißesten Wünschen die langersehnte Erfüllung brachte, gewaltig ergriffen und sang sein „Wer ist der greise Siegesheld.“ So klang bei beiden die politische Lyrik in den Preis Deutschlands aus, und manches bittere und verletzende Wort, das in der Hitze des Kampfes den Lippen beider entfahren ist, wird man den beiden wackeren Söhnen unsres Vaterlandes verzeihen, die in dem jungen deutschen Reich ihren Frieden und das Glück ihres Lebensabends gefunden haben.

Ein Brief Hoffmanns an seinen Hamburger Freund Theodor Ebeling, der sich auf das Lied „Wer ist der greise Siegesheld“ bezieht, läßt erkennen, wie verschieden Hoffmann damals seine und seines Freundes Freiligrath Stellung zur Öffentlichkeit aufgefaßt hat. Er hatte zu Anfang des Krieges 1870 manche seiner Kriegslieder als Flugblätter ohne Nennung seines Namens drucken lassen und an die Tagespresse versandt; auch sein „Königslied“ wollte er ohne seinen Namen verbreitet haben, während Ebeling ihn unter Hinweis auf Freiligrath und Rittershaus dringend bat, auch seinerseits bei diesem Liede die Vaterschaft offen zu bekennen. Darauf antwortete Hoffmann am 28. August 1870 (ausführlicher mitgeteilt G. W. VIII, 379, 380):

„Ich werde meinen Namen nie verleugnen, wozu ihn aber immer und überall nennen, zumal da, wo Freund und Feind Gelegenheit finden würden, mich eines Gesinnungswechsels zu zeihen? Was ich gesungen habe, ist meine feste Überzeugung. Wer aber wird das glauben und einsehen? . . . Was Freiligrath und Rittershaus thun können, kann für mich nicht maßgebend sein: beide stehen zum deutschen Volke, zu seinen Parteien und zum preußischen Staate in ganz anderem Verhältnisse als ich, sie waren von je unabhängig, nie Staatsbeamte, nie in der Art wie ich mißliebig, verfolgt, gehaßt, nie in der Lage, selbst von Freunden angezweifelt zu werden . . . Damit also harmlos, unangefochten mein Lied bleibt, so verzichtet es auf die Flagge, denn keine Flagge soll bei mir die Waare decken . . . Könnte ich mich doch ganz aussprechen gegen Sie! Ich bin überzeugt, Sie würden alle meine Gefühle theilen und mir auch darin beistimmen, daß in einer so großen Zeit nur von einem großen Volke die Rede sein kann und daß der Einzelne in dem gewaltigen Kampfe um Freiheit und Einheit verschwinden muß, wie's auch nicht anders will

Ihr herzlich grüßender H. v. F.“

Man beachte die merkwürdige Umkehr der Verhältnisse: 1842 hatte Hoffmann seiner Absetzung entgegengesungen:

Der Professor ist begraben,
Ein freier Mann erstand —
Was will ich weiter noch haben?
Hoch lebe das Vaterland!

und hatte in dem obenerwähnten „Liede eines pensionierten Poeten“ Freiligrath angegriffen, der sein Jahresgehalt vom König bezog. Jetzt war Freiligrath von Volkes Gnaden durch die Dotation völlig frei und unabhängig, während Hoffmann, der vom preußischen Staate sein Wartegeld bezog, sich als Staatsbeamter in Abhängigkeit fühlte und fürchtete, man könne sein „Königslied“ als ein Haschen nach Fürstengunst deuten. Andrerseits war er

sich aber auch bewußt, daß sein Name in manchen Kreisen die Verbreitung seines Liedes, auf das er große Hoffnung setzte, beeinträchtigen würde. Darum sollte es ohne Flagge gehen und durch sich allein wirken.

Noch einmal flammte Hoffmanns Zorn auf und rang nach dichterischem Ausdrucke: am Kulturkampfe nahm er, vierundsiebzigjährig, den leidenschaftlichsten Anteil. Freiligrath hat damals geschwiegen; weder in seinen Gedichten noch bei Buchner haben wir eine Spur seiner Beteiligung an diesem Geisteskampfe gefunden, und auch Ernst Scherenberg, der unter dem Titel „Gegen Rom! Zeitstimmen deutscher Dichter" (Elberfeld 1874) die Kulturkampflieder gesammelt hat, bringt keines von Freiligrath. Dieser hat vielmehr nach 1870 erkannt, daß für ihn wieder die Zeit zum Schweigen gekommen sei, und es scheint, als ob er auf Hoffmanns letzte Kampfeslyrik hinzielt, wenn er am 25. Februar 1874 an Julius Wolff schreibt (Buchner II, 443): „Überhaupt soll man einmal aufzuhören wissen. Auch unser geschiedener Freund Hoffmann hätte das beherzigen sollen; es würde seinem Poetenrufe nicht geschadet haben." Vom dichterischen Standpunkte hat er gewiß recht; aber in Hoffmanns Gesamtbilde möchten wir seine Kulturkampflieder nicht missen.

Am 19. Januar 1874 hat Hoffmann in seinem stillen Corvey die Augen geschlossen. Manche briefliche Äußerung bezeugt Freiligraths Trauer über das Hinscheiden des lieben, treuen Freundes und seine Ahnung von der Nähe des eigenen Hingangs. „Nun sprießt es auch schon auf dem Hügel über unserm alten Hoffmann! Bald wohl auch auf dem meinigen!" schreibt er am 3. April 1874 einem Freunde (Buchner II, 444). Aber noch einmal trat das Bild des geschiedenen Kameraden lebhaft vor seine Seele, als er die achte Auflage der „Gedichte" Hoffmanns in den Händen hielt. Damals, ein Jahr nach dessen Tode, pries er das kerndeutsche Wesen und das dichterische Lebenswerk des Freundes in dem tiefempfundenen Liede — es ist das drittletzte der „Gesammelten Dichtungen" —

Dies Buch ist wie 'ne Laube,
Ist wie 'ne Laub' am Rhein;
Mit heiterm Gruß der Alte
Winkt uns zu sich herein.

Als im folgenden Jahre die Frühlingsstürme die Erde aus ihrem Winterschlaf aufrüttelten, da fand auch Freiligrath, zwei Jahre nach dem Freunde, die Ruhe unter dem grünenden Rasen.

Über Staatsformen.

Von

E. Fitger.

„Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie" nannte der greise Wilhelm Roscher das vortreffliche Buch, in dem er die Erfahrungen seines Lebens, das Ergebnis seines Nachdenkens zusammenfaßte. Wahrlich keine bloße Spekulation, wie man sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts liebte, sondern eine auf Erfahrung gegründete „geschichtliche Naturlehre". Wer in diese Fragen tiefer eindringen will, kann das Buch nicht entbehren. Seit es 1892 erschienen ist, ist eine ereignisreiche Reihe von Jahren dahingerauscht, wert, daß man auf sie anwende, was sich damals als Quintessenz der Wissenschaft darbot, wert auch, daß man hinzufüge, was die neuen Vorgänge uns gelehrt haben. Roscher war ein Mann des Bismarckschen Zeitalters. Er war zwei Jahre jünger als der große Staatsmann und hat eine ähnliche Höhe des Alters erreicht wie dieser. Ohne dessen Größe zu verkennen, vielmehr in voller Würdigung derselben ist er doch im Herzen ein Liberaler. Ein Liberaler ist er auch in volkswirtschaftlicher Beziehung, wiederum ohne blind zu sein gegen den Wert der Saat, die aus der staatssozialistischen Durchackerung unsres politischen Lebens ersprossen ist.

In der Tat, Bismarcks Erscheinen hat die Gedankenwelt über Monarchie, Aristokratie und Demokratie mächtig beeinflußt. Es hat eine enge Verbindung von Monarchie und Aristokratie geschaffen, die Deutschland in eine Richtung gedrängt hat, vollständig anders als man 1862 annehmen mußte. Damals schien der frühere oder spätere Sieg der Demokratie sicher zu sein. Nicht einmal der ländliche Großgrundbesitz stand geschlossen hinter der Reaktion. Die Industrie, der Handel, die gelehrten Stände, die Arbeiterschaft bildeten beinahe eine geschlossene Phalanx hinter den Vorkämpfern der liberalen Partei. Die Sozialdemokratie zeigte ihre ersten Keime. In der preußischen Fortschrittspartei steckte viel bürgerliche Demokratie; ihr linker Flügel hatte wohl republikanische Ideale. Verwandte Erscheinungen boten sich in Österreich dar, während in Frankreich ein pseudodemokratischer Cäsar sich mit Gewaltmitteln

auf dem Thron behauptete und schon das mexikanische Abenteuer eingeleitet hatte, das sein Ansehen so sehr untergrub und zu seinem Sturze so viel beitrug. Die Autokratie in Rußland trat in den Kampf mit den Polen ein, aus dem sie siegreich hervorgehen sollte. Die polnische Aristokratie stand mit der Demokratie wie mit der polnischen Landeskirche in innigstem Bunde. Ihr Sieg wäre sicher gewesen, wenn der ausländische Gegner nicht eine gar so gewaltige Übermacht gehabt hätte.

Unterdessen setzte der weitästige Stamm der englischen Aristokratie einen Jahresring nach dem andern an. Der Begriff der Aristokratie wurzelt in einem starken Idealismus. Das Wort sagt: Herrschaft der Besten. Im politischen Leben der Wirklichkeit knüpfen die Aristokraten selbst und ihre Anhänger daran den Glauben, daß durch die Bevorrechtung der Geburt und des Besitzes wirklich die „Besten" nach oben kommen, um den Staat zu lenken. Die Erfahrung lehrt, daß das manchmal vorkommt, z. B. in dem Rom der samnitischen und pyrrhischen Kriege und in gewissen Zeiten des deutschen Mittelalters. Häufiger noch sind die Beispiele, daß eine Aristokratie ihre Aufgabe vor allem in der Erkämpfung und Behauptung von Vorteilen der regierenden Geschlechter auf Kosten ihrer Mitbürger und Landsleute erblickt. Das Ideal verwirklicht sich nur selten; vollständig wohl niemals — so wenig wie die andern Regierungsformen vollkommen sind. Die englische Aristokratie hat natürlich viel auf dem Gewissen. Alles in allem genommen, wird es wenig geben, was dem Namen der Aristokratie so viel Ehre macht wie sie. Sie ist es vornehmlich gewesen, die die Gewalt des Monarchen eingeschränkt hat. Und zugleich hat sie sich, je mehr die Zeiten vorrückten, desto mehr tolerant gegen das Bürgertum verhalten. Beständig hat sie aus diesem neue Elemente in sich aufgenommen, und selbst die nachgebornen Söhne von Herzogen und Marquis treten, wenn sie nicht persönliche Verdienste erwerben, unter ihrem bürgerlichen Namen ins Bürgertum ein. Die Beteiligung an der Industrie, dem Handel und der Schiffahrt dünkt Lords und Herzogen nicht standeswidrig. Die trennenden Schranken sind so niedrig, daß das redliche Streben sie leicht überwindet und daß ein beständiges Hin- und Herströmen der Säfte zwischen Aristokratie und Bürgertum stattfindet. Der englische Adel hat sich vor mehr als zweihundert Jahren in zwei Heerlager gespalten und in beiden eine früher maßgebende, noch immer sehr bedeutsame Stellung behauptet. Von Herrschaft kann allerdings seit lange keine Rede mehr sein. Die konservative Partei, die eben jetzt verdrängt worden ist, hat in der Mehrzahl der englischen Großstädte ihren festen Sitz gehabt, während die Liberalen, verleitet durch Gladstones fehlerhafte irische Politik, sich hauptsächlich auf Schottland zurückgedrängt und auf die Hilfe der Iren angewiesen sahen. Jetzt freilich ist das Pendel heftig nach links geschlagen, so daß die liberale Partei eine Mehrheit erlangt hat, wie seit siebzig Jahren niemals eine Partei besessen. Sie ist für sich allein zur Mehrheit gelangt, ohne auf die Arbeiterpartei angewiesen zu sein, die sie klug herangezogen, und der sie in der Person des John Burns einen Platz im Kabinett gegeben hat; und vollends ist sie völlig unabhängig von den Iren geworden.

Einen besonders glücklichen Verlauf haben in England bis jetzt die sozialen Kämpfe genommen, dank einerseits der Mäßigung und dem gesunden Sinn der Arbeiter, anderseits dem Bemühen der Unternehmer, mit den politischen Wünschen ihrer Arbeiter in engen Beziehungen zu bleiben und deren Führer zu sein. Es gibt in England nichts, was sich mit der tiefen Kluft zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum in Deutschland vergleichen ließe. Die Arbeiter wollen nicht den Staat und die gesellschaftliche Ordnung umstürzen; sie hängen nicht dem Traum vom Zukunftsstaat und von der Vergesellschaftlichung aller Produktionsmittel nach. Die beiden großen bürgerlichen Parteien haben den Freihandel wesentlich aus dem Grunde verfochten, weil er den Arbeitern billige Lebensmittel und der Industrie durch die Wohlfeilheit ihrer Erzeugnisse reichen Absatz im Auslande gewähre. Erst in den allerletzten Jahren schwankt die unionistische Partei, ob sie nicht statt dessen auf den Plan Chamberlains eingehen solle, nämlich nur den Kolonien vollen Freihandel zu verbürgen, um von diesen Zollvorteile zu erlangen, das übrige Ausland dagegen mit niedrigen Schutzzöllen zu differenzieren, selbst mit solchen auf die notwendigsten Lebensmittel. Dieses Schwanken ist ihr schlecht bekommen; sie büßt es mit einer schweren Niederlage, während die liberale Partei die Verbindung des Bürgertums mit dem Arbeiterstande darstellt und durch Aufnahme einer ganzen Anzahl Arbeiterkandidaten einen großen Sieg gewinnt. Es ist indes ein wesentlicher Umstand, daß diese letzteren keine Sozialdemokraten sind. Wie weit die liberale Partei dadurch stärker in die demokratische Bahn gedrängt wird, müssen die nächsten Jahre lehren. Praktische Fragen, an denen sich dies betätigen könnte, gibt es genug: Reform oder gar Abschaffung des Oberhauses, Freihandel in Grund und Boden, Neueinteilung der Wahlkreise, Lösung der irischen Frage. — Einige leise Anzeichen treten hervor, daß das Königtum, das nach dem gesegneten drei- und sechzigjährigen Regiment einer vortrefflichen Frau in die Hände eines Mannes gekommen ist, wieder zu höherer Macht gelange. In der äußeren Politik ist König Eduard VII. offenbar tätiger, als seine Mutter gewesen ist; gelegentlich hat auch diese in auswärtigen Angelegenheiten ihren Willen erfolgreich geltend gemacht, ihr Sohn tut es von vornherein stärker.

England ist uns immer noch das Beispiel, daß Aristokratie und Königtum sich auch in einem übervölkerten und daher präsumtiv zur Demokratie neigenden Lande sehr wohl einen großen Einfluß und unerschütterte Stellung sichern können, wenn sie verstehen, den Zeiten Rechnung zu tragen und auf eine Politik der Ausnutzung der Staatsgewalt zur Förderung materieller Standesinteressen sich nicht einlassen.

Gleichwie die Aristokratie beruht auch der Sinn der Demokratie auf einem Idealismus, der sich selten oder nie in der Welt der Realitäten verwirklicht. Schon daß der Demos, die Volksmasse, wirklich die Herrschaft ausübe, kommt nicht vor, es sei denn in ganz kleinen Volksgemeinden, wo jeder alle Angelegenheiten übersehen kann. Die berühmte Demokratie des Perikles bestand darin, daß er selber, der ausgezeichnetste und uneigennützigste Mann seiner Zeit, das unbedingte Vertrauen des atheniischen Volkes genoß und durch

die demokratischen Regierungsformen allmächtig war. Als er die Leitung über die Massen verlor, bestanden diese Formen fort; nunmehr aber der Leitung des erprobten Kapitäns entbehrend, geriet das Schiff in verhängnisvolles Schwanken und ging nach wenigen Jahrzehnten unter. Die ideale Anschauung der Demokratie ist die, daß die klügsten und selbstlosesten Menschen stets das Vertrauen der Massen finden müssen. Gewiß sollte es so sein, aber es ist nicht immer so. Neben dem Demokraten — nicht nur neben ihm — steht der Demagoge, der das Volk zu verführen weiß. Er packt es bei seinen schwachen Seiten, schmeichelt ihm, verspricht ihm Wunderdinge und treibt es auf eine gefahrvolle Bahn. Mitunter spielt gröbliche Bestechung eine schlimme Rolle. In den Vereinigten Staaten ist die Bearbeitung der Massen in das ausgebildetste System gebracht. Die Stadt New York wird seit vielen Jahrzehnten mit seltenen Unterbrechungen durch den Tammany-Club regiert, der einen ganzen Stab von Offizieren und Unteroffizieren unterhält, die das Drillen der Wahlmannschaften berufsmäßig betreiben. Dazu gehören riesige Fonds, und diese bilden sich aus dem, was bei der Beraubung des Gemeinwesens und aus den Geldopfern plutokratischer Mächte abfällt. Eine schlimme Korruption ist die Folge der rein demokratischen Staatsordnung in den Vereinigten Staaten gewesen. Gerade in der Stadt New York zeigen sich allmählich deutliche Keime einer Besserung; doch ist die Tragweite dieser Wandlung noch nicht zu übersehen. Der Mann, der mit herkulischer Kraft den Augiasstall der amerikanischen Korruption reinigte, ist noch nicht erschienen. Die Höhe des Unrats rührt zum Teil daher, daß die weitaus meisten Ämter nur auf vier Jahre vergeben werden. Diese Einrichtung hatte den edlen Zweck, die Beamten zu zwingen, sich immerfort das Vertrauen des Volkes zu sichern. Er ist nicht erreicht worden. Vielmehr sucht der Beamte, dem obendrein hohe Beiträge zu den Parteifonds abgenötigt werden, bei der Unsicherheit der Wiederwahl schon in vier Jahren sein Schäfchen zu scheren. Man hat allmählich wichtigen Kategorien von Beamten lebenslängliche Anstellungen gesichert und sie dadurch diesem Getriebe entzogen. Leider ist das noch unzureichend gewesen.

Obwohl auf einer so von Grund aus andern politischen Ordnung als die englische beruhend, bieten die Vereinigten Staaten doch ein ähnliches Bild der Beharrlichkeit dar wie Großbritannien. Ihm liegt die Dauerhaftigkeit des materiellen Fortschritts zugrunde, der die große Republik vor allen Ländern auszeichnet. Das ganze Volk erfreut sich eines Individualeinkommens von einer anderwärts wenig bekannten Höhe, und das läßt es über manche Schäden hinwegblicken. Der Geschäftsmann genießt seine großen Gewinne, der Arbeiter seinen hohen Lohn; beide blicken mit geringer Achtung auf den Politiker. Doch scheint es, als ob die Gewitterwolken sozialer Kämpfe sich bereits ballen. Die Assoziation des Kapitals hat sich nirgends so stark ausgebildet wie dort. Die Trusts legen allmählich einen eisernen Ring um das ganze wirtschaftliche Leben. Sie walzen die konkurrierenden Einzelunternehmer nieder; die Konsumenten müssen sich ihnen fügen; die Arbeiter geraten immer mehr in Abhängigkeit, weil sie nur noch einen einzigen Arbeitgeber haben. Dazu kommt der schon berührte plutokratische Einfluß, den sie auf

die politischen Staatsorgane haben, seien es die der Verwaltung oder die der Vertretung. Das Auseinanderfallen des Volkes in eine kleine Minderheit von Milliardären, deren Vermögen alles hinter sich läßt, was man in Europa kennt, und von besitzlosem Proletariat hat nirgends so große Fortschritte gemacht wie dort. Es wird verdeckt durch die außerordentliche absolute Höhe der Arbeitslöhne und durch eine noch aus früheren Verhältnissen vorhandene breite Schicht wohlhabenden Mittelstandes. Auch neigt das amerikanische Volk weniger als irgend ein andres kopfhängerischen Spekulationen über den besten Zukunftsstaat nach. Es freut sich seiner republikanischen Einrichtungen, ehrt seine Verfassung, blickt mit Verachtung auf die Monarchien und stehenden Heere in dem altersschwachen Europa und widmet sich seinen Geschäften. Es gehört zu den großen Problemen der Zukunft, wie lange das dauern wird.

In der zweiten großen Republik, in Frankreich, kann von einem annähernd ähnlichen Korruptionsschaden nicht die Rede sein. Hier ist dieses Übel so wenig ausgebildet, daß bei der Schwierigkeit des Maßstabes am besten jeder Versuch unterbleibt, zu entscheiden, ob es größer oder geringer ist als in andern auf der Höhe der Kultur stehenden Großstaaten Europas. Republik und Demokratie sind je länger, desto mehr in Frankreich befestigt. Über fünfunddreißig Jahre besteht die Republik, doppelt so lange wie irgendeine der andern Staatsformen seit dem großen Umsturz von 1789. Die Republik trat unter einer Volksvertretung ins Leben, die sich Frankreich unter dem erschütternden Eindruck des Krieges erkoren; ihre Mehrheit war monarchistisch. Sie hätte 1873 das Königtum wieder eingesetzt, wenn nicht der letzte Sproß des Hauses Bourbon so hirnverbrannt gewesen wäre, daß er weder in der Verfassungs- noch in der Fahnenfrage irgendein Zugeständnis machen wollte, sondern einfach die bedingungslose Zurückberufung als König verlangte. Seitdem ist es, wenn auch mit einigen Ebbe- und Flutbewegungen, mit dem monarchischen Gedanken in Frankreich immer weiter bergab gegangen. Es hat ihm nichts genützt, daß durch den Tod Chambords die Legitimisten und Orleanisten dasselbe Haupt hatten; ebensowenig, daß die Assegais der Zulukaffern den Sohn Napoleons III. aus der Reihe der Lebenden austilgten und damit die Bonapartisten des letzten anerkannten Hauptes beraubten. Die beiden monarchistischen Familien rücken immer mehr in Entfernung und Vergessenheit. Männer von ungewöhnlicher Bedeutung, die dem Schicksal in die Räder fassen könnten, besitzen sie nicht. Ein solcher war auch der General Boulanger nicht. Mommsens geistvolles Wort, daß Pompejus der „nachgemachteste aller großen Männer" sei, kann auf diesen nicht angewandt werden, denn er hatte nicht einmal den trügerischen Anschein eines großen Mannes. Nur ein kindliches Urteil konnte in ihm den zukünftigen Diktator Frankreichs wittern. Und nicht klüger war die Annahme, daß das Frankreich von 1889 für eine Diktatur reif gewesen wäre. Gesetzt, es hätte sich ein Diktator gefunden — einen solchen muß man am Ende doch als ihre unerläßlichste Ingredienz ansehen — jeder Diktator wäre in dem Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts bald den vereinigten Angriffen aller Gegner unterlegen.

Der monarchistische Gedanke verblaßt in Frankreich immer mehr. An seine Stelle ist der mit Nationalismus und Chauvinismus durchsetzte Klerikalismus getreten. Dieser ist mit dem Monarchismus verbunden, kann aber auch ohne ihn fertig werden. Einer seiner erprobtesten Führer sagte: „Wenn der Wagen der Republik unwiderstehlich daherfährt, so wollen wir uns nicht von ihm zermalmen lassen, sondern auf den Bock springen und die Zügel ergreifen." Gewiß wird er das einst tun, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Zurzeit ist er aber für sich zu schwach dazu. Er hat es nicht weiter bringen können, als daß er die sogenannten gemäßigten Republikaner, Méline und Genossen, befähigt hat, Ministerien zu bilden. Auch das ist schon eine Reihe von Jahren her. Seitdem macht der radikale Republikanismus Fortschritte, so daß er die Regierung unausgesetzt in Händen hält. Durch Waldeck-Rousseaus und Comtes Bemühungen hat sich der „Block der Linken" gebildet, d. h. die Verbindung zwischen bürgerlichen Radikalen und Sozialdemokraten, die, wie ihre englischen Genossen, sich durch Mäßigung und Besonnenheit sowie durch Festhalten an dem Vaterlands- und Nationalgefühl vor den deutschen auszeichnen. Die radikalen Regierungen seit Waldeck-Rousseau haben zwei große Aufgaben gelöst. Die erste war die Umwandlung des höheren Offizierstandes der Armee aus einem Hort des Klerikalismus in eine der Republik treu ergebene Körperschaft. Die zweite war die Trennung der Kirche vom Staat. Allen bösen Prophezeiungen zum Trotz ist auch dieses letztere Werk gelungen und zuletzt mit einer gewissen Mäßigung durchgeführt worden. Der Abschluß hat auch nicht, was man wohl befürchtete, das Mitleid und die Sympathie der leicht zum Wechsel geneigten Franzosen den Radikalen entzogen. Das Ministerium Rouvier hat er allerdings verschlungen. Das Gewicht der beiden Umwälzungen kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Demokratie hat damit für die Gegenwart ihre Macht betätigt; für die Zukunft hat sie sie befestigt.

Eben jetzt hat sie sie auch bei der Wahl des neuen Oberhaupts der Republik gezeigt. Fallières, der Kandidat der Linken, hat mit ansehnlicher Mehrheit über Doumer gesiegt, der, selber ein Radikaler, nach der Rechten schielte und deren Kandidat war. Gerade diese Neuwahl erinnert daran, auf einem wie verschiedenen Boden doch die republikanisch demokratischen Staatsordnungen in Frankreich und in den Vereinigten Staaten stehen. Dort Zentralismus und starke stehende Armee, hier Föderalismus und Mangel eines nennenswerten Heeres. Dort eine uralte Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat, die erst jetzt gelöst wird, hier seit Bildung des Gemeinwesens vollständige Unabhängigkeit des einen vom andern. Dort eine einzige Zentralgewalt, die Volksvertretung, von der selbst der Präsident abhängig ist, hier ein von der Wählerschaft selber eingesetzter, mit eigenen Befugnissen ausgestatteter, jedem Mißtrauensvotum des Kongresses unerreichbarer, diesem vielmehr nebengeordneter Präsident. Diese Unterschiede werden leicht unterschätzt. Sie liegen aber in der Entstehung des Staates und der Stellung seiner ersten Häupter begründet. Die amerikanische Republik hatte nicht nur ihre eigne Geburtsstunde im Kriege (das war in Frankreich ebenso), sondern auch die ihrer Verfassung. Im Kriege mit den Engländern mußte ein Mann mit

weitreichenden Vollmachten an der Spitze stehen; man fürchtete von George Washington nicht, daß er sie mißbrauche. Die Franzosen hatten soeben das Joch eines Napoleon III. abgeschüttelt, der aus dem Präsidenten der Republik ein Cäsar geworden war. Die Amerikaner taten sich genug, indem sie die Macht des Präsidenten, der ohnehin in Friedenszeiten kein Heer hatte, beschränkten. Die Franzosen, die auch die höchste militärische Exekution in seine Hand legen mußten, machten ihn völlig von der Volksvertretung abhängig. Die amerikanische Armee ging 1865 nach Beendigung des Bürgerkrieges an die Pflüge, Webstühle und in die Handelskontore zurück, und ruhig machte man General Grant, später Oberst Roosevelt zu Bundespräsidenten. Frankreich zittert, wenn ein populärer General Präsident wird; von einem Mac Mahon, einem Boulanger fürchtet es den Staatsstreich. Dagegen fühlt es sich sicher, wenn der Präsident bei der Truppenrevue von Châlons mit den Damen im Wagen zum Manöver fährt, wohin sich die Generale mit dem Zaren zu Pferde begeben. Die oberste Gewalt der französischen Republik liegt in den Händen von Advokaten, Richtern, Literaten, Fabrikanten, Kaufleuten, Gutsbesitzern. Stets ist man auf die Armee eifersüchtig, denn man hätte ihr nichts entgegenzusetzen.

Der amerikanische Präsident regiert durch Staatssekretäre, die er selbst einsetzt, die im Kongreß gar nicht einmal erscheinen und durch dessen Mißtrauensvoten nicht gestürzt werden könnten. Er sowie auch seine Minister bleiben im Amte, auch wenn während seiner vierjährigen Dauer das alle zwei Jahre sich erneuernde Repräsentantenhaus eine andre Mehrheit erhält. Das ist oft vorgekommen, noch während Clevelands zweiter Präsidentschaft. Der Senat, der sich alle zwei Jahre zu einem Drittel ergänzt, hat noch leichter eine von der Parteistellung des Präsidenten abweichende Mehrheit. Wenn amerikanische Staatssekretäre Niederlagen erleiden, verlassen sie nicht, wie ihre französischen Kollegen, sogleich das Feld; sie bleiben ruhig im Amte. So tat noch Staatssekretär Hay, als der Senat seinen Hay-Pauncefote-Vertrag über den Nicaragua-Kanal mit großer Mehrheit verwarf.

Die französische Kammer stürzt die einzelnen Minister wie die ganzen Ministerien nach ihrem Belieben. Alle Parteien wahren es als ein Grundgesetz, als die Handhabe zur Macht der Kammer, daß ein geschlagener Minister sein Amt verliert. Es hat sich gezeigt, daß sie darin sogar ein Mittel besitzen, den verfassungsmäßig unabsetzbaren Präsidenten zum Rücktritt zu zwingen. Als die Schwindeleien Wilsons, des Schwiegersohnes des Präsidenten Grévy, ans Licht kamen, sah sich dieser außerstande, irgendein Ministerium aus der Mehrheit zu bilden. Alle, denen er die Portefeuilles anbot, lehnten sie ab, da sie der alsbaldigen Niederlage durch die Kammer gewiß waren. Es blieb dem Präsidenten nichts übrig, als selber zurückzutreten. Der französische Präsident hat keine eigene Macht. Das hat Casimir-Périer bezeugt, als er, angeekelt von der Nullität, zu der er verdammt war, wenige Monate nach seiner Erwählung die Würde von sich warf.

Die Republik ist unerschütterlich zurzeit. Das Land macht Fortschritte. Solange drei Bedingungen erfüllt werden: Frieden, Mäßigung der Parteien

oder wenigstens Machtlosigkeit der Extremen und endlich wirtschaftliches Gedeihen, wird nach menschlichem Ermessen die Republik nicht ernstlich bedroht sein.

Während die konstitutionelle Monarchie in England, die vollständig durchgeführte Demokratie in den Vereinigten Staaten trotz mancher Schäden in bestem Gedeihen sind, ist die letzte große europäische Autokratie zusammengebrochen; die letzte, denn die halb asiatische, halb theokratische des Sultans braucht hier nicht herangezogen zu werden. Das zarische Regiment wurde noch bei Beginn der jetzigen russischen Revolution als ein Bollwerk der bestehenden Verhältnisse gefeiert. Aber es war bereits dem Zusammenbruch verfallen. Sein riesiger Sturz bedeutete ein Freudenfest für die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung und der bestehenden Verfassungsformen. Es konnte wohl mit Recht gespottet werden, daß eine Verfassung für Rußland ein richtiger Retorten-Homunkulus sein werde, der für die ihm zugemuteten Leistungen ganz unfähig sein müsse; sie werde nicht das Heilmittel für Rußlands Nöte sein. Daran ist sicher viel Wahres. Wenn wirklich eine Verfassung in dem weiten Reiche funktionieren wird, muß man doch fühlen, daß man aufs Neue vor einem Berge steht. Wird dadurch aber unrichtig, daß der russische Autokratismus vollständig abgewirtschaftet hatte? Auch diese Staatsform kann unter gegebenen Umständen Unvergleichliches leisten. Dazu gehört in erster Linie ein Autokrat, der seine Umgebung, sein ganzes Volk weit überragt: ein Julius Cäsar, ein Friedrich der Große. Und selbst Männer dieser seltenen Art müssen geeignete Umstände, der Zeit nach wie der Volkskonstitution nach, antreffen. Es gibt Zeiten, wo selbst hochgebildete Völker eine gute Autokratie gern hinnehmen, und andre, wo sie ein persönliches Regiment unter keinen Umständen ertragen wollen und selbst große Schäden, die sie mit der Selbstregierung verknüpft sehen, lieber in den Kauf nehmen. Die russische Autokratie seit Katharina hat keine Leistungen aufzuweisen, auf Grund deren erwachende Völker sich veranlaßt sehen könnten, den Mangel an Freiheit zu verschmerzen. Die fünf letzten Zaren — mit dem wirklich irrsinnigen Paul darf man nicht ins Gericht gehen — nehmen in der Schar gleichzeitiger Monarchen einen ganz ehrenwerten Platz ein. An der Spitze geordneter Staaten würden sie als Persönlichkeiten ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Aber der Autokrat erntet, wo er nicht gesäet hat; er erntet Gutes und Böses. Die Trefflichkeit des Staates pflegt auf sein Konto geschrieben zu werden, und ist er gar nachweisbar der Schöpfer eines Staates, so setzt man ihn unter die Halbgötter. Leidet umgekehrt das Gemeinwesen an schweren Schäden, so nützt es ihm nichts, wenn er ein noch so braver Mann ist. Ein Alleinherrscher muß mehr sein. Diesen Anforderungen sind die Zaren des neunzehnten Jahrhunderts nicht gewachsen. Noch Peter I., ein Mann, der sie alle an Bedeutung übertraf, hatte ein völlig im politischen Schlummer liegendes Volk zu regieren; es ist gerade seine Größe, es aufgerüttelt zu haben. Im neunzehnten Jahrhundert ist über die Russen ein Erwachen ganz andrer Art gekommen, als Peter es sich dachte. Schon unter Alexander I. waren kleine Kreise von „westlichen" Ideen erfaßt.

Ihr Zusammenstoß mit dem Alleinherrschertum hätte wahrscheinlich für einen gesunderen, leistungsfähigeren Staat eine schwere Krisis mit sich gebracht. Rußlands Verhängnis war es, daß der Staat nur durch eine gewisse Brutalität sich widerstandsfähig erwies, daß aber in Wahrheit die innere Fäulnis der Korruption und der Unzulänglichkeit immer mehr um sich fraß. Der Nihilismus war eine furchtbare Mahnung zu Reformen. Man beachtete sie nicht und beschränkte sich auf die an sich vollauf berechtigte gewaltsame Unterdrückung der geheimen Mordgesellschaften. Von all dem wachsenden Können, das von einem heutigen Staat verlangt wird, leistete die russische Verwaltung nur weniges. Dieses wenige, z. B. die Eisenbahnbauten in Asien, die Ersetzung einer elenden Papierwährung durch die Goldwährung, die Konvertierung der Anleihen, womit Ordnung ins Friedensbudget kam, soll willig anerkannt werden. Für gewöhnliche Verhältnisse wäre es sogar sehr achtbar. Um den ungeheuren Abstand zwischen einem nach heutigen Begriffen normal verwalteten Staat und Rußland auszufüllen, reichte es nicht aus. Heer und Flotte waren in einer traurigen Verfassung, obwohl Unsummen auf sie verwendet wurden, ja die ganze Regierungsorganisation auf Ausnutzung der Chancen der auswärtigen Politik zugeschnitten war. Gleiche Mißwirtschaft herrschte in der Rechtspflege, dem Verkehrswesen, dem Unterrichtswesen, der allgemeinen Wohlfahrtspflege. Dem Staat mangelte alle Kontrolle über sich selbst, die doch sonst in einer Autokratie am stärksten ausgebildet zu sein pflegt. Zu allem übrigen endlich eine höchst aufreizende Polizeiwillkür im Detail.

Es kam, was kommen mußte. Die Kette war gespannt, die Ereignisse gaben den Einschlag. Die langjährige nihilistische Wühlerei ist einem Wurmfraß im Gebälk zu vergleichen; mit der Ansammlung des Proletariats kam die sozialdemokratische Agitation; endlich brachten die Entfernung vieler Truppen nach Ostasien, der Krieg mit seinen Schrecken, die Niederlage mit ihren demoralisierenden Folgen auch im Innern einen ausgesprochenen Zusammenbruch. Das russische Volk hatte durch eigne wirkungsvolle Schriftsteller sowie durch auswärtige Einflüsse zu viel Ferment in sich aufgenommen, als daß der Ausbruch hätte unterbleiben können.

Der Verlauf der Revolution kann hier nicht einmal skizziert werden. Nur die neueste Wendung ist auch für diese kleine Darstellung von Belang. Die reformfreundlichen, auch revolutionären Elemente des Bürgertums konnten sich weder zu einer eignen Leitung der großen Umwälzung aufraffen noch entschließen, die ihnen vom Zaren durch die angekündigte Verfassung, die Reichsduma, die Ernennung Wittes zum maßgebenden Staatsmann weit entgegengestreckte Hand zu ergreifen. Wirklich tätig wurden mehr und mehr die sozialdemokratischen Elemente, mit denen die anarchistischen und nihilistischen in der Praxis Hand in Hand gingen, so diametral einander auch die Doktrinen gegenüberstehen. In den sogenannten deutschen Ostseeprovinzen haben sie furchtbar gehaust und damit gezeigt, was von ihnen zu erwarten ist. Die Waffe des politischen Massenstreiks in Rußland gab im ersten Augenblick einen beinahe imponierenden Chok; in Wahrheit mußte sie schon nach wenigen Tagen außer Gebrauch gesetzt werden, damit der Mißerfolg einigermaßen verborgen bleibe.

Zu schnell hatte sich gezeigt, daß gerade die unbegüterten Volksmassen bei einem Massenstreik am schwersten leiden und sich alsbald der terroristischen Disziplin der Führer entziehen. Kurz vor dem Schluß des Jahres 1905 sollte noch ein zweiter Versuch in Verbindung mit Barrikadenbauten in Moskau gemacht werden. Er erreichte das Gegenteil. Die Truppen kehrten zum Gehorsam zurück; die Regierung griff wieder nach den am Boden schleifenden Zügeln und fand sich mit einer wahrscheinlich sie selbst verblüffenden Leichtigkeit wieder im Besitze der Gewalt. Wenigstens für die letzten drei Monate, bis Anfang April, ist die Ordnung nicht ernstlich gestört worden. Die Dumawahlen gehen vor sich. Die unbesonnene Revolution hat zur Folge gehabt, daß das Maß der Zusagen betreffs Schaffung einer Verfassung und Sicherung von Grundrechten eingeschränkt worden ist.

Man fühlt sich beinahe versucht, die mit Recht vielverspottete Hegelsche Lehre vom Stoß und Gegenstoß heranzuziehen. Gewiß ist, daß Polizeiwillkür, Korruption und Unzulänglichkeit in den Leistungen die ganz besondere Heftigkeit der russischen Revolution verschuldet haben; daß in Ermanglung bürgerlicher Kreise, die zur Durchführung der Umwälzung befähigt gewesen wären, die radikalsten Elemente zeitweilig die Oberhand bekommen mußten, daß diese aber keinen Staat zu leiten vermochten, ihr sinnloses Wüten also nur bewirken konnte, daß die besonnenen Schichten die Gemeinschaft mit ihnen zurückwiesen und wieder die Regierung gewähren ließen, die trotz ihrer Sündenlast für die Zukunft denn doch noch mehr versprach als der rote, blutige Umsturz. Das ist eben nicht neu, man hat es mutatis mutandis stets erlebt. Aber daß sich auch diesmals nach einer tollen Ausartung der Revolution der eiserne Besen wieder in seiner Überlegenheit gezeigt hat, ist denn doch eine wertvolle Erfahrung. Man darf die Sozialdemokratie Rußlands und andrer Länder nicht ohne weiteres über einen Leisten schnallen. Dennoch bleibt es ein Ergebnis, das man gar nicht hoch genug veranschlagen kann, daß die Sozialdemokratie sich nicht einmal in einem so morschen Staatsbau wie dem gegenwärtigen russischen, unter so vielen das alte Regiment schädigenden äußern Umständen auch nur vorübergehend hat in den Sattel schwingen können; daß sich vielmehr alle Volksschichten überraschend schnell von ihr zurückgezogen haben, und daß ihre Wirksamkeit sogar der verhaßten und zum Sturze wahrlich reifen Bureaukratie im Dienste der Autokratie wieder zu einiger Popularität verholfen hat.

Die Wirkung nach außen war ein ungewisses Problem. Das Aufsehen in der Welt war riesig. Die letzte Erscheinung des Autokratismus in Europa sollte plötzlich verlöschen, und das in einer Zeit, wo der Parlamentarismus in den meisten Ländern wachsende Schäden zeigt und an Kredit offenbar verliert. Doch kam hier zur Geltung, daß zur Zeit der Parlamentarismus das einzige Hilfsmittel ist, an das man überhaupt appellieren kann. Niemand denkt mehr, daß er eine Panacee sei. Im Gegenteil: der Obstruktionismus und der Absentismus lähmen sein Rückenmark; Roheiten, an die man früher gar nicht dachte, beeinträchtigen das Ansehen der Volksvertretungen; die hervorragenden geistigen Kräfte werden immer spärlicher in den Räumen der hohen Häuser.

Dennoch glaubte die Sozialdemokratie, aus den russischen Vorgängen eine starke Förderung ihrer Bestrebungen ziehen zu können. Sie gebärdete sich, als habe der bürgerliche Staat seine Hauptstütze an dem allmächtigen russischen Zartum und seinem gefürchteten Heer gehabt.

Wasser auf ihre Mühle kam ihr gleichzeitig von andrer Seite: aus dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaat. Über dieses sonderbare politische Gebilde ließen sich lange Abhandlungen schreiben, doch widerstehen wir der Versuchung. Die Weltgeschichte kennt kein ähnliches Reich, bestehend aus so vielen Nationalitäten, die alle nach Selbständigkeit oder Übermacht ringen, von denen die meisten gar nicht einmal geneigt sind, dem Reiche zu geben, was des Reiches ist. Dabei fällt es noch in zwei Hälften auseinander, die jede für sich die gleiche Erscheinung bieten würden — wenn nicht in Ungarn eine Nationalität, obwohl nur fünfundvierzig Prozent der Bevölkerung ausmachend, die unbedingte Herrschaft an sich gebracht hätte. Gerade in Ungarn sind daraus Verwicklungen entstanden, die die Frage nach der Staatsform in den Hintergrund geschoben hätten. Die andern Nationalitäten, rings um das in der Mitte, in der Ebene geschlossen sitzende Magyarentum herum wohnend, sind aus der ungarischen Volksvertretung beinahe ausgeschlossen. Allein der ungarische Stamm herrscht und aus diesem allein der Adel. Die Formen der Verfassung sind demokratisch; aber da in Wahrheit eine ausgesprochene Oligarchie alle Mandate behauptet, so sind die Institutionen eben pseudo-demokratisch. Nicht nur der Krone, sondern auch den Volksmassen gegenüber behauptet die Aristokratie ihre Allmacht. Die Verhältnisse haben es nun zu einer Krisis getrieben, dahin, ob die Aristokratie die Krone beugt, oder ob diese mit oder ohne Hilfe des Proletariats Herr über den Adel wird.

Seit dem Ausgleich vom Jahre 1867 ist König Franz Joseph in Ungarn das Muster eines konstitutionellen Monarchen gewesen. Im Parlament zeigte sich stets eine operationsfähige Mehrheit Deakscher Tradition. Der König entnahm ihr einfach seine Minister und regierte in ihrem Sinne. In Wahrheit war sie die Lenkerin der Ereignisse. Das ging so lange, bis sie auch das Magyarische als Kommandosprache für die in Ungarn liegenden Linientruppen verlangte. Die Honved-Armee (die Landwehr) besitzt es schon lange. Für die Linie ist aber wie für die ganze kaiserliche Armee das Deutsche die Kommandosprache. Es gibt in der Linie keine ungarische Armee. Der Kaiserstaat hat nur einen Reichskriegsminister; dieser disloziert auf Befehl der Krone die Truppen. Er kann Deutsche, Tschechen, Polen, Italiener nach Ungarn versetzen und Magyaren in alle diese Landesteile. Die Offiziere werden weit mehr aus Zisleithanien genommen als aus Ungarn, schon weil man dort des Deutschen in ungleich höherem Grade mächtig ist. Infolgedessen kann man die in Ungarn liegenden kaiserlichen Truppen nicht annähernd mit der norwegischen Armee vergleichen, die, vom Höchstkommandierenden bis zum letzten Rekruten aus Norwegern bestehend, dem Parlament treu ergeben war und die Unabhängigkeitserklärung vertrat. Gleiches läßt sich in Ungarn nur erreichen, wenn dort ausschließlich transleithanische Rekruten eingestellt werden und das Magyarische Kommandosprache wird, womit die nichtmagyarischen

Offiziere über die Leitha zurückkehren müssen. Dann allein ist Aussicht, daß die ungarische Linie mit den Honveds zusammen ein magyarisches Parlamentsheer wird. Vielleicht auch dann nicht einmal, weil das Volk nicht, wie in Norwegen, eine einheitliche Nationalität hat. Indes ist dies doch wohl das Ziel. Daher die Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft wird. Erreicht der magyarische Adel, was er jetzt will, so hängt es nur noch von ihm ab, ob er die Verbindung mit der habsburgischen Krone noch aufrechterhalten oder lösen will. Entschließt er sich dann zur Losreißung, so kann Ungarn nicht wieder unterworfen werden; das lehren nicht nur die Erfahrungen aus dem Burenkriege und Norwegen, sondern vor allem ein Blick auf die Buntscheckigkeit des zisleithanischen Heeres. Es ist kaum denkbar, daß Deutsche, Tschechen und Polen zusammenwirken könnten, um ein widerspenstiges Ungarn gehorsam zu machen.

Ob dem magyarischen Adel eine von ihm maßgebend beherrschte Republik vor der Seele schwebt, bleibe dahingestellt. Sollte es sein, so müßte er gleich Macbeth das Gespenst sehen, das sich bereits auf seinem Platze niedergelassen. Bisher war die Opposition des Magyarentums eine gemeinsame *nationale*. Doch schon spaltet sie sich. Deutlich sondert sich eine *soziale* aus, die einer Adelsrepublik viel zu schaffen machen würde. Daß das Proletariat von Budapest am Tage der Parlamentseröffnung einen Demonstrationsumzug zugunsten des allgemeinen Stimmrechts machte, ist noch das wenigste. Daß aber Kaiser Franz Joseph, ein konservativer, klerikaler Monarch, sein Ministerium Fejervary ermächtigte, beim ungarischen Reichstag das allgemeine Stimmrecht zu beantragen, das ist ein Menetekel von blutrotem Flammenglanz. Er würde das nicht getan haben, wenn ihm nicht die Erhaltung der Monarchie auf dem Spiel gestanden hätte. Noch einmal wurde der magyarischen Parteikoalition eine Chance geboten. Das Ministerium Fejervary strauchelte ob des unerhört heftigen Widerstandes, reichte zum zweitenmal seine Entlassung ein und erhielt sie. Während es provisorisch im Amte blieb, verhandelte der Monarch aufs neue mit den Radikalen, selbst Kossuth nicht ausgenommen. Es wurde wieder zweifelhaft, ob er an dem allgemeinen Stimmrecht festhalte. Die Koalition stieß alles von sich. Darauf löste die Regierung das Parlament auf und ließ mit Truppen rumänischer Nationalität — welch ein Wink! — den Sitzungssaal gewaltsam räumen. Bis jetzt, Anfang April, ist noch keine Neuwahl des Parlaments angeordnet. Fejervary ist noch im Amt und sein Regiment steht unter der Wirkung der Tatsache, daß die Krone die Ermächtigung gegeben hatte, mittels des allgemeinen Stimmrechts den sich demokratisch gebärdenden, in Wahrheit ganz oligarchischen magyarischen Adel und seine Unabhängigkeitsgelüste zu bekämpfen. Das parlamentarische Leben ist vollkommen zum Stillstand gebracht. Rekruten können nicht ausgehoben werden. Die Steuererhebung stößt auf die größten Schwierigkeiten; die von der Regierung eingesetzten und in ihre Amtsbezirke geschickten Verwaltungsbeamten werden durch Volkstumulte zur Umkehr genötigt. Lange andauern kann dieser Zustand nicht. Der Konflikt kann, ja muß alsbald wieder ausbrechen und kann die schärfsten Formen annehmen. Der Zusammenhalt des habsburgischen Reiches und die Staatsform in

Ungarn sind dabei aufs innigste verknüpft. Wie sich da die soziale Frage geltendmachen wird, bleibe der Vermutung überlassen. Das Proletariat ist in die unerwartete Lage gekommen, von beiden Parteien als Bundesgenosse umworben zu werden.

In Österreich ist die Sache ungleich glatter gegangen. Auch dort stockt die konstitutionelle Maschinerie, ja das ganze staatliche Leben bedauerlich durch den Nationalitätenhader. Doch ist dort noch die Verabschiedung des Budgets gelungen, ebenso die Annahme des Handelsvertrags mit Deutschland, der in Ungarn nicht einmal zur Verhandlung gekommen ist. Die Formen der Verfassung sind weit weniger demokratisch als in der andern Reichshälfte. Nun stürmten die demokratischen Eindrücke mit einem Male von zwei Seiten herein: aus Rußland und aus Ungarn. Sollte, so fragte die Linke, Österreich bei seiner alten Wahlrechtsbeschränkung bleiben müssen, wo selbst das russische Volk bei dem unvergleichlich niedrigeren Stande seiner Bildung das allgemeine Wahlrecht erhält? (So schien es nämlich damals.) Noch viel wichtiger war der Hinweis auf Ungarn. Kann, so fragte man, ein Wahlrecht, das dort die Krone als letztes Hilfsmittel selbst anwendet, für Österreich verderblich sein? Das Ministerium Gautsch hatte diese Rückwirkung vorausgesehen und, so sagte man wenigstens, dem Kaiser die Folgen vorgestellt, worauf Franz Joseph das erstemal den Vorschlag des Ministeriums Fejervary ablehnte. Als aber der Monarch das zweitemal ausdrücklich die Ankündigung sanktionierte, konnte weder er noch das Ministerium Gautsch umhin, der gleichen Einrichtung für die diesseitige Reichshälfte ihre Zustimmung zu geben. Schon schickte die österreichische Sozialdemokratie sich an, mit einem Generalstreik das allgemeine Stimmrecht zu erzwingen. Der Eisenbahnverkehr begann zu stocken. Es blieb ihr erspart, das Mittel vollständig auszuprobieren; denn die Regierung zog es vor, den Schwierigkeiten, unter denen sie schon zu seufzen hatte, nicht noch einen Kampf mit den Volksmassen um das Stimmrecht hinzuzufügen. Sie erklärte sich einverstanden und nahm die Reform selbst in die Hand. Jetzt ist die Sache in vollem Gange. Die Regierung hat den Gesetzentwurf über die Einführung des allgemeinen Stimmrechts eingebracht, alle Parteien haben sich zu seinem Grundsatz bekannt. Nur der so bedeutsame Nationalitätenhader tobt um die Verteilung der Mandate auf Provinzen und Volksstämme. Die Deutschen kämpfen dabei gegen die Zermalmung durch eine slawische Mehrheit. Die Sozialdemokratie mag erkennen, daß auf dem Wege der Reform ganz andre Fortschritte zu erreichen sind als auf dem des gewaltsamen Umsturzes. Wer aber diese Begebenheiten aus einer höheren Perspektive betrachtet, kann den Siebenmeilenstiefelschritt nicht verkennen, den die österreichische Hälfte des Donaustaates im Sinne der Demokratisierung macht, und den zu machen oder abzuwenden für Ungarn ein entscheidendes Problem geworden ist.

Wendet man sich nun zu den deutschen Verhältnissen, so ist die Gefahr groß, daß man auf einen Parteistandpunkt gerät. Eben das ist durchaus zu vermeiden. Es sollen, soweit das einem doch immerhin subjektiv urteilenden Menschen möglich ist, ohne Parteimeinung nur die Tatsachen

betrachtet und in den allgemeinen Kreis der Erscheinungen eingeordnet werden. Bismarcks große Schöpfung hat die inneren Einrichtungen der Einzelstaaten im wesentlichen unverändert bestehen lassen. Nur die drohende Demokratisierung hat er in einer noch heute unvermindert fortwirkenden Weise abgewendet. Dem Reiche hat er das allgemeine, gleiche Wahlrecht gegeben, das an demokratischem Charakter nur durch die veraltete, die Industrie, die Städte, den Westen nicht mehr genügend berücksichtigende Wahlkreiseinteilung beeinträchtigt, im übrigen aber von keiner ähnlichen Einrichtung übertroffen wird. Als dessen Korrektiv galt ihm — weniger 1867 als vielmehr in späteren Jahren — der Fortbestand des eingeschränkten Wahlrechts der Einzelstaaten. Seit die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause überwiegend konservativ ausgefallen sind, hat er nicht mehr auf das Dreiklassenwahlrecht gescholten, auch keinen Schritt zu seiner Reform getan. Dagegen ist nun die Linke zu Angriffen von wachsender Heftigkeit übergegangen. Konnte man schon früher tadeln, daß die Summe der gezahlten direkten Staatssteuern zum Maßstab genommen wurde, um, in drei gleiche Teile zerlegt, die drei gleichberechtigten Wählerklassen zu bezeichnen, so verlor dieses Verfahren alle Berechtigung, als durch Miquel die Grund-, Gebäude-, Gewerbe- und Bergwerksteuern für den Staat aufgehoben wurden, dennoch aber die Fiktion ihrer Fortbezahlung bestehen blieb, so daß sie bei der Bildung der drei Wählerklassen angerechnet wurden. Die Wahlkreiseinteilung ist noch veralteter als die für den Reichstag. Die im Besitz der Macht befindlichen Parteien kämpfen dennoch unnachgiebig für den unveränderten Fortbestand. Ihnen hat sich die Regierung mit ihrem Gesetzentwurf zugesellt, der nur einige allzugroße Wahlkreise zerlegt und einige Mißstände abstellt, im übrigen alles beim alten läßt.

Im übrigen Reiche sieht es bunt aus. Sachsen hatte ein milderes Wahlrecht. Es hat es abgeändert, um das Eindringen der Sozialdemokratie in die zweite Kammer zu verhindern, und hat so gründliche Arbeit gemacht, daß selbst das städtische Bürgertum gänzlich zu kurz gekommen ist und das zu drei Vierteln von der Industrie lebende Land eine fast ausschießlich agrarische Volksvertretung hat. Das Wahlrecht ist dem preußischen ähnlich geworden, ohne das Alter für sich zu haben, noch auch — bei seiner Einführung — den Grundsatz: „Das Bestehende ist das Vernünftige." Ein bestehendes Übel wird leichter getragen als die Schaffung eines neuen. — Das empfinden auch Hamburg und Lübeck. Diese Stadtstaaten glaubten sich in Gefahr, daß die Sozialdemokratie, wenn auch nicht die Mehrheit in den Bürgerschaften, doch so viel Stimmen erlange, um Verfassungsänderungen durch ihren Widerspruch unmöglich zu machen; in Hamburg gehört eine Mehrheit von drei Vierteln der Bürgerschaft dazu. Da nun in Hamburg nur die Hälfte dieser Körperschaft aus Klassenwahlen, die andre Hälfte aber aus allgemeinem Wahlrecht hervorging, so brauchte von diesen letzteren wiederum nur die Hälfte sozialdemokratisch auszufallen, um dieser Partei ein Veto gegen Verfassungsänderungen zu geben. Anstatt das Heilmittel in einer Umgestaltung der Bedingungen für die Verfassungsänderungen zu suchen, haben die Senate

vorgeschlagen, für die Wahlen nach allgemeinem Stimmrecht einen Zensus einzuführen, der zwar die Sozialdemokratie nicht ganz ausschließt, ihr aber doch nur eine kleine Minderheit von Vertretern gewährt. Es muß selbstverständlich zugegeben werden, daß die Städte das Recht haben, sich gegen eine allmähliche Sozialdemokratisierung der Bürgerschaft und damit des Senats zu schützen. An sozialdemokratische Bundesstaaten im Gefüge des Deutschen Reiches ist nicht zu denken. Die Einschränkung des Wahlrechts hat heftige Zuckungen hervorgerufen; am 17. Januar, als die Hamburger Bürgerschaft darüber verhandelte, gar arge Straßenunruhen mit Blutvergießen, Zertrümmerung und Ausraubung von Schauläden und Wirtschaften. Damit hat die Opposition der Gasse das Zustandekommen befördert: nur drei Stimmen über die erforderliche Mehrheit waren vorhanden; man nimmt an, daß sie erst durch die Revolte zur Mehrheit gedrängt sind.

Den umgekehrten Weg haben Baden und Bayern eingeschlagen. Baden hat das allgemeine Stimmrecht eingeführt. Als 1905 zum ersten Male auf Grund der neuen Einrichtung gewählt werden sollte, verbanden sich Nationalliberale und Sozialdemokraten und verhinderten damit eine ultramontane Kammermehrheit. In Bayern verbanden sich schon nach der bloßen veränderten Wahlkreiseinteilung umgekehrt die Sozialdemokraten und das Zentrum. Sie besiegten die Liberalen vollständig. In der neuen Kammer wurde alsdann das auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhende neue Wahlgesetz einstimmig angenommen. — Württemberg schickt sich an, ähnlich zu verfahren. Süddeutschland steht damit in ausgesprochenem Gegensatz zu Preußen, Sachsen, Hamburg und Lübeck. — Zwischen diesen beiden Gruppen steht die Masse der übrigen Kleinstaaten mit sehr verschiedenartigen Wahlrechten. In einzelnen thüringischen Ländchen ist es vorübergehend schon zu sozialdemokratischen Landtagsmehrheiten gekommen. — Ganz am Ende sieht man die beiden Mecklenburg, noch im zwanzigsten Jahrhundert ohne Verfassung, ohne gewählte Volksvertretung. Also eine bunte Musterkarte. Von einem gemeinsamen Charakter kann keine Rede sein. Die kleinen, der allzu großen Demokratisierung ausgesetzten Bundesglieder stehen in dem mächtigen Banne des Reiches. Ohne diesen würden in erster Linie die hanseatischen Stadtstaaten den größten Gefahren für Fortbestand des bürgerlichen Staates oder — für ihre Selbständigkeit entgegengehen.

Deutschland ist in keine der bekannten Kategorien: Monarchie, Aristokratie, Demokratie einzureihen. Bismarck hat dem monarchischen Gedanken aufs neue ungeahnte Kraft eingehaucht, mehr als er später als grollender Einsiedler für gut befunden hat. Aber er hat ihm auch durch das Reichstagswahlrecht eine ansehnliche Dosis Demokratie beigemischt, gleichfalls mehr als er später selber für gut befunden hat. Durch die ehrwürdige Gestalt des alten Kaisers wie durch die bewegliche, vielseitige, tatendurstige Natur seines Enkels — ohne alle Frage eine der markigsten, begabtesten Persönlichkeiten unter den gekrönten Zeitgenossen — hat der preußisch-deutsche Thron eine überraschende Bedeutung erlangt. Natürlich denken wir dabei nicht einmal an die auswärtige Politik, sondern nur an die innere. Das persönliche Regiment ist ungleich mehr in den Vordergrund getreten als seit lange. In Deutsch-

land ist es begrenzt durch die Verfassung und die Volksvertretung. Innerhalb dieser Schranken hat es ein weites Feld zur Betätigung gefunden, während es in Rußland, wo solche gar nicht bestanden, durch die persönliche Unzulänglichkeit seiner Träger an die Bureaukratie übergegangen ist. Vor jeglicher Verletzung der deutschen oder preußischen Verfassung hat sich Wilhelm II. sorgsam gehütet. Dennoch ist er im Bereich seiner Befugnisse ein Mann von seltener Machtfülle. Sein Wille lenkt die ihm verantwortlich dienenden Beamten; er gibt zu vielen Dingen den entscheidenden Anstoß.

Wie das im Laufe der Zeit wirken wird, kann niemand vorhersehen. Die Gefahren eines persönlichen Regiments sind zu allbekannt, als daß sie hier geschildert zu werden brauchten. Und doch hat manchmal eine bedeutende Persönlichkeit das Glück an ihren Wagen gefesselt. Hoffen wir es inbrünstig für unsern jetzigen Kaiser! Vergessen wir auch nicht, daß das deutsche Volk selber in seiner beispiellosen Zerfahrenheit ihm die Arena dazu bereitet. Eine solche Mannigfaltigkeit von Parteien und Fraktionen kennt man nirgends. Bismarck hat nur die Stämme geeint; die Stände sind durch die Politik der materiellen Interessen einander eher fremder, feindlicher geworden; die konfessionelle Spaltung sondert die größere und die kleinere Hälfte unsres Volkes noch mehr voneinander als zuvor. Gerade die protestantische Mehrheit ist der tiefsten Zerklüftung ausgesetzt. Zwischen einer vom Staat verwöhnten ländlichen Aristokratie und einer umstürzlerischen Sozialdemokratie ist keine Gemeinschaft möglich. Aber auch die bürgerlichen Schichten sind einander tief entfremdet. Zur Verneinung findet sich immerhin noch leicht eine Mehrheit zusammen, zum positiven Schaffen selten, eigentlich nur unter Führung des Zentrums, das dafür der deutschen Politik seinen Stempel aufdrückt.

Betrachtet man aus objektiver Ferne die deutschen Angelegenheiten, so wird man sich mancher schweren Sorgen nicht erwehren können. Die Sozialdemokratie hat durch die Parteitage von Dresden und Jena einen heftigen Ruck nach links gemacht, der die Hoffnungen der bürgerlichen Sozialreformer auf Gewinnung der Partei für den bestehenden Staat durch Reformen stark herabgestimmt hat. Die Partei wächst an und drillt ihre Scharen für die Revolution. Noch ist der Staat stark, so daß die klugen Agitatoren auch noch keinen Sturm wagen. Die Wahlrechtsdemonstrationen sind kein Versuch gewesen, auf diesem Gebiete zu bessern, sondern nur die Leute zu erbittern und zu disziplinieren. Das günstige Verhältnis der Staatsgewalt diesen acherontischen Mächten gegenüber mag sich erhalten, langsam oder rasch verschlechtern — niemand weiß es. Nach den Erfahrungen mit dem Sozialistengesetz ist von ähnlichen Maßregeln wenig zu hoffen. Wer den Staat stark machen will, sollte das Bürgertum sammeln. Die Politik hat allzusehr den Charakter angenommen, einzelne Gesellschaftsklassen auf Kosten der Gesamtheit zu begünstigen. Das zeigt sich vor allem auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik wie des einzelstaatlichen Wahlrechts. Dauer wohnt den abgestorbenen Formen des letzteren nicht mehr inne. Die Zeit, wo sie abgestoßen werden müssen, kommt doch. Dabei gilt denn das tiefsinnige Wort: Volentem ducunt, nolentem trahunt. Rußland kann davon erzählen.

Ein Jahrhundert deutſcher Malerei.

Von

Walther Genſel.

V.

Wir ſind daran gewöhnt, München als die eigentliche deutſche Kunſtſtadt, zum mindeſten in der Malerei, anzuſehen, während der märkiſche Sand uns ziemlich unfruchtbar für die Kunſt galt. Um ſo mehr ſind wir erſtaunt, auf der Jahrhundert-Ausſtellung Berlin in den dreißiger und vierziger Jahren der ſüddeutſchen Schweſter ein ganzes Stück voraus zu ſehen. Wie Klenze hinter Schinkel, Schwanthaler hinter Schadow und ſelbſt hinter Rauch zurückſteht, ſo verhält es ſich auch in der Malerei. Natürlich müſſen wir von Cornelius und Schnorr abſehen, aber dieſe gehören keiner einzelnen Stadt an. Es iſt, als habe das Direktorat von Cornelius wie ein Albdruck auf der Münchner Kunſt gelaſtet und jede ſelbſtändige Regung unterdrückt. Nun wird zwar in Münchner Kreiſen behauptet, die ſüddeutſche Kunſt ſei auf der Ausſtellung abſichtlich ſtiefmütterlich behandelt worden. Allein warum hätte eine Ausſtellungsleitung, die einem Spitzweg einen ganzen Raum und den Münchner Künſtlern der ſiebziger Jahre den größten Teil des unteren Stockwerks eingeräumt hat, der älteren bayriſchen Kunſt den gebührenden Platz verweigern ſollen? Wenn man den Katalog der Münchner Neuen Pinakothek durchblättert, kann man auch wirklich nicht finden, daß irgendwelche bedeutenden Künſtler vernachläſſigt worden wären. Allerdings fehlen auch hier, wie bei Berlin, die hiſtoriſchen und religiöſen Bilder. Der fruchtbare Peter von Heß, der außer in München und Wien auch in Frankreich, Rußland und ſelbſt in Griechenland tätig war, iſt nur mit einer winzigen Landſchaft und einem männlichen Bildnis, ſein Bruder Heinrich Maria von Heß, der einſtmals gefeierte Madonnenmaler, nur mit einem Frauenbildnis und einem Mädchen aus Albano vertreten, das in die Nähe Wilhelm Schadows zu rücken iſt.

Als ein beſonderes Verdienſt der Münchner Kunſt galt es von jeher, daß ſie die alte, gute, von den Niederländern überkommene Technik treu gehegt und über eine Periode hinweg, in der das Malenkönnen beinahe abhanden

kam, in bessere Zeiten gerettet habe. Dieses Verdienst ist unbestreitbar. Es gab in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts an der Isar eine ganze Anzahl braver Meister, die ihre Farben noch selbst rieben und mit allen Geheimnissen der Untermalung und der Lasur vertraut waren. Aber wie ängstlich gingen sie mit ihrem Pfunde um, wie spitz und kalt und unpersönlich ist ihre Malerei! Sie haben den Niederländern nicht nur das Wie, sondern auch das Was abgesehen. Der eine malt Wouwermansche Pferde, der andre van de Veldesche Kühe, der dritte eine Landschaft in der Art Berchems. Immer guckt ihnen irgendein alter Meister über die Schulter. Vor den Originalen merkt man sofort den Abstand; aber wenn man im Werke eines der damaligen Lithographen niederländische und Münchner Bilder nebeneinander sieht, dann verwischen sich die Unterschiede zwischen den um zwei Jahrhunderte auseinander liegenden Werken fast gänzlich. Mit diesen Dorner, Wagenbauer, Albrecht Adam ist wirklich nicht sonderlich Staat zu machen. Sie entwickeln sich auch gar nicht recht, sondern malen 1830 und selbst 1840 noch genau so kleinlich wie 1810. So sehen wir von Dorner eine 1842 datierte Waldpartie, bei der jedes Blättchen an den Bäumen gezählt scheint. Aber selbst ein neuerdings so in den Vordergrund geschobener Künstler wie der fast eine Generation jüngere Heinrich Bürkel enttäuscht uns. Auch er ist noch ganz befangen und unselbständig. Er beobachtet das Leben der Bauern und Gebirgsbewohner ganz hübsch und ist für atmosphärische Erscheinungen empfänglich (Regenschauer in Partenkirchen); aber zwischen den Natureindruck und die Ausführung drängen sich auch bei ihm die Erinnerungen an die Niederländer der Münchner Galerie. Dazu ist seine Zeichnung zuweilen recht flau und die Farbe flackernd. Man hat Cornelius und den Nazarenern vorgeworfen, daß sie alte Formen benutzt haben, aber sie goßen doch neuen Geist hinein. Bei diesen Kleinmeistern finden wir den alten Geist im alten Gewande.

Nur mit einem möchte ich eine Ausnahme machen, das ist einer der ältesten von allen, Wilhelm v. Kobell (geb. 1766), der Lehrer von Adam und Heß. Da er beinahe neunzig Jahre alt geworden ist, erstreckt sich sein Schaffen über mehrere Generationen und ist sehr umfangreich. Aber es fehlt ihm darum auch nicht an Abwechslung. Unter den siebzehn großen und kleinen Bildern der Ausstellung finden wir ein Bildnis, mehrere Landschaften, Tierbilder, Soldatenbilder, drei größere Kriegsszenen und ein sehr amüsantes Bild von dem ersten Münchner Pferderennen (1810), das mit seinen wie aus der Spielschachtel genommenen Pferdchen allerdings mehr kulturhistorischen als künstlerischen Wert besitzt und darum auch nicht der Pinakothek, sondern dem historischen Museum angehört. Dagegen eignet den dem bayrischen Armeemuseum entnommenen Kriegsbildern auch ein ganz ansehnlicher malerischer Wert. Auch hier sind die Figuren einigermaßen hölzern, aber sie sind vortrefflich mit der Landschaft zusammengesehen, und diese Landschaften, das stark kupierte, zum größten Teil im Wolkenschatten liegende Terrain von Bar-sur-Aube mit den violetten Höhen dahinter und das in Morgendunst gehüllte Odertal mit der Festung „Kosel", über deren Türme die ersten Sonnenstrahlen streichen, zeigen nichts von der Ängstlichkeit der andern

Münchner. Bei den Tierbildern finden wir besonders den Einfluß Cuyps, von dessen Sonnenschein und Transparenz wenigstens etwas in Kobells Werke gekommen ist.

Zu den Architekturmalereien des Berliners Gärtner geben die Stadtansichten Quaglios und Michael Nehers die Gegenstücke. Nehers Bilder sind mit unendlicher Sorgfalt ausgeführt und wirken sehr anmutig mit ihren ganz hellen, klaren Lufttönen, besitzen aber nicht die große Auffassung der Gärtnerschen Schloßhöfe. Erwähnt sei noch ein mir bisher völlig unbekannter Maler, Josef Hauber, der 1825 ein biederes Wirtspaar, den Bichlbräu-Hierl und seine Frau, schlecht und recht abkonterfeit hat.

Einen Teil der Schuld an dem wenig günstigen Eindruck, den man von der Münchner Kunst in unserm Zeitraum, also bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, erhält, mag die Aufstellung tragen. Während die andern Städte für ihre intimen Bilder freundliche Kabinette bekommen haben, hängen die Münchner mit großen Werken aus andern Städten zusammen in dem vorderen der beiden unglücklichen Säle, die, für die farblosen Riesenkartons von Cornelius bestimmt, den ganzen Bau der Nationalgalerie beeinträchtigt haben. Berlin ist mit dem zweiten Cornelius-Saal allerdings auch nicht besser daran; aber Wien hat seinen Erfolg zum großen Teil ganz entschieden der geschickten Gruppierung zu verdanken. An wirklichen Überraschungen sind seine Säle ziemlich arm, wenigstens für den, der das Hofmuseum und die moderne Sammlung im Belvedere kennt. Im Mittelpunkte steht der liebenswürdige Ferdinand Waldmüller, dessen Bilder nunmehr alle Phasen der Wertschätzung durchgemacht haben, vollkommene Mißachtung, halb mitleidiges Wohlwollen, Enthusiasmus, und der seine heutige Überschätzung merkwürdigerweise nicht seinen mit größter Liebe und Sorgfalt ausgeführten Hauptbildern, sondern Nebenwerken verdankt. Seine Hauptwerke sind nämlich Genrebilder — anekdotische Genrebilder, und die werden heutzutage immer noch keinem Meister verziehen. Einige von diesen Werken sind ziemlich bunt in der Farbe und unruhig in der Komposition, andre aber kann man neben die besten Bilder von Knaus und Vautier stellen. Die Bewunderung des Meisters gilt jetzt jedenfalls seinen Landschaften und Bildnissen. Von den sehr fein und spitz, in etwas konventionellen blauvioletten Tönen ausgeführten Landschaften reicht keine an die mit ausgestellte Rüsterngruppe im Wiener Prater heran, eine der glücklichsten Erwerbungen der Nationalgalerie aus den letzten Jahren. Daß er aber mit solchen Werken nicht allein stand, beweisen die gleichzeitigen der beiden Alt. Von den Bildnissen möchte ich dem ungemein schlichten, in fein zusammengestimmten blauen und grünen Tönen gemalten eines alten Mütterchens den Preis zuerkennen; es stammt ungefähr aus der Zeit der Oldachschen und Speckterschen Porträts, ist aber gemütvoller und liebenswürdiger. Die späteren stehen offenbar unter dem Einflusse von Ingres, bleiben aber doch erheblich hinter dessen Meisterwerken zurück.

Stärker noch äußert sich die Anlehnung an Fremdes bei den Werken der andern Genremaler, die in ihrem Kolorit den Pariser Bildern derselben Zeit

oftmals zum Verwechseln ähnlich sind. Bald sentimental, bald mit rechtem Wiener Humor schildern sie, wie vor allem Peter Fendi, Begräbnisse, Taufen, das Eintreffen schlimmer Botschaften, Pfändungen oder, wie Karl Schindler, Szenen aus dem Soldatenleben. Noch entschiedener leiten Amerling und Danhauser zum Kolorismus französisch-belgischer Richtung über. Während des letzteren „Mutterliebe" in ganz kühlen Tönen gehalten ist, weist sein „Liszt am Klavier" deutlich auf seine Studien in Holland und Belgien hin.

Von den übrigen Städten ist nicht viel zu erwähnen. Aus Frankfurt finden wir einige schüchterne landschaftliche Versuche und das bekannte Bildnis Börnes (den der Katalog zum „Dichter" stempelt) von Moritz Oppenheim; aus Karlsruhe Tierstücke und Landschaften des Mannheimers Karl Kuntz, die den besprochenen der Münchner täuschend ähnlich sehen; aus Heidelberg einige hübsche unbefangene Naturstudien von dem ganz unbekannten Hessen Georg Wilhelm Issel. Recht wenig ergiebig ist auch der Raum mit den Bildern aus Stuttgart, das doch mit Hetsch, Schick, Wächter, dem Bildhauer Dannecker eine frühe Kunstblüte entfaltet hatte. Aus Norddeutschland wäre höchstens Danzig zu nennen, wo der später ganz zum Berliner gewordene Eduard Meyerheim seine hübschen spitzen Jugendwerke geschaffen hat. Die mitteldeutschen Städte wie Breslau, Leipzig, Braunschweig, Magdeburg und auch Hannover haben so gut wie nichts zu der Ausstellung beigesteuert. Nur auf Dresden ist noch einmal zurückzukommen. Wir haben den Norweger Dahl schon erwähnt, der hier seit 1818 wirkte. Dem Direktor des Kristianenser Museums, Andreas Aubert, der seinem Landsmann eine monumentale, leider nicht verdeutschte Biographie gewidmet hat, ist es gelungen, eine ganz prächtige Sammlung seiner Werke aus den skandinavischen Museen und Privatbesitz für die Ausstellung zusammenzustellen, eine Sammlung, die nicht nur einige der durch kraftvolle und charakteristische Behandlung der Bäume und Berge ausgezeichneten Hauptwerke, sondern auch eine große Reihe jener wundervollen Wolken- und Nebelstudien umfaßt, die jeden Besucher des Museums in Kristiania aufs höchste überraschen und in der damaligen Zeit (1820) nur in den Studien Constables ein Gegenstück haben. Auch sein Schüler Thomas Fearnley, der in seinem kurzen Leben (1802—1842) fast ganz Europa bereist hat, ist vortrefflich vertreten. Wie Friedrich und Runge, haben auch sie beide die Kopenhagener Akademie besucht, deren Rolle für die Entwicklung der deutschen Kunst bisher viel zu wenig beachtet worden ist, und dort hat auch der erst ganz neuerdings wieder zu Ehren gekommene Georg Friedrich Kersting seine erste Ausbildung erlangt. Kersting, der 1813 den Feldzug mitgemacht und das eiserne Kreuz erworben hatte, dann in Dresden und schließlich in der Meißner Porzellanmanufaktur tätig war, darf als der vortrefflichste deutsche Interieurmaler seiner Zeit bezeichnet werden. Um seiner Vorzüge ganz inne zu werden, braucht man nur sein Selbstbildnis von 1811 mit dem sechs Jahre später entstandenen „Paar am Fenster" des so tragisch ums Leben gekommenen Gerhard von Kügelgen zu vergleichen. Während bei diesem die Figuren ganz hart in dem kalten Raume stehen, ist bei Kersting das ganze Zimmer von Luft und Licht erfüllt.

Freilich sind fast alle diese Künstler doch nur Spezialisten. Man gewahrt die Grenzen, die ihren Talenten gezogen sind, sofort, wenn man sie etwa mit einem Moritz von Schwind vergleicht, dem fast ein ganzer Raum angewiesen ist. Auch Schwind hat in seiner „Morgenstunde", einem Pendant zu dem bekannten Bild der Schack-Galerie, ein entzückendes Interieur geschaffen, auch er hat prächtige Bildnisse gemalt, darunter ein leider unvollendetes mit den Kindern des Malers Schnorr von Carolsfeld, reizende Landschaften und anmutige Genrebilder. Aber er besaß auch noch etwas, was sie alle nicht hatten, eine übersprudelnde Phantasie und das Vermögen, seinen ihm unaufhörlich zuströmenden Einfällen die rechte Form zu geben.

VI.

„Aller Maßstab fiel den Zuschauern aus den Händen, als mit Anfang Novembers unvermutet die zwei belgischen Riesenbilder aufgestellt wurden, die schon am Niederrhein ein Aufsehen ohnegleichen erregt hatten. Ein dichter Schwarm steht seitdem tagtäglich vor den beiden Werken und streitet laut, ob die Abdankung Karls V. oder die Unterzeichnung des Kompromisses den Vorzug verdiene... Hier sehen wir endlich einen geschichtlichen Stil vor uns, wir erkennen in beiden Werken ein Gemeinsames, den Geist einer gewaltigen Schule, die ihren höchsten Entwicklungen erst entgegen geht." So wird uns der Eindruck geschildert, den die Bilder Gallaits und Biefves auf ihrer Reise durch Deutschland 1842 in Berlin machten. Und dieser Eindruck war allgemein, in Düsseldorf wie in Frankfurt, in München wie in Dresden. Hatte doch sogar ein Jakob Burckhardt schon ein Jahr vorher geschrieben, daß die Bilder „zu den herrlichsten Erinnerungen gehören, die er aus Belgien mitgebracht habe." Wie ist es möglich, daß Werke, die damals auch bei den Besten einen Rausch des Entzückens hervorriefen, uns schon nach sechzig Jahren nicht nur vollkommen kalt lassen, sondern direkt unleidlich erscheinen, selbst dann unleidlich erscheinen, wenn wir alle Vorurteile gegen die Historienmalerei abzustreifen und uns in die Zeit der damaligen Beschauer zurückzusetzen versuchen?

Wir müssen hier zwei Dinge unterscheiden, die allerdings erst in ihrem Zusammenwirken die Erscheinung voll erklären. Auf der einen Seite steht das literarische Interesse der Gebildeten. Wie vorher die homerischen Götter und Helden des Cornelius die Gemüter der Beschauer nach den verschiedensten Richtungen bewegt hatten, so taten es hier die Gestalten aus der spanisch-niederländischen Geschichte, die den Deutschen ja durch Goethes „Egmont" und Schillers „Don Carlos" so vertraut sind. Da sah man bei der Abdankung den greisen Kaiser und seinen unheimlichen Sohn, die Statthalterin der Niederlande und den Kanzler Granvella, den gelehrten Vesalius, den klugen Oranier, die unglücklichen Grafen Egmont und Hoorn. Aber während die sagenhaften Gestalten des Cornelius durch den Stil des Meisters in eine ideale Ferne gerückt waren, standen die historischen Männer Gallaits in greifbarer Wirklichkeit da, als könnten sie aus dem Bilde hervortreten und zu reden und zu

handeln anfangen. Die Bilder bedeuteten damals also einen Sieg des Realismus über den Idealismus. Heute dagegen, wo wir in Literatur und Kunst an die Wiedergabe der momentansten Lebensäußerungen gewöhnt sind, fällt uns gerade das Unrealistische der Szenen auf. Karl V. und Philipp II. machen auf uns nicht mehr den Eindruck historischer Gestalten, sondern den von Schauspielern, die auswendig gelernte Rollen agieren.

Ebenso wichtig wie das Gegenständliche aber war das Technische der Bilder für ihren Erfolg. Wir sahen, wie spitzpinselig und ängstlich die Münchner, Stuttgarter, Karlsruher, ebenso wie die Hamburger und Danziger Kleinmeister damals malten. In Berlin herrschte zwar eine etwas freiere Mache, aber kaum eine Spur von wirklichen koloristischen Reizen, und in Düsseldorf gingen zwar allerhand Rezeptchen für warme und leuchtende Farbengebung von Atelier zu Atelier, aber die Werke wirkten im Grunde doch mehr koloriert als koloristisch empfunden. Von breiter, energischer Pinselführung, von kräftiger Gegenüberstellung leuchtender und dunkler Massen war fast nichts zu finden. Da mußten denn die Belgier allerdings wie eine Offenbarung wirken. „Große Kraft und Klarheit, Tiefe und Glanz, wie wir sie an Tintorettos Werken wahrnehmen, herrschen hier durchaus." Bewunderte doch selbst ein Gottfried Schadow die „herzhafte Pinselführung." Heute denken wir auch hierüber ganz anders. Wir sehen, wie diese Farbenköche mit Hilfe von Asphalt Mixturen zusammengebraut hatten, die nicht die ursprüngliche Farbenkraft von Rubens und Tintoretto, sondern den Galerieton nachahmen, den diese im Lauf der Jahrhunderte erhalten haben, und wie sich nun ihre Farben wiederum geändert haben und wie in eine braune Sauce getaucht erscheinen.

Ob der dauernde Einfluß der Belgier wirklich so groß gewesen ist, wie man in manchen Kunstgeschichten lesen kann, ist zweifelhaft. Unmittelbare Nachfolger haben sie jedenfalls in Deutschland nur wenige gehabt. Aber es scheint allerdings, daß durch ihre Bilder hauptsächlich der Glaube bestärkt wurde, daß man die echte Malerei daheim nicht lernen könne, sondern im Ausland an den Quellen studieren müsse. War vorher Rom das Ziel der meisten Deutschen gewesen, während nur wenige nach dem Westen gingen, so begann jetzt eine wahre Völkerwanderung nach den Stätten der eigentlichen „modernen" Malerei. Freilich sah man bald ein, daß die belgische Malerei doch auch nur eine Kunst aus zweiter Hand war, und daß es deshalb besser sei, gleich vor die rechte Schmiede nach Paris zu gehen. In den fünfziger Jahren scheinen Künstler, die nicht wenigstens ein Jahr in Paris gewesen waren, einfach nicht für voll angesehen worden zu sein. In den Ateliers von Delaroche, Gleyre, Cogniet, besonders aber von Couture muß es geradezu von jungen Deutschen gewimmelt haben; rechneten sich doch allein von den bekannteren Berliner Geschichtsmalern Gustav Richter, Wilhelm Gentz, Otto Heyden, Rudolf Henneberg, Karl Blockhorst, Gustav Spangenberg, Otto Knille, Ernst Ewald, August von Heyden zu ihren Schülern. Einige von diesen, wie Spangenberg und Ewald, sind sogar sechs und sieben Jahre an der Seine geblieben.

Da nun alle oder fast alle Historienbilder dieser Zeit an den erwähnten Mängeln, an theatralischer Pose und konventioneller Farbengebung kranken, so ist uns heute geradezu eine instinktive Abneigung gegen das ganze Fach eingeimpft, dergestalt, daß wir über dem unsympathischen Gesamteindruck oft versäumen, die Qualitäten im einzelnen zu prüfen und dem Künstler zu gute zu rechnen. Die Franzosen sind hier viel gerechter; sie erkennen den grand effort des Künstlers auch an, wenn er zu keinem befriedigenden Gesamtergebnis geführt hat. Da in Paris im allgemeinen strenger und konzentrierter gearbeitet wird, kann man eben diese „Anstrengung" auch besser abschätzen. Wir dagegen, die schlechter Erzogenen, empfinden es zunächst als eine Erleichterung, daß die Ausstellungsleitung uns die Auseinandersetzung mit solchen Gemälden überhaupt erspart hat, und protestieren erst hinterher vom historischen Standpunkte dagegen, daß uns ein Bild von einer Epoche der deutschen Kunst entworfen wird ohne alle die Werke, die von den Künstlern wie vom Publikum als die wichtigsten angesehen wurden. Mit Ausnahme der Fresken von Kaulbach im Neuen Museum, die in der zweiten Auflage des Katalogs in die Ausstellung einbezogen worden sind, und der Catarina Cornaro von Makart, die man in ihrem schweren Rahmen belassen hat, finden wir von all den gefeierten Meistern des Historienbildes nur mehr oder minder belanglose Skizzen oder Bildnisse und Ähnliches; so von Julius Schrader, dem Führer der Berliner Historienmalerei, nur ein historisches Genrebildchen aus dem Hohenzollernmuseum, von Piloty die Skizzen zu Wallensteins Zug nach Eger und zur Schlacht am weißen Berge, von Rudolf Henneberg ein kleines ausgeführteres Bild und ganz flüchtige Studien. Selbst von Karl Friedrich Hausmann, der als eine der interessantesten „Entdeckungen" der Ausstellung gelten darf, obwohl die Nationalgalerie und die Hamburger Kunsthalle seit langem Werke von ihm besitzen, hat man nicht das große Bild „Galilei vor dem Konzil", sondern nur die Skizze dazu gebracht. Die Schönheit dieser Skizze soll keineswegs geleugnet werden. Bei einigen seiner Kircheninterieurs wird man geradezu an Goya, bei kleineren Figurengruppen an Daumier erinnert. Wie ausgezeichnet ist die Verteilung der Massen und die Bewegung bei dem Galilei; zu welch seltener Harmonie ist der grüne Teppich bei der Ostermesse in der Sixtinischen Kapelle mit den roten Kardinalsgewändern zusammengestimmt! Aber gute Skizzen haben damals sehr viele Künstler gemacht. Das Schwierige am Bilde ist nach dem Ausspruche eines großen Franzosen „die Skizze nicht zu verlieren", d. h. bei der sorgfältigsten Durchbildung das Momentane der ersten Vision zu bewahren. Wenn dies fast allen Modernen, Franzosen und Belgiern wie Deutschen, nicht geglückt ist, so ist das kein Beweis gegen die Historienmalerei, sondern für das Unvermögen der modernen Maler gegenüber dem schwierigsten aller Fächer. Tizian, Rubens, Velazquez haben es gekonnt, und David und Delacroix sind ihnen, wenn sie sie nicht erreicht haben, doch sehr nahe gekommen. Von den Deutschen läßt sich nur einer neben ihnen nennen: Adolph Menzel. Auch sein Krönungsbild erreicht nicht ganz die Unmittelbarkeit der Skizze, aber es ist doch nur verschwindend wenig davon verloren gegangen. Von den kleineren Friedrichsbildern meinte vor

einiger Zeit ein Franzose, sie seien eine unleidliche Zwischengattung zwischen dem Historienbilde und dem Genrebilde. Wir kümmern uns nicht um solche Doktorfragen. Das Flötenkonzert ist nicht nur die glaubhafte Rekonstruktion eines geschichtlichen Vorgangs, sondern auch die geniale Lösung eines wundervollen Beleuchtungseffektes. Auch Menzel ist ohne den allgemeinen koloristischen Umschwung nicht denkbar; auch er verdankt seinen Pariser Reisen und dem Studium Pariser Bilder sehr viel. Aber seine Natur war stark genug, um die fremden Einflüsse völlig zu verdauen und, statt ihnen zu erliegen, sie nur seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Über Kaulbach sind die Akten wohl geschlossen. Wir brauchen uns heute nicht mehr, wie die Zeitgenossen, den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sich in den Wandmalereien des Treppenhauses im Neuen Museum „eine neue Ära der geschichtlichen Bilder eröffne", oder ob sich in ihnen der „Angstschrei, die letzte Anstrengung kundgebe vor dem Erlöschen der Kunst." Diese Art Kunst ist tot und gründlich tot. Er war vielleicht der größte Akademiker der neuen deutschen Kunst. Keiner vermochte den Kontur einer Figur in so leichtem Schwunge zu umreißen, keiner eine figurenreiche Komposition so aus dem Ärmel zu schütteln. Seinen Wandbildern ist ein gewisser festlicher Gesamteindruck nicht abzusprechen. Aber die Kompositionen sind von einem Schematismus, der in seiner Banalität seinesgleichen sucht, die Figuren von einer Schönrednerei, die auch nicht einen Moment zu ergreifen vermag, und selbst der geistige Gehalt geht kaum über den Gedankenflug eines leidlich begabten Primaners hinaus. Nur Kaulbachs satirische Zeichnungen haben ein Anrecht darauf, nicht vergessen zu werden. Dagegen ist der gegen Makart geführte Prozeß der Kunstgeschichte, der vorschnell mit seiner Verdammung endete, zu revidieren. Makart hängt wenigstens seinen aus schönen Frauenleibern, glänzenden Gewändern und Schmucksachen zusammengestellten Bildern kein philosophisches Mäntelchen um. Seine Kompositionen sind theatralisch oder vielmehr Bilder von Künstlerfesten. Sie sind der lebendige Ausdruck einer Zeit, die sich nach einer langen Periode kunstgewerblicher Dürftigkeit an den Schätzen der Renaissance berauschte, die sich auf ihren Festen in die Glanzzeit Venedigs, in die Zeit eines Veronese hineinträumte. Man braucht keineswegs blind zu sein gegen die Mängel und Fehler der Makartschen Kunst, vor allem nicht gegen die fünf ausgezogenen Damen in Wien, die sich als die fünf Sinne präsentieren. Aber wer kann denn heute noch eine zehn Meter lange Leinwand — so viel mißt die Catarina Cornaro — mit einem so rauschenden Farbenspiel bedecken? Von einem solchen Bilde wird man noch mit Respekt sprechen, wenn manches viel bewunderte Werk unsrer heutigen Kunst überhaupt keinem Verständnis mehr begegnet.

Ist so die Ausstellung für die Geschichte des Historienbildes nur wenig ergiebig, so zeigt sie die Entwicklung um so deutlicher auf drei andern Gebieten, dem Porträt, dem Genrebild und der Landschaft. Bei allen dreien aber schlug diese Entwicklung wesentlich andre Wege ein.

VII.

Am ſtetigſten ging die Entwicklung beim Bildnis vor ſich. Wir haben geſehen, wie auf die fröhliche Porträtkunſt eines Anton Graff die Befangenheit der Nazarener, beſonders ihres Hamburger Zweiges, folgte. Am freiſten von dieſer Ängſtlichkeit hielten ſich die direkt unter franzöſiſchem Einfluß ſtehenden Maler, wie Schick und Kolbe. Wir ſahen aber auch, wie ſich in den zwanziger und dreißiger Jahren allerorten wieder eine vortreffliche Bildnismalerei entwickelt. Es iſt eigentümlich, wie ähnlich ſich um 1835 bis 1840 die Bildniſſe an ſo verſchiedenen Orten, wie Paris, Brüſſel, Düſſeldorf, Berlin, Wien, ſahen. Zum Teil liegt dies natürlich, zumal bei den Frauen, an der Gemeinſamkeit der Moden. Aber auch die Charaktere der Dargeſtellten zeigen eine gewiſſe Ähnlichkeit. Es iſt das zum Selbſtbewußtſein erwachte und zur Wohlhabenheit gekommene Bürgertum, das ſich gut zu kleiden liebt und ſich im Sonntagsſtaate malen läßt. Zumal das Schimmernde ſeidener Stoffe lernen die Künſtler vortrefflich wiedergeben. Dabei geben ſich die Leute aber nicht mit parvenühafter Geſpreiztheit, ſondern einfach natürlich. Als drittes kommt endlich dazu die Übereinſtimmung der Technik. Auf ſaubere, korrekte Zeichnung wird großer Wert gelegt, auch bei der Modellierung der Hände; die Farben ſind meiſt kühl und werden zu feinen, zuweilen etwas herben Harmonien zuſammengeſtellt. Als höchſter Meiſter kann dafür der Franzoſe Ingres gelten. Waldmüller in Wien, Wach, Begas, Magnus in Berlin, Sohn und Hildebrandt in Düſſeldorf geben dazu die Parallelen. Aber auch die Nazarener können ſich dieſem Einfluß nicht entziehen. So iſt von Veit das Bildnis einer am Fenſter ſitzenden Dame von 1838 ausgeſtellt, das mit ſinnend liebenswürdigem Geſichtsausdruck doch auch eine gewiſſe mondäne Eleganz verbindet. Auch bei Schwind und Steinle finden wir Ähnliches. Das hübſcheſte Bildnis Steinles iſt das ſeines Töchterchens Caroline von 1842, das in blauem Kleid und violettroten Strümpfen neben ſeinem Spielzeug im Zimmer ſteht. Es hat ein Gegenſtück in dem ſchon einmal erwähnten acht Jahre früher gemalten Bildnis eines kleinen Mädchens von Julius Hübner, das, im Freien an eine Mauer gelehnt, an ſeinen Zöpfen neſtelt. Ähnlich Runge, aber auch noch etwas zaghaft, hat hier Hübner verſucht, die Geſtalt von hellem Sonnenſchein überfluten zu laſſen. Bei beiden Werken iſt der kindliche Charakter aufs glücklichſte getroffen. Auf dem Bildnis ſeiner Frau hat Hübner dagegen verſucht, ein ganzes Farbenkonzert zu geben. Aus dem ſchwarzen Kleid quillt gelbſeidenes Ärmelfutter hervor, der Vorhang iſt rot, die Tiſchdecke blaugrün, und dazu kommt ein orientaliſcher Teppich. Der Eindruck der Buntheit iſt freilich nicht ganz überwunden.

Dieſe Freude am Äußerlichen verſtärkt ſich nun noch in der Periode des Kolorismus. Man malt Samt, Seide und Spitzen nun noch viel virtuoſer als die Früheren, und man will zeigen, was man kann. Zuweilen leidet das Weſentliche, der Ausdruck, darunter, aber doch nicht ſo ſtark, wie man denken könnte. Selbſt die Bildniſſe des ganz zum Pariſer gewordenen Winterhalter ſind nicht ſo oberflächlich, wie ſie verſchrien ſind; das der Fürſtin Woronzoff im braunen Samtkleide zeigt nicht nur eine ſchöne, ſchmelzende Pinſelführung,

sondern auch im Gesicht einen mit lässiger Vornehmheit gepaarten Ausdruck von Sensibilität, der uns einen Blick in das Innere der anmutvollen Frau tun läßt. Eduard Magnus' und Gustav Richters Berliner Damen sind nicht tief, aber immer fein und liebenswürdig. Das Höchste von Eleganz aber hat Ferdinand von Rayski in dem schon 1843 gemalten Bildnis des Meißner Domherrn von Schroeter gegeben, bei dem Schwarz und Violett zu einer Harmonie von größter Vornehmheit vereint sind. Dabei ist die Illusion des Stofflichen — Haar, Rock, Stiefel, Stuhlpolster — mit so breiten Strichen erreicht, daß man viel eher auf die siebziger Jahre raten würde, in denen Carolus-Duran, Bonnat und andre Velazquez die Geheimnisse seiner Pinselführung wieder abzusehen versuchten. Daneben malen alle Künstler auch ganz schlichte Köpfe und Brustbilder. Sie wissen wohl zu unterscheiden, ob es sich um ein Repräsentationsstück oder lediglich um das Festhalten geliebter Züge handelt. In den sechziger Jahren scheint dann das intime Bildnis wieder zu überwiegen. Knaus wählt auch für ganzfigurige Bilder ein kleines Format und sucht ganz trauliche Wirkungen. Dazu kommt der Einfluß der frühen Werke van Dycks, der Bildnisse Rembrandts und Tintorettos. So entstehen die Porträts Lenbachs und Leibls, bei denen das Kolorit auf ein Minimum reduziert, dem Ausdruck völlig untergeordnet erscheint.

Genremalerei war in den dreißiger und vierziger Jahren, zumal in Düsseldorf, fast gleichbedeutend mit Anekdotenmalerei gewesen. Nicht der farbige Eindruck reizte die Künstler, sondern diese suchten für einen guten literarischen Einfall die passende Form. Auch die Besten konnten sich dem Zeitgeschmack nicht entziehen. Waldmüller hat damals nicht mit seinem schlichten Kirchgang im Frühling das Publikum gewonnen, sondern mit den Familienszenen, in denen das Rührsame oder Lehrreiche recht hübsch unterstrichen war, mit der Adoption, dem Abendgebet, Großvaters Geburtstag usw. Der erste deutsche Meister des rein malerisch gesehenen Genrebildes ist wiederum Adolph Menzel. In seiner Jugend ist er ein paarmal sentimental gewesen, in den Guaschen seines Alters verliert er sich in einer Überfülle mosaikartig zusammengesetzter zeichnerischer Details; in seiner besten Zeit aber, die etwa die Jahre 1845—1870 umfaßt, ordnen sich die Figuren, wenn überhaupt welche vorhanden sind, ganz dem malerischen Gesamteindruck unter. Die Zimmerecke, das Schlafzimmer des Künstlers, die stofflich so durchaus uninteressante Atelierwand, vor allem aber die Vorstellung im Théâtre Gymnase, das Bild aus dem Berliner Opernhaus, der Tuileriengarten, der Gottesdienst in der Buchenhalle bei Kösen, der Pariser Wochentag und die wundervolle Serie des Kinderalbums gehören koloristisch zum Köstlichsten, was die deutsche Kunst überhaupt hervorgebracht hat. Freilich steht Menzel gerade bei den allerkostbarsten Perlen aus dieser Reihe sichtlich unter französischem Einfluß. Aber auch sie erinnern nie direkt an bekannte Vorbilder, auch hier wie bei den Historienbildern hat sich der Meister stets nur das Äußere angeeignet. Von den Berliner Malern haben besonders zwei seinen Einfluß erfahren, Paul Meyerheim, der seine Erlebnisse mit dem Altmeister in Paris und Berlin neulich an dieser Stelle so anschaulich geschildert hat, und Fritz Werner.

Meyerheim, der beste Berliner Tiermaler — genauer ausgedrückt: der beste Maler des Zoologischen Gartens und der Menagerien — sollte diesmal, wie wir sehen werden, von einer andern, heute beinahe vergessenen Seite gezeigt werden und kann deshalb nicht in seinem Verhältnis zu Menzel studiert werden; bei dem greisen, noch in Berlin lebenden Fritz Werner, auf den in der vorjährigen Großen Kunstausstellung wieder die Aufmerksamkeit gelenkt wurde, kreuzt sich Menzels Einfluß mit dem Meissoniers, bei dem er in die Schule gegangen war. Ein deutscher Meissonier ist er nicht; wenigstens reichen seine Bilder nicht an die besten, einst überschätzten, jetzt viel zu sehr unterschätzten Werke des Franzosen heran. Aber ungemein fein im Ton und liebenswürdig in der Auffassung sind sie, besonders „Der Ausstopfer in seinem Atelier". Daß man in einer Zeit, da in vielen Kreisen die Maler nach der Breite des Pinselstriches eingeschätzt zu werden scheinen, diesen Kabinettstücken wieder seine Aufmerksamkeit schenkt, ist ein bedeutsames Symptom.

Ganz pariserisch in seiner Technik ist der Wiener August von Pettenkofen, von dem man in Deutschland so selten etwas zu sehen bekommt, daß man sich nur darüber freuen kann, ihn hier so reich vertreten zu finden. Seine meist nicht viel mehr als handgroßen Bildchen sind in bezug auf Tonschönheit und Feinheit der Luftstimmung vielleicht das Aristokratischste, was je von einem deutschen Maler geschaffen worden ist. Daß diese ungemein subtile Behandlung auf die gewöhnlichsten Stoffe, ungarische Fuhrwerke, Zigeunerlager und dergleichen, angewendet ist, hat eigentlich einen pikanten Beigeschmack; aber dessen wird man sich nicht bewußt, weil das Stoffliche bei dem Meister überhaupt kaum mitspricht. Die Bildchen wollen bewundert sein wie mattgeschliffene Edelsteine oder kostbare Fayencen. Es gewährt einen eigenen Reiz, sie mit denen Karl Spitzwegs zu vergleichen, die ungefähr die nämlichen Formate besitzen, ihnen an Tonschönheit nahestehen, bei denen aber das Sujet eine so starke Rolle spielt, daß sie auch von künstlerischen Banausen bewundert werden. Wer kennt sie nicht, diese Spitzwegschen Spießbürger, die ihre Pfeifen rauchen, die Morgenzeitung lesen, ihre Blumen begießen oder Kakteen betrachten? Aber sein Gebiet ist doch viel größer, als man gemeinhin annimmt. Er hat auch viele Bilder, wie die Wäscherinnen in Dieppe, rein aus Freude an der malerischen Erscheinung, ohne jeden anekdotischen Beigeschmack gemalt. Neben den Bildern, auf denen die Menschen die Hauptrolle spielen, stehen Landschaften, lauschige Waldgründe oder Ausblicke über Wiesen und Felder, in denen sie als winzige Staffagefigürchen ganz aufgehen. Sehr reichhaltig ist er auch in seinen Luftstimmungen, bei denen heller Sonnenschein, kühle Morgenluft, Dämmerung, Mondschein und selbst Regenwetter abwechseln.

Menzel, Werner, Spitzweg kann man noch als Koloristen bezeichnen, Pettenkofen gehört schon zu den Harmonisten, denen weniger an der kecken Gegenüberstellung, als an der Abdämpfung und Vereinheitlichung der Farben liegt. Dieses Bedürfnis nach ganz diskreten Harmonien und in Verbindung damit nach Vereinfachung der Motive scheint nach und nach allgemein geworden zu sein. Von Knaus finden wir Bilder aus den sechziger Jahren, die ganz auf innige Verschmelzung der Töne gestellt sind, von Vautier einen

„Besuch" von 1870, bei dem wir das Motiv über dem wohltuenden Zusammenklang weißgrauer und graugrüner Töne kaum empfinden. Gerade das, was uns heute an diesen Bildern so sympathisch ist, daß das Motiv sich nicht aufdrängt, wurde von den Zeitgenossen nicht verstanden. Kläglichste Gedankenlosigkeit ist noch einer der gelindesten Vorwürfe, die ihren Meistern gemacht wurden. Den Gipfelpunkt erreicht diese Richtung, wie wir sehen werden, kurz vor 1870 innerhalb der Münchner Schule in dem Kreise Wilhelm Leibls.

Für die Landschaftsmalerei dieser Epoche, die im vorigen Jahre auf der großen Berliner Kunstausstellung so vortrefflich gezeigt worden war, ist mit Rücksicht darauf diesmal der Raum ein wenig knapp bemessen worden. Von Preller, der dort im Mittelpunkte gestanden hatte, finden wir außer seinem frühesten Bilde, dem Eislauf auf dem Schwanensee in Weimar, der aber mehr in das Gebiet der Genremalerei gehört, und den Farbenskizzen zur Odyssee nur zwei kleine Bildchen, von Rottmann ebenfalls fast nur kleine Werke, von Karl Friedrich Lessing ein großes und ein mittleres Bild. Daß man damit nicht hat ausdrücken wollen, diese Männer seien kleiner als Dahl und Friedrich, ist wohl selbstverständlich. Auch hier ist man eben dem Grundsatz gefolgt, das Bekanntere zugunsten des weniger Bekannten zurückzudrängen.

Der Kolorismus spielt in der Landschaft naturgemäß eine ziemlich geringe Rolle. Am stärksten kommt er in der ersten Zeit bei den Berlinern Hildebrandt und Hoguet zum Ausdruck, die zu Isabey nach Paris gingen und sich den leuchtenden bräunlich goldgelben Grundton der Gemälde dieses Meisters so anzueignen wußten, daß man einige ihrer Werke kaum von den seinigen unterscheiden kann. Hildebrandt war ja dann auch der erste, der die ganze Farbenpracht der Tropenwelt uns Deutschen zu erschließen versuchte. Im übrigen scheint der Einfluß der französischen Orientmaler, unter denen Alexandre Decamps die größte Leuchtkraft erreichte, nicht sonderlich groß gewesen zu sein. Wir finden ihn auf der Ausstellung eigentlich nur bei dem „Märchenerzähler" von Wilhelm Gentz vor, bei dem die bunten und bewegten Gruppen im Vordergrunde gut zusammengehalten und in einen wirksamen Gegensatz zu der sonnigen Landschaft gestellt sind. Im allgemeinen fiel gerade der Landschaft die Aufgabe zu, den Kolorismus zu überwinden, von dem theatralischen Pompe zur schlichten Naturwahrheit, von der Buntheit zur einfachen Tonschönheit zurückzuführen. Überall in der Ausstellung begegnen wir ganz schlichten Naturausschnitten, die aus bräunlichen und grünen Tönen gewirkt sind. Fünf Städte treten hier hauptsächlich hervor: München, Frankfurt, Düsseldorf, Berlin und Weimar.

In München war Christian Morgenstern der erste große Stimmungslandschafter im modernen Sinne. Weil er Hamburger war, muß man ihn in den Hamburger Sälen suchen. Dorthin aber weist ihn weder seine Naturauffassung noch die Wahl seiner Motive. Das Beste seines technischen Vermögens scheint er seinem Aufenthalte auf der Kopenhagener Akademie verdankt zu haben, seine Motive entnahm er mit wenigen Ausnahmen nicht der norddeutschen Tiefebene, sondern dem Gebirge, erst Norwegen und dem Harze, später Oberbayern oder der bayrischen Hochebene. Von französischen oder

englischen Einflüssen ist bei ihm nicht viel zu entdecken; er macht den Eindruck eines Autodidakten, eines begeisterten Naturfreundes, der die Dinge unbefangen ansieht und sie ungeschminkt wiedergibt. Seine Bilder sind schlichter als die Friedrichs, weniger herb als die Dahls. Auch Eduard Schleich, der doch in Belgien und Frankreich gewesen ist, zeigt in seinen Bildern aus dem Dachauer Moos wenig von den dort gewonnenen Lehren. Der Eindruck, den man im vorigen Jahre von ihm empfing, bestätigt sich auch hier; seine Zeichnung ist oft flau, seine tiefblauen, mit braunen Vordergründen kontrastierenden Fernen haben etwas Konventionelles. Adolf Lier, der ganz vortrefflich vertreten ist, steht dagegen völlig im Banne Barbizons. Der „Pflügende Bauer" von 1863 und die Landschaft aus Münchner Privatbesitz zeigen den vornehmen Ton und die kraftvolle Behandlung der Bäume seines großen Lehrers Dupré.

Nur einer ist den Franzosen ebenso nahe, wenn nicht noch näher gekommen, der herrliche Wiener Jakob Emil Schindler. Es ist sehr schade, daß die Galerie des Belvedere, die ihre schönsten Waldmüller hergegeben hat, nicht ebenso freigebig mit den köstlichen Werken dieses Meisters gewesen ist. Der Münchner Schule sind auch die in der Isarstadt lebenden Schweizer wie Frölicher und Stäbli zuzurechnen, die unmittelbare französische Einflüsse mit denen ihrer Münchner Lehrer verquicken, sich dabei aber doch eine gewisse eidgenössische Urwüchsigkeit gewahrt haben. Gerade diese Kraft vermißt man nun bei den Mitgliedern der Frankfurt-Cronberger Schule. Es sind liebenswürdige und feine Menschen, diese Burger, Burnitz, Eysen; aber sie kommen doch nicht recht über eine etwas allgemeine Tonschönheit hinaus. Ihren Bäumen fehlt das Mark, ihren Hintergründen die Tiefe. Im Gegensatz zu ihnen sind die Düsseldorfer recht schwach vertreten. Während von Burnitz elf Bilder ausgestellt sind, von denen vier oder fünf zur Umschreibung seines künstlerischen Charakters vollkommen genügt hätten, fehlen Männer wie Munthe und Öder vollständig. Höchst interessant sind ein paar frühe Bilder von Gregor von Bochmann, eine Landschaft mit Mähern und ein Schäfer mit seiner Herde. Wie bei den Werken aus Daubignys mittlerer Periode sind alle Lokalfarben auf ein feines Grau herabgestimmt. Der Eindruck, der dadurch erzeugt wird, ist aber nicht Trübseligkeit, sondern zurückhaltende Vornehmheit, die den Mund nicht voll zu nehmen, sondern nur ein paar Töne leise anzuschlagen braucht, um eine Fülle von Empfindungen in uns zu erwecken. Die Silhouetten der Figuren sind ein wenig scharf, aber mit außerordentlich feiner Linienempfindung umrissen. Ähnliche Tendenzen verraten „die Gänsewiese" von Johann Christian Kröner und die Waldstudie von Eugen Dücker. Von den Berlinern ist uns Bennewitz von Loefen der ältere, der schlichte und aufrichtige Maler der märkischen Kiefernwälder und Seen, durch die Ausstellung des vorigen Jahres wieder völlig vertraut geworden. Aus genau derselben Zeit (1863—1865) aber finden wir auch Frühwerke von Paul Meyerheim, die diesen Bildern an Feinheit des Tones nicht nachstehen und ihnen zeichnerisch noch überlegen sind, und eine freudige Überraschung bringt uns die große Landschaft mit Reifenspielern von Albert Hertel, dem Vorsteher des Meisterateliers an der Berliner Akademie. Wie

hier die farbigen Kleider der Damen im kühlen Schatten des Abends mit dem Rasen und den Bäumen zu einer Harmonie von höchster Distinktion zusammengestimmt sind, während die hügelige Ferne noch im hellen Scheine der sinkenden Sonne glänzt, das ist meisterhaft. Wir Jüngeren stehen mit Beschämung, mit einem Gefühl, als sollten wir Abbitte leisten, vor diesen Bildern. Weil die späteren Werke dieser Künstler den Idealen einer neuen Generation nicht mehr entsprachen, haben wir es oft an dem nötigen Respekt vor ihnen fehlen lassen. Und nun sehen wir uns hier Werken gegenüber, die viel höher stehen als manches, was wir bewundernd in den Himmel hoben. Aus Weimar endlich hat man wieder den nunmehr endgültig der Kunstgeschichte gewonnenen Karl Buchholz und neben ihm den gefeierten Theodor Hagen in den Vordergrund gerückt. Daß sie aber hier nicht allein standen, beweisen die großen und groß empfundenen Landschaften Gleichen-Rußwurms und die kleineren Werke von Ernst Henseler, Weichberger, Hoffmann-Fallersleben und andern. Es mag richtig sein, was uns von ihnen und ihren Freunden versichert wird, daß viele von diesen Meistern nie ein Bild von Rousseau, Dupré oder Daubigny gesehen haben. Die Verwandtschaft ihrer Werke mit den französischen kann trotzdem nicht weggeleugnet werden. Haben sie die neue Darstellungsweise nicht aus erster Hand gekannt, so doch aus zweiter, aus den Werken der Lier, Brendel, Meyerheim, die in Paris gewesen waren. Es sind Wellenschläge derselben Strömung, die schon vor 1830, zum Teil unter englischem Einfluß, in Frankreich entstanden war und ihre Hochflut in den Werken der Meister von Barbizon erreicht hatte.

Noch auf einen Maler sei mit ein paar Worten hingewiesen, der sich keiner Schule eingliedern läßt, einen bis vor kurzem fast ganz Vergessenen, seit einigen Jahren aber wieder Hochgepriesenen: Teutwart Schmitson. Während Brendel, Meyerheim, Bochmann im Anschluß an Troyon Schafherden, Burnier ebenfalls im Anschluß an Troyon und Baisch unter dem Einfluß von Maris Kühe malten, ist er der beste deutsche Maler des Pferdes, nicht des durch lange Zucht veredelten Reit- und Rennpferdes, wie es Krüger und Steffeck gemalt hatten, sondern des ungezähmten Pferdes in seiner wilden Schönheit. Seine besten Studien hat er in den ungarischen Steppen gemacht. Diese zu Rudeln zusammengetriebenen, im Schnee stampfenden oder im Regen erschauernden, auf die Weide oder an die Tränke geführten langmähnigen Tiere sind mit einer Kraft und einer Schönheit der Farbe geschildert, für die ich in der europäischen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts kaum ein Gegenstück kenne. Rosa Bonheurs Bilder wirken geleckt daneben. Von den Deutschen kommt ihm Adolph Schreyer am nächsten.

So stellt sich uns das Bild der deutschen Malerei um 1865—1870 wesentlich anders dar, als es uns bisher gezeigt worden war. In der französischen Kunstgeschichte wußten wir es längst, daß die fünfziger und sechziger Jahre einen Höhepunkt bedeuten, daß dieser aber nicht in den Schlachtenmalereien und Historienbildern der Akademiker, sondern in den reifen Schöpfungen von Corot und Rousseau, von Courbet und Millet zu suchen ist. In Deutschland sahen wir auf der einen Seite das allmähliche Aussterben der älteren Schule,

der Preller, Richter, Schwind, Rethel, Steinle; auf der andern eine äußerlich prunkende, innerlich meist hohle Großmalerei. Ludwig Richter, der 1871 in sein Tagebuch schrieb, jetzt gehe alles auf äußeren Glanz und Schein, schien recht zu haben. Die Unterströmungen waren uns verborgen, oder wir sahen doch wenigstens nur ein paar Männer, wie Böcklin und Feuerbach, sich gegen ihre Zeit auflehnen. Erst mit Leibl und seinem Kreis und dann vor allem mit der Freilichtmalerei schien neues Leben in die Kunst zu kommen. Jetzt beginnen wir die Kontinuität der Kunst zu erkennen. In ganz Deutschland ist in der jungen Generation eine Vorliebe für schlichte Vorwürfe, ein Suchen nach ruhiger Tonschönheit eingetreten. Freilich muß man sich diese Werke in allen Sälen und selbst Stockwerken der Ausstellung zusammensuchen, während die vorher genannten Böcklin, Feuerbach, Leibl in harmonischen Gesamtausstellungen vorgeführt werden.

VIII.

Leibl, Feuerbach, Böcklin sind die drei Heroen, die im unteren Stockwerk der Nationalgalerie dominieren. Ihnen hat man, vielleicht mit etwas geringerem Recht, die drei Männer angegliedert, die als die hervorragendsten unter den lebenden Meistern erschienen, Liebermann, Thoma und Trübner; ferner Hans von Marées, den Lehrer einer bedeutenden, hier nicht mehr zur Anschauung gebrachten Schule von Malern und Bildhauern, einige Freunde von Leibl, endlich Lenbach, Defregger und ein paar Maler, die sich schwer den andern Schulen eingliedern ließen. Das historische Moment ist hier dem ästhetischen gewichen. Man wollte keine gerechte, sondern eine schöne Ausstellung veranstalten, das zeigen, was aus der Kunst der sechziger und siebziger Jahre unserm heutigen Empfinden am nächsten steht.

Die beiden Kabinette, die uns das Schaffen Wilhelm Leibls vom Anfang, von dem Bildnis seines Vaters (1866) und seiner Schwester an bis zu den Frauen in der Kirche von 1882, d. h. bis zu dem Punkte, wo er anfing, allzu glatt und zuweilen beinahe süßlich zu werden, in fast absoluter Vollständigkeit vorführen, gehören zu den Glanzpunkten der ganzen Ausstellung. Leibl ist einer der ganz wenigen deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts, die schlechthin Vollendetes geschaffen haben, bei denen man keinen einschränkenden Vergleich mit irgendeinem alten Meister zieht und deren Werke man deshalb ohne Bedenken in die Museen klassischer Kunst eingliedern würde. Sein Gebiet ist freilich sehr eng. Man denkt an das Wort Böcklins, daß Leibl nie einen laufenden Menschen gemalt habe und es auch gar nicht könne, da er nur etwas zu malen imstande sei, das vor ihm hübsch still hielte. Auch im Verhältnis zu Courbet, der wundervolles nacktes Fleisch und köstliche Landschaften gemalt hat, ist er einseitig. Aber es ist nicht nur das. Er hat auch nichts gemalt, das den Geist des Beschauers über den Gegenstand hinausführte, wie man bei Corot an die linde Luft und das Vogelgezwitscher und Insektengeschwirr des Frühlings oder bei Böcklin an das Brausen des Meeres denkt. Man sagt bei Leibl nie: „Wie herrlich ist das", sondern immer nur: „Wie sprechend ist dieser Mund, wie lebendig ist dies Auge modelliert", oder:

„Wie steht dieses Rot zu diesem Grau!" Er hat nie etwas gewollt, was er nicht gekonnt. Aber wir lechzen bei ihm schließlich danach, nur einen Versuch, nur die flüchtigste Skizze zu sehen, auf der er einen höheren Flug nehmen möchte, und verbrännte er sich die Flügel dabei. Leibl ist eine seltsame Erscheinung in einer Zeit, in der jeder gern einen Kopf größer erscheinen möchte als er ist.

Seine Freunde und Schüler, die man in den Nebenkabinetten gruppiert hat, sind freilich noch bescheidener als er. Sie beschränken sich nicht nur auf die von ihm betretenen Gebiete und gehen vom stillsitzenden Menschen sogar mit Vorliebe zur toten Natur über, sondern begnügen sich auch damit, seine Technik, dieses Nebeneinandersetzen fast quadratischer Tupfen, zu übernehmen. Aber bei ihnen bedauert man diese Bescheidenheit nicht. Wer nur ein kleines Licht besitzt, setzt es besser in ein kleines Zimmer, statt einen Fackeltanz damit aufzuführen. Es sind schlechte und rechte Schulbilder, diese Werke von Theodor Alt, Hirth du Frênes, Charles Schuch, Otto Scholderer, Johann Sperl. Einige von ihnen zeigen nur den Einfluß Leibls, andre schließen sich direkt an sein großes, übrigens niemals von ihm sklavisch nachgeahmtes Vorbild Courbet oder an dessen Brüsseler Schüler, wie Baron und Dubois, an. Der selbständigste und interessanteste unter ihnen ist zweifellos Wilhelm Trübner. Ihm aber neben den bescheidenen Kabinetten des Meisters einen ganzen großen Saal einzuräumen, war denn doch ein zu gewagtes Unternehmen. Sein Hauptverdienst in seiner Frühzeit war sein vollendeter, unfehlbarer Farbengeschmack. Es gibt bei ihm auch nicht die leiseste Disharmonie, obwohl er viel apartere Töne wählt als Leibl. Aber wie oft ist er dafür in der Komposition geschmacklos, und wie oft verfällt seine Zeichnung in Flauheit! Der die Zeitung lesende Mohr, die Dame auf dem Kanapee, Bilder, bei denen die menschliche Figur rein als Teil eines Stillebens behandelt ist, sind Kabinettstücke im vollsten Sinne des Wortes; aber seine großen Bildnisse fallen einem etwas auf die Nerven, wenn man sie häufig sieht — es ist, als habe der Maler das Unsympathische der Modelle noch unterstreichen wollen —, und einen Vorwurf, wie den toten Christus, rein als technisches Bravourstück zu behandeln, das verzeihen wir vielleicht einem Mantegna, aber keinem Trübner. Auch Thoma, dem ebenfalls ein ganzer Saal zugewiesen worden ist, hat eine Zeitlang unter dem Einflusse Leibls gestanden, aber die dunkle Periode erscheint bei ihm nur wie ein kleines Intermezzo. Vielleicht das reizvollste seiner hier ausgestellten Bilder ist ein ganz helles, lufterfülltes Interieur mit einem die Bibel lesenden Mann und einer strickenden Frau von 1876, das auf die spätere Freilichtmalerei vorzudeuten scheint. Aber ähnliche Versuche hat er auch schon gemacht, ehe er mit Leibl in Berührung kam, und nicht weit davon hängt ein Bild mit einem am Fenster sitzenden Geiger von 1861 von Scholderer, das 1885 — oder aber auch 1840 gemalt sein könnte.

Woher kommt nun dieses Schwelgen in dunklen Tönen, das wir gegen 1870 mit einemmal in München finden? Es ist keineswegs auf den engeren Leiblschen Kreis beschränkt. In den anstoßenden Räumen der Ausstellung begegnen wir Bildern von Defregger, die eine ganz ähnliche Skala durch

Braun und Grau gebrochener Töne zeigen, ferner einer Bauernstube von Harburger, die Sperl gemalt haben könnte, einer Dame mit rotem Barett von Habermann, die die Leiblsche Technik, aber dabei schon eine echt Habermannsche Keckheit zur Schau trägt; und ähnlich steht es mit Werken von Albert v. Keller, Wilhelm v. Diez und andern. Nur daß alle diese Künstler selbständiger sind als Alt und Hirth und Schuch. Courbet, der 1869 München besuchte und von den jüngeren Künstlern stürmisch gefeiert wurde, kann diese Wandlung allein nicht hervorgebracht haben. Man feiert auch weniger das ganz Ungewohnte so als das, worin man die schon vorhandene eigene Sehnsucht verwirklicht sieht. Aus der bloßen Reaktion gegen die Piloty-Schule kann die Bewegung auch nicht erklärt werden. Bemerkenswert ist allerdings, daß die meisten dieser jungen Maler nicht aus ihr, sondern aus der Schule Arthur v. Rambergs hervorgegangen sind, der leider in der Ausstellung unverdient vernachlässigt worden ist. Vielleicht hat auch Lenbach auf sie eingewirkt, der nach einer Zeit realistischer italienischer Bauernszenen, zum Teil in grellem Sonnenlicht, Rembrandtsches Helldunkel und Tintorettosche Vornehmheit zu vereinigen strebte. Es muß eigenen Forschungen vorbehalten bleiben, alle diese Faktoren bloßzulegen. Freilich darf man darüber nicht vergessen, daß es sich nur um eine, obendrein ziemlich rasch vorübergehende Unterströmung handelt. Die tonangebenden Persönlichkeiten waren damals noch Piloty, Lindenschmit, Liezenmayer, und von diesen erfahren wir auf der Ausstellung so gut wie nichts.

Leibl wird Juli 1867 in der Kunstchronik ein „vielversprechendes Talent", 1869 „der talentvolle Porträtmaler" genannt; sonst ist von ihm und seinen Freunden kaum die Rede. Mit viel größerer Aufmerksamkeit wurde das aufstrebende Talent Viktor Müllers verfolgt, dessen Bilder ja viel poetischer in der Erfindung sind und im Vortrag weniger von dem Hergebrachten abweichen. Vielleicht bereiten sie uns gerade deshalb auf der Ausstellung eine Enttäuschung. Von Leiblscher Feinheit ist in ihnen nicht viel und von Feuerbachschem Trotz und Himmelsstürmen noch weniger zu spüren.

Feuerbach steht seit dem Erscheinen der zweiten Auflage von Allgeyers monumentaler Biographie wieder im Vordergrund des künstlerischen Interesses; er bildet gewissermaßen den Mittelpunkt der Ausstellung und zugleich ihr tiefstes Problem. Wir können die Lektüre dieses wundervollen und ergreifenden, von Carl Neumann mit größter Liebe und Sorgfalt durchgesehenen und ergänzten Buches nur aufs wärmste empfehlen. Die bald himmelhoch jauchzenden, bald gänzlich verzweifelnden Ergüsse dieses „Zerrissenen" geben uns den Schlüssel zur Tragik seines Lebens. Dieses Tragische liegt nicht allein in dem Unverstand oder Übelwollen der Mitwelt, sondern vor allem im Charakter des Mannes selbst. Die Ausstellung, in der fast alle seine Werke vereinigt sind, gibt uns aber noch eine zweite Erklärung. Feuerbachs Bilder können nicht mit dem „Wohlwollen" beurteilt werden, das man tüchtigen Werken zweiten Ranges entgegenbringt; sie haben etwas, das den Vergleich mit dem Allerhöchsten der gesamten Kunstgeschichte herausfordert. Legt man aber diesen höchsten Maßstab an, so fällt gerade bei den Hauptwerken der Vergleich zu

ungunsten unsres Künstlers aus. Weder der „Aretino“ noch der „Hafis“, noch das „Gastmahl“, noch die „Amazonenschlacht“, noch der „Titanensturz“ haben das Überwältigende, das alle Kritik verstummen läßt. Durchaus Vollendetes hat Feuerbach nur in dem Bildnis seiner Mutter, in ein paar Brustbildern der Römerin Nanna, in einigen seiner grandiosen graugrünen Felsenlandschaften und vielleicht in der einen Iphigenie geschaffen. Wer nach den Sternen greift, der darf sich nicht beklagen, wenn ihm das Glück versagt bleibt, das oft viel kleineren, sich bescheidenden Geistern zuteil wird. Die Zeitgenossen sahen nur das Vollbrachte, sie sahen nicht das ungeheure Wollen, das uns ehrfürchtig erschauern läßt. Feuerbach steht in der Nachbarschaft der Cornelius und Rethel, aber nicht in der Reihe der Tizian und Rubens.

Viel kleiner noch war das Vollbringen des andern großen Ringenden, dessen Werke man unmittelbar neben die Feuerbachs gehängt hat, Hans v. Marées. Und doch war dessen Geschick weniger tragisch. Er sah sich von einer liebenden und verständnisvollen Schar von Freunden und Schülern umgeben, und er war sich wohl auch bewußt, daß seine Rolle die des Problemlösers und Pfadfinders, nicht die des Erfüllers war. In Raumproblemen, Linienproblemen und Farbenproblemen sah er seine Aufgabe. Das „L'Art pour l'Art“ ist bei ihm auf die Spitze getrieben. Wenn er nackte Gestalten in einer idealen Landschaft malt, so erfahren wir nichts von ihrem inneren Leben, sie verkörpern nur die Begriffe des Stehens, Sitzens, Sichbückens, Greifens oder sind dazu da, den Raum zu gliedern oder mit der Farbe ihres Fleisches einen Kontrast zum Grün der Bäume zu bilden. Deshalb kann man ihn auch nicht mit Puvis de Chavannes vergleichen, der viel naiver schuf und dessen Bilder immer einen Weg zu unsrer Seele finden. Marées war der große Prophet eines Messias, der noch nicht erschienen ist. Die besten Früchte haben seine Lehren bisher bei einem Bildhauer, Adolf Hildebrand, getragen.

Glücklicher als sie beide, Feuerbach und Marées, war der dritte, Arnold Böcklin; erlebte er doch noch eine Zeit des Ruhmes, die fast eine Apotheose zu nennen war. Sein „Fall“, der in der letzten Zeit soviel Staub aufgewirbelt hat, findet in der Ausstellung keine Lösung, weil nur die erste Hälfte seines Schaffens und auch diese ohne die Werke aus Basel und der Schackgalerie vorgeführt wird. Das Buch Meier-Gräfes war, wenn nicht notwendig, so doch erklärlich, denn die Bewundrer des Meisters waren dazu gekommen, aus seinen Mängeln besondere Tugenden zu konstruieren. Diese Mängel zeigt die Ausstellung an einigen Beispielen recht deutlich, aber sie bietet uns auch frühe Landschaften von der allerhöchsten Schönheit und Bildnisse, die von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen worden sind.

Mit Max Liebermann klingt die Ausstellung aus; mit ihm aber lüftet sie auch den Vorhang von dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, das in ihr nicht mehr zu Worte gekommen ist. Liebermann ist der erste Freilichtmaler und der erste eigentliche Armeleutemaler in Deutschland. Mit der Kühnheit eines jungen Riesen bricht er alle Brücken ab und verkündet, aus Paris zurückgekehrt, ein neues Dogma, in dessen Bann noch heute ein großer

Teil der deutſchen Künſtler ſteht. Wie man ſich auch zu dieſer Entwicklung ſtellen mag, unmittelbare Fühlung mit der Natur, friſchen Erdgeruch wird man den Jugendwerken dieſes herzhaft zugreifenden Mannes nicht abſprechen können.

Auf irgendwelche Vollſtändigkeit kann unſer Überblick über die Ausſtellung keinen Anſpruch machen. Viele Namen — und nicht die ſchlechteſten — wird der Leſer vergeblich ſuchen. Aber es kam uns ja nicht darauf an, möglichſt viele Künſtler zu nennen, ſondern darauf, Strömungen nachzugehen und für dieſe charakteriſtiſche Beiſpiele anzuführen. Die große Umwälzung unſres Urteils, die manche erhofft haben mögen, hat uns die Ausſtellung nicht gebracht; aber ſie hat unſre Erkenntnis an den verſchiedenſten Punkten glücklich ergänzt und uns einen hoffentlich lange nachwirkenden Anſporn zu vertieftem Studium unſrer Kunſt gegeben. Vor allem aber warnt ſie uns vor Einſeitigkeit. Wer Koch und Friedrich, Schwind und Krüger, Knaus und Spitzweg, Leibl und Feuerbach, Böcklin und Liebermann lieben gelernt hat, der kann ſich von „Richtungen“ nicht mehr gefangen nehmen laſſen. Wir erkennen von neuem, daß Hellmalerei und Dunkelmalerei, Spitzmalerei und Breitmalerei, Koloriſmus und Harmoniſmus nur Ausdrucksformen ſind, die mit dem Weſen der Kunſt nichts zu ſchaffen haben; daß auch das Gegenſtändliche erſt in zweiter Linie mitſpricht, und daß es in der Kunſt nur auf die Perſönlichkeit des Künſtlers ankommt und auf ſein Vermögen, dem, was er empfindet, die rechte Form zu geben.

Alter und Name des Salamanders.

Worte haben ihre Geſchichte. Aber es wäre eine unmögliche Aufgabe, wenn man den Verſuch wagen würde, den ganzen Wortſchatz geſchichtlich zu behandeln. Ein ſolcher Verſuch würde ebenſo ſicher ſcheitern, wie wenn ein Geſchichtsforſcher in einer „Geſchichte der Deutſchen" Biographien aller Angehörigen unſres Volkes liefern wollte. Unſre großen Wörterbücher unternehmen eigentlich immer die unmögliche Aufgabe. Nicht jedes Wort hat eine Geſchichte; und wie wir uns unmöglich für die Geſchichte zu vieler Mitmenſchen intereſſieren können, ſo verdient auch nur ein kleinerer Ausſchnitt unſres Wortſchatzes eine geſchichtliche Behandlung.

Aber unter der immerhin noch beträchtlichen Zahl von Worten, die eine Geſchichte haben, heben ſich einige beſonders ab, deren Geſchichte der Gegenſtand des allgemeinſten Intereſſes iſt, ohne daß die Sprachwiſſenſchaft die Neugier und den Wiſſensdrang von Tauſenden und Abertauſenden befriedigt.

Wie oft erhebt ſich die Frage nach der ſeltſamen Benennung des Salamanders, ohne deſſen Übung kein Feſt heute mehr gedacht werden kann! Wie oft wird der Etymologe, der Sprachforſcher nach dem Wort ausgefragt! Und noch immer lautet der Beſcheid ſo unſicher wie der Beſcheid unſrer Wörterbücher: Urſprung dunkel.

Wenn der Etymologe die Aufgabe hat, Sache und Wort in Einklang zu bringen, ſo ſträubt ſich unſer Wort entſchieden, ſich eine Verbindung mit dem zoologiſchen Salamander gefallen zu laſſen. Da zieht ſich der Wortforſcher mit einer beliebten Skepſis zurück; aber der Nichtfachmann hält ſich nunmehr für berechtigt, die Hilfloſigkeit und Verzagtheit der Sprachwiſſenſchaft mit ſchönen Mutmaßungen auszufüllen, und Mythenbildung bekommt freie Bahn.

So iſt es unſerm Worte in reichem Maße ergangen. Es gibt mehrere Erklärungen, die immer von neuem wieder als neue Weisheit auftauchen. Schon oft ſind Zeitſchriften und Tagesblätter voll von unmöglichen Theorien über das Wort geweſen.

Von all den Theorien ſind diejenigen völlig abzulehnen, die den Namen des Kommersritus von dem Tiernamen losreißen wollen. Der Gleichklang iſt nicht äußerlich oder zufällig, ſondern muß als feſte Baſis für jede Deutung behandelt werden.

Während heute keine Stadt zu klein und zu unbedeutend iſt, daß nicht in ihren Mauern das Exercitium Salamandri bei feierlichen Anläſſen geübt würde, kannten in der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts noch nicht einmal alle Univerſitätsſtädte die Übung. Ja um 1850 herum wurde nur in den Studentenkreiſen einiger weniger Hochſchulen Salamander gerieben. Wenn ſo der Salamander noch um 1850 in weiteren Kreiſen faſt unbekannt war, ſo treffen wir bei Schriftſtellern vor 1850 unſer Wort nicht an. Nur ein einziges Mal iſt es bezeugt in dem Machwerk eines verbummelten Pſeudo-Studenten. Wir beſitzen aus dem Jahre 1846 ein umfängliches Wörterbuch der Studentenſprache, das den Salamander zum erſten Male anführt

und mit Namen nennt. Der Verfasser des Wörterbuches nennt sich Vollmann, aber wie neuerdings der beste Kenner der studentischen Literatur, Herr Bibliothekar Fabricius in Marburg, festgestellt hat, verbirgt sich hinter dem Pseudonym ein verbummelter Gymnasiast, der sich 1840—1842 studierenshalber in München aufhielt, nachdem er es vorher bis zur Tertia des Wetzlarer Gymnasiums gebracht hatte ohne zu absolvieren. Das Ganze ist ein elendes Machwerk, aus dem nur der Sprachforscher dann und wann eine brauchbare Tatsache entnehmen kann. Wir dürfen demnach wohl vermuten, daß ein schweizerischer Verfasser namens Gräßli etwa um 1840 Wort und Sache, sei es in Wetzlar, sei es in München, vielleicht allerdings auch an einem andern Musensitze kennen gelernt. Dieses früheste Wortzeugnis, über das hinaus sich bisher kein älterer Beleg hat beibringen lassen, eröffnet die Geschichte unsres Wortes mit folgender eingehender Erörterung:

„Beim Salamander, der zu Ehren eines Studio gerieben wird, werden die Burschen an den Tafeln in Kränze geteilt und diesen Aufseher oder Exerziermeister vorgesetzt, hierauf die Gläser gefüllt und sodann auf dem Tische unter Aussprechung der Worte „Salamander Salamander" gerieben, bis vom Senior das Kommando 1 ertönt. Nach diesem ist eine kleine Pause und sodann wieder fortgesetztes Reiben bis zum Kommando 2, nun nochmals Pause und Fortsetzung bis 3. Nach diesem Kommando wird das Quantum bis auf die Nagelprobe geleert, die Gläser aber erst mit dem Kommando 4 auf den Tisch gesetzt. Während des Reibens müssen die Deckel der Gläser offen und in den Pausen bei Strafe geschlossen sein; wer sich dagegen verfehlt oder zu spät trinkt, muß von den Aufsehern verzeigt und nachexerzieren, d. h. den Akt wiederholen, bis er vom Senior für legal erklärt ist."

Zu dieser Stelle fügt sich ein weiterer Bericht desselben Buches:

„Der Biersalamander ist ein Bierspiel in 3 Tempos, bei welchem die ganze Gesellschaft die Gläser reibt, auf das Kommando 1 und 2 des Seniors einhält und endlich auf das verhängnisvolle 3 trinkt bis auf die Nagelprobe, sodann wieder reibt und mit dem Kommando 4 aufhört. Jeder, der nicht nach dem Kommando oder zu früh reibt, muß nachexerzieren und zur Strafe das Duplum reiten. Der Salamander wird nur zu Ehren und bei Ehrenanlässen gerieben."

Dies sind unsre frühesten Belege für das Wort Salamander. Aber die Sache muß doch schon früher angesetzt werden. Wir treffen nämlich in einem Wörterbuch der Studentensprache 1831 folgenden Eintrag:

„Reiben ist eine Zeremonie, die fast einzig und allein bei dem Schnapstrinken Sitte ist. In der Regel kommandiert jemand aus der trinkenden Gesellschaft, worauf dann alle Mittrinkenden die Gläser ergreifen, auf dem Tische damit reiben, nach geschehenem Reiben das Glas an das linke und rechte Ohr, dann an die Nase setzen und endlich, nachdem dieser edle Stoff alle benannten Teile wenigstens mit seinem Geruche erfreut hat, kann der Trinkende das Glas leeren, muß aber dasselbe sogleich, nachdem er es ausgetrunken hat, mit einem derben Klopfen auf den Tisch stellen. Diese Erfindung schreibt sich erst aus den neueren Zeiten her." So auffällig es ist, daß das Wort Salamander in dieser Definition völlig fehlt, so kann man doch die Verwandtschaft des Schnapssalamanders mit dem Biersalamander nicht leugnen. Aber auch so kommen wir chronologisch doch nicht erheblich von der Stelle. Es ist in sich sehr unwahrscheinlich, daß erst im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Trinkzeremonie auf unsern Hochschulen entstanden sein könnte. Je weiter wir in der Neuzeit voranschreiten, um so mehr verliert der Saufteufel an Herrschaft, und je weiter wir von der Gegenwart aus rückwärts schreiten in der Geschichte unsrer Universitäten, um so allmächtiger ist die Herrschaft des alten Erblasters. Eine derartige allgemeine Erwägung spricht entschieden dafür, daß die Sitte des Salamanderreibens schon Jahrhunderte alt ist. Woher dann eine so neue Benennung, wie es der Name Salamander tatsächlich ist? Dieses seltsame Wort war von Hause aus sicher nicht der Name der Zeremonie, es war nach dem Bericht Vollmann-Gräßlis ein gemurmeltes Zauberwort innerhalb der Zeremonie. Diese Zeremonie selbst aber

hatte den Anstrich von Zauberspuk, sieht einer Geisterbeschwörung ähnlich. Wir alle kennen nun eine klassische Beschwörungsformel, in der das Wort Salamander die am meisten hervorstechende Stelle einnimmt:

Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen.

Das ist der Zauberspruch, mit dem Faust den dämonischen Pudel bannt, der sich ihm auf dem Osterspaziergange angeschlossen hat. Kann das mehrmalige Murmeln des Wortes Salamander (bei Vollmann) nicht eine Andeutung eines solchen Zauberspruches sein, der mit einem so charakteristischen Worte beginnt? Alles dreht sich jetzt um das Verhältnis der verblaßten Zauberformel bei dem Salamanderreiben zu dem „Spruch der Viere" in Goethes „Faust". Es ist völlig unmöglich, Goethes Beschwörungsformel als den Ausgangspunkt der studentischen Benennung anzusehen. Die Wahrscheinlichkeit spricht umgekehrt dafür, daß Goethe seinerseits den „Spruch der Viere" irgendwoher übernommen hat. Es ist der Forschung bisher nicht gelungen, den Ursprung der Beschwörungsformel festzustellen. Aber eine andre Beschwörungsformel im „Faust" deutet uns doch auf eine wichtige Spur. In Auerbachs Keller zaubert Mephisto mit seltsamen Gebärden den Studenten den Wein aus dem Tisch und murmelt dabei die Formel:

Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock.

Man weiß schon lange, daß Goethe diese Verse bekannten Kinderreimen entnommen hat, die am Mittelrhein überall geläufig sind („Troß, troß, trüll, der Bauer hat ein Füll'"). Goethe hat hier aus dem bunten Wechsel von kurzen Reimpaaren zwei dazu geeignete Kurzzeilen zu einer Zauberformel gestempelt, aber jedenfalls hat er die Verse entlehnt. Und sollte er nicht so auch den „Spruch der Viere" entlehnt haben? Es war gewiß keine Zauberformel, die er einem Höllenzwang und Schwarzkünstlern verdankt. Fausts Beschwörungsformel wird aus einem harmloseren Bereiche stammen, der allerdings wohl nicht überall bekannt war. Der studentische Bereich einer solchen Zauberformel läßt sich nur vermuten, aber nicht beweisen. Wir begründen den Verdacht damit, daß die Szene des Salamanderreibens in den ältesten Zeugnissen durchaus den Eindruck einer Beschwörungsszene macht. Die Zeremonien, wie sie beim Salamanderreiben in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, beim Schnapssalamander üblich waren, reichen gewiß weit zurück über die Entstehungszeit von Goethes „Faust", gehen wohl in das 16. Jahrhundert zurück. Wir dürfen vielleicht den Zechritus unter einem andern Namen in der Trunkenlitanei von Fischarts Gargantua wieder erkennen. Im 16. und 17. Jahrhundert hört man oft von einem Zechritus, der den seltsamen Namen Kurl-Murl-Puff hat. Mit seltsamen Gebärden, wie sie vielleicht Mephisto in Auerbachs Keller anwenden mochte, vollzog sich der Ritus; er bestand aus viel seltsamen Schnaken und Possen, wie ein alter Komment von 1633, allerdings ohne Details, versichert. Wir werden uns unter diesen Possen wohl die Faxen zu denken haben, wie sie beim Schnapssalamander 1831 bezeugt sind. Sie spielen auch im Studentenliede eine Rolle:

Ich nehm mein Gläschen in die Hand
Und fahr damit ins Unterland,
Ich hol das Gläschen wieder hervor
Und halt's ans recht' und linke Ohr.

Wenn derartige seltsame Faxen weit in die Vergangenheit zurückgreifen, so hat auch ihr alter Name Kurl-Murl-Puff eine lange Geschichte. Er klingt wie eine Begleitung zum Schlußakt der Zeremonie, zum Aufstoßen der Schnapsgläser. Aber der Ritus selbst sollte eine Beschwörung travestieren. Man kann dies noch insbesondere schließen aus der seltsamen Tatsache, daß ein abgekürztes Kurle-Murle auch als Zauberformel auftritt. Wir lesen in dem „Sonnenwirth" von Hermann Kurtz (1885) S. 107:

„So kann ich auch hexen; ich sag' nur: Kurrle, Murrle, dann muß der Krug dort auf dem Schrank tanzen." So steht neben dem alten Zechritus des Kurl-Murl-Puff eine Zauberformel, wie neben dem Ritus des Salamanders Zauberformel und Zauberspruch. Der ältere Schnapssalamander, der dem Biersalamander vorausgegangen ist, war von Hause aus gewiß nichts andres als der Kurl-Murl-Puff; die Sache selbst ist alt, sie hat nur ihren Namen gewechselt.

Der auffällige Name des Salamanders als eines Zechritus gehört gewiß nicht der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Er muß zurückweisen auf die Zeiten der Alchimie. Am Ausgange des Mittelalters noch in den Werken des berühmten Theophrastus Paracelsus herrscht der Glaube an überirdische Elementargeister, die im Feuer hausten. Eine Parodie des alchimistischen Zauberunfugs scheint sich in das Trinkzeremoniell des 16. Jahrhunderts gerettet zu haben. Nehmen wir an, daß mit Branntwein eine Art Libation veranstaltet, der Stoff entflammt wurde und seltsame Gesten dem Trinken vorausgingen, so hat man wohl eine Parodie auf den verbreiteten Unfug von Alchimisten und Schwarzkünstlern. Wie ließe sich im 19. Jahrhundert aus dem Begriffe des tierischen Salamanders, aus dem Namen der bekannten Eidechsenart, der neuere Zechritus und sein auffälliger Name herleiten?

Prof. F. Kluge.

Die Berliner Theater.

Berlin, 7. April 1906.

Die diesmalige Spielzeit der Berliner Theater seit dem Anfang September 1905 gehört trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Darbietungen in literarischer Hinsicht zu den unergiebigsten und unerfreulichsten. Theatralisch hat sie wenigstens mit dem Gastspiel des Moskauer Theaters in dem Berliner Theater während des Monats März 1906 einen Erfolg zu verzeichnen: das deutsche Publikum wurde dadurch mit der Kunst und der Bühneneinrichtung einer hoch entwickelten russischen Schauspielergesellschaft bekannt, die in der Inszenierung der Stücke und in dem Zusammenspiel bei weitem alles übertraf, was wir bisher von italienischen, französischen, englischen und holländischen Gesellschaften gesehen hatten. Unsre eigene dramatische und schauspielerische Kunst ist dagegen im Vergleich zu ihrem Reichtum und ihrer Blüte während der neunziger Jahre zum Stillstand gekommen; die Dichter und die Schauspieler atmen langsamer und schwerer; der Nachwuchs ist ganz ausgeblieben. Denn die Klage, daß wirkliche dramatische Talente nicht auf die Bühne gelangen könnten, weil die Leiter der Theater sich allen Erstlingsarbeiten gegenüber ablehnend verhielten, ist heute bei dem Wettkampf so vieler Theater um ihre Existenz noch gegenstandsloser geworden, als sie es schon früher war. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in ein und ein andres Dutzend sogenannter Buchdramen wirft oder von dem Resultat gelegentlicher dramatischer Preisbewerbungen Notiz nimmt, merkt bald, daß die Bühnen Berlins das Brauchbare sehr wohl von der Spreu zu unterscheiden wissen. So wagemutig, wie sie die Dichter gern wünschten, können sie beim besten Willen nicht sein; ein Spatz von Gerhart Hauptmann ist ihnen lieber als eine Taube, die ihnen ein neuer Ankömmling verspricht; denn der Spatz hat unter allen Umständen sein Publikum, die Taube soll sich erst eins gewinnen. Und dies ist um so schwerer, je mehr dem Publikum durch Übertreibungen und Überfeinerungen der Bühneneinrichtungen auf der einen und der Sensationssucht und Verzwicktheit der Dichtungen auf der andern Seite die Naivetät und die Genußfreudigkeit, der Sinn für das Einfache und das Große verloren gegangen ist. Das realistische Stoffgebiet ist beinahe erschöpft; die Leiden der kleinen Leute, die Trauerspiele im Keller sind altmodisch geworden, und die neue Kunst mit ihren Stimmungsreizen und symbolischen Geheimnissen schwankt noch, mehr unter Schemen als unter Menschen, ungewiß tastend hin und her. Die Geschichte, der vornehmste und reichste Boden für die dramatische Dichtung bei allen Völkern, gibt in der Hauptsache nur noch für das Buchdrama eine Ernte ab; auf den Berliner Bühnen ist diesmal kein neues historisches Drama, selbst wenn man den Begriff noch so weit faßt, zur Aufführung gelangt.

Hier vor allem wäre es die Pflicht des Königlichen Schauspielhauses einzutreten. Der neue Intendant der königlichen Schauspiele, Georg von Hülsen, ist in seiner nunmehr dreijährigen Tätigkeit sowohl im Opern- wie im Schauspielhause durch bauliche Veränderungen vielfach gehemmt worden. Aus dem Stillstand, in dem sich das

Haus seit der Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sowohl in Hinsicht seines schauspielerischen Personals wie seines Repertoires befindet, ist es in keine frischere und kräftigere Bewegung eingetreten, und die Hoffnungen, die man auf den neuen Intendanten setzte, haben sich nicht erfüllt. Es kann von einem Hoftheater nicht gefordert werden, daß es mit seinen Darbietungen immer an der Spitze des Allerneuesten steht. Nicht nur seine Beziehungen zu seinem Patron und seine Traditionen, sondern auch die Verantwortung, die es dem Volke gegenüber als eine künstlerische Bildungsstätte von ungleich größerer Bedeutung als die Museen hat, verbieten ihm, seine Pforte wahllos jeder Neuerung in der Dichtung oder der theatralischen Darstellung zu öffnen. Dem Dichter mag erlaubt sein, was ihm gefällt, aber das Schauspielhaus hat Rücksichten auf die Erziehung der Zuschauer zum Schönen, auf die gute Sitte, den Anstand und den edleren Geschmack zu nehmen, es darf nicht zum Versuchsfeld einer sogenannten freien Bühne erniedrigt werden. Auch würde ihm sehr bald das Publikum für den Versuch fehlen. In Berlin gibt es so viele Privattheater, die jeder neuen Richtung, sobald sie mit dem nötigen Selbstbewußtsein der Unfehlbarkeit auftritt, bereitwillig dienen, daß der dichterischen Produktion dadurch kein Schaden geschieht, wenn sich ihr das Hoftheater spröde verschließt. Allein diese Sprödigkeit muß ihre Grenze haben, sie darf nicht zur Ausschließlichkeit erstarren. Denn keine Bühne kann von ihren Traditionen, von den Aufführungen klassischer Dramen und alter Lustspiele auf die Dauer leben; sie bedarf der Luft ihrer Zeit und der neuen Bildungselemente. Betrachtet man, wie gering in dem Repertoire des Schauspielhauses die moderne Dichtung vertreten ist, so wird die Teilnahmlosigkeit des Publikums ihm gegenüber begreiflich. Nur die munteren Komödien Oskar Blumenthals erscheinen häufiger; von Wildenbruch sind die Dramen: „Die Tochter des Erasmus“ (1900) und „König Laurin“ (1902), von Ludwig Fulda „Herostrat“ (1898) und „Schlaraffenland“ (1899), von Gerhart Hauptmann „Hannele“ (1893) zur Aufführung gelangt. Von Hermann Sudermanns Stücken hat keins die Schwelle des Schauspielhauses überschritten, obgleich Schauspiele wie „Heimat“ und „Das Glück im Winkel“ eigentlich ein Anrecht an eine Bühne gehabt hätten, deren Bedeutung und Stolz dreißig Jahre lang, unter der Leitung Bothos von Hülsen, in der Darstellung des bürgerlichen Schauspiels lag. Was sonst das Schauspielhaus von Neuigkeiten aufführte, war meist so minderwertig, daß es schon nach wenigen Vorstellungen von den Brettern verschwand, so in dieser Spielzeit Dietrich Eckardts romantische Komödie in drei Akten „Der Froschkönig“ (Sonnabend, den 25. November 1905) und das Drama in drei Akten „Venus Amathusia“, von Max Dreyer (Sonnabend, den 16. Dezember 1905). Seit dem Rücktritt Otto Devrients im Dezember 1900 von der Leitung des Schauspielhauses war der Oberregisseur Max Grube die entscheidende künstlerische Persönlichkeit. Graf Hochbergs Interesse gehörte fast ausschließlich der Oper; er überließ, als er nach dem Tode Bothos von Hülsen im Oktober 1886 von Kaiser Wilhelm I. zum Intendanten der königlichen Schauspiele ernannt worden war, das Schauspielhaus nacheinander den Regisseuren Deetz, Anno, Otto Devrient und zuletzt am längsten und verhängnisvollsten Max Grube. Das Berliner Publikum hat Grube zuerst im Ensemble der Meininger kennen gelernt: er spielte in Schillers „Jungfrau von Orleans“ im März 1887 den Talbot und trat im Herbst desselben Jahres zum Schauspielhause über. Richard III. war, wenn ich mich nicht irre, seine erste Rolle auf unsrer Hofbühne. Grube ist ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und einer leidenschaftlichen Liebe zum Theater. In seinen Anfängen auf der Hofbühne von 1887—1893 habe ich Gelegenheit gehabt, ihn in den verschiedensten Rollen zu sehen. Seine eigentliche schauspielerische Bedeutung lag in der Darstellung des Grotesken; Shakespeares Caliban im „Sturm“, den er 1890 zum ersten Male spielte, ist mir in der Erinnerung als seine originalste Leistung geblieben. Das Verhängnis für seine Leitung des Schauspielhauses war weniger die Unentschlossenheit und Unsicherheit seines künstlerischen Urteils als sein Ehrgeiz, sich als Schauspieler

geltendzumachen. Aber das parteilose Amt eines Direktors und der schauspielerische Drang lassen sich nur zum Vorteil des Theaters vereinigen, wenn es sich um so hervorragende Talente handelt, wie es Friedrich Haase in Leipzig und Ludwig Barnay im Berliner Theater waren; eine Durchschnittsbegabung wie die Max Grubes, die alles Mögliche im „Charakterfach" spielen wollte, geriet beständig mit der Pflicht des Direktors in Zwiespalt. Zwischen dem neuen Intendanten, Georg von Hülsen, und dem Oberregisseur soll von vornherein keine innere Übereinstimmung geherrscht haben, und der Gegensatz mußte sich verschärfen, als das Schauspielhaus während der letzten drei Jahre überhaupt aufhörte, in dem Theaterleben Berlins eine Rolle zu spielen.

Am 1. Januar 1906 ist Max Grube aus dem Verband des Schauspielhauses geschieden und Hofrat Ludwig Barnay als Direktor mit der Leitung der Bühne betraut worden. Bei dem Rufe, den Barnay als einer unsrer ersten Heldenschauspieler genießt, bei der dankbaren Erinnerung, die ihm das Publikum von seiner Leitung des Berliner Theaters in den Jahren von 1888—1893 noch bewahrt, als er diese Bühne zu der volkstümlichsten unsrer Stadt machte, wo von dem Kaiser bis zum bescheidensten Bürger, von Theodor Mommsen bis zum jüngsten Studenten sich Vertreter aller Stände und Berufe zusammenfanden, hat diese Ernennung die höchsten Erwartungen erweckt. Weit über alle Möglichkeiten der Erfüllung hinaus. Denn Barnay ist im Schauspielhause nicht mehr, wie vordem im Berliner Theater, der unumschränkte Herr, und da er schon dort kein besonderer Freund der modernen Dramatik war, wird er in seiner neuen Stellung noch weniger geneigt sein, ihr ein großes Entgegenkommen zu beweisen. Seine künstlerische Vergangenheit und seine Neigung weisen ihn mehr auf die Pflege des klassischen Dramas als auf eine Erweiterung des Repertoires, mehr auf die Ausbildung des Bühnenbildes in großem Stil als auf die Kleinkunst Max Reinhardts hin. Gegenüber dem Lessing-Theater, dem Deutschen Theater, dem Neuen und dem Kleinen Theater, die allen Wandlungen des Geschmacks und der literarischen Mode gern und rasch folgen und dafür immer ein neuerungssüchtiges und sensationslüsternes Publikum finden und das neumodische Ding „Die Première" mit ihrem prickelnden Reiz und gelinden Gruseln zur Virtuosität ausgebildet haben, hat das Schauspielhaus neben der Erhaltung seines klassischen Repertoires die ernstere, historische und romantische dramatische Dichtkunst, das bürgerliche Schauspiel und die feinere Komödie zu fördern. In deren Pflege wurzeln seine besten Traditionen; darin sollte es auch fernerhin seinen Ruhm suchen. Gewiß ist das Drama nicht dazu da, künstlich den Patriotismus zu nähren, aber ein Nationaltheater, das nicht immer wieder vom Flügelschlag der Geschichte durchrauscht, von dem Kothurngang der großen Kunst erschüttert wird, dessen Darbietungen nicht mehr die tiefsten und stärksten Saiten der Volksseele zu rühren vermögen, verdient seinen Namen nicht. Die Deutschen mit ihrer Nachahmungssucht und ihrer Bewunderung des Fremden, die gestern der französischen Frivolität nachlief und heute vor dem Magus im Norden kniet, können nicht oft genug an das Wort erinnert werden, daß auch die Kunst des Vaterlandes bedarf. Möge es Ludwig Barnay gelingen, das Schauspielhaus wieder zu einer Heimstätte der deutschen dramatischen Kunst zu machen.

Unter den Aufführungen des Schauspielhauses in dieser Spielzeit beansprucht nur eine, Oskar Blumenthals Lustspiel in drei Aufzügen, „Der Schwur der Treue", eine literarische Würdigung. Seit Sonnabend, den 23. September 1905, hat es sich bis heute in der Gunst des Publikums behauptet. In der Erfindung gesellschaftlicher und ehelicher Irrungen und Verwicklungen, die sich in der Sphäre des Scherzes und des Humors bewegen und den Ernst des Lebens nur streifen, und in ihrer gefälligen Ausführung in einer leicht und glänzend dahinfließenden Versprache ist Oskar Blumenthal ein bewährter Meister. Die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit seiner durch keine Symbolistik getrübten Handlung, die Zierlichkeit und Anmut seiner Sprache sind Vorzüge, welche die Mängel

der Dichtung, eine gewisse Oberflächlichkeit und Schablonenhaftigkeit des Vorwurfs und der Figuren, schillernd verdecken. „Der Schwur der Treue" ist ein gefälliges Seitenstück zu der „Fee Caprice", in dem malerischen holländischen Kostüm des siebzehnten Jahrhunderts. Antwerpen mit seinem reichen und üppigen Kunst- und Handelsleben gibt den Hintergrund ab. Eine junge Witwe Claudine van Zuylen verliebt sich in den Maler Veit van Emden, einen Schüler Rembrandts, der die Wände ihrer Villa mit Gemälden schmückt, und heiratet ihn, trotz der Warnung ihres alten welterfahrenen Oheims Jobst, dem der Maler und seine Leichtlebigkeit bekannt sind. In einer lustigen Gesellschaft hat der Maler einmal ausgerufen: „Und sollte selbst die eine mich erhören, auf deren Atem meine Seele lauscht, und die wie keine je mein Herz berauscht: den Eid der Treue würd' ich ihr nicht schwören." Claudine ist großmütig und selbstbewußt genug, auf Veits Treueschwur zu verzichten, und eine Weile geht auch alles gut, bis eine verführerische abenteuernde Gräfin Lux Zugang in das Haus findet. Veit malt sie als Semiramis, und seine leicht erregte Sinnlichkeit fängt bald Feuer an dem Glanz ihrer Augen und der Keckheit ihrer Vorurteilslosigkeit. Ein Stelldichein wird verabredet; als aber die kluge Frau Claudine ihm die Erlaubnis dazu gibt und für den Abend ihre Schwester aufsucht, ergreift Veit Reue und Sorge: er schickt statt seiner den Oheim zu der Abenteurerin, die den biederen Landjunker mit leerem Beutel und wüstem Kopf heimschickt. Nach einer fein gesteigerten Schmoll- und Eifersuchtsszene versöhnen sich die beiden Gatten im Anblick eines Bildes, das Rembrandt als verspätetes Hochzeitsgeschenk ihnen schickt: er mit dem Champagnerglas in der Hand und Saskia auf seinen Knien, das allbekannte Gemälde der Dresdener Galerie. Bild und Stück klingen gut zusammen, und so kann die freundliche, durch vier dankbare Rollen verstärkte Wirkung bei der Darstellung, die Behaglichkeit bei der Lektüre des Lustspiels nicht ausbleiben.

Gerade den entgegengesetzten Eindruck des Widerlichen und Grausigen empfange ich von der Tragödie in drei Aufzügen „Ödipus und die Sphinx", von Hugo von Hofmannsthal, der Neuigkeit des Deutschen Theaters, die am Freitag, den 2. Februar 1906, zum ersten Male aufgeführt wurde. Hugo von Hofmannsthal hat eine Vorliebe, die Stoffe andrer Dichter in seiner Weise und Stimmung umzudichten. So hat er Otways Drama „Das gerettete Venedig", von Sophokles erst die „Elektra" und jetzt die Ödipus-Fabel zu einer Umwandlung in die Moderne benutzt. Aus den naiven, unter dem Bann des Schicksals und dem Drang der Leidenschaft handelnden Helden der Antike macht er moderne nervöse Menschen, in deren Gedanken und Empfindungen, Nerven und Eingeweiden er wühlt. Er möchte die erhabene, strenge und keusche Kunst der Griechen in das Hinterhaus und das Schlafgemach verlegen. Was für Sophokles die Voraussetzung seiner Ödipus-Tragödie bildet: der Totschlag des Vaters, die Befreiung Thebens von der Sphinx, die Vermählung mit der Mutter, epische Vorgänge, die sich in der Ferne und der Dämmerung der Vergangenheit zugetragen haben, wird für Hofmannsthal zum Gegenstand des Schauspiels. Er schreckt nicht davor zurück, Ödipus auf offener Szene den Vater erschlagen und Jokaste mit dem Sohne sinnlich-begehrliche Blicke und Worte wechseln zu lassen. Statt ihnen die Dumpfheit des Unbewußten zu bewahren, aus der die Sage ihre Handlungen herleitet, erfüllt er sie randvoll mit dem Bewußtsein und der schauerlichen Wollust dieser Handlungen. Sie sind fortwährend mit dem furchtbaren Orakel beschäftigt und leben im beständigen Fieber der Furcht und des Kitzels, das zu tun, was ihnen das Schicksal beschieden hat. Der Ödipus Hofmannsthals ist von Korinth nach Delphi gezogen, um von dem Gotte zu erfahren, wessen Sohn er ist. Er gilt für den Sohn des Königspaars in Korinth, aber einer seiner jungen Genossen hat ihn beim Zechgelage einen Findling genannt. Jetzt verlangt er von dem Gotte Wahrheit. Er erfährt jedoch von der Priesterin nicht, wer seine Eltern sind, sondern daß „er des Erschlagens Lust an dem Vater, des Umarmens Lust an der Mutter büßen" werde: „so ist's geträumt, und so wird es geschehen". Unter dem Druck dieses Traumes schickt er

seine Diener und Pferde, seinen Wagen, trotz der flehenden Bitte des alten Phönix den ihm der König zum Führer und Begleiter gegeben hat, nach Korinth zurück, er werde nie wieder zu seinen Eltern heimkehren, um so das Orakel unmöglich zu machen, und namenlos, unbekannt und unbehaust in die Fremde wandern. Kaum sind die Diener fortgeschickt und Ödipus, von den „Stimmen der Ahnen" im Sturm geheimnisvoll umraunt, in seiner Verzweiflung allein geblieben, als Laios mit seinem Gefolge erscheint. Der König von Theben zieht gen Delphi, um den Gott wegen der Sphinx zu befragen. Zwischen dem Herold und Ödipus entspinnt sich ein Streit. Jähzornig und hochmütig erschlägt Ödipus erst den Herold und dann den Laios; die Diener treibt er in die Flucht, und sie ertrinken im Fluß. Ödipus tritt an die Leiche des Laios: „Warum fällt dieser greuliche Wahnsinn mich an, zu glauben, daß es mein Vater sei?" Bei den Strahlen des Mondes sieht er in das bleiche, eiskalte und fremde Gesicht eines alten Mannes, den er vordem nie gesehen, und ruft aufatmend aus: „Leicht ist mein Herz!" Die Stimme des Blutes schweigt völlig in ihm. Dieser erste Akt spielt, wie die „Elektra", in der Dunkelheit der Nacht, die nur spärlich vom Mondlicht erhellt wird. Um in seine Fabel, die rein epische Vorgänge schildert, überhaupt einen dramatischen Zug hineinzubringen, macht Hofmannsthal im zweiten Akt aus dem Kreon, dem Bruder der Jokaste, einen ehrgeizigen Streber, der sich zum König Thebens aufschwingen will. Aber er ist ein feiger Ränkespinner, kein Held. Statt die Stadt von der Sphinx zu befreien, hat er seinen Begleiter, der ihm mit der Fackel den Weg durch das Felsgeklüft zu der Höhle des Ungeheuers vorleuchten sollte, hinterrücks in den Abgrund gestoßen, um so seine Rückkehr unverrichteter Sache entschuldigen zu können. Durch seine Diener hat er das Volk zu seinen Gunsten bearbeiten lassen; es rottet sich zusammen und belagert die Königsburg. Die Königinnen Antiope, die Mutter, und Jokaste, die Witwe des Laios, sollen Kreon das Diadem und das Reichsschwert ausliefern. Im Palast selbst erschallen noch die Litaneien und das Gestöhn der Klagefrauen, die den Tod des Laios beweinen, und die beiden Königinnen hadern miteinander. Antiope schmäht die Jokaste ihrer Unfruchtbarkeit wegen und reizt sie durch ihren Hohn, bis diese ihr gesteht, daß Laios den Sohn, den sie ihm geboren, hat erwürgen lassen, da die Priester ihrem Gatten verkündigt haben, daß dieser Sohn ihn töten und seine Mutter heiraten würde. Während das Volk vor dem Palaste tobt und Kreon, versteckt, auf den Erfolg der Bewegung lauert, erscheint der blinde Seher Teiresias. Der Geist hat ihn aus seiner Höhle in die Stadt getrieben. Die Königin Antiope fordert ihn auf, den Mörder des Laios, das Volk, ihm den Retter vor der Sphinx zu offenbaren und herbeizubeschwören. Teiresias verkündigt in seiner Verzückung Zukünftiges und Gegenwärtiges, Verständliches und Verworrenes; der Mörder und der Retter verschmelzen sich ihm phantastisch zu einem Halbgott. In wilder Erregung ruft das Volk Jokaste zu: „Und wär's ein Räuber, wär's ein verlaufener Knecht, wär' es ein Mörder, schwör', daß du ihm gehörst, wenn er uns rettet." Kaum hat Jokaste den Eid geleistet, tritt Ödipus auf, von dem Jubel der Massen umtost. Er hat eine Feuersbrunst in der Vorstadt gelöscht und will die Sphinx bekämpfen. Wieder, wie bei dem Anblick des Toten Laios, schweigt bei dem Anblick der Jokaste die Stimme des Blutes in ihm. Nur seine Leidenschaft wird von ihrer Schönheit und ihrem Königtum entflammt. Seine Reden und seine Haltung, als er sich zu dem Gange zur Sphinx anschickt, sind die des wahnwitzigen Übermenschen: „In meinen Adern halt' ich die Welt: es stürzt kein Stern, es taumelt kein Vogel von der Nestbrut ohne mich; beflügelt ist mein Blut, und meine Seele steigt wie ein Springquell." Der dritte Akt spielt wieder in der Finsternis der Nacht, in den Felsen, wo die Sphinx haust. Eine sichtbare Gegenüberstellung der Sphinx und des Ödipus hat der Dichter nicht versucht; er begnügt sich mit der Erzählung des Helden: Als es ihn gesehen, hat ihm das Ungeheuer zugerufen: „Heil dir Ödipus, der die tiefen Träume träumt, Heil dir, auf den ich gewartet habe!" und sich rücklings, „den Blick auf mir, den schon verendenden, mit einer grauenhaften Zärtlichkeit durch-

tränkten", in den Abgrund gestürzt. Kreon, der den Ödipus auf den Weg geleitet hat, in der Absicht, ihn zu ermorden, ist nun der erste, der dem Sieger huldigt, und schon naht auch das Volk, allen voran die Königin, bräutlich geschmückt, die Krone auf dem Haupt, liebestrunken. „Du bist ein Gott. Nur Götter schaffen um, was sie berühren. Ich bin dein Geschöpf: in einen Schlaf hast du mich wie in Feuer hinabgeworfen und mir drin erneut die Seele und die Glieder. Sprich: soll dein Geschöpf hinknieen zwischen deine Hände," sagt sie zu ihm und „sinkt über seinen Arm wie eine geknickte Blume".

Hofmannsthal hat in diesem romantisch-modernen Ödipus den ganzen Schwulst und die ganze Pracht seiner sinnlich-phantastischen Lyrik ausströmen lassen. Ein berückendes Glitzern und Funkeln, ein beständiger Nervenkitzel, eine unendliche, bald einschläfernde, bald unheimlich aufwühlende Melodie, alle Figuren in Brunst und Fieber des Entsetzens und des Mordes, des Ehrgeizes und der Lust. Der erste und der dritte Akt bewegen sich durchaus in der Sphäre des Epos; eine Schilderung, eine Erzählung folgt der andern; nur der zweite Akt hat dramatischen Charakter, Fortgang und Steigerung und in der Volksszene einen wirkungsvollen Abschluß. Gewiß besitzt der Dichter ein eigenartiges Talent, mehr lyrischer als dramatischer Art, stärker in der Anatomie und in der Ausmalung der Leidenschaft als in der Erfindung einer anziehenden Handlung und in der Zeichnung einfacher, großzügiger Gestalten; aber es ist angekränkelt von der Überreizung der Nerven und der Bleichsucht der Hysterie. Mich erinnert Hofmannsthal im Wesen und Ausdruck an Daniel Kaspar von Lohenstein: dasselbe Wühlen im Gräßlichen, dieselben Peitschenhiebe, um das Blut in höhere Wallung zu bringen, und derselbe Wortschwall oder, wie die Modernen sagen: Farbenrausch.

Das Deutsche Theater war am Ende der vergangenen Spielzeit im Frühjahr 1905 von Paul Lindau aufgegeben worden und ist seitdem in die Verwaltung und den Besitz Max Reinhardts übergegangen. In der Leitung des Neuen und Kleinen Teaters hatte sich Max Reinhardt durch die Regiekunst, die er in der Einrichtung des „Sommernachtstraumes" und der „Lustigen Weiber von Windsor", der „Kabale und Liebe" und der „Minna von Barnhelm" entfaltete, rasch den Ruf eines ausgezeichneten Regisseurs erworben. Auch die pekuniären Erfolge waren nicht ausgeblieben, und alle Theaterfreunde sahen seiner Erwerbung des Deutschen Theaters mit großen Erwartungen entgegen. Diese Erwartungen sind denn auch, soweit sie sich auf die Herstellung des Bühnenbildes richteten, erfüllt worden. Reinhardt versteht es, den Stimmungston eines Dichtwerks fein zu erfassen und in Dekorationen und Einrichtungen gleichsam lebendig zu machen. Der Zuschauer wird scheinbar mühelos in die Illusion versetzt, ob es sich nun um den Wald bei Athen, das niedrige, dürftig im Zopfstil ausgestattete Zimmer des Stadtmusikanten Miller oder um eine Gasse von Venedig mit Brücke und Kanalausschnitt handelt. Aber diese einseitige Bevorzugung des dekorativen Elements hat dem bisherigen Repertoire des Deutschen Theaters enge Grenzen gezogen. Es wurde am Donnerstag, den 19. Oktober mit Kleists Schauspiel „Das Käthchen von Heilbronn" eröffnet und brachte dann noch Shakespeares Lustspiel „Der Kaufmann von Venedig" mit Frau Agnes Sorma als Porzia und Herrn Robert Schildkraut als Shylock heraus. Gelegentlich wurde das Trauerspiel von Richard Beer-Hofmann „Der Graf von Charolais" vom Neuen Theater, auf dem es am 23. Dezember 1904 zum erstenmal zur Aufführung gelangt war, herübergenommen. Die ersten Neuigkeiten erschienen am Freitag, den 12. Januar: zwei einaktige, literarisch unbedeutende Stücke, von Oskar Wilde, in einer deutschen Übertragung von Max Meyerfeld: „Eine florentinische Tragödie", Ehebruch und Mord in Renaissance-Kostüm, mit dem echt Wildeschen Stich in das Gemeine, daß sich das Weib dem Mörder ihres Geliebten gierig in die Arme stürzt, weil er der Stärkere ist, und die französische Posse von Georges Courteline „Der Herr Kommissar", in deutscher Übersetzung von Siegfried Trebitsch. Das Mittelstück des Abends bildete eine

Legende in dramatischer Form in drei Akten von J. M. Synge, deutsch von Max Meyerfeld: „Der heilige Brunnen", die wegen ihres poetischen und tieferen Gehalts eine längere Erwähnung verdient. Die Legende spielt sich auf idyllischem Hintergrund ab, in einem einsamen Bergdorf im Osten Irlands, in irgendeinem früheren Jahrhundert. Ein blindes Bettlerpar, Martin und Mary Doul, beide von Alter, Not und Wetter arg mitgenommen, sitzen am Wegrand bei der verfallenen Kirche, in der warmen Sonne. Sie fristen ihr dürftiges Leben durch fröhliche Bettelei und leichte Arbeit, immer miteinander zankend und doch seelenvergnügt, weil Martin in Mary eine schöne Frau und Mary in Martin einen stattlichen Mann zu besitzen glaubt. Aus Spottlust haben die jungen Burschen und Mädchen ihnen dies eingeredet. Da zieht ein Heiliger seines Weges, durch Wald und Fels, durch Feld und Dorf, von einer Kirche zur andern; er trägt in einem Fläschchen das wunderbare Wasser aus dem heiligen Brunnen, das Blinde sehen machen kann. Die Dörfler haben sich um das Bettlerpaar und den Heiligen gesammelt: das Wunder geschieht. Aber mit Grauen starren Mary und Martin einander an; sie sind bei sehenden Augen über ihre Häßlichkeit entsetzt, fallen mit groben Scheltworten einander an und prügeln sich. „Möge der Herr, der euch das Augenlicht geschenkt hat, euch etwas Verstand in den Kopf schicken," sagt der Heilige, zwischen sie tretend, „damit ihr nicht auf euer beider Selbst schaut, auf zwei jammervolle Sünder, sondern auf den Glanz des göttlichen Geistes. Den werdet ihr manchmal leuchten sehen durch die vielen Berge und über die jähen Ströme, die sich ins Meer ergießen. Wenn ihr daran denkt, werdet ihr die Gesichter der Menschen nicht beachten." Aber er hat gut reden, Mary und Martin wollen ihre Garstigkeit nicht sehen und gehen auseinander. Martin tritt als Arbeiter bei dem Schmied Timmy ein, der Molly, das schönste Mädchen des Dorfes, zur Braut hat. Allein die Arbeit ist nichts für den faulen und schwächlichen Martin, und die Schönheit und Munterkeit Mollys verlocken ihn zu Liebeserklärungen und Handgreiflichkeiten, die von dem Mädchen und dem Schmied übelgenommen werden. Er wird von ihnen aus dem Hause gejagt, und zugleich merkt er, daß seine Sehkraft wieder erlischt. „Das ist also das letzte, was ich in diesem Leben auf der Welt sehen soll: die Niederträchtigkeit eines Weibes und die Bärenkraft eines Mannes," sagt er. Auch Mary Doul erblindet aufs neue, und beide sitzen wieder nebeneinander im Brombeergesträuch auf den Steinen bei der verfallenen Kirche, zankend und sich gegenseitig verspottend, aber in ihrer Blindheit sich als schönes Paar, sie als alte Frau mit weißen Haaren und er als würdigen Greis mit langem weißem Bart träumend und herzensfroh über ihr Beisammensein, den warmen Sonnenschein und den Frühlingsduft. Als der Heilige wieder naht und sie nochmals mit dem Wunderwasser begnaden will, schlägt ihm Martin die Flasche aus der Hand. „Wenn einige unter euch ein Recht haben, zu arbeiten und zu schwitzen, wie Timmy der Schmied," ruft er dem Heiligen zu, „und andre ein Recht, zu fasten, zu beten und fromme Reden zu führen, wie du — dann, sollt ich denken, haben wir ein gutes Recht, blind am Weg zu sitzen, dem sanften Wind zuzuhören, wie er die Blättchen im Frühjahr herumwirbelt, und die Sonne zu spüren. Und wir peinigen unsre Seele nicht mit dem Anblick von grauen Tagen und heiligen Männern und schmutzigen Füßen, die auf der Erde herumtrampeln." Bettelnd wird er mit Mary Doul nach Süden ziehen, wo es wärmer ist: „Da haben die Menschen vielleicht freundliche Stimmen, und wir wissen nichts von ihrer Häßlichkeit und ihrer Niedertracht." Das Schauspiel in seiner Mischung von Realismus und Phantastik, von Dorfgeschichte und Märchen bringt eine ganz eigene Stimmung hervor, liebenswürdig und melancholisch, um freilich von der Bühne herab zu wirken, ist sie zu dünn und zu fein.

Besonders rührig in der Vorführung von Neuigkeiten hat sich wieder die Leitung des Lessing-Theaters erwiesen. Die Energie und der fest auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Wille und kluge Verstand des Direktors Otto Brahm wissen, wie früher im Deutschen, so jetzt im Lessing-Theater dem Publikum die Richtung vor-

zuſchreiben und ihm Dichtungen, denen es im Innerſten kühl und fremd gegenüberſteht, allmählich durch die Konſequenz aufzuzwingen, mit der ſie aufgeführt werden, auch wenn ſie den Widerſpruch der Kritik und von den Zuſchauern mehr Ablehnung als Zuſtimmung erfahren haben. Die Atmoſphäre der „Moderne", die um alle Darbietungen des Leſſing-Theaters ſchwebt, und die charaktervolle Perſönlichkeit des Direktors üben einen ſuggeſtiven Einfluß auf das Publikum Berlins aus; es wagt nur im ſeltenſten Falle im Leſſing-Theater ſeine eigene Meinung zu haben. Dies hat den beiden bedeutendſten Neuigkeiten des Theaters, dem Schauſpiel: „Stein unter Steinen" und der Komödie: „Und Pippa tanzt!", trotz ihrer kühlen Aufnahme bei der erſten Aufführung, eine lange Reihe von Wiederholungen geſichert. Mit dem Schauſpiel in vier Akten von Hermann Sudermann „Stein unter Steinen" eröffnete das Leſſing-Theater am Sonnabend, den 7. Oktober 1905, den Reigen ſeiner Neuigkeiten. „Du biſt, verehrte Frau, du ſelbſt ſogar nicht fehlerfrei, nicht aller Mängel bar. Du ſchauſt mich an — du fragſt mich, was dir fehle? Ein Buſen und im Buſen eine Seele", heißt es in Heines Gedicht „Unvollkommenheit". Auch dem Sudermannſchen Drama fehlt der Buſen und die Seele, die poetiſche Fülle und die Individualität des Dichters. Sonſt iſt es das Meiſterſtück eines theatraliſchen Handwerkers. Das Mitleid für die aus dem Zuchthauſe oder dem Gefängniſſe entlaſſenen Sträflinge wird geweckt, die Möglichkeit ihrer Beſſerung und Wiederkehr in den Kreis der bürgerlichen Geſellſchaft durch eine geſchickt erfundene Handlung gezeigt und den Beſtrebungen des Vereins für die Beſſerung und das Fortkommen der entlaſſenen Strafgefangenen in der Geſtalt des Steinmetzmeiſters Zarncke ein Ehrendenkmal geſetzt. Auf ſeinen Werkplatz hat der gutmütige Mann nicht nur einen ehemaligen Dieb als Arbeiter, ſondern auch einen Totſchläger als Wächter eingeſtellt. Jakob Biegler hat mit dem Klopfſtein, wie ihn die Schuſter gebrauchen, in der Notwehr den Schuſter erſchlagen, der ihn mit ſeiner Frau betroffen hat. Durch die Unvorſichtigkeit eines Kriminalkommiſſars wird ſeine Tat den andern Arbeitern bekannt, die ſich nun ſcheu vor ihm zurückziehen. Er gerät mit dem Steinmetzen Göttlingk, dem beſten Steinmetzen in der Fabrik, der auf ſeine ſtattliche Figur, ſeine ſchöne Geſangsſtimme ebenſo eitel iſt wie auf ſeine Wanderjahre in Italien, in Streit, als dieſer in der Kantine ſeine frühere Geliebte Lore roh behandelt und ſich rühmt, daß er das bucklige, heimlich in ihn verliebte Töchterchen des Prinzipals heiraten könnte, ſobald er nur wollte. Vor dem ihn bedrohenden Biegler, der ihn aus der Türe weiſt, weicht der Prahlhans Göttlingk, trotzdem er kokett mit ſeinem italieniſchen Dolche ſpielt, feige zurück. Um ſich zu rächen, will er hinterrücks auf den ahnungsloſen Biegler, wenn er ſeine nächtliche Wachrunde im Hofe macht, einen nur ſchlecht befeſtigten Stein, der in Arbeit iſt, herabſtürzen; aber von Lore gewarnt und vom Zufall behütet, entgeht Biegler dem ſicheren Tode. Der Faden der Handlung iſt kräftig geſponnen und verliert ſich niemals ganz in der breiten Schilderung des Zuſtändlichen. Die Gegenſätze der Figuren, die Motive, aus denen ſie handeln, ihr Zuſammenſtoß ſind immer verſtändlich und leiden nirgends an Unklarheit und Künſtelei; jede Geſtalt vertritt eine Seite der Menſchennatur; keine ſpielt ſich auf das Symboliſche hinaus. Zarncke und ſeine Tochter ſind mit beſonderer Sorgfalt gezeichnet und mit feinen humoriſtiſchen und ſentimentalen Zügen lebenswahr und liebenswürdig ausgeſtaltet. Die Dumpfheit des Gefühls und der Drang des Unbewußten kommen in Bieglers Haltung und Betragen, in ſeinem Reden und Tun zuweilen zu gleich natürlichem wie ergreifendem Ausdruck. Trotz dieſer Vorzüge wird der Zuſchauer oder der Leſer nicht recht warm bei der Sache, das Stück leidet an äußerer Plattheit und innerer Trockenheit, weil Sudermann den Vorgängen wie den Figuren, mit einziger Ausnahme Zarnckes, gleichgültig gegenüberſteht: er hat ſie nur mit dem Verſtande erfaßt, aber ihnen nichts von ſeinem Herzblut gegeben. Das Ganze iſt grau in grau getönt, der Steinſtaub liegt gleichſam auf allen. Man wird von dem Eindruck nicht frei, als wäre das Stück nicht um der Kunſt, ſondern

um seiner moralischen These wegen geschrieben. Was Sudermann in der allgemeinen Wertschätzung dadurch als Philanthrop gewinnen mag, verliert er als Poet.

Ganz durchtränkt von Poesie und tiefsinniger Symbolik soll nach der Ansicht seiner Verehrer Gerhart Hauptmanns Schöpfung „Und Pippa tanzt!" sein. Tatsache ist, daß weder das Publikum der ersten Vorstellung am Freitag, den 19. Januar, noch die Kritiker, denen Dichter und Verleger das Buch vorenthalten hatten — es erschien erst einige Tage nach der Aufführung — sich einen Vers aus dem „Glashüttenmärchen" machen und zur Klarheit über die Absichten des Dichters gelangen konnten. Ich bin Dichtungen gegenüber nie ein Freund von Rätselraten gewesen und bescheide mich auch in diesem Falle, eine Deutung der phantastischen Einfälle Gerhart Hauptmanns zu versuchen. Je weniger Tiefsinn oder Erhabenheit man dahinter vermutet, desto eher erfaßt man vielleicht den wahren Inhalt und Sinn des Spiels — die Mischung von halb kindischem, halb ausgeklügeltem groteskem Spaß, der wechselweise auf abenteuerliche Phantastik und die Erregung des Gruselns ausgeht. Der erste Akt setzt in einer schlesischen Gebirgsschenke, in der Nähe eines Glashüttenwerks, derb-realistisch ein, im Ton des „Fuhrmann Henschel" und der „Rosa Bernd"; die eingestreuten Märchen- und symbolischen Elemente sind dem Lokalton glücklich angepaßt und vertragen sich mit der Handlung. An einem Tische trinken und rauchen die Waldarbeiter; an einem andern spielen einige Glasmalermeister mit dem italienischen Glastechniker der Hütte, Tagliazoni, Karten; still für sich trinkt der Glashüttendirektor seinen Champagner. Es ist um Mitternacht, im harten Winter; draußen tobt der Schneesturm. Der gelangweilte Direktor fordert den Italiener, der in der Schenke wohnt, auf, sein Töchterchen Pippa herunterkommen zu lassen: das Mädchen solle tanzen. Aber Tagliazoni hat taube Ohren; erst als der Direktor hundert Mark bietet, willigt er ein und ruft nach Pippa. Inzwischen ist ein alter Glashüttenarbeiter, der nicht mehr mittut, eingetreten: „ein riesiger Mensch mit langen roten Haaren, roten buschigen Brauen und rotem Bart, von oben bis unten mit Lumpen bedeckt", ein Gemisch von Rübezahl und Gorilla; ein Glas glühend heißen Grogs, das ihm der Direktor geben läßt, gießt er mit einem Schluck hinunter. „Den sollten Sie mit der Pippa tanzen sehen," sagt einer der Waldarbeiter zu dem Direktor, „wenn ihnen der blinde Franz auf der Okarina aufspielt." Endlich erscheint Pippa, ein schlankes, schmächtiges, verschüchtertes und verschlafenes Mädchen, das erst auftaut, als ein halberfrorener junger Handwerksbursche, Michel Hellriegel, in die Stube tritt, der sich kaum noch aufrecht auf den Füßen halten kann und verwirrtes Zeug stammelt. Sorgend und helfend macht sie sich um ihn zu schaffen. Dann tanzt sie ein paar Takte, von dem alten Huhn bald begleitet, bald verfolgt, bis am Spielertisch ein Tumult ausbricht. Tagliazoni wird von den Genossen des Falschspiels beschuldigt; die Messer werden gezogen. Er flüchtet aus der Schenke; alle stürzen ihm nach, die einen, um ihn zu fassen, die andern, um ihn vor der Wut seiner Verfolger zu schützen. Während er draußen am Waldsaum erstochen wird, ergreift Huhn die erschreckte und betäubte Pippa und trägt sie von dannen. Bis zu diesem Ausgang des ersten Aktes hat die Handlung einen natürlichen Zusammenhang und trägt sich in der Sphäre des Menschlichen zu; es ist phantastische schlesische Waldromantik, in der wir uns auch den bei achtzehn Grad Kälte in der Winternacht über das Gebirge wandernden Handwerksburschen mit seinem Mischmasch von Albernheiten und poetischen Redensarten gefallen lassen. Die drei folgenden Akte bewegen sich dagegen im Reich der vierten Dimension. Der alte Huhn hat Pippa nach einer verfallenen Hütte, in der er haust, verschleppt; aber der Handwerksbursche ist ihm nachgegangen und während der Alte, der das Geräusch seiner Schritte und sein Rufen vernommen hat, die Hütte verläßt, um nachzusehen, wer sich naht, tritt er ein, wird von Pippa als Retter begrüßt und flieht mit ihr. Weiter hinauf in das Gebirge, zu einer behaglich eingerichteten Baude, von deren Besitzer, einem Herrn Wann — „einer mythischen Persönlichkeit", (nach dem Dichter), dessen Herkunft von Shakespeares Prospero aber gerade so deutlich zu erkennen ist wie

die des alten Huhn von dem jungen Caliban — sie gastlich aufgenommen werden. Sie sind vor Kälte halbtot und der Handwerksbursche halb schneeblind. Lange währt der Friede nicht, denn das Waldungeheuer ist ihnen nachgeeilt. Es gibt einen Kampf zwischen Wann und Huhn, in dem Huhn röchelnd zusammenbricht. Die beiden gutmütigen Kinder Pippa und Michel geben dem Sterbenden Wein zu trinken, Pippa fängt an zu tanzen; der alte Glasbläser zerdrückt das Trinkglas — „Pippa durchzuckt es und eine plötzliche Starre befällt sie, Wann fängt sie in seinen Armen auf, sie ist tot", und Huhn schreit: „Jumalaï!" und stirbt. Darüber ist der Morgen angebrochen. „Wann gibt dem blinden und hilflosen Michel einen Stock in die Hand, setzt ihm den Hut auf und führt den tastenden, aber leise und glücklich Kichernden nach der Ausgangstür. Nun setzt Michel die Okarina an den Mund und spielt eine herzbrechende traurige Weise. Im Flur übernimmt Jonathan, Wanns stummer Diener, den Blinden, und Wann kommt zurück. Er horcht auf die fern und ferner verklingenden Melodien der Okarina, nimmt die kleine Gondel vom Tisch, betrachtet sie und spricht mit schmerzlicher Entsagung im Ton: „Fahre hin, fahre hin, kleines Gondelschiffchen!" Das Ganze vorgetragen in einem wunderlich zerhackten Stil, Verständiges und Törichtes durcheinander, so daß ich dem Inhalt wie der Form dieser Dichtung gegenüber im Zweifel bin, ob der Dichter in dem Irrgarten der Phantasie wie der blinde Michel umhertastet und sich in poetischen Erfindungen und Empfindungen nachtwandlerisch ergeht oder sich in klug bewußter Absicht mit dem verehrlichen Publikum einen Fastnachtsscherz erlaubt.

Ein Stück von Gerhart Hauptmann wagt das gut erzogene Publikum des Lessing-Theaters eben nur versteckt abzulehnen; weniger Zwang legte es sich Arthur Schnitzler gegenüber auf. Es hat gleich zwei seiner Stücke durchfallen lassen: „Zwischenspiel", eine Komödie in drei Akten, am Sonnabend, den 25. November 1905, und „Der Ruf des Lebens", Schauspiel in drei Akten, am Sonnabend, den 24. Februar. Die Hartnäckigkeit des Direktors konnte jedem nur zu wenigen Vorstellungen verhelfen. Arthur Schnitzler kommt aus der Sphäre seiner ersten Schauspiele, „Liebelei" und „Freiwild" in diesen neuen Arbeiten nicht heraus: Ehebruch und freie Liebe, schrankenloser Lebensgenuß und Todessehnsucht bilden das Gespinst der dünnen Handlungen und das immer gleiche Leitmotiv der Figuren. Darüber schwebt die Wiener Atmosphäre. Im „Zwischenspiel" begeht nur der Mann, der Kapellmeister Amadeus, einen richtigen Ehebruch; die Frau, die Opernsängerin Cäcilie, bleibt im platonischen Flirt und in der Phantasieschuld stecken; dann finden sich beide in einer leidenschaftlichen Stunde wieder, um dauernd auseinanderzugehen. Im „Ruf des Lebens" vergiftet eine Tochter den schwerkranken Vater, der sie tyrannisiert und als Sklavin an sein Lager schmiedet, um eine Nacht mit einem Offizier, vor dem Aufbruch des Regiments zum Kriege, zuzubringen. Der Offizier ist der Geliebte der Frau des Obersten, und der Oberst erschießt die Treulose, die er im Zimmer des Offiziers findet. Max und Marie folgen darauf zwei Stunden lang dem „Ruf des Lebens"; darauf tötet sich Max an der Seite der toten Irene, und Marie lebt, von dem Gericht unbehelligt, weiter, da der Arzt, der in sie verliebt ist, die Spuren ihres an dem Vater begangenen Verbrechens beseitigt hat. Diese Vorgänge und Menschen werden uns in langen, sorgfältig ausgearbeiteten, fein zugespitzten Gesprächen vorgeführt und anatomisch zergliedert; manches geistvolle Wort, gelegentlich auch ein tiefsinnigerer Gedanke mischt sich ein, aber allem fehlt das echte dramatische Leben, die frische Bewegung. Das Ausgeklügelte verdrängt zu oft das Natürliche. Die Häßlichkeit der Stoffe, die Schnitzler mit Vorliebe behandelt, die Herausforderung des gesunden schlichten Gefühls, die er beinahe als Sport betreibt, und der Mangel an sympathischen Figuren bringen im Verein mit seiner leise gezierten Darstellungsweise in seinen beiden letzten Stücken eine ermüdende und verdrießliche Wirkung hervor. Wann wird dies an sich so gefällige Talent aus der Verschrobenheit des Denkens und Empfindens wieder den Weg zur Wahrheit und Natur zurückfinden?

Im Kleinen Theater, unter der Leitung des Direktors Barnowski, standen während der ganzen Spielzeit zwei Schauspiele von Frank Wedekind: „Hidalla", das am Dienstag, den 26. September 1905, und „Marquis von Keith", das am Mittwoch, den 13. Dezember 1905 zur ersten Aufführung gelangte, im Vordergrund. Das Berliner Publikum machte bei dieser Gelegenheit auch die persönliche Bekanntschaft des Verfassers, der in beiden Stücken die Hauptrolle spielte, im ersten den „schiefgewachsenen" Karl Hetmann, im zweiten den „auf dem linken Bein hinkenden" Marquis von Keith, mit den „groben roten Händen eines Clown". Beide Schauspiele bewegen sich in der Sphäre der Hochstapler, der Projektenmacher, der Weltverbesserer und der leichtfertigen Weiber. Alle mit einem Stich in das Zynische. Karl Hetmann, der „Sekretär des internationalen Vereins zur Züchtung von Rassemenschen", hält Vorträge über die neue Weltanschauung und schreibt ein Buch: „Hidalla oder die Moral der Schönheit"; der Marquis von Keith will den Einwohnern Münchens mit dem Gelde der Dummen, die auf den Schwindel hineinfallen, ein prächtiges Vergnügungslokal, einen Feenpalast, bauen: beide Helden leiden an Größenwahn und „schwatzen den Leuten ein Loch in den Bauch", wie eine der Nebenpersonen einmal sagt, als sie zur Erkenntnis des Schwindels gekommen ist. Sie berauschen sich an ihren Worten und an der Frechheit, mit welcher der eine die Dummen betrügt und ausbeutet, der andre der guten Sitte ins Gesicht schlägt: es sind Nietzsches Übermenschen im Schmutz, „auf der Rutschbahn des Lebens". Das Schauspiel „Marquis von Keith", das übrigens schon aus dem Jahre 1901 stammt, wird seinem Titel wenigstens durch eine Art dramatischer Handlung gerecht, die, so dünn sie ist, zur Entlarvung und Flucht des Gauners führt, während das Schauspiel „Hidalla" nur eine Aneinanderreihung von Gesprächen bietet, mit einer gewaltsam herbeigezogenen Katastrophe. Der Held erhängt sich, weil ihm ein Zirkusdirektor, der plötzlich in seine Stube hineinschneit, den Vorschlag macht, als „dummer August" bei ihm aufzutreten. Aber die Verderbtheit der Gesinnung und die Freude an der Verhöhnung der gesellschaftlichen Ordnung und Moral, die das eigentliche Lebenselement der Schriftstellerei Frank Wedekinds bilden, können durch einen tragikomischen Spaß am Schluß nicht gesühnt und entschuldigt werden. In der Wirklichkeit und in der Welt von Pappe, wie Heine einmal das Theater genannt hat, treiben die Marquis von Keith und die Karl Hetmann mit so viel Selbstgefühl und solchem Lärm ihr Unwesen, daß es uns Moralphilistern erlaubt sein muß, gelegentlich dagegen zu protestieren und festzustellen, daß es in unsrer Gesellschaft auch noch anständige Menschen gibt. Sonst lohnte es sich wirklich nicht, über diese moralischen Ungezogenheiten und künstlerischen Mißgeburten ein Wort zu verlieren. Sie zerstieben wie Seifenblasen, wenn man sie schärfer ansieht. Ganz in das Reich der Harmlosigkeit und des studentischen Ulks fallen die zwei Stilpe-Komödien, jede in einem Akte: „Das Cenacle der Maulesel" und „Die Schlangendame" von Otto Julius Bierbaum, die das Kleine Theater am Montag, den 26. Dezember 1905 aufführte. In der ersten feiern fünf Gymnasiasten, die eben ihr Abiturientenexamen bestanden haben, in einer kleinen Provinzialstadt den Abschied von der Schule und verspotten den Konrektor, der sie bei dem Gelage überrascht; in dem zweiten wird ein weltunerfahrener gutmütiger Gelehrter übertölpelt, seine Einwilligung zu der Heirat seines Sohnes mit der Schlangendame eines Zirkus zu geben: zur Entschuldigung dient, daß sie eine Pfarrerstochter ist und den Bruder Liederlich zu einem anständigen Menschen gemacht hat. In beiden Komödien führt Willibald Stilpe in Selbstgefälligkeit und Geniesucht das große Wort; ich vermute, daß sich der Verfasser selbst darin wohlgefällig als Karikatur darstellt. Eine bedeutendere und künstlerisch wertvollere Leistung war die Aufführung des Dramas in vier Akten von Maxim Gorki: „Kinder der Sonne", in der Übersetzung von Alexander von Huhn, am Donnerstag, den 25. Januar. Das Schauspiel stellt den Gegensatz zwischen der Volksmasse und den wenigen Kindern der Sonne, den Wohlhabenderen und Gebildeteren, und die Schwierigkeit, die

Kluft zwischen ihnen zu überbrücken, dar. Von einer straffer zusammengezogenen Handlung, von einem innerlichen Schluß muß man auch hier, wie in dem Schauspiel „Nachtasyl", absehen. Maxim Gorki bleibt auch als Dramatiker Skizzenmaler und Erzähler. Die Menschen und die Zustände im Hause des gelehrten Protassow, dessen Spezialfach die Chemie ist, werden uns behaglich und liebenswürdig geschildert. Um seiner Studien und Versuche willen vernachlässigt er seine hübsche und geistvolle Frau Helene, die darüber in allen Ehren einen Flirt mit dem Maler Wagin angefangen hat. Protassow begeistert sich für die Zukunft des Menschengeschlechts, das durch die Wissenschaft aus Unfreiheit und Roheit erhoben werden soll, und behandelt die kleinen Leute mit Rücksicht und Güte, die sie nicht verstehen. Sie prügeln ihn durch, als er einen Arzt für eine Kranke ins Haus bringt. Denn sie wollen alle Ärzte totschlagen, seit die Cholera in der Stadt ist. Protassows Schwester Liesa ist ebenfalls voll von Menschenliebe. Die Rolle, die in der Kulturentwicklung er der Wissenschaft, schreibt sie der Güte zu. Dabei ist sie unfähig, sich ihr eignes Glück zu schmieden. Die Werbung eines wackeren Tierarztes Tschepurnoi, der das Herz auf dem rechten Flecke, die Satire auf der Zunge und die Faust zur Abwehr jeder Unbill bereit hat, schlägt sie aus, obwohl sie ihn liebt, weil sie glaubt, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leidet. Darüber erhängt er sich, und sie wird wahnsinnig. Alle Vorgänge sind gut beobachtet und die Figuren plastisch und lebenswahr einander gegenübergestellt, aber das Ganze verläuft ohne rechten Anfang und Schluß, ohne aus einer gemeinsamen Wurzel emporzuwachsen und sich von innen heraus zu entwickeln, mehr betrübsam als tragisch, mehr beklemmend als befreiend.

Das künstlerische Ereignis der Spielzeit war, wie ich schon am Eingang hervorhob, das Gastspiel des Moskauer künstlerischen Theaters, das im Berliner Theater, unter der Leitung des Herrn Dantschenko und Stanislawski, vom Freitag, den 23. Februar bis zum Sonnabend, den 24. März bei vollen Häusern und einstimmigem Beifall stattfand. Von der Entstehung, der Entwicklung und dem Wesen dieses Theaters hat Eugen Zabel im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" einen eingehenden und interessanten Bericht erstattet. Die Berliner Vorstellungen haben sein Lob in vollem Maße bestätigt. Wir haben die russische Gesellschaft nur als eine nationale kennen gelernt, ihre Aufführung des Ibsenschen Schauspiels „Der Volksfeind" war die einzige aus einem fremden Stoffkreise, die sie uns darboten, und sie war, trotz des trefflichen Spiels der einzelnen, im allgemeinen Eindruck die schwächste. Wir vermißten den grauen norwegischen Ton des Originals und den satirischen Ingrimm des Dichters, der das Stück erfüllt. Wie sie sich zu der klassischen Dramatik Shakespeares und Schillers verhalten, wie sich eine Komödie Molières auf ihrer Bühne ausnehmen würde, vermögen wir aus eigner Anschauung nicht zu beurteilen: ihre nationalen Dichtungen aber bringen sie mustergültig zur Darstellung. Die ganze Kunst der Meininger in ihrer ersten Frische und Leuchtkraft lebte in ihrer Aufführung des historischen Schauspiels „Zar Feodor Joannowitsch" von dem Grafen Alexej Tolstoi wieder auf. Das Stück ist das mittelste einer Trilogie, die den Tod Iwans des Schrecklichen, die Regierung seines schwachsinnigen Sohnes Feodor und den Untergang des Usurpators Boris Godunow im Kampf gegen den falschen Demetrius schildert. In seiner Form gleicht das Drama „Zar Feodor" durchaus unsern historischen Schauspielen, die geschichtlichen Tatsachen liefern die Grundlage zu sieben dramatisch bewegten Bildern. Die Charakteristik des gutmütigen, willenlosen Zaren, der von jedem Eindruck abhängig ist und schließlich dem Geiste und der Tatkraft seines Schwagers, des Boris Godunow, erliegt, ist dem Dichter besonders gelungen und hält die Aufmerksamkeit des Zuschauers beständig in Spannung. Die Einrichtung der Szene, die Kostüme der Figuren überraschen, blenden und fesseln durch Pracht und Fremdartigkeit; man glaubt, lebende Bilder aus dem Hof- und Volksleben Rußlands um das Jahr 1600 zu sehen. Und ebenso wahr und malerisch wie die Wiedergabe des historischen glückte ihnen die des modernen Rußlands. Sie

führten von Maxim Gorki das Schauspiel „Nachtasyl“ und von Anton Tschechow die Dramen: „Onkel Wanja“ und „Die drei Schwestern“ auf und verkörperten gleichsam den Hauch und Duft der russischen Volksseele, der in diesen Dichtungen weht. Anton Tschechows dramatische Fabeln sind ein dünnes Gespinst, ohne stärkere Verknotung und tiefere Spannung. Zuweilen gibt es in ihnen wohl einen leidenschaftlichen Ausbruch, aber im allgemeinen fehlt die fortlaufende dramatische Bewegung und Steigerung. Ihr Reiz liegt in ihrer Wahrheit und Melancholie. Sie schildern die russischen Zustände als etwas Elementares, dem sich niemand entziehen kann, der darin geboren ist. Die Unendlichkeit und Öde, die ganze Resignation der Steppe wird in ihnen lebendig. Stanislawski und Frau Tschechow-Knipper erscheinen als die bedeutendsten schauspielerischen Kräfte der Gesellschaft. Aber nicht um die Leistung der einzelnen, nicht um das Geschick des Regisseurs handelt es sich bei diesen Vorstellungen, sondern um den harmonischen Einklang zwischen Dichtung, Einrichtung und Zusammenspiel und um die bewußte und unbewußte Hervorkehrung des nationalen Typus und Wesens. Für die Vorstellungen des Moskauer Theaters in Berlin war es darum ein besonderer Reiz, daß eine große Anzahl russischer Gäste, welche die politischen Unruhen aus ihrem Vaterlande für eine Weile nach unsrer Stadt verschlagen haben, den Theatersaal füllten: sie zeigten uns, wie ähnlich und naturgetreu ihre Abbilder auf der Bühne waren, und erweckten unwillkürlich in jedem nachdenklicheren Zuschauer Vergleiche zwischen der Vergangenheit Rußlands, welche die Bühne, und seiner Gegenwart, die sie darstellten. Die Reise der Moskauer Theatergesellschaft durch die Hauptstädte Westeuropas wird der russischen Schauspielkunst in der allgemeinen Schätzung einen Ehrenplatz neben der deutschen und englischen, der französischen und italienischen gewinnen, in dem Alfresco des historischen Dramas wie in der Kleinmalerei des bürgerlichen Schauspiels.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Diesmal werden wir friedliche Ostern feiern; überall hat sich der Himmel entwölkt, vor allem über Algeciras, das seit dem Zusammentritt der Konferenz am 17. Januar als der besondere Sturm- und Wetterherd galt. Weniger durch die Verhandlungen, die langsam, aber stetig fortschritten, als durch die Schuld der Presse und des Publikums. Die Berichterstattung über jeden Tag der Konferenz, in der es gerade wegen dieses Eingehens auf die kleinsten Vorfälle und Verstimmungen an den abenteuerlichsten Gerüchten nicht fehlen konnte, erweckte Ungeduld und Nervosität. Zuletzt hieß es allgemein, die Konferenz werde resultatlos auseinandergehen. Natürlich ist das Entgegengesetzte eingetreten: die gesamte Diplomatie Europas und der Vereinigten Staaten hat sich kein Armutszeugnis ausgestellt, sondern eine durchaus verständige, den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland billig ausgleichende internationale Akte geschaffen, welche die Beziehungen Marokkos zu den andern Staaten regelt und sich vielleicht für das schwer zugängliche Land und das fanatische und von Fremdenhaß erfüllte Volk als Kulturträger erweist. Die eigentlich dornigen Fragen für die Konferenz waren die Schaffung einer internationalen Bank und der Polizei in den Hafenstädten. Die französischen Finanzgesellschaften verlangten für die fünfundsechzig Millionen Franken, die sie dem Sultan bisher geliehen, drei Anteile an dem Kapitale der künftigen marokkanischen Staatsbank, und Frankreich und Spanien nahmen wegen ihrer Nachbarschaft und ihrer alten Beziehungen das Polizeimonopol ausschließlich für sich in Anspruch. Die Konferenz hat nun beschlossen, den französischen Gesellschaften zwei Anteile des Gründungskapitals zu bewilligen und vier Zensoren, die von Frankreich, Spanien, Deutschland und England bestimmt werden sollen, zur Oberaufsicht der marokkanischen Staatsbank einzusetzen. Die Polizei wird von französischen und spanischen Offizieren und Unteroffizieren geleitet werden, die Mannschaft wird aus Marokkanern bestehen. In Tanger und Casablanca wird die Polizeileitung gemeinsam von Spaniern und Franzosen, in Tetuan und Larasch von den Spaniern, in Rabat und den drei andern Häfen am Atlantischen Ozean von den Franzosen ausgeübt werden. Ein von dem Sultan aus dem schweizerischen Offizierkorps zu ernennender Generalinspekteur wird die Polizei überwachen und seine Berichte der marokkanischen Regierung und dem diplomatischen Korps in Tanger unterbreiten. So ist die von Deutschland geforderte internationale Kontrolle gesichert. Für die Vergebung aller öffentlichen Arbeiten ist das Submissionsverfahren vorgesehen, und das Recht Deutschlands, in Marokko ein Kabel zu landen, anerkannt worden. Die Polizeikonvention soll zunächst für fünf Jahre Geltung haben. Der Hauptzweck Deutschlands bei seiner Einmischung in die marokkanische Angelegenheit: die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des Landes und die offene Tür für den internationalen Handel gegenüber den Ansprüchen und Absichten Frankreichs, Marokko zu einem zweiten Tunis zu machen, wurde trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse erreicht, und dabei die bevorrechtigte Stellung, die Frankreich

seit lange in Marokko einnimmt, gewahrt. An die Stelle der Madrider Akte von 1880 ist eine neue internationale Vereinbarung getreten, die den Verkehr Europas und der Vereinigten Staaten mit Marokko regelt und geeignet ist, die Bildung einer starken Regierungsgewalt zu fördern. Davon aber hängt der Frieden im Lande, die Sicherheit der Fremden, die Ausbreitung des Handels und die staatliche Unabhängigkeit und der Bestand Marokkos ab. Denn diese wird immer gefährdet sein, sobald Aufstände oder Einfälle räuberischer Stämme in das Gebiet Algeriens den Franzosen Vorwand oder gerechten Anlaß zum Einschreiten geben.

Die Schlußsitzung der Konferenz, die zwei Monate und vierundzwanzig Tage gedauert, hat am Sonnabend den 7. April zwischen 11 und 1 Uhr mit der Verlesung und der Unterzeichnung des Protokolls stattgefunden. In feierlicher Weise, mit den üblichen Dankesreden von seiten des Vertreters Italiens, Visconti Venosta, des Vertreters von Marokko, El-Mokri, und des Vorsitzenden, des Herzogs von Almodovar. Damit hatte die kleine spanische Stadt Algeciras ihre welthistorische Rolle ausgespielt. Das Resultat der Konferenz hat überall Genugtuung und Zustimmung erweckt, nicht nur, weil praktische Maßregeln zur Kultivierung Marokkos unter internationalem Schutz getroffen worden sind, sondern weil die Verstimmung zwischen Frankreich und Deutschland dadurch überwunden wird. Die Courtoisie, mit der die Herren von Radowitz und Revoil die Verhandlungen geführt haben, erscheint allen als ein Vorzeichen zukünftiger vertrauensvoller Annäherung. Ein furchtbares Unglück wurde zur selben Zeit Veranlassung, hüben und drüben die Volksmassen sympathisch zu rühren und zu begeistern. In den Kohlenbergwerken zu Courrières im Departement Pas de Calais war am Sonnabend den 10. März in der Grube Méricourt ein Brand ausgebrochen, der sich schnell ausdehnte, eine Explosion herbeiführte und mehr als tausend Bergarbeiter in den verschiedenen Schächten verbrannte, verschüttete und erstickte. Die Rettungsanstalten wurden nicht entschlossen genug geleitet, und es fehlte an geeigneten Apparaten, in die von giftigen Gasen erfüllten Schächte einzudringen, bis am Dienstag den 13. März sechzehn westfälische Bergleute aus Herne, denen sich später noch sechs Kameraden aus Gelsenkirchen anschlossen, mit Rauchhelmen und allen für Grubengefahren bei uns eingeführten Schutzmitteln ausgerüstet, an der Unglücksstätte erschienen. Heldenmütig und opferwillig fuhren sie in das brennende Bergwerk ein und begannen die Bergung der Leichen. Ihr Beispiel entflammte den Wetteifer der Franzosen, Mitglieder der Pariser Feuerwehr eilten herbei, und so weit es die Ingenieure und Ärzte gestatteten, drangen die wackeren Leute vor. Leider hat es ihnen das Schicksal nicht beschieden, Lebende an das Tageslicht zu fördern; erst nach ihrer Rückkehr sind am 30. März und am 4. April wie durch ein Wunder vierzehn verschüttete Bergarbeiter gerettet worden. Aber ihr Mut, ihre Brüderlichkeit haben ein Echo in dem Herzen des französischen Volkes wachgerufen, und die Worte, die der deutsche Kaiser am 2. April in Krefeld an sie richtete: „Ihr habt bewiesen, daß es über die Grenzpfähle hinaus etwas gibt, das die Völker verbindet, welcher Rasse sie auch seien, das ist Nächstenliebe" — klingen weithin nach. Man bemüht sich jetzt, besonders in den Kreisen der Kaufleute und der Industriellen, der Gelehrten und Schriftsteller, die Vorurteile und Mißverständnisse zu entfernen, welche die Beziehungen zwischen England und Deutschland vergiftet haben. Eine ähnliche Arbeit verdient die Wiederherstellung eines friedlichen und loyalen Verhältnisses zwischen dem deutschen und französischen Volke. Auch sie sind zu gemeinsamer Kulturmission berufen; auch von ihrer Freundschaft hängt der Friede Europas ab.

Noch erfreulicher als der Ausgang der Konferenz in Algeciras hat sich das Ende der ungarischen Krisis gestaltet. Bis vor wenigen Tagen richtete sich der Kurs der Regierung auf die Sistierung der Verfassung. Nach deren Wortlaut mußten, nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses, am 11. April die Neuwahlen ausgeschrieben werden. Darauf konnte das Ministerium Fejervary nicht eingehen, denn diese Wahlen hätten die Opposition mit überwältigender Mehrheit zurückgeführt. Aber es ist natür-

lich, daß dem Könige wie den Ministern der Verfassungsbruch schwer fiel und heimlich wie öffentlich fortwährend nach einem Auskunftsmittel gesucht wurde, ihn zu vermeiden. In letzter Stunde hat ein Journalist, Mercy Horvath, diesen rettenden Ausweg entdeckt. Nachdem der Plan zwischen den Führern der Opposition und den Ministern erörtert worden war, unterbreitete man ihn dem Könige, und er fand dessen Zustimmung. Neuwahlen werden ausgeschrieben und vom 29. April bis zum 8. Mai vollzogen werden. Dem neu zusammentretenden Abgeordnetenhaus wird ein neues Wahlgesetz auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts vorgelegt. Nach der Annahme dieses Gesetzes erfolgt die Auflösung des Hauses; die Gewählten des allgemeinen Stimmrechts nehmen seinen Platz ein. Die Opposition verspricht in dem Interimshause die militärischen Fragen ruhen zu lassen, aber das Budget, die Stellung der Rekruten und den notwendigen Mehrbedarf für das Heer zu bewilligen und die Handelsverträge und den neuen Handelstarif anzunehmen. Seinerseits entläßt der König das Ministerium Fejervary und ernennt unter dem Vorsitze von Alexander Wekerle ein Ministerium aus den Reihen der Opposition. In diesem Ministerium werden die Führer der einzelnen Gruppen der Opposition sitzen: Franz Kossuth, Graf Andrassy, Graf Apponyi und Polonyi; der Führer der klerikalen Volkspartei Graf Zichy soll zum Hofminister ernannt werden. Diesem Ministerium wird also die Leitung Ungarns während des Interims und die Anordnung und Durchführung der ersten allgemeinen Wahlen zufallen. Wenn es zusammenhält und sich in den Organisationsfragen fähig erweist, kann es in dem neuen politischen Bildungsprozeß, dem Ungarn entgegengeht, den entscheidenden Faktor spielen. Der Mann, der an seine Spitze gestellt ist, Wekerle, der bisherige Präsident des Verwaltungsgerichts, gehörte zu den Säulen und Berühmtheiten der liberalen Partei, sowohl durch seine staatsmännische Begabung wie durch die Festigkeit seines Charakters. Ihm verdankt Ungarn das Gesetz über die Zivilehe. Seine politische Vergangenheit verbürgt Mäßigung und Klugheit, weite Gesichtspunkte und praktische Behandlung der Geschäfte. Wenn in Österreich-Ungarn nicht das Unwahrscheinliche die Entwicklung der Dinge beherrschte, müßte man sich eigentlich wundern, daß die Lösung der Krisis zwischen dem Könige und dem Parlament, die nun beschlossen worden ist, nicht schon vor Monaten gefunden wurde. Jedenfalls wird sie in Deutschland, das auf der Konferenz die Freundschaft und Bundestreue seines österreichisch-ungarischen Verbündeten, im Gegensatz zu Italien und Rußland, von neuem kennen und schätzen gelernt hat, auf das freudigste begrüßt. Kein andrer Staat hat ein gleich aufrichtiges und herzliches Interesse an der Bewahrung des innern Friedens und der gesetzmäßigen Fortentwicklung der Zustände in Österreich-Ungarn, an der Stärkung seiner politischen Stellung, als das Deutsche Reich, das durch nationale Bande und historische Traditionen seit so vielen Jahrhunderten mit der Habsburgischen Monarchie verknüpft und verwachsen ist.

In Rußland hat die Wahlbewegung zur Duma endlich begonnen, trotz der Enthaltung von den Wahlen, welche die sozialistischen Parteiführer empfohlen haben, und der Hindernisse und Verzögerungen, denen sie von seiten der Regierung durch Verbote der vorbereitenden und aufklärenden Versammlungen an vielen Orten begegnet. In den Arbeiterkreisen freilich ist die Teilnahme sehr gering und die Bauern scheinen der Sache auch kein rechtes Vertrauen und Verständnis entgegen zu bringen. Aber in den Städten offenbart sich eine allgemeine Teilnahme unter den Wahlberechtigten, bis zu siebzig Prozent sollen in Petersburg gewählt haben. Dabei findet ein lebhafter Streit der Parteien statt; besonders der konstitutionell-demokratische Verein hat seine Kandidaten mit Erfolg durchgesetzt. An allgemeine Volkswahlen, wie sie das Manifest vom 30. Oktober 1905 versprach, ist, nachdem sich die Regierung wieder im vollen Besitz der Macht fühlt, nicht zu denken; es handelt sich um vielfach abgestufte Wahlmännerwahlen, zum Teil nach einer ständischen Ordnung, Arbeiter und Bauern, Bürger und Adel, und das Resultat, das herauskommt, wird mehr einer Notabeln-Versammlung als einer russischen Nationalversammlung gleichen. Von den großen,

der Duma verheißenen Rechten ist auch nur ein Schatten übrig geblieben, vor allem ist ihr in dem Reichsrate ein gleich berechtigter Faktor in der Gesetzgebung beigeordnet worden, in dem die Hälfte der Mitglieder von der Regierung ernannt wird. So schrumpft die Wirklichkeit von dem Freiheitstraum und Freiheitsrausch des 30. Oktober wieder auf den bescheidenen Umriß zusammen, der in dem Ukas vom 15. August vorgezeichnet war. Bei der politischen Unbildung des russischen Volkes, bei seinen religiösen und nationalen Gegensätzen dürfte indessen diese beschränkte Form der Duma besser den realen Verhältnissen und der Möglichkeit einer gedeihlichen gesetzgeberischen Arbeit entsprechen als eine aus unbeschränktem Volksrecht hervorgegangene Versammlung. Der Geist, der eine Volksvertretung beseelt, die Fülle von Talenten, die sie in sich birgt, machen ihre Bedeutung aus und sichern ihr den Einfluß, nicht die Wahlen, aus denen sie hervorgegangen ist, oder die Rechte, die sie auf dem Papier besitzt. Es ist möglich, daß die Regierung, wie die Pessimisten behaupten, die Duma nur als Kulisse betrachtet, um dahinter das Anleihegeschäft mit dem Auslande abzuschließen; aber es wird von dem Auftreten, den Verhandlungen und Beschlüssen der Duma abhängen, sich dem Auslande wie der eigenen Regierung gegenüber als ein fortan unentbehrliches Element des russischen Staates zu erweisen. Die traurigen Zustände des Landes, der Notstand der Bauern und die finanziellen Verlegenheiten erleichtern ihr diese Aufgabe. Die schrankenlose Willkür, mit der die Gouverneure ihre Bezirke unterdrücken, hat eine ebenso schreckensvolle Anarchie erzeugt, die sich täglich in Mordtaten und Plünderungen offenbart. Daß der Leutnant Schmidt, der sich im Hafen von Sewastopol an die Spitze der meuternden Matrosen gestellt und die Kanonen seines Schiffes auf die treugebliebenen Schiffe gerichtet hatte, nach dem Urteil des Kriegsgerichts erschossen worden ist, wird von allen Verständigen als harte Notwendigkeit betrachtet werden; unverzeihlicher und haarsträubender sind dagegen die Schandtaten und Greuel, welche die sogenannte „Beruhigung" der Provinzen begleiten. Die zahllosen Verhaftungen und administrativen Verschickungen, die über die Zeitungen verhängte Präventivzensur durch die Polizei führen geraden Weges zum System Plehwe zurück. Aber sollten wirklich nach den Erschütterungen des vergangenen Jahres russische Staatsmänner noch einmal zur Kosakenpeitsche als dem Allheilmittel für die Schäden des Staates greifen wollen? Man kann es nicht glauben und hofft zum Heil Rußlands und der Dynastie, daß mit dem konstitutionellen Prinzip, wenn auch unter Krisen und Reaktionen, endgültig Wahrheit gemacht wird. Hundert Millionen Menschen können in unsrer Zeit ihrer elementarsten Rechte nicht mehr dauernd beraubt werden.

Auch für alle Parlamente ist der Osterfriede eingetreten. In dem deutschen Reichstage und dem preußischen Landtage hat der bisherige Teil der diesmaligen Sitzung der Erledigung des Budgets gedient. Die entscheidenden Fragen über die Gesundung der Reichsfinanzen und die neuen dazu notwendigen Steuern und das Gesetz über die Festlegung der Kosten und Pflichten zur Erhaltung der Volksschule in Preußen kommen in beiden Versammlungen erst nach den Osterferien zur Verhandlung. Um dafür einen beschlußfähigen Reichstag zu sichern, gedenken die verbündeten Regierungen den Reichsboten Tagegelder vorzuschlagen. Reichstag wie Landtag haben durch den Tod des Abgeordneten Eugen Richter einen schweren Verlust erfahren. Mehr nach ihrem ideellen Werte als in praktischer Bedeutung; denn eine fortschreitende lebensgefährliche Krankheit hatte Richter schon seit zwei Jahren von den Sitzungen ferngehalten. Jedesmal, wenn der Etat zur Verhandlung stand, unter der allgemeinen Klage, daß der beste Kenner des Etats nicht zur Stelle sei. Sechsunddreißig Jahre hat Eugen Richter beiden Häusern angehört, durch Beredsamkeit und Sachkenntnis eine ihrer Stützen und Zierden, eine historische Persönlichkeit. Der unentwegte Charakter des Mannes hat der Wirksamkeit des Politikers unwiederbringlich Schaden getan. Er war politisch in den Kämpfen des preußischen Abgeordnetenhauses gegen Bismarck in den Jahren 1863—1866 aufgewachsen, und die Atmosphäre der Konfliktzeit ist die Stimmung seines ganzen Lebens geblieben. Weder für die politischen

noch für die wirtschaftlichen Aufgaben des deutschen Volkes nach der Gründung des Deutschen Reiches hatte er Sinn und Verständnis. Es gab keinen hitzigeren Gegner der deutschen Kolonien und der „uferlosen" Weltpolitik als ihn. Jetzt sieht jeder ein, daß der deutsche Liberalismus, wenn er geschlossen stets für die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte eingetreten wäre und der Regierung in dieser Hinsicht Vertrauen gezeigt hätte, den entscheidenden Einfluß im Reiche ausüben würde. Richter aber vertrat bis zuletzt die Losung der Fortschrittspartei: „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen." Ob sich ein so kluger Mann nicht schließlich sagen mußte, daß er damit nur für das Zentrum gearbeitet habe? Niemand bestreitet dem Parlamentarier Eugen Richter seinen Ruhm, aber zu einem Politiker fehlte ihm die Hauptsache: das Verständnis für Kompromisse und die Fähigkeit, sie zu schließen. Ein großer Redner und Denker auf dem Wahlschlachtfelde, hat er den Bruderzwist der liberalen Fraktionen, statt ihn zu dämpfen, geschürt und ist bis zu seinem Tode das unüberwindliche Hindernis einer Einigung des deutschen Liberalismus gewesen.

In Frankreich sind Senat und Abgeordnetenhaus nach endlicher Erledigung des Staatshaushalts in die Ferien gegangen. Die Neuwahlen, die für den 6. und 20. Mai ausgeschrieben sind, werfen ihre Schatten schon über das Land. Sie stehen auf der einen Seite unter dem Eindruck der Inventaraufnahmen in den Kirchen, auf der andern unter dem Ausstande der Grubenarbeiter in Lens. Die Rettung einiger Arbeiter aus den Schächten von Courrières, zwanzig Tage nach der Katastrophe, hat die Bewegung noch besonders verbittert: die Arbeiter werfen der Gesellschaft vor, sie hätte in den ersten Tagen des Unglücks nicht alles zur Rettung der Arbeiter getan und die Ingenieure ihre Pflicht gröblich vernachlässigt. Die Regierung ist durch die öffentliche Meinung gezwungen worden, eine Untersuchung anzustellen. Unter diesen Umständen wird der Wahlkampf von den Klerikalen wie von den Sozialisten mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt werden; aber der Minister des Innern, Clemenceau, ist ein zu erfahrener Mann, um nicht trotz des Ansturms von rechts und links die Wahlen zugunsten der Regierung zu leiten. Der glückliche Ausgang der Konferenz, der bevorstehende Abschluß der russischen Anleihe, die Notwendigkeit, an der Trennung von Kirche und Staat festzuhalten, kommen dem Ministerium zu statten; für eine sozialistische Mehrheit ist noch kein Raum in Frankreich. Indem die Partei ihren Mitgliedern verbietet, in ein bürgerliches Ministerium einzutreten, hat sie sich selbst der Schulung und Erziehung durch die Verwaltung und die Verantwortlichkeit beraubt.

Die italienische Kammer hat dem Ministerium Sonnino in einem Vertrauensvotum die geheimen Fonds und die Maßnahmen zugunsten des schwer von Erdbeben heimgesuchten Kalabriens bewilligt und sich dann bis zum 2. Mai vertagt. Wie beständig sich diese südlichen Landschaften, bald durch die Hungersnot und die Arbeitslosigkeit der Bevölkerung, bald durch furchtbare Naturerscheinungen als das Schmerzenskind Italiens erweisen, hat der gewaltige Ausbruch des Vesuvs vom Sonnabend, den 7. April bis zum Karfreitag, den 13. April, aufs neue gezeigt. Mit Schrecken und Graus, mit Jammer und Verwüstung hat er weithin die Umgegend des Berges erfüllt und an manchem Tage selbst Neapel mit Zerstörung bedroht. Schon seit Wochen war auf dem Observatorium eine unruhige Bewegung des Berges beobachtet worden. Während aus dem alten Krater unaufhörlich Aschenwolken, Feuergarben und Steine emporgeschleudert wurden, brachen unterhalb desselben auf der Südostseite des Berges neue Krater auf und sendeten breite Lavaströme herab. Boscotrecase, das oberhalb Torre Annunziatas in den letzten dreißig Jahren neuerstandene Städtchen, wurde von ihnen vernichtet, Torre Annunziata und Pompeji, von der Gräberstraße her, schwer gefährdet. Ein gewaltiger Aschenregen, der Tag und Nacht fiel, weit über das Land und in das Meer hinein, erfüllte die Bevölkerung mit heilloser Angst. Die Asche, mit kleinen Steinchen vermischt, brachte die Dächer der Häuser und Kirchen durch ihre Last zum Einsturz:

ſo wurden Ottajano, San Giuſeppe und Terzigno, drei an der Eiſenbahn, die auf den Veſuv führt, liegende Flecken, verſchüttet. Fünfhundert Menſchen ſollen dabei umgekommen ſein. In Neapel brach das Dach einer Markthalle unter der Laſt zuſammen und begrub Tote und Verwundete unter ſich. Der leicht erregbaren und abergläubiſchen Menge fehlte jede energiſche Kraft des Widerſtandes; ſie durchzog, die Heiligenbilder und Heiligenſtatuen an der Spitze, heulend und jammernd die Straßen und erwartete ein Wunder. Nur die Anweſenheit des Königs und der Königin, die zweimal von Rom herübereilten und mutig alle Stätten des Schreckens beſuchten, hielt die Ordnung aufrecht. Von allen Seiten durch ſeinen Befehl herbeigerufene Soldaten und Feuerwehren ſchaufelten Dächer und Straßen nach Möglichkeit frei und ſtellten den Betrieb der Eiſenbahn wieder her. Im Obſervatorium hatte der Profeſſor Matteucci, mit Ausnahme der erſten Schreckensnacht, in der das Haus rettungslos verloren ſchien, tapfer ausgehalten; er konnte am 13. April nach Neapel die frohe Oſterbotſchaft telegraphieren: Die elektriſchen Entladungen haben aufgehört; und die faſſungsloſe, von Rauch und Aſche gequälte Bevölkerung atmete am Vormittag des Karfreitags, als der Himmel ſich aufklärte, der Aſchenregen aufhörte, wie erlöſt und auferſtanden auf. Aber außer dem Verluſte von ſo vielen Menſchenleben hat das ſchreckensvolle Ereignis dem Lande einen ungeheuren materiellen Schaden zugefügt — man ſpricht von mehr als 500 Millionen Lire.

Das engliſche Parlament wird bis zum 24. April Ferien haben. Die Phyſiognomie des Unterhauſes hat, wie gleich nach dem Ausfall der Wahlen ausgeſprochen wurde, durch die fünfzig Arbeitervertreter eine merkliche Änderung erfahren. Sie ſind nach dem Verhältnis ihrer Zahl in den Debatten häufiger zu Worte gekommen als die übrigen Parteien und haben die Intereſſen der Arbeiter beredt und geſchickt verteidigt. Hauptſächlich richten ſie ihre Bemühungen darauf, das Vermögen der Gewerkſchaften geſetzlich vor jeder Zivilklage zu ſchützen, welche die Arbeitgeber infolge der Beſchädigungen und Zerſtörungen anſtrengen könnten, die ein Streik im Gefolge hat. Aber auch für die Herabſetzung der militäriſchen Ausgaben ſind ſie energiſch eingetreten. Bisher haben ihre Reden und Anträge bei den Liberalen wie bei den Unioniſten Entgegenkommen gefunden. Man fühlt auf beiden Seiten, daß hier eine große Partei im Werden begriffen iſt, der einmal die Entſcheidung zufallen könnte, und will weniger den Wortführern als den Maſſen, die hinter ihnen ſtehen, ein parlamentariſches Wohlwollen erweiſen.

Literarische Rundschau.

Griechisch-buddhistische Kunst.

L'art gréco-bouddhique du Gandhâra. Étude sur les origines de l'influence classique dans l'art bouddhique de l'Inde et de l'Extrême-Orient. Par A. Foucher. Erster Band. Paris, Leroux. 1905.

Der große Vorgang der Hellenisierung, der durch lange Jahrhunderte in der Geschichte Ägyptens und Vorderasiens alles beherrscht, hat das indische Altertum wenig berührt. Nach Indien haben nur Ausläufer jener gewaltigen Bewegung hinübergereicht. Die Einflüsse, die die griechische Literatur auf die literarische Produktion Indiens — etwa auf das Drama — geübt haben könnte, sind bekanntlich unsicher und bestritten. Was indische Texte uns davon erzählen, daß es einmal ein Volk und eine Kultur der „Yavana" (eigentlich „Jonier") gegeben hat, ist unendlich dürftig. Deutlichere Spur griechischen Wesens hat auf indischem Boden der feste Stein architektonischer und plastischer Monumente bewahrt. Betritt der Reisende das Museum von Lahore, so begrüßen ihn, wie Foucher es beschreibt[1]), Akanthuskapitelle, Girlanden, die von Amoretten getragen werden, Kentauren, Tritonen, Bacchantenzüge; hier und da blicken dem Vorüberschreitenden wohlbekannte Gestalten entgegen, eine Athene, ein Herakles, Silen, Eros.

Ganz besonders aber sind von dieser gräco-indischen Kunst — wir dürfen annehmen, in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung — die Gestalten und Legenden des buddhistischen Glaubens verherrlicht worden. So treffen hier indologische Interessen und Interessen der klassischen Archäologie zusammen, und der Erforschung dieses Kreises von Monumenten erwächst jener eigenartige Reiz, der uns überall fühlbar wird, wo große, sonst getrennte Wege gehende Kulturen einander berührt und in greifbaren Gestalten die Spur solcher Berührung uns hinterlassen haben.

Die Fundstätten der gräco-indischen Monumente liegen im Nordwesten Indiens und in Afghanistan: der Hauptsache nach im alten Gandharalande, wo sich schon in vorgriechischer Zeit wichtige indische Kulturzentren befanden. Die chinesischen Buddhisten, die im fünften bis siebenten Jahrhundert n. Chr. dies Land durchpilgerten, berichten von den großen buddhistischen Bauten, von denen es voll war: bis ins einzelne lassen sich ihre Angaben mit den jetzt dort sich findenden Ruinen kombinieren. Mohammedanischer Fanatismus, Schatzgräber, das Bedürfnis nach Bausteinen haben ihr Zerstörungswerk getan, nicht am wenigsten die „irresponsible diggings" archäologischer Liebhaber, die zuerst vor allem nach Münzen, dann auch nach Skulpturen suchten; verhältnismäßig spät griffen planmäßige und korrekte Ausgrabungen ein. Als dann die Aufgabe in den Vordergrund trat, den Funden ihre historische Stellung anzuweisen, haben auch deutsche Forscher sich hervorragende Verdienste erworben. Leitner war wohl der erste, der das Wort des in der Tat kaum schwer zu lösenden Rätsels aussprach. Bald schloß sich ihm E. Curtius an und wies darauf hin, wie hier „der Hellenismus und der Buddhismus, beide ihrer Richtung nach kosmopolitisch, sich durchdrangen und eine eigene Kunstwelt schufen." Besonders dankbar haben wir auch der Verdienste Albert Grünwedels

[1]) Sur la frontière Indo-Afghane. Paris 1901. p. 42.

zu gedenken, der in spezieller Anlehnung an die schöne Sammlung gräco-indischer Skulpturen im Berliner Museum für Völkerkunde die kunstgeschichtlichen Charaktere dieser Denkmäler und ihre religiös-mythologische Deutung eindringend behandelt hat. Den letzten großen Schritt aber in diesen Forschungen, von dem wir hier zu berichten haben, tat ein französischer Gelehrter, der schon von uns genannte A. Foucher. Um seine Untersuchungen auf die breiteste Basis zu stellen, bereiste er in den Jahren 1895—97 die indischen Sammlungen und die Nordwestgrenze Indiens. Leider war er durch die politischen Verhältnisse in einer bestimmten Beziehung in ungünstige Lage versetzt. Das afghanische Gebiet ist unbetretbar; der Political Officer, der über den Bewegungen des Archäologen wacht, ruft ihm hier sein Halt zu. Man mag sich die Tantalusqual des Forschers vorstellen, der von einer Paßhöhe, der Grenze britischer Herrschaft, im Tal ein großes buddhistisches Reliquienmonument liegen sieht. Unmöglich sich ihm zu nähern. Verdächtige Gestalten afghanischer Patrioten sammeln sich drüben. Die Leute der eignen Karawane ziehen sich zurück . . . Die Ergebnisse der indischen Reise vervollständigte Foucher dann durch den Besuch der Londoner und Berliner Sammlungen. Der Ertrag seiner höchst sorgfältigen und intensiven Durcharbeitung aller dieser Materialien tritt jetzt in dem Werk ans Licht, dessen schöner erster Band uns vorliegt, veröffentlicht von der um archäologische und buddhistische Forschungen hochverdienten École française d'Extrême-Orient. Der Band umfaßt die architektonischen Denkmäler und von den plastischen die Reliefs.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die Bauwerke. Unter ihnen stehen neben den Wohngebäuden der buddhistischen Mönche, die sich oft zu großen Klöstern ausdehnen, die „Stupas" im Vordergrunde: man kann sagen, die Pyramiden des alten Indien. Lange wurde darüber gestritten, welchem Zwecke diese, vielfach in mächtiger Größe, auf einem Unterbau etwa halbkugelförmig sich erhebenden Gebäude gedient haben. Gegenwärtig kann kein Zweifel mehr sein, daß sie anfänglich, eben wie die Pyramiden, Gräber gewesen sind. Allerdings haben sie sich im Lauf der Geschichte von dieser ursprünglichen Bestimmung oft weit entfernt. Aus dem Grab konnte ein Reliquienmonument werden, das bald körperliche Überreste eines Heiligen, bald einen Gegenstand aus seinem Besitz, sein Gewand, seine Almosenschale, oder auch nur eine Handschrift eines heiligen Textes umschloß. Ein Stupa konnte auch zur bloßen Erinnerung an irgendeinen denkwürdigen Vorgang errichtet werden. Der Kreis der Wesen oder der Ereignisse, die man solcher Ehren würdigte, war so weit wie das ungeheure Reich der buddhistischen Legende. Der Gans, die sich in frommer Selbstaufopferung zu den Füßen eines darbenden Mönches niederstürzte, ist der wohlverdiente Stupa nicht vorenthalten worden, der, wie ein chinesischer Pilger sagt, „zum Zwecke hat, die Erinnerung an diese edle Handlung zu verewigen". Im Innern des Stupa findet sich, wo es sich um die Aufbewahrung heiliger Überreste handelt, die Grab- oder Reliquienkammer. Da entdeckt man in Gefäßen verschiedener Art Asche und Knochenstückchen, zu denen Perlen, Edelsteine, Ringe u. dgl. gefügt sind. Um solche Monumente bewegte sich einst ein reicher und bunter Kultus; man schmückte sie mit Fahnen und Girlanden; man zog in festlicher Prozession um sie herum. In ausgezeichneten Abbildungen zeigt uns Foucher erhaltene Ruinen, Rekonstruktionsversuche, Darstellungen von Stupas und dem an ihnen vollzogenen Kultus auf alten Reliefs; so kommt höchst anschaulich die ganze Kunstgeschichte des Stupa zur Erscheinung, seine Entwicklung von der einfachen Grundform zu den komplizierteren Typen, wo in Terrassen über Terrassen der Unterbau ansteigt und Mengen steinerner Sonnenschirme, einer über dem andern, das Gebäude krönen.

Die Details nun, welche der Architektur der Stupas und Mönchshäuser eigen sind, lassen den Einfluß der klassischen Kunst mit Händen greifen. Alle drei griechischen Säulenordnungen sind vertreten. Dorische Säulen — oder wenigstens, um uns vorsichtiger auszudrücken, indo-dorische, auf dorischen Vorbildern beruhende — haben sich zwar nicht in jenen indisch-afghanischen Grenzgebieten selbst gefunden, wohl aber

im Tal von Kaschmir, wohin der klassische Einfluß offenbar nur über die genannten Gegenden seinen Weg genommen haben kann. Indo-ionische Säulen hat man z. B. an dem Ort des alten Takkasila — des Taxila des Alexanderfeldzuges — entdeckt. Bei weitem am reichsten aber ist die korinthische Säulenordnung vertreten, der sich offenbar wie in Vorderasien so auch hier der Geschmack auf das entschiedenste zuneigte. Kann es uns überraschen, wenn unter dem Blätterwerk der Kapitelle, wie man das auch im Arsakidenreich, auch in Syrien gefunden hat — in Rom, wie es scheint, erst von den Caracallathermen an — kleine Figuren begegnen? „Die Gewohnheit", sagt Senart, „Buddha unter dem Baum der Erkenntnis darzustellen, begünstigte den Einfall, ihn auch unter die sich herabneigenden Blätter der Kapitelle zu versetzen". So müssen im Gandharaland auch die korinthischen Säulen Buddhas Glorie verherrlichen.

Damit sind wir denn zu den Reliefdarstellungen der gräco-indischen Kunst gelangt.

Welcher Kontrast in vielen dieser Werke gegenüber der primitiven Kindlichkeit der Figuren, der verwirrten Ordnung oder Unordnung der Komposition, die auf den alten national-indischen Denkmälern, etwa dem großen Monument von Bharhut, erscheint! Auf den ersten Blick sieht man, daß hier eine neue, fremde Macht eingegriffen hat, freilich auch, wie dann deren Wirkung sich abschwächt und die alten, angestammten Tendenzen allmählich wieder die Oberhand gewinnen. Derselbe Hergang, wie er sich wohl da zuträgt, wo ein Volk Elemente einer höher organisierten Sprache aufnimmt: die verändern im fremden Munde rasch ihr Aussehen und werden schließlich der sprachlichen Umgebung, in die ihr Schicksal sie hineinverschlagen hat, oft ununterscheidbar ähnlich.

An der Spitze der Entwicklung dieser Plastik stehen Werke, die man der hellenistischen Kunst selbst zurechnen oder in ihre nächste Nähe stellen wird. Ich hebe einige Trinkszenen hervor (S. 251. 253): ihre freie Schönheit und technische Vollendung ist ganz und gar griechisch. Aber dann indianisiert sich das Schönheitsideal und sinkt das Können. Es erscheinen die fleischigen, üppigen Körper, wenig oder unbeholfen bewegt, oft mit unverhältnismäßig großem Kopf, in indischer Weise eng aneinander gedrängt. Stufe für Stufe sinkt das Niveau. Man begegnet Gebilden wie dem schaukelpferdartigen Ungetüm (S. 357), auf dem der junge Asket, der Buddhawürde zustrebend, von Hause fortreitet. Gewiß ist es kein Zufall, daß die am meisten griechischen von diesen Reliefs im ganzen auch inhaltlich dem Gebiet fernstehen, auf dem sich die übrigen fast ausnahmslos bewegen: der Verherrlichung des Buddha und der Erzählung von den Ereignissen seines Lebens. Von früheren Existenzen an, die er im Lauf der Seelenwanderung durchlebt hat, begleitet ihn diese Kunst durch sein letztes Erdendasein. Anders als die Zurückhaltung der altindisch-nationalen Kunst tat, legt sie sich das Recht bei, seine heilige Gestalt sichtbar zu verkörpern. Sie erzählt von seiner wunderbaren Geburt und von seiner Kindheit, von seinen Kasteiungen und seinem Hindurchdringen zur Erleuchtung. Sie zeigt ihn thronend, predigend, von Verehrern umgeben, und schildert endlich sein Eingehen in das Nirvâna. Friedlich wie ein Schlafender liegt er da, wie es das alte Buddhistenevangelium beschreibt: auf dem Ruhebett unter den Salabäumen, auf seiner rechten Seite liegend. Götter und Menschen wohnen dem erhabenen Vorgang bei, teils Schmerzausbrüchen hingegeben, teils in der leidenschaftslosen Ruhe von Weisen das naturnotwendige Erlöschen des heiligen Lebens hinnehmend.

Für den, der sich in die Vorstellungskreise des alten Buddhismus vertieft, sind solche Darstellungen unschätzbar. Sie sind es auch für den, der sich — um mit den Schlußworten Foucher's zu schließen — durch sie „wie durch ein Fenster den Ausblick öffnen läßt auf die aus mannigfachen Elementen gemischte, hochverfeinerte Zivilisation, die um das erste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung an diesem Kreuzweg des Völkerlebens, im Gandharalande geblüht hat".

H. Oldenberg.

Naturwissenschaftliche Probleme.

Die Konvergenz der Organismen. Eine empirisch begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre. Von Dr. Hermann Friedmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

In der Naturphilosophie sollten originale Gedanken, die auf Erfahrung sich stützen, stets einer freundlichen oder doch wohlwollenden Aufnahme sicher sein. Denn auf einem Gebiete, auf dem es sich um die Diskussion von Möglichkeiten handelt und um die Abwägung ihrer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit gegeneinander, kann man der Möglichkeiten nicht genug in Erwägung ziehen, wenn der Menschheit eine einleuchtende, der Wahrheit sich nähernde Vorstellung vom Zusammenhange der sie umgebenden Mannigfaltigkeit, die wir Natur nennen, gewonnen werden soll. In jener Mannigfaltigkeit steht das Interesse an den Beziehungen der verschiedenen Formen von Organismen obenan; Biologen wie Philosophen haben dieser Frage auf das eingehendste Nachdenken gewidmet. Wenn über diese Beziehungen, über den Zusammenhang der Arten der Pflanzen und Tiere verschiedene Theorien aufgestellt wurden, die einander zum Teil nicht wenig widersprechen, so rührt dies in erster Linie daher, daß das der Erfahrung zugängliche Material bislang ein verschwindend geringes ist, daß man sich auf Nachdenken und Analogieschlüsse, die crux der Naturforschung, angewiesen sieht, so daß dieser Teil der Biologie immer noch mehr der Naturphilosophie als der Naturforschung zuzurechnen ist.

Einig sind die verschiedenen Theorien im allgemeinen darin, daß die heute lebenden Tiere und Pflanzen das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses sind; wie man sich diese Entwicklung vorzustellen habe, darüber gehen sie um so mehr auseinander, je radikal einseitiger sie sind. Solchen Abweichungen müssen Fehler zugrunde liegen; denn die Wahrheit kann nicht in Widersprüchen bestehen. Ich meinerseits erblicke den Grundfehler in der Einseitigkeit, dem Radikalismus selbst; die Natur hat tatsächlich immer verschiedene Seiten, die von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden müssen, und deren Betrachtung dann zu kombinieren ist, will man der Wahrheit nahe kommen.

Die Abstammungslehre, wie sie Darwin vertritt, beruht auf dem Grundgedanken, daß ursprünglich wenige, äußerst einfache Organismen gegeben waren, aus denen sich im Laufe der Erdgeschichte die ganze Fülle der heute lebenden Tiere und Pflanzen durch Spaltung entwickelt hat: dies ist Darwins berühmtes Prinzip der Divergenz. Dem gegenüber anerkennt das Denken die Möglichkeit, daß im Anfange Millionen verschiedener Urzellen gegeben waren, die unter dem Einfluß der Lebensbedingungen sich fortentwickelten und dabei teilweise einander immer ähnlicher werdende Gestalten annahmen: das Prinzip der Konvergenz, dem in dem Buche Friedmanns ausschlaggebende Bedeutung zugewiesen wird. In Frage kommt, ob einem der beiden Prinzipien als Regulator der Entwicklung der Vorzug gebührt, ob beide einander ausschließen oder beide sich miteinander vertragen.

Friedmanns Buch ist ein Protest dagegen, daß die vergleichende Morphologie zur Annahme der Abstammungslehre zwinge; ein Protest gegen die dogmatische Sicherheit, mit der die Divergenzbehauptung auftritt. Aus dem Dogma wird das Problem herausgeschält; es wird uns gezeigt, daß wir noch im Anfange des wissenschaftlichen Zeitalters der Probleme stehen, und daß für abschließende Lehrsätze in der theoretischen Biologie die Zeit noch lange nicht gekommen ist. Das Tatsachenmaterial entnimmt Friedmann fast ausschließlich der Zoologie. Es ist indes von vorneherein klar, daß des Verfassers Gedanken, falls sie Anerkennung finden sollen, ebenso gut für das Pflanzenreich Geltung haben müssen, und als Botaniker liegt es mir nahe, gerade dem Pflanzenreich die zur Prüfung der Theorie geeigneten Beispiele zu entnehmen.

Friedmann betrachtet die sogenannte Verwandtschaft der Tier- und Pflanzenspezies untereinander als eine ideelle, nicht als eine genealogische. Dabei gilt ihm die Spezies-organisation der heute lebenden Formen als eine konstante, um die individuelle Abweichungen oszillieren. Die Verwandtschaft soll durch ein Ähnlicherwerden im Laufe der phylogenetischen Entwicklung entstanden sein; doch scheint er ein Zusammenfallen verschiedener Organismen durch solche Konvergenz für ausgeschlossen zu halten. Er meint, die Annäherung könne nicht weiter gehen, als sie in der Gegenwart tatsächlich erreicht sei. Der Zustand der Lebewelt in der Gegenwart sei durch ein teleologisch zu beurteilendes Prinzip erreicht worden. Übrigens anerkennt Friedmann, daß in engsten Verwandtschaftskreisen „als Korrelat der Konvergenz eine — sekundäre — Divergenz ursprünglich gleicher Organismen eintreten könne". Im großen ganzen aber gilt ihm der Satz: „Wie es keinen wissenschaftlichen Sinn haben kann, von einer Genealogie der Kristalle zu sprechen, ist in einer rationellen Organisatorik der Lebewesen für den Abstammungsgedanken kein Raum."

Die phylogenetische Konvergenz gliedert Friedmann in drei Arten: Konvergenz durch Homologie, durch Analogie und „direkte" Konvergenz.

Die homologe Konvergenz hat in der Organisation selbst ihren Grund. Vielleicht gelingt es mir, dies Prinzip an einem (von Friedmann nicht benutzten) Modell zu erläutern. Wie beim Drehen eines Kaleidoskops immer wieder bestimmte Figuren zum Vorschein kommen, so muß ein gleiches in der Entwicklung durch die Homologie der Organisation herbeigeführt werden. In der Konvergenz durch Analogie kommen besonders die äußeren Lebensbedingungen zur Geltung. Hier möchte ich an Kants schöne Definition der Analogie erinnern (Prolegomena § 58): „Analogie ist nicht etwa eine unvollkommene Ähnlichkeit zweier Dinge, sondern eine vollkommene Ähnlichkeit zweier Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen." Die „direkte" Konvergenz endlich ist nach Friedmann eine psychische Tätigkeit. Geschlechtliche Zuchtwahl, die er der Amikalselektion subordiniert, ist hierfür ein Beispiel. „Wir nehmen an, daß eine weitgehende und in mannigfachsten Formen sich äußernde Amikalselektion die Welt der Organismen beherrscht, und daß auf dieser Grundlage die direkte Konvergenz entspringt." Wenn Friedmann diese direkte oder „psychische" Konvergenz zunächst auch nur für die „höheren Organisationen" beansprucht, so weist er doch wenigstens von weitem auch auf die Pflanzen hin. Da ich meinerseits keinen Anhaltspunkt für das Vorhandensein eines Bewußtseins bei Pflanzen finde, glaube ich, daß im Pflanzenreich von einer Amikalselektion nicht wohl gesprochen werden kann. Parasiten und Epiphyten gehören doch nicht dahin, wenn man den Inhalt des Begriffs der Amikalselektion nicht durch zu große Erweiterung seines Umfanges verflüchtigen will.

Es fehlt in Friedmanns Buch nicht an interessanten Erörterungen wichtiger zoologischer Einzelprobleme; so im Vergleich der Affen mit dem Menschen, der Deutung der Fische als rückgebildeter Wirbeltiere usw. In manchen Punkten wird der Verfasser Zustimmung finden, wenn auch seine Hypothese, daß die verschiedensten Säugetiereier unmittelbar durch Urzeugung entstanden seien, wenig annehmbar erscheint. Wenn man freilich überhaupt Urzeugung von Zellen annimmt, so könnte das Protoplasma eines Wirbeltieres so gut aus Lehm entstanden gedacht werden wie das eines Protozoon.

Daß jede Entwicklungslehre eine Konvergenz in der Entwicklung zahlreicher Tier- und Pflanzenformen zugeben muß, erscheint zweifellos. Es fehlte bisher an einer umfassenden und grundsätzlichen Aufstellung des Konvergenzprinzips gegenüber dem Divergenzprinzip, und dies getan zu haben, ist Friedmanns Verdienst. Wenn aber Friedmann nicht eine Ergänzung, sondern eine Ersetzung des Divergenzprinzips durch das Konvergenzprinzip fordert, so ist das eine Einseitigkeit, ein meines Erachtens über das Ziel hinausschießender Radikalismus. Daß ihm diese Verdrängung der Divergenz gelungen ist, wird schwerlich jemandem einleuchten. Dafür

ist trotz des Titels das empirisch gegebene Material viel zu wenig ausgiebig berücksichtigt, die Frage noch viel zu spekulativ und theoretisch behandelt. Ja, könnte man sich die Urorganismen recht kompliziert denken und in der Konvergenz eine Vereinfachung nachweisen, wie die pflanzlichen Konvergenzformen Orobanche, Lathräa, Monotropa, Epipogon eine Vereinfachung der äußeren Gestalt des Typus zeigen, so wäre die Sache leichter vorstellbar als unter der umgekehrten Voraussetzung.

Ein Gewinn, den die Wissenschaft aus dem Buche ziehen wird, besteht darin, daß man bei deszendenztheoretischen Spekulationen künftig die Konvergenz mehr berücksichtigen wird als bisher. Aber über eine Kombination beider Prinzipien in der Deutung der „Verwandtschaft" wird man schwerlich hinauskommen. Mir scheint in der Konvergenz, soweit sie auf inneren Ursachen (Systembedingungen) beruht, das Streben zu gewissen festen Gleichgewichtsverhältnissen der Teile hervorzutreten; soweit äußere Einflüsse in Betracht kommen, eine Hinneigung zum Ausgleich von Formverschiedenheiten. Aber während in der Spaltung des Laubes bei Palmen und Laminarien, in den Deckelfrüchten wie bei Lecythis, Hyosciamus, Anagallis, den Laubmoosen sicher Konvergenzen vorliegen, werden wir zweifelhaft beim Vergleich der Labiaten, Skrophulariaceen, Boraginaceen; und in den dreihundert phyllodinen Akazien Neuhollands dürften wohl Divergenz und Konvergenz gemeinsam zum Ausdruck gelangen, ebenso in den Flechten.

Anregend wirkt die Lektüre von Friedmanns Buch zweifellos, und darin sehe ich einen Erfolg. Aber eine Ergänzung der Schrift durch Beibringung eines möglichst reichen Beispielmaterials scheint mir in hohem Grade wünschenswert zu sein.

J. Reinke.

Hermann Lingg.

Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905.

Sprichst du zu mir mit Worten, wunderzarten,
Mit Worten, die den süßen Duft bewahrten,
Den nur ein edles Herz hegt, keine Flitter,
Kein Falsch — —

in diesen Versen haben wir Lingg selbst vor uns. Vom Menschengeschick im tiefsten erfaßt und zugleich mit dem Empfinden einer Kindesseele, der die Natur in all ihren wechselvollen Stimmungen ein Mitschwingen bis zu den zartesten Regungen entlockte. Nur selten von tieferer Leidenschaft bewegt, für alle Dissonanzen des Lebens ein versöhnendes Ausklingen findend, läßt er in seinem innerlichen Wohllaut zuweilen an die schlichte, liebenswürdige Schönheit Schwinds denken, wenn auch ohne dessen heitere Sonntagsstimmung. Wie diesem lag auch ihm jede gewollte Wirkung fern, fern jene kühle, subtile Beobachtung, mit welcher der moderne Lyriker die rein ästhetischen Werte eines Farbenakkords in der Natur wiederzugeben sucht. Die Wärme, mit der er alles erfaßte und in übergroßem Schaffensdrang in Melodie und Rhythmus verwandelte, brachte nur oft einen Mangel an Selbstkritik mit sich.

Der Gipfel seines Lebenswerkes liegt für uns in der reinen Lyrik. Er selbst sah es wohl anders an. Durch Jahre seines Lebens begleitete ihn die Arbeit an einem Riesenstoff; der Völkerwanderung wollte er ein dichterisches Denkmal setzen. Aber diesem Stoff fehlte die Einheit und dem Dichter die monumentale Kraft, ihn zu beherrschen; so sind es nur einzelne, glänzende Episoden, an denen wir uns freuen können. Lingg stand so im Banne alter Tradition, daß seine Muse nur aus der

Ferne der Vergangenheit von geschichtlich gewordenen Helden und Ereignissen inspiriert wurde, — er wandelte abseits von der Gegenwart, von ihren Umwälzungen in Politik, Literatur und Kunst. Durch Geibel war er einst in jenen Münchener Dichterkreis gezogen, den König Maximilian II. um sich versammelte; Geibel hatte seine ersten Schöpfungen veröffentlicht und damit den Ruhm des noch jugendlichen Dichters begründet. Jene Jahre gaben wohl seiner Geistesrichtung ihr dauerndes Gepräge.

Und sie brachten ihm auch die innige Freundschaft mit Heyse, dem wir heute unsern Dank und unsre Freude aussprechen dürfen, daß er Lingg durch diese Auslese seiner Gedichte der Vergessenheit entrissen hat. Aus dem ihm so vertrauten Schaffen eines langen, produktiven Lebens diese Auswahl zu treffen, war gerade für den Freund, wie Heyse selbst in der Vorrede sagt, eine schwere Aufgabe. Er hat sie glänzend gelöst. Die Gruppierung der einzelnen Gattungen läßt jede plastisch hervortreten und zeigt zugleich die tief musikalische Feinheit, mit der Form und Rhythmus dem Inhalt angepaßt sind. Gern hätten wir hier und da eine Jahreszahl. Lingg starb 1905, fünfundachtzig Jahre alt, aber ein bis ins hohe Alter so jugendliches Fühlen verrät um so schwerer die verschiedenen Phasen seiner Entwicklung.

Welcher Kontrast mit dem Heute, der Generation kühler, alter oder zeitloser Jugend. Eine fast vergessene, anspruchslose Einfachheit gegenüber den Komplikationen der neuen, künstlerischen Probleme. Wird der überreizte und verwirrte Geschmack unsres Publikums noch Empfänglichkeit haben für jene schlichten Melodien, oder wird sie wiederkehren durch den Hauch solchen Frühlings —

Seelenvoll neigt dämmernd des Himmels Lichtblau
Sich zur Erdnacht nieder im Blumenkelche,
Laub an Laub, schwertauende Blätter, wie sie
Flüstern im Schlafe!

Will es Frühling werden, und kommt ihr wieder,
Ihr aus mildern Zonen gesandte Tage,
Von der holden Lerche verkündigt, kommt ihr,
Kommt ihr doch wieder?

B. O.

βλ. **Les deux Frances et leurs origines historiques.** Par Paul Seippel. Lausanne et Paris, Payot, Alcan. 1905.

In diesem vortrefflich geschriebenen und fein gedachten Buch ist nichts anfechtbar als die These des Verfassers. Wie Edgar Quinet, wie Hyppolite Taine, wie Ernst Renan, um nur diese Vorgänger zu nennen, steht Paul Seippel, ein Schweizer, vor der Tatsache einer in zwei Lager gespaltenen Nation, des schwarzen und des roten Frankreich. Der Gegensatz zwischen diesen beiden ist seit der Revolution von 1789 offenkundig geworden. Seine Ursprünge führen viel weiter zurück, und die Vertreter der sich so scharf befeindenden Welten weisen dennoch gemeinsame Elemente des Denkens, Fühlens und Handelns auf, Männer wie etwa Guillaume de Champeaux, Calvin, Bossuet, d'Alembert, Sieyès, Robespierre, Joseph de Maistre, Proudhon, Auguste Comte, sind — ohne von Lebenden zu sprechen — berühmte Repräsentanten der denkbar entgegengesetztesten Tendenzen, Scholastiker, römische Katholiken, Protestanten, Enzyklopädisten, Jakobiner, Sozialisten, Positivisten. Zugleich aber sind sie das Ergebnis einer ununterbrochenen Tradition, und ihre intellektuelle und moralische Struktur verweist auf dieselbe Mentalität. Woher kommt sie? Professor Seippel antwortet: „Es ist die römische Mentalität", das Resultat der vielhundertjährigen Erziehung durch die römische Kirche, der Erbin des römischen Imperiums. Die Identität der Ursprünge erklärt die Unversöhnlichkeit der Gegensätze. Die römische Mentalität ist wesentlich unitarisch, autoritär, dogmatisch, intolerant und daher unverträglich mit der individuellen Freiheit. Das rote Frankreich fordert, wie das schwarze, das römische Ideal der Glaubenseinheit, wenn nötig um den Preis des staatlichen Zwanges; gleichviel ob das Ideal mit der Tiara oder mit der Jakobinermütze geschmückt ist, es bleibt immer das von Terroristen, für die Gewissensfreiheit nicht existiert. So fruchtbar diese Auffassung sich zur Erklärung einer historischen Entwicklungsphase erweist, so gefährlich ist es, ihre Konsequenzen überall zu sehen und die Dreyfußaffäre mit der Lehre der Druiden in Zusammenhang zu bringen. Die Druiden waren keine Römer, und sehr viele Franzosen hatten einen hohen Begriff der Freiheit. Die Schwäche der These Seippels beruht auf der Gleichsetzung des Katholizismus mit dem Ultramontanismus, dessen mächtigste Gegner französische Katholiken waren und sind. Oder wie ließe es sich sonst erklären, daß gegenwärtig die ganz überwiegende Mehrheit des jüngeren Klerus in Frankreich für die Trennung von Kirche und Staat, daß er orthodox, aber auch republikanisch ist und den Kampf um die bürgerliche und kirchliche Unabhängigkeit nach diesen Voraussetzungen aufnimmt? Daß andrerseits der staatliche Absolutismus den Franzosen immer sympathisch war, solange machtvolle Persönlichkeiten ihn vertraten, und ein aufgeklärter Despotismus der politische Glaube von Voltaire ganz ebenso wie der von Ludwig XIV. ist, hängt viel weniger mit Theorien als mit Charaktereigenschaften zusammen. Mit ebensoviel Recht wie hier Seippel die Franzosen, hat man die Engländer die modernen Römer genannt. Sie sind, wie diese, im Besitz einer Weltmacht, die den fünften Teil der Erde umfaßt. Die Grundfeste dieser Macht ist die Wahrung der individuellen Freiheit. Mit dieser Freiheit aber verträgt sich der Katholizismus in Nordamerika, warum nicht in Frankreich?

πλ. **Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau.** Tome premier 1905. Genève, A. Jullien éditeur. Mit dem Rousseau-Porträt von Ramsay (Edinburger Museum).

Seit zwei Jahren macht sich in der französischen Schweiz ein neues starkes Interesse zugunsten Rousseaus geltend, dessen erste Äußerung die Einweihung einer Rousseaubüste (von Houdon) auf der Petersinsel im Bielersee (Juni 1904) war. Fast gleichzeitig entstand in Genf unter dem Präsidium der Professoren B. Bouvier und E. Ritter die Rousseaugesellschaft, die aus allen Ländern des Kontinents ihre fast 300 zählenden Mitglieder rekrutiert. Ihr erstes hier vorliegendes Jahrbuch ist nach Mannigfaltigkeit des Inhalts, sorgfältiger Zusammenstellung und guter Ausstattung gleich wertvoll. Es beginnt mit den Statuten der Gesellschaft, der Liste ihrer Mitglieder und der Geschichte ihrer Entstehung. Dann folgen zwei Abschnitte aus den inzwischen erschienenen Werken von Godet (Mme. de Charrière et J. J. Rousseau) und Tronchin (Rousseau et le Dr. Tronchin). Daran schließen sich unveröffentlichte Dokumente über die Verurteilung und Zensur des „Émile" und der „Lettres écrites de la Montagne". Über die Originalpartitur des „Pygmalion" berichtet Edgar Istel. Zehn Inedita von Rousseau selbst über Gott, Gebet, die Frauen, die Beredsamkeit — darunter auch ein Operntext „Die Entdeckung der neuen Welt" — leiten den zweiten Teil des Bandes ein; dem Abdruck der „Fêtes de Ramire" folgen Notizen über Th. Levasseurs Totenschein, die Aufbahrung Rousseaus im Pantheon, Bemerkungen Voltaires zum Glaubensbekenntnis des Savoyischen Vikars, das Porträt der Frau von Warens u. a. m. Eine nach Ländern geordnete dreißigseitige Bibliographie beschließt diesen ersten Band der „Annales", deren Titel wohl besagen will, daß es sich nicht um ein Jahrbuch dem Wortsinn nach handeln soll, sondern daß weitere Bände folgen werden, wenn genügendes Material vorhanden ist. Ungern vermißt man diesmal unter den Mitarbeitern bekannte Namen von Rousseau-Forschern. Allen Romanisten und Freunden der Literaturgeschichte sei auch an dieser Stelle der Beitritt zur Rousseau-Gesellschaft (Anmeldungen an den Sekretär M. Trembley-Genf) angelegentlich empfohlen.

Jγ. **Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars.** Erinnerungen und biographische Aufsätze von Otto Hartwig. Mit dem Bildnis des Verfassers. Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung. 1906.

Nicht alle Bücher, welche gegenwärtig aus dem Nachlasse und aus dem Leben bemerkens-

werter Zeitgenossen veröffentlicht werden, enthalten so viel bemerkenswertes und anziehendes wie der vorliegende Band. Otto Hartwig hat mancherlei Städte und Länder gesehen, begann als Pastor der deutsch-schweizerischen evangelischen Gemeinde in Messina, wurde dann in Marburg und Halle Bibliothekar, nahm von frühe her regen Anteil am politischen Leben und trat in nähere Beziehungen zu Gelehrten und Staatsmännern. Er blieb bei alledem in seinem Herzen der Hessischen Heimat treu, und so sind die vorliegenden Erinnerungen eben dieser hauptsächlich gewidmet. Vom alten Marburg und den Zuständen seiner Universität um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, vom letzten Kurfürsten und Ähnlichem mehr bekommen wir zu hören -- wie man denken kann, nicht durchaus Neues, aber allerhand Interessantes, zumal über Vilmar und Hassenpflug. Daneben erhalten wir drei biographische Aufsätze, den umfangreichsten über Ludwig Bamberger, dann über Karl Hillebrand und Louise von François (letztern brachte zuerst die „Deutsche Rundschau" 1893) — Früchte seiner persönlichen Beziehungen und Freundschaften. Die Biographie Bambergers — zuerst 1900 als Manuskript gedruckt und für den engeren Kreis der Freunde des Verstorbenen bestimmt — ist ein schönes Denkmal treuer Anhänglichkeit und warmen Verständnisses für den Menschen und den Politiker Bamberger. Sie beweist zu gleicher Zeit die Vielseitigkeit des Autors, der an so verschiedenen Enden der Wissenschaft und des Lebens wirksamen Anteil genommen hat. Möchte das neue Buch viele Leser finden.

γ. **La conjuration de Catilina.** Par Gaston Boissier. Paris, Hachette. 1905.

„So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein!" kann man in Wahrheit von dem großen Historiker sagen, der 1906 sein dreiundachtzigstes Lebensjahr vollenden wird und, hierin fast nur Ranke vergleichbar, nicht aufhört, der Wissenschaft immer neue und immer gleich köstliche Gaben zu beicheren. Vor ein paar Jahren hat er uns sein Buch über Tacitus gegeben, das in feiner und wohl abgewogener Weise den einzigartigen römischen Geschichtschreiber würdigte. Jetzt erhalten wir ein Werk über eine der bekanntesten und doch rätselhaftesten Episoden aus der Geschichte der sinkenden Republik; und wieder bietet dieses Werk durch Sicherheit der Untersuchung, Feinheit der psychologischen Auffassung und Gewähltheit der Form einen ganz außerordentlichen Genuß dar. Man nehme als Beispiel nur, wie Boissier die bekannte Sempronia auffaßt, von der Sallust ein so meisterhaftes Bild entworfen hat. Bei diesem sind die Charakterzüge rein individuell: Schönheit, Geist, literarische Bildung, gesellschaftliche Gewandtheit, Sittenlosigkeit, Mangel an Gewissen. Boissier aber faßt sie als einen Typus: er ist der der emanzipierten Frau, die alle Rechte, die der Mann besitzt, auch für sich haben will, bis zum Rechte, Schulden zu machen und auf die Gläubiger zu pfeifen. Das Bestreben Catilinas war, eine soziale und anarchistische Revolution zu vollbringen und die Reichtümer, welche eine Klasse der Bürger inne hatte, an sich und seine Genossen zu reißen. Diese Genossen aber gingen nicht aus der Masse der Sklaven oder der 320000 besitzlosen Freien hervor, welche an sich der Nährboden einer solchen Revolution waren, sondern aus der Schar ruinierter Edelleute; das ist das Bezeichnende an diesem Umschwung. Indem Catilina, um einen vollständigen Wirrwarr hervorzurufen und dann die Reichen zu ermorden und zu plündern, auch die Brandstiftung in seinen Plan aufnahm, stieß er die Masse der kleinen Leute von sich, deren Buden nun auch mit Untergang bedroht waren; er brachte es nicht fertig, die Massen auf seine Seite zu ziehen, und daran erlag er. Zudem war Cicero kein Mann von altem Adel, sondern ein homo novus, und das schuf ihm eine Popularität von der der Senat Nutzen und Catilina Nachteil hatte.

γ. **Kultur der alten Kelten und Germanen** mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Georg Grupp. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1905.

Ein bekannter Kulturhistoriker bietet hier einen guten Abriß der keltischen und germanischen Kulturentwicklung, die durch eine Anzahl meist brauchbarer Abbildungen noch anschaulicher wird. Die Anmerkungen unter dem Text wie die am Schluß geben eine klare Vorstellung von der großen Belesenheit des Verfassers, der sowohl die Texte der Klassiker einschließlich des Plinius und der Dichter, als die Ergebnisse der Grabungen und der zahlreichen in Broschüren und Zeitschriften zerstreuten Einzelforschungen mit Bienenfleiß zusammengetragen hat. Daß die Kelten nicht bloß ein Kriegsvolk waren, sondern auch kulturell etwas vor sich brachten, hebt Grupp mit Recht hervor; sie erfanden u. a. nicht bloß das Bier, sondern zugleich die Bierhefe und gaben dadurch dem Brot mehr Wohlgeschmack, weshalb das Wort Brot in seiner Wurzel mit Brauen, Bier zusammenhängt. So mundete den Römern das keltische Brot besser als ihr eigenes. Auch die Handwerke waren zahlreich; das Weben der Kleider, die Bearbeitung von Holz, Stein und Metall wurde mit Geschicklichkeit geübt. Den Kelten gegenüber stehen die Germanen an Kultur lange Zeit zweifellos zurück, der Drang nach lichteren Zuständen hat sie aber dann auf die Wanderschaft getrieben, auf der sie der „Hesperidengärten Europas" sich mit dem Schwert bemächtigten.

γ. **Militärpolitische Aufsätze.** Von W. v. Blume. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Der bekannte hervorragende Militärschriftsteller hat in diesem Bande sechs Aufsätze vereinigt. Sie handeln über den Zukunftskrieg in seinen Wechselbeziehungen zu Staat und Gesellschaft; über Landwirtschaft, Industrie und Handel in ihrer Bedeutung für die deutsche Wehrkraft; über Politik und Strategie, Bismarck und Moltke 1866 und 1870—71; über die Eisenbahnfrage, die Wehrsteuer und die staatsrechtliche Stellung und den Tätigkeitsbereich des preußischen Kriegsministeriums. Eine Fülle wichtiger Fragen,

wie man sieht, die alle ebenso sachkundig und klar, als knapp und gedrängt behandelt werden. Aus dem, in unsrer Zeitschrift zuerst erschienenen Aufsatz über den „Zukunftskrieg" wird unsern Lesern noch in Erinnerung sein, daß v. Blume die Kosten eines künftigen Krieges für uns auf täglich etwa 13—16 Mill. Mark berechnet (1870 nur 5,7 Mill.): aufs Jahr würden 4680—5760 Mill. herauskommen. In der von Professor Brentano in München zur Erörterung gestellten Frage, ob unsre Wehrkraft mehr auf der Landwirtschaft oder der Industrie ruhe, entscheidet sich v. Blume unter voller Anerkennung des Satzes, daß die Tüchtigkeit eines Heeres nicht bloß von körperlichen, sondern auch von sittlichen und intellektuellen Eigenschaften abhängt, mit aller Bestimmtheit dafür, „daß das Rückgrat der Landmacht die Landwirtschaft ist und sie der Industrie wegen dem Verfall preisgeben die Zukunft der Nation augenblicklichem Vorteil aufopfern hieße". In der Frage, wer 1870 vor Paris recht hatte, Bismarck, der die Beschießung aus politischen Gründen verlangte, oder Moltke, der sie aus militärischen Gründen für nicht tunlich ansah, ehe der nötige Geschützpark zur Stelle sei, tritt v. Blume auf die Seite Moltkes und sucht darzutun, daß die Strategie nicht von der Politik abhängig gemacht werden dürfe; erst wenn das Ziel des Krieges, die Brechung der feindlichen Widerstandskraft, erreicht ist, endet die Selbständigkeit der Heeresleitung und hat die Politik das letzte Wort, um die Bedingungen des Friedens festzustellen.

γ. **Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt.** Zusammengestellt im Reichs-Marineamt. Berlin, Reichsdruckerei. 1905.

Anläßlich der Flotten-Vorlage, die Ende November 1905 dem Reichstag unterbreitet wurde, hat das Reichs-Marineamt, das schon 1897 die deutschen Seeinteressen zum Gegenstand einer überaus gründlichen, mit Belegen versehenen Darstellung gemacht hat, diese Verhältnisse abermals in einer Denkschrift von 280 Seiten beleuchten lassen, die nun auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Der Zweck ist, zu zeigen, daß der Wert des deutschen Außenhandels von 1894—1904 von 7,3 Milliarden auf 12,2 Milliarden gestiegen ist; daß sich Reederei, Schiffbau, Hafenbauten, Kabelnetz usw. in entsprechendem Maß entwickelt haben: daß also dem Reich die gebieterische Pflicht des Schutzes dieser riesigen Interessen erwächst. Die Denkschrift ist ein Werk ersten Ranges, für Politiker und Volkswirte unentbehrlich.

γ. **La guerre de sept ans.** Par Richard Waddington. Librairie de Paris, Firmin Didot. O. J.

Von dem groß angelegten Werke Waddingtons über den Siebenjährigen Krieg liegen uns vier Bände vor, der erste über „den Umschwung der Bündnisse", der zweite über „die Anfänge" (Prag, Kollin und Leuthen) und die beiden jetzt erschienenen (Crefeld und Zorndorf, Minden, Kunersdorf und Quebec). Durchweg haben wir es mit einer auf die ersten — gedruckten und ungedruckten — Quellen gegründeten, wohlerwogenen und sachkundigen, dabei vorzüglich geschriebenen Darstellung des großen Krieges zu tun, und wenn Waddington auch nicht gerade für Friedrich voreingenommen ist, vielmehr Anzeichen der seit 1870 üblich gewordenen Abneigung der Franzosen gegen alles Preußische auch bei ihm vorliegen, so ist er doch zu sehr Historiker, um die Wahrheit zu entstellen und sich der Anerkennung des Genius des großen Königs zu entziehen. Bezeichnend hierfür ist Bd. III, S. 207, wo von den Gründen der Ergebnislosigkeit des Feldzuges von 1759 gehandelt wird. Der Sieg bei Kunersdorf blieb ohne Folgen, weil Soltikoff seine Soldaten schonen wollte, die furchtbar mitgenommen waren (er hatte gegen 15000 Tote und Verwundete und brauchte eine Woche, diese letzteren fortzuschaffen), weil er jetzt von den Österreichern auch etwas erwartete, und weil er durch Erwägung innerer und äußerer Politik beeinflußt war. Aber entscheidender war noch, daß man in Wien und Petersburg einen Kriegsplan ausgedacht hatte und ihn den Generalen auflegte, der einesteils zu unbestimmt war, um sie der eigenen Verantwortlichkeit zu entlasten, andrerseits zu bestimmt, um nicht ihre Freiheit zu beschränken. Das aber geschah gegenüber einem Heerführer ersten Ranges, der unbeschränkter Herr seiner Hilfsquellen, eines kraftvollen Entschlusses fähig und imstande war, ihn alsbald auszuführen. „Diese Ungleichheit der Lage beraubte die Verbündeten fast aller Aussicht auf Erfolg; wenn der Sieg ihnen einen Augenblick lächelte, so verdankten sie das der Tapferkeit ihrer Soldaten und der Verwegenheit eines Fürsten, der trotz seines Genius nicht unfehlbar war." Diese Probe möge genügen, um von dem Geist und der Umsicht des Verfassers wenigstens eine Vorstellung zu erwecken.

γ. **Les origines de la Réforme.** Par P. Imbart de la Tour. Paris, Hachette. 1905.

Der Verfasser dieses Werkes, Professor an der Universität in Bordeaux, versucht in diesem ersten Bande die Ursprünge der Reformation in Frankreich unter dem Gesichtspunkt darzustellen, daß es sich dabei nicht bloß um eine Bewegung im Reich des Geistes und im besonderen auf dem Gebiet der Religion handelt, sondern um eine allgemeine, politisch-soziale, wirtschaftliche und geistige Entwicklung. Der Katholizismus hatte nicht bloß eine Lehre, sondern eine Organisation geschaffen, und diese begann gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Trümmer zu fallen: so entstand der Boden für eine Neugestaltung. Die Einrichtungen des katholischen und feudalen Mittelalters zielten auf eine größere Gleichheit der Rechte und eine weniger große Ungleichheit der Klassen ab. Beschränkung der Macht durch Verträge, Beschränkung des Reichtums durch Wuchergesetze, Beteiligung aller an Macht und Reichtum durch das Stimmrecht und Eigentumsrecht war die Losung; und in diesem Ganzen von Verträgen, Gruppen und Vereinen waren die bürgerlichen und politischen Freiheiten der Masse gediehen und hatten sich der Allmacht der Herren entgegengestellt: die Armut sogar hatte ihren Rang und Kultus. Es hatte nicht

den Anschein, als ob Staat, Religion und Kunst einem, sondern daß sie allen gehörten. In der Renaissance nun strebt alles nach Einheit und Ordnung; aber die Einheit besteht darin, daß der König sich über alle erhebt, die Ordnung darin, daß unter ihm eine bevorzugte Klasse, Adlige, geadelte Bürgerliche, Gesetzesgelehrte, Gelehrte überhaupt, alle Genüsse von Reichtum und Wissenschaft für sich hat und ganz unten die Massen des Volkes gehorchen und arbeiten. Die Festigkeit des Staates ruht auf der noch größeren Festigkeit der Klassenunterschiede. Das Wort Humanum paucis vivit genus beschränkt das Glück aller auf den Genuß weniger. So die Ergebnisse Imbarts, welche sehr an Janssens Ansichten über die deutschen Dinge um 1500 erinnern. Der zweite Band soll zeigen, ob die Reformation die Reaktion gegen den aristokratischen Charakter der Renaissance gewesen ist oder deren folgerichtige Ausgestaltung.

βλ. **Die Frau in der Karikatur.** Von Eduard Fuchs. Albert Langen, München. (O. J.)

Der bewährteste Kenner und eigentliche Historiker der Karikatur ist bei dem Abschnitt über die Frau angelangt. Von 20 Lieferungen des neuen, originalen Werkes sind die ersten 7 Lieferungen erschienen. Auf satyrische Darstellungen der Närrin der Mode, der galanten Dame, des zänkischen Weibes, der schlimmen Hausfrau, der ungetreuen Geliebten, der verliebten oder gehässigen alten Jungfer, der törichten Jungfrauen und Frauen aller Abarten und Gattungen waren wir gefaßt und völlig bereit, auf ihre Kosten zu lachen und zu spotten. Wir erhielten mehr, als wir verlangten oder erwarten konnten, um den Preis vieler recht häßlicher und abstoßender Bilder. Inwieweit sie kulturgeschichtlich ihre Berechtigung haben, ist doch zunächst eine Frage des guten Geschmacks und des unter allen Umständen berechtigten Anstandsgefühls. Auf dieses ist hier jedenfalls keine Rücksicht genommen. Was den Text betrifft, so hat Herr Fuchs, von chronologischer Einteilung abgesehen und den Stoff in Kapiteln gesondert, deren erstes „Der Kampf um die Hosen", deren letzte „Der Unterrock in der Weltgeschichte", „Bürgerin, Heroine und Megäre", 450 Textillustrationen und 60 farbige Beilagen „aus den seltensten und schönsten Karikaturen auf die Frau begleiten, die seit Mitte des 15. Jahrhunderts" bis auf die Gegenwart erschienen sind. Der Verfasser polemisiert nicht nur gegen den grimmigsten Feind der Frau, gegen die Mode, sondern auch gegen die übermäßige Arbeit in der Fabrik, an der Maschine, am Kochherd; er geht so weit, die bisherige Erziehung der Frau als eine Kriegserklärung gegen sie zu bezeichnen und folgert eine bis auf den Grund gehende Umwälzung unsrer gesamten Gesellschaftsordnung. Auch das Zugeständnis, die Ehe sei für die meisten Frauen immer noch die beste Versorgungsanstalt, erfährt die Einschränkung, daß das heutige großstädtische Bürgertum die klassische bürgerliche Valentinmoral, die Reinheit der Frau vor der Ehe, bereits überwunden habe! Wenn dem so ist, wünschen wir ihm wahrlich nicht Glück dazu. Aber es handelt sich vorläufig um Karikaturen, und einige derselben, wie „Die Nacht" (Lieferung V), oder „Der letzte Gast" (Lieferung VI) predigen die alte Moral, die noch einige Aussicht auf Dauer haben dürfte.

βλ. **Le Sud-Est de la France.** Par Karl Baedeker. Leipzig, K. Baedeker. 1906.

Baedeker in französischem Gewande ist Lobes genug: er ist unentbehrlich, auch neben seinen fremdländischen Rivalen, dem englischen Murray und den Guides Joanne. Der britische Führer ist ihm literarisch überlegen und informiert besser über Geschichte und Kunst; der deutsche kennt jeden Gebirgsteig, jeden lohnenden Aussichtspunkt, jede verborgene Schönheit einer Gegend. Er sorgt mit rührender Gewissenhaftigkeit für die Beutel seiner Schutzbefohlenen und erzieht sie zum Reisen, bekanntlich eine schwere Kunst. In einer Beziehung wird die nächste Auflage unsres treubewährten Freundes dem Fortschritt der Zeit noch Rechnung tragen müssen: der „Touring Club de France" übernimmt nämlich selbst die Reisenden, die ihm den bescheidenen Beitrag von 6 Francs jährlich leisten, befördert sie, statt der verhaßten Kollis, aber nach ähnlichen Grundsätzen und haftet für herabgesetzte Preise in den mit ihm in Verbindung stehenden Hotels. Damit wird Baedekers Aufgabe vereinfacht, nicht aufgehoben werden. S. XIV seiner Einleitung gibt er die darauf bezügliche Notiz.

β·. **Das Rosentor.** Gedichte von Irene Forbes Mosse. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1905.

Den Pulsschlag eines tief leidenschaftlichen Temperaments fühlt man in dem eigenartigen Klang dieser Gedichte. Manche — die kühleren, schwerflüssigeren — erinnern an Stefan George. Aber ihrer eigentlichen Natur nach ist in ihnen der Duft inneren Erlebens, persönlicher Stimmung zu stark, um sich durch die Feinheit der künstlerischen Durcharbeitung zu verflüchtigen. Stofflicher und auch durchsichtiger als bei jenem Vorbild sind Gedanke und Gefühl oft von einer Phantasie umspielt, die an Keller denken läßt. Doch das freundliche Spiel kann dann mit einem ergreifenden Akkord schließen. Mag der Gedanke zuweilen in der Stimmung verschwimmen, es will und braucht eben nicht alles „verstanden" zu werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abeille. — Marine Française et marines étrangères. Par Léonce Abeille. Paris, Armand Colin. 1906.

Am Scheidewege. — Politische Betrachtungen zur heutigen Lage des Deutschtums in den baltischen Provinzen. Von ✓ Riga, Jonik & Poliewsky. 1906.

Baedeker. — Deutschland in einem Bande. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 19 Karten und 64 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Baumgarten. — Carlyle und Goethe. Von Otto Baumgarten. Herausgeber Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906.

Bonn. — Andalosia. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Ferdinand Bonn. Charlottenburg, F. Harnisch & Co. O. J.

Bourget. — Œuvres complètes de Paul Bourget. Romans. VI. Paris, Plon. 1906.

Brischar. — Jens Peter Jacobsen und seine Schule. Von Karl M. Brischar. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1905.

Delius. — Robespierre. Eine Revolutionsgroteske. Von Rudolf von Delius. München, Albert Langen. 1906.

Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Erster Band. 1792—1818. Mit Porträt und zwei Karten. Heidelberg, Carl Winter. 1906.

Diehl. — Figures byzantines. Par Charles Diehl. Paris, Armand Collin. 1906.

Evers. — Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Von P. Evers. Schwerin i. M., Ludwig David. O. J.

Flaubert. — Briefe über seine Werke. Übersetzt von E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Flaubert. — Reiseblätter. (Briefe aus dem Orient — Über Feld und Strand.) Zusammengestellt und herausgegeben von Felix Paul Greve. Autorisierte Übersetzung von E. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Fröberg. — Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im XIX. Jahrhundert. Von Theodor Fröberg. St. Petersburg, in Kommission bei Eggers & Co. 1904.

Frommel. — Die Poesie des Evangeliums. Ein Versuch von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Gansberg. — Religionsunterricht? Achtzig Gutachten. Ergebnis einer von der Vereinigung für Schulreform in Bremen veranstalteten allgemeinen deutschen Umfrage. Herausgegeben von Fritz Gansberg. Leipzig, R. Voigtländer. 1906.

Geiger. — Ausgewählte Gedichte. Von Albert Geiger. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1906.

Geiger. — Die Legende von der Frau Welt. Von Albert Geiger. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1906.

Geiger. Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen von Albert Geiger. Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1906.

Graef. — Heinrich Heine. Von Hermann Graef. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Graef. — Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Von Hermann Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Grueber. — Lebenserinnerungen eines Reiteroffiziers vor hundert Jahren. Von Karl Johann Ritter von Grueber. Herausgegeben von seinem Neffen Fr. v. St. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1906.

Halberstadt in Wort und Bild. — Herausgegeben unter Mitwirkung des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs. Halberstadt, Druck und Verlag von Louis Koch. O. J.

Herzog Georg II. und die Meininger Kunst. — Festschrift zum 80. Geburtstage Herzog Georgs am 2. April 1906. Herausgegeben von den „Wartburgstimmen". Hildburghausen und Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H.

Horn. — Shakespeares Wandlung. Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Horn. Stuttgart, Strecker & Schroder. 1906.

Hübbe-Schleiden. — Warum Weltmacht? Der Sinn unserer Kolonial-Politik. Vortrag von Hübbe-Schleiden. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1906.

Hübner. — Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Kommune 1870—71. Von Feldmarschall-Leutnant Alexander Grafen Hübner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie von Wilhelm Jerusalem. Dritte Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Jerusalem. — Wege und Ziele der Ästhetik von Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1906.

Jesus, Tragödie des Menschensohns. — In Worten der Hl. Schrift. Erste Lieferung. Leipzig, Otto Wille. 1906.

Kappstein. — Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Studien zur Religion in der Literatur von Theodor Kappstein. Berlin, Georg Reimer. 1906.

Kielland. — Ringsum Napoleon. Von Alexander L. Kielland. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Friedrich Leetien und Marie Leetien-Lie. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Kögel. — Armins Ende. Nationales Drama in fünf Aufzügen von Gottfried Kögel. Dresden, E. Pierson. 1906.

Kohl. — Gedichte. Von Albert Kohl. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Kohlenegg. — Die Ehe im Schatten. Roman von Viktor von Kohlenegg. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Kohler. — Jansenismus und Cartesianismus. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Kirchengeschichte. Von Sylvester Kohler. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung. 1905.

Kotze. — Die Antipoden. Stimmungen von da drunten. Von Stefan von Kotze. Berlin, F. Fontane & Co. 1906.

Kunad. — Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Von Paul Kunad. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Kundt. — Theodor Storm als Lyriker. Von Karl Ernst Kundt. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Kurz. — Studienjahre im Liede. Gedichte von Eugen Kurz. Dresden, E. Pierson. 1905.

Landsteiner. — Walter von Habenichts. Ein Roman von Karl Landsteiner. Wien, Heinrich Kirsch. 1906.

Latreille. — Joseph de Maistre et la Papauté. Par C. Latreille. Avec deux gravures et deux facsimilés. Paris, Hachette & Cie. 1906.

Ludwig. — Die Venus von Milo. Von Herbert Ludwig. (Müller-Rellüm). Dresden, E. Pierson. 1904.

Martin. — Die Zukunft Rußlands. Von Rudolf Martin. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1906.

Massis. — Comment Émile Zola composait ses romans. Par Henri Massis. Paris, Bibliothèque-Charpentier. 1906.

Matuli-Perns. — Rosenkönigs Tochter. Roman von Karl Matuli-Perns. Charlottenburg, F. Harnisch & Co.

Methner. — Organismen und Staaten. Eine Untersuchung über die biologischen Grundlagen des Gesellschaftslebens und Kulturlebens. Von Alfred Methner. Jena, Gustav Fischer. 1906.

Mossisovics. — Befreiung. Roman von Edgar von Mossisovics. Dresden, E. Pierson. 1906.

Pilo. — Psychologie der Musik. Gedanken und Erörterungen von Mario Pilo. Deutsche Ausgabe von Chr. D. Pflaum. Leipzig, Georg Wigand. 1906.

Presse, die, und die deutsche Weltpolitik. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer. 1906.

Rangabé. — Die Bilderstürmer. Eine Tragödie in fünf Akten von Cléon Rangabé. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-anstalt. O. J.

Salten. — Deutsche Erziehung. Praktisch-theoretische Grundlagen einer allgemeinen deutschen Erziehung von Alfred von Salten. Leipzig, Teutonia-Verlag. 1906.

Sarfen. — Gedichte und Skizzen. Von Frieda Sarfen. Hamburg, Hoffmann & Co. O. J.

Schwind. — Das zweite Gesicht. Erzählungen von Ferdinand Schwind. Dresden, E. Pierson. 1906.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Eva Stainer.

Erzählung

von

Helene Raff.

„Und so wünschen wir halt alle — hm — weil — weil Hochwürden doch ein Hiesiger sind — heißt das — hm — daß wir recht gut auskommen miteinand — und — hm und —"

Die Einwohner des sauberen Landstädtchens hatten alles getan, was sie zu Ehren des neueinziehenden Pfarrers tun konnten. Sie hatten ihm eine Ehrenpforte aufgerichtet, mit grünen Zweigen und blau-weißen Schleifen geziert; sie hatten ihn unter festlichem Geläute eingeholt, und der Männerverein vom heiligen Vincentius war ihm sogar mit der Fahne vollzählig entgegengerückt. Aber dem sonst recht wackeren Vorstand dieses Vereins die Rednergabe zu verleihen, die er nicht besaß, das hatten sie nicht vermocht. Er saß endgültig fest.

Der Pfarrer, ein schlanker Mann mit freundlichen, etwas kurzsichtigen Augen hinter einer goldgeränderten Brille, kam ihm zu Hilfe. Bewegten Tones dankte er für die Herzlichkeit, die ihn an der Stätte seines künftigen Wirkens willkommen hieß. „Es ist mir ein lieber, ein erhebender Gedanke," sagte er, „daß ich berufen sein soll, in meinem Geburtsorte das Wort Gottes zu predigen und die Seelen meiner Mitbürger auf den Pfad des Heils zu führen. Möge der Herr mir seine Gnade dazu geben und uns in gegenseitigem Vertrauen erhalten, heute wie immer. Das walte Gott!"

Hier krachten die Böller, die Glocken huben wiederum zu läuten an. Der Pfarrer schüttelte dem erleichterten Vereinsvorstand die Hand und schritt an seiner Seite dem Pfarrhofe zu. Seine Worte hatten den Leuten einen guten Eindruck gemacht durch die Wärme, die trotz eines Anflugs von amtsmäßiger Salbung daraus geklungen hatte und auch in den Zügen des noch jugendlichen Antlitzes sich widerspiegelte.

Aber es ist ein ermüdendes Ding, der Gegenstand fortgesetzter Huldigungen zu sein — das empfand auch der Pfarrer und war daher im geheimen froh, als er endlich allein in der kühlen Stube seines Pfarrhofes saß und nur noch

das gedämpfte Hantieren der ältlichen Wirtschafterin von draußen aus der Küche vernahm. Er bedurfte der Einsamkeit, denn sein Herz war übervoll von Erinnerungen und Gefühlen. Wenn er durch das Fenster, an dem sein Schreibtisch stand, hinausblickte über die Dächer und Giebel des altertümlichen Nestes, dann konnte er aus dem Gewirr den First seines elterlichen Hauses auftauchen sehen. Und im Geiste durchwanderte er die vertrauten Räume, sah wieder den Vater, der ein Spenglermeister und angesehener Bürger gewesen, unter seinen Gesellen schalten, sah die Mutter, die von jeher keinen größeren Wunsch gekannt hatte, als ihren zarten, schwärmerischen Buben geistlich werden zu sehen. Daß die beiden es nicht mehr erlebt hatten, wie er in verhältnismäßig jungen Jahren zum Pfarramt gelangte — und an dieser Stelle! Seine Augen feuchteten sich, und ein sehnsüchtiges Bedauern stieg in seiner Seele auf. Doch verwies er sich alsbald diese Art von Auflehnung gegen Gottes Willen als etwas Unchristliches und Unpriesterliches.

Von den Eltern schweiften seine Gedanken zu den Freunden und Bekannten der Jugendzeit; manche davon waren heute schon unter den Begrüßenden gewesen, und er hatte sich ihrer gleich entsonnen. Während er so bei sich die vertrauten Gesichter durchging, überfiel es ihn plötzlich mit Verwunderung: warum war denn die Stainer-Everl nicht erschienen? Warum hatte sie ihn nicht gleich den andern bewillkommt?

In der Tat: die Stainer-Eva war, landläufig gesprochen, die nächste dazu, sich des neubestallten Seelsorgers zu freuen, ja sogar ein wenig stolz auf ihn zu sein. Denn ohne ihr Eingreifen war es ungewiß, ob der geistliche Herr hier hätte sitzen und sich auf seine Sonntagspredigt vorbereiten können.

Draußen hinter der Heidenhofmühle, wo Evas Eltern gehaust, erstreckte sich der Wald, der Lieblingstummelplatz der Kinder zu allen Jahreszeiten. Dort hatte die halbwüchsige Everl mit dem um zwei Jahre jüngeren Spenglersbuben Erdbeeren und „Schwammerln" gesucht, hatte mit ihm auf der Wiese gesessen, ihm Geschichten erzählt und Halsketten von Grashalmen gemacht. Eine fast mütterlich sorgende Art hatte das ernsthafte Kind gegenüber dem schwächlichen und körperlich ungewandten Spielgefährten gehabt, eine Art, die die Eltern bewog, den Kleinen ihrer Obhut ruhig anzuvertrauen wie der einer Erwachsenen. Und einmal, da war dies Vertrauen in besonders glänzender Weise gerechtfertigt worden.

Der Mann im langen Priestergewand erinnerte sich noch, als wäre es gestern gewesen, des Tages, da sie auf einem Baumstumpf inmitten des Niederholzes gehockt und mit den leicht beschuhten Füßen im mulderigen Laube herumgestochert hatten. Plötzlich hob sich da etwas empor — etwas Braunes — der Junge hatte es nicht gleich gekannt, aber die Eva desto schneller. Wie ihre Hand seinen Arm umkrallt hatte! „Net rühren, Hansl, net rühren!" — Und wie der geschmeidige Körper sich niederbeugte, wie sie den starken Baumast aufraffte und ihn herabfallen ließ auf das Braune, das sich bereits hinaufringeln wollte am Fuße des Hans! Erst als es zuckend am Boden verendete, ward dem Knaben die Größe der Gefahr bewußt; und er war der Everl, die ganz blaß und heftig atmend dastand, schluchzend um den Hals gefallen.

Aber dann hatte der unbekümmerte Kindersinn die Oberhand gewonnen, und sie hatten die tote Kupfernatter — ein Exemplar von beträchtlicher Größe — geschickt über einen langen Zweig gehängt, um sie mit viel Vorsicht und Selbstbewußtsein nach Hause zu tragen. Die Mutter des Johannes wäre vor Schreck fast ohnmächtig geworden beim Anblick des giftigen Gewürms; der Vater aber hatte der Eva die Hand gegeben. „Bist ein braves Mädel," hatte er zu ihr gesagt, und zu seinem Buben: „Hörst, Hansl, das darfst sein der Everl nie vergessen! Wenn sie auch einmal wen braucht, der ihr hilft, mußt du derjenige sein, verstanden!"

Gottlob hatte die Eva bislang keine Hilfe gebraucht, aber in dem jungen Pfarrer Johannes quoll mit dem Andenken ihrer Tat der dankbare Wunsch empor, daß sie jetzt vor ihm stünde und er ihr die Hand drücken könnte, wie damals sein Vater getan. Ihm deuchte, nächst seinen Eltern gebühre ihr der meiste Anteil an seinem Geschick. Zugleich fiel ihm aufs Herz, daß er das ihrige durch mehrere Jahre aus den Augen verloren hatte, ja nicht einmal wußte, wie sie nun heiße. Denn vermutlich hatte sie geheiratet. — Er ging zur Türe, öffnete sie und rief: „Walburg!" hinaus.

Die alte Häuserin kam hereingeschlurft und erkundigte sich nach ihres hochwürdigen Herrn Begehr.

„Sie, Walburg, wie sieht's denn auf der Heidhofmühle aus? Sind die Stainerischen noch darauf? Und die Tochter, die Eva, hat die geheiratet?"

Die Alte trocknete bedächtig ihre Hände an der Schürze. „Ja mein, die sein schier alle verstorben. Er, der Stainer, vor etliche Jahrln bereits; und nachher hat sie, die Frau, den Zweiten genommen, den hat sie, scheint mir, bloß so ein Jahrer fünf oder sechs gehabt, nachher ist er auch gestorben, und ein Zeitl danach sie selber. Die Eva is jetzt alleinig."

„Was? Ist die ledig geblieben?"

„Gelt n S', Hochwürden, das wundert Ihnen auch? Bereits ein jeder hat sich gestaunt, und Redereien hat sie genug drum anhören müssen, dös Madl. Wo sie doch eine gute Partie is — so zum sagen! Heißt das: ein bißl im Wohlstand zurückkommen sein sie schon, die Stainerischen, seit der Alt tot is und die neue Mühle mit 'n Dampfbetrieb ihnen die Konkurrenz macht. Nebstdem hat man gesagt: der zweite Mann von der Müllerin hätt das Richtige im Geschäft net gehabt. Ein bildsauberer Mann soweit und recht wiff nach außen, aber 's Hausen soll er net recht verstanden haben. Die Everl, die is da wieder die Einsichtigere, die laßt die Mühle stehn und hat eine Milchwirtschaft eingerichtet, die ihr hübsch was tragt. Ein schneidiges Frauenzimmer is die schon — und mit der Mutter soll sie die Gutheit selber gewest sein. Verdienen tät sie wohl einen — und einen braven obendrein. Aber wenn' s' net mag, was kannst da machen? Und übrigens: ledig gestorben is an net verdorben! Ich denk mir oft —"

Der Pfarrer befürchtete mit Recht, das Denken der braven Walburg möchte allzusehr in die Weite und Breite gehen; deshalb kam er ihr zuvor. „Es ist schon recht, Walburg — danke schön! Sie können gehen; ich muß noch ein wenig arbeiten."

Die Häuserin gehorchte zögernd; der Pfarrer blieb in Gedanken zurück. Wie mancherlei Wandlungen doch über eine wohlbekannte Stätte ergehen, wenn man jahrelang von ihr entfernt ist! Den Vater Stainer hatte er als Knabe immer besonders respektiert, nach dem Beispiel der Erwachsenen; denn der Müller galt nicht nur für reich, sondern auch für den klügsten und tatkräftigsten Mann der Umgegend. Wenn er in einer Sache das Wort ergriff und mit der üblichen Wendung: „So mein halt ich" — seine Rede beschloß, dann durfte man sich getrost auf die Richtigkeit dieser Meinung verlassen. Nicht in allen Dingen zwar — so behaupteten die Strenggläubigen, die ihn als einen „Roten", das heißt einen freigeistig Angehauchten bezeichneten, dessen grübelnder Verstand vor nichts zurückscheute, und der mit seinem kleinen Mädel Dinge bespreche, wie andre nicht mit ihren erwachsenen Söhnen. Doch tat das seinem Ansehen keinen Eintrag.

Eine Erkältungskrankheit hatte ihn jählings hingerafft; das war kurz vor des Spenglersohnes Priesterweihe gewesen. Hernach, während seiner Hilfspriesterzeit da und dort, hatte Johannes durch seine Mutter gelegentlich noch gehört, daß die Witwe, eine weiche Natur von jeher, das Alleinsein nicht ertragen und sich aufs neue verehelicht habe mit einem jüngeren Manne. Seitdem war ihm keine Kunde zugekommen; der Verlust seiner Eltern hatte das Band zwischen ihm und der Jugendheimat zerschnitten. — Nur die heutige bewegte Heimkehrstimmung war es, die ihm die alten Beziehungen so nahe brachte. Er hatte auch nicht länger Zeit, ihnen nachzusinnen; sich wieder an seinem Schreibtisch niederlassend, ergriff er die Feder und hatte bald alles andre vergessen über dem Entwurfe zu seiner Predigt.

Der kommende Sonntag fand die vor kurzem erneute, geräumige Pfarrkirche gedrängt voller Menschen; alle wollten den neuen Geistlichen hören, der aus ihrer Mitte hervorgegangen war. Das Meßopfer verlief in der herkömmlichen feierlichen Weise, und nun bestieg Johannes Waltram die Kanzel, ein wenig blaß über den weißen Spitzen seines Chorhemdes. Seine Blicke streiften einen Augenblick lang die Reihen der braunen Gestühle — da sah er an dem Platze, den die von der Heidhofmühle seit Menschengedenken innegehabt, eine dunkel gekleidete Frauengestalt. Eine lebhafte Freude durchzuckte ihn; so war aus den Tagen seiner Jugend doch ein Wesen übrig, ihn heute zu hören und den Herrn zu preisen um seinetwillen. Die vorherige Befangenheit war verflogen; mit klarer Stimme verkündete er nach einem kurzen Eingangsgebet den Text, über den er zu seinen Andächtigen reden wollte. Die wundervolle Verheißung der Bergpredigt:

„Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden."

Johannes Waltram war ein guter Redner, einer, der hinreißen konnte, weil man fühlte, er glaubte felsenfest an das, was er sprach. Die Grundlage dieses Glaubens freilich war mit einem Körnchen Selbstgerechtigkeit gemischt; denn den Umstand, daß sein äußeres Leben und seine Naturanlage ihn vor Prüfungen wie Versuchungen bisher bewahrt hatten, rechnete er sich unbewußt zum Verdienst. Deshalb redete er ein wenig vom Standpunkt des Tugend-

haften, dem es wohl geht und der überzeugt ist, die andern brauchten nur seinem Beispiel zu folgen, damit es ihnen ebenso ergehe. Die Mehrzahl der Hörer war dennoch erbaut; der persönliche Dank für den Herrn, der ihn so gnädig geführt hatte, belebte die Worte und versöhnte mit dem etwas pathetisch nasalen Tone, an dem die Predigt litt.

Als der Gottesdienst sein Ende erreicht und der Pfarrer in der Sakristei den Chorrock wieder mit dem schwarzen Straßengewand vertauscht hatte, erwartete ihn ein ganzes Trüpplein Andächtiger vor der Kirche. Der wollte ihm für die Predigt danken, jener sich ihm als früherer Bekannter ins Gedächtnis zurückrufen. Während Johannes Waltram diesen Begrüßungen standhielt, sah er durch seine Brille inmitten der Gräber die wohlbekannte Gestalt in dunkler Kleidung wandeln. Sie war eben beschäftigt, an einem Grabkreuze die vom Wind losgerissenen Kränze neu zu befestigen; nun hatte sie es vollendet und schritt an dem Pfarrer vorbei mit ehrerbietigem, keineswegs vertraulichem Gruße. Da hielt er sich nicht länger; beide Hände streckte er ihr entgegen. „Liebe Eva, grüß Gott! Sie kennen doch Ihren Jugendgespielen noch?"

„Aber natürlich, Hochwürden! Und ich freu mich schon recht!"

Johannes wartete, daß sie etwas von seiner Predigt sagen sollte; allein da jede Äußerung ausblieb, sagte er etwas gemessener als vorhin: „Nächstens werde ich Sie einmal aufsuchen, um das liebe alte Haus wiederzusehen und von den Heimgegangenen mit Ihnen zu reden."

„Wird mir eine Ehr sein, Hochwürden!" gab sie ruhig freundlich zurück und ging dann, zum Abschied sich neigend, ihrer Wege.

Der Pfarrer fühlte sich sonderbar enttäuscht; der Mangel jeglicher Rührung und Weichheit in ihrem Wesen hatte ihn erkältet. Sie sah auch älter aus als es ihre Jahre mit sich brachten; nur die tiefe, dunkle Stimme war unverändert geblieben.

Unter diesen Umständen und auch infolge der mancherlei dringlichen Amtsgeschäfte ließ er eine geraume Zeit verstreichen, ehe er den versprochenen Besuch auf der Heidhofmühle ausführte. Eines schönen Nachmittags aber zog es ihn doch hinaus; er nahm Hut und Brevier und schlug den wohlbekannten Feldpfad ein, den seine Knabenfüße oft gesprungen waren. Zwischen grünwogender Saat und goldgelbem Raps ging es hindurch; bisweilen jubelte eine unsichtbare Lerche irgendwo aus der blaßblauen, von zahllosen Cirruswölkchen erfüllten Luft. Dem Pfarrer war, als fielen die Jahre des Fernseins von ihm ab und als sei er, der hier im bedächtigen Gang eines Seelsorgers schritt, wieder der kleine Krauskopf, dem die wichtigste Frage die gewesen: ob die Müllerin etwas Gutes für ihn in Bereitschaft hätte.

Der Weg war nicht weit; da tauchte bereits der Giebel der Mühle vor dem Gaste auf. Es war ein stattlicher Bauernhof, dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstammend; aber die Stelle, auf der er sich erhob, war schon in viel graueren Zeiten bewohnt gewesen. Die Volksüberlieferung verlegte heidnische Ansiedelungen und sogar eine alte Opferstätte hierher; davon trug die Heidenhofmühle ihren Namen.

Der Haupteingang führte von der Straße geradeswegs in den Flur; aber der Pfarrer kannte die Gelegenheit und trat zur Rechten des Hauses in einen steingepflasterten Hof, dessen Mitte ein krüppelhafter Birnbaum beschattete. Hier stand eine rohgezimmerte Bank nebst Tisch; und auf derselben saß Eva, mit einer Näharbeit beschäftigt. Bisweilen blickte sie auf, um den Hühnern zuzusehen, die zwischen den Steinen herumpickten; im übrigen saß sie ganz still, mit dem seltsam abgeschlossenen Ausdruck, wie ihn alte, vielgeprüfte Leute haben, und der zu besagen scheint: „Laßt mich in Ruhe! — ich tu nicht mehr mit."

„Gelobt sei Jesus Christ!" grüßte der zu ihr tretende Pfarrer — da stand sie rasch auf, erst betroffen, dann sogleich gefaßt.

„Ja, was nicht gar! Hochwürden geben mir wirklich die Ehr. Das ist aber schon recht schön — bitte, sitzen Sie doch nieder! Oder sollen wir hineingehen?"

„Nicht doch! Bleiben wir nur im Freien, an einem so prachtvollen Tag!"

„Wie Hochwürden meinen. Wastl!" rief sie geschäftig nach dem Hause zu, „bring geschwind einen Stuhl für 'n Herrn Pfarrer!"

Unter der Seitentür des Hauses erschien ein stämmiger Knecht; verdrossen, wie Johannes deuchte, hörte er den Befehl und nahm sich alle Zeit, ihn auszuführen. Dann trug Eva ihm auf, der Magd anzuschaffen, daß Kaffee gemacht werde. „Das dürfen Sie mir nicht abschlagen," schnitt sie des Pfarrers Einwände ab — ihr Hausfrauensinn war erwacht, und sie betätigte ihn auf jegliche Weise. Persönlich holte sie die goldgeränderten Tassen, ihre besten, aus dem Schrank in der Wohnstube, deckte ein sauberes, weißrot gewürfeltes Tuch vor ihrem Gaste auf und brachte frisches Brot herzu, sich entschuldigend, daß keine „Eierweckln" im Hause seien.

„Ganz wie Ihre Mutter sind Sie," sagte der Pfarrer, der sich solchergestalt wieder in sein Heimatrecht eingesetzt sah — „die wußte auch nicht, was sie einem alles zuliebe tun sollte. Wissen Sie noch: von den Kirchweihnudeln hat sie mir immer die braunsten aufgehoben. Gott hab sie selig! — Was war sie für eine gute Frau!"

Eva senkte die Stirn. „Das weiß Gott, daß sie das gewesen ist," sagte sie gedämpft. „Ich schau ihr sonst wenig gleich."

Bei näherer Betrachtung mußte auch Johannes das zugeben; viel eher war Eva ihrem Vater nachgeraten. Sie hatte dessen geradliniges, strenggeschnittenes Antlitz, seine stahlgrauen Augen und sein glanzloses, braunes Haar. Es war nichts Auffälliges an ihr, und doch wirkte sie besonders; der Pfarrer meinte bei sich, das Besondere liege in dem unjugendlichen Ernst, der sie förmlich einhüllte, ein Widerspruch zu ihrer kraftvoll blühenden Gestalt. Sie tat dem Pfarrer plötzlich leid.

„Es ist viel über Sie gekommen, liebe Eva," sprach er herzlich; „alle, die Ihnen teuer waren, Vater, Mutter und den zweiten Vater haben Sie dahingeben müssen binnen wenigen Jahren. Aber glauben Sie mir: es ist zum Besten gewesen, und sie sind wohl aufgehoben."

Der Blick, mit dem sie ihn streifte, berührte ihn unverständlich. „Da haben Hochwürden ganz gewiß recht," gab sie zu; indessen brachte die Magd den Kaffee. Eva ergriff die bauchige Kanne und goß ein. „Guten Rahm

haben wir," sagte sie; „wie Sie vielleicht wissen, hab ich eine Schweizerei. Man muß schauen, wie man durchkommt heutzutag."

Der Pfarrer tat ihr den Gefallen, sich nach den Umständen des Hauses und Betriebes zu erkundigen, während er seinen Kaffee schlürfte. Jedoch ward das Reden von gleichgültigen Dingen ihm bald entleidet — er setzte seine Tasse hin und fragte zögernd und mit einem Anflug von Erröten: „Sie gehen nicht oft zur Kirche, hab ich bemerkt! Hat Ihnen — hm — hat Ihnen meine Antrittspredigt nicht gefallen?"

„O doch," versetzte sie gelassen, „Hochwürden haben ja sehr schön geredet. Wirklich sehr schön. Ich hab halt zum vielen Kirchengehn nicht der Weil . . ." Sie hielt inne, als verschlucke sie den Nachsatz.

„Bitte, sagen Sie alles, was Sie sagen wollten! Ich wüßte so gern, ob ich Ihnen zum Herzen gesprochen habe."

„Nein, Hochwürden, das nicht."

„Wie — nicht?" — Förmlich erschrocken rückte Johannes auf seinem Stuhl. In Evas Antlitz hatte sich keine Miene verändert. „Nein!" wiederholte sie. „Sie haben's nämlich so herausgebracht, wie wenn man bloß fleißig nach der Gerechtigkeit trachtet für sich, nachher kann einem zeitlich und ewig nix geschehen. So, bild ich mir ein, hat's unser Herr nicht gemeint; sonst hätt er die Welt net kennen müssen. Das wär wohl ein Glück, wenn der Spruch auf Erden lauten möcht: ‚Tu recht, und es wird recht!' Da sorgen schon die andern dafür, daß es so glatt net geht und daß er einem hübsch sauer wird, der Weg zur Gerechtigkeit."

Johannes wußte nicht, ob Gekränktsein oder Staunen in ihm das Vorherrschende sei. Die unumwundene Kritik verletzte ihn einerseits — hinwiederum sagte er sich, daß er eine solche ja selbst herausgefordert habe, und zwar darum, weil er, der nie eine Schwester gehabt, von klein auf gewöhnt war, Eva als Schwester zu betrachten. Seine Empfindlichkeit niederzwingend, sagte er: „Es scheint, Sie haben mich mißverstanden, vielleicht auch habe ich mich nicht deutlich ausgedrückt. Natürlich kann uns jederzeit Unrecht zum Lohn werden für unsre Gerechtigkeit, ja wir können Verfolgung dulden müssen um ihretwillen, wie es an der gleichen Stelle der Heiligen Schrift heißt. Aber eben in der Art, wie wir dem Unrecht begegnen, sollen wir uns als Gotteskinder beweisen, indem wir dulden statt zu rächen, und durch keine Versuchung uns ablenken lassen vom Wege des Heils."

Sie nickte gleichmütig zustimmend. „Das wird schon so richtig sein," sagte sie. „Überhaupt kann ein ungelehrtes Frauenzimmer, wie ich, mit einem geistlichen Herrn nicht streiten. Nichts für ungut, Hochwürden, gelten's? Darf ich nochmal einschenken?"

Johannes dankte. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß eine unsichtbare Kluft ihn trenne von der Genossin seiner Jugend und daß sie ihrerseits nicht das geringste tat, sie zu überbrücken. Ihrer förmlichen Ehrerbietung für sein geistliches Kleid war gar kein Klang alter Herzlichkeit mehr beigemischt, so daß es Johannes nahezu demütigte, ihr von ehemals zu Dank verpflichtet zu sein.

Eva fragte, ob sie ihm ihre Wirtschaft zeigen dürfe; er war bereit dazu und so führte sie ihn durch den Hausflur in die ebenerdigen Räume. Die Stube und die Küche hätte er jeden Augenblick wieder erkannt, da hatte sich nichts verändert; aber aus einer zweiten Stube, die sich an die Küche schloß, hatte Eva ihre Milchkammer gemacht, wo die Reihe braun glasierter Weidlinge auf langen Brettern stand. Sie ließ ihn auch einen Blick in die Stallungen tun und zeigte ihm mit besonderem Stolze ein kaum zwei Tage altes Kälbchen, das schon ganz stramm auf den langen dünnen Beinen stand. „Ich hab natürlich mehr Kühe hertun müssen," sagte sie; „dafür hab ich die Rösser von Vaters Zeiten drangegeben, es ging nicht anders. Aber hart ist mir's angekommen; denn wie so ein Vieh alles versteht und an einem hängt, das ist nicht zum Glauben. Besser als wie die Menschen, hat mein Vater oft gesagt".

Im Hausflur trafen sie auf den Knecht, dem Eva irgend einen halblauten Befehl erteilte. Dem Pfarrer fiel es auf, mit welch finsteren Augen der sonst nicht übel aussehende Mensch sie dabei anstarrte; doch schien sie selbst es nicht zu bemerken. Sie führte ihren Gast um das Haus herum, an dessen Rückseite die Mahlstube nebst dem großen Triebrad sich noch befand. Jetzt stand es still, und der Bach, der es voreinst in Schwung gehalten — der Abfluß eines kleinen Sees in hochgelegenem Gelände — floß ungenützt daran vorbei. Der Pfarrer trat an den Rand des murmelnden Gewässers, das ein schmaler von Wasserschleim bezogener Steg überbrückte. Hier hatten sie als Kinder gern kleine Hölzchen in den Bach geworfen und mit wollüstigem Gruseln zugeschaut, wie das Rad sie erfaßt und in Splitter zermalmte.

„Kommen Sie fort, Hochwürden, hier schaut's öd aus," drängte Eva. „Mein Gartl möcht ich Ihnen noch zeigen, das ist so nett im Stand."

„Es ist alles in gutem Stand," sagte Johannes; „aber darf ich sagen, was mir bei allem fehlt? Ein Hausherr!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung; aber er beharrte auf seiner Rede. „Es hat mich, frei heraus gesagt, schon gewundert, wie ich hörte, daß Sie ledig geblieben sind. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; zumal das Weib, wenn es in der Welt steht, bedarf einer führenden, stützenden Hand. Sie sollten an ihre Mutter denken, Eva, und es ihr nachtun."

Sie heftete ihre stahlfarbigen Augen auf ihn; und er war betroffen von der Schwermut und zugleich von der Festigkeit, die aus dem Blicke sprach. „Ich heirat nie, Hochwürden, da können's Ihnen verlassen," sagte sie.

Eigentlich hätte Johannes fragen können „Warum?" aber eine gewisse Verlegenheit hinderte ihn daran. Ohnehin bereute er schon, einen Rat erteilt zu haben, der auf so entschiedene Zurückweisung stieß. Deshalb leistete er der Einladung, nochmals niederzusitzen, keine Folge, sondern nahm einen etwas steifen Abschied, das Geleit verbittend, das Eva ihm vor das Hoftor hinaus geben wollte.

Gedankenvoll schritt er dahin, ohne Achtsamkeit für die still webende Pracht des Juniabends und den Mond, der als silbernes Hörnchen an dem noch bläulichen Himmel aufstieg. Immer deutlicher gestaltete sich in ihm die Überzeugung, daß die Stainer Eva unglücklich sei, verbittert gegen Gott,

den Menschen aus irgendeinem innerlichen Grunde. Mit dieser Einsicht aber kam ihm zugleich das Bewußtsein, daß nun der Zeitpunkt erschienen sei, wo er ihr vergelten könne, was sie seinerzeit an ihm getan. Wie sie damals seinen Körper gerettet, mußte er ihre Seele aus hoffärtiger Selbstverblendung erretten, als ein Seelsorger und brüderlicher Freund ihr Gemüt heilen, falls es an irgend einem unausgesprochenen Kummer krankte. Ordentlich freudig berührte ihn die Aussicht auf ein so segensreiches Wirken; da plötzlich fiel in seinen besten Eifer ein lähmender Schreck. Wie, wenn seine Person in irgendeinem Zusammenhang stünde mit der Veränderung, die an der Stainertochter zu Tage trat?

Er hatte zwar nichts dergleichen bemerkt, nicht als geistlicher Student, noch da er als neugeweihter Priester von der Heimat Abschied nahm. Aber die bloße Möglichkeit verstörte ihn so, daß er fühlte, er müsse selbst erst klarer und ruhiger darüber werden, ehe er an der Eva irgend ein heilsames Werk unternehmen könnte.

Durch äußerste Hingabe an die Pflichten seines Amtes suchte er jener peinlichen Vermutung Herr zu werden, und es gelang ihm so ziemlich. Da traf es sich, etwa zwei Wochen nach seiner Wanderung auf die Heidhofmühle, daß er, von einem Krankenbesuche heimkehrend, in einer entlegenen Gasse des Städtchens mit einem Manne fast zusammengeprallt wäre. Es mußte ein Betrunkener sein, denn er taumelte wie ein solcher, fuchtelte auf gefährliche Weise mit den Armen und stieß fortwährend halblaute Verwünschungen aus.

„Nehmen Sie sich doch in acht!" sagte Johannes streng. „Pfui, was für ein Betragen ist das!"

Der Mann versuchte, angesichts des geistlichen Kleides sich etwas mehr Haltung zu geben und murmelte eine undeutliche Entschuldigung. Dem Pfarrer aber kam plötzlich zum Bewußtsein, er habe dies Gesicht, ein noch junges, nicht häßliches, schon einmal gesehen.

„Sie kenn ich doch," sagte er. „Sie sind der — ja ganz recht: der Wastl von der Heidenhofmühle."

„Bin's nimmer! Das — das is's ja eben. Bin's nimmer," schrie der Wastl heiser auf, die Fäuste ballend und schüttelnd.

„Wieso nimmer? Was heißt das?"

„Fortg'schickt hat s' mich! Die — die Malefizhex, die elendige. Wenn — wenn ich ihr doch was antun könnt. Grad umbringen möcht ich s', grad umbringen!"

Trotz allen Widerwillens empfand der Pfarrer Waltram die Notwendigkeit, diesen Menschen in dieser Verfassung nicht sich selbst zu überlassen. „Bleiben Sie neben mir," gebot er, „und erzählen Sie, was eigentlich mit Ihnen ist!"

„Nix is 's! Mit ihr und mit mir is 's nix. Immer noch hab ich gespannt und gehofft und mich vertröst: no ja, auf d' Letzt wird's am End doch was. Sie hat alles gewußt: daß ich mir was erspart hab, daß ich ein fleißiger Mensch bin soweit und mich ordentlich geführt hab beim Militär. Und samt dem hat sie net mögen, ohne irgend einen gescheiten Grund. Halt, daß sie net mögen hat! Und — und wenn einem da einmal die Ge—Geduld reißt

und man begehrt ein bißl auf, gleich ganz bagatellmäßig: kannst aufpacken, dich — dich braucht man nimmer da!" Ein Schluchzen drang aus der Kehle des starken Menschen; man sah, daß nicht nur der Rausch und Zorn, sondern etwas Tieferes sein Blut aufwallen machte.

„So viel ich verstehe, hat die Stainer-Eva Sie fortgeschickt, weil Sie ihr durch Bewerbungen lästig gefallen sind," sagte Johannes stockend. „Sie müssen bedenken, daß Liebe sich nicht erzwingen läßt und daß ein ehrbares Mädchen recht hat, da kurz abzubrechen, wo sie keine Hoffnung machen will."

„Ja, die Ehrbarkeit!" — Der andre stieß ein trockenes, haßerfülltes Lachen aus. „So gar gefährlich werd's aa net sein damit. Ich — ich hab die Geschicht net glauben wollen, aber jetzt kommt's mir schon bald so vor."

Johannes fühlte seine Lippen trocken werden. „Was meinen Sie damit?" fragte er scharf.

Einen hastigen Blick warf der Knecht umher; dann näherte er sein heißes Gesicht dem Ohre des Priesters und raunte: „Mit ihr'n Stiefvater hat sie 's gehabt, glaub ich, oder er mit ihr. Drum mag sie keinen andern, seit er tot is."

Der Pfarrer fuhr zurück. Wie ein Schlag ins Gesicht, so hatte das Wort ihn getroffen. „Nehmen Sie sich in acht, solch eine Anschuldigung muß man beweisen können," stieß er mühsam hervor.

„Ja mein, beweisen! Jurament kann ich keins darauf ablegen. Halt daß 's mir so vorkommen is! Er — das wissen Leut genug — is überhaupt auf der leichten Seiten g'west. Und einmal — grad das eine Mal — hab ich ihn und sie beinand gesehen, wie kein Mensch umadum war, da hab ich mir glei denkt: Holla, spannst was! Ganz kurz vor sein Tod is das g'wen." Er wollte wieder lachen, aber der Grimm verschlug es ihm. „So ein Weibsbild! So ein scheinheiliges!" schrie er und drohte in die Luft.

Der Pfarrer hatte sich gefaßt. „Werden Sie jetzt ruhig," sagte er, mit unsicherer Hand den Arm des Knechtes berührend, und vor allem: reden Sie von diesen Dingen zu niemandem außer mir. Ich will ehestens mit der Eva sprechen und hoffe, daß Ihr Verdacht sich als ungegründet herausstellt. Vielleicht verblendet Sie die Eifersucht."

Der Trost schien dem Wastl Eindruck zu machen; er stammelte etwas von Dank und wollte die Hand des Geistlichen küssen, die dieser jedoch zurückzog. Auf dessen Geheiß, nunmehr ruhig in eine Herberge zu gehen, entfernte er sich, sichtlich bemüht, seiner torkelnden Gangart Zwang anzutun.

Voll unruhiger Gedanken kehrte der Pfarrer nach Hause: je mehr er sich alle Umstände vor Augen führte, desto mehr ergriff der Verdacht des Wastl von seiner Seele Besitz und peinigte sie. Es schien unerträglich, sich die Eva mit dem Flecken eines so sündhaften Gefühls vorzustellen; er schämte sich für sie bei der bloßen Vermutung. Und zugleich schämte er sich aufs bitterste der falschen Richtung, in der seine menschliche Eitelkeit ihn geführt. Allerhand traurige, mutlose Betrachtungen stiegen ihm auf über die Schwäche und Gebrechlichkeit der Menschennatur; er rührte sein Nachtmahl nicht an, so daß die Hauserin nicht wußte, sollte sie beleidigt oder um seine Gesundheit

in Sorge sein. Während sie zögernd die verschmähten Speisen abräumte, gab er, rastlosen Schrittes auf- und abschreitend, ihr eine Weisung.

„Sie, Walburg, wenn morgen am Sonntag die Stainer-Eva im Gottesdienst ist, dann sagen Sie ihr, sie soll nach der Kirche einen Augenblick zu mir heraufkommen!"

„Schon recht, Hochwürden, wird bestellt."

Des andern morgens, als er über den Friedhof der Kirchtüre zuging, suchten des Pfarrers Augen unwillkürlich das Grab, an dem Eva bei jenem ersten Wiedersehen gestanden. „Hubert Mantinger, Heidenhofmüller dahier, verstorben den so und sovielten," las er auf dem steinernen Kreuz. Die Ruhestätte von Evas Eltern befand sich eine ziemliche Strecke entfernt.

Nach Beendigung des sonntäglichen Amtes eilte es ihm diesmal heimzukommen und der verhofften Besucherin zu warten. Seine Geduld wurde auf keine lange Probe gestellt; bald vernahm er die Stimme der Häuserin, die gefällig den Gast hineinwies. „So, Fräulein Eva, da gehn S' eini."

Nun standen sie sich allein gegenüber. „Hochwürden haben mir was sagen wollen?" fragte Eva, und aus ihrem Ton klang eine leise Verwunderung.

„Ja bitte, setzen Sie sich!" Mit aller Beherrschung begann er ihr den Fall des Wastl vorzutragen: wie unglücklich ihre Kündigung den Burschen gemacht habe, und daß er ernstlich an ihr zu hängen scheine. Eva jedoch zeigte sich nicht sonderlich bewegt.

„Der Wastl wär kein unebner Mensch soweit. Aber ein gacher Mensch, der, so oft ihm was nicht hinausgeht, sich einen Rausch trinkt und dann lauter Verkehrtheiten anfängt. Leute, die so gach sind, mag ich nicht; mit denen richtet man nix."

„Sie sagen selbst, daß er kein schlechter Mensch ist. Vielleicht steht es nur bei Ihnen, sein Heil zu werden. Wie mancher schon hat dem Trunk, dem Jähzorn oder sonstigen Lastern entsagt, wenn ein tüchtiges Weib ihn zum Manne nahm."

„Ich hab Ihnen erst neulich gesagt, Hochwürden, daß ich nicht heiraten will. Und den schon gar nicht. Dabei muß es bleiben." Sie machte eine Bewegung, wie um sich zu erheben; aber der Pfarrer hielt sie durch eine andre Gebärde zurück.

„Eva," fragte er entschlossen, wenngleich mit verhaltenem Atem, „ist es an dem, daß zwischen Ihnen und einem lebendigen Glück ein — ein Toter steht?"

Einen Augenblick war es so still in der Stube, daß das Ticken der Uhr förmlich aufdringlich gehört wurde. Sie sahen einander starr ins Gesicht, Eva war auffallend blaß geworden. „Woher wissen Sie das?" fragte sie nur.

Der Pfarrer blickte zu Boden. „Vom Wastl, der Sie damals mit — ihm gesehen haben will —," brachte er leise hervor.

„So? —" Ihr Ton war bereits wieder fest. „Nachher soll er mich anzeigen! Mir ist's gleich."

„Anzeigen?" — Waltram verstand nicht.

„Nun ja, freilich! Verjährt ist's noch nicht, so viel ich weiß."

Der Pfarrer trat vor sie und faßte beschwörend ihre Hand. „Eva, um Gottes willen, ich kenne mich nimmer aus in all dem. Als Ihr Jugendfreund bitte ich, als Ihr Seelsorger fordere ich: sagen Sie mir die Wahrheit!"

Aus ihren Zügen war die Härte gewichen; nur die gewöhnliche stille Schwermut lag darin. „Sie fordern, was Ihnen hernach leid tun wird," sprach sie langsam. „Denn ich sehe ja, Sie wissen von nichts. Aber schließlich sind Sie der, mit dem ich mir am leichtesten red — und also will ich's einmal vom Herzen haben. Wenn schon nichts zum ändern ist."

Der Pfarrer rückte seinen Stuhl ihr gegenüber; atemlos hing er an ihren Lippen, während ihr Blick über ihn hinwegschweifte.

„Es ist angegangen in dem Jahr, wie Sie Ihre Primiz gehabt haben. Ehe das Jahr herum war, hat meine Mutter ihren zweiten Mann genommen, den Hubert."

Sie betonte den Namen auf eigne Weise, als läge alles darin.

„Ich hab mich arg gegrämt dazumal — im Andenken an den Vater selig, und sonst auch. So viel geschämt hab ich mich. Aber die Mutter, die hat in ihn geschaut wie in einen goldnen Kelch. Und er — er hat sich's halt gefallen lassen. Wahrscheinlich hat er sie wegen dem Geld genommen. Er war Stubenmaler zuvor — aber darauf kommt's nicht an, was er war. Wie er war, das ist das Ganze gewesen. Davon rührt alles Elend her."

Sie hielt inne — dann, rasch und eindringlich, tat sie die Frage: „Sie sind doch geistlich — glauben Sie, daß es Menschen gibt, die vom Teufel die Macht haben, daß man sich nicht wehren kann gegen alles Schlechte, was sie tun?"

Johannes verneinte. „Das glaub ich nicht — wenigstens wird Gottes Macht immer die größere sein."

„Meinen Hochwürden? Nachher möcht ich schon, Sie hätten den Hubert gekannt. So wie er einen hat anschaun und mit einem reden können, daß man hätt schwören mögen: der ist die gute Stund selber und ist kein unwahrer oder unrechter Gedanke in ihm. Er hat's schon mit Fleiß darauf angelegt, daß er Gewalt bekommt über einen jeden; denn das war sein Sinnen und Trachten, wie er seinen Kopf durchsetzt immer und überall. Er und er und alleweil er — nach keinem andern hat er nie gefragt. Nicht vier Wochen ist's hergangen, so hat meine Mutter schon was gemerkt, an wen sie da geraten ist. Aber so unbändig lieb wie er ihr war, hat sie halt doch gemeint, sie bringt ihn herum mit lauter Gutheit. Statt dem ist sie ihm mehr und mehr entleidet worden, weil sie älter war als wie er und ein bißl's Starkwerden angefangt hat. Kann auch sein, daß er sich mehr Geld eingebildet hat, als was da war; denn die Hälfte von allem hat mein gehört nach dem Vater selig seinem Willen. Und zum Unglück haben die von der Dampfmühl dazumal angehebt, uns Konkurrenz zu machen; da hätt einer schon fest arbeiten müssen, um nicht Schaden zu leiden — und das, das ist nicht dem Hubert sein Fall gewesen."

Sie holte tief Atem; dann, da sie dem teilnahmsvollen Blick des Pfarrers begegnete, fuhr sie fort:

„Was wir ausgestanden haben, die Mutter und ich, hat kein Mensch gewußt. Und — das war das Ärgere — kein Mensch hätt's uns geglaubt. Denn so wie der sich hat herstellen können! — Man ist immer selber irr

worden, ob es wirklich an dem ist, was er einem grad zuvor angetan hat. Keine Magd haben wir behalten können, er hat mit einer jeden angebandelt. Wie sich die Mutter darum gekränkt hat! Und dabei hat er ihr noch alles zuleid getan, ihr allerhand Reden gegeben, bald grob und bald spöttisch, wenn er nicht gar vom Reden zum Tun gekommen ist. Eine Zeit weiß ich, wo die Mutter sich ganz schwach gemacht hat mit lauter Hunger, weil er sie um jeden Bissen beredet hat, sie wird zu dick. Ja, und geschlagen hätt er sie auch, das heißt, gesehen hab ich's bloß einmal — da bin ich dazwischengesprungen und hab ihn weggerissen von ihr."

„O Gott!" sagte Johannes unwillkürlich.

Sie schien es nicht zu hören — ganz versunken war sie in die Erinnerung jener qualvollen Zeit. „Das seh ich noch, wie er herumgefahren ist auf mich zu — aber ich hab nicht auslassen! — und er ist dann still worden und zur Stuben hinausgegangen. Nachher hat er mich draußen abgepaßt und ganz manierlich angesprochen, daß ich eigentlich selbst schuld bin: ich bring ihn so auseinander, indem ich so fremd bin mit ihm und die Mutter nur aufhetzen tu gegen ihn. Jetzt, ich hab mir gedacht: sein kann's schließlich schon, daß ich's irgendwo hab fehlen lassen, und ich hab versprochen, daß ich in Zukunft freundlich sein will. Darauf ist er zur Mutter hinein und hat so schön und sanft mit ihr geredet, daß ihr vor Freuden 's Weinen ankommen ist. Ja, 's Reden, das hat er verstanden! Ich mag seither keinen Menschen leiden, der schön reden kann."

Sie fuhr mit der Hand über die Schläfe. „Wo bin ich stehn blieben? Ja, also; von da an bin ich freundlich gewesen mit ihm. Und unsre Dienstmägde haben mit einem Mal so ziemlich ihre Ruh gehabt. Aber ich war immer noch nicht freundlich genug — das war das ganze. Von da an ist die Höll auf Erden erst recht angangen."

„Der Schuft!" murmelte Johannes in sich hinein und konnte sich selbst das Unpriesterliche dieses Ausrufs nicht verargen.

„Nichts hab ich unversucht gelassen, kein Bitten, kein Drohen — es war alles rein für nichts. Ich hab mich noch in Obacht nehmen müssen obendrein; denn so oft er wild war auf mich, hat's meine Mutter büßen müssen. Und mein ganzes Sinnen und Denken ist gewesen, daß sie von dem einen nichts erfahrt. Es wär ihr Tod gewesen. Dafür bin ich ihr angelegen aus aller Macht, sie soll fortgehen von ihm, sich scheiden lassen. Meinen letzten Pfennig hätt ich drum hergegeben. Aber ich hab sie nicht dazu gebracht. Unsre Kirche scheidet nicht, hat sie gesagt — Hochwürden wissen ja, wie fromm, daß sie war! — Und dann hat sie so furchtbare Angst gehabt vor ihm und dann — das war das Schlimmste: sie hat ihn immer noch lieb haben müssen!"

Eva schwieg. Der Pfarrer griff in aufflammendem Mitleid nach ihren Händen, die müde gefaltet im Schoße lagen. „Eva, arme Eva, wie schwer haben Sie zu kämpfen gehabt!"

„Ja," sagte sie, ernsthaft an ihm vorbeiblickend, „dazumal, wie ich nimmer gewußt hab, wo aus noch ein, da ist der Herrgott mir eingefallen. Und all mein Vertrauen hab ich auf ihn gesetzt: er wird mich nicht verlassen. Er hat

die Herzen der Menschen in seiner Hand — er wird den Hubert erleuchten! Er ist der Herr über Leben und Tod — er kann eins von uns sterben lassen oder alle miteinander. Er wird und muß helfen, wenn ich schon nicht weiß wie! Alle Morgen, alle Abend ist das mein Beten gewesen: lieber Gott und Herr, hilf mir! Wir versinken — hilf uns! Einmal hab ich schier gemeint, es ist so weit, wie sich der Hubert mit einem rostigen Messer bös in die Hand geschnitten hat. Ein andrer hätt wahrscheinlich die Blutvergiftung gekriegt; bei ihm ist's ganz schön zugeheilt. Nur daß ich bei der Gelegenheit gesehen hab, er kann auch mitleidig sein — für sich selber. Für andre war's anders: da hat ihm nichts angekonnt. Aber freilich so was: ein Ritz in seiner feinen weichen Haut! — Und die Zeit ist hingegangen, und Hilfe ist nicht gekommen, nicht von Gott noch von den Menschen. Keinen Kreuzweg und keinen Bittgang hab ich ausgelassen; ja, zur Mutter Gottes von Ettal bin ich gewallfahrtet und hab dazu kleine Steiner in die Schuh getan. Meine Füß sind mir wund gewesen, wie ich heimgekommen bin; aber genutzt hat's nicht. Im Gegenteil ist's alle Tag ärger worden daheim; an jedem Eck, hinter jeder Stauden hat er mir aufgelauert, und fast hab ich mich seiner nimmer erwehren können. An einem Tag, so um die Feierabendzeit, ist's wieder gewesen; da steh ich hinterm Haus, und unverhofft schleicht er daher und nimmt mich in den Arm. Ich stoß ihn zurück: ‚Du! So gib einmal Fried! Sei ein Mensch!' — Förmlich herausgeschrien hat's aus mir; denn ich hab gewußt: lang halt ich's nimmer aus. — Und das hat er auch gekannt; drum hat er nur so still und spöttisch vor sich gelacht. ‚Herrgott, Mädel', hat er gesagt, ‚bist du dumm! Die Herumzieherei, wo du zuletzt doch willst und mußt!' — ‚Nein, ich will nicht! Um Gotteswillen, denk doch an die Mutter — wenn sie was erfährt. Du hast sie ohnedem schon halb auf dem Gewissen — sie tut nichts wie weinen die letzte Zeit.' — Da hat er nur so ein bißl die Achseln gezuckt und irgend etwas vor sich hingemurmelt, etwas Garstiges. Und dann wendet er sich um und geht über das Brett, das überm Bach liegt, weil er das Wasser hat abstellen wollen für die Nacht, wie jeden Abend. Ich meinesteils bin ein paar Schritt hinterdrein, daß er mich hören soll. Wir haben alle zwei laut reden müssen, so hat das Rad gerauscht und gestampft. ‚Ich geh fort' — hab ich geschrien — ‚so weit die Füß mich tragen, geh ich fort.' Er dreht das Gesicht nach mir — keine zehn Schritt waren wir voneinander — und sagt: ‚Versuch's!' — Dabei schaut er aus wie einer, der grad einen Preis gewonnen oder die beste Tat getan hat — so schön und frech und seelenruhig. Und da ist das über mich gekommen, als wär ich verrückt geworden, so spring ich hin auf ihn, der sich nichts versieht, und ring mit ihm. ‚Hinunter mußt du, hinunter!' — Er war wohl der Stärkere, aber er ist gestrauchelt auf dem glitschrigen Holz — und kurzum — kopfüber schießt er hinein ins Wasser, und ich seh, wie's ihn hebt und dreht" — —

Der Aufschrei des Pfarrers unterbrach sie. „Eva, um Jesu willen, du hast ihn umgebracht?"

Sie saß vornübergebeugt, mit erloschenen Augen vor sich hinstarrend. „Ja," gab sie zu. „Was hätt ich sonst tun sollen?"

Es war eine furchtbare Stille zwischen ihnen. Johannes bebte am ganzen Leibe; wie ein schrecklicher Traum erschien ihm das Ganze. Von all denen, deren Beichte er bis jetzt in seinem Priesterdasein gehört, war niemand zu solcher Missetat hinabgestiegen, wie dies Mädchen, das er einst jung, rein und gütig gekannt hatte.

„Wie hast du das gekonnt? Wie hast du das Gebot des Herrn vergessen können, das da spricht: Du sollst nicht töten?"

Da kam wieder Leben in ihren Blick. „Gottes Gebot sagt auch, man soll nicht ehebrechen! Und daß man Vater und Mutter ehren soll! Welches Gebot ist nachher das heiligere?"

„Aber muß man denn Sünde tun, um Sünde zu meiden?" rief Waltram in bittrer Not. Da neigte sie ernsthaft das Haupt.

„Ja," sprach sie, „ich hab es gemußt. Fortgehen von daheim, das freilich hätt ich gekonnt; aber dann hätt er meine Mutter zu Tod gequält. Andre Hilfe hat's nimmer gegeben. Der Herrgott wird's vermutlich schon wissen, warum er mich umsonst hat hungern und dürsten lassen nach der Gerechtigkeit. Aber verübeln darf er mir's nicht, daß ich dem Ding ein Ende gefunden hab auch ohne ihn."

Mit beiden Händen fuhr Johannes sich nach dem Kopfe. „Eine Frage noch: haben Sie das meinem Vorgänger jemals gebeichtet?"

„Nein!" versetzte sie ruhig und hart.

„Eva! Und sind dennoch zu Kirche und Abendmahl gegangen und haben es unwürdig genossen?"

„Das ging kaum anders, Hochwürden! Ihr Herr Vorgänger war streng; am End hätt er verlangen können, daß ich mich anzeigen soll. Und das hätt ich meinem Vater im Grab nicht angetan — auch meiner Mutter nicht. Die hat wenigstens, nachdem der jähe Schrecken über dem Hubert seinen Tod verwunden war, noch eine kurze Zeit still und friedlich gelebt. Und ich hab ihr getan, was ich ihr an den Augen hab ansehen können, und ehvor sie gestorben ist, hat sie mich gesegnet. Das ist uns beiden wohl zu gönnen gewesen."

Der Pfarrer stöhnte. Ihm war wie einem, der mit allen Kräften sich an glattem Marmor festklammern will und fühlt, wie die tastenden Finger nirgends Halt gewinnen. Inzwischen hatte Eva sich erhoben.

„Ich darf wohl gehen, Hochwürden? Es hat Ihnen hart angegriffen — das ist mir recht leid," sagte sie sanft, und ihr Blick ruhte fast mütterlich weich auf ihm, wie ehemals der des halbwüchsigen Mädchens auf dem Knaben. Mechanisch tat Johannes ein paar Schritte ihr nach zur Tür; an dieser angelangt, wandte sich Eva nochmals um. „Wie war denn das mit dem Wastl? Gelt, er hat nichts gewußt?"

„Nein!" brachte der Pfarrer hervor; ein ungewolltes Etwas trieb ihn, hinzuzusetzen: „Vom Haß hat der nichts gewußt, nur von — von der Liebe."

Da ergoß eine brennende Röte sich über das blasse Frauengesicht — und im nächsten Augenblicke hatte die Tür sich hinter der Eva Stainer geschlossen.

Die ganze folgende Nacht fand der Pfarrer Johannes keinen Schlaf. Er rang mit dem Furchtbaren, das neu in sein Leben getreten war, nicht die

Sünde mehr, die alltägliche, von der eigentlich niemand sich frei erhält — nein, das Verbrechen. Das unbereute, ungesühnte Verbrechen seiner Schwester Eva! Sein Herz sprach laut für sie und stellte ihm vor, daß die Hand, die einen Menschen unter das zermalmende Rad gestoßen, dieselbe war, die ehemals die ihn bedrohende Gefahr so entschlossen abgewehrt hatte. Und mit ähnlichem Recht — denn wer nur trachtete, seine Nächsten an Leib und Seele zu schädigen, war der mehr als ein giftiges Tier? — Doch, ein Mensch war und blieb ein Mensch, ein getaufter Christ, und wer ihn tötete, war ein Mörder.

Johannes fühlte, wie seine Gedanken sich im Kreise drehten; in seinen Ohren tönte Evas starre Frage: „Was hätt ich sonst tun sollen?" Darf man das Leben eines andern opfern, um die eigene Seele zu retten? War es Gottes Wille und Zulassung, daß eins seiner Geschöpfe vor solche Wahl gestellt wurde?

Johannes sprang vom Lager — er kniete auf dem Betschemel, über dem die ewige Lampe brannte. Die krampfhaft verschlungenen Hände reckte er empor. „Erlöse mich vom Übel — laß mich nicht zweifeln an dir." Er schloß die Lider, gleich als wolle er nicht sehen, was da durch die Finsternis herankroch zu ihm.

Der Morgen fand ihn überwacht, mit brennenden Augen und bleischweren Gliedern. Den ganzen Tag schweifte er ziellos im Freien umher, sich das Hirn zergrübelnd über das, was ihm nun zu tun obläge. Natürlich mußte er schweigen, auch wenn er darunter zusammenbrach. Nur vom Abendmahl würde er sie ausschließen müssen, da er sie als unbußfertig nicht absolvieren konnte. Seine Retterin, die Eva!

Bis gestern war er jung gewesen und unberührt von der Verderbtheit dieser Welt. Heute kam er sich alt vor an Leid und Erfahrung: der trübe Strom des Lebens hatte sein Gewand bespritzt.

Bei seiner Heimkehr teilte die Hauserin, die schon in Bangen seiner geharrt hatte, ihm mit, daß der Wastl dagewesen sei. Ob der Hochwürdige nichts für ihn hinterlassen? habe er gefragt, und auf ihre Verneinung habe er so ein Gesicht gemacht und ihr angeschafft, sie möge nur bestellen, es wäre nichts weiter nötig, er sei jetzt schon im Reinen mit sich.

Johannes hatte den Menschen völlig vergessen gehabt. — „Ganz recht," antwortete er zerstreut: es war ja das Beste für jenen, daß er sich zufrieden gab. Wenn alles so verwindbar wäre auf Erden! — Obschon ihn nicht hungerte, zwang er sich, ein paar Bissen zu genießen, und hatte hernach noch viel Versäumtes einzuholen; denn es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er noch so wenig vorbereitet war für den unmittelbar bevorstehenden Feiertag. Er versuchte sich vorzustellen, morgen sei Mariä Himmelfahrt und es gelte nunmehr, alles andre aus seinen Gedanken zu bannen — aber das gelang ihm nicht.

Todmüde begab er sich zur Ruhe, und die Erschöpfung des langen Herumstreifens half ihm, daß er entschlief. Aber in seinen Schlummer mengten sich allerhand beängstigende Träume. Es kam ihm vor, als sei die Tat der Eva ruchbar geworden, und nun sollte er zeugen vor Gericht, dessen er sich weigerte. Und dann stand mit einem Male ein wildfremder Mann da, der aussagte:

er wäre der Hubert, und es wäre schon so — die Eva hätte ihn umgebracht. Dabei taumelte er so sonderbar — und wie Johannes ihn ansah, war es der Wastl — und dann war alles fort. Dagegen fing mitten drin das Sünderglöcklein zu läuten an, weil die Eva gerichtet werden sollte, und die Leute liefen alle herbei — Johannes wollte schreien und brachte keinen Ton heraus, er wand sich wie ein Gefesselter.

Da erwachte er und fuhr empor, keuchend im Nachgefühl des Alpdrucks. Jedoch — er lauschte betroffen — nicht alles war Traum gewesen, denn er vernahm das ängstliche Läuten eines Glöckchens und das Tappen eiliger Menschenfüße, dazwischen Gewirre von vielen Stimmen. — Mit einem Sprunge war er am Fenster, öffnete es. — „Was gibt's denn?" rief er hinab.

„Brenna tuat's!" gab irgend einer der Männer von der Straße Bescheid. „In der Mühlen draußt." — Also das! Richtig: da tönte auch schon das Hornsignal zum Sammeln der Feuerwehr. Hastig fuhr der Pfarrer in seine Kleider, ergriff den Hut. Die Hauserin war gleichfalls wach geworden: er hörte sie in der Kammer rumoren und rief ihr zu, daß er auf den Brandplatz gehe; dann eilte er hinaus in die Nacht. Es war ihm lieb, daß das Dunkel sein überstürztes Laufen verbarg; übrigens achteten die andern, die hinausdrängten, in der Erregung seiner nicht. Sie unterhielten sich murmelnd und wiesen einander den hellen Schein, der in der Richtung der Mühle am nächtlichen Horizont aufstieg. Der Pfarrer hegte kaum einen Zweifel, wie der Brand entstanden sei; es überrieselte ihn kalt bei dem Gedanken, daß der Lieblingsort seiner Kindheit zur Stätte fortgesetzter Untaten geworden war.

Er betrat als der Ersten einer den Hof, der ein Bild der Verwüstung bot, indem alle möglichen Gegenstände durcheinanderlagen, wie vor einer Versteigerung. Aus den Fenstern der Mühle schlugen Flammen und schwarzer Qualm — da kam auch schon die städtische Feuerspritze angerasselt. Deren Hauptmann, behende abspringend, begrüßte den Geistlichen mit der heiteren Geschäftigkeit, die ungewöhnliche Vorkommnisse stets in tätigen Menschen zu wecken pflegen. „Das is jetz so eine Gaudi — Achtung, Absit—zen! — was sagen Hochwürden zu so einer Gemeinheit? Denn der Brand is natürlich gelegt, das kann man sich denken. Und am Vorabend von einem hohen Feiertag! Ich sag's ja alleweil: wie heiliger die Zeit, wie teuflischer die Leut!"

„Das kann man doch nicht so wissen," sagte Eva, die ordnend und emsig hin und wieder ging, ohne alle Aufregung. „Ich bin noch spät mit Licht im Stall gewesen — kann sein, daß ich selbst schuld bin." Und während der Spritzenhauptmann seine Maßregeln traf, flüsterte sie dem Pfarrer zu: „Bitt schön, tun Sie doch trachten, daß auf den Wastl kein Verdacht kommt!" — Er nickte dazu. Er begriff, daß sie, gerade sie nicht wollen konnte, daß ein andrer als Verbrecher bestraft werde um ihretwillen.

Übrigens ließ der Vorgang sich insofern nicht schlimm an, als die Inwohner der Mühle rechtzeitig das Haus verlassen hatten und somit kein Menschenverlust zu befürchten war. Eva bat, es möge von den Feuerwehrmännern, die bereits die Leitern angelegt hatten und auf deren Helmen die Glut sich feurig spiegelte, niemand sich in Gefahr begeben, um Hausrat zu retten.

Es sei alles gut versichert. Wasser war in genügender Menge vorhanden, denn der Spritzenschlauch brauchte nur in den Mühlbach geleitet zu werden. So fing man schon an, das vermeintliche Unglück mehr als spannendes Schauspiel zu betrachten, als urplötzlich eine Wendung eintrat. Der Wind, der bisher nur stoßweise eingesetzt hatte, drehte sich nunmehr und trieb die Flammen des Hauptgebäudes geradeswegs auf die Schuppen und Stallungen hinüber. Obwohl alsbald der Strahl der Spritze beständig auf das bedrohte Dach gerichtet ward, konnte doch nicht verhindert werden, daß dies schließlich Feuer fing und allerorten leckende Flämmchen hervorzuzüngeln begannen. Das ganze ausgedehnte Anwesen brannte. Die Helfer arbeiteten angestrengt — man hörte zwischen dem Ächzen der Pumpen und den Kommandorufen das Fauchen der Flamme, die im Winde flackerte, zu schrumpfen schien und dann jählings wachsend um sich griff. Da erhob sich ein Knistern, und aus dem brennenden Sparrenwerk flog eine ganze Funkengarbe empor, der eine andre folgte; wie ein Schwarm goldener Bienen stieg es empor in die nächtige Luft. Das war das Korn, das, seit Langem in die Speicher eingebracht, nun von der Flamme ergriffen wurde; die Ernte, die in Sonnenglut gereift war und in Feuersglut zugrunde ging. Die Zuschauer, sämtlich in ländlicher Umgebung aufgewachsen, hatten bei dem an sich schönen Schauspiel das betrübende Gefühl, daß es das liebe tägliche Brot sei, was da der gefräßigen Lohe zur Nahrung dienen mußte. Und außerdem war durch den Brand der Korn- und Heuvorräte die Gefahr für die unter dem Speicher befindlichen Stallungen unmittelbar geworden. Man führte das Vieh, das bereits losgekettet war, aus den bedrohten Räumen hinaus; die Tiere, obwohl sehr verängstigt und unter klagendem Gebrüll, gehorchten willig, kaum daß das eine oder andre sich widerspenstig zeigte. Nur das jüngste, das vierwöchentliche Kälbchen, konnte durchaus nicht begreifen, daß es irgendwo anders, als in seinem gewohnten Stande geborgen sein sollte. Es stemmte sich gegen die rettenden Hände, scheute vor dem Rauch und Flammenschein, und ehe man sich's versah, hatte es sich losgerissen und in den Stall zurückgeflüchtet, aus dessen Hintergrunde es mit gläsernen Schreckensaugen hervorglotzte.

Die Hausleute lockten und riefen den unverständigen Liebling, Eva vor allen. „Komm, Muni, komm!" — Ein paar bockartige Sprünge tat es vorwärts, floh dann wieder ins Finstere. „Das haben wir gleich," sagte Eva, sich rasch der Stalltüre nähernd. Der Feuerwehrhauptmann wollte es nicht zugeben, weil bereits Teile des brennenden Daches herabgekommen waren. „Ach was, mich hält's lang aus." Damit war sie schon an allen, die sie hindern wollten, vorbeigeschlüpft und in den Stall geeilt, wo sie sich sogleich mit festem Griffe des Tierchens bemächtigte. Sie zerrte es, immerfort zuredend, nach dem Ausgange hin; auf der Schwelle, als es der hellen Glut wiederum ansichtig ward, sträubte das zitternde Tier sich nochmals — sie war schon beinahe im Freien mit ihm — da fuhr eine dunkle Masse mit Gepraſſel herab. Eva brach lautlos zusammen. — — — — — — — — —

Sie hatten sie an einer geschützten Stelle auf den Rasen ihres Gärtchens gebettet. Alle hatten ihr Augenmerk von dem brennenden Hause abgewendet,

das der wehende rote Flammenmantel jetzt völlig einhüllte, und nur getrachtet, dessen verunglückter Herrin beizuspringen. Aber sie sahen bald, daß Hilfe hier vergeblicher sei als dort. Der niedersausende Balken hatte Eva schwer an Haupt und Rücken verletzt — sie lag regungslos, die Augen halb geschlossen. Neben ihr stand das Kälbchen — in seiner Dummheit und Unschuld versuchte es, ihr Gesicht zu lecken — doch die Leute nahmen es hinweg, auf daß es dem Kreisarzt nicht im Wege wäre, der, eilends beschickt, auf der Unheilstätte erschienen war. Er untersuchte die Verletzte, deren braune Haare vom Blute zusammengeklebt waren, und machte dem Pfarrer, der neben ihr kniete, ein ernsthaftes, verständliches Zeichen. Inzwischen schlug Eva die Augen auf, mit ausdruckslosem Blicke sah sie um sich. Johannes ward es gewahr, unaufhörlich hatte er gebetet für sie und schöpfte eine schwache Hoffnung aus dieser Gebärde des Erwachens. Mit beiden Augen stützte er das zerschlagene Haupt — dicht beugte er sich hinab auf sie. „Eva, nicht wahr, Sie bereuen?“

Auf ihrem Antlitz veränderte sich nichts.

„Eva, um Gottes willen, sag, daß du bereust!“

Noch nichts — doch, da bewegte sich, kaum wahrnehmbar, der Kopf der Sterbenden von einer Seite zur andern, wie in letzter Verneinung. Dann schlossen die Augen sich wieder — der Körper streckte sich lang, zuckend aus — ein röchelndes Aufatmen — die Stainer-Eva war tot.

An Stelle der abgebrannten Heidhofmühle erstand später ein Gasthaus, das ein beliebter Ausflugsort wurde. Der Wastl, als mutmaßlicher Anstifter des Brandes, hatte sich ins Ausland geflüchtet und war unauffindbar. Eva Stainers Verlassenschaft kam, ihrem schriftlichen letzten Willen nach, einer Stiftung für verlassene Kinder zugute; als Kurator wurde der Pfarrer Johannes Waltram eingesetzt.

Einen unermüdlicheren Seelsorger hat die Gemeinde noch nie gehabt. Viel Gutes am Orte ist unter seiner Beihilfe geschaffen worden, und als Prediger ist er beliebter als je. Aber die Eigenschaft, die seine Pfarrkinder an ihm am höchsten schätzen, ist sein mildes Verstehen für menschliche Leiden und Verirrungen. Ja, es erscheint manchem wunderbar, daß ein geistlicher Herr, dessen Leben glatt und dessen Wandel stets rein gewesen ist, so tief mit denen zu fühlen weiß, die auf steinigem Pfade gestrauchelt und gefallen sind. Die Frommen in der Gemeinde sagen: der heilige Geist hat es ihm eingegeben.

Wenn man ihn ins Gesicht rühmt, so lächelt Johannes Waltram bisweilen freundlich und ein wenig schmerzhaft. Ein Lächeln der Erinnerung an das eine Erlebnis, das ihm statt vieler gegolten hat.

Maria Stuart in der Jugend.

1542—1561.

Von

Lady Blennerhassett.

Das Leben der schottischen Königin, seit Jahrhunderten ein Gegenstand der Neugierde, des Anteils und der heftigsten Parteinahme für und wider, zerfällt, örtlich und zeitlich, in drei bestimmt voneinander getrennte Abschnitte. Mit Ausnahme von fünf in Schottland verlebten Jahren der Kindheit verbrachte sie ihre Jugend, zwischen 1548 und 1561, in Frankreich. Sieben Jahre, bis 1568, währte der in Schottland geführte Kampf um ihre Krone. Am 16. Mai 1568 überschiffte die fünfundzwanzigjährige flüchtige Maria Stuart den Solway, landete am selben Abend auf englischem Boden und blieb von da an bis zu ihrem am 8. Januar 1587 erfolgten gewaltsamen Ende die Gefangene „der Schwester", Königin Elisabeth.

Die dunkel tragische Geschichte dieser neunzehnjährigen Haft, der vorhergegangenen ebenso dramatischen Wechselfälle hochgespannter Hoffnungen und Pläne, Verschwörungen, Kämpfe, Intrigen und Komplotte, deren Fäden nach Madrid und Wien, nach Rom, Paris und London reichten, der unselige Ehebund mit Darnley, der Gattenmord, das ehebrecherische Bündnis mit Bothwell, seinem Mörder, lauter Ereignisse, die, Schlag auf Schlag sich folgend, die siebenjährige Herrschaft Maria Stuarts wie mit einer geheimnisschwangeren Wolke von Unglück und von Schuld einhüllen, haben sich der Phantasie und des Spürsinns der Menschen mit so unwiderstehlicher Anziehungskraft bemächtigt, daß die Erinnerung an Zeiten, in denen auch Maria, wo nicht Glück, so doch den Frohsinn und die Hoffnungen der Jugend gekannt hat, verhältnismäßig in Schatten treten.

Was bedeuten solche Erlebnisse, so scheint die Welt zu fragen, angesichts der furchtbaren Tragödie dieses königlichen Schicksals, in dessen unentwirrbaren Netzen das Opfer verstrickt wurde, bis es verblutete?

So hat sich denn auch die neueste Forschung nach wie vor, und zwar zum Teil auf neues Material gestützt, vor allem mit dem Problem der

zweifellos an Bothwell gerichteten sogenannten Kassettenbriefe beschäftigt. Sind diese Briefe echt, so spricht sich Maria selbst das Urteil. Wir blicken in ihre tiefste Seelenstimmung, in die geheimsten Beweggründe ihres Handelns, und der Schuldbeweis ist erbracht.

Das Zünglein an der von der gegenwärtigen Kritik gehaltenen Wage schwankt kaum mehr. Für die Echtheit der Briefe verbürgt sich das Verdikt der einen, kaum lauter und bestimmter das Zaudern der andern, die nur noch eine teilweise Fälschung anzunehmen für möglich halten. Wir gedenken, auf diese Kontroverse zurückzukommen, die gegenwärtige Absicht setzt sich zunächst ein bescheideneres Ziel. Auf dem festen Boden wohlbekannter Tatsachen und Entwicklungen läßt sich die Jugendgeschichte Maria Stuarts von der Geburt bis zur Rückkehr nach Schottland überblicken.

I.

Das kleine Land, das der Fluß Tweed und die Bay des Solway im Süden begrenzen und das Jahrhunderte hindurch seine von England bedrohte Unabhängigkeit verteidigte, war bis 1222 nur äußerlich ein einheitlicher Begriff. Die Tiefländer im Süden, Lowlanders und Borderer, sprachen englisch und waren Angelsachsen. Die keltischen, gälisch redenden Hochländer im gebirgigen Norden, unter Führung der Häupter ihrer Clans, überfielen und plünderten die Lowlander, die ihrerseits ein gleiches in den benachbarten Landstrichen taten. Das Land war arm, zum Teil noch dicht bewaldet und unzugänglich. Um feudale Burgen, Abteien und Klöster, deren Ruhm in der Geschichte des Mönchtums durch unvergängliche Verdienste erworben wurde, siedelten sich in elenden Hütten die Bewohner an. Dennoch war die Bevölkerung relativ zahlreich. In den zweiundzwanzig schottischen Grafschaften schwankte sie im 16. Jahrhundert zwischen 600 000 und 1 Million Seelen, zu einer Zeit, als England nur von 4 Millionen, Frankreich und Spanien von je 10—12 Millionen bevölkert waren. Jeder Schotte war wehrpflichtig und hatte sich auf den Ruf seines Feudalherrn oder des Königs zu stellen. Wenn auf den Gipfeln der Berge oder auf den aus Erde und Lehm gebauten pyramidenförmigen Türmen des Herrenvolkes die Feuerzeichen loderten, stand Schottland in Waffen. Eidbruch galt als das höchste Verbrechen, Raub und Plünderung dagegen wurden geduldet. Die Erholung nach den Kriegszügen bestand für die schottischen Großen in Jagd und Fischerei. Wenn sie sich einander nicht befehdeten oder gegen einen auswärtigen Feind kämpften, bot ihnen das Leben fast nichts, und willig nahmen sie Kriegsdienste auf dem Kontinent, zumeist in Frankreich. Die uralten, engen Beziehungen zwischen beiden Ländern hatte die zwischen dem schottischen König John Baliol und Philipp dem Schönen 1295 geschlossene Allianz bekräftigt, die Schottlands von Eduard I. bedrohte Unabhängigkeit rettete. Während des hundertjährigen Krieges fochten schottische Hilfstruppen unter den Fahnen der Valois gegen die Engländer in Frankreich. Schottischen Garden vertrauten damals französische Herrscher ihre persönliche Sicherheit; ein Douglas wurde Herzog der Touraine, sein Waffengefährte Buchan Connetable von Frankreich, das Haupt

des Hauses Hamilton, Arran, Herzog von Châtelhérault. Die Feindseligkeiten zwischen Schottland und England gehörten zu den Wechselfällen, mit denen die französische Politik zu ihrem Vorteil rechnete. Während die Rosenkriege Englands Macht nach außen brach legten, verfiel Schottland der Anarchie. Die königliche Autorität, obwohl nominell eine absolute und wenig durch ein Parlament von geistlichen und weltlichen Herren und Vertretern der Städte beschränkt, lag tatsächlich in stetem Kampf mit mächtigen Vasallen, die nur Gehorsam leisteten, wenn es ihnen so gefiel. Da Steuern nicht erhoben wurden, beschränkten sich die Einkünfte der Krone auf jährlich 90000 Dukaten, und der König hatte kein Heer, das stark genug gewesen wäre, rebellische Barone zum Gehorsam zu zwingen. Im Jahre 1371 trat ein Wechsel der Dynastie ein. Walther, der „Stewart" oder weltliche Mundschenk, hatte 1315 die Tochter des Königs Robert I. Bruce, geheiratet. Als dessen Sohn, David II., kinderlos starb, folgte ihm sein Vetter, der erste Stuart.

Die Fürsten dieses Geschlechts waren begabt, tapfer, leidenschaftlich, selbstsüchtig, unzuverlässig und überdies von widrigen Schicksalen heimgesucht. Die sieben Herrscher, die sich von 1371—1542 folgten, lebten fast alle so kurz, daß Regentschaften notwendig wurden. Nur der erste Stuart starb eines natürlichen Todes. Sie alle mußten ihre Ansprüche auf die Krone gegen die ebenfalls erbberechtigten Häuser der Douglas und Hamilton-Arran verteidigen und bei Frankreich Schutz gegen englische Eroberungspläne suchen. Populär sind jedoch die Franzosen bei der großen Mehrheit der Schotten nie geworden. Unter ihren Großen fand England offene und geheime Verbündete, deren Abfall von Jakob V. in der Schlacht von Solway-Moß die demütigende Niederlage des Königs durch seinen Onkel, Heinrich VIII. von England, herbeiführte.

Die erlittene Schmach umnachtete des Königs Geist. Seit 6. Dezember 1542 lag er, jeden Trost zurückweisend und physisch gebrochen, zu Falkland Palace auf dem Siechbette, und „man vernahm von ihm nur noch wenige weise Reden". Da brachte ein Bote aus Linlithgow ihm Kunde von der am 8. Dezember erfolgten Geburt seines Kindes. In den viereinhalb Jahren der Ehe mit der lothringischen Prinzessin Marie de Guise waren dem königlichen Paar zwei Söhne geboren worden und gestorben. „Ist es ein Sohn?" fragte der sterbende Mann. Als ihm gemeldet wurde, es sei eine Tochter, brach er, wie Knox berichtet, in die Worte aus: „Der Teufel sei mit ihm! Es wird enden wie es begann; es kam mit einem Weibe, mit einem Weib wird es zugrunde gehen." Jakob sprach von dem Reich, das die Stuarts durch eine Frau gewonnen hatten. Die Tochter war Maria Stuart. Ihre Geburt dünkte dem Vater der Höhepunkt seiner Mißgeschicke. Er sah sie nicht mehr und verschied wenige Tage später unter Verdacht der Vergiftung.

Seine dunklen Vorahnungen bestätigten sich vorläufig nicht. In Schottland und in London erzählte man sich zwar, die kleine Erbin der Krone werde nicht leben; Knox erwähnt das Gerücht, des Kindes Vater sei nicht Jakob, sondern Kardinal Beaton, eine Verleumdung, der die ganze Lebensführung der Königin widersprach. Die kleine Maria war gesund, und Heinrich VIII.

mußte mit ihrem Dasein rechnen. Die Politik der katholischen Stuarts beruhte auf der Bevorzugung des hohen Klerus gegen die Lords. Beaton, der Träger aller Ansprüche der Hierarchie, die dem Volk durch Habsucht und Härte verhaßt geworden war, setzte die vor ihm begonnene Verfolgung der Häresie fort, obwohl die Reformation auch in Schottland Priester und Mönche zu ihren Anhängern zählte. Die vom König gewollte Reform der kirchlichen Disziplin scheiterte; er aber blieb, im Gegensatz zu den Tudors, der Verteidiger des Katholizismus. Den ersten Schlag gegen dieses System führten nach Jakobs V. Tode die weltlichen Lords, indem sie, an Beatons Statt, den Earl of Arran, das Haupt der Hamilton, zum Regenten ernannten. Der unbedeutende, wankelmütige Mann war der nächste Erbe der Krone, dessen Ansprüche jedoch das ebenfalls mit den Stuarts verwandte Haus Lennox auf Grund seiner vorausgesetzten illegitimen Geburt bestreiten sollte.

Heinrich VIII. hoffte nach wie vor Schottland zu gewinnen, aber er änderte seine Taktik. Arran wurde durch das Versprechen einer Heirat seines Sohnes mit der Prinzessin Elisabeth gewonnen. Die drei Monate alte Maria Stuart sollte mit Englands künftigem König, Eduard VI., verehelicht, unverzüglich nach England gebracht, die vier großen schottischen Festungen sollten an Heinrich übergeben und eine Stimme im Regentschaftsrat ihm übertragen werden. Er rechnete auf die Unterstützung der von ihm gekauften schottischen Lords, aber er verlangte zuviel. Den offenen Verrat an der nationalen Sache wagte niemand; und noch war die Mehrheit in Schottland katholisch und antienglisch. An ihre Spitze trat jetzt die Königin-Mutter. Diese älteste Tochter des Grafen und späteren Herzogs Claude von Guise und Witwe aus erster Ehe des zweiten Herzogs von Longueville, Ludwigs von Orleans, entwickelte jetzt ein nicht geringes diplomatisches Geschick. Um Arrans Plan einer Verlobung seines Sohnes mit ihrer Tochter zu vereiteln, zeigte sie sich anscheinend Heinrichs Wünschen geneigt. Sie führte den englischen Gesandten an die Wiege Marias, damit er nach dem Augenschein berichten könne, wie schön und wohlgebaut das Kind sei. Dann aber ließ sie es, im Einverständnis mit Kardinal Beaton und den Katholiken, nach Stirling in Sicherheit bringen und dort am 11. September 1543 krönen. Sie selbst wurde an die Spitze des Regentschaftsrats gestellt, die Allianz mit Frankreich durch die schottischen Stände erneuert und die katholische Reaktion eingeleitet. Ihre erste Maßregel bestand darin, den bereits abgeschlossenen Ehepakt zwischen Maria und dem englischen Thronerben durch Beschluß der Stände zu annullieren.

Heinrich VIII. hatte verspielt. In seinem Zorn, ohne vorhergehende Kriegserklärung, ließ er Leith, Edinburgh und die angrenzenden Gebiete durch seine Truppen verheeren, wobei Burgen, Städte und Abteien in ihrer Herrlichkeit durch Feuer und Schwert vernichtet wurden. Unter Heinrichs Mitwissenschaft fiel 1546 Kardinal Beaton in seinem festen Schloß zu St. Andrews verschworenen Mördern zum Opfer, worauf der bis da noch fast unbekannte, jetzt mit Gefahr des Lebens nach Schottland zurückgekehrte John Knox die erste kalvinische Gemeinde dort sammelte. Mit Hilfe der Franzosen wurde St. Andrews zurückerobert. Heinrich VIII. erlebte diese Niederlage seiner

Politik in Schottland nicht mehr, wohl aber empfahl er noch auf dem Sterbebett dem Protektor seines Reiches, Somerset, die Durchführung der Union zwischen beiden Reichen durch Wiederaufnahme des Heiratsprojekts zwischen ihren Erben. Somerset, ein fanatischer Protestant, suchte abermals dieses Ziel durch Gewalt zu erreichen. Er überschritt an der Spitze eines Heeres den Tweed und schlug die Schotten am 10. September 1547 auf das Haupt. Der Sieg wurde ihm zum Verderben. Die verzweifelten Schotten boten jetzt die kleine Königin als Kaufpreis für französische Hilfe zur Rettung ihrer Unabhängigkeit. Heinrich II. von Valois, der seinem Vater Franz I. auf dem Thron gefolgt war, hatte seit 1544 einen Erben, den nachherigen Franz II. Marie de Guise benutzte mit Klugheit und Energie den Zeitpunkt, wo die gemeinsame Gefahr die streitenden Parteien in Schottland zum Widerstand gegen die englischen Feinde vereinigte. Sie verhandelte mit dem französischen Gesandten nicht nur die Heirat ihrer Tochter mit dem Dauphin, sondern deren Übersiedlung nach Frankreich.

Der kühne Entschluß, zu dem die Stände ihre Einwilligung gaben, war von ungeheurer Tragweite.

Obwohl die Schotten Aufrechterhaltung der alten Gesetze und Freiheiten ihres Landes zur Bedingung stellten, glitt jetzt Schottland von der Gefahr einer Annektierung durch England in die der Absorbierung durch Frankreich, wo am Hofe des Königs die Politik seiner Vettern, der Guisen, triumphierte.

Gebar einst Maria Stuart dem Dauphin einen Sohn, so ging nicht nur die schottische Krone, sondern auch ihr unzweifelhafter Anspruch auf die englische Krone an diesen französischen Thronerben über.

Vorläufig allerdings blieb das der Zukunft vorbehalten.

Noch lebte Heinrichs VIII. Sohn, der junge König Eduard VI. Der erste Tudor, sein Großvater, war durch Verrat und Gewalt zum Thron gelangt; sein Erbrecht blieb zweifelhaft, auch nachdem er es durch Heirat mit Elisabeth von York gefestigt hatte. Dennoch betrachtete sich der Sohn, Heinrich VIII., als den Erben des Plantagenet Eduards III. Die eigentümlichen matrimonialen Verhältnisse Heinrichs zwangen ihn jedoch, die Nachfolge mit Hinblick auf dieselben nach eigener Machtvollkommenheit zu regeln. Durch Parlamentsakte von 1544 wurde die Thronfolgeordnung des Königs mit möglichst genauer Befolgung der Primogenitur vorgesehen. Die Krone ging an Eduard VI., den einzigen Sohn Heinrichs aus dritter Ehe, über.

Starb Eduard kinderlos, so folgte Maria, die Tochter Katharinas von Arragonien. Starb auch sie ohne Nachkommenschaft, so wurde Anna Boleyns Tochter, Elisabeth, Königin von England. Daß Anna Boleyn nach Geburt dieser Tochter wegen Ehebruchs hingerichtet wurde, ist zur blutigen Beglaubigung, aber auch zum Hauptgrund des Protestes der katholischen Mächte gegen die vielangefochtenen Erbansprüche Elisabeths geworden. Die Frage der Legitimität der Geburt Maria Tudors dagegen überging der König, der sie geleugnet und von ihr selbst die Erklärung, sie sei ein Bastard, verlangt und nicht erhalten hatte, bei dieser feierlichen Gelegenheit mit Schweigen. Die Ansprüche der „fremden" Nachkommenschaft seiner älteren Schwester Margaretha von Schottland, die Maria Stuart vertrat, schloß Heinrich VIII. zugunsten

der Töchter seiner jüngeren Schwester Mary aus deren Ehe mit dem Herzog von Suffolk aus. Die Enkelin Marys, Lady Jane Grey, mußte für den Versuch, ihre Rechte gegen Maria Tudor geltendzumachen, mit dem Leben büßen. Maria Stuart aber sollte demnach, nach Heinrichs Willen, nur als Gattin seines Sohnes, niemals nach eigenem Erbrecht, Englands Krone tragen.

Das Kind, um dessen Zukunft die Politik würfelte, verbrachte die ersten Lebensjahre unter Obhut der Mutter, von treuen Lords bewacht, auf dem einsamen Felsenschloß zu Stirling. Erst die drohende Gefahr eines Angriffes durch die Engländer veranlaßte 1544 ihre Überführung nach Dunkeld, 1547 nach Inchmachome, später nach Dumbarton. Mit Ausnahme von Krankheiten, worunter die Blattern, die das Kind befielen und das Gerücht, es sei gestorben, veranlaßten, weiß man kaum etwas von den in Schottland verbrachten Jahren. Zwei katholische Priester fungierten als ihre geistlichen Vormünder. Ihre Wartefrauen erzählten ihr Märchen. Als eines Tages Kardinal Beaton bei ihr eintrat, erschrak sie so heftig vor seinen roten Gewändern, daß sie angstvoll ausrief: man möge ihn töten, damit er sie nicht mit sich fortnehme. Sie hatte vier kleine Gespielinnen, die sogenannten „vier Marien", die ihr nach Frankreich folgten und von dort wieder mit ihr nach Schottland zurückkehrten. Sie waren Töchter aus den Geschlechtern der Fleming, Livingstone, Seton und Beaton of Creich. Mary Seton, die einzige der genannten, die nicht heiratete, begleitete Maria später in die Gefangenschaft, und diese rühmte ihr Geschick im Frisieren ihres Haares. Sie gab ihr bessere Beweise der Treue bis zum Tode. Mary, Lady Flemings Tochter, war durch ihre Mutter, einer illegitimen Tochter König Jakobs IV., mit der Königin verwandt und wurde die Frau des bekannten Maitland of Lethington, Jahre nachdem sie Maria in Frankreich auferzogen hatte. Die „lustige Mary" Livingstone heiratete einen Sohn Lord Semples, den man „den Tänzer" nannte. Die „schöne Mary" Beaton vermählte sich mit Alexander Ogilvie, den Lady Jane Gordon geliebt hatte, dieselbe, die von Maria Stuart selbst veranlaßt wurde, statt seiner den Earl Bothwell zu heiraten. Behalten die Kassettenbriefe recht, so hätte Bothwell nicht die Königin, sondern diese, seine eigene Frau geliebt. Noch eine fünfte Mary, eine Hamilton, und mehrere von Marias Halbbrüdern, natürlichen Söhnen ihres Vaters Jakobs V., unter ihnen vielleicht auch Lord James, später Earl of Moray, der eine so große und verhängnisvolle Rolle im Leben der Halbschwester spielen sollte, begleiteten sie nach Frankreich.

Die Mitregentin hatte seit Juni 1548 und in aller Stille ihre Vorbereitungen getroffen. Sie kannte den Wankelmut der Schotten; den Engländern waren die Maßregeln zu Marias Überführung an die französische Küste kein Geheimnis geblieben. Dennoch trafen sie keine direkten Anstalten, diese zu verhindern. Vier französische Galeeren erreichten die Westküste Schottlands und nahmen Ende Juli vor Dumbarton die junge Königin mit zahlreichem Gefolge an Bord. Bis zum 7. August 1548 hielten sie widrige Winde zurück, dann lichteten sie die Anker, fuhren zuerst nordwärts, hierauf der irischen Westküste entlang, um den englischen Schiffen zu entgehen, und erreichten am 20. August den kleinen Hafen von Roscoff bei Brest an der

bretonischen Küste, wo eine kleine Kapelle die Stelle verewigte, an der Maria zum ersten Male den Fuß auf französischen Boden setzte. „In Frankreich," schrieb ein schottischer Chronist, „werde sie in Gottesfurcht erzogen werden." John Knox, der bald nach dem Morde des Kardinals Beaton von den Franzosen gefangen und zu den Galeeren verurteilt worden war, dachte anders. „Die Entscheidungen des Parlaments," schreibt er, „haben Maria an Frankreich und zwar zu dem Ende verkauft, daß sie in ihrer Jugend von dem Safte trinke, der ihr ganzes Leben hindurch in ihr bleiben sollte, zur Plage dieses Reiches und zu ihrem eigenen endlichen Verderben."

II.

Das vier Jahre und zehn Monate alte Kind wurde zunächst an die Mündung der Loire und dann den Fluß aufwärts nach Orleans gebracht, von wo sie erst Mitte Oktober das Hoflager in der Nähe von Saint-Germain erreichte. Heinrich II., dessen Liebe für seine Kinder ein anziehender Charakterzug war, hatte, obwohl abwesend, alle Maßregeln zu ihrem Empfang getroffen und bestimmt, daß sie zunächst mit seiner Tochter Elisabeth auferzogen werden sollte. Nachdem er, im November, der kleinen Maria selbst begegnet war, nannte er sie „das vollkommenste Kind, das er jemals gesehen habe". Sie brauche nur zu lächeln, äußerte des Königs Gemahlin Katharina von Medici, um alle französischen Köpfe zu verdrehen. Brantôme bewunderte die Grazie, mit der sie ihre barbarische, noch ganz volkstümliche Sprachweise zu gebrauchen verstand. Ein schottischer Bischof mutet unsrer Leichtgläubigkeit zu, von einem vierjährigen Kinde anzunehmen, es habe damals bereits die Grundlagen des Lateinischen und Französischen, des Spanischen und Italienischen bemeistert. Gewiß ist nur, daß Maria sehr begabt war, auch wenn ihre Talente im Licht der Krone, die sie brachte, ins Unwahrscheinliche gesteigert wurden. Sie war sehr musikalisch, hatte eine schöne Stimme, lernte früh sich auf der Laute begleiten, spielte Harfe, Zither und das Spinett und tanzte ganz vorzüglich. Bei den durch Katharina eingeführten Balletten, Maskeraden und Tanzfesten wurden die königlichen Kinder unter Schulung eines „tugendhaften und edelgeborenen" Meisters seiner Kunst beteiligt. Die Erfolge seiner königlichen Schülerin bei diesen mimischen Schaustellungen sollten ihr ganz besonders von Knox und seinen calvinischen Anhängern zum Verbrechen gemacht werden. Höflinge und Diplomaten mußten später der Königin Elisabeth immer wieder beteuern, daß sie besser tanze als Maria. Bogenschießen, Reiten, Schwimmen, Tennis, die Falkenjagd gehörten zu den ritterlichen Übungen und Vergnügungen, in denen auch Frauen von Rang geschult wurden. Man hielt ihnen Lieblingstiere, die sie zähmten, und bereiteten diesen königlichen Kindern allem Anschein nach eine glückliche Jugend.

Dem französischen Monarchen wuchsen nach und nach fünf Söhne, von denen drei die Krone tragen sollten, und drei Töchter heran. Der älteste dieser Söhne, der anfangs den Titel eines Herzogs von Orleans führte, war am 19. Januar 1544 geboren worden und folglich etwas jünger als die Braut, die vorläufig seine Jugendgespielin wurde. Im Gegensatz zu ihr, die auffallend groß für ihr Alter und von blühender Gesundheit schien, blieb der

nach dem Tode seines Großvaters Franz I. Dauphin gewordene Thronerbe ein schwächliches, kränkliches Kind, für dessen Leben man fürchtete. Er liebte dennoch alle körperlichen Übungen, besonders leidenschaftlich die Jagd, aber seine Erzieher hatten geringe Erfolge zu verzeichnen, und ihr Schweigen über ihn spricht beredsam genug.

Heinrich II. schrieb seinem Onkel, dem Herzog von Guise, wie sehr er sich freue, daß der Dauphin und die kleine Maria so vertraut zusammen seien, als hätten sie sich immer gekannt. Sein Hof war ein echter Hof der Renaissance. Mit den Kriegen, die französische Monarchen in Italien führten, drang eine korrumpierte Zivilisation über die Alpen. In platonischer Verehrung hatte der brave Ritter Bayard einst die Farben Lucrezias, der Herzogin von Ferrara, getragen. Die ritterliche Huldigung wiederholte sich nicht; unter dem System der Borgia lernten die Franzosen neue Formen des Lasters und den Skeptizismus der Freidenker, der sich mit krassem Aberglauben vertrug. Die Blüte der Künste, der Glanz und die äußere Pracht eines in künstlerischer Schönheit und Lebensgenuß schwelgenden Daseins waren von sittlichem Verfall begleitet, dem sich die Begriffe von gut und böse in der heillosen Verwirrung vermischten, die unter andern bei Brantôme in zynischer Offenheit zutage tritt und die ganze Epoche kennzeichnet, über die nachkommende Geschlechter den Zauber einer Verherrlichung gebreitet haben, die ihr nicht gebührt.

Die Medicäerin, Katharina, die sich in späteren Tagen als Machiavellis beste Schülerin bewähren sollte, spielte zu Lebzeiten ihres Gemahls so gut wie gar keine Rolle. Heinrich besaß, als er sie heiratete, keine Anwartschaft auf den Thron, zu dem erst der Tod des älteren Bruders ihm den Weg bahnte. Da Katharina ihm elf Jahre hindurch, bis 1544, keine Kinder gebar, drohte ihr das Schicksal, schimpflich in ihre toskanische Heimat zurückgeschickt zu werden. Sie mußte sich gegen Schwiegervater und Gemahl „molto obediente“ zeigen, denn am Hof und im Lande sprach man verächtlich „von der Kaufmannstochter aus Florenz“, und warf dem Ehestifter, ihrem Onkel Papst Clemens VII., vor, den König betrogen zu haben. So fügte sie sich in die Ehe zu dritt, die der Dauphin seit 1536 mit der zwanzig Jahre älteren Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois erhob, bis an sein Lebensende auch als König führte. Dieser Gefügigkeit verdankte sie es, daß ihr Zeit gegönnt wurde, endlich Mutter zu werden. Dann ergoß sich ein Kindersegen über sie, der sie ganz beanspruchte. Wenn sie aber den Gemahl für sich haben wollte, bat sie Diana, ihr denselben „zu leihen“. Diese fand das Begehren nicht ungerechtfertigt und schickte ihn zuweilen seiner Frau. Ohne ihren Befehl wäre er nicht gegangen. Als Katharina 1552 tödlich erkrankte, war es wieder Diana von Poitiers, die den im Feldlager abwesenden König veranlaßte, an das Krankenbett der Gemahlin zu eilen, an dem die Maitresse wachte. Er pflegte sie so lange, bis die Gefahr beseitigt war. Katharina sollte sich dankbar erweisen. Zur Herrschaft gelangt, ließ sie Diana im Besitz ihrer Güter und forderte nur die Krondiamanten zurück, die ihre Nebenbuhlerin statt ihrer getragen hatte. Noch 1557 sprach Heinrich II. den schottischen Ständen „von seiner lieben und sehr heiligmäßigen Gemahlin, unter deren Obhut ihre junge

Königin herangewachsen sei". Das eine war ebensowenig zutreffend wie das andre. Nicht Katharina, zu der Maria Stuarts Verhältnis immer kühl blieb, bis es offen feindselig wurde, sondern Diana von Poitiers gewann ihre Neigung und sorgte für ihr geistiges und leibliches Wohl wie für das meist Übrige dazu. „Der kleinen Heiligen", wie auch Papst Paul IV. Katharina nannte, blieb vorläufig nur übrig, das Lob ihrer Tugenden über sich ergehen zu lassen, bis dem leidigen Trost, als Dulderin gepriesen zu werden, besseres nach ihrem Sinn folgte.

Maria Stuart war kaum ein Jahr in Frankreich, als Eduard VI. Kommissäre schickte, um sie auf Grund der mit Heinrich VIII. geschlossenen Verträge zurückzufordern. Erst nachdem dieser Anspruch zurückgewiesen worden war, begehrte er ebenfalls vergebens die Hand von Heinrichs Tochter, der 1545 geborenen Elisabeth, die Philipps II. von Spanien vierte Gemahlin werden sollte.

Kurz zuvor, Ende September 1550, landete zu Dieppe Marias Mutter, Marie de Guise, begleitet von schottischen Großen und wieder von den Halbbrüdern der jetzt achtjährigen Königin. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, denn nicht nur herrschte seit März Friede zwischen England und Schottland, sondern Boulogne wurde gegen Entgeld den Franzosen zurückgegeben und dieser nationale Erfolg den Guisen gedankt.

Zu Rouen fand die Begegnung zwischen den schottischen Königinnen statt. Marie de Guise wurde mit Ehren überhäuft und folgte dem Hof, wohin er ging. Die Schotten erhielten Auszeichnungen und Geld; der venetianische Gesandte berichtete, so gründlich habe Heinrich II. gezahlt, daß kein Herzog, Prälat oder Lord, keine Lady oder kein Frauenzimmer schottischer Abkunft in Frankreich anwesend seien, die der allerchristlichste König nicht gekauft habe. Einer jedoch, ein schottischer Offizier, Robert Stewart, der Mitwisser am Mord Beatons gewesen war, ließ sich in England und zwar zum Zweck anwerben, die kleine Königin zu vergiften oder sonst zu töten. Der Anschlag wurde verraten, Heinrich II. verlangte und erhielt Stewarts Auslieferung und ließ, wie man sagt, den Mann hinrichten. Noch eine andre unangenehme Entdeckung stand Marie de Guise bevor. Mary Lady Fleming, die eigentliche Erzieherin ihrer Tochter, schön, jung und sehr kokett, erklärte — so erzählt Brantôme — sie fühle sich stolz und beglückt, guter Hoffnung, und zwar durch den König, zu sein. Diana und Katharina fanden dieses Ereignis weniger erfreulich. Sie sorgten dafür, daß Lady Fleming so schnell wie möglich nach Schottland expediert wurde, wo sie einem Sohn, dem nachher berühmten und berüchtigten Bastard von Angoulême, das Leben schenkte, demselben, der während der Bartholomäusnacht seine Tätigkeit auf Kosten der Hugenotten entfalten sollte.

Mit diesen Ausnahmen empfing Marie de Guise in Frankreich nur die besten Eindrücke. Sie konnte sich überzeugen, daß ihr Kind, der Liebling des Hofes, auf Händen getragen wurde. Einen eigenen Hausstand hatte Maria noch nicht, aber bei festlichen Gelegenheiten trug sie Kleider aus Goldbrokat oder Silberstoff, mit kostbaren Pelzen verbrämt und mit Stickereien bedeckt. In jenem Jahre 1551 erhielt sie, laut noch vorhandener Rechnungen, sechzehn vollständige Anzüge, dazu noch eine Menge einzelner Kleidungsstücke und so

viele Ketten, Gürtel, Knöpfe und Treſſen aus feinſtem Gold und Email, mit wertvollen Steinen geziert, daß drei große Blechkiſten dieſe Schätze kaum bergen konnten. Das ungeheure Geld, das die Schotten koſteten, veranlaßte jedoch den König, die Abreiſe ſeiner Baſe zu beſchleunigen. „Eine läſtige Bettlerin“ nannte ſie unverfroren der engliſche Geſandte. Noch lebte ihre Mutter, von der ſie ſich zu Joinville verabſchiedete. Dann ſchiffte ſie ſich im Oktober 1552 zu Rouen, und zwar nach Portsmouth, ein. Eduard VI. erwartete die ſchottiſche Königswitwe in London, wo er nochmals vergebens um Marias Hand warb. Die Brautſchaft mit dem Dauphin ſollte rückgängig gemacht, die früheren Verträge wieder gültig werden. Solche Pläne blieben ausſichtslos. Eduards und ſeiner Ratgeber fanatiſch-proteſtantiſche Politik hatte England in ein Chaos verwandelt, und in Irland drohte die Rebellion. Der Rückſchlag auf Schottland, wo die Ausſicht auf Plünderung des Kirchengutes viel mächtiger als die religiöſe Überzeugung ſprach, hatte auch dort die Anhänger der neuen Lehre vermehrt. Marie de Guiſe war vor allem deswegen nach Frankreich gegangen, um ſich der unbeſtrittenen Regentſchaft in Schottland zu verſichern. Der Regent, Arran, wurde Herzog von Châtelhérault; Heinrich und Marie de Guiſe entriſſen dem wankelmütigen Mann das Verſprechen, die Mündigkeitserklärung Maria Stuarts vom Antritt ihres zwölften Lebensjahres an zu berechnen. Bis dahin ſollte er, dem Namen nach, Regent bleiben. Da traten Ereigniſſe ein, deren Folge die katholiſche Reaktion in England war. Eduard VI. ſtarb am 6. Juli 1553. Der letzte Wille des deſpotiſchen Knaben hatte Lady Jane Grey, die Gemahlin Guilford Dudleys, eines Sohnes des Herzogs von Northumberland und Enkelin Marys, Herzogin von Suffolk, zur Nachfolgerin beſtimmt, und Frankreich, aus Feindſeligkeit gegen Karl V., den Onkel der legitimen Königin Maria Tudor, den Northumberlands Unterſtützung verſprochen. Dazu kam es nicht. Das engliſche Volk, Proteſtanten wie Katholiken, widerſetzte ſich der willkürlichen Verfügung Eduards VI. über die engliſche Krone, und der Wille der Nation führte die Thronbeſteigung Marias herbei.

Durch Beſtechung und Verführungskünſte weiblicher Schlauheit ſicherte Marie de Guiſe jetzt ihre Autorität in Schottland. Sie erreichte die Anerkennung des Adels für die von der Tochter ihr verliehene Regentſchaft, die ihr bitterer Feind, John Knox, mit einem auf den Rücken einer widerſpenſtigen Kuh gelegten Sattel verglich, und vorläufig triumphierte die Abſicht, durch Herrſchaft der Guiſen aus Schottland eine franzöſiſche Apanage zu machen und ſo dem Katholizismus wiederzugewinnen.

Während dies in ihrem Heimatlande vor ſich ging, reifte Maria Stuart zum jungen Mädchen heran. Der Kardinal von Lothringen, ihr Onkel, ein Kirchenmann, der ſich, wie Beaton, zu einem ſein Privatleben nicht behindernden politiſchen Katholizismus bekannte, hatte die entgleiſte Lady Fleming durch eine Dame von Paroy erſetzt, deren Alter und Geſicht Bürgſchaften gegen ähnliche Abenteuer boten. Er hielt ſie für die geeignete Perſon, „dafür zu ſorgen, daß Gott in der alten Weiſe verehrt werde“, und auf Befehl ihrer Mutter wurde jetzt Maria täglich zur Beiwohnung der Meſſe angehalten. Die Dame von Paroy erwies ſich jedoch bald ſo habſüchtig und unverträglich, daß Maria,

„die keine Stecknadel mehr an andre schenken durfte", in den Ruf des Geizes zu kommen fürchtete und ihre guten Beziehungen zu Katharina von Medici sich trübten. Auch sie sollte sie einst eine „Kaufmannstochter" genannt haben! Überdies war es die erste Pflicht der Gouvernante, bei der kleinen Königin zu schlafen, und diese klagte, das sei in fünf Monaten nicht zwei Nächte hindurch geschehen, weil Madame de Paroy an der Wassersucht erkrankte. Maria und der Kardinal beschlossen, das Ende nicht abzuwarten. Er schrieb der Schwester nach Schottland, obwohl Maria so gut und tugendhaft sich führe, daß zwölf Gouvernanten nicht mehr erreichen könnten, so sei sie doch sich selbst überlassen und ihr Leben in Gefahr gewesen, so viel Ungemach habe ihr, wie er entdeckt, die brave Dame von Paroy bereitet. So wurde, auf Marias Wunsch, eine Freundin Dianas, die Gräfin de Brêne, in Vorschlag gebracht, aber von Marie de Guise zurückgewiesen. Diese fürchtete den Einfluß der Herzogin von Valentinois. Die Herzogin aber hatte das Herz Marias so völlig gewonnen, daß sie ihre Mutter bat, die Heirat von Mademoiselle de Bouillon, der Tochter Dianas und Heinrichs, mit dem Sohn Arrans zu befürworten, denn für alle ihr erwiesene Liebe schulde sie der Herzogin jeden guten Dienst. Die Heirat kam nicht zustande, die Tochter Dianas wurde die Schwiegertochter des Herzogs von Guise; wohl aber zeigte Maria Stuart bei dieser und jeder andern Gelegenheit den nie versagenden Zug der Dankbarkeit und Treue für Freunde und Diener. Ihre Briefe enthalten Bitten und Empfehlungen, auch für die bescheidensten Mitglieder ihres Haushalts; ihre Großmut versagte selbst in Tagen der Bedrängnis nie; sie sollte sich zuverlässiger in der Freundschaft als in der Liebe erweisen.

Die Wolken, die der Dame von Paroy böse Zunge gesammelt hatte, zerstreuten sich bald wieder. Nichts sei schöner, ehrbarer, frommer als Marias Benehmen, berichtete der Kardinal 1556: sie regiere den König und die Königin.

Seit 1551 betrieb sie ernstlich die Studien, und nichts wurde vernachlässigt, um mit ihren Talenten auch ihren Geist auszubilden. Die vornehmen Frauen der Renaissance besaßen Kenntnisse, um die jedes heutige Mädchengymnasium sie beneiden dürfte. Prinzessin Elisabeth von England, während sie, mehr oder weniger wie eine Gefangene auf die Nachfolge der Schwester wartete, erwarb eine klassische Bildung, die es mit der von Fachgelehrten aufnehmen konnte. Sie begann den Tag mit der Lektüre des Alten Testamentes im griechischen Text, worauf eine Tragödie des Sophokles, eine Rede des Demosthenes zur Hand genommen wurden. Sie sprach das Griechische genügend gut, um als Königin mit dem Lordkanzler einen gelehrten Streit in dieser Sprache zu führen. Das Lateinische war ihr geläufig; sie las Cicero und Livius und gebrauchte eines Tags ihre Beredsamkeit, um der Insolenz eines polnischen Gesandten in schlagfertiger lateinischer Replik zu begegnen. Ariost und Tasso, die Literatur der Franzosen kannte sie wie ihre eigene. Mit Theologen disputierte sie; Dichtern wurde sie nicht nur der Gegenstand, sondern die verständnisvolle Schätzerin ihrer Werke. Am französischen Hofe wetteiferte Heinrichs II. Schwester, Margarethe von Valois, mit dem Wissen der Männer. Auch sie war klassisch geschult und leitete die Studien der königlichen Kinder.

Maria Stuart sprach, nebst dem Englischen, Spanisch und Italienisch. In korrekter Eleganz klang die französische Sprache entzückend von ihren Lippen. Sie lernte Literatur, Geschichte, Geographie. Vom Lateinischen, wenn nicht vom Griechischen erhielt sie mehr als oberflächliche Kenntnis und folgte dem lateinischen Unterricht mit des Königs Söhnen. Aufgaben, die von ihr erhalten sind, rechtfertigen allerdings das bewundernde Lob nicht, das Brantôme ihr spendete, als sie, etwa in ihrem vierzehnten Jahr und im Louvre vor versammeltem Hofe, eine lateinische Rede zur Rechtfertigung des gelehrten Frauenstudiums hielt. Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Verfaßt hatte sie dieselbe augenscheinlich nicht, aber gut memoriert, und der Wohlklang ihrer Stimme, der Liebreiz ihres Wesens und ihre Erscheinung taten das Übrige.

Die Authentizität ihrer Bildnisse ist fast ebenso schwer wie so vieles in ihrem Leben festzustellen. Glücklicherweise für die Nachwelt ist das erste ihrer Porträte unzweifelhaft echt, obwohl es einen entschieden älteren Eindruck macht als die beigefügte Angabe, sie sei bei dessen Anfertigung neun Jahre alt gewesen. Dieses Porträt, eine Zeichnung, ist von dem Hofmaler Heinrichs II., François Clouet, und ging aus dem Besitze des Grafen von Carlisle in den des Herzogs von Aumale über. Dieser schenkte es dem Museum Condé, das ein Teil der Sammlungen von Chantilly und heute im Besitz der französischen Akademie, der Erbin dieser fürstlichen Residenz, ist.

Die meisterhafte Zeichnung erledigt die Streitfrage, ob die Schotten-Königin regelmäßig schön gewesen sei, unbestreitbar zu ihren Gunsten. Das dichte Haar ist zurückgescheitelt und unter einer kleinen Haube, anscheinend von Goldbrokat, mit doppelter Juwelenkette geziert, verborgen. Die Stirn ist hoch und frei; die Nase mäßig, wenn auch groß, setzt in gerader Linie von der Stirn an und verläuft in zart geschwungenen Flügeln, an der Spitze viel feiner als auf späteren Porträten desselben Clouet, die er von Maria Stuart malte. Der Mund, nicht klein, zeigt eine schmale, gerade Oberlippe, während die Unterlippe leicht geschwellt ist. Wunderbar geschwungene, dunkle Brauen umwölben große, sanft und ernst blickende Augen, deren Wimpern sich nicht unterscheiden lassen. Das Oval des Gesichtes ist fehlerlos, das Kinn fest und rund, der Ausdruck mädchenhaft lieblich, edel und vornehm wie die Züge selbst. Den Hals zeichnet nicht die gewohnte Krause, sondern der nach vorn etwas offene Spitzenkragen des Kleides, das quer über der Brust mit einer breiten Tresse miederförmig absetzend, eine noch unentwickelte jugendliche Gestalt eng umschließt. Das Brustbild zeigt nur die mit Puffärmeln versehenen Achseln, aber man gewinnt vom Ganzen den Eindruck schlanker Größe, und bekanntlich war Maria sehr hochgewachsen. Ohrgehänge, ein Halsband aus Edelsteinen, eine über Achseln und Brust gelegte, in der Mitte mit großer Breloque befestigte Perlenschnur schmücken das reizende Porträt, dessen Anmut der harte, trockene Pinsel Clouets nicht wieder erreichte, oder wir müßten voraussetzen, daß Marias Erscheinung später nicht hielt, was sie an Schönheit in erster Jugend versprach. Im Tanze schwebend, wie die Zeitgenossen sie begeistert beschrieben, oder singend und sonst musizierend und von heiterster Lebenslust getragen, übte sie den Zauber aus, der unzertrennlich

von ihrem Namen bleibt. Damals wenigstens ist sie wirklich glücklich gewesen. Der Charakterzug der Stuarts, ein stolzes, herrisches Selbstbewußtsein, das dem der Tudors nicht nachstand, verriet sich auch bei Maria sehr früh, aber noch durch Frohsinn gemildert und durch keine Hemmnisse herausgefordert. Es lag vielmehr im Interesse der Familie Guise und des Königs selbst, der Königin von Schottland und künftigen Dauphine so früh als nur immer möglich die Selbständigkeit ihres hohen Ranges zu sichern.

Mit Beginn des Jahres 1554 erhielt sie, die bis 1551 mit den Kindern des Königspaares verpflegt worden war, den eigenen Hofhalt. Das Ereignis wurde durch ein Nachtmahl zu Ehren des Kardinals von Lothringen gefeiert. Die schottische Regierung hatte bis dahin nicht gekargt und eine jährliche Summe von 50000 bis 60000 Livres französischen Geldes zum Unterhalt der Königin gezahlt. Jetzt, wo sie großjährig war, ersetzten achtzehn Franzosen, worunter ein Schneider, ein Tanzmeister, zwei Kapläne, ein Schullehrer, ein Mundschenk, zwei Haushofmeister, das bisherige schottische Gefolge. Mit dem Hausstand der königlichen Kinder verglichen, war der Aufwand Marias gering, denn jene hatten allein ein Küchenpersonal von 57 Personen, und ihr Hofhalt verbrauchte an einem einzigen Tage 23 Dutzend Brote, 18 Rindsbraten, 8 Schafe, 4 Kälber, 20 Kapaunen, 120 Hühner und Tauben, 3 Lämmer, 6 Gänse, 4 Hasen, usw. und kostete 152 Livres. Bei solchen Küchenzetteln kann es nicht wundernehmen, daß der Lothringer Onkel die abwesende Mutter wegen schlimmer Gerüchte von „Herzzuständen" der jungen Königin beruhigen mußte. Sie habe einen so guten Appetit, meinte der Kardinal, daß sie zuweilen zu viel esse; im übrigen berechtige, nach dem Urteil der Ärzte, „ihre Temperatur" zur begründeten Hoffnung, sie werde alle ihre Anverwandten überleben.

Gefährlicher für das Wohlergehen des mehrere hundert Köpfe zählenden Hofes, dem eine Schar von Schneidern, Schustern, Apothekern, Tapezierern, Stickern und Friseuren angegliedert war, blieben die sanitären Verhältnisse. Ein einziger Wasserträger versorgte diese Menschenmasse mit dem nötigsten Waschwasser, und es läßt kaum weniger tief blicken, daß vier Waschfrauen genügten.

In den wundervollen Schlössern, wie in dem für Diana de Poitiers gebauten Anet, des Königs Chambord, Saint-Germain, Fontainebleau, dem Meisterwerk von Italienern, dessen Schönheit heute noch entzückt, dem unerreichten Louvre, lauter Prachtbauten, die damals entstanden und zum größten Teil noch unvollendet waren, zwangen dennoch die gänzlich fehlenden inneren Einrichtungen den Hof zu beständigem Wechsel des Aufenthaltes. Er mußte, um dem vorhandenen Schmutz und der sich anhäufenden Unreinlichkeit zu entgehen, ein Nomadenleben führen, und ließ die zu seinem Unterhalt herangezogenen Provinzen ausgesaugt und verhungert zurück.

Im Zeitraum von etwa neun Jahren sind allein für den Dauphin und seine Geschwister, meist auch für Maria Stuart mit ihnen, siebzig verschiedene solcher Residenzen angeführt. Damit allein fällt die oft wiederholte Behauptung, Maria sei längere Zeit hindurch in klösterlicher Abgeschiedenheit herangewachsen.

III.

Das Wenige, was wir von den auf Maria einwirkenden religiösen Einflüssen kennen, gibt vielmehr ein Bild der Vernachlässigung. Marie de Guise empfahl zwar fleißigen Kirchenbesuch, und im Hofstaat ihrer Tochter fehlte es nicht an Priestern. Aber die Beispiele, die sie vor Augen hatte, lehrten sie religiösen Fanatismus im Dienste der Politik, und nur selten religiöse Lebensführung. Der Mentor ihrer Jugend, Kardinal Karl von Lothringen, seit seinem vierzehnten Jahr Erzbischof von Reims, war ein geschäftskundiger, sehr gebildeter Mann, mit einschmeichelnden angenehmen Formen, von imponierender Erscheinung und äußerlich korrekter Haltung. Dennoch hielt man ihn im Herzen für ungläubig und selbst für fähig, seine Nichte zu verführen. Wenn das gänzlich unerwiesene Verleumdung ist, so trifft ihn doch die Verantwortung dafür, sie im Intrigenspiel geschult zu haben, durch das er sie den Interessen Frankreichs und seines Hauses dienstbar machte, und das sie später in Schottland gegen den Papst selbst fortsetzte, dessen getreue Tochter sie erst in den Tagen ihrer Gefangenschaft werden sollte. Unzuverlässig mit Freunden, rachsüchtig gegen Feinde, gewandt und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, wenn es galt, seine Absichten durchzusetzen, verschmähte der Kardinal die Bundesgenossenschaft mit Diana von Poitiers nicht und stellte seine gebietende Macht über die französische Kirche in den Dienst des Systems, das die Orthodoxie in Glaubenssachen mit Feuer und Schwert verteidigte.

Alles, was Maria Stuart in Frankreich erlebte, mußte sie in der verhängnisvollen Überzeugung bestärken, daß Religion das wirksamste Werkzeug der Politik sei.

Franz I. hatte durch Abschluß des Konkordates mit Rom die Besetzung der päpstlichen Pfründen in seine Hand bekommen und ohne Rücksicht auf Verdienst und kirchliche Gesetze seine Edelleute, ja selbst Frauen und Kinder, damit ausgestattet. Im Kampf mit Karl V. schloß er Bündnisse, nicht nur mit des Kaisers protestantischen Gegnern, sondern mit den Türken, gleichviel, ob die Christenheit dadurch gefährdet wurde, und auch das bedrängte Papsttum wechselte die Allianzen, um seine weltlichen Interessen zu retten. Franz I. schwankte, bevor er seine Macht im Innern in den Dienst katholischer Orthodoxie stellte. Es gab Momente, in denen man ihn der neuen Lehre günstig wußte. Erst 1549, zwei Jahre nach ihm, starb seine Schwester, Margaretha von Valois, Königin von Navarra, mit der ihn innige Freundschaft verband. Sie verdient eine Stelle neben Frauen von edler, hoher Denkungsart, die, wie Viktoria Colonna, eine Erneuerung des religiösen Lebens ohne den Abfall von der alten Kirche erstrebten. Diese reformatorische Richtung drang in Frankreich nicht durch. Der Gegensatz zum Kaiser führte zur Opposition gegen das Konzil von Trient und zur Unterstützung lutherischer Fürsten, während das französische Königtum, durch Calvins christliche Demokratie in seiner Macht bedroht, zum Verfolgungssystem gegen die Häresie überging. Montmorency, die Guisen, vor allem der Kardinal von Lothringen, auch Diana von Poitiers boten ihren Einfluß bei dem willigen Heinrich II. zur Aus-

rottung des Calvinismus auf. Selbst die Einführung der spanischen Inquisition wurde erwogen, gelang aber nicht. Calvin, der Franzose, der, wie seine Gegner, die religiöse Intoleranz verteidigte, triumphierte dennoch mit der Organisation der calvinischen Kirchen. Nach der Niederlage von Saint-Quentin 1557 mußte Heinrich II. einige Zugeständnisse machen und die Verfolgung mildern. Von da an gewann der Calvinismus in Frankreich die vornehmen, einflußreichen Führer, den wankelmütigen Antoine de Bourbon, König von Navarra, aber auch den Helden der Reformation, Gaspard Admiral Coligny. Im Jahr 1559 wagten es calvinische Parlamentarier, die Verkommenheit und die Skandale des Hofes mit der Sittenreinheit und Seelengröße seiner zum Scheiterhaufen verurteilten Opfer zu vergleichen, und der König beantwortete ihre Opposition mit dem Staatsstreich der Verhaftung dieser kühnen Männer in Ausübung ihres Amtes. Die religiöse Bewegung, die mit mystischer Versenkung in den Geist des Evangeliums begonnen hatte, sollte nach dem Regierungsantritt von Maria Stuarts Gemahl, Franz II., ihren Charakter ändern. Sie wurde wehrhaft, streitbar und entschlossen, die Waffen in der Hand, den Sieg der Partei und der „Religion", der unbeugsamen, politischen Religion Calvins, gegen die feindlichen Gewalten in Kirche und Staat durchzusetzen.

Über den paganischen Geist der Renaissance triumphierte der Calvinismus nicht. Unter italienischen und klassischen Einflüssen erstand die französische Kunst, die unter Heinrich II. sich in Glanz und Pracht entfaltete. Die Literatur wurde national, die Dichtung schuf mit den Poeten der Plejade profane Meisterwerke, deren lyrische Schönheit und jugendliche Begeisterung mit dem einen Wort gekennzeichnet wurde, es sei „April", Frühlingsluft und Lebensfreude mit ihnen in der Poesie erwacht.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Heinrich II. die 1552 vollendeten vier Bücher des „Pantagruel" unbedenklich gegen die Verurteilung von Sorbonne und Parlament in Schutz nahm und Rabelais gewähren ließ, der den römischen Hof und die Häresie mit dem gleichen Maß zynischer Satyre überschüttete. Auch die Guisen belohnten den Doktor mit der Pfründe von Meudon, Kardinäle, u. a. der von Lothringen, nahmen die Widmung des „Pantagruel" entgegen, „wohl deswegen", schrieb Theodor von Beza, „weil sie selbst ebenso wie die Helden seines Romans lebten; vivebant sicut ille loquebatur".

Ob Maria Stuart in Rabelais geblättert hat, wissen wir nicht; populär ist er bei den Zeitgenossen ja nie gewesen. Montaigne lebte, noch unbekannt, zu Bordeaux, als der gelehrte Amyot dem Dauphin und wohl auch seiner Braut Unterricht in den klassischen Sprachen erteilte und Plutarch übersetzte. Ein andrer Philologe dedizierte „seiner besten Schülerin", der jungen Königin von Schottland, eine französische Rhetorik. Der Liebling der neuen Dichterschule wurde sie. Joachim du Bellay sah sie nur kurz vor seinem Ende, zeitig genug, um sie mit Venus zu vergleichen. Der unbestrittene Fürst der französischen Dichtkunst, Pierre de Ronsard, einst Page Jakobs V. in Schottland, feierte Maria Stuart in der Jugend, die er in ihrer Nähe durchlebte, dann in ihrer kurzen Herrlichkeit und endlich in der Trauer um ihr Schicksal.

Ronsard besang „ihre schlanke Gestalt", „ihre lange, feine, zarte Hand", „ihre Sternenaugen", „den Alabaster ihrer Stirn", „das Gold ihres Haares",

. . . dont le moindre des nœuds
Dompterait une armée et ferait en la guerre,
Hors des mains des soldats tomber le fer en terre.

Sie blieb „die Zauberin", die seine Muse begeisterte; seine Dichterseele liebte sie und was sie liebte, die Musik vor allem, deren Verbindung mit der Poesie nach antiken Mustern er vergebens wieder herzustellen strebte, die jedoch eben damals mit dem auch in Frankreich gefeierten Orlando de Lasso und Palestrina ernste Meisterwerke schuf, während einheimische Tonkünstler durch Pflege weltlicher Kompositionen für Tanz und Gesang die Entwicklung zu Oper und Ballett vorbereiteten. Ronsard haßte auch, was Maria haßte, „die teuflichen Calviner von Genf", die schottischen Puritaner und den Ikonoklasten Knox, die Vaterlandsfeinde alle, die den Bürgerkrieg heraufbeschworen.

Mit Maria Stuart fast gleichaltrig und Kleriker wie Ronsard war Pierre de Bourdailles, Abt und Herr von Brantôme, der berühmte und im ganzen verläßige Chronist der letzten Valois. Bis 1560 in Italien abwesend, begleitete er Maria im Gefolge des Herzogs François de Guise auf ihrer Rückfahrt nach Schottland und sein Bericht darüber ist folglich der eines Augenzeugen. Auch er spricht von ihr, „dem schönen Engel", „der wahrhaftigen Göttin", mit schwärmerischer Bewunderung und beruft sich auf Ronsard zur Anerkennung ihres dichterischen Talentes, von dem die Proben nicht völlig überzeugen. Ihr bester Beitrag zur Dichtkunst war sie selbst, und man begreift, wie nicht Schottland, sondern Frankreich, wo sie geliebt, besungen und schon als künftige Königin gefeiert wurde, die Heimat ihrer Seele blieb.

Da fiel am 25. Juli 1554, und zwar mit einer in England und zu Wincheſter begangenen hochzeitlichen Feier, der erste Schatten kommenden Unheils auf das Leben der jungen Schottenkönigin. An jenem Tage vermählte sich Philipp, König von Neapel, Infant von Spanien, Sohn und Erbe Karls V., mit Maria Tudor, Königin von England. Hochfliegendere Pläne knüpften sich nicht wieder an einen fürstlichen Ehebund. Wurde dem sechsundzwanzigjährigen Spanier und der neununddreißigjährigen Maria ein Sohn geboren, so fielen alle Ansprüche Maria Stuarts auf die englische Krone, und die Habsburger herrschten über das ganze westliche Europa mit Ausnahme Frankreichs, des Erbfeindes ihres Hauses. Der Traum dieser Weltherrschaft erfüllte sich nicht. Wohl aber wurde ihr unmittelbarer Zweck, die Bundesgenossenschaft Englands im Ringen der Habsburger mit Frankreich, erreicht. Entscheidend für künftige Entwicklungen war der Rückschlag der katholischen Reaktion in England auf die Zustände in Schottland. Selbst der Kardinal von Lothringen hatte der Schwester, Marie von Guise, „zu sanften Mitteln" geraten. Sie eröffnete ihre Regentschaft mit einer Amnestie für die verbannten Anhänger der neuen Lehre, denen auch Frankreich eine Zufluchtsstätte bot. Knox kehrte zu kurzem Aufenthalt nach Schottland zurück, lange genug, um dort und später von Genf aus die mächtigsten der schottischen Großen, die Earls von Morton, Argyle, Lord James Stuart, später Earl of Moray, den Halbbruder Maria Stuarts, der Sache der Reformation zu gewinnen. Kurz nach Ausbruch des Kriegs gegen

Frankreich, zu Ende 1557, wurde der erste schottische Covenant zur bewaffneten Verteidigung des Evangeliums unterzeichnet. Eine schottische Erhebung gegen England drohte, und die Regentin mußte die Lords mit so guten Worten beschwichtigen, daß die heftigsten Reformer an ihre Neigung für die neue Lehre glaubten. Allein Marie von Guise verfolgte nur einen politischen Zweck. Sie unterstützte zwar die englischen Protestanten gegen Maria Tudor, aber sie war entschlossen, die Rebellion der schottischen Großen gegen ihre Krone unter dem Deckmantel einer bei den meisten von ihnen höchst zweifelhaften Überzeugung nicht zu dulden. Sie plünderten die Kirche, vor wie nach der Reformation, und nicht bei ihnen, sondern im bürgerlichen Mittelstand der Städte und bei den kleinen Edelleuten fand der schottische Presbyterianismus den religiösen Rückhalt. Die Regentin stand nach wie vor zur französischen Politik. Franzosen, vor allem d'Oysel, der Gesandte Heinrichs II., regierten tatsächlich Schottland. Zwar mußte der 1556 gemachte Versuch, eine Steuer zur Bildung eines stehenden Heeres einzuführen, wieder aufgegeben werden, aber französische Truppen hielten die festen Plätze Schottlands. Als zur selben Zeit Philipp II., nunmehr Nachfolger seines Vaters, den Anspruch der Prinzessin Elisabeth auf die englische Krone schon deshalb unterstützte, weil die Tochter Anna Boleyns der Succession Maria Stuarts den Weg versperrte, trat die Erwägung hinzu, möglicherweise nach dem Tode der hinsiechenden Gemahlin sich durch die Heirat mit Elisabeth ein zweites Mal die englische Krone zu sichern. Philipps Haltung veranlaßte Marie von Guise und ihren Bruder, den Kardinal, schon 1556 zur Vollziehung der Ehe zwischen dem Dauphin und Maria Stuart zu drängen. Zu diesem Zweck, und um die von Heinrich II. für den Winter 1557 in Aussicht gestellte Hochzeit zu beschleunigen, sollte die Regentin selbst wieder nach Frankreich kommen. Sie fand es jedoch nicht angezeigt, Schottland zu verlassen und schickte im Juli ihren Sekretär, allem Anschein nach Maitland of Lethington, den verführerischen Mann, der, unbeachtet ihres Liebesabenteuers, Mary Fleming heiratete und dessen Diplomatie ihm den Beinamen des schottischen Machiavelli eintrug. In Frankreich aber, wo Maitland erzogen worden war, versagten seine Künste. Heinrich II. fürchtete damals für das Leben seiner Gemahlin, deren letzten Kindes Geburt bevorstand; die junge Königin erkrankte infolge der Hitze an einem hartnäckigen Fieber, und im Oktober, als sie sich erholt hatte, bedrohte ein ähnliches Übel das Leben des schwächlichen Dauphin.

Im nächsten Frühjahr nahmen die Schotten die Verhandlungen wieder auf, deren Abschluß der Krieg Frankreichs gegen England und Spanien vorläufig noch verhinderte. Die Erwägung, es würden bei Abschluß des Friedens neue matrimoniale Pläne für Maria Stuart in Vorschlag gebracht werden, veranlaßten hierauf Heinrich II., die Heirat zu beschleunigen. Vorsicht war in jeder Beziehung geboten. Knox, dessen Predigt in Schottland der neuen Lehre die Anhänger gewann, deren Unzufriedenheit mit dem französischen Regiment der Regentin die religiöse durch die politische Opposition stärkte, begnügte sich nicht mehr, die verhaßte Maria Tudor, „die Jezabel, Verräterin und Bastardtochter", mit Gericht und Tod zu bedrohen: er erklärte das Frauenregiment

überhaupt gegen das Gesetz Gottes und der Natur, und die Frage, „ob es erlaubt sei, schlechte Herrscher abzusetzen und Tyrannen zu töten", wurde eine auch von Bischöfen der englischen Reformation aufgeworfene und verteidigte These. Als der Gedanke auftauchte, die Prinzessin Elisabeth von England mit einem Erzherzog zu vermählen, schrieb der französische Gesandte aus London, wenn Philipp II. solche Pläne hege, so werde Maria Stuart mit einem Engländer — er nannte Lord Courtenay — vermählt werden, um England den Habsburgern zu entreißen. Aber Heinrich II. gab den Preis, den er hielt, nicht aus der Hand.

Am 30. Oktober 1557 begehrte ein Schreiben des französischen Königs an die schottischen Stände die Absendung einer Deputation zur Festsetzung der Ehepakten. Neun Deputierte der drei Stände, Protestanten und Katholiken, wurden beauftragt, die Wahrung der Freiheiten und Privilegien der schottischen Nation mit allen Schutzmaßregeln zu umgeben. Solange Maria Stuart außer Landes blieb, regierte ihre Mutter mit einem Regentschaftsrat. Starb die Königin ohne Nachkommenschaft, so sollten Heinrich II. und der Dauphin sich feierlich verpflichten, die Nachfolge des nächsten Erben der Krone durchzusetzen.

Im März 1558 erklärte sich Heinrich II. mit diesen Bedingungen sowie mit den pekuniären Anerbietungen der Schotten einverstanden und stellte seinerseits Forderungen. Der Dauphin sollte nach seiner Verheiratung den Titel eines Königs von Schottland führen; nach seiner Thronbesteigung wurden beide Reiche vereinigt. Im Falle seines Todes stand es der Witwe frei, Frankreich oder Schottland zum Aufenthalt zu wählen. Der älteste Sohn aus dieser Ehe vereinigte beide Kronen; wurden dagegen nur Töchter geboren, so erbte die älteste derselben die schottische Krone, da Frauen in Frankreich nicht regierten. Mit der einen Ausnahme, daß sie die Krone selbst nicht nach Frankreich senden wollten, gestanden auch die Schotten jetzt alle französischen Bedingungen zu. Sie ahnten nicht, daß die nunmehr fast fünfzehnjährige Königin bereits ein falsches Spiel mit ihnen gespielt und Schottland an Frankreich ausgeliefert hatte. Am 4. April, augenscheinlich unter dem Einfluß der Guisen, ihrer Onkel, unterzeichnete sie nämlich drei noch erhaltene geheime Dokumente. Durch das erste gingen, wenn sie kinderlos starb, alle ihre Rechte auf England und Schottland selbst durch freie Gabe ihrerseits an die französische Krone über. Durch das zweite behielten der König von Frankreich und seine Nachfolger Schottland so lange im Besitz, bis ihnen alle zu seiner Verteidigung verausgabten Gelder zurückgezahlt waren. Durch das dritte behauptete die junge Königin ihr unbeschränktes Verfügungsrecht über die schottische Krone. Alle gegenteiligen, bereits eingegangenen oder noch einzugehenden Verpflichtungen mit den schottischen Ständen sollten null und nichtig und nur die Vereinbarungen mit Frankreich gültig sein. Unter diesen Dokumenten stehen die Namen des Dauphin und Marias.

Wußte sie, was sie tat? Diana von Poitiers schrieb zur selben Zeit, Maria habe zu den schottischen Ständen nicht etwa wie ein unerfahrenes Kind, sondern wie eine reife, wohlunterrichtete Frau gesprochen. Seit Jahren teilte Marie von Guise ihr Staatsangelegenheiten mit, und sie antwortete bescheiden und vernünftig, warnte auch zuweilen vor der Habsucht und dem Ehrgeiz

schottischer Größen. Daß sie durch das geheime Abkommen mit Frankreich die schottischen Stände hinterging, kann ihr nicht zweifelhaft gewesen sein; andrerseits dachten weder ihre Onkel noch sie selbst an die Möglichkeit einer zweiten Ehe und einer neuen Nachkommenschaft. Beides hielt ihr das Schicksal bevor. Den Sohn aber, der ihr geboren werden sollte, hat sie dann nicht zugunsten des französischen Königs, sondern ihres damaligen Todfeindes, Philipps II., enterbt!

Vierzehn Tage nach Unterzeichnung des geheimen Vertrags, am 19. April, in der großen Halle des Louvre, verpflichtete sich Maria Stuart in ihrem Ehekontrakt den schottischen Bedingungen und tauschte Ringe mit dem Dauphin, worauf ein Ball, den sie mit Heinrich II. eröffnete, die bräutliche Feier beschloß. Der König schmeichelte sich, daß sie seinen Sohn liebte. Gewiß war die Neigung des Fünfzehnjährigen für seine Braut. Seiner Jugend und der Autorität des Vaters hatte er es zu danken, wenn die Verführungskünste, denen Katharina als Witwe ihre jüngeren Söhne aussetzte und denen sie erlagen, auf ihn keine Anwendung fanden. Katharinas verhängnisvolle Vorliebe galt nicht dem schwächlichen Thronerben Franz, der nur die Jagd und seine Frau liebte, sondern dem schlimmsten ihrer Söhne, jenem Herzog von Anjou, der als Heinrich III. regieren sollte.

Am 24. April, in Gegenwart von sechs Kardinälen, eines päpstlichen Legaten, des Herzogs von Lothringen, der Großmutter der Guisen, des Königs von Navarra, seines kleinen Sohnes, der Heinrich IV. heißen sollte, des Hofes, der Großen und eines jubelnden, schaulustigen Volkes wurden in der Kathedrale zu Paris die beiden königlichen Kinder getraut. Noch während der kirchlichen Zeremonie warfen Herolde Silber- und Goldmünzen unter die Menge, die mit Gefahr des Lebens sich um dieselben schlug. Die Chronisten schildern die entfaltete Pracht, die von Gold und Purpur prangenden Gewänder, die kunstreichen Rüstungen der Ritter, die Juwelen der fürstlichen Frauen, die Popularität des Herzogs von Guise, als er am Tage des Triumphes seines Hauses den König und das Brautpaar durch die Straßen der Hauptstadt geleitete. Bei dem Bankett im erzbischöflichen Palast mußten zwei Würdenträger Maria Stuart stützen, sonst wäre sie unter der Last ihrer Krone zusammengebrochen. Das größte Kleinod dieser Krone wurde allein auf 500 000 Dukaten geschätzt. Sie trug ein Kleid, „weiß wie die Lilien", mit langer, von Hoffräulein getragener Schleppe, „dessen Schönheit nicht zu beschreiben war", und die Grazien, meinte Ronsard, seien vom Himmel niedergestiegen, um ihr besser zu dienen. Ihre Blicke schlügen die Welt in Ketten, beteuerte Du Bellay. Einem zweiten Festgelage im Louvre folgte ein Ball mit mythologischen Spielen. Zwölf künstlich hergestellte Pferde bewegten sich, als ob sie lebendig seien. Auf sechs herrlich geschmückten Galeeren, deren silberne Segel der Wind auf täuschend nachgeahmten Wellen schwellte, zogen die Fürsten in den weiten Saal, raubten sich die Prinzessinnen und brachten sie nach Colchis, wo Jason dem König Heinrich II. die Universalmonarchie und der Königin-Dauphine die Krone Englands verhieß.

Poeten verrieten, was Staatsmänner erstrebten. Der kleine König-Dauphin folgte seinem Vater in das Feldlager, Guise eroberte Calais, Maria

Tudor starb am 17. November, auf Befehl Heinrichs II. wurden Franz und Maria Stuart zu Paris als Könige von Schottland, England und Irland ausgerufen und das englische Wappen mit dem ihrigen vereinigt. Die kühne Herausforderung sank zur bloßen Demonstration herab, denn Katholiken wie Protestanten Englands suchten bei Elisabeth Erlösung vom unerträglich gewordenen Joch der religiösen Verfolgung und den Demütigungen der Niederlage. Wenigstens durch einen katholischen Bischof wurde Elisabeth noch gekrönt, sie ging zur Messe, versprach religiöse Toleranz unter der Bedingung äußerlicher Konformität mit der bestehenden Religion, die sie nicht nannte, und erklärte mit stolzem Selbstbewußtsein, nicht etwa Philipp II., sondern dem englischen Volk verdanke sie ihre Krone. Von Aussichten des Spaniers auf ihre Hand war nach ihrer höflichen Abweisung nicht mehr die Rede, aber vorläufig blieben sie Freunde und schlossen zu Cateau-Cambresis am 2. April 1559 Frieden mit Frankreich, das von seinen Eroberungen nur Metz, Toul, Verdun und Calais behielt, auf Italien verzichtete und Philipp die Hand der Königstochter Elisabeth von Valois sicherte. Vom 21. April 1559 ist der erste Brief Maria Stuarts an „ihre sehr liebe und geliebte Schwester und Cousine" Elisabeth datiert. Sie und der Dauphin äußerten darin ihre Freude über den Abschluß des Friedens und drückten die Hoffnung aus, ihre Allianz mit Elisabeth werde dauernd sein. Diese antwortete durch eine Gesandtschaft, und beide Königinnen versprachen sich Freundschaft. Von Ansprüchen Marias auf die Nachfolge in England geschah keine Erwähnung. Am 22. Juni freite der Herzog von Alba im Namen seines Gebieters, Philipps II., Elisabeth von Frankreich. Heinrich II. bot abermals die Pracht seines Hofes zur Feier dieser Hochzeit auf, die Turniere verherrlichten. Am 30. Juni versetzte der Normannengraf Montgommery dem Könige den Lanzenstoß, der sich tödlich erwies. Der Sterbende ließ noch die Hochzeit seiner Schwester Margarethe mit dem Herzog von Savoyen begehen, die einer Leichenfeier glich. Am 10. Juli hauchte er seine Seele aus, und die Regierung Franz II., die der Guisen mit ihm, begann.

IV.

Maria Stuart war Königin von Frankreich. Ihrem Einfluß wurde es unnötigerweise zugeschrieben, daß Guise und sein Bruder, der Kardinal, sich in die Regierung teilten, die den schwachen Händen des Knaben, ihres Mannes, entglitt. Aber mit Ausnahme einiger unbedeutender Briefe an Philipp II. nach der Trennung von ihrer geliebten Schwägerin Elisabeth, oder an die Herzogin von Ferrara, um sie ihrer guten Dienste zu versichern, fehlt jeder Anhaltspunkt, um ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte nachzuweisen. Der Hof, der wie zu Heinrichs II. Lebzeiten oft seinen Aufenthalt wechselte, war im März zu Amboise, als die langgefürchtete Verschwörung der zum ersten Male als „Hugenotten" bezeichneten Protestanten gegen ihre Todfeinde, die Guisen, ausbrach. Unter Führung eines Edelmanns, La Renaudie, wagten sie einen Angriff gegen das Schloß von Amboise, der vollständig mißlang. Die Guisen übten fürchterliche Rache. Nach Tisch, von ihren Fenstern aus, sahen Katharina von Medici, das junge Königspaar und die Prinzen die grausame Hinrichtung der Verschworenen, „ohne Mitleid zu zeigen, als handle es sich

um ein Schauspiel". Die Rückwirkung des Blutbades blieb nicht aus. Die Regierung mußte einlenken, wollte sie nicht Hunderttausende zu Kerker und Tod verurteilen. „Ich weiß nicht, was es ist," sagte der König zum Herzog von Guise; „ich höre, man zürne nur Ihnen. Ich wollte, Sie hielten sich eine Zeit hindurch vom Hofe fern, damit man sehe, ob es Ihnen oder mir gilt." Aber der spanische Gesandte hatte ihn vergebens gewarnt: Maria Stuart erhielt den Auftrag „de retourner le roi"; am nächsten Morgen besaß Guise die Statthalterschaft über Frankreich mit fast schrankenlosen Vollmachten.

Der Hof aber, der vor der Rebellion zu zittern gelernt hatte, blieb verdüstert. In ihren schwarzen Witwenkleidern verscheuchte die Medicäerin die Freunde. Auch die junge Königin war leidend. Schon bei Albas Abschiedsaudienz war sie bewußtlos zusammengebrochen und auf des Königs Bett getragen worden. Nach modernen ärztlichen Gutachten ließ seine Gesundheit nur eine Scheinehe zu. Maria jedoch glaubte sich im Sommer 1560 guter Hoffnung und zeigte nie Abneigung gegen den Gatten, obwohl sein physischer Zustand ekelerregend geschildert wird.

Die Vorgänge in Schottland genügten, um die Erschütterung der Gesundheit der jungen Königin, die schon tot gesagt wurde, zu erklären.

Im Dezember 1557 hatten, wie bereits erwähnt, die zum Calvinismus übergetretenen Lords den ersten Covenant zu seiner Verteidigung geschlossen. Sie behaupteten das Recht der freien Selbstbestimmung gegen die Religion des Staates. Um dem Bürgerkrieg und der Rebellion im Augenblick des Krieges zwischen England und Frankreich zu entgehen, mußte Marie de Guise den „Lords der Kongregation", wie sie sich nannten, durch eine versöhnende Haltung entgegenkommen, die über ihre wahren Absichten nicht täuschte. Nach der Entscheidung, durch die Papst Paul IV. die Legitimität der inzwischen auf den Thron gelangten Königin Elisabeth bestritt und dieselbe vor seinen Richterstuhl forderte, vollzog sich der Bruch zwischen ihr und Rom, und mit dem Siege des Protestantismus in England wurde die Krisis in Schottland im Mai 1559 akut. Die rebellischen Lords riefen englische Hilfe gegen die von Marie de Guise gerufenen Franzosen an und griffen zu den Waffen. Gerüchte über das geheime Abkommen Maria Stuarts mit der französischen Krone, dessen Inhalt man nicht kannte, aber doch vermutete, wurden noch dadurch verstärkt, daß sie für ihren Gemahl die matrimoniale Krone verlangte und jetzt auch erhielt.

Elisabeth haßte Knox, den Calvinismus und die Rebellion, aber mehr noch haßte sie Maria Stuart und die Franzosen. Die Verschwörung von Amboise war, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens Cecil bekannt. Die französischen Hugenotten drängten Elisabeths Gesandten, Throckmorton, voran. Im Januar 1560 wagte sie selbst den kühnen Schritt, durch das Erscheinen ihrer Wehrkraft zu Land und See den schottischen Lords, die Leith belagerten, beizustehen. Leith war noch nicht gefallen, als der Tod die längst schon leidende Marie de Guise hinwegraffte. Am 18. Juni erreichte Maria Stuart die Trauerkunde von dem Verlust der Mutter, an der sie mit leidenschaftlicher Neigung hing, und in offener Feindseligkeit zur „Schwester" begann ihr unmittelbares Regiment in Schottland. Bereits am 6. Juli mußten Abgesandte von Franz II. und Maria den doppelten Vertrag von Edinburgh abschließen. Das Überein-

kommen mit Schottland verpflichtete beide zur Zurückziehung französischer Truppen für immer und zur Regierung des Reiches durch einen Rat der Lords. Das Übereinkommen mit England erwies sich noch schwieriger. Erst nach langen Verhandlungen entrang Cecil die Anerkennung der Rechte Elisabeths auf England und Irland und das Versprechen, Titel und Wappen Englands nicht mehr zu führen.

Der letzte, undatierte Brief Maria Stuarts an die Mutter hatte zur Verständigung mit Elisabeth gemahnt und den rebellischen Lords, wenn sie sich unterwarfen, Vergessen des Geschehenen versprochen. Noch kannte Maria den Charakter der Königin von England nicht. Sie hielt augenscheinlich ein gutes persönliches Einvernehmen mit ihr für möglich, ohne jemals dem Recht der Nachfolge auf den englischen Thron, das ihr ungleich wichtiger als der Besitz Schottlands erschien, zu entsagen. Infolgedessen unterzeichneten weder sie noch Franz II. den Vertrag von Edinburgh, der ihres Rechtes keine Erwähnung tat, während er ihre Herrschaft über das zum Protestantismus übergetretene, von Frankreich befreite Schottland in Frage stellte. Solange die Guisen Frankreich regierten, bestand Aussicht, den Wortlaut des Vertrages zum toten Buchstaben zu machen. Obwohl sie eine Notabelnversammlung beriefen, auf welcher Coligny im Namen der Protestanten sich zum weltlichen Gehorsam verpflichtete, aber freie Religionsübung verlangte, wurde die Härte der Verfolgung nicht gemildert. Bourbon-Condé, der Bruder des Königs von Navarra, wegen Mitwissenschaft an der Verschwörung von Amboise verhaftet, Anton, König von Navarra, bedroht. Der Hof war in Orleans, wohin die Notabelnversammlung berufen werden sollte, und mit außerordentlichem Gepränge hatte das junge Königspaar dort seinen Einzug gehalten. Die Krone auf dem Haupte, in golddurchwirktem, mit Sternen aus Diamanten und Perlen besäetem Kleide ritt Maria Stuart an der Seite des Gemahls ihren mit goldner Schabracke geschmückten Zelter. Zum letzten Male sollten Franzosen der bleichen Schönheit dieser Königin huldigen. Während die Guisen das aufgeregte, in Parteien gespaltete Reich zu halten suchten, ging Franz II., mit Anspannung seiner letzten Kräfte, aber mit unverminderter Leidenschaft dem Waidwerk nach. Da ergriff in Orleans den schon langsam Dahinsiechenden die tödliche Krankheit. Es bildeten sich Abszesse im Gehirn. Anfangs suchte man seinen Zustand zu verbergen. Mutter und Gattin wachten an seinem Lager, das auch die Guisen nicht verließen. Vergebens wurde in allen Kirchen gebetet, vergebens auch bedrohten seine Onkel in ohnmächtigem Zorn die Ärzte, „die ihn in der Blüte der Jahre wie einen alten Bettler sterben ließen". Umsonst suchten die Guisen Katharina zu entfernen, die ihrerseits mit der Gattin um den Vorrang an diesem Sterbebett stritt. Wochen hindurch wechselte der unglückliche Knabe zwischen Delirium und Bewußtlosigkeit. Am Abend des 5. Dezember 1560 hauchte er seine Seele aus.

V.

Wenige Stunden später versammelte Katharina den Kronrat und ließ sich vom künftigen, zehnjährigen Karl IX., ihrem Sohne, die Regentschaft verleihen. So begann ihr Regiment, in Feindschaft zu den Guisen, die ihr Ehren

zugestanden und die Macht verweigert hatten. Maria büßte mit ihnen dafür. Nichts berechtigt zum Zweifel an der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes, der in seiner Heftigkeit jeden Trost zurückwies. Ohne des Himmels Beistand, schrieb sie an Philipp II. und an die Schotten, wäre ihr Unglück nicht zu ertragen. Dem Gatten, den sie geliebt hatte, rief sie nach:

Si en quelque séjour
Soit en bois et en prée,
Soit sur l'aube du jour,
Ou soit sur la vesprée,
Sans cesse mon cœur sent
Le regret d'un absent!

Vierzig Tage hindurch blieb sie in dunklen, „schwarz wie das Grab" verhängten Gemächern; ihr Antlitz war weißer als das Witwenkleid, in dem Clouet sie zeichnete. Bei ihr blieb nur die Großmutter von Guise. Dann empfing sie nach und nach den jungen König, den von Navarra, die fremden Gesandten. Throckmorton fand bereits ihre Klugheit, Weisheit und bescheidene Zurückhaltung zu rühmen und empfahl in London, sie schonend und freundlich zu behandeln.

Ihre erste wichtige Mitteilung an die Schotten rechtfertigte seine günstige Meinung. Sie schilderte in bewegten Worten ihren Schmerz: in der Schwiegermutter, „der würdigsten und tugendhaftesten Prinzessin in der ganzen Welt", hoffe sie eine zweite Mutter, im König einen Bruder zu finden. Katharina allein regiere jetzt und wünsche, wie sie selbst, die Bestätigung und Fortführung der Allianz zwischen Frankreich und Schottland, „die das beste ist, was dem Reich gewünscht werden kann". Maria versprach, sobald als möglich nach Schottland zurückzukehren. Alles Vergangene sollte vergessen sein: sie rechne auf die Treue ihrer Untertanen.

An der Spitze der Stände, zu denen sie so sprach, standen Knox, der nie an Frieden mit ihr glaubte, Maitland of Lethington, der entschlossene Gegner der französischen und der Anwalt der englischen Allianz, endlich Marias Halbbruder, Lord James Stuart, der überzeugte Calvinist, an den Knox als König dachte, während seine Schwester noch keinen Grund hatte, an seiner Treue zu zweifeln. Lord James erhielt den Auftrag, zu ihr nach Frankreich zu gehen und ihre wahre Gesinnung zu erforschen.

Marias Gedanken aber waren nicht auf Schottland, sondern vielmehr darauf gerichtet, der Zukunft, die sie dort erwartete, zu entgehen. Franz II. atmete noch, als bereits Heiratspläne für sie auftauchten. Sie war kaum Witwe, als alle Fürstenhöfe Freier in Vorschlag brachten. Die Könige von Dänemark und Schweden boten sich selbst an; der Herzog von Ferrara, zwei Erzherzöge, Söhne des Kaisers, wurden genannt. Um ihr Gatte zu werden, dachte der König von Navarra an die Scheidung von seiner Frau. Brantôme weiß von einer leidenschaftlichen Neigung des Knaben Karl IX. für seine Schwägerin. Der Earl of Arran, den Elisabeth soeben ausgeschlagen hatte, der junge Lord Darnley, sein Rivale, diese zwei schottischen Thronkandidaten des Hauses Stuart, zählten zu Marias Freiern.

Im Gegensatz zu Königin Elisabeth, die mit zielbewußtem Wollen ihre Pläne verfolgte und dennoch alle Ränke und Intrigen ihrer Diplomatie spielen ließ, um Jahrzehnte hindurch die Bewerber um ihre Hand zu narren, ist es der charakteristische Zug Maria Stuarts, daß sie mit gänzlicher Hintansetzung ihrer weiblichen Sympathien zu Ehebündnissen aus politischen Gründen jederzeit bereit stand. Wenn sich in die Bewunderung für Elisabeths Größe fast ein Zug der Verachtung für das von ihr zum System erhobene Wirrsal von Lügen und Verstellung mischt, mit dem sie ihre Staatskunst deckte und ihre weibliche Koketterie befriedigte, so erweckt die Art und Weise, wie Maria Stuart ihre Person jeder politischen Kombination stets zu opfern sich bereit zeigte, ein mit Befremdung gemischtes Mitleid. Bis 1561 blieb ihr Charakter für die Welt ein unbeschriebenes Blatt. Von diesem Zeitpunkt an offenbarte sich eine Fürstin, die an weitaussehenden Plänen Elisabeth übertraf und deren heroischer Mut sich mit einer Selbstbeherrschung paarte, die nur einmal, im Sturm unseliger Leidenschaft, völlig versagte. Zwischen die englische Königin und die Medicäerin, die Frankreich beherrschte, trat, ebenbürtig durch die Stärke des Willens und über den weiblichen Zauber verfügend, der ihr allein gegeben war, die Königin von Schottland.

Wäre es durchführbar gewesen, so würde ihre Wahl nicht zweifelhaft und ihr zweiter Gatte Karl IX. gewesen sein. Aber auf den unmündigen Knaben konnten weder sie noch die Guisen warten, und Katharinas Widerstand, das wußten sie, war nicht zu überwinden. So entschieden Maria und ihre Onkel für Don Carlos. Der fünfzehnjährige, von der Natur ungleich schlimmer als der traurige Franz II. vernachlässigte Infant von Spanien sollte Marias zweiter Gatte werden.

Noch war Philipp II. nominell Elisabeths Verbündeter. Um die Annexion Schottlands durch Frankreich zu verhindern und Maria Stuart, die Gattin eines Valois, vom englischen Thron fernzuhalten, war die Allianz mit England geschlossen worden. Mit dem Tode Franz II. und dem Übergang der protestantischen Schotten auf Elisabeths Seite erschien die Gefahr beseitigt. Elisabeth verhandelte, nunmehr ihrer Herrschaft sicher, bereits mit den französischen Hugenotten, und die Versöhnung der englischen Königin mit Rom, das lange verfolgte Ziel von Philipps Politik, wurde schon anfangs 1561 aussichtslos. Ein calvinischer Aufstand in den Niederlanden drohte dagegen mit dem Sieg des Protestantismus, gegen den, seit dem Vertrag von Cateau-Cambrésis, eine Liga katholischer Mächte erwogen wurde. Ende Januar 1561 erschien Philipps Gesandter, Don Juan Manrique, am französischen Hof. In Zusammenkünften mit den Guisen und mit Maria verhandelte er ihre Vermählung mit Philipps Sohn. Das werde tödliche Feindschaft mit England sein, bemerkte Throckmorton, als er zuerst davon hörte, dem venezianischen Gesandten. Es war auch der offene Bruch mit Katharina. Sie griff ohne Zögern zu den schärfsten Gegenzügen, bot ihrem Schwiegersohn Philipp für Don Carlos die Hand ihrer jüngsten Tochter Margarethe, und selbst die Vormundschaft über Karl IX., drohte aber auch, wenn alle diese Versprechungen versagten, sich mit England und den Hugenotten zu verbünden. Während solche Verhandlungen zwischen Paris und Madrid gepflogen wurden, empfing Maria zu

Fontainebleau, wohin sie dem Hof gefolgt war, am 16. Februar die Gesandten Elisabeths, die das Beileid der Königin aussprachen. Maria dankte für eine schwesterliche Teilnahme, deren sie so sehr bedürfe, und bat die Königin, sich ihres guten Willens, ihrer herzlichen Freundschaft und Allianz versichert zu halten. Als sie das schrieb, kannte sie den Preis, den Elisabeth forderte. Es war die Ratifikation des Vertrags von Edinburgh, der Elisabeths Recht auf die englische Krone anerkannte.

Maria wich aus. Sie gab keine abschlägige Antwort, aber sie schützte die Notwendigkeit vor, sich mit den schottischen Ständen und mit ihrem Onkel von Lothringen zu beraten, bevor sie unterzeichnete.

Der Hof Katharinas war kein wünschenswerter Aufenthalt mehr für sie. Am 20. März traf sie in Paris ein, wo sie ihre Kleider und Juwelen musterte; am 26. März vereinigte sie sich mit allen Guisen zu Reims, wo Familienrat gehalten wurde; auf dem Weg zur Großmutter von Guise nach Joinville, zu Vitry, empfing sie Leslie, den späteren Bischof von Roß. Er kam im Auftrage schottischer katholischer Lords des Nordens, die 20000 Mann zu stellen versprachen, wenn Maria als katholische Königin nach Schottland zurückkehre. Sie hatte bereits dreihundert Briefe an einflußreiche Schotten geschickt, um sich ihres Beistands zu versichern, behielt Leslie zwar in ihrer Nähe, lieferte aber ihre Sache der katholischen Reaktion in Schottland nicht aus. Bereits am nächsten Tage erschien Lord James Stuart, der Bevollmächtigte der Calvinisten. Seit Arrans für die Schotten beleidigender Zurückweisung durch Elisabeth stand Marias Rückkehr nach Schottland auch bei diesen Calvinisten wenigstens als ein Experiment, das versucht werden müsse, fest. Durch Klugheit und Versprechungen hatte sie Anhänger gewonnen; sie mußte, wenn sie herrschen wollte, in der religiösen Frage den ohne ihre Einwilligung geschlossenen Zustand hinnehmen, und sie tat es, ohne sich schriftlich zu binden. Lord James wurde schwesterlich von ihr empfangen. Sie anerkannte den calvinischen Status in Schottland; verlangte nur für sich freie Ausübung der Religion und private Anhörung der Messe, deren öffentliche Feier die Katholiken mit dem Leben büßten. Der Versuch, ihren als habsüchtig bekannten Halbbruder durch Schenkungen zu gewinnen, scheiterte ebenso wie die Vorwürfe versagten, die Maria wegen seines Übertritts zum Calvinismus erhob. Lord James teilte Throckmorton mit, wegen des Vertrages werde Maria sich dem Rat der Stände fügen, deren Einwilligung zur Heirat mit einem ausländischen Fürsten sie wünsche. Freundschaft mit England sei ihr jetzt ebenso gleichgültig wie die mit Frankreich. Als sie seine Begleitung nach Nancy ausschlug, kam ihm der Verdacht, daß sie etwas vor ihm zu verbergen habe. Darüber konnte Throckmorton aufklären: es war die spanische Heirat. Letzterem schrieb Maria im Vollgefühl ihrer Würde, nur um seine Pflicht gegen sie, die Souveränin, zu erfüllen, sei Lord James gekommen; andre Rechte besitze er nicht. Throckmorton erreichte weder die Unterzeichnung des Vertrages noch konnte er Elisabeth genau über die inmitten der Guisen befindliche Maria, die seiner Beobachtung entschlüpfte, informieren.

Zu Nancy, wo sie Ende April eintraf, war sie glänzend von ihnen empfangen und durch Feste und Vergnügungen gefeiert worden. Lord Both-

well soll damals zu den Schotten gezählt haben, die ihrer Königin huldigten; er ging jedenfalls noch unbemerkt an ihr vorüber. Da mitten in den Träumen hochgespannter Hoffnungen auf die mächtigste Krone der Christenheit erhielt Maria im Mai und durch den Kardinal von Lothringen die niederschmetternde Nachricht, daß Katharinas Politik den Sieg davongetragen habe. Ihre Tochter Elisabeth, Philipps Gemahlin, hatte der Mutter aus Madrid gemeldet, daß der König von Spanien auf das Heiratsprojekt Marias mit Don Carlos verzichtet habe. Erst am 23. Juni erfuhr es Throckmorton. Der König von Spanien, berichtete er nach London, weigere sich, seinen Sohn mit „einem Prozeß" zu verehelichen. Stünden die Dinge klar, so wäre ihm nichts erwünschter, als die Heirat des Sohnes mit Maria. Durch die Aussicht des Krieges mit Frankreich und England fand er sie zu teuer erkauft.

Am 15. Mai wurde Karl IX. zu Reims gekrönt. Maria war erwartet und kam nicht. Sie verbarg ihre bittere Enttäuschung vor deren Urhebern zu Joinville bei der Großmutter, lag krank zu Bett und sah „keinen Mann", mit Ausnahme des Arztes. Am 28. Mai kam sie durch Reims, am 10. Juni traf sie in Paris ein, wo Katharina mit Erweisung belangloser königlicher Ehren nicht geizte. Auch Maria hatte ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden und den Entschluß, nach Schottland zurückzukehren, gefaßt.

Am 18. Juni empfing sie Throckmorton. Sie blieb bei ihrer Willensäußerung, den Vertrag von Edinburgh mit den Ständen zu erwägen, versprach jedoch, zur Befriedigung der Parteien alle Franzosen aus Schottland zu entfernen, und äußerte die Zuversicht, Elisabeth werde der freien Ausübung ihrer Religion kein Hindernis bereiten, nachdem sie ja selbst ihren schottischen Untertanen die ihrige gewährleiste. Ihr schickte sie den Gesandten d'Oysel mit dem Ersuchen, ihr freies Geleit durch England zu bewilligen. d'Oysel brachte die Antwort Elisabeths zurück, erst wenn Maria den Vertrag unterzeichnet habe, werde sie das freie Geleit geben und eine Begegnung mit Maria zur Befestigung ihrer Freundschaft veranlassen. Von der Gegenleistung einer Anerkennung Marias als der nächsten Erbin der englischen Krone, im Fall Elisabeth ohne Leibeserben starb, schwieg diese, obgleich sowohl ihr Staatssekretär Cecil als die Schotten Lord James Stuart und Maitland die Notwendigkeit einer solchen Lösung nahelegten. Die Zukunft zeigte, daß Elisabeth niemals zu einer solchen bereit war; zu ihrer Entlastung ist geltend gemacht worden, eine Anerkennung der Rechte Marias auf den englischen Thron würde für die protestantische Königin die Gefahr von Verschwörungen zugunsten der katholischen Erbin gesteigert haben. Eine solche Gefahr aber wurde nicht dadurch vermindert, da Maria, auch ohne formale Anerkennung, die rechtmäßige Nachfolgerin und die Hoffnung der Katholischen blieb.

Gegen ihre Gewohnheit hatte Elisabeth ihre wahre Gesinnung zu barsch und zu früh enthüllt. Cecil, Maitland, Lord James Stuart, die Mehrheit der Schotten empfanden den ihrer Königin zugefügten Schimpf; die protestantischen Lords luden sie jetzt ein, nach Schottland zurückzukehren. Selbst Throckmorton bedauerte die Verweigerung des Geleitbriefes. Maria ersah ihren Vorteil und erklärte am 21. Juli dem Gesandten, „sie rechne auf so günstigen Wind, daß er sie nicht nach England führen werde, käme es aber anders, so

wolle sie es wagen, sich in Elisabeths Hände zu geben". Sarkastisch fügte sie hinzu, „wenn diese hartherzig genug sei, ihr Ende zu wünschen, so möge sie den Wunsch befriedigen und sie opfern". „Trotz meines Bruders Opposition," sagte Maria damals, „kam ich nach Frankreich. Trotz der Opposition Elisabeths werde ich nach Schottland zurückkehren. Sie hat sich mit meinen rebellischen Untertanen verbündet, aber es gibt auch rebellische Untertanen in England, die gern auf meinen Ruf hören. Ich bin eine Königin wie sie und nicht ganz freundlos. Und vielleicht ist meine Seele so groß wie die ihrige."

Der Königin selbst gab sie durch ihren Gesandten begütigende Erklärungen. Nicht sie, sondern ihr Gemahl habe Titel und Wappen von England und Schottland angenommen. Nach seinem Tode habe sie beide nicht mehr geführt; noch sei Frankreichs Zustimmung zum Edinburgher Vertrag unter den veränderten Verhältnissen zulässig. Nach ihrer Ankunft in Schottland wolle sie die Meinung der Stände über denselben unverzüglich einholen. Sie verlangte noch einmal freies Geleit unter Versicherung ihrer Freundschaft und der Reinheit ihrer Absichten.

Elisabeth hatte nur die Wahl zwischen Anwendung von Gewalt und Verhinderung der Landung Marias in Schottland und einem diplomatischen Rückzug. Sie wählte das letztere, bewilligte schmollend den Geleitbrief und schrieb am 15. August, sie wolle „unfreundliche Absichten vorläufig nicht voraussetzen".

Am selben Tag, ohne die Entscheidung abzuwarten, schiffte sich Maria Stuart zu Calais an Bord einer der zwei Galeeren ein, die ihre Onkel für sie in Bereitschaft hielten. Katharina hatte die Befriedigung, mit der sie dieser Abschied erfüllte, zu Paris mit dem äußeren Pomp von viertägigen Festen gedeckt. Dann schied sie auf immer von der Schwiegertochter, die langsam und in der Trauer ihres Herzens den Weg zur Küste und nach der ihr entfremdeten Heimat einschlug. Zwei der jüngeren Guisen, ihre Onkel, die Franzosen Castelnau, Châtelard, Brantôme, die schottischen Marien und Leslie gingen mit ihr an Bord. Brantôme beschreibt, wie sie, am Hinterteil des Schiffes stehend und von Tränen überströmt, „Adieu France!" rief, bis die Nacht herabsank und sie die Küste nicht mehr unterscheiden konnte. Auf Deck ließ sie sich das Lager aufschlagen und befahl, sie zu wecken, wenn am frühen Morgen das Land noch einmal sichtbar werde. Die Worte: „Adieu France, je pense ne vous revoir jamais plus!" entrangen sich ihrer gepeinigten Seele; die schönen Verse:

Adieu, plaisant pays de France,
Oh ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance

sind nicht von ihr.

Wohl aber legte Ronsard Karl IX. die herzbewegenden Worte an den Schatten seines unglücklichen Bruders in den Mund:

Ah! frère mien, tu ne dois faire plainte,
De quoi ta vie en sa fleur s'est éteinte!
Avoir joui d'une telle beauté
Sein contre sein, valait ta royauté!

Es ist nicht erwiesen, aber es wurde geglaubt, daß Elisabeths Flotte in der Absicht, ihr den Weg nach Schottland zu versperren, die Nordsee hielt. Villegaignon und Octavian Bosso, zwei der besten französischen Seeleute, denen die Guisen den Befehl über Marias Galeeren anvertraut hatten, hielten dennoch den direkten östlichen Kurs ein. Rutland, Elisabeths Befehlshaber im Norden, sah von Flamborough Head aus zwei Galeeren, „die eine weiß, die andre rot, auf deren Mast die Fahne mit dem französischen Wappen wehte". Aber keine der beiden lief in einen englischen Hafen ein, sondern sie fuhren weiter, in der Richtung zur schottischen Küste. Brantôme und seine Begleiter machten sich darauf gefaßt, im dichten Nebel an ihren Felsenriffen zu zerschellen. Nur Maria blieb unbewegt: „Was lag daran, wenn sie zugrunde ging? Wünschte sie sich doch nichts als den Tod."

Galeerensklaven, die sie ruderten, bat sie von der Strafe los. Am 19. August morgens, unerwartet früh, landete sie in Leith, der Hafenstadt von Edinburgh, wo sie vorläufig bei einem Kaufmann, den ihre Mutter gekannt hatte, Unterkunft fand. Erst nach mehreren Stunden eilten Lord James Stuart, dann Arran, der frühere Regent, der ihre Sache verraten hatte und zum Protestantismus übergetreten war, zu ihrem Empfang herbei. Gegen Abend stieg sie mit ihrem Gefolge zu Pferd, um sich nach dem Schloß von Holyrood, ihrer vorläufigen Residenz, zu begeben. Der Anblick der elenden, schlecht gezäumten Tiere, das in Eile und Unordnung zusammengebrachte Geleit entlockten ihr Tränen; „ihr schien, aus einem Paradies in die Hölle geraten zu sein," schreibt Brantôme. Aber sie faßte sich schnell, und als zu Holyrood eine vielköpfige Menge, zu schlecht gestimmten Instrumenten in kläglichen Mißtönen Psalmen singend, sie empfing, fand sie den Zauber ihres Lächelns und ihre gutmütige Heiterkeit wieder und verlangte für den folgenden Abend Wiederholung „der Melodie".

So wurde die Regierung eingeleitet, für die der Staatsmann Maitland Lord Lethington „wunderbare Tragödien" vom Augenblick an voraussah, in dem es sich unmöglich erweisen sollte, den Gegensatz zwischen den zwei Königinnen auszugleichen. Er lebte lange genug, wenn nicht das Ende, so doch die Entwicklung des Dramas zu sehen, in dem Maria und Elisabeth den ungleichen Kampf zwischen zwei Weltanschauungen mit gleicher, zäher Widerstandskraft führten. Die von ihnen vertretenen unversöhnlichen religiösen und politischen Standpunkte komplizierten sich durch das psychologische Problem ihrer weiblichen Eigenart. Zu Marias tragischem Verhängnis wurde die Liebe ebenso wie der Haß ihr zum Verderben. Einen uneigennützigen, verlässigen Freund hat sie auf schottischer Erde nie gefunden. Selbst der Lothringer Kardinal sollte versagen; im Streit der Parteien, in den Widersprüchen der Politik ist sie Männern seiner Gesinnung nur die Figur im Spiel gewesen, in dem die Sonderinteressen europäischer Monarchien Schach dieser Königin boten. Was die Neunzehnjährige bei dem Abschied von Frankreich mit heißen Tränen beweinte, war nicht nur der Verlust von Kronen, es war ihre Jugend selbst.

Das Melodram.

Von

Albert Köster.

Zweimal hat sich das deutsche Publikum im Lauf der letzten Jahrhunderte für melodramatische Kunst lebhaft interessiert: zuerst in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, dann wieder in unsern Tagen um die Wende des neunzehnten zum zwanzigsten. Beide Male waren es Epochen, in denen das künstlerische Interesse großer Bevölkerungskreise im Zunehmen begriffen war und die Entwicklung und Pflege künstlerischen Sinnes auch zu den eifrig erörterten sozialen Problemen gehörte; beide Male waren es überdies Zeiten, in denen die Schauspielkunst nach neuen Zielen strebte und die dramatische Dichtung und Darstellung, nach einer Periode bewußter Beschränkung auf naturalistische Wirkungen, sich aus dieser lästig empfundenen Enge herauszuarbeiten trachtete.

Darin möchte man fast etwas Gesetzmäßiges erblicken. Es könnte scheinen, als ob der von Musik begleitete Sprechvortrag geeignet sei, besonders hohe künstlerische Ansprüche zu erfüllen und eine urteilsfähige Zuhörerschaft zu befriedigen. Aber da macht uns sofort eine andre Beobachtung stutzig: jene erste Blütezeit des Melodrams, das Jahrzehnt der Empfindsamkeit, und unsre Epoche gesteigerter Nervosität sind beides Zeiten, in denen die Menschheit äußerst reizbar war. Wäre es nicht auch möglich, daß das, was man für außergewöhnliche Kunstleistungen ansah, nur außergewöhnliche Nervenerschütterungen waren, Wirkungen, die man gewaltsam gesteigert hatte, um stumpfen oder überreizten Sinnen neuen Ansporn zu geben? Für diese Deutung könnte geltend gemacht werden, daß sowohl im 18. wie im 20. Jahrhundert zwar das Publikum an der ungewöhnlichen Kunstgattung Geschmack fand, die Kritik sich aber zum großen, wenn nicht gar größten Teile skeptisch verhielt. Man rühmte wohl im einzelnen Falle eine ausdrucksvolle Musik, eine packende, rezitatorische Leistung; aber mit der ganzen Gattung des Melodrams konnte sich mancher sein Leben lang nicht befreunden.

Es lohnt nicht, alle lobenden und tadelnden Stimmen zu hören, da sie beinahe unisono singen. Wunderbar genug hat gerade immer beim Melodram die musikalische Ästhetik Halt gemacht und selten ein selbständiges Urteil aus-

gesprochen. Es ist z. B. sehr bezeichnend, daß an dieser einen Stelle fast alle namhaften Musiklexika oft wörtlich übereinstimmen. Was 1788 der Hallische Professor Joh. Aug. Eberhard in seinen „Neuen vermischten Schriften", und was 1794 ein Kollege an derselben Universität, Professor Maaß, in den Nachträgen zu Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" (Bd. III. Zweites Stück) vorgetragen hatten, damit haben sich im Grunde die Theoretiker des 19. Jahrhunderts begnügt. Eberhard, der hauptsächlichste Wortführer, hat nicht die landläufigen Einwände gegen das Melodram wiederholt, daß also diese Werke bloß wie minderwertige, von der vorgeschriebenen Melodiefolge abgeirrte Rezitative wirkten, oder daß die musikalischen Zwischenspiele den Gang der Empfindung und die Aktion des Schauspielers beständig unterbrächen und doch nur dasselbe ausdrückten, was schon die Textworte gesagt hätten; er hat auch nicht die wohlfeile Frage aufgeworfen, warum, wenn tatsächlich die Musik imstande sei, die Wirkung des gesprochenen Wortes zu verstärken, man die beiden Elemente dann nicht unmittelbar miteinander verbände, d. h. also den Text singen lasse. Er gefällt sich vielmehr in recht abstrakten, philosophischen Deduktionen, um zu erweisen, daß die Zusammenkoppelung von Musik und Rezitation genau so unorganisch, ja sogar ein ebenso arges ästhetisches Unding sei wie etwa ein Porträt auf Leinewand mit angesetzter plastischer Nase. Musik, so führt er aus, hat bestimmte Intervalle, festes Zeitmaß und geregelten Rhythmus, während alles das in der gesprochenen Rede unbestimmt ist; schon deshalb passen die beiden nicht zusammen. Musik drückt ferner die Empfindungen viel stärker aus, als es die Sprache vermag; wenn nun beständig, noch dazu mitten im Verlauf eines musikalischen Motives, die Melodie abbricht und der Deklamation Platz macht, so gerät der Hörer, der doch nur entweder mit der Stärke des Empfindungsausdrucks der Musik oder der der Sprache Schritt halten kann, in ein beständiges Schwanken. Ja, noch mehr: da Eberhard der musikalischen Kunst eine höhere Schönheit zuweist als der oratorischen, so meint er, daß auch diese beiden Grade der Schönheit stets feindlich gegeneinander arbeiten und sich stören.

Wir wollen dem alten Ästhetiker auf diesen Bahnen nicht folgen. Solche aprioristische Begründungen haben nur bedingten Wert; das erste gelungene Kunstwerk wirft die ganze Theorie über den Haufen. Mustern wir lieber rein empirisch die wichtigsten Versuche, die man in der melodramatischen Kunst bis heute gemacht hat. Dann kann man erkennen, welcher Wirkungen diese Zwitterkunst fähig ist, und jeder vermag sich leicht ein Urteil über ihre Berechtigung zu bilden. Es wird wohl auch hier, wie überall in verwandten Fällen, nicht damit getan sein, eine ganze Gattung von Kunstwerken entweder in Bausch und Bogen zu verwerfen, oder aber ihr jede Freiheit und Willkür zu gestatten; sondern man wird wohl auch beim Melodram anerkennen müssen, daß es an bestimmte Schranken, Aufgaben und Ausdrucksmittel gebunden ist und seine reinsten Wirkungen erzielt, wenn es sich innerhalb dieser Grenzen mit voller Freiheit regt.

Die dramatischen Mono- und Duodramen des 18. Jahrhunderts, deren lange Reihe mit Rousseaus „Pygmalion", Brandes' „Ariadne" und Gotters

„Medea" anhebt, lassen wir bei unsrer Musterung beiseite. Über sie habe ich vor Jahren einmal in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 68, S. 188—201) gesprochen und kann auf diesen Aufsatz verweisen. Was im 18. Jahrhundert dem schauspielerischen Virtuosentum zuliebe geschaffen wurde, ist, von Goethes „Proserpina" abgesehen, heute so gut wie vergessen und hat nur vereinzelte Spuren in den Dramen unsrer Klassiker hinterlassen. Denn gleich damals regte sich schon der Widerspruch, der nie verstummt ist.

Als aber im 19. Jahrhundert romantische Kunst erblühte, eine Kunst, die so gerne die Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen auflöste, die strengen formalistischen und architektonischen Prinzipien zugunsten melodischer und koloristischer zurücktreten ließ, da mußten auch melodramatische Versuche wieder eine höhere Schätzung erfahren. Eine Dichtung, die so gern in Tönen denkt, die alles besingt, was rauschet und was brauset, die den Musiker und seine gesellige Kunst hingebend verherrlicht und in die Stimmen der Natur wetteifernd die Klänge des Waldhorns einmischt, die mußte ihrerseits wieder den Komponisten anreizen, auch seine Hilfe anzubieten. Und so sind denn durch das ganze 19. Jahrhundert hin und bis ins 20. hinein eine Menge Melodramen oder melodramatische Episoden teils für die Bühne, teils für den Konzertvortrag entstanden, die man in ihrer Gesamtheit doch nicht als eine einzige große Geschmacksverirrung und Sünde wider den Geist der Kunst deuten darf. Es muß vielmehr — natürlich nur bei stilgetreuem Vortrag — in der Verbindung von gesprochenem Wort und Musik ein Reiz liegen, den weder die Deklamation allein noch der Gesang erreichen kann. Sonst würden Komponisten von Liedern und Balladen nicht auch Melodramen geschaffen haben, wie etwa Zumsteeg, der die Klopstockische „Frühlingsfeier" nicht für Gesang, sondern für den Sprechvortrag bearbeitete. Es müssen aller Theorie zum Trotz Fälle vorkommen, in denen die menschliche Stimme auch zur musikalischen Begleitung tiefere Wirkung tut, wenn sie ihre individuelle Freiheit behält, als wenn sie an festgelegte melodische Intervalle gebunden wird. Und umgekehrt: es muß Gelegenheiten geben, bei denen die Instrumentalmusik nicht nur zum Gesang, sondern auch zur Deklamation ein ergänzendes Element hinzuzufügen vermag.

Überblickt man die Reihe der melodramatischen Versuche der letzten hundert Jahre, so erweist sich die Verbindung von Musik und Rezitation in drei Fällen am wirksamsten.

Zunächst: Wenn die Musik dort selbständig eintritt, wo im Sprechvortrag eine längere Pause angebracht ist, wo eine angeschlagene Stimmung ausklingen oder zwischen zwei verschiedenartigen ein Übergang geschaffen werden soll. Finden sich also z. B. in Wildenbruchs umgearbeitetem „Hexenlied" dort, wo Medardus seine Erzählung anheben will, die Verse:

Und plötzlich die strömende Träne ihm rann.
Zu den Brüdern zu sprechen Medardus begann;

so konnte Schillings gar nicht richtiger verfahren, als daß er zwischen die Verse ein Zwischenspiel einlegte, in dem nach einem letzten Stöhnen wie aus

der Tiefe der Seele eines Sterbenden das Hexenlied heraufklingt. — Oder zwei Beispiele aus Richard Strauß' Musik zum „Enoch Arden": nichts Ergreifenderes, als wenn nach dem vergeblichen Ausschauen Annies

Sie sah dem Segel nach, bis es vertauchte
Am Horizont, und kehrte weinend heim,

das musikalische Nachspiel schildert, wie alles Glück der Ärmsten in die Tiefe sinkt, und das Motiv von Enochs Meerfahrt leise verhallt; und ebenso wohltuend die langsame motivliche Überleitung, wenn nach dem Tod von Annies jüngstem Kind Philipp, der Müller, wieder in die Handlung eingeführt wird.

Eine ebenso große Berechtigung hat ferner die Zuhilfenahme der Musik dort, wo Nebenbeziehungen, die im Text nicht ausgesprochen sind, doch mitklingen sollen. Da ist das schönste Beispiel in Beethovens „Fidelio" (2. Akt, 2. Szene) zu finden. Hier hat das Melodram tiefe Bedeutung und Wirkung. Hinter dem scheinbar ruhigen Gespräch Roccos und Fidelios über die Kälte im Kerker und über den armen gefangenen Florestan muß immer das Sehnen der beiden Gatten zueinander hindurchklingen. So läßt denn Beethoven aus der vorangegangenen Arie Florestans ein Motiv herübertönen, um anzudeuten: auch im Traum sieht der Gefangene noch seine Gattin als erlösenden Engel vor sich. Und schmerzlich aufseufzende Klänge im Orchester verraten dem Hörer, daß das Zittern Leonorens wahrlich nicht nur, wie sie vorgibt, von Furcht oder Kälte hervorgerufen ist. — Auch Meyerbeer hat im „Struensee", der ja stark, wenn auch nur rein äußerlich, von Beethovens „Egmont" beeinflußt ist, der Musik eine ähnliche Rolle zuerteilt. Gewiß im Sinne des Dichters, seines Bruders, hat er schon die Ouvertüre aufgebaut: Ein religiöses Motiv, das offenbar die fromme, schlichte Erziehung Struensees im Elternhause verkünden soll, kämpft mit den Allegromotiven, durch die die Weltwirren und die Liebe zu Mathilde angedeutet werden. Diese heiligen Klänge, die am Ende den Sieg erringen, verwendet Meyerbeer später besonders gern in den melodramatischen Szenen, im ersten Akt beim Auftreten von Struensees Vater und in der Kerkerszene (V, 3) beim Traum des Verurteilten; und es ist kein Zweifel, daß dadurch die Musik eine bedeutende selbständige Aufgabe erfüllt und nicht nur aus dem einzelnen gesprochenen Worte, sondern auch aus dem ganzen Drama einen tieferen Sinn und eine reichere Empfindung heraufholt. — Von solcher Verwendung musikalischer Themen ist es dann nur noch ein Schritt bis zur folgerichtigen Ausbeutung von Leitmotiven. Auch sie hat man neuerdings für das Melodram fruchtbar gemacht. Strauß z. B. erreicht bei einer Dichtung wie Tennysons „Enoch Arden", die beständig mit halben und ganzen Vor- und Rückdeutungen arbeitet, manche kräftige Wirkung, indem er die Motive, durch die die drei Hauptpersonen, Enoch, Annie und Philipp, charakterisiert sind, an allen entscheidenden Stellen leise anklingen läßt oder breit durchführt. Wobei freilich nicht zu leugnen ist, daß solch ein Verdeutlichen und Unterstreichen nicht überall die gleiche Berechtigung hat; denn bisweilen lag es in der Absicht des Dichters, Menschen und Handlungen nur unbestimmt wie durch einen Schleier erscheinen zu lassen. Und in solchen

Fällen ist es nicht immer des Musikers Recht, aus der bloßen Ahnung volle Deutlichkeit zu machen.

Noch eine dritte Aufgabe endlich kann die Musik in ihrer Verbindung mit der Rezitation erfüllen: sie kann, ganz abgesehen von der Ausprägung fester Motive, als bloßer Klang und Schall ihre Wirkung tun. Auch da mag Beethoven als ein Vorbild gelten, wenn er in der Gefängnisszene des „Egmont", dort, wo Goethe selbst Musik vorschreibt, die Worte „Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein —" melodramatisch behandelt. Nur vom Streichorchester wird der Monolog unterbrochen. Die sehr zurückhaltende Musik will hier nichts Selbständiges in eigner Form ausdrücken, sondern nur der menschlichen Rede, gleichsam als Vordeutung von Egmonts Sieg und Verklärung, einige überirdische Klänge beimischen. — Verwandte Wirkungen sucht auch Mendelssohn zu erreichen, wenn er im „Sommernachtstraum" keine charakteristischen Motive, sondern nur einfache, langgehaltene Klänge zu den Elfengesprächen ertönen läßt, um den Dialog über das Niveau gemeiner Menschenrede zu erheben; oder Liszt, wenn er in der „Lenore" die ganze Rede des Geistes vor dem Fenster des Mädchens mit dumpfen Akkorden begleitet. Weiter gehört hierher das interessante Experiment, das Carl Maria v. Weber, der in der „Preziosa" das Melodram nur in der Art eines gewöhnlichen Opernrezitativs behandelt, in der Wolfsschluchtszene des „Freischütz" anstellt. Dem freien Sprechton der Männerstimme, wenn er sich mit der Musik verband, haftete offenbar nach des Komponisten Empfinden etwas besonders Phantastisches an, ein schauerlicherer Klang, als er je durch ein gesungenes Rezitativ zu erreichen war. Es ist, als ob Weber schon hier etwas von dem späteren Wagnerschen Sprechgesang vorausersehnt und nur noch nicht die entscheidende Ausdrucksform habe finden können. Seine Absicht aber ist ganz klar; immer das Unheimlichste wird zur Orchesterbegleitung gesprochen, nicht gesungen: Kaspars Beschwörung des wilden Jägers; Samiels sämtliche Antworten, während hier Kaspar singt; Kaspars vorbereitende Worte, ehe Max auftritt, und seine Anreden an Max, während dieser in gesungenen Rezitativen antwortet; und endlich Kaspars Rufe beim Kugelguß! — Natürlich kann ein solches Beimischen von langgezogenen Orchesterklängen oder Tremoli der Saiteninstrumente zur sprechenden Menschenstimme, so wirksam es bei weiser, sparsamer Anwendung ist, sehr leicht entwertet werden. Selbst Beethoven hat es, als er die Gelegenheitsmusik zu Kotzebues Vorspiel „König Stephan" schrieb, nur dazu benutzt, um einige besonders festliche oder loyale Worte etwas hervorzuheben. Und wenn Meyerbeer im „Struensee" am Schluß des zweiten Aktes die letzten Reden der Königin-Mutter und ihrer Getreuen orchestral unterstreicht, so tut das unfreiwillig eine ebenso komische Wirkung, wie wenn auf einem Vorstadttheater beim Auftreten des Bösewichts allemal die Bühne verfinstert wird und Baß und Cello ein tiefes Tremolo anstimmen.

Außerordentlich wichtig ist für den Komponisten natürlich die Wahl der Dichtung, mit der er seine Musik verflechten will. Ein Fehlgriff ist hier sofort der Tod des Kunstwerks; und es werden wohl überhaupt nur ganz wenige Gedichte sich für melodramatische Bearbeitung eignen. Ein starkes lyrisches Element muß stets in ihnen vorhanden sein. Denn die Musik vermag selbständig nur Empfindung, nur Stimmung, nur Bewegung auszudrücken. Dagegen ist ihr versagt, Begriffe wiederzugeben. Wohl kann der Komponist beispielsweise zu dem gesungenen oder gesprochenen Worte „Haß" eine schrille Dissonanz verstärkend erklingen lassen, oder in längerer Durchführung zweier einander widerstreitender Motive ganz allgemein die Empfindung von einem Kampf, von etwas Feindseligem erwecken; aber den nackten Begriff des Hasses vermag er uns mit seinen Kunstmitteln nie beizubringen. Und ebensowenig kann er ruhende Anschauung dem Hörer übermitteln; er kann durch erhabene Klänge und Rhythmen bewirken, daß auch wir das stolze Gefühl befriedigten Machtbewußtseins mitempfinden, das Wotan beim Anblick von Walhall ergreift, aber er kann mit keinem musikalischen Motiv, keiner Harmonie oder Instrumentierung die Vorstellung eines Hauses, eines Schlosses, einer Burg erwecken. Da nun im Melodram, mehr als im Liede, die Musik sich selbständig zu erhalten und ihre eigene Sprache für sich zu reden, oft sogar als sogenannte absolute Musik zur Geltung zu kommen wünscht, so ist es selbstverständlich, — und die Praxis der besten Melodramenkomponisten bestätigt es — daß der Musiker allen Dichtungen aus dem Wege zu gehen hat, die ihn vor musikalisch unlösbare Aufgaben stellen. Gedichte von starkem Gedankeninhalt, reflektierende Lyrik wird ebenso ungeeignet für seine Zwecke sein wie alle Dichtungen, in denen Anschauung und Erzählung vorherrschen. Man kann da leicht einer trügerischen Versuchung anheim fallen. In Schillers „Kranichen des Ibykus" z. B. mag wohl die Episode im Theater den Komponisten reizen; das erwartungsvolle Brausen der Menge, der Eumenidenchor, das ruft nach Musik. Aber die Ballade als Ganzes ist so belastet mit rein referierenden Strophen, so erfüllt von schnell wechselnden Bildern, daß hier allerdings für den Rezitator sich eine herrliche Aufgabe darbietet, der Musiker mit seiner Kunst aber mit dem eiligen epischen Gange nicht Schritt halten kann. Und die unausbleibliche Folge war, daß Max Zengers Versuch (op. 80), die Dichtung melodramisch zu illustrieren, fehlschlagen mußte.

In der Tat ist der Stoffkreis, in dem sich die Melodramenkomponisten bewegen und wohl nur bewegen können, nicht groß. Fast allein ernste Stoffe sind beliebt, gelegentlich eine ergreifend herbe Dichtung bei einem wahren Künstler, sonst viele empfindungsweiche, rührselige Machwerke bei Musikern von ungeläutertem Geschmack. Wie die Verbindung des Sprechvortrags mit der Musik besonders die Sympathie der Romantiker hatte, so sind auch wiederum romantische Stoffe oft im Melodram anzutreffen, Geister- und Gespensterballaden und alles, was phantastisch und farbenreich ist. Und wenn ferner das Melodram mit der romantischen Dichtung die Vorliebe für volkstümliche Vorstellungen und Klänge gemein hat, so ist auch das tief im Wesen dieser besonderen Kunstgattung begründet. Die Musik will und kann ebenso wenig

wie das Volkslied die Menschen von seiten ihrer intellektuellen Kräfte erfassen; sie muß ihrer habhaft werden von seiten des Temperaments. Überhaupt vermag die Tonkunst nicht in die Einzelheiten einer individuellen Charakterzeichnung einzudringen, sondern muß sich mit allgemein gültiger Charakteristik begnügen. Sie kann z. B. allen Glanz und alle Tragik eines typischen Heldendaseins zum Ausdruck bringen, einen strahlenden Siegeslauf und ein endliches Zerschellen; ob aber dieser Held ein Alexander, ein Hannibal, ein Napoleon sein soll, kann sie wiederum nicht genau verdeutlichen, höchstens einmal in Ausnahmefällen durch sekundäre Mittel, Zuhilfenahme von Reminiszenzen, Einfügung einer Nationalhymne oder dergleichen. Und so fühlen sich denn auch Melodramatiker am wohlsten, wenn sie typische Personen, wie sie das Volkslied kennt, mit typischer musikalischer Charakteristik begleiten können: den Geistlichen mit religiösen Weisen, den Reitersmann mit kecken kriegerischen Tönen, den hingebenden treuen Liebhaber mit einem schlichten innigen Volksliede, und analog den Ritter, den Jäger, den rauhen Seemann usw. Solche Beschränkung des Musikers auf allgemeingültige Charakteristik ist kein Verzicht aus Schwäche, sondern verrät vielmehr eine tiefe Einsicht in das Wesen der musikalischen Ausdrucksmittel.

Willkommen sind dem Melodramatiker natürlich auch alle Dichtungen, zu denen seine Musik als Klangmalerei hinzutreten kann. Hatte man doch gelegentlich, z. B. in dem Bernsdorfschen Musiklexikon (1857, Bd. II, S. 947) überhaupt nur diese eine Verbindung von Rezitation und Musik gelten lassen wollen, daß nämlich durch die Tonkunst die Eindrücke der Natur auf den Sprechenden zum Ausdruck gebracht werden sollten. Da hat denn in der Tat die zunehmende Virtuosität der Tonmalerei Triumphe feiern können, wenn es galt, Nachtigallenklage oder andern Vogelgesang, Waldesrauschen und Meeresbrausen, Pferdegetrappel, Klänge von Glocken oder schmiedenden Hämmern oder auch seufzende Menschenstimmen musikalisch zu verwerten. Robert Schumann, der ja freilich seine Melodramen in der Zeit des Niedergangs seiner Schaffenskraft komponiert hat, macht von diesem Mittel ausgiebigen Gebrauch. Zu dem Shelleyschen Gedicht „die Flüchtlinge" läßt er vom Anfang bis zum Ende den Sturmwind tosen; und die Hebbelsche Ballade vom Haideknaben, die an sich schon dem Hörer aufs äußerste zusetzt, begleitet er zum größten Teil mit chromatisch absteigenden Tongängen, die das wimmernde Stimmchen des armen gequälten Kindes nachahmen. Ist gar solch ein klangliches Element Motiv der Dichtung selbst, spielt dort ein Signal, ein Lied eine entscheidende Rolle, fast wie ein eingreifendes Lebewesen, dann steht immer der Komponist vor dankbaren Aufgaben. Liszt hat solch eine Schicksal bestimmende Weise erklingen lassen zu Jókais Verserzählung „Des toten Dichters Liebe." Schillings hat das dämonische Eigenleben eines zauberischen Liebesgesangs vorgeführt in dem „Hexenlied", und bescheidentlich hat Krinninger verwandte Wirkungen angestrebt, als er Lenaus „Postillon" melodramatisch illustrierte. In diesen Fällen hat das Lied die Kraft, weit auseinander liegende Zeiträume, die die Dichtung umspannt, eng zu verbinden; mit seliger Qual erfüllt den Greis noch dieselbe Melodie, die einst den Jüngling erschüttert hatte.

Und das führt uns zu einer letzten Gruppe von Stoffen, die für melodramatische Bearbeitung sich als besonders geeignet erwiesen haben: Dichtungen nämlich, die ihrer Anlage nach zweiteilig sind, wie Tennysons „Enoch Arden" (komponiert von Richard Strauß), oder wie einige Dahnsche Balladen: Hako Heißherz", „Wie die Zeit vergeht" (komponiert von F. Krinninger). Gemeinsam ist diesen Gedichten, daß in ihnen zuerst ein junges, heiß begehrendes, plänereiches Menschenkind in der Frühlingskraft seiner Wünsche gezeigt wird, und dann in einem zweiten Teil derselbe Mensch in ganz veränderter Lage, gealtert und gescheitert, auf den Trümmern seines Glücks. Was zwischen diesen beiden Episoden hin- und herwebt, all jene aufgebauten und zerschellten Hoffnungen, den ganzen langen Kampf mit dem Schicksal, den kann mit Klängen vorwärtsstürmender Sehnsucht und mit dem Nachhall wehmütiger Erinnerung die Musik ergreifend zum Ausdruck bringen.

Auffällig groß sind die Meinungsverschiedenheiten der Komponisten bei der Frage, welche Ausdehnung und welche Selbständigkeit der Musik im Melodram zuzugestehen ist. Will man hier die bunte Fülle der Versuche einigermaßen übersichtlich gruppieren, so darf man selbstverständlich nicht ohne Unterschied alles, was sich Melodram nennt, zur Betrachtung ziehen, sondern muß sich lediglich an die künstlerisch ernst gemeinten Werke halten, in denen Sprechvortrag und Musik ebenbürtig miteinander wetteifern und sich wirklich wechselseitig fördern. Außer acht zu lassen sind daher alle augenblicklich improvisierten Melodramen, wie sie nach dem Zeugnis von Groves „Dictionary of Music and Musicians" Bd. IV, S. 530 (1889) in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts selbst in Konzerten, aber wohl nur in England, beliebt waren. Abzusehen ist ferner von jenen gut gemeinten Versuchen, durch die berühmte Tonkünstler der Vergangenheit verherrlicht werden sollen, indem man etwa Lenaus Gedicht „Beethovens Büste" mit einem Potpourri Beethovenscher Weisen begleitet, oder Grillparzers Hymnus auf die Musik in Ad. Kuglers Bearbeitung mit Schubertschen Melodien verbrämt. Auch eine Komposition wie Félicien Davids „Le Désert. Ode Symphonie en trois parties" gehört nicht hierher. Doch muß diese Ausschließung vielleicht mit einigen Worten begründet werden. David beginnt den ersten Teil seines Werkes, indem er die Einsamkeit der Wüste durch leise tiefe Akkorde zu schildern sucht. Ehe sich über diesen der Chor mit der Anrufung Allahs erhebt, ist dreimal eine gesprochene Strophe eingelegt, die das durch die Musik Ausgedrückte noch einmal in Worte übersetzt. Musik und Deklamation gehen also getrennt nebeneinander her; sie wechseln miteinander ab, aber stützen sich nicht gegenseitig. Und in solcher Vereinsamung bleibt die Deklamation auch weiterhin stehen, wenn im zweiten Teil des Werkes nur am Eingang eine einzelne Strophe die nächtliche Liebesfeier ankündigt oder am Anfang des dritten Satzes nach zwei Eingangstakten der Rezitator zu dem Tremolo der Geigen in der Höhe den Aufgang der Sonne meldet und später mit zwei Strophen zu der anfänglichen Betrachtung der Wüsteneinsamkeit und einem erneuten Hymnus auf Allah hinüberlenkt. Bei David bietet also der ge-

sprochene Text nur eine kurze bild- und begriffsmäßige Erläuterung der Musik, die eigentlich schon durch sich selbst verständlich sein sollte. Das Wort ist zum bloßen Diener der Musik herabgesunken. — Ebenso wenig gehören in unsre Betrachtung endlich Humperdincks „Königskinder" mit ihrem Halbgesang, die auch Richard Batka (Singen und Sagen, Kunstwart, Bd. X, S. 275—78) nicht als Melodram gelten lassen will.

Scheiden wir alle derartigen Versuche aus, so wiederholen sich in den episch-lyrischen Melodramen des neunzehnten Jahrhunderts dieselben Schwierigkeiten wie in den dramatischen des achtzehnten Jahrhunderts. Hier wie dort will die völlig befriedigende Verschmelzung von Musik und Sprechvortrag bisher immer nur auf kurze Strecken gelingen; die Verbindung muß nach einer Weile unterbrochen werden, eine Zeitlang kann nur der Deklamator, eine Zeitlang die Musik allein zu Worte kommen. Da steht nun der Komponist vor der schwierigen Entscheidung, wo und wie oft er solche Einschnitte machen und welchen Grad von Selbständigkeit er jedem der beiden getrennten Elemente gewähren soll.

Manche Musiker haben ihre Texte in möglichst kleine Teile zerlegt und jedem Bruchstück seine besondere musikalische Illustration unmittelbar folgen, seltener vorangehen lassen. Das ist ein Verfahren, wie es das heutige Publikum ähnlich aus manchen Rezitativen in Haydns „Schöpfung" kennt, wo beispielsweise der brüllende Löwe, der gelenkige Tiger, das schnelle Roß, das sanfte Schaf, der kriechende Wurm immer in wenigen musikalischen Takten charakterisiert werden, eben ehe der Sänger die Erschaffung der einzelnen Tiere verkündet. Genau so hatte sich auf dem Gebiet des Melodrams Benda in seiner „Ariadne" verhalten. Mozart war in seiner „Zaide" seinem Beispiel gefolgt. Und diese angesehenen Meister hatten dann Schule gemacht. Da war es nun freilich nicht zu vermeiden, daß bei dem häufigen Wechsel von Sprechvortrag und Melodie die musikalische Phrase oft in Stücke gerissen wurde; und dauerte im Text eine und dieselbe Stimmung längere Zeit an, so behalf sich der Komponist meistens damit, die gleiche musikalische Wendung zwischen den gesprochenen Worten in verschiedener Tonhöhe unverändert zu wiederholen. Auf Melodramen dieser Struktur, die oft unbekümmert um die Gesamtstimmung der Dichtung auf die bloßen Stichworte Nachtigall, Sturm, Wasserfall u. dgl. ein Gezwitscher, Gebrause oder Geplätscher erheben, paßt gelegentlich der Tadel, daß bei solchem Zerpflücken des Textes, solcher ruhelosen Hin- und Herlenkung der Aufmerksamkeit keine Sammlung und Befriedigung des Hörers aufkommen könne. Dieser Vorwurf bleibt auch im neunzehnten Jahrhundert, wenn nicht für ganze Melodramen, so doch für einzelne ihrer Episoden bestehen: in Hebbel-Schumanns „Schön Hedwig", in Jókai-Liszts „Liebe des toten Dichters", in Lenau-Liszts „Traurigem Mönch", in Strachwitz-Dräseke-Liszts „Lied von Helges Treue", in Dahn-Ritters „Graf Walter und die Waldfrau" kommen nichtssagende, kurzatmige musikalische Motive oft nicht gegen die Wucht der Textworte auf. Wobei freilich, um gerecht zu bleiben, betont werden muß, daß andre Einzelheiten, besonders der Lisztschen Werke, genial erfunden sind.

In dem Bestreben, die Ausdrucksmittel mehr zu konzentrieren, und in der richtigen Erkenntnis, daß die Musik, wenn sie dem Hörer eine Stimmung übermitteln will, dazu eine längere Zeit braucht, als die gesprochene Rede, haben andre Komponisten schon im achtzehnten Jahrhundert vorgeschlagen, man solle, anstatt das Melodram in Atome aufzulösen, lieber geschlossene Musikstücke mit größeren deklamatorischen Partien abwechseln oder zusammenklingen lassen. Wie schon Reichardt und sein Gefolge mit solchen Tendenzen Benda und den Seinen entgegengetreten ist, so hat sich Ähnliches auch im neunzehnten Jahrhundert wiederholt. Analysiert man z. B. Bernhard Anselm Webers Komposition zu Schillers „Gang nach dem Eisenhammer", so findet man, daß auch er sich zwar in den minder wichtigen Strophen des Gedichts mit der üblichen Zerstückelung und mit flüchtigen kurzen Ritornellen behilft, sich aber an den Nachdruckstellen zu größeren, abgerundeten Sätzen entschließt. Dasselbe trotzige Schmiedehammermotiv, das schon im Vorspiel erklingt, wird breit und ununterbrochen durchgeführt bei der Erzählung, wie der Graf zum Hüttenwerk reitet und dort seine Befehle gibt; zu der gottesdienstlichen Handlung in der kleinen Kapelle wird sogar ein kleines, vierstimmiges, mehrmals wiederholtes Sanctus eingelegt, ein Effekt, den spätere Komponisten nachgeahmt haben, und der Schluß verdichtet sich abermals zu einem geschlossenen Satze, einem drängenden, rauschenden Finale mit Tusch. In jüngerer Zeit hat — freilich mit schwachen Kräften — Franz Krinninger es versucht, in seinen Melodramen („Hako Heißherz", „Die Königin von Aragon", „Wie die Zeit vergeht", „Der Postillon") fast ganz mit durchkomponierten Sätzen auszukommen. Aber man muß da vorsichtig sein. So löblich an sich das Bemühen der Konzentration ist, als Allheilmittel kann es doch nicht gelten. Der geschlossene musikalische Satz hat im Melodram wie in der Oper nur dort seine Berechtigung, wo die gleiche Stimmung oder der gleiche Konflikt eine Zeitlang andauert. Wenn aber Krinninger am Schluß seiner „Wallfahrt nach Kevlaar" Traum und Wachen der Mutter bloß um des abgerundeten Satzes willen ganz übereins behandelt, so ist da dem Formalismus ein Zugeständnis gemacht, das ihm nicht zukommt. Und noch seltener wird es möglich sein, Texte zu finden, die man, obwohl sie gesprochen werden, doch von Anfang bis zu Ende ununterbrochen mit einer durchkomponierten Musik versehen kann, wie es Theodor Gerlach in seinen „Gesprochenen Liedern", A. Friedland mit dem Gedicht „Mutterliebe" von Maria Pospischill versucht hat.

Denn durch die Art der musikalischen Komposition wird wiederum der Sprecher an eine ganz bestimmte Vortragsweise gebunden. So lange die Musik schweigt oder nur rhythmenlose Tremoli oder dergleichen anstimmt, kann er das Tempo seiner Rede selbst bestimmen. Sobald aber der Komponist in festgefügter Taktart mit obligaten Motiven die Deklamation begleitet, muß auch der Rezitator sich anbequemen und mit dem aufgenötigten Rhythmus und Tempo sich oft in eine ihm widerstrebende Auffassung des Gedichts hineindrängen lassen. In dieser Hinsicht sind manche Tondichter sehr tyrannisch. Meyerbeer und Schillings z. B. verlangen manchmal eine bis auf Sechzehntelnoten festgesetzte Rhythmisierung des Textes, während Liszt, Strauß u. a. doch

durch die Erlaubnis, einzelne Takte zweimal zu spielen, dem Ermessen des Sprechers etwas mehr Spielraum geben.

Und wenn nun am Ende dieses Berichtes, der nur den Tatbestand festlegen, das Vorhandene unbefangen überschauen will, mich einer fragt: „Was ist deiner langen Rede kurzer Sinn? Welches Resultat gewinnst du? Bist du ein Verteidiger des Melodrams oder sein Verächter?", so muß ich dem mit der Gegenfrage antworten: „Des Melodrams? Sind alle Melodramen einander gleich an Art und Wert? Und darf man um einzelner verfehlter Experimente willen die ganze Gattung verwerfen? Es kommen in der Kunst und ihrer Theorie von Zeit zu Zeit immer wieder solche Prinzipienfragen auf. Über die Berechtigung der Oper, über die Zulässigkeit des Monologs und Ähnliches hat man gestritten, als ob sich solche Probleme grundsätzlich und für alle Zeiten und Gelegenheiten entscheiden ließen. Gottsched hatte von seinem Standpunkte aus recht: die Oper, die er von Jugend auf kannte, war Unkunst. Und da er sich eine bessere nicht vorstellen konnte, so verwarf er mit der bekannten platten Begründung die ganze Gattung des gesungenen Schauspiels in Bausch und Bogen. Aber Gluck hatte in noch höherem Maße recht, als er nicht nur die schlechte Oper verurteilte, sondern die bessere schuf.

Und so wird's auch mit dem Melodram sein. Wenn ein Musikkritiker am Abend ein armseliges Machwerk dieser Gattung hat von einem mehr oder minder berühmten Singsprecher daherlamentieren hören, so wird jeder, der gerecht ist, es verstehen, wenn er am nächsten Morgen in seinem Konzertbericht diesen Unfug, auf den noch obendrein das ganze Publikum weinend oder jubelnd hereingefallen ist, mißbilligt. Aber er sollte beim Einzelfall nicht stehen bleiben und nicht zum Gottsched werden. Die künstlerischen Überzeugungen und die praktischen Versuche Mozarts, Beethovens, Webers, Schumanns, Mendelssohns, Liszts, die ernsten Unternehmungen von Schillings und Strauß sind mehr wert als das Geschmacksurteil selbst eines erfahrenen Kritikers oder die abstrakten Erwägungen eines Ästhetikers.

Welche Versuche die melodramatische Kunst unternommen, welche Wirkungen sie schon erreicht hat, ist in der vorangehenden Übersicht erörtert worden. Nach der negativen Seite hin kann eine solche Zusammenstellung sich als nützlich erweisen: sie kann mißglückte Werke kennzeichnen, die Gründe des Mißlingens erörtern und dadurch vielleicht wiederholtes Unglück verhüten. Nach der positiven Richtung hin kann aber nur das schaffende Genie uns weiterführen. Und sehen wir nun, wie viel Empfindung und Geist unsre größten Musiker in ihre Melodramen gelegt haben, obwohl sie nur winzige Nebenschößlinge ihrer Kunst sind, so ist uns der Glaube nicht verwehrt, daß hier noch Keimkräfte ihrer Entwicklung harren, und daß wir trotz so mancher Fehlversuche niemals die ganze Gattung des Melodrams zum Tode zu verurteilen brauchen. Ja, ich könnte mir große Aufgaben noch vorstellen. Wenn der Komponist des „Heldenlebens" seine Kunst mit Konrad Ferdinand Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage" vermählte —?

Wer weiß? —

Wirtschaftliche Faktoren in der arabischen Invasion gegen Byzanz.

Von

Paul Rohrbach.

Das Schicksal der westlichen Länder Vorderasiens ist von dem Zeitpunkt an, wo sie unter Roms Herrschaft gelangen, an das des römischen Reiches gebunden. Allerdings sind sie zunächst in den politischen Zerfall der abendländischen Hälfte des Imperiums insofern nicht mit hineingezogen worden, als sie eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, wenn auch in fortgesetzt zusammenschrumpfendem Umfang, zum Körper des oströmisch-byzantinischen Staatswesens gehörten. Dieser doppelte Ausgang der römischen Geschichte im Abendlande und im Orient ist aber selbst erst eine Folgeerscheinung der allgemeinen Verhältnisse, denen die Kultur der griechisch-römischen Welt überhaupt erlag. Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst" hat uns zum ersten Male ein überzeugendes und verständliches Bild von den inneren Ursachen dieses Zusammenbruchs gezeichnet. Aus zwei Hauptzügen setzt es sich zusammen: einem politischen und einem wirtschaftlichen. Trotz verschiedner Ansätze im ersten und zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit war es nicht zur Herausbildung einer festen Dynastie und geregelten Erbfolge im römischen Reiche gekommen. Entsprechend den historischen Ursprüngen des Imperiums war und blieb die Armee ein für den Besitz wie für die Übertragung der höchsten Gewalt in stärkerem Maße bestimmender Faktor, als sich das mit den Prinzipien politisch-dynastischer Stabilität vertrug. Relativ friedliche äußere Verhältnisse und eine Reihe persönlich bedeutender Imperatoren hatten der von hierher stets drohenden Gefahr bis zur Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert v. Chr. ein in der Regel genügendes Gegengewicht gehalten; vom 3. Jahrhundert an aber änderten sich die Verhältnisse nach beiden Richtungen hin merklich. Der kriegerischen Erschütterung des Reiches von verschiedenen Punkten seiner Peripherie her entsprach ein immer rascherer und gewaltsamerer Wechsel der regierenden Herrscher, ein fortwährendes Erheben und Stürzen aller möglichen Persönlichkeiten durch die in den verschiedenen Reichsteilen stehenden Truppen.

Die Folge dieser herkömmlich als die Periode der Soldatenkaiser bezeichneten Epoche, die fast das ganze 3. Jahrhundert n. Chr. anfüllt, war natürlich eine dauernde und allgemeine Unsicherheit der ökonomischen Verhältnisse. Mit dem politischen verlor auch das wirtschaftliche Leben des Staatskörpers seine bisherige Ruhe und Stabilität.

Vielleicht wäre es gelungen, mit der Zeit diese doppelte Krisis zu überwinden, wenn sich nicht ein dritter sehr eigentümlicher und speziell von Delbrück in seiner entscheidenden Bedeutung hervorgehobener Faktor hinzugesellt hätte. Dieser Faktor ist die Verschlechterung in der Qualität der römischen Wehrverfassung infolge des wachsenden Mangels an barem Gelde. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß sich während des 3. Jahrhunderts eine weitgehende Verarmung der römischen Welt an Edelmetall vollzieht. Der größte Teil der vorhandenen Gold- und Silberbergwerke auf der pyrenäischen Halbinsel, im Karpathengebiet, in den Balkanländern, in Griechenland, in Kleinasien ist notorisch erschöpft. Wir wissen, daß früher von der phönizisch-karthagischen Zeit ab z. B. Spanien einen großen Ertrag an Edelmetallen geliefert hatte; ebenso Thracien, Attika, verschiedene Gebiete in Anatolien und Armenien; später auch die dacische Provinz, Illyrien und einige Alpenlandschaften. Von alledem ist am Ende des 3. Jahrhunderts nur wenig mehr vorhanden. Parallel mit dem allmählichen Versiegen der Edelmetallquellen im römischen Reich selbst geht aber der fortgesetzte Abfluß von Gold und Silber über die Grenzen des Imperiums in den persischen, arabischen, indischen, chinesischen Osten. Zwischen dem römischen Reich und den Ländern des Orients bestand nicht ein eigentlicher Austausch von Gütern, sondern die Produkte des Ostens wurden vom Westen meist in barem Gelde bezahlt. Roms Einfuhr vom Orient her war nicht gering: Seide, Gewürze und Aromata, Prunkgewebe spielten die Hauptrolle; daneben aber gab es noch eine lange Reihe minder bedeutender, aber mit ihrer Gesamtsumme immerhin ins Gewicht fallender Importartikel. Für alles das ging an Produkten der westlichen Länder so gut wie nichts als Gegenwert in den Osten. Vielleicht hat an der syrisch-arabischen Grenze eine unbedeutende Ausfuhr von Kulturerzeugnissen zu den Stämmen der Wüste bestanden; vielleicht ist etwas Ähnliches auch im Verhältnis von Ägypten zu den weiter oberhalb gelegenen Nilländern und von Nordafrika gegen den Sudan hin der Fall gewesen. Ins Gewicht fiel das alles nicht. Schon Plinius weist an einer sehr beachtenswerten Stelle auf den fortgesetzten starken Geldabfluß hin, der infolge dieser ungünstigen Austauschverhältnisse nach dem nichtrömischen Orient hin stattfände: viele Millionen Sestertien flössen alljährlich aus dem römischen Reiche hinaus. Die südarabischen Weihrauch- und Spezereigebiete und der über das parthische, später sassanidische Reich gehende Handel mit Indien und China waren die beiden Hauptursachen jenes fortgesetzten Aderlasses. Mehrere Jahrhunderte hindurch sind römische Kaufleute sogar direkt bis in die indischen Meere gegangen. Sie werden das nicht schlechthin ohne Fracht an abendländischen Produkten getan haben, aber schwerlich hat das zur Begleichung ihrer Einkäufe ausgereicht, und jedenfalls mußte die Hauptmasse des Bezugs an fremden

Waren den parthischen, persischen, arabischen und sonstigen östlichen Zwischenhändlern und Produzenten bar bezahlt werden.

Beides, das Versiegen der eignen Bergwerksausbeute und der Abfluß des Edelmetalls in den Orient, brachte dann im römischen Reiche allmählich eine derartige Geldknappheit hervor, daß sich der Staat wie die Privaten in wachsendem Maße von der Münz- auf die Naturalwirtschaft zurückziehen mußten. Die erste und verhängnisvollste Folge war die Unmöglichkeit, fernerhin ein auf die bare Soldzahlung basiertes Berufsheer im bisherigen Umfange aufrecht zu erhalten. Die Kaiser des 1. und 2. Jahrhunderts besaßen eine Armee, die in ökonomischer Beziehung durchgängig auf dem Prinzip beruhte, daß Soldat sein ein Beruf und ein Stand war, und daß die Truppen ihren materiellen Unterhalt im wesentlichen von ihrer Geldlöhnung zu bestreiten hatten. Dieses System, das den Berufssoldaten von der Notwendigkeit befreite, seinen Lebensunterhalt durch anderweitige Arbeit zu verdienen, und ihm, so lange er bei der Fahne blieb (und auch darüber hinaus durch die in verschiedner Form gewährte Veteranenpension), es ermöglichte, seine ganze Zeit und Kraft auf die technische Ausbildung zum Kriegsdienst, vor allem auf die Aufrechterhaltung der dauernden militärischen Gewöhnung auch in Friedenszeiten, zu verwenden, mußte seinen Todesstoß erhalten, sobald der Regierung nicht mehr normaler Weise aus dem wirtschaftlichen Leben des Staatskörpers die nötigen Barmittel zuflossen, um die Armee auf ihrem alten Fuße zu erhalten und zu besolden. Man mußte also notgedrungen die Menge der dauernd unter den Fahnen gehaltenen und auch im Frieden schlagfertigen Truppen verringern. An die Stelle des alten Systems trat teils die Werbung bei den kriegerischen Barbaren und Halbbarbaren außerhalb und innerhalb des Reiches für den besonderen Kriegsfall, teils eine milizähnliche Organisation in den besonders gefährdeten Grenzprovinzen. Da die Barmittel nicht mehr ausreichten, um das Heer in Geld zu entlohnen, so erhielten die Soldaten dort, wo sie in der Regel am notwendigsten gebraucht wurden, Äcker zugewiesen; von deren Ertrage sollten sie sich (mit ihren Familien) ernähren und als Gegenleistung für die staatliche Zuweisung des Landes im Bedarfsfalle zum Kriegsdienst antreten. Es liegt auf der Hand, daß eins dieser Mittel wie das andre gegen den früheren Zustand einen starken militärischen Rückschritt bedeutete. Einerseits wurden die eigentlichen Kerntruppen des Reichs Barbaren — ein Zustand, der schon erhebliche Zeit vor dem Zusammenbruch der abendländischen Reichshälfte in der sogenannten Völkerwanderung sich herausgebildet hatte; andrerseits war das eigentlich entscheidende Moment der bisherigen Überlegenheit Roms über die Barbaren, nämlich das in straffem und systematischem Friedensdienst stets auf der Höhe allseitiger Verwendbarkeit erhaltene Berufsheer, in seinem Kern zerstört. Der Mann, der heute seinen Acker bauen und morgen marschieren, schanzen und fechten soll, ist nicht mehr im strengen Sinne des Worts Soldat, sondern ein Mittelding von Krieger und Bauer. Aus solchen Milizelementen konnte kein Feldherr sich einen im entscheidenden Augenblick so straff und sicher wie früher zu handhabenden taktischen Körper formen.

Mit diesem Wechsel verliert das römische Heer seine bisherige Überlegenheit gegenüber der zwar barbarischen, aber trotzdem starke innere Elemente der Kraft in sich bergenden Kampfart der Germanen. Diesen Zusammenhang der Dinge aufgedeckt zu haben, ist das Verdienst der Forschung Delbrücks. Erst von hier aus ergibt sich die Möglichkeit eines wirklichen inneren Verständnisses des äußern Ganges der Ereignisse, und sobald erst der leitende Faden gefunden ist, stellen sich weitere Zeugnisse und Beobachtungen, die in dieselbe Richtung weisen, von selber ein. Nur weniges für vieles. Als ich im Sommer 1902 die Ausgrabungen von Ephesus besuchte, fiel mir ein großer und prächtiger Bau auf, dessen Überreste kürzlich aufgedeckt worden waren, deren gegenwärtiger Befund aber so merkwürdig geartet war, daß eine Erklärung zunächst nicht leicht zu finden schien, bis mir das Bild der Trümmer von sachkundiger Seite gedeutet wurde. Die große Brandkatastrophe, von der Ephesus beim Gotenüberfall des Jahres 267 n. Chr. ereilt wurde, hatte auch diesen Bau in eine Ruine verwandelt. Man sah aber deutlich, daß diese Ruine niemals wieder ausgebaut und neu unter Dach gebracht worden war; vielmehr hatten sich augenscheinlich allerlei kleine und arme Leute mit ihren dürftigen Wohnungen in ihr eingenistet, und ein Teil des Ganzen war später in der konstantinischen Zeit in den Vorbau einer wahrscheinlich gleichfalls älteren Thermenanlage verwandelt worden. Man stelle sich vor, was das bedeutet: in einer der größten, politisch und wirtschaftlich bedeutsamsten Städte vernichtet eine elementare Katastrophe ein öffentliches Bauwerk ersten Ranges, unmittelbar am Brennpunkt des ökonomischen Lebens der Stadt, am Hafen, gelegen — und es geschieht Jahrhunderte hindurch nichts, um die stehen gebliebenen Mauern und Trümmer, sei es wieder herzustellen und den Bau seiner früheren Bestimmung wiederzugeben, sei es auch nur, sie im entgegengesetzten Falle völlig zu beseitigen! Nur ein ökonomischer Ruin verhängnisvollster Art kann uns eine solche Tatsache erklären. Es muß vollkommen an Geldmitteln, aber auch an Interesse und ästhetischem Verständnis für die großen Baudenkmale der früheren Glanzepoche gemangelt haben. Nach dem Gotenüberfall, der außer den verschiedenen Gebäuden in der Stadt Ephesus selbst auch den draußen vor den Thoren befindlichen berühmten Dianatempel in Trümmer legte, ist Ephesus noch lange Zeit die erste Stadt der alten Provinz Asien geblieben. Noch im 5. Jahrhundert haben hier zwei berühmte Kirchenversammlungen, die sogenannte Räubersynode und das dritte allgemeine Konzil, stattgefunden. Auf die Zeit der Gotennot folgte die Epoche Diokletians, Konstantins und seiner Söhne, die wir bisher gewohnt waren als eine Periode nicht nur des politischen, sondern auch des ökonomischen Wiederaufschwunges im römischen Reich anzusehen. Diese Vorstellung müssen wir jetzt berichtigen, und sobald wir das tun, so erscheinen uns auch verschiedene andre Nachrichten aus der nun folgenden Epoche in einem neuen und verständlicheren Lichte. Wir hören, daß die byzantinischen Kaiser, vor allen Dingen Justinian, ihre Bauten durch ältere aus verschiedenen andern Städten des Reiches zusammengeschleppte Architekturstücke, in erster Linie Säulen früherer Göttertempel, geschmückt haben. Die Sophienkirche in Konstantinopel und andre, jetzt verschwundene

Bauwerke der Hauptstadt sind in besonderem Maße auf diese Weise ausgestattet worden. Man konnte sich bisher wundern, warum altes Material genommen wurde, statt daß neues frei geschaffen worden wäre; aber wir sehen jetzt, daß es an den Mitteln dazu gefehlt haben wird.

Versucht man, das Bild etwas näher zu skizzieren, das sich ergeben mußte, sobald der Geld- und Goldreichtum der früheren Jahrhunderte schwand und infolgedessen die Naturalwirtschaft wiederum einen immer breiteren Raum einzunehmen anfing, so zeigt sich zunächst, daß die großen Städte sich förmlich entvölkert haben müssen. Städtisches Leben ist untrennbar mit Geldwirtschaft verbunden. Gerade, daß das römische Reich auf der Höhe seiner Macht zum großen Teil auf das Städtewesen und die städtische Selbstverwaltung gegründet war, ist ein Zeichen für die Entwicklung kapitalistischer Verhältnisse in jenen Jahrhunderten. Mit dem Knappwerden des baren Geldes hörten die Städte auf, Sitz der großen ländlichen Grundeigentümer zu werden: wer Güter auf dem flachen Lande besaß, mußte selbst hinaus, um den Ertrag seines Besitzes in natura zu verbrauchen, anstatt wie bisher von den baren Einkünften in der Stadt zu leben. Eine tiefgehende Umwandlung des ganzen ländlichen Wirtschaftssystems stellt sich im Zusammenhang mit dieser Veränderung ein. Des weitern konnte es nicht ausbleiben, daß alle diejenigen städtischen Gewerbe, Handwerk und Kunsthandwerk, Industrie und Handel, deren Blüte auf dem baren Geldumlauf beruhte, einen starken Rückgang erlitten. So haben wir uns also die Städte Kleinasiens und Syriens seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. als in einem beständigen Schrumpfungsprozeß befindlich vorzustellen. Von zahlreichen Plätzen ist es uns ausdrücklich überliefert, daß in byzantinischer Zeit ihre Befestigung systematisch auf einen kleineren Umfang reduziert worden ist, als vorher der Fall war. Aus der Zeit Justinians wird uns das ausdrücklich von dem syrischen Antiochia und Cäsarea in Kappadozien erzählt — um nur zwei Großstädte ersten Ranges zu nennen. In Ephesus umzieht die heute noch in ihren Überresten wohl zu verfolgende byzantinische Ummauerung kaum ein Fünftel des früher von der Stadt bedeckten und bereits durch König Lysimachus im 3. Jahrhundert v. Chr. befestigten Areals. Dieselbe Schrumpfungserscheinung läßt sich auch noch an den Ruinen zahlreicher andrer römisch-westasiatischer Städte nachweisen. Man hat sich, soweit diese ganze Gruppe äußerer Indizien eines allgemeinen wirtschaftlichen Rückganges überhaupt deutlich zur Auffassung gelangte, bisher in der Regel bei der ebenso unhaltbaren wie ungeschichtlichen Redensart beruhigt, mit der man überhaupt den Niedergang der antiken Welt prinzipiell zu erklären versuchte: es sei eine Periode des Verfalles, der Degeneration, der Erschöpfung, der Dekadenz, oder welche Ausdrücke man sonst wählen mag, über die alte Welt gekommen. Was daneben an Einzelversuchen zur rationellen ökonomischen Erklärung des großen Wechsels angestellt worden ist, tritt neben der prinzipiellen Stellung, die jener vermeintlichen Generalerklärung zugewiesen wird, in den Hintergrund. Tatsächlich läßt sich aber weder an den Personen noch an den Völkern des 4., 5. und 6. Jahrhunderts gegenüber denen der früheren Kaiserzeit wirkliche Schwäche oder Entartung nachweisen. Daß der allgemeine Stand der Kultur sinkt,

daß die Barbarisierung im sozialen Leben wie in der Ästhetik und in der Wissenschaft Fortschritte macht, unterliegt keinem Zweifel; aber es geschieht nicht deshalb, weil die Menschen, die Rassen oder das Land alt und erschöpft geworden wären, sondern deshalb, weil das Verschwinden der baren Umlaufsmittel zur Rückkehr in die Verhältnisse der Naturalwirtschaft zwingt, in Verhältnisse, die an sich jeder materiellen und geistigen Kulturverfeinerung entgegenwirken, und ebenso deshalb, weil die militärische Sicherung des Reiches gegen die kriegerischen Barbaren an den Grenzen infolge der durch die Geldknappheit erzwungenen Verschlechterung der Wehrverfassung nicht mehr wie vordem aufrecht erhalten werden kann.

Von dieser Grundlage müssen wir ausgehen, wenn wir den Verlauf des jahrhundertelangen Kampfes erst zwischen dem römischen, dann dem byzantinischen Reich auf der einen, der persischen und hernach der arabischen und türkischen Macht auf der andern Seite um den Besitz der westlichen Hälfte Vorderasiens verstehen wollen. Das parthische und später das persisch-sassanidische Reich repräsentierten ungefähr denselben Länder- und Machtkomplex gegenüber den römischen Besitzungen, mit dem einzigen, nicht sehr wesentlichen Unterschiede, daß die Partherherrschaft in der Richtung nach Nordosten, gegen den Oxus zu, wahrscheinlich etwas weiter gereicht hat, als die sassanidische, während dagegen diese letztere zur Zeit ihrer Blüte nach Westen hin weiter vorgedrungen ist, als es den Parthern möglich war. In der Zeit Chosrus I. und II., d. h. von der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. bis unmittelbar vor die arabische Eroberung, als die sassanidische Herrschaft auf dem Gipfel ihrer Macht stand, lief die Grenze zwischen Rom und Persien in der Hauptsache etwa längs dem 58. Meridian von der Küste des Schwarzen Meeres gegen Süden, so daß der größere östliche Teil von Armenien den Persern gehörte, der kleinere westliche zu Rom. Vom oberen Mesopotamien war gleichfalls die Osthälfte römisch, die Westhälfte persisch. Im Südosten reichte die sassanidische Grenze durchgängig auf das rechte Euphratufer hinüber und umfaßte auch noch die Küstenlandschaften am persischen Golf bis nach dem heutigen Bahrein hinunter. Sogar das südarabische Jemen war formell ein sassanidischer Vasallenstaat, und auch Oman befand sich nominell in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Königen von Ktesiphon. Das wirkliche Zentrum der sassanidischen Macht beruhte auf dem Besitz der reichen Gebiete von Babylonien, Mesopotamien und Susiana. Allein der später in arabischer Zeit sogenannte Sawad, d. h. die schwarze Erde, das babylonische Alluvium nebst seinen unmittelbar angrenzenden verwandten Nachbargebieten, brachte nach den uns überlieferten Nachrichten die Hälfte der gesamten Reichseinnahmen auf. Ich habe hierüber in den Preuß. Jahrbüchern (Bd. 115, Heft 2) bereits bei einer andern Gelegenheit ausführlicher gehandelt und darf mich daher an dieser Stelle wohl mit dem Hinweis auf jene Ausführungen begnügen.

Die günstige Handelsbilanz mußte dem sassanidischen Staat ein bedeutendes Moment finanzieller Stärke gegenüber den Rhomäern verleihen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der bei aller Tapferkeit und Kriegskunst mangelhafte Erfolg der oströmischen Kaiser in ihren Perserkriegen nur zu begreiflich, und

ebenso als durch den Mangel an barem Gelde bedingt müssen wir auch die Schwäche des militärischen Widerstandes von Byzanz im Verlauf der arabischen Eroberungen betrachten und verstehen. In kriegerischer Beziehung dürfen wir uns überdies die Araber nicht als schlechthin barbarische, der Wüste entströmende, mangelhaft bewaffnete und nur durch ihre fanatische Todesverachtung furchtbare Horden vorstellen. Das damalige Innere von Arabien ist ein verhältnismäßig entwickeltes und teilweise geradezu reiches Land gewesen. Wir hatten bereits in einem andern Aufsatz Gelegenheit, von der natürlichen Beschaffenheit einiger zentralarabischer Landschaften zu sprechen, die durch ihre relative Fruchtbarkeit und inselartige Abgeschlossenheit sowohl eine starke Bevölkerungsvermehrung als auch die Notwendigkeit periodisch wiederholter Ausbrüche des sich bildenden Volksüberschusses erzeugten. Dieser Volksüberschuß und damit der Wohlstand zahlreicher Gebiete wurde weiterhin genährt durch die starke, das Halbinselgebiet auf verschiedenen Routen durchziehende Handelsbewegung. In früheren Jahrhunderten waren es hauptsächlich römische und griechische Kaufleute gewesen, die sowohl die kostbaren Produkte Südarabiens selber, Weihrauch und sonstige Aromata, als auch diejenigen, die durch den arabischen Zwischenhandel aus Ostafrika und Indien herbeigebracht wurden, ins Abendland holten: kostbare Hölzer, Straußenfedern, Edelsteine, exotische Tiere und dergleichen mehr. Später, als die Aufnahmefähigkeit des Abendlandes infolge seiner Verarmung an Edelmetall sank, richtete sich der arabische Handel mehr gegen das sassanidische Perserreich, das ja, dem natürlichen Lauf der Dinge entsprechend, als Export- und Durchfuhrland gegenüber dem importierenden und verarmenden römisch-byzantinischen Reiche wirtschaftlich aufblühte. Auch heute noch lebt die Bevölkerung Arabiens, wenigstens in den mittleren und westlichen Teilen der Halbinsel, zum großen Teil vom Handel und von den alljährlich in konzentrischer Richtung auf Mekka zuströmenden moslemischen Pilgerkarawanen. Nach dem Nedschd findet fortgesetzt eine starke Einfuhr von Reis und Brotkorn statt, und zwar größtenteils auf verschiedenen Routen, vom Euphrattal und vom persischen Golf her. Ohne diese Zufuhr könnte eine relativ so starke Bevölkerung, wie sie z. B. Palgrave auf seiner Reise nach dem Nedschd gefunden hat, dort in keiner Weise existieren. Weitaus den größten Teil des zur Bezahlung der Lebensmittel- und Waffeneinfuhr nötigen Geldes erhalten die heutigen Araber durch die Ausbeutung der ihr Land durchziehenden Mekkapilger. So reich wie diese Quelle, war natürlich der Ertrag der antiken Handelskarawanen nicht, und wenn er auch hingereicht hat, um namentlich bei den Häuptlingen und Fürsten eine gewisse Höhe der Lebenshaltung wie der Ansprüche und einen Vorrat an guter Bewaffnung zu erzeugen, so war er doch nicht groß genug, um, wie es heute infolge der Pilgerzüge der Fall ist, die Bevölkerung soweit zu ernähren, daß der stete Anreiz zur gewaltsamen Expansion in das Kulturgebiet hinein fortfiel.

Wir dürfen aber aus der bloßen Tatsache, daß zu Beginn des 7. Jahrhunderts ein neuer gewaltsamer Ausbruch aus Innerarabien sich vorbereitet, schon den Schluß ziehen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im Innern der Halbinsel schon längere Zeit vorher schwierig geworden sein müssen. Der zu

vermutende Niedergang hängt wahrscheinlich mit dem Verfall oder doch der starken Beeinträchtigung des Handels aus Arabien nach dem römischen Reiche zusammen, der die unausbleibliche Folge der dort eintretenden Verarmung sein mußte. Das sassanidische Reich konnte schon seiner erheblich geringeren Bevölkerungszahl wegen für jenen Ausfall keinen vollen Ersatz bieten; abgesehen davon war es überdies das bewußte Bestreben der neupersischen Herrscher, wenigstens den über Arabien gehenden Seehandel nach Möglichkeit in ihre Gewalt zu bekommen. Diesem Zweck diente der Versuch Chosrus' zur Eroberung von Jemen, der jenes wichtige Handelsland vorübergehend in persische Gewalt brachte: ihm diente auch die Eroberung der ostarabischen Küste bis nach Bahrein herunter und das sassanidische Protektorat über Oman. Die persischen Herrscher verfolgten, wie man deutlich erkennt, mit ihrer Politik Arabien gegenüber den Zweck, die Erträgnisse des arabischen Handels nach Möglichkeit für sich zu monopolisieren. Es ist klar, daß dies nur noch zur Verstärkung der Spannung beitragen konnte, die im Innern der Halbinsel ohnehin bei der emporgewachsenen Bevölkerungsziffer und dem Rückgang der von außen einströmenden wirtschaftlichen Existenzmittel entstanden war. Es ist daher sehr möglich, daß Winckler mit seiner Meinung Recht hat, auch die großen Städte Westarabiens, Medina und Mekka, von denen die Macht des Propheten Mohammed ausging, seien um jene Zeit von ihrer früheren materiellen Blüte bereits herabgekommen gewesen und aus diesem Grunde den Moslems zur Beute geworden. Wir hören, daß um die Zeit Mohammeds auch in Ostarabien ein ähnlicher Prophet auftrat, Musailima genannt, d. h. spöttisch der kleine Moslem. Dieser Musailima hatte in der zum arabischen Kulturgebiet gehörigen Ostlandschaft Jemama ein Staatswesen gegründet, das demjenigen Mohammeds ähnlich war und vielleicht sogar das Vorbild zu jenem bildete. Vermutlich hat auch das eigentliche Nedschd zu diesem Prophetenstaat Musailimas gehört, denn das Schlachtfeld, auf dem dieser später von den Mohammedanern in hartem Kampfe überwunden wurde, liegt mitten im eigentlichen Nedschd. Derartige Zusammenfassungen größerer Stammesmassen unter einer einheitlichen Führung, wie wir sie unter Mohammed und Musailima zu Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. in Arabien sehen, müssen auch früher, während der babylonischen Epoche, den aus der Halbinsel hervorbrechenden und über die Kulturländer sich hin ergießenden Völkerüberschwemmungen vorangegangen sein. Daß es zwischen der aramäischen Wanderung um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. und der mohammedanischen zu keiner andern Ausdehnung der arabischen Stämme gekommen ist, als zu der oben bereits erwähnten langsamen Überflutung der syrisch-mesopotamischen Grenzlandschaften durch das arabische Element während der römischen Herrschaftsperiode, läßt darauf schließen, daß die hohe materielle Kulturblüte erst des westlichen Vorderasiens, dann auch Osteuropas und des Abendlandes unter hellenistischer und römischer Herrschaft während jener ganzen langen Zeit eine so starke Handelsbewegung erzeugt hat, daß der hiervon auf Arabien fallende Teil überwiegend hinreichte, um den Bevölkerungsüberschuß im Innern der Halbinsel zu ernähren.

Ganz in Ruhe ist es dabei selbstverständlich doch nicht abgegangen. Wir finden bereits im Jahre 854 v. Chr. unter den Bundesgenossen und Vasallen, die der König von Damaskus gegen Salmanassar II. von Assyrien aufbietet, einen „Araber" namens Gindibu (nach Winckler arabisch in der Form Djundub ein gebräuchlicher Name), und wir müssen daher annehmen, daß einzelne Stämme unter ihren Scheichs bereits damals bis in den Norden des Ostjordanlandes vorgedrungen waren. Von da an hat aber erst die assyrische, dann die babylonische, später die persische, syrische und römische Macht doch überwiegend einen so festen Damm entlang der Nordgrenze Arabiens gebildet, daß wenigstens von gewaltsamen Einbrüchen der Nomaden in das Kulturland solange nicht die Rede sein konnte, wie der Druck im Innern des Kessels erträglich blieb und solange nicht die jenen von außen zusammenhaltenden Kräfte nachließen.

Im sassanidischen Reiche trat dieses Nachlassen zu Anfang des 7. Jahrhunderts in der Tat ein, als durch den alle Kraft des Staats aufs äußerste in Anspruch nehmenden langjährigen Krieg mit den Byzantinern, im Verein mit inneren Thronstreitigkeiten und furchtbaren Naturkatastrophen, durch die das babylonische Kulturland zum Teil verheerenden Überschwemmungen der Ströme zum Opfer fiel, die augenblickliche Wehrkraft gegenüber einem Einbruch von außen stark reduziert war. Diese Schwächung nutzten die Heere Omars aus. Was sich beinahe ein Jahrtausend früher unter Darius III. der mazedonischen Eroberung gegenüber ereignet hatte, das wiederholte sich in typisch entsprechender Weise auch in diesem Falle: der Verlust Babyloniens war gleichbedeutend mit der Katastrophe des Staats. Die Niederlage bei Kadisija kostete den Sassaniden den Besitz des Alluviallandes, und damit auch den der großen Städte und der das materielle Rückgrat des Staats bildenden Einkünfte aus dem Sawad. Darin, daß sich das neue persische Reich nicht, wie das achämenidische nach der Schlacht bei Gaugamela, dem Sieger widerstandslos zu Füßen warf, sondern daß die Araber noch einmal auf dem iranischen Hochlande, bei Nihawend, südlich vom alten Ekbatana, mit den Sassaniden einen Entscheidungskampf bestehen mußten, zeigt sich nur dieselbe Beobachtung bestätigt, die wir auch sonst des öftern zu machen Gelegenheit haben: daß die neupersische Macht in sich fester fundiert und geschlossener gewesen ist, als die achämenidische, die dem Angriff Alexanders erlag.

Mohammed starb im Jahre 632. Unmittelbar nach seinem Tode begann auch der Angriff auf Syrien, das damals im Besitze der Byzantiner war. Wenn es einen Beweis dafür geben kann, daß die militärische Macht des oströmischen Reiches damals ihrem Kern und Wesen nach eine durchaus andre war, als die Roms in früheren Jahrhunderten, so ist es der Verlauf des Kriegs um Syrien mit dem Chalifat. 633 vernichteten die Araber in einer Schlacht am Flusse Jarmuk östlich des Sees Genezareth ein rhomäisches Heer; bereits zwei Jahre später, 635, fällt ihnen Damaskus in die Hände. Kaiser Heraklius eilte selbst in die bedrohte Provinz; er übersah die Lage alsbald soweit, daß er die Unmöglichkeit erfolgreichen Widerstandes gegen die Araber erkannte und als Siegel auf diese Erkenntnis das angebliche Kreuz Christi aus Jerusalem nach Konstantinopel mitnahm. Sieben oder acht Jahre nach

dem ersten Einbruch gehorchen alle Landschaften und Städte von der ägyptischen Grenze bis an den Hochgebirgswall des Taurus dem Nachfolger des Propheten. Wenn man von jener ersten Schlacht am Jarmuk absieht, so haben die Byzantiner dem Feinde überhaupt kein einziges Mal in offner Schlacht einen nennenswerten Widerstand zu leisten versucht; der ganze Krieg spielte sich in der Weise ab, daß die arabischen Heere das flache Land so gut wie widerstandslos überschwemmten und die befestigten Städte, Damaskus, Aleppo, Antiochia, Edessa, Jerusalem, Cäsarea, in einer fortlaufenden Reihe zum Teil mühseliger und schwieriger, aber für die Verteidiger durch die Unmöglichkeit eines Entsatzes von vornherein aussichtsloser Belagerungskämpfe einnahmen. Noch rascher fiel den Arabern Ägypten zu. Nur die starke Seefestung Alexandria hielt sich über ein Jahr; das Land hat überhaupt keinen Widerstand geleistet.

Das Auffallende an diesem Verlauf der kriegerischen Ereignisse ist, wie wir sehen, das Fehlen einer byzantinischen Feldarmee. Gerade dieser Umstand aber dient uns als Bestätigung für unsre Auffassung der ökonomischen Zustände des Reiches seit der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. Man braucht nur bei Delbrück im 2. Bande seiner Kriegsgeschichte die Zusammenstellungen über das Sinken der römischen Heereszahlen vom 4. Jahrhundert an zu lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, daß es für die Byzantiner schlechterdings unmöglich war, den arabischen Ansturm im freien Felde niederzuwerfen. Schon in der großen Gotenschlacht bei Adrianopel kann nach Delbrück das Heer des Kaisers Valens nicht viel über 10000 Mann stark gewesen sein. In den Perserkriegen Justinians ist die Armee Belisars, mit der er den großen Sieg bei Dara-Anastasiopolis in Obermesopotamien erficht, 25000 Mann stark. „Mit allem Nachschub," schreibt Delbrück, „im Laufe von fünf Jahren sind es doch zuletzt nicht mehr wie 25000 Mann, die tatsächlich die Gotenherrschaft in Italien 539 gestürzt haben, und kaum soviel hatte Narses, als er nach der Wiedererhebung der Goten zur Bekämpfung des Totila über das Meer ging; in der entscheidenden Schlacht bei Taginä mag er etwa 15000 Mann stark gewesen sein." Bei diesen geringen absoluten Ziffern können sich die Schriftsteller jener Zeit doch in der Regel nicht genug tun in Schilderungen von der Größe der Heere und von den Kosten und Anstrengungen, die nötig gewesen seien, um sie auszurüsten und zu erhalten. Nur daß in Wirklichkeit die vermeintlich so ungeheuren germanischen Heere der Völkerwanderung an kriegstüchtiger Mannschaft gar nicht oder doch nicht erheblich stärker waren, als die römischen und byzantinischen Kräfte, erklärt es, daß Unternehmungen, wie die Eroberung Italiens, durch die Feldherren Justinians mit einer Truppenmacht unternommen worden, die nach unsern Begriffen weit hinter einem kriegsstarken Armeekorps zurückbleibt und jedenfalls auch sehr viel geringer war, als die Heere der Karthager, der römischen Republik und der Kaiserzeit, ja selbst geringer als die Kräfte, die das kleine Griechenland in den entscheidenden Landschlachten während der Perserkriege aufbrachte. Auch Alexanders Heer, obgleich bloß aus dem unmittelbaren Herrschaftsgebiet des mazedonischen Königtums und aus Griechenland aus-

gehoben, war immer noch doppelt so stark, als die Armee, die für Justinian Italien erobern sollte.

So wird sich also auch Heraklius bei seiner Anwesenheit in Syrien davon überzeugt haben, daß die arabische Macht stärker war, als daß die selbst im äußersten Falle aufzubringenden Kräfte des Reichs es ermöglicht hätten, ihr einen genügenden Widerstand im offenen Felde entgegenzusetzen. Wenn wir bedenken, daß die Nachfolger Mohammeds über den waffenfähigen Auszug des ganzen geeinigten Arabiens geboten, so ist bereits an sich klar, daß diese Macht ziffernmäßig weit stärker sein mußte, als alles, was je von der germanischen Seite her während der Völkerwanderung die Grenzen des abendländischen wie des morgenländischen Reichs überschritten hat. Dort hatten es die Römer immer nur mit einzelnen Stämmen oder höchstens Vereinigungen einiger Stämme, wie den Franken und Alemannen, zu tun. Die wandernden Volksheere der Ost- und Westgoten, der Wandalen, Burgunder, Sueven usw. haben an wirklichen Kriegern wohl nirgends die Stärke selbst nur von 20000 Mann erreicht. Die Wandalen, die Afrika eroberten, können, wie Delbrück zeigt, nur 8000—10000 Krieger gezählt haben; trotzdem war die Verteidigung nicht möglich, und das Land ging verloren. Wenn Omar für die Eroberung Syriens auch nur 20000 Krieger aus Arabien herangeführt hat — eine Zahl, die zwar hoch, aber, wenn wir uns den Anmarsch auf verschiedenen Routen und in Etappen verteilt denken, immerhin möglich ist, so war das eine Macht, der gegenüber jeder Widerstand in der Feldschlacht von vornherein hoffnungslos erschien, zumal da man die europäische Grenze nach Norden hin auf keinen Fall von Truppen entblößen durfte.

Hätte das römische Kriegswesen zur Zeit Mohammeds noch denselben Charakter gehabt, wie zur Zeit des Augustus, des trajanischen Partherfeldzuges, der die römischen Adler bis in die Nähe des persischen Golfes brachte, oder auch des Severus im 3. Jahrhundert n. Chr., so wäre die ganze islamische Invasion voraussichtlich bereits an den syrischen Legionen machtlos zerschellt, und nur der Ausbruch nach Nordosten gegen das persische Reich hin hätte ihr freigestanden. Voraussichtlich wäre das sassanidische Königtum dem Ansturm doch erlegen, und es wären lediglich die Neu-Perser im Besitze der Herrschaft über das östliche Vorderasien von den Arabern abgelöst worden, wie sie selber im 3. Jahrhundert n. Chr. die Parther abgelöst hatten.

Daß die oströmische Monarchie gleich der gesamten antiken Kulturwelt infolge des Goldmangels wieder in den naturwirtschaftlichen Zustand und in das System der kleinen, mangelhaft disziplinierten Söldnerheere zurückgesunken war, hat die Ausbreitung des Islams über einen großen Teil der ursprünglich vom Hellenismus und dem Römertum besessenen Länder ermöglicht. Übrigens darf man sich nicht durch die Gegenüberstellung von Natural- und Geldwirtschaft zu der Annahme verleiten lassen, daß die abendländischen und byzantinischen Provinzen damals im ganzen genommen entvölkert gewesen wären. Das braucht so wenig der Fall gewesen zu sein, daß die Gesamtheit der Länder um das Mittelmeer im 5. oder 6. Jahrhundert sehr wohl mehr Einwohner gehabt haben kann, als im ersten und zweiten. Entvölkert war

nicht das Land, sondern entvölkert waren bloß die großen Städte; auf dem flachen Land ist wahrscheinlich gerade infolge des Wiederauflebens der Naturalwirtschaft eine direkte Vermehrung der Volkszahl eingetreten.

Syrien z. B. war, wie wir dem Befund an den zahllosen Ruinenstätten östlich des Jordan und Libanon, sowie den dortigen Inschriften bis in die Gegend des heutigen Aleppo hinauf entnehmen können, noch im 6. Jahrhundert unvergleichlich volkreicher, als heute. Allein eine Erwägung darüber, welche Entwicklung die Sklavenfrage in der alten Welt genossen hat, muß uns auf Ähnliches führen. Mit dem Aufhören der großen Kriege Roms unter den Kaisern der julisch-klaudischen Dynastie versiegte die vornehmste Quelle für die stete Wiedererneuerung des Sklavenbestandes merklich. Die natürliche Fortpflanzung des Sklaventums innerhalb seiner selbst war erfahrungsgemäß sowohl durch die fortgesetzten Freilassungen, als auch durch die Schwierigkeit und häufige Unmöglichkeit der Familiengründung eine minimale; nur größere Kriege, in denen Tausende oder Zehntausende von Menschen erbeutet und verkauft wurden, konnten die Zahl auf der Höhe halten. An solchen großen Kriegen hat es aber in der spätern Zeit für Rom, mit einzelnen nicht auf die Dauer ins Gewicht fallenden Ausnahmen, gefehlt, und als sie in der Zeit der Völkerwanderung wiederkamen, da hatten sich die Verhältnisse nach andern Richtungen hin so sehr geändert, daß von einer Wiedererneuerung der Sklavenmassen aus dieser Quelle nicht die Rede sein konnte. Verringerte sich aber der ziffernmäßige Bestand der Sklaven, so fiel damit ein starker Hinderungsgrund für die natürliche Volksvermehrung fort, und bei der Verödung der Städte mußte sich diese Vermehrung auf dem flachen Lande ablagern.

Der Wechsel, der sich demnach auch in dem byzantinischen Teil Vorderasiens gegen die frühere Zeit vollzogen hatte, als die Araber herandrängten, läßt sich nach dieser Richtung also so zusammenfassen, daß früher das Schwergewicht der Bevölkerung auf die Städte entfiel, jetzt aber auf das flache Land. In militärischer Beziehung bietet gegenüber einer Invasion wie der arabischen der erstere Zustand natürlich eine sehr viel größere Möglichkeit erfolgreicher Verteidigung, als der letztere. Unkriegerische Bauernmassen; dazwischen zahlreiche Schlösser und Villen der Großgrundbesitzer und eine Anzahl kleiner, über das platte Land hin zerstreuter Flecken; dazwischen die wenigen alten, sowohl an Volkszahl als auch an Umfang ihrer Befestigungen stark zurückgegangenen alten Großstädte — das muß das Bild Syriens und der byzantinischen Gebiete in Nordmesopotamien und den benachbarten Landschaften am Südfluß des Taurus gewesen sein, als die Araber hereinbrachen.

So verflechten sich die Ursachen und die Erfolge des islamischen Ausbruchs vom 3. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. in der Weise, daß die ökonomische Umwälzung innerhalb des römischen Reichsgebiets gleichzeitig ihre Wirkung auf die Handelsverhältnisse und die Bevölkerungsbewegung im arabisch-sassanidischen Osten und auf die Wehrkraft des Imperiums äußert; dann drängt die Änderung der wirtschaftlichen Zustände in ihren Folgen das Arabertum erst aus dem Innern hervor und gibt ihm hernach den Sieg über die materiell und militärisch verwandelte westlichere Welt.

Das junge Deutschland und Österreich.

Von

Ludwig Geiger.

In dem vor sechs Jahren erschienenen Buche: „Das junge Deutschland und die preußische Zensur" habe ich auf Grund der Akten des Geheimen preußischen Staatsarchivs dargetan, wie eine Gruppe jüngerer Schriftsteller durch ein scharfes Edikt der preußischen Regierung verfemt und lange Zeit verfolgt wurde. An den Resultaten dieser Arbeit ist durch neue Funde, die mir in den österreichischen Archiven, dem k. k. Geheimen Staats-, Haus- und Hof-Archiv und dem Archive des Ministeriums des Innern, beiden in Wien, geglückt sind, nichts zu ändern. Wohl aber kann mancherlei über das Verhältnis Österreichs zu dem jungen Deutschland nachgetragen werden.

Eine wirkliche Verfolgung der genannten Gruppe: Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt fand in Österreich nicht statt; wenigstens sind mir eigentliche Zensurakten, aus denen eine Konfiskation einzelner Schriften der Genannten oder gar Prozesse gegen einen dieser sogenannten Übeltäter hervorgeht, nicht vorgelegt worden. Meine Hoffnung, über die Reise Laubes in Österreich etwas zu finden, wurde ebenso getäuscht, wie die, den Brief Heines an den Fürsten Metternich aufzustöbern, von dem Treitschke, Bd. IV, S. 440, eine kurze Notiz gibt. Doch ist mancherlei für die Geschichte des „Jungen Deutschland" den Akten zu entnehmen.

Am 25. Dezember 1835 machte Metternich dem Präsidenten der Reichs-Hofstelle, Herrn von Sedlnitzky, Mitteilung von dem Bundesbeschluß und forderte ihn auf, besondere Wachsamkeit zu üben, „da der Roman ‚Wally' von hiesigen Buchhandlungen mit sehr weniger Zurückhaltung verkauft und sogar zum Verkauf angeboten worden ist, und als ein Faktum dieser Art, wenn es sich nach dem angekündigten Bundesbeschluß ereignet und zur Kenntnis des deutschen Publikums gelangen sollte, auf den Gang unsrer Staatsverwaltung und ihren Eifer in Vollziehung der Bundesgesetze nur ein schiefes Licht werfen könnte." In demselben Edikte wies er auf den gegen Heine gefaßten preußischen Beschluß hin; „es kann nicht zweifelhaft sein, daß eine solche gegen einen (!) Coryphäen der grundverderblichen neuen Schule von Staats wegen

ausgesprochene Maßregel nicht nur materiell ersprießlich würken, sondern und noch mehr moralisch einen sehr großen allgemeinen und wohl heilsamen Eindruck machen muß."

Galt dieser erste Befehl nur für Wien, so wurde durch einen weiteren vom 9. Januar 1836 dafür Sorge getragen, daß der Bundesbeschluß in den Amtsblättern der zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen „verlautbart" würde; daß dies geschehen sei, wurde am 11. Januar berichtet.

Von unmittelbaren Folgen dieses Edikts lassen sich doch nur wenige Beispiele berichten. Der Oberburggraf Chotek in Prag hatte bei Sedlnitzky in Wien beantragt, dem Grafen Boos von Waldeck die Bezugsbewilligung von Heines Schriften zu geben. Dieser Antrag wurde von Sedlnitzky abgelehnt (16. Oktober 1837), weil diese Schriften dem Verkehr entzogen seien. Nachdem solches Metternich zu Ohren gekommen war, befahl er, den Bundesbeschluß wieder in Erinnerung zu bringen und zu bemerken, „daß künftighin Gesuche von Parteien um Erfolglassung von außer Kurs gesetzten Schriften des jungen Deutschland nicht mehr zur Genehmigung vorzulegen, sondern unbedingt zurückzuweisen sind". Auch einige andre kleine Notizen über das Schicksal Heinescher Schriften kann ich beibringen; aber die erste ist vor der Zeit der Verfolgung des jungen Deutschlands und die zweite aus einer Zeit, in der jene Verfolgung bereits aufgehört hatte. Jene betrifft ein Ersuchen des Regierungsrats Freiherrn v. Stiebar in Linz (Januar 1834), das Buch Heines „Zur Geschichte der schönen Literatur" für die fürstliche Lambergsche Bibliothek beziehen zu dürfen. Das Ersuchen wurde unter der Voraussetzung bewilligt, daß über die Bibliothek eine solche Aufsicht geführt werde, daß „ein vorschriftswidriger Gebrauch jenes verbotenen Werkes nicht zu besorgen ist", indes das eigentliche Verbot für Österreich kann ich nicht nachweisen. Die Notiz, die später ist als die eigentliche Verfolgung des jungen Deutschlands, stammt aus Lemberg (30. Januar 1845). In einem dortigen Polizeirapport wird gemeldet, daß zwanzig Exemplare von Freiligraths „Ein Glaubensbekenntnis" und achtzehn Exemplare von Heines „Neuen Gedichten", die bei Buchhändlern vorgefunden wurden, mit Beschlag belegt und vertilgt worden seien. Ähnliches wird aus Innsbruck vom 10. Februar 1845 und aus Triest gemeldet und bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Heines „Neue Gedichte", ebenso wie „Deutschland, ein Wintermärchen" am 2. November 1844 für Österreich verboten wurden.

Im Anschluß daran mag auf ein gedrucktes Blättchen hingewiesen werden, das ich gleichfalls in den Wiener Archiven fand, ein Decretum der Indexkongregation vom 22. September 1836, in dem Heines Buch „De la France" ebenso seine „Œuvres", und zwar seine „Reisebilder" (Tableaux de voyage) und sein Buch „De l'Allemagne" verboten werden [1]).

---

[1]) Die Werke Heines werden, wie es eben im Text geschehen ist, bald deutsch, bald französisch genannt. In dem angeführten Dekret werden noch einige französische und italienische Schriften verboten. Charakteristisch ist, daß zu den verbotenen Schriften auch die „Epistole di Francesco Petrarcha Recate in italiano da Ferd. Ranalli" gehören. Vielleicht ist dieses Verbot eine Wirkung des unten zu erwähnenden Schreibens an den österreichischen Gesandten in Rom.

Während also von einer wirklichen Verfolgung des jungen Deutschlands in Österreich aus den Akten nichts ersichtlich ist, bieten diese manches Material für die Entstehung des Bundestagsbeschlusses gegen das junge Deutschland.

Zunächst muß auf Grund dieser Mitteilungen konstatiert werden, daß es nicht Wolfgang Menzel selbst war, der seine Kritiken über Gutzkows „Wally" nach Wien sandte und damit die Verfolgung des Romanschriftstellers und seiner Genossen veranlaßte, sondern daß andre sich diese Mühe nahmen. Schon am 23. Oktober meldete der österreichische Gesandte in Stuttgart, Fürst Schönburg:

„Die Uneinigkeit hat ihr Haupt erhoben und bringt Verwirrung in die feindlichen Reihen. Menzel, der Demagog, tritt offen in die Schranken gegen das junge Deutschland. Hier ein neuer Beleg zu der Tatsache, die nicht ohne Bedeutung ist. Es liegt hierin ein neuer Sieg der guten Sache, nachdem schon so viele ihrer Gegner überwältigt oder abgenutzt, wider ihren Willen ihr die besten Dienste leisteten."

Aus den gesperrt gedruckten Worten geht deutlich hervor, daß Menzel nicht direkt seine Artikel eingesandt haben kann, sondern daß er zu denen gerechnet wird, die gegen ihre eigene Absicht dasjenige beförderten, was dem österreichischen Diplomaten als das Gute erschien.

Derselbe Gesandte schickte ein paar Tage später, am 25. Oktober, den Schluß des Menzelschen Artikels und bemerkte, er würde sich schon früher über die Sache geäußert haben, „wenn ich nicht durch Herrn Rat Jarcke erfahren hätte, daß er es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hätte, einen umständlichen Bericht über den Unfug zu erstatten, den in neuester Zeit das junge Deutschland in der literarischen Welt zu treiben wagt".

In diesem Rat Jarcke, der später (1836) Begründer einer Preß-Überwachungskommission für ganz Europa werden wollte und über diesen Plan ein sehr merkwürdiges Gutachten für Metternich ausarbeitete, muß man den eigentlichen Urheber der Verfolgungen gegen das junge Deutschland erblicken. Gemeint ist der Staatswissenschaftler und Publizist Karl Ernst Jarcke, geb. 1801 in Danzig, gestorben 1852 in Wien, der seit 1825 Professor in Berlin war, vom Universitätslehramt und der Kriminalistik zum Journalismus überging und seit 1831 das „Politische Wochenblatt" in ultrakonservativem Sinne leitete. Schon 1832 wurde er als Nachfolger Friedrichs von Gentz nach Wien berufen und trat als Rat in die Dienste der k. k. Hof- und Staatskanzlei. Er muß in besonderer Mission 1835 in Stuttgart gewesen sein, kam aber dann nach Wien zurück, wo er besonders in Preßangelegenheiten eine große Tätigkeit entwickelte. Seine konservativ-ultramontanen Anschauungen mußten ihn zum erbitterten Gegner der jungen Leute machen; vielleicht war er zu besonderem Zorn durch die Ausfälle veranlaßt, die Börne in seinen Pariser Briefen gegen ihn gerichtet hatte (Brief 84), Ausfälle, die freilich nur Erwiderungen auf die Herausforderungen waren, die sich im „Politischen Wochenblatt" gefunden hatten. Jarckes eigentliches Arbeitsgebiet in der späteren Zeit war das Verhältnis von Staat und Kirche; hier mag nur kurz darauf hingewiesen werden, daß die Frucht seiner Arbeit die Beseitigung des Josephinismus in Österreich und die Vorbereitung des Konkordates war, das freilich

erst einige Jahre nach seinem Tode zustande kam. Er war ein unduldsamer, leidenschaftlicher, fanatischer Mann, aber von durchaus ehrenhafter Gesinnung und hoher geistiger Begabung.

Die Anregungen, welche Metternich von Stuttgart erhalten hatte — die große Jarckesche Denkschrift ist freilich in den Wiener Archiven nicht zu finden — erschienen ihm wichtig genug, um sich von dem Leipziger Generalkonsul, Herrn v. Bercks, die Schriften von Wienbarg, Gutzkow, Duller und Heine, von dem Letzteren namentlich den zweiten Teil seines „Salons" zu bestellen (28. Oktober 1835). Es ist charakteristisch genug für den Wiener Buchhandel, daß von diesen Schriften dort nichts zu finden war. Bei seiner Bestellung fügte Metternich hinzu: „da ich die neuesten Produkte der sich unter dem Namen des jungen Deutschlands ankündigenden Schule unchristlicher, unsittlicher Autoren zu besitzen wünsche". Noch bevor diese Leipziger Sendung eingetroffen war, am 31. Oktober, wurde an verschiedene österreichische Gesandte, auch an den Minister, Fürsten Wittgenstein in Berlin, das große Gutachten über das junge Deutschland abgesendet, von dem Metternich ausdrücklich sagte, es sei unter seinen Augen verfaßt, das bei Proelß gedruckt ist und die Aufmerksamkeit der Regierungen auf Börnes und Heines verhängnisvollen Einfluß, auf Gutzkows „Wally", auf die Vorrede zu Schleiermachers „Briefen über die Lucinde" und auf Schriften Wienbargs lenken sollte.

Dieses Schreiben ging auch an den Grafen Münch, den österreichischen Präsidialgesandten beim Bundestag. Dabei wurden bestimmte Vorschläge für den Bund mitgeteilt, da die deutschen Regierungen einzeln schlechthin nichts ausrichten könnten, namentlich „da die Einwilligung der Kammern in den meisten Ländern gefordert und schon auf diesem Wege jedes Resultat höchst ungewiß" wäre. Die Bestimmungen müßten allgemein sein, damit nicht irgendwo ein Schlupfwinkel freigelassen würde, von dem aus ganz Deutschland überschwemmt werden könnte.

Als einzelne Maßregeln wurden vorgeschlagen:

1. Entziehung der Gewerbeberechtigung für alle diejenigen Buchhändler, die eine Schrift in ihrem Verlage erscheinen ließen, als deren Verfasser Börne, Heine, Gutzkow, Wienbarg usw. sich namhaft oder sonst kenntlich gemacht hätten.

2. Entziehung der Gewerbeberechtigung für alle diejenigen Buchhändler, in deren Lager Schriften der eben genannten Art, auch wenn sie vor dem Datum des betreffenden Gesetzes oder im Auslande erschienen wären, in mehr als zehn Exemplaren vorgefunden würden.

3. Geldstrafen von 1000 Dukaten für jeden Buchhändler, dessen Gewerbe auf diese Weise eingestellt wäre, wovon die Hälfte dem Denunzianten oder demjenigen Zensur-, Polizei- oder Zollbeamten zufiele, der den Fall auf eine den rechtlichen Beweis in sich fassende Weise zur Anzeige brächte. Verpflichtung der Buchhändler, jedes ihnen zugesandte Exemplar sofort nach dem Empfang der kompetenten Polizeibehörde auszuliefern.

4. Geldstrafen von 100 Dukaten für jedes Exemplar, wenn deren weniger als zehn angetroffen würden, und gleiche Bestimmungen wie zu Nr. 3.

5. Strenge Aufsicht von seiten einer am Bundestage niederzusetzenden Kommission auf die gesamte deutsche Presse und schnelles Verbot solcher Schriften, die in die Kategorie der sub Nr. 1 genannten gehören."

„Die genannten Schriftsteller haben dies Gewerbe nicht bloß um ihre strafbaren Tendenzen zu verfolgen, sondern hauptsächlich auch deshalb gewählt, weil Schriften dieser Art von den Verlegern bisher mit Gelde aufgewogen wurden. Die pekuniären Nachteile, welche damit verbunden würden, müßten daher in jedem Falle die Gefahr des Verlustes größer als die Hoffnung des Gewinnes machen. Jene Strafbestimmungen würden also den Hauptnerv jener Literatur durchschneiden und alle weiteren Strafdrohungen gegen die Autoren völlig überflüssig machen."

In eine Einzelkritik dieses Schreibens soll nicht eingegangen werden. Es genügt wohl ein kurzer Hinweis auf die alles Maß überschreitende Strafe: 100 Dukaten, d. h. mehr als 300 Taler (nach damaligem Gelde, also jetzt vielleicht 3000 Mark) Strafe für ein Buch, das vielleicht wenige Groschen kostete! Sodann sei die Belohnung ausdrücklich hervorgehoben, die den Denunzianten in Aussicht gestellt wird und die gleichfalls für jene Zeit und das ganze System höchst charakteristisch ist. Endlich ist darauf hinzuweisen, daß sich Metternich über die Lage der Schriftsteller in einem sehr bedenklichen Irrtum befand. Mit Gold aufgewogen wurde gewiß keine jener Schriften; außer Heine, der auch, damals wenigstens, von seinem Verleger noch nicht sehr verwöhnt war, bekamen die andern, wenn sie überhaupt etwas erhielten, gewiß herzlich unbedeutende Honorare.

Die oben mitgeteilten Vorschläge wurden mit einem Privatschreiben an Münch begleitet, in dem noch einmal als Zweck der Maßregel hingestellt wurde, „die gewissenlosen Spekulationen zu ruinösen zu machen". Metternich teilte ferner mit, daß er den Aufsatz über das junge Deutschland nach Berlin sende, „um des Königs religiöses und sittliches Gemüt zum Behufe kräftiger Förderung gemeinsamen Wirkens in dieser Sache in Anspruch zu nehmen". Sodann machte er auf die von der „Sekte" angekündigte Zeitschrift „Deutsche Revue" aufmerksam, meinte aber, man werde schon in der vorhandenen Gesetzgebung Mittel finden, diesem Produkte nach Verdienst zu begegnen. Endlich sandte er einen Auszug aus der „Revue germanique" (dritte Serie, Bd. II, zweite Lieferung, Mai 1835). Der kurze Artikel erzählt, daß der „Phönix", die seit Anfang 1835 von Gutzkow in Frankfurt redigierte Zeitschrift, der in Deutschland die neue Schule repräsentiere, propose aux poètes allemands de se réunir chaque année tantôt dans une ville, tantôt dans une autre. Der Artikelschreiber setzt freilich hinzu, es sei fraglich, ob nicht vom Bundestage, der sich als Chaperon de toutes les anciennes doctrines proklamiert habe, diesem poetischen Kongreß ein Veto entgegengesetzt werde. In dieser harmlosen Notiz über den Poetentag sieht Metternich einen Beweis des „ebenso extravaganten als böswilligen Strebens".

Während diese vertraulichen Schreiben Metternichs ihre Wirkung zu tun begannen, hinkte der österreichische Gesandte in Berlin, Herr v. Trautmannsdorf, mit seinen Berichten etwas nach. Am 12. November hielt er sich für berufen, eine kleine Abhandlung über die gottlosen Schriftsteller nach Wien zu senden, „die sich zur Aufgabe stellten, die Befriedigung der Sinnenlust als eigentliche Bestimmung der Menschheit hinzustellen, dagegen jeden Aufschwung

zur Gottheit im Menschen zu unterdrücken". Er erwähnt, daß diese Schriftsteller in Berlin unter dem Namen „Venusritter" bekannt seien und gibt einige Mitteilungen über die von Berlin vorbereiteten Schritte. Wenige Tage später, am 16. November, gab er Auszüge von dem am 14. erlassenen strengen Edikte gegen die „Venusritter".

Dieses preußische Edikt war von außerordentlicher Strenge. Denn es wiederholte nicht nur die seit 1831 erlassenen Verbote gegen einzelne Schriften der Jungdeutschen, sondern es wollte sie für alle Zeit mundtot machen durch die Bestimmung, daß auch alle in Zukunft erscheinenden Schriften von vornherein verboten seien. Diese überstrenge Maßregel wurde dann im Februar 1836 dahin gemildert, daß diejenigen Schriften der Verfemten, die in Preußen eine Rezensur überstanden hatten, geduldet sein sollten, — dennoch blieb Preußen fast der einzige Staat, der über die strikte Ausführung seines Edikts und der Maßregel des Bundestags wachte und jahrelang (bis 1842, für Gutzkow sogar bis 1843) den Betroffenen schwere Stunden bereitete.

Es ist nicht richtig, wenn man dies ganze Verhalten Preußens als eine Liebedienerei gegen Österreich oder, wie ein neuerer Schriftsteller es tut, als das Bestreben der jüngern Großmacht bezeichnet, der ältern den Rang abzulaufen; vielmehr entsprang dieses Vorgehen aus der frommen Gesinnung des Königs Friedrich Wilhelm III., der durch Gutzkow und andre das Christentum gefährdet glaubte. In dieser Auffassung wurde der König durch die Berliner Theologen bestärkt. Am 29. November 1835 predigte, wie Wittgenstein an Metternich meldete, der Hofprediger Strauß in der Schloßkapelle gegen die jungen Literaten und ihre Tendenzen. In einem Spitzelberichte aus Frankfurt nach Wien vom Januar 1836 heißt es: „Viele Besprechungen hat hier der Umstand gefunden, daß im Preußischen jetzt die Prediger von der Kanzel herab gegen das junge Deutschland streiten und sogar Dr. Neander in Berlin aus seinem Fenster es tat, bei Gelegenheit seines Geburtsfestes."

Auf die von Berlin aus ihm zugekommenen Berichte sandte Metternich am 30. November durch Trautmannsdorf seinen Dank an den Fürsten Wittgenstein, setzte aber hinzu, so ausgiebig diese preußischen Maßregeln seien, so müßten doch Bundesbestimmungen getroffen werden, um in vollem Maße gegen die neue Literatur zu kämpfen. Ähnliches wurde den österreichischen Gesandten in München, Stuttgart, Karlsruhe und Dresden mitgeteilt; in dem Anschreiben an München der König gelobt, daß er „Wally" gleich verboten habe, in dem nach Karlsruhe gerichteten die badische Regierung gepriesen, daß sie gegen die in Mannheim domizilierende Löwenthalsche Buchhandlung vorgegangen sei. In einem an demselben Tage an Münch gerichteten Erlaß wurde ausgeführt, daß die Vorschläge an den Bund verändert werden müßten: 1. betreffend die schon genannte Löwenthalsche Buchhandlung sollte die badische Regierung angegangen werden, ihr Firma und Verlagsrecht zu entziehen; ginge dies nicht an, so sollten wenigstens alle ihre Verlagsartikel verboten werden, „wie dies mit dem Verlage der Silbermannschen Buchhandlung in Straßburg der Fall war". 2. Die Leiter und Fürsprecher des jungen Deutsch-

land müßten durch den Bundestagsbeschluß wie in Preußen mit dem Stempel der öffentlichen Ahndung belegt werden. In der preußischen Verfügung seien indessen nur Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt genannt; „unbillig wäre es, von dieser Liste den geistigen Vater des jungen Deutschlands, den berüchtigten Heine, auszuschließen." Vielleicht sei dies in Preußen nur geschehen, weil seine Schriften dort schon mit dem Interdikt[1]) belegt seien. Auch die Campesche Buchhandlung müsse ausdrücklich erwähnt werden. Dagegen sei ein besonderes Vorgehen gegen die „Deutsche Revue" kaum nötig, da das Preßgesetz von 1819 und der Artikel 38 der Bundesakte dafür ausreichendes Material gewährten.

Auf die Anschreiben an die Gesandten antworteten diese, daß die Regierungen, bei denen sie beglaubigt seien, sich mit dem österreichischen Plane einverstanden erklärt hätten. Am entschiedensten meldete dies Colloredo in Dresden, der zugleich bemerkte, daß nach Leipzig der Befehl erlassen worden sei, die Schriften von Gutzkow, Wienbarg und Konsorten zu verbieten.

Wirkliche Schwierigkeiten schien nur Württemberg zu bereiten[2]). Schon am 6. Dezember hatte Fürst Wittgenstein auf diese bedenkliche Lage aufmerksam gemacht. Er schrieb: „Man betrachtet in Stuttgart den Buchhandel und die Buchdruckerei als Fabriken, welche viel Geld einbringen; es wird sich bald zeigen, ob meine Besorgnis unbegründet ist. Dieser Gegenstand dürfte selbst in der zweiten Kammer in Stuttgart zur Sprache kommen."

Der österreichische Gesandte in Stuttgart freilich war ziemlich hoffnungsvoll. Am 8. Dezember wußte er zu melden, daß der Minister Berolding en

---

[1]) Auf einen Antrag des Oberzensurkollegiums vom 22. September 1832 war der erste Band des „Salon" und alle folgenden verboten. Am 14. Dezember 1835 wurden sämtliche Schriften Heines in Preußen als verboten erklärt. Dies teilte Fürst Wittgenstein dem Fürsten Metternich am 16. Dezember mit in folgender Ausführung: „Ich kann mich mit Beziehung auf Heine und seine Schriften mit Hochdenselben nur einverstanden erklären. Auch Herr Minister Ancillon hält die Heineschen Produkte für die gefährlichsten, eben weil sie in Beziehung auf Stil und Darstellung ein wahres Meisterstück sind." Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß am Schlusse dieses eigenhändigen Schreibens Wittgenstein sich verschrieben hat und statt Ew. Durchlaucht einmal Ew. Exzellenz setzte; dieses ungeheuerliche Verbrechen wurde — sei es von Metternich oder einem andern — dadurch gerügt, daß an das ominöse „Exzellenz" mit rotem Bleistift ein Ausrufungszeichen gesetzt wurde. — Da in dieser Anmerkung Heine erwähnt ist, so sei noch etwas ihn Betreffendes hinzugefügt. Nach der Unterdrückung der „Deutschen Revue" beeilten sich, unter dem Drucke der Regierung, die preußischen Professoren und Staatsbeamten, ihre ehemals zu dieser Zeitschrift ausgesprochene Zustimmung zurückzunehmen. Diese Erklärungen wurden zuerst in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht. In der Nummer vom 25. Januar 1836 brachte dieses Blatt als letzte die vom 18. Januar datierte Erklärung Trendelenburgs. Danach heißt es seitens der Redaktion: „Eine kurze Erklärung über denselben Gegenstand, aber in gerade entgegengesetztem Sinne, ward der Redaktion von Herrn H. Heine aus Paris vor einigen Wochen zugesandt, nachdem derselbe nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit dahin zurückgekehrt war. Herr Heine sprach sich darin für jenes projektierte literarische Unternehmen aus, das ‚von der Jugend denunziert, von der Polizei unterdrückt worden sei'. Da die Aufnahme dieser Erklärung früher Anstände gefunden hat, so wird diese Andeutung darüber genügen." (Diese Erklärung ist nur angedeutet, aber nicht abgedruckt bei Strodtmann, Heine, Bd. II, S. 186.)

[2]) Vgl. mein Buch „Das junge Deutschland und die preußische Zensur", S. 135.

ihm gesagt habe, er wolle dem österreichischen Wunsche möglichst entsprechen, „Wally" sei mit Beschlag belegt, und der König habe dem Bundestagsgesandten Trott den Auftrag erteilt, „die österreichischen Anträge entgegenzunehmen und mitzuwirken, daß auf die geeignetste Art der vorgesetzte Zweck erreicht werde". Ja, Schönburg meinte, diese Gelegenheit ergreifen zu können, in Württemberg weiter zu wirken, und forderte den Minister auf, Anlaß zu nehmen, auf Grund der Bundesgesetze in seinem Staate auch Schriften über zwanzig Bogen zu verbieten. Und Schönburg fügt naiv hinzu: „Der Graf schien darauf eingehen zu wollen, wenigstens zeigte er, wie immer, den besten Willen." Ob nun Beroldingen dem österreichischen Gesandten gegenüber falsches Spiel spielte, oder ob Schönburg sich einfach dupieren ließ, bleibe dahingestellt; tatsächlich hatte die württembergische Regierung am 26. November den Bundesgesandten Trott in ganz andrer Weise instruiert, als Schönburg nach Wien meldete. Diese Instruktion sandte Graf Münch an Metternich am 12. Dezember mit den Worten:

„Als ein in seiner Art höchst merkwürdiges Aktenstück lege ich Ew. Durchlaucht hier eine mir im Vertrauen zugekommene Instruktion des Grafen Beroldingen an Herrn v. Trott vom 26. v. M. bei, worin die Kurzsichtigkeit und Verkehrtheit der Ansichten bis auf den Punkt gesteigert ist, diese Tätigkeit der jungen Schriftsteller sogar im Interesse der Regierung zu finden."

Diese ungemein merkwürdige Instruktion, die doch nur durch eine ungeheuerliche Indiskretion in die Hände des Präsidialgesandten gekommen sein kann, lautet nach einer indifferenten Einleitung wie folgt:

„Soweit man diesseits von der Tätigkeit und Tendenz jener Schriftsteller im allgemeinen Kenntnis hat, ergibt sich, daß dieselben zunächst auf dem Gebiete der Ästhetik und Philosophie sich bewegen, und nur indirekt das der Politik berühren, sowie daß ihre Schriften nicht auf die Volksmasse, sondern auf das literarische Publikum berechnet sind. Wenn daher dieselben auch wirklich sittliche und religiöse Begriffe antasten, die zu den Grundpfeilern der gesellschaftlichen Ordnung gehören, so geschieht dies doch auf einem Felde, auf welchem durch die öffentliche Stimme des literarischen Publikums einem solchen Treiben zweckmäßiger als durch Maßregeln der Regierungen entgegengewirkt wird.

„Sollten dergleichen Schriften übrigens sich als gesetzwidrig darstellen, so wird, was die bereits erschienenen betrifft, eine Verbreitung derselben am füglichsten durch Verfügungen der Landesbehörden jeden Staates nach Maßgabe der Verschiedenheit der dabei in Betracht kommenden besonderen Verhältnisse der Lokalität gehemmt werden; was hingegen die, wie es scheint, im Präsidialvortrage zunächst ins Auge gefaßte Zeitschrift anlangt, deren Herausgabe einen Vereinigungspunkt für die in Frage stehenden Schriftsteller bilden soll, so würde in keinem Falle vor deren Erscheinen eine dagegen zu ergreifende Maßregel zu begründen sein.

„Ohne Erwägung dieser Verhältnisse würde man auch die Kompetenz der Bundesversammlung zu einer Einschränkung dermal weder in der einen noch in der andern jener Beziehungen gegründet finden können. Die Voraussetzungen, durch welche der § 6 des Beschlusses vom 20. September 1819 eine solche Einschreitung gebietet, trifft bei Schriften nicht zu, welche religiöse und moralische Fragen ganz allgemein und ohne nähere positive Beziehung noch in spezieller Richtung auf die Verfassung und Verbreitung des Bundes oder einzelner Bundesstaaten erörtern.

„Ebensowenig läßt sich die Bestimmung des Artikels 28 der Wiener Schlußakte von 1820 auf eine noch so entfernt liegende Möglichkeit einer von schriftstellerischen

Unternehmungen zu besorgenden Bedrohung der innern Ruhe und Ordnung anwenden, deren Aufrechterhaltung nach dem vorhergehenden Artikel 25 in der Regel den Regierungen allein zusteht.

„Wird aber der Gegenstand aus politischem Gesichtspunkte betrachtet, so führt auch dieser zu demselben Ergebnisse. Es läßt sich nicht mißkennen, daß durch eine Einschreitung der Bundesversammlung denjenigen Schriftstellern, in deren ganzen Treiben doch nur eine ephemere Erscheinung zu erblicken ist, eine Bedeutung beigelegt [wird], die ihnen nicht zukommt, und nur die Folge haben möchte, sie der Beurteilung durch die öffentliche Meinung zu entziehen, die ihrer bei einem ferneren Beharren in einer gegen die sittlichen und religiösen Begriffe der Gesellschaft anstoßenden Tendenz sicher wartet.

„Zudem wird auch nicht ganz unbeachtet bleiben können, daß jene Schriftsteller mit den von ihnen erregten literarischen Kämpfen manche Kräfte beschäftigen, welche sonst auf dem Felde der Politik in einem den Regierungen nicht günstigen Sinne tätig waren, und daß eben daher letztere es wohl nicht in ihrem Interesse finden dürften, jener durch die Uneinigkeit solcher Schriftsteller herbeigeführten veränderten Richtung ihrer schriftstellerischen Richtung entgegenzutreten, solange sie nicht wirklich gesetzwidrig sich äußern.

„Die königliche Bundestagsgesandtschaft wird durch diese Bemerkung sich hinreichend instruiert finden, um über den in Frage gestellten Gegenstand ihre Erklärungen abzugeben."

Es ist nun sehr merkwürdig zu konstatieren, daß trotz dieser Instruktion der württembergische Bundestagsgesandte keinen Einspruch erhoben zu haben scheint[1]). Der bekannte Bundestagsbeschluß wurde am 10. Dezember gefaßt. Am 12. Dezember erstattete Münch seinem Meister in Wien einen Bericht und begleitete das offizielle Schreiben mit einem Privatbriefe, in dem es heißt:

„Die Indignation aller deutschen Regierungen über dieses Treiben ist durch Einmütigkeit ihres Urteils über das Gottlose der Lehre dieser literarischen Schule verkündet, die Verfasser und Leiter derselben sind öffentlich stigmatisiert, ihre Schriften nicht bloß den wegen des Mißbrauchs der Presse bestehenden Gesetzen, sondern den Strafen und Polizeigesetzen verfallen erklärt .... Ich glaube, die Annalen des Bundestages sind um einen vernünftigen Beschluß reicher und der Religion und Sittlichkeit ein wesentlicher Dienst geleistet. Sekundäre Maßregeln, als da sind: die Ausweisung der Koryphäen aus Frankfurt, die Verhinderung des Erscheinens der angekündigten Zeitschrift, ist ohne Einwirkung des Bundestages durch mündliche, willig aufgenommene Andeutungen erreicht. Es ist im ganzen das, was für den Augenblick not tat, und alles, was möglich war, erreicht."

Ein Protest gegen den also gefaßten Beschluß seitens Württembergs erfolgte nicht. Aber dort wie in München schien man nicht sonderlich einverstanden und nicht eben geneigt, dem gefaßten Beschlusse nachzukommen.

Am 24. Dezember nämlich übersandte der österreichische Gesandte v. Kast aus München eine Verbalnote des Ministers v. Giese an den preußischen Gesandten von Dönhoff, daß die Regierung sich nicht veranlaßt fühle, ein allgemeines öffentliches Verbot zu erlassen, da dasselbe eine Aufforderung zur Umgehung durch erborgte Namen oder anonyme Schriften werden könnte;

[1]) Sollte das Zurückweichen der württembergischen Regierung etwa eine Folge des Metternichschen Schreibens vom 2. Dezember (mein Buch, S. 136) sein? Aber wie war Metternich schon am 2. Dezember in der Lage, über ein vertrauliches Schreiben vom 26. November zu sprechen? Vielleicht hatte auch hier wieder Jarcke seine Hand im Spiel.

auch sei das Verbot nach diesseitigen Gesetzen eine Strafe, die in Beziehung auf nicht erschienene Schriften nicht verhängt werden könnte. Dagegen seien die Kreisregierungen aufgefordert worden, tägliche Anzeigen der Verlagsartikel einzuholen, sie seien ferner auf die Löwenthalschen Schriften, auf die Arbeiten der „Gutzkow und Konsorten" aufmerksam gemacht und besonders angewiesen worden, gegen irreligiöse und unsittliche Schriften alsbald unfehlbar einzuschreiten. Denselben Standpunkt vertrat auch die Münchener „Politische Zeitung" vom 19. Dezember, die gleichfalls von dem Gesandten nach Wien geschickt wurde. In einem Artikel des Blattes hieß es: „Der Staat muß aus den Gesetzen selbst die nötige Kraft schöpfen, um jeder Art von Verletzung des Preßediktes mit Kraft entgegenzutreten."

In Württemberg erhob man sich nicht einmal zu einem solch indirekten Proteste. Schönburg machte, wie er am 4. Januar 1836 meldet, beim Neujahrsempfang durch den König aufmerksam auf den günstigen Eindruck, den zufolge der Hauptorgane der Stuttgarter periodischen Presse die jüngsten Maßregeln gegen Gutzkow und Konsorten hervorgebracht hätten, und fährt fort:

„Herr Menzel, als Hauptorgan der Opposition, ist dem König persönlich und der Regierung so verhaßt, daß Gutzkow und Konsorten, indem sie jenen offen angriffen, sich eine Art Gunst im ersten Augenblick des Erscheinens jener Schriften erwarben. Das Zerwürfnis zwischen den bisherigen Verfechtern des Radikalismus und den Anführern der jungen Literatur waren aber eben das, was den konservativen Regierungen am erwünschtesten sein, was sie schnell und kräftig benutzen mußten. Das Ansehen, welches sich die hiesige Regierung durch Instruktion an den diesseitigen Bundestagsgesandten gegeben hat, Gutzkow gegen Menzel quasi in Schutz nehmen zu wollen, bloß weil er diesen verunglimpft, die sträfliche und gefährliche Tendenz des ersteren daher bemänteln zu wollen, war ein Mißgriff, der sich aus dem Gesagten erklärt, keineswegs aber rechtfertigen läßt."

Bis nach Rom wünschte Metternich die Verfolgung des jungen Deutschlands auszudehnen. Am 23. Januar 1836 sandte er dem österreichischen Gesandten in Rom, dem Grafen v. Lützow, die Aktenstücke, die die literarische Vereinigung betrafen, und bemerkte, es würde gut sein, die päpstliche Regierung davon zu unterrichten. Lützow antwortete darauf mit einer literarischen Auseinandersetzung vom 6. Februar, wie trefflich es sei, daß man sich entschlossen habe, „gegen die litérateurs imberbes" aufzutreten, die sich mit einigen „bels esprits du Nord de l'Allemagne" verbunden hätten, „qui ont abjuré le Talmoud" [1]).

Graf Lützow teilte die Aktenstücke dem Kardinal Lambruschini mit und erhielt von diesem ein Dankschreiben, dessen Abschrift den Akten zugefügt ist. Der Kardinal bemerkte, daß noch keine dieser Schriften übersetzt sei, daß er aber alles tun würde, um etwaige Übersetzungen zu verbieten, die derartige „argomenti infernali" behandeln. Eine sonstige direkte Tätigkeit gegen die

[1]) Dieser gänzlich unbegründete Vorwurf, als bestände die Gruppe des jungen Deutschland hauptsächlich aus Juden oder getauften Juden, war schon in der ersten Denkschrift geäußert worden.

so heftig befehdete Schule ging von Österreich nicht aus; nur wurde man hier aufs genaueste von den Vorgängen in Deutschland unterrichtet.

Diese Berichte sind doppelter Art: Stimmungsbilder mit allgemeinen Betrachtungen vermischt und tatsächliche Mitteilungen, bei deren Wiedergabe gelegentliche Erwägungen beigefügt sind; die letzteren rühren von Diplomaten, die ersteren von Spitzeln (oder, wie man damals sagte, „Konfidenten") her. Die Berichte dieser Art waren eine österreichische Spezialität. Metternich und seine Leute hatten das Geschick, allerorten gefügige Werkzeuge, häufig Renegaten, zu finden, die im Lager der Feinde ihre Beziehungen hatten, alles erfuhren und alles meldeten. So kamen nach Wien aus Mainz, Frankfurt, Paris Meldungen über das „Junge Deutschland", Meldungen, die nicht ohne schriftstellerischen Wert und besonders deshalb von großem Interesse sind, weil sie von Männern herrühren, wie Pfeilschifter, Ed. Beurmann, von denen der letztere, ein talentvoller Schriftsteller, zur Zeit, da er an Metternich berichtete, mit Gutzkow intim befreundet war und von Börne freundlichst aufgenommen wurde. Wie es möglich war, daß das Doppelwesen solcher Männer den mißtrauischen Zeitgenossen unbekannt blieb, ist ebenso merkwürdig wie die Tatsache, daß Österreich den in seinem Solde stehenden Berichterstattern, — um nicht zu sagen: Spionen — gestattete, nicht bloß mit den Feinden Umgang zu pflegen (das war ja nötig, um Geheimes von ihnen zu erfahren), sondern öffentlich liberale Anschauungen zu vertreten. Denn derselbe Beurmann, der über Gutzkow und Börne nach Wien Notizen gelangen ließ, die keineswegs zur Verherrlichung der Geschilderten dienen sollten, veröffentlichte in „vertrauten Briefen über Berlin" die anerkennendsten Urteile über Gutzkow und in einem Büchlein über Börne eher eine Apotheose als eine Verunglimpfung des Jüngstverstorbenen.

Aus einem seiner Berichte (15. November 1835) sei folgendes kleine Genrebild vorgezeigt:

„Ich ging gestern zu Gutzkow; die kleine, unansehnliche Figur abgemagert, bleicher Wangen, kurzen Gesichts, gesträubten Haars lag unwohl auf dem Sofa; vor ihm saß Wienbarg. Vor dem Sofa befand sich ein Tisch, überhäuft mit Schriften des Tages oder die an der Tagesordnung sind. Niedergeschlagenheit malte sich auf dem Antlitze des demokratischen Holsteiners Wienbarg, schlecht verhaltener Groll und Unmut auf dem des Gutzkow. Es war ein Schreiben von Mannheim, vom Verleger der Werke des „Jungen Deutschland", Löwenthal, eben eingetroffen, worin derselbe anzeigte, daß ihm von der großh. badischen Regierung das Verbot irgendeines ferneren Buchverlags zugekommen sei. Zugleich bemerkte Löwenthal, daß nun mit dem weitern Satz und Druck der Deutschen Revue eingehalten werden müßte. „Das kommt von den Regierungen insgesamt," rief Gutzkow; „nicht das, was wir geleistet, ist ihnen ein Anstoß, sondern das, was von uns noch kommt, fürchten sie, denn die Zukunft liegt in unsern Händen."

Wie durch Spitzel über das Lager der Gegner, so war Österreich, d. h. Metternich, durch seine eigenen Gesandten über die Vorgänge in den einzelnen deutschen Staaten unterrichtet. Allzuviel Neues gab's da freilich nicht.

Am 13. Januar 1836 meldete Freiherr von Hruby aus Braunschweig, daß die dortige Regierung dem Buchhändler Horneyer zu Helmstedt die Heraus-

gabe der „Mitternachtszeitung“ so lange verboten habe, als der berüchtigte Laube der Redakteur derselben sei. Fast ein Jahr später, am 17. Januar 1837, übersendete der Hannöversche Gesandte Herr von Kurfstein eine am 28. November 1836 von der Landdrostei in Hannover ergangene Verfügung, wonach Gutzkows „Novellen“, Heines „Tragödien“ und „Buch der Lieder“, Laubes „Moderne Charakteristiken“ und viele Schriften von Mundt zugelassen seien und ferner „von jetzt an die seit Michaelis d. J. in den Bundesstaaten gedruckten neuen Werke der Schriftsteller Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt in den Buchläden und Leihbibliotheken und sonst“ zuzulassen seien, „vorbehaltlich jedoch des etwa nötigen Verbotes in einzelnen Fällen.“ Der Gesandte fügt freilich hinzu, das Interesse für Literatur in Hannover sei wenig bedeutend. Diese Verfügung sei

„mehr als ein neuer Stein in dem Monumente zu betrachten, welches der seit heute zum Minister beförderte Chef des Departements des Innern, ein streng rechtlicher Mann, aber von schwankenden Grundsätzen, dem Liberalismus setzt. Übrigens würde er, ohne den Vorgang des mächtigen Nachbarstaates, nicht gewagt haben, diesen Schritt zu tun, gegen welchen ich mich jedoch ohne positiven Befehl um so weniger zu reklamieren befugt fühle, als jener Vorgang Preußens mich zu der Vermutung berechtigte, daß in beiden Staaten wenigstens mit Konsens Ew. Durchlaucht gehandelt worden ist.“

Seit 1837 wird in diplomatischen Berichten des jungen Deutschland nicht mehr erwähnt. Nur das persönliche Schicksal zweier Revolutionäre im österreichischen Sinne wurde von Wien aus mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet. Während Laube einer recht lästigen Fürsorge der preußischen Behörde unterworfen wurde, unterlagen Gutzkow und Wienbarg einer von Österreich aus in Szene gesetzten Beaufsichtigung; die Bewachung Gutzkows erstreckte sich auch auf dessen Schwiegervater.

Daß Wienbarg und Gutzkow zunächst aus Frankfurt verwiesen wurden, wußte man; daß diese Entfernung auf österreichischen Antrieb geschah, wird aus folgendem klar. Am 21. November schrieb Metternich an den Grafen Münch, er habe Kenntnis davon erhalten, daß Gutzkow Frankfurter Bürger werden solle; „daß es der gemeinsamen Sache nicht gleichgültig sein kann, gerade den Wortführer und Vorkämpfer der gottlosen Sekte, deren Treiben jetzt Gegenstand der gerechten Aufmerksamkeit der Regierungen ist, in der Bundesstadt und noch dazu als Teilnehmer an ihren Souveränetätsrechten angesiedelt zu sehen, liegt am Tage.“

Die Angelegenheit ist dann offenbar zwischen dem entscheidenden Senator und dem Grafen Münch abgemacht worden, welch letzterer schon vor dem Eintreten des direkten Befehls seines Chefs das tat, was man von ihm erwartete. Beide, Gutzkow und Wienbarg, hatten Aufenthaltskarten, die nur je auf ein Jahr lauteten; als sie um deren Erneuerung baten, wurden sie abschlägig beschieden (24. November). Die Gutzkow betreffenden Akten sind schon früher publiziert worden; Wienbargs Brief mag aus dem Frankfurter Archiv (Suppl. T. 311, Nr. 19) hier folgen. Man kennt von diesem charaktervollsten und geistig vielleicht bedeutendsten Mitglied des „Jungen Deutschland“ so wenig, daß

man jede Vermehrung unsres Wissens froh begrüßen muß; zudem ist unsre Eingabe so schlicht und mutig, so phrasenlos und doch so wirksam, daß man sie gewiß mit Vergnügen lesen wird; sie lautet:

„An einen hohen Senat der freien Stadt Frankfurt.

Unterzeichneter, dem das hiesige Polizeiamt, auf den Grund einer Vernachlässigung der zu erneuernden Aufenthaltskarte wie auch der Anzeige einer Logisveränderung die Erneuerung der Aufenthaltskarte verweigerte und der sich über beide Beschwerden hinlänglich gerechtfertigt, stellt an Einen hohen Senat das ehrerbietige Gesuch, ihm als einem ruhigen und unbescholtenen Mann, der kein Recht gekränkt und nichts Gesetzwidriges begangen, die fernere Aufenthaltserlaubnis in Frankfurt nicht entziehen zu wollen.

Sollte aber vielleicht ein höheres Motiv als das von dem löblichen Polizeiamte deklarierte einwirken, sollte etwa die von mir und dem Hn. Dr. Gutzkow angekündigte Herausgabe der Deutschen Revue, welche durch böswillige Denunziationen der Kritiker unschuldigerweise verdächtigt worden, eine Bestimmung abgeben, so kann ich, was diese Herausgabe der Deutschen Revue betrifft, die Erklärung ihres Nichterscheinens positiv abgeben. Ich lebe still für mich den Wissenschaften und der Literatur, ich habe keine andre Verbindungen als literarische und buchhändlerische, letztere nicht in Frankfurt. Ich bin unbescholten u. für meine Person bürgerlich und polizeilich außer Vorwurf. Sollte mein literarisches Streben nicht überall Billigung finden, so scheint mir dieses kein Motiv zu sein, mich, wo es auch sei in Deutschland, die Luft nicht einatmen zu lassen. Auch bin ich bereit, mich in dieser Hinsicht vor jedem kompetenten Forum einzufinden.

Einen hohen Senat ersuche daher nochmals ehrerbietigst, mir den Aufenthalt in Frankfurt ferner zu vergönnen. Sollte aber ein hoher Senat diesem Gesuch nicht willfahren können, so bitte ich wenigstens um einige Wochen Aufschub zur Arrangirung meiner Verhältnisse

Mit schuldiger Ehrfurcht

Frankfurt a. M., d. 17. Nov. 1835. Dr. Ludolf Wienbarg.

Das Gesuch kam im engern Rat am 24. November zur Verhandlung; beschlossen wurde: „Es ist dem Ansuchen nicht zu willfahren."

So war denn die Gefahr abgewendet, daß der Bundestag dieselbe Luft atmete, wie zwei gefährliche Verbrecher; aber wo sie weilten und was sie sonst taten, mußte die österreichische Regierung gleichfalls erfahren. Über Wienbarg berichtete der österreichische Beamte, Herr von Engelshofen, Mainz, 18. Januar 1836: er stände mit Gutzkow in ununterbrochener Verbindung; dieser möchte nach Frankfurt zurück, weil er dort für ein Geschichtswerk einen Verleger besitze. Dem Bericht liegen zwei Polizeirapporte vom 19./20. Januar bei, aus denen hervorgeht, daß Wienbarg in Niederingelheim in der „Post" wohnte und in einem Gespräch mit dem Friedensrichter unbesonnene Äußerungen über Deutschland und seine Politik sich erlaubt hatte. Es wird ferner gemeldet, daß er zu beschleunigter Abreise aus den Rheingegenden angehalten worden sei.

Wienbarg begab sich von dort nach Kassel, und auch darüber handelt ein Konfidentenbericht vom 20. April 1836:

„Wienbarg ist immer noch in Cassel; erst heute hat er an den Buchhändler Victor von Zabern in Mainz das letzte Manuskript geschickt von seinem Werke: „Rom und Griechenland", das bei Zabern erscheint. Sobald Wienbarg von letzterem

Geld erhalten, will er nach Hamburg abreisen, da ihm der Aufenthalt im südlichen Deutschland untersagt sei."

Was Gutzkow betrifft, so setzten seine persönlichen Verhältnisse, seine Verehelichung mit einer Frankfurter Dame und das ihm durch diese Verbindung in Aussicht gestellte Frankfurter Bürgerrecht die österreichische Regierung in große Verlegenheit[1]). Schon am 2. Dezember 1835 sandte Metternich einen ihm von dem Fürsten Wittgenstein zugekommenen Bericht über Gutzkow. In diesem wird von Gutzkows Verlobung mit Fräulein Klönne, der Stieftochter des schwedischen Generalkonsuls Freinsheim, „Nordsternritters wie auch Handlungsreisenden für die Weinfirma Mumm," gesprochen. Dann heißt es:

„Nach Frankfurter Gesetzen ist derjenige als Bürger zuzulassen, der eine Frankfurter Bürgerstochter ehelicht. Freinsheims Frau, die Mutter der Demoiselle Klönne, ist eine geborene Meidinger und Schwester und Tochter des dortigen Demagogen Meidinger, der sich noch gegenwärtig zu Darmstadt, wegen Verbreitung revolutionärer Schriften angeklagt, befindet, und nur auf besondere Verwendung seines Schwagers Freinsheim und gegen Deponierung einer Kaution von 5000 Gulden aus der Haft entlassen worden ist. Es ist wahrscheinlich, daß Gutzkow durch diese Heirat seine Subsistenz in Frankfurt a. M. und zugleich durch die Verwandtschaft mit dem demagogischen Buchhändler die Bildung oder Erweiterung seines Zentralpunktes des Liberalismus beabsichtigt. Kein besserer Ort hierzu als Frankfurt. Übrigens sind Spuren vorhanden, daß der pp. Freinsheim nicht frei von Demagogismus ist. Es ist nicht das erste Mal, daß er sich für dergleichen interessiert und verwendet. Unter königlich schwedischem Generalkonsulssiegel kann er Korrespondenzen befördern, ja Pässe geben. Wer surveilliert ihn in Frankfurt?"

Auf Grund dieses Berichtes beauftragte Metternich den Frankfurter Gesandten, gegen Gutzkow in Frankfurt aufzutreten und fügte hinzu „einen eigenen Schritt in Stockholm, die Umtriebe des Generalkonsuls Freinsheim betreffend, behalte ich mir noch besonders vor". Über solche Schritte ist nichts bekannt. Auch Gutzkow blieb nach seiner Verheiratung, die doch nicht gehindert werden konnte, ziemlich unbehelligt in Frankfurt.

Für Metternich und Österreich war damit eigentlich die Angelegenheit des „Jungen Deutschlands" erledigt. Heine kroch zu Kreuze; er, für dessen Talent Metternich selbst ein sehr günstiges Vorurteil besaß, war wohl der einzige, der in Österreich gelesen wurde, — dagegen war man mit ein paar Konfiskationen schnell fertig. Die übrigen hatten in Österreich ein sehr kleines Publikum, wenn überhaupt eines; da sie überdies auch keine Landeskinder waren, so mußten sie ihrer Wege ziehen. Das einzige, was man tat, war, daß man Konfidentenberichte über sie annahm — über Gutzkow ist noch ein solcher aus dem Jahr 1842 erhalten —, aber man legte sie ins Archiv und gab ihnen keine weitere Folge. Während Preußen keinen der Verfemten wieder recht zu Gnaden aufnahm, erlangte einer von ihnen, Laube, in Österreich die höchste Gunst; er, der früher von einem österreichischen Minister so heftig verfolgt worden war, wurde durch Vermittlung eines andern — freilich fünfzehn Jahre später — Direktor des Burgtheaters.

[1]) Schon am 21. November hatte Wittgenstein mitgeteilt, daß die Stadt Frankfurt einigen Literaten (Namen werden nicht genannt) den Aufenthalt daselbst verboten habe.

Ungedruckte Briefe Heinrich Schliemanns.

Mitgeteilt
von
Gustav Heinrich Schneideck.

Nach einer an Leiden und Entbehrung reichen Jugend, nach darauf folgender jahrzehnte langer kaufmännischer Tätigkeit konnte Heinrich Schliemann endlich an die Erfüllung seines Lieblingswunsches, das alte Ilion wieder aufzufinden, herangehen. Im Jahre 1863 gab er sein Petersburger Geschäft auf und ließ sich nach größeren Reisen 1866 in Paris nieder, um archäologische Studien zu treiben.

„Endlich war es mir möglich, den Traum meines Lebens zu verwirklichen, den Schauplatz der Ereignisse, die für mich ein so tiefes Interesse gehabt, und das Vaterland der Helden, deren Abenteuer meine Kindheit entzückt und getröstet hatten, in erwünschter Muße zu besuchen. So brach ich im April 1868 auf und ging über Rom und Neapel nach Korfu, Kephalonia und Ithaka, welches letztere ich gründlich durchforschte."

So schrieb Schliemann in seiner Selbstbiographie, in der er auch über das Ergebnis seiner Forschungen auf Ithaka berichtet. Die Sehnsucht nach Troja aber war zu stark. Nachdem er noch Mykenä und Tiryns besichtigt hatte, bestieg er im Piräus ein Schiff und fuhr nach Konstantinopel, von wo er sich noch am Tage der Ankunft nach den Dardanellen begab.

Als Stätte des homerischen Ilions galt damals die steile Höhe des etwa drei Stunden vom Hellespont gelegenen Dorfes Bunarbaschi. So begeistert und von Rührung überwältigt Schliemann war, als er die vom Skamander durchströmte Ebene sah, so stiegen ihm doch bald Zweifel auf, ob tatsächlich diese Stelle die richtige wäre. Ihm galt einzig und allein Homer als Gewährsmann, und diesem zufolge mußte Troja näher an der Meeresküste gelegen haben, denn die Entfernung zwischen dem Schiffslager und Ilion wurde von den Kämpfern mehrere Male des Tages durchmessen. Auch ergab eine Besichtigung des Bergrückens, daß schwerlich Achill hier den fliehenden Hektor dreimal um die Stadt herum gejagt haben konnte; das verboten schon die

steilen Abhänge nach dem Skamander zu. Ferner stellte Schliemann fest, daß vierzig Quellen von ziemlich gleicher Temperatur vorhanden waren und nicht nur eine warme und eine kalte, wie sie lange zuvor ein französischer Gelehrter gefunden haben wollte und für diejenigen hielt, in denen die troischen Frauen ihre Gewänder gewaschen hatten.

Einige Ausgrabungsversuche belehrten Schliemann, daß Bunarbaschi keineswegs die Stelle der Trojanerstadt einnahm. Er schloß sich daher der Ansicht des amerikanischen Konsuls in den Dardanellen, des Herrn Frank Calvert an, der der Meinung war, daß ein mehr nach der See zu gelegener Ausläufer des den Skamander vom Simois trennenden Plateaus die richtige Stelle sei. Dieser Hügel Hissarlik[1]) gehört zur Hälfte Herrn Calvert und bildete ein Oval von etwa 200 Metern Länge und 50 Metern Breite; im Süden und Osten sanft gegen das Plateau ansteigend, dessen letzter Ausläufer er ist, fällt er im Norden und Westen steil in die Täler des Mendere und Dumbrekssu ab. Die jetzige Ausdehnung des Hügels führte Calvert darauf zurück, daß mächtige Schuttmassen später errichteter Gebäude den Boden bedeckten und in ihrem tiefsten Grunde die Burg des Priamos enthielten.

Diese Vermutung hatte viel für sich, und Schliemann äußerte sich in seinem 1869 veröffentlichten Werk: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" dahin, daß man den ganzen künstlichen Teil des Hügels werde wegschaffen müssen.

Dieses Werk erwähnt Schliemann in einem Brief, den er als Antwort auf ein Schreiben des im Jahre 1883 verstorbenen Justizrats Karl Plato in Kolberg von dem Dorf Ciplak aus absandte. Herr Plato interessierte sich außerordentlich für die Unternehmungen Schliemanns, dem er in jener Zuschrift seine Anerkennung und Bewunderung ausgedrückt hatte. Der Brief Schliemanns hat folgenden Wortlaut:

„Im Dorfe Ciplak in der Ebene von Troja"
21. April 1870.

Ihre mir sehr schmeichelhaften Zeilen vom 29ten v. Mts. sind mir von Paris nach Athen und von dort hierher nachgesandt worden. Es ist mir leider aber nur möglich, einige Zeilen darauf zu antworten, da ich hier auf dem in meinem Buche besprochenen Hügel von Hissarlik mit Ausgrabungen beschäftigt bin und nur wenige Augenblicke zu meiner Verfügung habe.

Es freut mich, zu hören, daß mein Buch von einigem Interesse für Sie gewesen ist und sage ich Ihnen für ihre wohlwollenden Äußerungen meinen verbindlichsten Dank.

Ich habe auf obigem Hügel mehrere tiefe, sehr breite Gräben gezogen und Trümmer von Palästen und Tempeln auf Mauern viel älterer Gebäude dieser Art gefunden, bis ich auf 15 Fuß Tiefe auf riesige Mauern von 6 Fuß Dicke und herrlichster Bauart stieß. Noch $7^1/_2$ Fuß tiefer fand ich, daß diese Mauern auf anderen von $8^1/_2$ Fuß Dicke ruhten. Dies sind jedenfalls die Mauern des Palastes von Priamus oder des Tempels der Minerva; leider habe ich aber fortwährend Unannehmlichkeiten mit den beiden Türken, denen das Land gehört und werde vielleicht schon morgen gezwungen sein, meine Arbeiten einzustellen, werde mir aber alle

[1]) Das türkische Wort Hissarlik bedeutet Burghügel.

mögliche Mühe geben, den Hügel zu kaufen und dann nicht ruhen, bis ich nicht die ganze Pergamus des Priamus ausgegraben habe.

Es soll mich freuen, wenn Sie mich dahin begleiten wollen.

Einen genauen Bericht über meine Ausgrabungen in Troja schicke ich d. J. an's Institut de France in Paris, vielleicht auch eine Übersetzung an eine deutsche Zeitung.

Ich empfehle mich Ihnen

mit Hochachtung ergebenst

H. Schliemann.

Die türkischen Eigentümer der Hälfte des Hissarlik verleideten dem eifrigen Forscher tatsächlich die weitere Arbeit. Sie verlangten nicht nur eine übertriebene Ankaufssumme, sondern forderten auch, daß er die durch Ausgrabung entstandenen Tiefen sofort wieder zuschütten sollte, damit das Gelände nach wie vor als Schafweide dienen konnte. Diese Widerwärtigkeit beklagt Schliemann in dem zweiten der vorliegenden Briefe, der datiert ist:

Paris, 24. Juni 1870.
6. Place St. Michel.

Hochgeehrter Herr Justizrath!

Ich schrieb Ihnen am 21. April und bin hierher zurückgekehrt in der Hoffnung, die beiden türkischen Besitzer der Hälfte der alten Akropolis von Troja würden mir dieselbe eher verkaufen, wenn ich weniger Eifer zeigte. Nach den Berichten meines Freundes Hon. Frank Calvert in den Dardanellen wollen aber die Leute jetzt zu keinem Preise verkaufen und kehre ich daher jetzt nach dem Hellespont zurück, um auf der anderen Hälfte des Hügels des alten Pergamos, die genanntem Freunde gehört, die Excavationen zu beginnen. Bei der dortigen Hitze von 42° R in der Sonne und den pestilentiellen Fiebern, die immer im Juli und August in der Ebene von Troja herrschen, konnte ich, als ehrlicher Kerl, Sie nicht encouragiren, mich dahin zu begleiten und muß ich dies Vergnügen auf eine günstigere Jahreszeit verschieben.

Wenn ich auf keine Hindernisse stoße, dann denke ich die Ausgrabungen in 2 Monaten fortzusetzen.

Ich werde in Marseille alle möglichen Werkzeuge ankaufen, um die Arbeiten zu erleichtern, denn bei jetziger Hitze muß ich mehr Arbeitslohn bezahlen und die Leute arbeiten weniger.

Meine Adresse ist via Triest Frank Calvert, Esq for Mr. H. Schliemann, Dardanellen.

Ich empfehle mich ꝛc.

Erst etwa sechzehn Monate später konnte Schliemann an die Fortsetzung seiner Ausgrabungen herangehen; der dazu erforderliche Ferman der kaiserlichen Regierung war ihm durch die Vermittlung der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Konstantinopel ausgewirkt. Er begab sich, wie er in seiner Autobiographie schreibt, dorthin in Begleitung seiner Frau Sophie, die, eine aus Athen gebürtige Griechin und eine warme Bewunderin des Homer, mit freudigster Begeisterung an der Ausführung des großen Werkes teilnahm.

Zunächst mußte das Ehepaar in einer Lehmhütte des Dorfes Ciplak Wohnung nehmen, später hauste es in hölzernen Baracken auf der Höhe des Hissarlik in Gemeinschaft der Aufseher und zuweilen eines Ingenieurs und eines Zeichners. Frau Sophie ertrug tapfer all die Unannehmlichkeiten, die der Aufenthalt in dieser unwirtlichen, keineswegs gesunden Gegend mit sich brachte. Die Gewalt des eisigen Boreas bekamen sie mehr zu spüren als

ihnen lieb war; aus der Ebene stiegen im Sommer Fieberdünste auf, die freilich durch den frischen Seewind in ihrer Gefährlichkeit abgeschwächt wurden. Aber die Begeisterung für die ihrer harrende Arbeit ließ sie diese Unbilden ruhig ertragen; Schliemann war so glücklich, aus den Fluten des Skamanders trinken zu können, daß er schließlich Fieberanfälle bekam und nun ebenfalls Quellwasser genießen mußte.

Über hundert Arbeiter beschäftigte er um diese Zeit, Türken und Griechen, die aus den umliegenden Ortschaften zur Arbeit, oft weit her, kamen. Sehr zustatten kam ihm seine Kenntnis der griechischen Sprache. Was er sich einst als Knabe im Gebet erfleht hatte, war ihm gewährt worden: er hatte Griechisch lernen dürfen. Bei seinem geradezu phänomenalen Sprachentalent war ihm das in kurzer Zeit gelungen. Nach dem Krimkriege zu Anfang 1856 fand er die nötige Muße dazu. Ein gewisser Nikolaos Pappadakes und später Theokletos Vimpos, zwei in Petersburg lebende Athener, waren seine Lehrer gewesen. Schliemann hatte seine eigene Methode, eine Sprache rasch zu erlernen, nämlich viel laut zu lesen, Ausarbeitungen über ein ihn interessierendes Thema zu machen, sie, nach erfolgter Korrektur, auswendig zu lernen und in der nächsten Unterrichtsstunde vorzutragen. So hielt er es auch jetzt und erreichte tatsächlich schon nach sechs Wochen eine hinreichende Fertigkeit im Gebrauch des Neugriechischen; drei Monate verwandte er alsdann auf das Altgriechische, und so ward sein Herzenswunsch erfüllt: er konnte den Homer im Urtext lesen.

Verlas Schliemann die Liste der zum Tageswerk antretenden Arbeiter, so liebte er es, scherzhafte Worte an den einzelnen zu richten und ihn in vergnügter Stimmung ans Werk zu schicken. Auch an hochtönenden Namen ließ er es für sie nicht fehlen; da gab es einen Agamemnon, Laomedon, Äneas u. a. m. Die Beaufsichtigung so vieler bunt zusammengewürfelter Arbeiter war natürlich nicht so einfach. Drei Angestellte, aber auch Schliemann selbst und sogar seine Frau, der 30—40 Arbeiter unterstanden, besorgten diese Aufsicht. Mitunter griff das Ehepaar selbst zum Werkzeug, wenn es sich um eine mit besonderem Geschick vorzunehmende Ausgrabung eines Gegenstandes handelte. Aber Schliemann war nicht nur der Lohnherr, sondern zugleich der Effendi ἰατρός, der Arzt seiner Arbeiter, die er mit Chinin, Arnika oder Rizinus, seinen drei Universalmitteln, von allen nur möglichen Leiden kurierte.

Es gelang Schliemann, durch den Hügel von Norden nach Süden einen Durchstich zu machen; auf die Art hoffte er auf den Tempel der Athene zu stoßen. Zunächst traf er auf Grundmauern spätgriechischen Datums und zwar eines Gebäudes, aus dessen Inschriften hervorging, daß es zu Ilium novum gehörte, jenem auf den Trümmern des alten erstandenen Neu-Ilion, das seine Erstehung dem Lysimachos verdankte. Er war einer der Diadochen, der 306 vor Christo von dem Reiche Alexanders Kleinasien bis zum Halys und Taurus verwaltete. Er befestigte die neue Stadt mit einer mächtigen Ringmauer und sorgte für ihre Bevölkerung durch Übersiedelung der Bewohner umliegender Städtchen. Diese Mauern mußte Schliemann beseitigen, da ihm ja daran lag, die Fundamente des homerischen Ilion bloßzulegen.

An Juſtizrat Plato ſchreibt Schliemann unterm Datum:

Athen, 27. Januar 1872.

Ihr Geehrtes vom 16ten dſ. hat meiner Frau und mir gar ſehr viel Freude gemacht, denn wir ſehen daraus, daß ſich in Deutſchland nicht nur die Männer, ſondern auch die gediegenen Hausfrauen für archäologiſche Forſchungen intereſſieren.

Wenn ich Ende April 1870 die Ausgrabungen in Troja abbrach und ſie erſt Anfangs Oktober v. J. fortſetzte, ſo war es wahrlich nicht meine Schuld. In meinem Bericht in der Augsburger Zeitung vom 2. Novb. habe ich verſucht, die unüberwindlich erſcheinenden Hinderniſſe, auf die ich ſtieß, zu beſchreiben. Ich ſchicke Ihnen jenen meinen erſten, ſowie meinen 3ten, 4ten und 5ten Bericht heute auf griechiſch, denn auf Deutſch beſitze ich nur ein Exemplar von jedem. Auch auf griechiſch fehlt mir der 2. Bericht, der auf deutſch am 22. Novb. in der Augsburger Zeitung erſchienen iſt. Ich habe wohl ein Exemplar davon auf griechiſch, habe es aber in mein scrapbook geklebt und kann es nicht miſſen.

An die Ebene von Olympia kann ich vorläufig leider nicht denken, denn erſt muß ich die Ausgrabungen in Troja zufriedenſtellend beenden und es iſt mir unmöglich, zu wiſſen, wie lange ich noch daran zu arbeiten habe. Auch wenn ich die Palläſte des Priamus, des Hector und des Paris aufdeckte, ſo würde man mir nicht zugeſtehen, die trojaniſche Frage gelöſt zu haben. Was man verlangt, ſind Inſchriften und Inſchriften jener Zeit will und muß ich finden; ich will ſie finden, ſelbſt wenn ich noch 50 Fuß tiefer graben müßte. Auch nachdem will ich erſt die Gräber der Clytemnäſtra und der Electra (deren jedes die Größe einer Stadtkirche hat) ſowie die Akropolis von Mykenä (*Μυκῆναι*) ausgraben, ehe ich zur Excavation des Schauplatzes der olympiſchen Spiele ſchreite, denn ich will und muß für Griechenland vor allen Dingen erſt die Krone ſeines Ruhmes retten, die ſeit einiger Zeit ebenſo ſkeptiſch betrachtet wird als die Göttlichkeit Jeſu.

Herrn Curtius habe ich Ende July in Berlin kennen gelernt, leider hat er die Ebene von Troja früher beſucht als ich im Stande war, die Ausgrabungen zu erneuern und fürchte ich daher ſehr, er wird Homers Ilium auf die Höhen von Bunarbaſchi verlegen, während ich es jedenfalls tief unter den Ruinen von Ilium novum gefunden zu haben glaube. Ich habe 3 lange griechiſche Inſchriften, die ich in 5 Fuß Tiefe fand, herausgegraben und ſie Hrn. Curtius zur Publikation in ſeiner archäologiſchen Zeitung eingeſandt, ſomit erwarte ich Briefe von ihm.

Über meine eigenen Forſchungen unterlaſſe ich es irgend etwas mehr zu berichten, bis ich nicht die Ausgrabungen in Troja beendet habe, denn ich kann kein Buch darüber ausgeben, ohne es mit Photographien der aufgefundenen Gegenſtände zu begleiten und da ich von letzteren „la part du lion“ genommen habe, ſo muß ich befürchten, daß mir die türkiſche Regierung meinen „Ferman“ annullirt, wenn ſie es erfährt. Aber nichts ſoll dem wißbegierigen Publikum entgehen; Alles ſoll publiziert werden, ſobald ich dazu im Stande bin.

Ich denke hier bis zum 20. März zu bleiben und am 1. April die Arbeiten in Troja fortzuſetzen. Ich nehme meinen Schwiegervater mit, denn er iſt ein *Ἡρακλῆς* und eignet ſich daher ſehr fürs Commando. Nichts flößt dort ſo große Ehrfurcht ein als phyſiſche Kraft und wird mein Schwiegervater, um ſo mehr als er Grieche iſt, dort als der größte Archäologe der Welt angeſehen werden. Leider kann ich meine Frau, die nie einſchläft, ehe ſie nicht 200 Verſe in der Iliade geleſen hat (nämlich im Original), nicht mitnehmen, denn wir erwarten einen kleinen *Ἀγαμέμνων*; v. J. kriegten wir eine Tochter, die *Ἀνδρομάχη* getauft iſt.

In ſeiner Gattin Sophie hatte Schliemann eine Lebensgefährtin gefunden, die er ſelbſt, wie ſchon erwähnt, als eine warme Bewunderin Homers und

begeisterte Teilnehmerin an seinem Werk bezeichnet hat. Er war erst wenige Jahre mit ihr verheiratet[1]).

Es darf verwundern, daß ein Mann in so ausgezeichneten Verhältnissen so lange Junggeselle geblieben war. Daran trug aber keineswegs Feindschaft gegen das weibliche Geschlecht die Schuld, Schliemann hatte im Gegenteil schon von frühester Jugend an eine tiefe Neigung für ein weibliches Wesen, und die Geschichte seiner ersten Liebe entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Er selbst erzählt davon in seiner Autobiographie.

Es war die kleine Minna Meincke, die insofern für den künftigen Forscher von größter Bedeutung wurde, als das Streben, sie einst als Gattin und Gefährtin auf seinen Entdeckungsreisen zu besitzen, maßgebend für den Kampf um die Existenz schon in seiner Jugend wurde.

Minna, die Tochter des Gutspächters Meincke in Zahren, unweit von Ankershagen, wo der alte Schliemann als Pastor lebte, war ebenfalls 1822 geboren, also in demselben Jahr wie Heinrich Schliemann. Sie zeigte das größte Verständnis für ihn, sein Wesen und seine Pläne. Die Zuneigung der beiden Kinder war so innig, daß sie sich in kindlicher Einfalt Liebe und Treue schworen. Der Hang zum Spukhaften und Wunderbaren war in ihr nicht geringer als in ihrem abenteuerlustigen Spielgefährten; in seiner Gesellschaft wanderte sie umher in dem alten Ankershagener Spukschloß, suchte auf dem Friedhof das Grab des alten Raubritters Henning Bradenkirl, dessen linkes Bein angeblich immer wieder unter den Steinen hervorwuchs, stöberte in den alten Kirchenbüchern herum und ließ sich vom Dorfschneider Hüppert Schnurren erzählen.

„Es stand zwischen uns fest, daß wir, sobald wir erwachsen wären, uns heiraten würden, und daß wir dann unverzüglich alle Geheimnisse von Ankershagen erforschen, die goldene Wiege, die silberne Schale, Hennings ungeheuere Schätze und sein Grab, zuletzt aber die Stadt Troja ausgraben wollten; nichts Schöneres konnten wir uns vorstellen, als so unser ganzes Leben mit dem Suchen nach den Resten der Vergangenheit zuzubringen."

Diese Begeisterung für Troja hatte der Vater auf den jungen Heinrich übertragen, indem er ihm oft voll Bewunderung die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des trojanischen Krieges schilderte. Als er den neunjährigen Knaben einstmals G. L. Jerrers Weltgeschichte für Kinder schenkte und Heinrich darin die phantasievolle Abbildung ungeheurer trojanischer Mauern erblickte, erklärte er, daß, wenn solche Mauern einmal dagewesen seien, sie noch nicht ganz vernichtet, sondern unter Staub und Schutt vergraben sein müßten. Er kam endlich mit seinem Vater überein, daß er selbst dereinst Troja ausgraben sollte.

Das über die Familie Schliemann hereinbrechende Mißgeschick führte auch zur Trennung der Kinder. Heinrich sah sich, nachdem er in Neustrelitz

[1]) Die noch jetzt in Athen lebende Witwe Schliemanns gab auf erfolgte Anfrage nachstehende Mitteilung über sich selbst: „Mein Mädchenname ist Castromenos, mein Vater war Kaufmann in Athen. Durch einen Verwandten meiner Mutter, der im Jahre 1903 als Erzbischof von Mantinea im Peloponnes starb und während seiner Studienjahre in Petersburg meinem Manne neugriechischen Unterricht gab, wurde mein Mann mit meiner Familie bekannt."

die Schule besucht hatte, 1836, also im Alter von vierzehn Jahren, genötigt, in das Krämergeschäft von Ernst Ludwig Holtz in Fürstenberg i. M. einzutreten. Einige Tage vor seiner Abreise in Neustrelitz traf er noch einmal mit Minna Meincke zusammen, die er seit mehr als fünf Jahren nicht gesehen.

„Als wir einander in die Augen sahen, brachen wir beide in einen Strom von Tränen aus und fielen, keines Wortes mächtig, einander in die Arme. Mehrmals versuchten wir zu sprechen, aber unsere Aufregung war zu groß; wir konnten kein Wort hervorbringen."

Wer heute durch Fürstenberg wandert und das niedrige, jetzt mit einer Gedenktafel geschmückte Haus sieht, in dem Schliemann seine traurige Lehrlingszeit verbrachte, der vermag sich zu vergegenwärtigen, welche seelische Qualen der zur Unterdrückung aller ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen gezwungene jugendliche Feuergeist in diesen fünfundeinhalb Jahren hier erduldet hat. Heringe, Talglichter, Butter und andre nützliche Dinge verkaufte der künftige Trojaentdecker von früh fünf bis abends elf Uhr. An wissenschaftliche Vervollkommnung war nicht zu denken. Als ein verbummelter Müllersohn, der wegen schlechten Betragens aus der obersten Klasse des Neuruppiner Gymnasiums weggejagt war und sich allmählich dem Trunk ergab, dem jungen Lehrling einige hundert Homerverse rezitierte und dafür drei Gläser Branntwein erhielt, da überkam den jungen Schliemann der ganze Jammer seiner trostlosen Lage. Heiße Tränen vergießend, flehte er zu Gott im Gebet, er möchte ihm das Glück gewähren, dereinst Griechisch lernen zu dürfen.

Als Heinrich infolge Aufhebens eines zu schweren Fasses sich ein Brustleiden zugezogen und seine Stellung aufgeben mußte, wanderte er nach Hamburg, wo man ihn eben wegen jenes Leidens nicht lange behielt. Endlich glückte es ihm durch Empfehlung des Schiffmaklers J. F. Wendt, der mit Schliemanns Mutter aufgewachsen war, an Bord der kleinen nach La Guayra in Venezuela bestimmten Brigg „Dorothea" als Schiffsjunge anzukommen. Aber an dem sogenannten eilandschen Grund auf der Höhe von Texel scheiterte das Schiff, und nur unter vielen Gefahren wurde die Besatzung gerettet.

Den Vorschlag der Konsuln Sonderdorp und Rem, nach Hamburg zurückzukehren, lehnte Schliemann ab; er hatte zu viel Widerwärtiges in Deutschland erlebt und zog es vor, sein Heil in Amsterdam zu versuchen. Aber auch hier geriet er in die bitterste Not, bis es ihm, wieder auf Empfehlung des Herrn J. F. Wendt, gelang, in Amsterdam, wo er sich vergeblich als Soldat anwerben lassen wollte, eine Art Laufburschenstellung bei F. C. Quien zu erlangen. Später trat er in das Geschäft von B. H. Schröder & Co. ein, und von jetzt ab bewegte sich seine Lebensbahn endlich aufwärts. Das Gehalt von 2000 Frank benutzte er u. a. auch zum Studium der russischen Sprache, und als er im Jahre 1846 von seinen Chefs als Agent nach Petersburg und Moskau geschickt wurde, hatte er so großen Erfolg, daß seine Stellung von jetzt ab eine gesicherte und auskömmliche war.

Und nun glaubte er, der all die Widerwärtigkeiten standhaft ertragen hatte im Hinblick auf die ersehnte Vereinigung mit Minna Meincke, den Augenblick gekommen, um ihre Hand anhalten zu dürfen. Er beauftragte mit dieser

Anfrage einen Freund der Familie Meincke. Die Antwort traf ein: vor wenigen Tagen hatte Minna eine andre Ehe geschlossen!

„Diese Enttäuschung erschien mir damals als das schwerste Schicksal, das mich überhaupt treffen konnte: ich fühlte mich vollständig unfähig zu irgendwelcher Beschäftigung und lag krank darnieder. Unaufhörlich rief ich mir alles, was sich zwischen Minna und mir in unsrer ersten Kindheit begeben hatte, ins Gedächtnis zurück, all unsre süßen Träume und großartigen Pläne, zu deren Ausführung ich jetzt eine so glänzende Möglichkeit vor mir sah; aber wie sollte ich nun daran denken, sie ohne Minnas Teilnahme auszuführen? .... Warum mußte das grausame Schicksal sie mir gerade jetzt entreißen, wo ich, nachdem ich sechzehn Jahre lang nach ihrem Besitz gestrebt, endlich glaubte, sie errungen zu haben!"

Jahrelang trauerte er um die Verlorene. Aber mit um so größerem Eifer ging er nun daran, soviel Reichtümer zu erwerben, daß er den Plan seines Lebens, Troja aufzufinden, mit aller Sorgfalt allein zur Ausführung bringen konnte.

„Gott sei es gedankt, daß mich der feste Glaube an das Vorhandensein jenes Troja in allen Wechselfällen meiner ereignisreichen Laufbahn nie verlassen hat! — aber erst im Herbste meines Lebens und dann auch ohne Minna — und weit, weit von ihr entfernt — sollte ich unsre Kinderträume von vor fünfzig Jahren ausführen dürfen."

Es war daher ein außerordentliches Glück für Schliemann, daß er in seiner späteren Gattin ein Wesen fand, das an Begeisterung und Tatkraft der ersten Jugendgeliebten nicht nachstand; so leitete sie u. a. einige Jahre später an einer bestimmten Stelle die von Schliemann an drei Punkten vorgenommenen Ausgrabungen in Mykenä. Daß er einen durch körperliche Erscheinung imponierenden und energischen Schwiegervater mit in die Ehe bekam, konnte ihm hinsichtlich der Manneszucht unter den Arbeitern nur erwünscht sein.

Die Sorge, daß Professor Ernst Curtius das Ergebnis der Schliemannschen Forschungen durch Zweifel in ihrem Wert schädigen könnte, beunruhigte Schliemann sehr. Es kam ihm alles darauf an, nachzuweisen, daß seine Vermutung, wonach das homerische Ilion unter dem des Lysimachos zu suchen sei, sich als richtig herausstellte. Auch der nächste Brief handelt davon; er ist datiert:

Athen, 24. Februar 1872.

Ihr liebes Schreiben vom 8ten ds. Mts., sowie den Auszug der Rede des Professors Curtius, den Sie die Güte hatten, mir damit zuzusenden, ist von meiner Frau und mir mit großem Interesse gelesen und danken wir Ihnen herzlich dafür.

In den griechischen Zeitungen sind fast alle Wörter altgriechisch, nur die Syntax ist verschieden, aber im neugriechischen unvergleichlich leichter.

Hr. Curtius spricht veni, vidi, vici über Troja und fand alles in einigen Stunden. Durch lange, kostspielige, mühevolle Ausgrabungen in Hissarlik hoffe ich aber bestimmt ihm jetzt bald beweisen zu können, daß er sein Urteil viel zu leichtfertig abgegeben hat und daß das alte Troja 34 bis 40 Fuß unter den Trümmern von Ilium Novum liegt. Hinsichtlich des πυξ wird er Recht haben.

Ich will erst einen Theil der alten *Πέργαμος Πριάμου* bloslegen und die bestimmtesten Beweise auffinden, daß es die *Πέργαμος* ist; will gern Rthlr. 24000

ausgeben, es dahin zu bringen und habe ich es dahin gebracht, dann wird freudig der griechisch-philologische Verein in Konstantinopel, vielleicht auch der deutsche Kaiser weiter arbeiten lassen. Bis dahin brauche ich keine Hülfe.

Wir haben mit großem Interesse gelesen, was Sie über Ihre liebe Familie schreiben und freut es uns sehr, daß Sie eine so gelehrte Frau haben und dabei eine noch so junge. Auch die meinige ist kaum 21 Jahre alt. Es sind die glücklichsten Ehen, die auf gegenseitiger Hochachtung basiert sind. ... Homer lese ich jeden Abend im Bett und da ich ihn seit 16 Jahren lese, so kenne ich die Bedeutung jedes Wortes und brauche kein Lexikon. Vielen Dank für freundliches Anerbieten.

Wenn Sie, wie ich hoffe, Athen besuchen, dann müssen Sie bei uns vorlieb nehmen. Sie müssen aber kommen, wenn ich hier bin. Einstweilen sende ich Ihnen einige Ansichten τῶν Ἀθηνῶν.

Reich an Mitteilungen und bemerkenswert durch die erfreuliche Mitteilung, daß Schliemanns Arbeiten erwünschten Erfolg hatten, ist das nächste Schreiben. Es ist sehr bedeutsam datiert:

Pergamus des Priamus,
23. July 1872.

Ich widme Ihnen hiermit die Nachricht, welche jedes deutsche Herz mit Jubel erfüllen muß, daß ich endlich am 19ten ds. Mts. in 10 Meter oder 33 Fuß Tiefe auf die kolossale trojanische Mauer stieß, welche schon Homer bewundert haben muß, denn sonst hätte er ihren Bau nicht Neptun und Apollo zuschreiben können (Ilias VII, 452—453); sie ist von mehr oder weniger behauenen, mit Erde zusammengesetzten Steinen erbaut, die so gelegt sind, daß sowohl die Außenseite, welche unter einem Winkel von 70 bis 75 hinabläuft, als auch die Innenseite, welche senkrecht ist, ein ziemlich glattes Aussehen haben. Sie ist oben auf der Westseite 3½, auf der Ostseite 4 Meter breit und scheint ganz geneigt bis auf den Urboden hinunterzugehen, denn bis zu einer Tiefe von 15 m oder 50 deutsche Fuß habe ich an ihrer Seite aufgraben lassen, ohne ihre Fundamente zu erreichen. Ihre zunehmende Breite an der Ostseite läßt mich vermuthen, daß in ganz geringer Entfernung, vielleicht nach einigen Schritten, das Thor ist, welches von der Stadt nach der Akropolis führte. Trotz des giftigen Fiebers, woran jetzt Alle erkranken, will ich daher meine d. z. Arbeiten nicht einstellen, ohne nicht etwas mehr von der Mauer, in östlicher Richtung, blosgelegt zu haben.

Man hielt immer früher die cyclopischen Bauten für die ältesten; es ist aber leicht zu beweisen, daß Bauten von mit Erde zusammengesetzten Steinen wenigstens ebenso alt sind, denn auf diese Weise sind ja alle jene unter 3 Schichten vulkanischer Asche von 68 Fuß Dicke auf den Inseln Thera (Santorin) und Therassia gefundenen Häuser und Mauern erbaut, denen man ein Alter von 2000 Jahren vor Christi gibt, denn der Vulkan, der jene Asche ausgespieen hat, muß eine Höhe von 3800 Fuß gehabt haben und wenigstens 1500 v. Chr. in's Meer versunken sein.

Ich arbeite hier schon seit 1. April im Anfang mit 100, darauf mit 126 und jetzt, seit einem Monat, mit 150 Arbeitern. Ich fing in diesem Jahre damit an, von der Nordseite, in 16 m Tiefe unter des Berges Gipfel, eine 70 Meter breite Plattform hineinzutreiben. Nachdem ich aber 25 Meter fortgeschritten war, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß der Urboden noch viel tiefer wäre; ich gab daher meiner Plattform eine Senkung von 10% und erreichte so in 25 Meter vom Abhange des Berges in einer Tiefe von 18 Metern oder 60 deutschen Fuß den Urboden. Wie furchtbar, wie unbeschreiblich die Schwierigkeiten sind, in einer Wildnis wie diese, wo es an Allem fehlt, eine 60 Fuß tiefe, 232 Fuß breite Ausgrabung in einem Berge zu machen, dessen untere 5 bis 8 Meter hohe Schuttschichten steinhart sind und eine kolossale Masse riesiger Steinblöcke enthalten, davon kann sich nur derjenige eine Idee machen, der Augenzeuge davon war.

Da ich sah, daß ich das Riesenwerk unmöglicherweise in diesem Jahre vollenden könnte, so begnügte ich mich damit, nachdem ich zwei Monate lang an dem großen Durch-

stich gearbeitet hatte, vorläufig nur einen Canal von 30 Meter Länge durch den ganzen Berg zu graben und da ich denselben von der Nord- und von der Südseite gleichzeitig anfing, so schritt er rasch vorwärts und wird in ca 11 Tagen fertig sein.

Bei der Grabung dieses Canals stieß ich auf der Südseite in einer Entfernung von 50 m oder 165 Fuß vom Abhange auf die Mauer, welche Laomedon durch die beiden Götter bauen ließ. Ich werde mir erlauben, Ihnen nach einigen Wochen eine kleine Photographie dieser Mauer zu senden.

Nächsten März will ich die Ausgrabungen im großen Maßstabe fortsetzen und dann vor allen Dingen die ganze Mauer der Akropolis und ihren Zusammenhang mit der großen Stadtmauer erforschen. Hinsichtlich der bis jetzt gefundenen Gegenstände darf ich sagen, daß ich für die Archäologie eine neue Welt aufgefunden habe; denn, um nur ein Beispiel zu citiren, finde ich Tausende und aber Tausende von Stücken Terracotta in Form des Vulkans und des Carousels, die mit den verschiedenartigsten religiösen Symbolen bedeckt sind; auch alle andere Töpferarbeit ist hier so phantastisch und mannigfaltig wie nur möglich.

Nach der Beschaffenheit der Schuttschichten, nach der Töpferarbeit und nach den „Monuments figurés" habe ich die Geschichte Trojas und aller ihrer Nachfolgerinnen in meinem 5ten diesjährigen Aufsatze geschrieben, der bestimmt vom wißbegierigen deutschen Publikum mit großem Interesse gelesen würde; jetzt ist auch mein 6ter und 7ter diesjähriger Aufsatz fertig und nicht einmal der erste davon ist bis jetzt gedruckt. Die 4 ersten Aufsätze schickte ich nun im v. J. an die Augsburger Allgemeine Zeitung, welche sie weder gedruckt hat noch an mich zurückschickt und fürchte ich daher, bei der grauenhaften Unordnung im asiatischen Postwesen, daß alle, weil sie sehr dick waren, gestohlen oder anderswie verloren gegangen sind.

... Welch eine Schuttaufhäufung ist hier! 50 Meter oder 165 Fuß hat der Berg an der Südseite an Breite zugenommen seit der Zerstörung von Troja und die 5 bis 8 Meter hohen Schutt- und Steinschichten desselben sind mit 10 m oder 33 Fuß hohen Trümmern bedeckt, welche 3 ganz verschiedenen vorhistorischen Völkern und endlich der hellenischen und römischen Zeit angehören.

Meine Kosten betrugen bis zum 1. Juni reichlich Frcs 300 und seitdem über Frcs 400 täglich.

Gleichzeitig grabe ich auch die Baustelle des Apollotempels bis zum Urboden ab, der dort aber nur in 21 m oder 70 Fuß Tiefe zu sein scheint, ich fand daselbst einen herrlichen sculptirten Marmorblock, der den *Φοῖβος Ἀπόλλων* mit 4 unsterblichen Pferden darstellt; er ist aus der Zeit des Lysimachus.

... Um eine Idee von solchen Ausgrabungen zu haben, sollte man bedenken, daß das höchste Haus in Berlin oder Paris kaum 60 Fuß hoch ist.

Schliemann zitiert in diesem Brief eine Homerstelle. Wer da weiß, daß sein ganzes Werk, seine Hoffnung, seine Pläne in erster Linie und anfangs ausschließlich auf den Angaben der Ilias beruhten, daß nicht wissenschaftliche Forschung, sondern gleichsam ein Instinkt ihn den richtigen Weg, die rechten Mittel finden ließ, der wird die Freude begreifen, mit der er die Auffindung jener Mauer begrüßte, wie groß Schliemanns Genugtuung war, daß der Glaube an seinen vergötterten Homer ihn nicht getäuscht hatte.

Jene Stelle der Ilias handelt von einer Mauer, die die Griechen sich selbst und ihren Schiffen zum Schutz bauten. Sie unterließen es aber, den Göttern dabei Hekatomben zu opfern, worüber sich Poseidon bei Zeus beschwerte. Er fürchtet, daß diese neue Mauer den Ruhm der alten trojanischen verdunkeln könne:

> Jener vergißt man hinfort, die ich und Phöbos Apollon
> Einst um die Stadt dem Helden Laomedon bauten in Mühsal.

Mit dem Humor, den der Dichter der Ilias so oft den Olympiern zueignet, gibt Zeus dem um seinen Ruhm besorgten „Gestaderschütterer" den guten Rat, nach Heimkehr der Achäer die Mauer einfach mit Wasser hinwegzuschwemmen.

Die eigentümlichen Formen der aufgefundenen Töpferarbeiten gaben dem Forscher Anlaß zu vielen Bedenken; er vermißte die Schönheit und den Schmuck, wie beide den Erzeugnissen der hochentwickelten griechischen Töpferkunst eigen waren. Statt der Malereien und Ornamente der griechischen Musen sah man hier nur den einfarbigen, mit einem gewissen Glanz überzogenen Ton; seltsame Kannen, die einen kugelförmigen Leib und überschlanken Hals hatten, Becher mit Doppelhenkeln, riesige Tonkrüge und Becken neben zierlichsten Kleinigkeiten. Am sonderbarsten war eine Art Krug, an deren Mündung ein paar große Augen, Nase und Stirnrand angedeutet war, desgleichen auf der Wandung Brustwarzen und Nabel; der Deckel hatte die Form einer Mütze. Schliemann nahm seinen Homer zu Hilfe, der ja der Athene den Beinamen *γλαυκῶπις*, die Eulenäugige, gegeben. So glaubte also Schliemann hier die älteste troische Darstellung der Athene aufgefunden zu haben. Größere Schwierigkeit in der Deutung bereiteten Tausende von kleinen Tonkugeln, die durchbohrt waren und eingeritzte Zeichen sowie Verzierungen aufwiesen; sie wurden meist als Spinnwirtel gedeutet; Schliemann nahm an, es seien Weihegeschenke für Athene, die Schützerin der Frauenarbeit, gewesen.

Von neuen Ausgrabungen berichtet Schliemann an Plato, an den er zunächst noch eine Mitteilung über die bereits erwähnte Mauer macht, unterm Datum:

Troja, 31. July 1872.

Bezugnehmend auf mein Ergebenes vom 23. ds. beeile ich mich Ihnen zu melden, daß die große Mauer, wovon ich Sie darin unterhielt, zu einem ungeheuren Thurm gehört, dessen Breite 40 Fuß ist und dessen Länge ich noch nicht habe ermitteln können. Ich lasse jetzt rechts und links von meinem Canal graben, um ihn ganz an's Licht zu bringen, auch um einen Abzugskanal fürs Regenwasser im Winter zu gewinnen. Jedenfalls vermuthe ich, daß dies der *μεγαπύργος Ἰλίου* ist, den Homer (Iliade VI, 386) erwähnt.

An der Nordseite habe ich bei der Tempelausgrabung eine ungeheure Mauer entdeckt, die jetzt 50 Meter vom Abhange des Berges entfernt ist, einst aber auf dem Abhange selbst gebaut war, wie es deutlich die Schuttschichten beweisen. Von dieser Mauer und vom großen Thurm aus ist's leicht, sämmtliche Ringmauern Iliums bloszulegen. Der Thurm ist in 16 M. oder 53 Fuß Tiefe auf den Fels gebaut. Die Ausgrabung des Thurms wird mich noch 4 Wochen hier halten, so krank ich auch bin.

Auch in diesem Brief zitiert Schliemann eine Homerstelle, die für ihn wiederum von besonderem Wert ist.

Hektor kehrt in sein Haus zurück und findet sein Weib Andromache nicht daheim; besorgt fragt er die Mägde und erhält von der Schaffnerin den Bescheid, die Frau sei nicht zu ihren Schwägerinnen oder in den Tempel der Athene gegangen,

Sondern den Turm erstieg sie von Ilios, weil sie gehöret,
Daß Not leiden die Troer und Ohnmacht sei den Achäern.

Die Erkrankung, die nicht nur Schliemann, sondern auch seine Aufseher ergriffen hatte, hinderte ihn jedoch, die Arbeit fortzusetzen; nur bis Mitte des August

konnte er noch bleiben, dann kehrte er nach Athen zurück, von wo er wieder an Plato schreibt. In diesem Brief erwähnt er nochmals die aufgefundenen Tonwerke und die Skulptur, die den Apoll darstellt.

Athen, 31. August 1872.

Ihre liebe Zuschrift vom 17ten ds. habe ich mit großem Interesse gelesen und danke Ihnen herzlich dafür. Ungemein freut es mich, daß meine Arbeiten und Entdeckungen in Troja bei Ihnen und Ihren Freunden so große Anerkennung finden und Sie Notizen darüber an verschiedene Zeitungen gesandt haben. Für die Gartenlaube sind meine Aufsätze zu wissenschaftlich und sie für dies Blatt umzuarbeiten, dazu fehlt mir die Zeit und die Geduld. Ich habe überdies jetzt auch keine Lust mehr, sie, so wie sie sind, in irgend einer Zeitung zu publiciren; ich halte es für besser, sie unverändert in ein Werk zusammenzufassen und mit den Zeichnungen aller gefundenen vorhistorischen Gegenstände, die irgend Interesse für die Wissenschaft haben könnten, herauszugeben. Dazu brauche ich aber 4 Monate der angestrengtesten Arbeit, denn Alles muß erst classificirt und alles Zerbrochene muß erst ausgebessert werden, ehe es abgezeichnet werden kann.

Unter anderm habe ich Tausende von terra cottas in der Form von Vulkanen und Carousels aufgefunden, die mit den verschiedenartigsten religiösen Symbolen der arischen Race verziert sind, während sich niemand rühmen kann, vor mir je auch nur ein einziges solcher terra cottas entdeckt zu haben. Merkwürdigerweise fand ich dieselben sowohl in den Trümmerschichten der 4 verschiedenen Völker, die auf der Baustelle Trojas in der Nacht der vorgeschichtlichen Zeiten aufeinander gefolgt sind, als auch in den Schuttschichten der Nationen, welche Ilium in geschichtlicher Zeit bewohnt haben. So gut es gehen will, müssen uns diese bildlichen Denkmäler die Schrift, welche leider gänzlich fehlt, ersetzen. Nur circa 1 m unter der Oberfläche fand ich eine lange Inschrift von der Zeit des Antoninus Pius, sowie eine herrliche 2 meter lange den Phoebus Apollo mit den 4 Sonnenpferden vorstellende Sculptur, welche zum Tempel gehört hat und auf 40 bis 50/m. Franken geschätzt wird und die ich hier in meinem Garten zur Zierde aufgestellt habe; Inschrift und Sculptur publicirte ich in der archaeologischen Zeitung in Berlin.

Da alle meine 3 Aufseher und mein Bedienter, der mir als Cassierer dient, am giftigen Fieber erkrankten und ich selbst sehr leidend war, so habe ich die Ausgrabungen nur bis zum 14. des Mts fortsetzen können, habe aber in den letzten Tagen noch viel gefunden, u. a. das Skelett einer im Feuer umgekommenen Trojanerin in 66 m oder 53 Fuß Tiefe. Ich habe alle Knochen der Dame, auch ihre goldenen Schmucksachen gesammelt und werde alles publiciren.

Was Sie mir über das unter meinem Namen erschienene Büchelchen sagen, hat mich sehr in Staunen gesetzt. Leider ist in Troja an Entdeckung von Manuscripten garnicht zu denken.

Ich kann mir vorstellen, daß Sie danach verlangen, Griechenland zu sehen. Wir müssen mal zusammen hierherreisen, wenn ich wieder nach Deutschland komme. Von jetzt aber bis 1. März, wo die Ausgrabungen wieder anfangen, bin ich gewaltig beschäftigt und jeder Augenblick ist mir theuer; kann daher nicht vom Fleck.

Es würde mir lieb sein, wenn sich jetzt eine Regierung fände, um meine Ausgrabungen fortzusetzen; gern würde ich derselben alle meine Maschinen und Werkzeuge gratis übergeben, auch meine beiden Häuser in der Pergamus; die Aufdeckung der trojanischen Ringmauer ist jetzt sehr leicht, denn nothwendigerweise muß sie zusammenhängen mit Iliums großen Thürmen und mit der von mir an der Nordseite blosgelegten Mauer. Wenn sich aber niemand findet, dann fahre ich, so Gott will, am 1. März selbst fort, die ganze Göttermauer ans Licht zu bringen.

Ich kann mich noch nicht von den Anstrengungen erholen und bin noch nicht im Stande, einen Schritt zu gehen.

Meine Frau erwiedert Ihre freundlichen Grüße aufs Herzlichste und ich bitte um gehorsamste Empfehlung an Frau Justizräthin.

Ein Söhnchen ist uns geboren, aber durch des Doctors Schuld zu frühzeitig und natürlich todt.

Schliemanns Hoffnung, einen Sohn Namens Agamemnon zu besitzen, ist später doch noch in Erfüllung gegangen. Das letzte Schreiben aus diesem Jahr ist vom 26. Oktober aus Athen datiert; es sind nur einige Begleitzeilen zu der Übersendung einer Photographie, die nach dem bereits mehrfach erwähnten Marmorblock angefertigt war. Krankheit wahrscheinlich und mangelnde Zeit auf seiten Schliemanns ließen die Korrespondenz über ein Jahr ruhen. Als Plato dann wieder schrieb, konnte er dem unermüdlichen Forscher zu einem hocherfreulichen Erfolge gratulieren: zu der Auffindung des sogenannten trojanischen Schatzes.

Es war Schliemann endlich gelungen, die Burg freizulegen, in deren Nähe der Schatz gefunden wurde. Er schreibt:

Athen, 15. Nov. 1873.

Genehmigen Sie meinen und meiner Frau innigsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 16. Sept. und für Ihre gütigen Glückwünsche zu unserm Erfolge in Troja.

Die Gegenstände des Schatzes sind ganz verschiedener Art bis auf die 8750 kleinen Goldsachen, welche sich wohl nur auf 16 verschiedene Arten zurückführen lassen. Diese haben aber an Halsschnüren oder an anderen Schmucksachen gedient. Es kann nur des letzten Königs Schatz sein, dessen Palast gleichzeitig mit dem großen Thurm, dem doppelten Skaeischen Thor und der großen, von Neptun und Apollo gebauten Ringmauer in der großen Katastrophe unterging. Auch hatten die fest zusammengepackten Gegenstände des Schatzes noch die viereckige Form der hölzernen Kiste, in der sie sich befunden haben müssen.

Über die Art, wie der Schatz gefunden wurde, erzählt Schliemann in seiner Autobiographie des näheren. Im Mai 1873 war er nach Durchbrechung verschiedener Ringmauern auf die Fortsetzung der großen Pergamosbefestigung gestoßen.

„Während wir an dieser Umfassungsmauer vordrangen und immer mehr von ihr aufdeckten, traf ich dicht neben dem alten Hause, etwas nordwestlich von dem Thore, auf einen großen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, als ich glaubte, Gold dahinter schimmern zu sehen. Auf dem Kupfergeräthe oben lag eine steinharte 5 Fuß starke Schicht röthlicher und brauner calcinirter Trümmer und über diese wieder zog sich die 5 Fuß dicke und 20 Fuß hohe Befestigungsmauer hin, die kurz nach der Zerstörung Trojas errichtet sein muß. Wollte ich den werthvollen Fund für die Alterthumswissenschaft retten, so war es zunächst geboten, ihn mit größter Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter in Sicherheit zu bringen; deshalb ließ ich denn, obgleich es noch nicht die Zeit der Frühstückspause war, unverzüglich zur Pause rufen. Während nun meine Leute durch Ausruhen und Essen in Anspruch genommen waren, löste ich den Schatz mit einem großen Messer aus seiner steinharten Umgebung, ein Unternehmen, das die größte Anstrengung erforderte und zugleich im höchsten Maße lebensgefährlich war, denn die große Befestigungsmauer, unter welcher ich graben mußte, drohte jeden Augenblick auf mich herabzustürzen. Aber der Anblick so zahlreicher Gegenstände, deren jeder einzelne für die Archäologie von unschätzbarem Werte sein mußte, machte mich tollkühn und ließ mich an die Gefahr garnicht denken.

Doch würde trotzdem die Fortschaffung des Schatzes mir nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin mir dabei behülflich gewesen wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit, die von mir ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen."

Bedurfte es noch eines Beweises, um darzutun, daß es sich bei dem Ergebnis der bisherigen Ausgrabungen um eine Königsburg und zwar um die des Priamos handelte, so war er jetzt erbracht. Mit freudiger Genugtuung ging Schliemann, der seine Arbeiten in Ilion für immer beendet hielt, nach Athen zurück und machte sich nunmehr an die Herstellung des längst geplanten Buches, worin er über seine Ausgrabungen berichtete. Dies Werk „Trojanische Altertümer" war bereits zu Neujahr 1874 abgeschlossen; beigegeben war ihm ein Atlas von über 200 photographischen Tafeln.

Der rastlose Forscher ruhte jedoch nicht. War es ihm geglückt, den Schauplatz der trojanischen Kämpfe und die Stätte der Priamusfeste aufzufinden, so reizte es ihn jetzt, die Grabstätte des mächtigsten Gegners der Trojaner, die des Agamemnon zu Mykenä, bloßzulegen. Diese Arbeiten begann er bereits im Februar 1874.

Was er aber in seinem Brief an den Justizrat Plato vom 27. Januar 1872 befürchtet hatte, das traf nun ein. Die türkische Regierung, der jedenfalls das Schliemannsche Buch nebst den Abbildungen der gefundenen Schätze bekannt geworden war, strengte jetzt einen Prozeß gegen ihn an, indem sie die Hälfte der gemachten Funde für sich beanspruchte. Der Prozeß endete mit der Verurteilung Schliemanns zur Zahlung einer Entschädigungssumme von 10000 Frank. Hier zeigt sich nun die kluge Berechnung und der praktische Sinn Schliemanns im hellsten Lichte. Ihm mußte daran gelegen sein, mit der türkischen Regierung in gutem Einvernehmen zu bleiben und, indem er dies in seinem Schreiben betonte, überwies er im April 1875 dem türkischen Minister für Volksaufklärung die Summe von 50000 Frank zur Verwendung für das kaiserliche Museum.

Diese Schenkung wurde freundlich aufgenommen, und gegen Ende des Dezembers 1875 begab sich Schliemann selbst nach Konstantinopel, um sich einen neuen Ferman für weitere Forschungen auf trojanischem Gebiet zu erwirken. Erst nach manchen Schwierigkeiten gelangte er gegen Ende des Aprils 1876 in Besitz des Dokuments, stieß aber, als er sich unverzüglich in die Dardanellen begab, auf neuen Widerstand in der Person des Generalgouverneurs Ibrahim-Pascha, der ihn zwei Monate lang hinhielt und ihm schließlich einen gewissen Izzet-Efendi als Aufseher mitgab, dessen einziges Amt nach Schliemanns Ansicht darin bestand, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Als er erkannte, daß auf die Art eine Fortsetzung seines Werkes unmöglich sein würde, kehrte er nach Athen zurück und wandte sich nunmehr an die gesamte zivilisierte Welt, indem er am 24. Juli 1876 in der „Times" öffentlich Klage über Ibrahim-Pascha führte. Dieser wurde infolgedessen im Oktober in ein andres Vilajet versetzt.

Die Ausgrabungen in Mykenä nahmen inzwischen erfolgreichen Fortgang und führten zu der Aufdeckung der Gräber des Agamemnon und seiner Gefährten. Goldschätze von über 100 Pfund Gewicht wurden dort gefunden.

„Es ist wohl bekannt," heißt es in der Autobiographie, „wie wunderbar glücklich die Erfolge waren, die meine Ausgrabungen begleiteten, wie ungeheuer groß und merkwürdig die Schätze, mit denen ich die griechische Nation bereicherte."

In seinem Buch „Mykenä", zu dem auf Schliemanns Wunsch Gladstone die Vorrede schrieb, berichtete der glückliche Forscher über seine Funde, die er der Griechischen archäologischen Gesellschaft übergab; diese vereinigte die Schätze zu einem schönen Museum.

Nunmehr konnte Schliemann an die Fortsetzung seiner trojanischen Ausgrabungen denken, wozu er eines neuen Fermans bedurfte, da der vor zwei Jahren 1876 ausgestellte, abgelaufen war. Auch diesmal machte man ihm Schwierigkeiten, so daß der britische Gesandte in Konstantinopel, Sir Austen Henry Layard, eingreifen mußte. Ende September 1878 begann Schliemann mit der Arbeit. Diesmal mußte er, außer andern Baracken, auch einen hölzernen Schuppen bauen, zu dem der türkische Beamte die Schlüssel hatte; hier wurden diejenigen Funde aufbewahrt, die zwischen Schliemann und dem kaiserlich türkischen Museum geteilt werden sollten. Auch ein hölzernes Haus nebst Stall für zehn Gendarmen wurde errichtet. Diese Gendarmen, die ihn monatlich 410 Mark kosteten, waren für ihn vom größten Nutzen, denn sie hatten ein wachsames Auge nicht nur auf die nicht immer ehrlichen Arbeiter, sondern dienten auch als Schutz gegen die Räuber der Troas. Wenn Schliemann noch in dem ersten Brief an Justizrat Plato vom 21. April 1870 schrieb, daß es dort keine Räuber gäbe, so nannte er sie jetzt eine Plage der Troas.

Der Anbruch des Winters nötigte ihn gegen Ende des Novembers zur Einstellung der Arbeiten. Aus diesen Tagen ist der letzte der Briefe an Plato, soweit solche vorliegen, gerichtet.

Troja, 24. November 1878.

Ihr liebes Schreiben vom 26. v. Mts. sowie der darin enthaltene Gesang hat mir Freude gemacht und danke ich Ihnen herzlich dafür. Ausführlichen Bericht über meine Forschungen auf Ithaka giebt mein in „The Times" vom 26. Sept. veröffentlichter Brief, der in sehr vielen Zeitungen Englands und Amerikas reproducirt ist und unendlich viel Diskussionen hervorgerufen hat.

Auch diesmal habe ich hier stark gearbeitet, jetzt schon das ganze königliche Haus ans Licht gebracht und drei kleinere und einen größeren Schatz von goldenen Schmucksachen darin gefunden, wovon der größte Theil die schlagendste Ähnlichkeit mit den Mykener Schätzen hat. Meinen dritten Theil dieser Schätze (denn $^2/_3$ nimmt das Museum in Konstantinopel) füge ich gleich zu meiner im South Kensington Museum in London ausgestellten trojanischen Sammlung; es sind viele herrliche Sachen dabei, z. B. ein Armband und eine Brust- oder Haarnadel, die Homer jedenfalls der Kunst des Hephaestos zugeschrieben und mit dem Ausdrucke θαῦμα ἰδέσθαι bezeichnet haben würde. Auch fand ich dort einen Dolch, der augenscheinlich von Meteoreisen ist. Bis dahin hatte ich noch nie eine Spur von Eisen in Troja, Tiryns oder Mykenae gefunden. Merkwürdigerweise hat der Dolch durchaus keinen Rost und obwohl mit Patina bedeckt, ist er doch noch sehr scharf.

Da in Gelehrtenkreisen immer noch starke Zweifel in Schliemanns Erfolge gesetzt wurden, so wünschte er lebhaft, daß Gelehrte von Ruf seine Ausgrabungen an Ort und Stelle besichtigen möchten. Sein Wunsch sollte jetzt

erfüllt werden; zugleich mit dem früheren Direktor der französischen Archäologischen Schule in Athen, Emile Bournouf, war Rudolf Virchow sein Gast in Troja, und in Gemeinschaft mit diesen beiden bereiste er die Umgegend und grub auf dem Hissarlik weiter.

Im Juli 1879 beendete Schliemann die zweite seiner Ausgrabungsperioden in Troja, worauf er sofort die Ergebnisse derselben zusammenstellte in seinem Werk „Ilias. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja." Zu Ende 1880 war dies Buch vollendet. Diesmal schrieb Virchow zu dem Werk, das gegen die früheren einen großen Fortschritt bedeutete, die Vorrede, worin er sagte:

„Jetzt ist aus dem Schatzgräber ein gelehrter Mann geworden, der seine Erfahrungen in langem und ernstem Studium mit den Aufzeichnungen der Historiker und Geographen, mit den sagenhaften Überlieferungen der Dichter und Mythologen verglichen hat."

In W. Dörpfeld fand Schliemann, der nach manchen weiteren Erfolgen am 26. Dezember 1890 starb, im Jahre 1882 einen wackeren Mitarbeiter.

Über Schliemanns Bedeutung und Verdienste schrieb Virchow:

„Es ist heute eine müßige Frage, ob Schliemann im Beginne seiner Untersuchungen von richtigen oder unrichtigen Voraussetzungen ausging. Nicht nur der Erfolg hat für ihn entschieden, sondern auch die Methode seiner Untersuchung hat sich bewährt. Es mag sein, daß seine Voraussetzungen zu kühn, ja willkürlich waren, daß das bezaubernde Gemälde der unsterblichen Dichtung seine Phantasie zu sehr bestrickte, aber dieser Fehler des Gemüts, wenn man ihn so nennen darf, enthält doch auch das Geheimnis seines Erfolges. Wer würde so große, durch lange Jahre fortgesetzte Arbeiten unternommen, so gewaltige Mittel aus eigenem Besitz aufgewendet, durch eine fast endlos scheinende Reihe aufeinandergehäufter Trümmerschichten bis auf den in weiter Tiefe gelegenen Urboden durchgegraben haben, als ein Mann, der von einer sicheren, ja schwärmerischen Überzeugung durchdrungen war?"

Virchows Einfluß ist es auch wohl zu danken, daß Schliemann die trojanischen Altertümer, soweit er darüber zu verfügen hatte, dem Museum für Völkerkunde in Berlin überwies.

Schliemann selbst schrieb in seinem Buch „Ilias":

„Möge diese Forschung mit Spitzhacke und Spaten mehr und mehr beweisen, daß die in den göttlichen homerischen Gedichten geschilderten Ereignisse keine mythischen Erzählungen sind, sondern auf wirklichen Tatsachen beruhen, und möge sie dadurch, daß sie dies beweist, die Liebe aller zu dem edlen Studium der herrlichen griechischen Klassiker und besonders Homers, der strahlenden Sonne aller Literatur, vermehren und kräftigen.

„Ich bringe nun diesen Bericht über meine uneigennützigen Arbeiten in aller Bescheidenheit vor den Richterstuhl der gebildeten Welt. Es wäre für mich die höchste Genugtuung und ich würde es als den schönsten Lohn ansehen, nach welchem mein Ehrgeiz streben könnte, wenn es allgemein anerkannt würde, daß ich zur Erreichung dieses meines großen Lebenszieles wirksam beigetragen habe."

Aus Kindheit und Schule.

Fragment einer Familienchronik.

I.

Wie Revolutionen entstehen, welches ihre Anlässe, wie eine weise Staatsregierung sich hätte am Leben erhalten können, wenn sie dieses und jenes anders gemacht hätte, welches insbesondere die Ursachen jener größten aller Staatsumwälzungen waren, deren Explosionen heute nach mehr als einem Jahrhundert in dem alten Europa nachzittern, ja sich hier und da abermals ereignen oder zu ereignen drohen — das ist eines der anziehendsten und mächtigsten Probleme, mit dem die Geschichtsforscher und Staatsgelehrten sich noch lange beschäftigen werden. Über eines aber herrscht längst Klarheit. Immer ist ein starker Faktor der Bewegung der Hunger gewesen, der Hunger nach Brot, die Sorge um die tägliche Nahrung oder wie man es in unsern Tagen abstrakter auszudrücken pflegt — das ökonomische Moment.

Wohl verhüllt sich die natürlichste und stärkste Triebkraft hinter täuschenden Lichtern. Es hat zeitweise alles Ernstes so ausgesehen, als ob die ganze Sehnsucht großer Volksmassen auf nichts andres gerichtet gewesen wäre als auf die Palladien der politischen Freiheit. Sicherlich war das Ringen der modernen Nationen um die Teilnahme am Staate und alles das, was dazu gehört, eine tiefbegründete Notwendigkeit der Geschichte; sicherlich war — trotz aller Schwierigkeiten vorher und nachher — dieses Ziel auf hohe Güter gerichtet, ohne die ein gesittetes Volk nicht leben kann. Indessen es bleibt immer zu scheiden zwischen erhöhten Augenblicken der Begeisterung und den sehr bald in ihr Recht eintretenden Stimmungen der grauen Alltäglichkeit, es bleibt zu scheiden zwischen den Gesinnungen, Interessen, Idealen einer bescheidenen Minderzahl und den ewigen derben Instinkten der großen Mehrzahl jedes Volkes.

So zumal in unserm lieben Deutschland vor siebzig Jahren. Es war in dem vierten und fünften Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, daß die Halleschen Studenten auf die Dörfer Thüringens gingen, und so oft sie in ein Wirtshaus traten, die Frage erschallen ließen: „Haben Sie Konstitution?“ Wenn dann die Wirtsleute, die ein neues Getränk unter dem Namen vermuteten, die Frage verneinten, nahmen die Studenten mit grausamer Ironie

dieses ahnungslose Bekenntnis des Volkes entgegen, daß ihm dasjenige fehle, wonach Preußen und Deutschland damals lechzte — eine Konstitution. Erst dann folgte die zweite Frage: „Haben Sie Bier?" Und wenn diese, wie erwartet werden durfte, bejaht wurde, so schlossen sie mit dem resignierten Verlangen: „Geben Sie Bier."

Was war jenen Wirtsleuten die „Konstitution"? Was war ihnen und ihresgleichen die „Preßfreiheit", in die sich als den Vorboten der Berliner Märzereignisse die Errungenschaften des neuen Völkerfrühlings zusammenfaßten? Es war ein Wetterleuchten, das die Not ihres täglichen Daseins erhellte und Hoffnungen rege machte auf eine Erleichterung ihres täglichen Elends. So geschah es, daß nicht nur mitten hinein, sondern längst vorher die Ausbrüche sich meldeten, die von solcher Not mancherlei beunruhigendes Zeugnis ablegten.

War es doch schon in dem Wellenschlage, den die Pariser Julirevolution allerorten und in deutschen Landen erzeugt hatte, zu kleinen sozialen Stürmen gekommen, wie zu jener Schneiderrevolte in Berlin, die Chamisso verspottet hat, und die ihren ernsteren Inhalt hegte, wie es die neuesten Bewegungen mittelständischer und andrer Art uns gelehrt haben. Ja, in Landesteilen und Bevölkerungen, die scheinbar weitab lagen von dem Strome der großen Weltbegebenheiten, gab es dergleichen Episoden, die zwar im einzelnen geringfügig, dennoch tief auf den Grund der Dinge sehen ließen, desto tiefer, je unerwartetere Blicke in die Seele der Volksmasse sie gewährten.

Eine solche Episode ist es, welche die erste der Erinnerungen meiner Kindheit ausmacht, die nicht nur an sich bedeutsam, sondern auch über weite Strecken der Zeit hinweg eine Gemeinschaft der Lebensinteressen von der Frühzeit zur Spätzeit schlingt. Dort hinten im fernen Nordosten, wo der deutsche Ritterorden auf der Höhe des Mittelalters im preußisch-litauischen Lande Burgen baute und zu Ehren der Mutter Gottes seine Mariendome errichtete, wo heute noch die köstlichen Denkmale ihrer Architekten und Festungsbauer den Strand des Weichselstroms und der benachbarten Landstriche zieren, wo das „nordische Venedig" aus mancherlei guten Gründen seinen Namen trägt, nur aus einem nicht — die Bewunderer seiner Schönheiten, die von fernher kommen, sind ebenso selten, wie die Bewunderer des südlichen Venedig zahlreich sind — da liegt eine kleine Stadt, die den Namen der heiligen Maria und hiermit das Kennzeichen ihrer Erbauung führt, ein alter Bischofsitz mit gotischem Dom, an dessen Schönheit, wie so oft, der Gipfel des Turmes fehlt, und um den Turm herum, zum Teil in den Räumen, welche die Ritter geschaffen, die hohen Gerichts- und Verwaltungsbehörden des Preußischen Staates: eine Kriegs- und Domänenkammer, wie sie einstmals hieß, oder „Regierung", wie sie seit einem Jahrhundert genannt wird, ein Stadt- und Landgericht, dann ein Oberlandesgericht für die Provinz Westpreußen.

Die erhöhte Lage des Ortes, die ihm strategische Bedeutung gab in jenen mittelalterlichen Zeiten, rückte das Städtlein um eine gute Stunde Weges ab von dem Strome und entzog ihm so jene Gelegenheiten zur Entfaltung wirt-

schaftlicher Blüte, die andern Städten, auch in diesem Lande, zumal im neuesten Zeitalter, zuteil geworden sind. Sein Schicksal blieb an das staatliche und provinziale Behördenwesen gefesselt, dessen Beamtentum alle Zeit den zwar dürftigen, aber doch wertvollsten und zumal eigentümlich preußischen Kern seiner Bewohnerschaft ausmachte. Mit diesem Elemente vom Staate reichlich bedacht, führte es wohl zu Erwägungen ausgleichender Gerechtigkeit, daß andre und kleinere Orte in der Nähe Garnisonen erhielten, die unserm Marienwerder vorenthalten blieben. Zwar pflegte die Zier der Uniformen von benachbarten Regimentern, insbesondere den Tanzvergnügungen, nicht zu fehlen. Aber für ernstere Zwecke war der Sitz der königlichen Regierung von bewaffneter Macht entblößt.

So konnte es kommen, daß im Hungerjahre 1846—1847, am Tage der Himmelfahrt, der „vierte Stand" sein Recht auf billiges Brot in der einfachsten Form geltend machte. Das Interesse der Konsumenten, soweit diese aus den „armen Leuten" bestanden, machte sich gegen das Interesse der Produzenten Luft in Gestalt eines Speichersturmes. Man sah eine Menge von Männern und Frauen mit Kornsäcken auf dem Rücken durch die Straßen nach Hause eilen, nachdem sie sich unter der Führerschaft eines zum Demagogen plötzlich emporgewachsenen langen Eckenstehers in den Speichern eines reichen Kornhändlers damit beladen hatten. Das Volksgefühl war auch in diesem Falle nicht so ganz auf dem falschen Wege. Es war ein wegen seiner Hartherzigkeit und seines Geizes berüchtigter Mann, an dessen Habe das Volk diese summarische Justiz übte. Im übrigen konnte allerdings die Freude nicht lange dauern. Mit gebührendem Vorbehalte für die strafende Gerechtigkeit, die nicht ausblieb und die Verführer des Volkes in dem Gewahrsam des himmelanstrebenden alten „Danzigers" für Monate oder Jahre einschloß, zog am nächsten Tage eine Schwadron der Riesenburger Kürassiere ein, und ihr Rittmeister konnte bald erklären, daß die Ordnung wiederhergestellt sei.

Zehn Monate waren ins Land gegangen, da kam aus Berlin an den Präsidenten der Regierung eine Estafette in dunkler Märznacht, und der Hausknecht weckte die Hausgenossen mit dem Rufe: „Die neue Preßfreiheit ist angekommen!" Die Häuser wurden lebendig; alles war in jubelnder Stimmung; die Champagnerpfropfen knallten, und man ließ die „neue Preßfreiheit" leben. Die Fenster wurden illuminiert die Straßen entlang, und man wünschte sich Glück zu dem Anbruch der neuen Zeit.

Wenige Tage später folgte die Übersetzung der Preßfreiheit aus dem Unverstandenen in das Gemeinverständliche. Ein Haufe von Schneidermeistern und Schneidergesellen, vervollständigt durch allerhand dunkles Gesindel, wälzte sich durch die Straßen der Stadt, um Rechenschaft zu fordern von den Kaufleuten, die fertige Kleider verkauften. Da war die Stadt abermals wehrlos und mußte sich wehrhaft machen, dieses Mal nicht durch die Riesenburger Kürassiere, sondern durch die eigene Bürgerwehr, die nach dem Vorgange Berlins in den Städten der Provinzen improvisiert wurde. Die Schützengilden, die hierzulande ihren Ursprung auf den Hochmeister Winrich von

Kniprode zurückführten, daher in jenen Jahren ihr halbtausendjähriges Jubiläum feierten, konnten bei diesem Anlaß zeigen, daß sie noch für ernsthafte Zwecke zu brauchen seien.

Ähnliche Offenbarungen des Volksgemüts ereigneten sich jetzt öfter. Sie bildeten den populären Untergrund zu den politischen Klubs und zu der in diesen entfalteten Beredsamkeit junger Advokaten und Referendare. Ein vorzugsweise volksbeliebter Justizkommissar (wie die Rechtsanwälte damals noch hießen) hatte seinen dreijährigen Knaben dazu abgerichtet, sich auf die Frage: „Wie heißt du?“ als „Demokraten“ zu bezeichnen (soweit es seinen kindlichen Sprachwerkzeugen möglich war). Aber auch wir andern Knaben, die wir nicht viel älter waren, trugen die schwarz-rot-goldene Kokarde an der Mütze — mit sehr undeutlichen Vorstellungen von dem, was sie bedeutete. Bis endlich diese Zeit des Rausches vorüber war und ein jeder an seine täglichen Geschäfte ging — wir Knaben in die Schule.

II.

Es ist heute bei den Verehrern des alten Gymnasiums (zu denen ich selber gehöre) im Kampfe gegen die neuen Experimente der Schulreform eine an sich begreifliche Neigung verbreitet, die alten Einrichtungen und Leistungen der humanistischen Gymnasien und dessen, was zu ihnen gehörte, im goldigen Dämmerlichte der Entfernung zu sehen, zumal wenn diese um mehrere Menschenalter von der Gegenwart abrückt. Es mag wahr sein, daß es von altersher einige Musteranstalten gab, deren Ruf heute noch unverkümmert fortdauert. In der Mehrzahl der alten Lateinschulen sah es keineswegs musterhaft aus, sie zeigten vielmehr eine rührende Anspruchslosigkeit ihrer Kräfte als regelmäßige Erscheinung, inmitten deren hier und da eine einzige, wahrhaft tüchtige, ob auch kuriose, pädagogische Gestalt hervorragte.

Zum objektiven Trost mochte der alten Zeit dienen, daß sie sich nicht einbildete, mit neuen Lehrmethoden und neu zugerichteten Lehrkräften irgendwelche hochgespannten Ziele zu erreichen. Die vis medicatrix naturae, die zu allen Zeiten und heute der von ihnen selbst übermäßig gepriesenen Kunst der Ärzte zuhilfe gekommen, sie tut auch in der Schule und an dem jungen Menschen das Meiste. Die Schwärmer des 18. Jahrhunderts, die sich einbildeten, nach neuen pädagogischen Rezepten aus der Menschennatur wer weiß was neues herauswachsen zu lassen, sie haben im 20. Jahrhundert ihr Nachspiel gefunden, da man jetzt vielfach meint, nicht sowohl die Naturanlage des einzelnen Menschen, als die so oder so reglementierten Schulen machten aus ihm dasjenige, was aus ihm werden soll. Das, was die Natur sich bei jedem jungen Wesen gedacht hat, bleibt nach allen Experimenten der Pädagogik das allein Entscheidende. Es ist unglaublich, wie viel von der langen Speisekarte der Schule das kindliche Naturell abstößt, um am Ende den Weg zu gehen, für den es gemacht ist.

Als man vor siebzig Jahren in meiner Vaterstadt daran ging, der alten Lateinschule, die in ein königliches Gymnasium verwandelt worden war, eine

würdige Behausung zu gewähren, baute ein neuernder Staatsarchitekt ein für jene Zeit stattliches Gebäude, das sich selbst zu dem — nicht ganz gelungenen — Versuche einer Zentralheizung emporschwang. Als Inschrift setzte man auf das Gymnasium, anklingend an die bekannte Ode des Horaz: Introite quos Musa nascentes placido lumine viderit — in großen vergoldeten Buchstaben. Dieses stolze Wort enthielt die ganze Wahrheit und enthält sie für alle Zeiten. Die Anlage der Natur, die in einem glücklichen Augenblicke geschaffen und von der Muse frohen Blickes geweiht worden ist — sie laßt herein; sie wird hier Nahrung finden, mehr als genug.

Allerdings hingen diese schönen Worte hoch über dem Eingange, hoch über der Wirklichkeit. Sie waren ein hochgespannter Imperativus und beanspruchten nicht die Macht einer gesetzlichen Schranke, die auf die Knabenscharen aussondernd und wählerisch anzuwenden sei. Die Bauernsöhne der umliegenden Weichselniederung wurden zur höheren Ausbildung in die Quinta und Quarta geschickt, und die Muse verhüllte bei ihrem Eintritt ihr Haupt, statt zu lächeln. Eine lange Reihe von Söhnen eines alten Gerichtsrates drängte sich hinein, weil sie trotz furchtbarer Talentlosigkeit auf der Universität ein Stipendium zu erobern hatten, was wenigstens einigen von ihnen gelang. Die Söhne der Honoratioren, sei es der Beamten, sei es des benachbarten Landadels, entlasteten das Gymnasium, wenn sie endlich etliche Jahre in der Tertia vergeblich gesessen, und wurden Offiziere oder Landwirte. Noch widerstrebendere Begabungen gingen zur See, d. h. nach damaligen Umständen zur Kauffahrtei, verlockt durch Seeromane, die sie gelesen hatten statt der lateinischen Kost, die für sie nicht gemacht war.

Von den der Muse angenehmeren Knaben ist gar mancher durch ein unfreundliches Schicksal vom Ziele verschlagen worden. Einzelne der Begabtesten sind der Krankheit früh erlegen, die der Welt eine seltene Kraft geraubt. Andre wiederum haben einen weiten Umweg machen müssen, um zum Ziele zu gelangen.

In jene kleinen Revolten zu Ende der vierziger Jahre war, wenigstens räumlich, meine erste Schulzeit verwickelt. Ich weiß nicht, ob das Institut der ewigen „Kandidaten" noch heute in jenen weltentrückten Gegenden blüht wie damals. Wir hatten einen Kandidaten Hartmann, der uns, vorbereitend für das Gymnasium, die ersten Anfänge des Latein und ähnliches derart beibrachte. Wir waren eine kleine Schar von Schulgenossen, einzelne darunter von jenen Anfängen her vereint zum gemeinsamen Besuch des Gymnasiums und zur Gemeinschaft lange darüber hinaus. Die Schulräume unsres Kandidaten waren bescheidentlich in Hinterhäusern versteckt — zuerst neben den Ställen eines dürftigen Gasthauses, das seines französischen Firnisses in dem Namen „Hôtel de Marienbourg" sehr bedürftig war. In den Ställen wurden damals die Riesenburger Kürassiere untergebracht, mit denen wir — Menschen und Pferden — Freundschaft schlossen. Später wurde unsre Schule in einen Hinterraum der Schmiedebergschen Apotheke verlegt, wo wir uns in Zwischenpausen an den harmlosen Waffen ergötzten, die unser Kandidat als Mitglied der Bürgerwehr führte.

Dritthalb Jahre dauerte diese Vorbereitung, um den Knaben in die Quinta des Gymnasiums zu führen. Als Oberhaupt der Anstalt schaltete ein merkwürdiger Mann. Um die Zeit, da die alte Lateinschule ihr neues Gewand angezogen, fand man es angemessen, an die Stelle, an der so lange ein Direktor mit dem ominösen Namen Ungefug gewaltet, eine pädagogische Kraft zu berufen, die sich bereits anderswo bewährt und hier Ordnung schaffen sollte. In der Tat brachte dieser Mann mit sich eine gewisse umfangreiche, fest auftretende Persönlichkeit, die den Knaben Respekt einflößte. Er hatte etwas Unnahbares und doch im gegebenen Falle Freundliches, dessen Wert sich erhöhte durch die Seltenheit, mit der es durch die Wolken der vorherrschenden Strenge brach. Unvergeßlich ist mir der gemessene Ernst, mit dem er in einsamer Größe während der Pausen durch die Korridore des Gymnasiums schritt, selten ein Wort an irgend jemanden, sei es Lehrer, sei es Schüler, verschwendend. Auch seine Lehrtätigkeit war so eingerichtet, daß sie möglichst wenig Zeit wegnahm von den vorwaltenden Amtspflichten der disziplinarischen Obergewalt. Sie beschränkte sich allein auf die Prima. In dieser aber herrschte er oder wollte er herrschen. Leider war dieser Ehrgeiz mit einiger Gefahr für die Autorität verbunden, die seine Disziplinargewalt ihm errungen hatte. Zwar galt dieselbe fort in der Prima wie bei den jüngeren Schülern. Jedoch die wissenschaftliche Befähigung für den Unterricht zeigte so auffallende Lücken, daß der Primaner seltsam enttäuscht wurde, weil er selber bereits einen gewissen Maßstab der Kritik besaß für das, was seine Lehrer ihm leisteten.

Der Direktor war offenbar in seinen jüngeren Jahren angeweht worden von der wissenschaftlichen Begeisterung und von mancherlei wissenschaftlichen Strömungen des Universitätslebens. Er hatte auch Bände von Gedichten publiziert, hatte sich dann auf das weniger anspruchsvolle Metier der Sammlungen fremder Gedichte zurückgezogen, hierbei zumal den preußisch-patriotischen Standpunkt immer nachdrücklicher betont und einen Band „Borussia" für die Schuljugend zusammengestellt, der dem Namen die größte Ehre machte. Da tönte es auf allen Seiten wieder von dem Stolze, ein Preuße zu sein, da wiederholte sich das „Heil dir im Siegerkranz" in allen Varietäten; da folgten endlos Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege, das Lied der Königsberger Zimmergesellen, das sie gesungen haben sollten, als sie gegen die Franzosen auszogen — das Lied der Maurergesellen, das Lied der Studenten usw. (und das mußten wir alles auswendig lernen). Er war dann zur Goethe-Kritik übergegangen, hatte unter andern ein Buch über Goethes Liebe und Liebesgedichte verfaßt, das seine Primaner zwar nicht auswendig zu lernen bekamen, dafür aber mit der bekannten Findigkeit ihrer Gattung entdeckten, daß sich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eine vernichtende Besprechung fand. Später folgte ein Buch über die „Deutschen Sprachsünden der Gegenwart", das mancherlei nützliche Winke für den deutschen Stil enthielt, die er zuvor im deutschen Unterricht seinen Primanern gegeben und in die Feder diktiert hatte. Ein Vorläufer des bekannten neueren Genre.

Dabei war er aber von ernster wissenschaftlicher Fortarbeit und wissenschaftlicher Methode immer weiter abgekommen. Was er wußte, wurzelte

nicht mehr in dem Erdreich lebendiger Erkenntnis und ihrer Fortschritte; es waren alte Reminiszenzen, die je länger je mehr zu seltsamen Schrullen verdorrten. Ulfilas, die Nibelungen, die Ilias, Sophokles, Plato, dazu eine Menge deutscher Aufsätze über alles und jedes, die er nur selten ansah und besprach, und eine konversatorische Belehrung über Himmlisches und Weltliches — es war gut gemeint, aber im einzelnen ohne inneren Ernst und Halt. So wenig ein Primaner von der reizvollen Wissenschaft der Etymologie gelernt hat, die monströsen Mißbräuche, die unser Direktor davon machte, wurden sehr bald bemerkt. So hatte er manche Liebhabereien, die er sich — weiß Gott wo und wie — aus den Fingern gesogen, Monstrositäten des Dilettantismus, u. a. diese: die verschiedenen Nationen zeigten in ihren Abschiedsworten ihren Charakter. So sagten die Deutschen „Lebewohl", weil sie für das Wohlleben seien. Die Engländer sagten „Farewell", weil sie eine seefahrende Nation seien. Die Franzosen „Adieu", weil sie ein bigottes Volk seien. Die Einwände gegen dieses alles machten wir Primaner bereits uns selber. Aber wir mußten es getreulich in das Heft unsrer „Deutschen Anmerkungen" aufnehmen und jeweilen auf seine Fragen damit paradieren.

Mit alledem verband dieser im Grunde lebensfrohe und geistig angeregte Scholarch eine politisch-religiöse Tendenz, die in den Jahren der Raumerschen Reaktion vollends einen bitteren Beigeschmack hatte. Für einen öffentlichen Festakt des Gymnasiums, in der Zeit, da der unglückliche König Friedrich Wilhelm IV. längst unheilbarer Krankheit verfallen war, dichtete er ein Festlied — anschließend an Text und Melodie von Marschners „Du stolzes England freue dich": „O Preußenland, hoch freue dich, dein König fromm und ritterlich, dein König wacht für dich." Wenn er uns die Feinheiten der deutschen Sprache lehrte, verweilte er mit Vorliebe bei der Frage, ob es richtiger sei, zu sagen „unser lieber König" oder „unser liebe König", und er wandte sich dann mit der Frage an den Sohn des mit dem Hofe nahe liierten Regierungspräsidenten, der darauf zu antworten hatte: „Es ist beides sehr schön." Der Sohn ist durch solche Distinktionen frühzeitig geschult worden für die Hofämter, die er mit Dauerhaftigkeit später bekleidet hat.

Selbst die kirchliche Dogmatik kam nicht zu kurz. Die Auferstehung des Fleisches wurde uns durch die Analogie des Samenkorns und der Pflanze als wissenschaftlich unbestreitbar erwiesen; auch das mußte in die „Deutschen Anmerkungen" hinein. Und allerhand dergleichen mehr.

Nur eins mag hier bemerkt sein für alle Scholarchen, die etwa heute noch ähnliche Tendenzen politischer oder religiöser Art verfolgen mögen. Er half seinen Primanern nicht in das Himmelreich der patriotischen oder kirchlichen Rechtgläubigkeit: denn sie lachten darüber. Es half auch ihm selber nicht. Denn sogar unter Raumer kam es auf die Gesinnung in Preußen allein nicht an. Es dauerte nicht gar lange, bis der Kommissar der Regierung unserm Direktor zu der gesegneten Muße eines noch langen Lebens verhalf, in der seine schöngeistigen und politischen Neigungen sich frei entfalten durften.

Ein völlig andrer Mann war der Klassenlehrer der Sekunda. Es war ein Ciceronianer vom alten Schlage, ein Schüler Lobecks in Königsberg, zu dem

er sein Lebenlang dankbar emporblickte, ein ernsthafter Gelehrter, der in seinem bescheidenen und zurückgezogenen Dasein fortarbeitete mit dem Pfunde, das er aus den Hörsälen der Universität heimgetragen, der seinen Lieblingsschülern zu kosten gab von der Seligkeit, die er selber im täglichen Umgang mit den geliebten Alten genoß. Ein Mann, wie sie in früherer Zeit bei Gymnasien häufiget waren als heute, da die Ordinarien der höheren Klassen nicht ohne Grund den Professortitel führten, weil sie wenigstens in einzelnen Exemplaren echte fortarbeitende Gelehrte waren, die gelegentlich mehr bedeuteten als heute so mancher Universitätsprofessor. Denn in jenen Zeiten gab es Mangel an Professuren für die Männer, die sie verdienten (welche Schmach für die deutschen Universitäten des 18. Jahrhunderts, daß sie keine Stelle für einen Mann wie Lessing hatten) — heute steht es eher umgekehrt.

Unser Ciceronianer hielt sich weit ab von allem geistreichelnden Dilettantismus, ja es lag in dem Wesen seiner Begabung und seines wissenschaftlichen Arbeitens, daß er das Neue, zumal das in geistreicher Weise auftretende Neue, unwillig von sich wies — wie er denn „Herrn Mommsen" als einen seltsamen Neuerer belächelte, der seinen Heiligen habe herabsetzen wollen. In einer gewissen Art hat er rechtbehalten. Die Herabsetzung Ciceros und der andern lateinischen Klassiker, die damals Mode wurde, ist unterdessen längst einem Umschwunge gewichen, den er leider nicht mehr erlebt hat.

Dies war der Mann, der, wie er nun auch war, seltsam lebensfremd, die ganze Welt und alle Erscheinungen des Tages durch seinen geliebten Cicero hindurch anschauend, einen wahrhaften Einfluß übte auf die Schüler, welche im eigentlichen Sinne in das Gymnasium hineingehörten. Und er jauchzte vor Freude, wenn ihm so einer auftauchte, dem eine Dämmerung aufging von den Feinheiten der bonae artes, die er mitzuteilen hatte. Es entwickelte sich zwischen Lehrer und Schüler durch sechs Jahre hin — von dem Beginn der Tertia bis zum Abschluß der Prima — ein wachsendes Einverständnis darüber, daß es eine Welt der wissenschaftlichen Begeisterung gebe, die dem herangewachsenen Menschen keine Wirrnis und Trübnis des Lebens später mehr rauben kann.

Um so unerbittlicher war er gegen die profane Schar der Zöglinge, die ihm in die Klasse gesetzt wurden „unter dem Unwillen Minervas". Teils mitleidigen, teils zornigen Blicks wies er sie von sich, und es gelang ihm am Ende, sie zu entfernen. Als ein solcher Schüler, seinem Zorn weichend, sich bei ihm verabschiedete, die Tertia verlassend, fragte er ihn, welchen Lebensberuf er wählen wolle, und da dieser antwortete: „Ich will Maschinenbauer werden" — da bemerkte er abschließend: „Es muß auch solche Menschen geben." Und als ein Andrer ihm bei gleichem Anlaß berichtete, er wolle Kaufmann werden, da sagte er ihm: „Cicero behauptet, die Kaufleute bringen nichts vor sich, wenn sie nicht betrügen."

So war er — ganz und gar in Schweinsleder gebunden, wie ein alter Foliant, aber eben darum ein ganzer Mann in seinem Berufe.

Der Klassenlehrer der Prima war sehr verschieden von ihm. Zwar hatte auch dieser seine akademischen Anfänge gehabt: er war Famulus des großen

Aſtronomen Beſſel geweſen. Im Verfolg dieſer Studien war er Lehrer der Mathematik und Phyſik, ziemlich für alle Klaſſen. Leider mit geringem Erfolge in allen Klaſſen. Wenn heutzutage die neuen Schulreformer uns Ausſicht erwecken wollen, durch Mathematik und Naturwiſſenſchaft den jugendlichen Geiſt zu bilden, und die bewährten Mittel der alten Sprachen zum alten Eiſen zu werfen geneigt ſind, ſo wird auf die Zweifel über die verbreiteten Mißerfolge des mathematiſchen Unterrichts der bisherigen Gymnaſien dafür allein die Art des Unterrichts, nicht die Mathematik ſelber, verantwortlich gemacht. In unſerm Falle werden ſie wohl Recht gehabt haben. Denn nicht nur, daß niemand, außer einigen wenigen beſonders dafür Begabten, etwas lernte — auch die Art des Unterrichts erwies ſich dem oberflächlichſten Blick als unzureichend. Meiſt wurden alte Anekdoten erzählt, die den Reſpekt der Schüler dadurch nicht zu erhöhen imſtande waren, daß ſie angeblich ſelbſt Erlebtes mit grellen Aufſchneidereien vortrugen.

Der damalige Referent für den Gymnaſialunterricht im Kultusminiſterium, der bekannte Wieſe, inſpizierte das Gymnaſium; das Unglück wollte, daß er nach Oberſekunda in die mathematiſche Stunde kam und hier nicht ein einziger Schüler imſtande war, den pythagoreiſchen Lehrſatz zu beweiſen.

Trotz alledem war dieſer Lehrer ein Vorläufer unſrer neuen Reformer. Er verſicherte uns, die Mathematik ſei eine „praktiſche Wiſſenſchaft", um den Cicero und Homer uns als unpraktiſch zu verleiden. Letzteres geſchah bereits von einem entgegengeſetzten Pole aus, von dem eines pietiſtiſchen Religionslehrers. Indeſſen dieſe konzentriſche Beſchießung der geliebten Alten hatte nur den Erfolg, daß wir ſie deſto höher ſchätzten und ihre beiden Gegner deſto niedriger.

Endlich der Klaſſenlehrer der Tertia. Ein braver Charakter, ernſt und in ſich gezogen, ein ſtiller Fanatiker, der einen Kampf gegen die damals ſich verbreitenden Stahlfedern führte, indem er periodiſch durch ſeine Klaſſe ging und die Köpfe ſeiner Feinde vernichtete, was allerdings — wie alsbald die Erfahrung in den oberen Klaſſen zeigte — keinen andern Erfolg hatte, als den, die Eltern der Knaben vermögensrechtlich zu ſchädigen, übrigens mit zweifelhaftem Rechte. Er galt als Demokrat und wurde ſo genannt. Sein Schwager war am 18. März auf einer Barrikade zu Berlin gefallen. Bei dem wöchentlichen Turnus der Klaſſenlehrer für das Morgengebet der verſammelten Schüler in der Aula wählte er mit Vorliebe das Kirchenlied: „Fürchten will ich ſtets nur Einen über alles auf der Welt!" Wir nannten es daher das Demokratenlied.

Daß er Turner war und den Turnunterricht leitete, paßte von der Demagogenzeit her zu dieſer Charakteriſtik. Leider paßten auch die Verſe des Horaz auf ihn, aus deren Abbeugung das Motto des Gymnaſiums gemacht worden war: „Wen Melpomene wohlgefällig angelächelt, der wird im Iſthmiſchen Ringkampf ſich nicht hervortun." Dieſe Worte umgedreht trafen auf ihn zu. Er hatte den Ehrgeiz, den Horaz den Primanern vorzutragen, und mühte ſich in einem ewigen Radebrechen ab, wenn er uns die Oden dieſes ihm ganz und gar nicht kongenialen Geiſtes überſetzen wollte.

Wie nun aber junge und alte Menschen zuletzt durch die Bravheit des Charakters bewegt werden, anzuerkennen und zu loben, so ging es auch mit ihm. Man schätzte seine biderbe Lauterkeit, und dies um so mehr, weil man in jener Zeit der Reaktion annahm, er werde von oben herab wegen seiner unabhängigen Gesinnung zurückgesetzt — obwohl schwer zu sagen war, worin die Zurücksetzung bestehen sollte. Denn von einer Beförderung zu andern Stellen und Ämtern war bei all diesen Männern längst nicht mehr die Rede.

Junge Kräfte waren überhaupt selten bei diesem Gymnasium, auch in den unteren Klassen. Julian Schmidt, ein Kind der Stadt, hatte hier für kurze Zeit die Sextaner gelehrt, war aber bald weiter gegangen gen Westen und zu verschiedenartiger Tätigkeit. Es waren meist ältere Männer, die sich von den Klassenlehrern der oberen Klassen unterschieden durch eine Lücke ihrer Examina, die vor einem halben Jahrhundert in Preußen erlaubter war als heute, aber doch schon damals die Beförderung im Amte hemmte.

Ihnen gegenüber versagt die Erinnerung größtenteils, und hier versagte auch das Urteil des Knaben, der noch zu jung war, um zu wissen, was durch diese Lehrer mit ihm geschah. Nur etwa von dem Französisch-Lehrer ist zu sagen, daß dieser damals noch nicht ein studierter und geprüfter Neuphilolog war, sondern ein früherer Bühnenkünstler von stattlicher Haltung und wohltönendem Organ, der nur leider die fremde Sprache (oder die fremden Sprachen), die er lehrte, niemals an der Quelle gelernt hatte, weder an der praktischen Frankreichs, Englands, Italiens, noch an der theoretischen, nämlich bei der lateinischen Mutter. Diese seltsame Mittelstellung des Lehrers hatte den Erfolg, daß ich nach sieben Jahren des Unterrichts weniger Französisch gelernt hatte als bald darauf Englisch in einigen Monaten. Indessen ist es mir zweifelhaft geworden, ob dieser Mißerfolg bloß an dem Lehrer lag — da ich nachmals vielfach Gelegenheit hatte, ähnlich geringe Leistungen des Unterrichts der neueren studierten Lehrer in den Gymnasien zu beobachten, was seinerseits meine Zweifel an der Leistungsfähigkeit der neuen realistischen Schulanstalten vergrößert hat.

III.

Ob die Medikamente, die von folgsamen Patienten dahin geführt worden sind, wohin die Vorschrift des Arztes sie geführt haben wollte, ob sie der leidenden Menschheit mehr Heil gebracht haben als diejenigen, die der Vorschrift des Arztes entgegen von dem widerstrebenden Kranken hinausgeschüttet wurden, das ist zur Stunde noch nicht erwiesen, und selbst die Weisen der medizinischen Fakultät werden nicht den Mut haben, darüber im reinen zu sein.

Ist es etwas ähnliches mit der Fülle der Heilmittel, welche die Schule dem Kinde reicht, und ist es ein ähnlicher gesunder Instinkt, der das Kind antreibt, gegen diese Heilmittel sich zu sträuben oder sie zurückzuweisen? Wir wollen so ketzerisch nicht sein, diese Frage zu bejahen. Aber wir wagen es, eine entfernte Ähnlichkeit zu behaupten. Was alles, und keineswegs erst durch die neuesten Schulreformen und Schulpläne, sondern schon in jenen Zeiten,

in ein Kind von zehn bis sechzehn Jahren hineingestopft werden wollte, teils vermöge der Weisheit höherer Ordnungen, teils nach dem selbständigen Dafürhalten der einzelnen Lehrer — das ist unglaublich. Die einfach begrenzten Aufgaben der unteren Klassen schützen das Kind in leidlichem Maße gegen solche Ausschreitungen. Arg wird es in dem Grade, als die Schulklassen höhere sind. Da meint der latente Professor in dem Gymnasiallehrer, er könne seine quasi-Studenten zu seltenen Höhen der Wissenschaft emporführen. Er meint das desto mehr, je weniger er das Zeug dazu hat, je mehr er sich von den Quellen der wirklichen Wissenschaft entfernt hat. Proben davon, was uns Primanern in dieser Richtung geboten wurde, habe ich oben gegeben; ich habe auch gezeigt, wie diese Spreu vor der Abneigung der jungen Menschen zu Boden fiel. Zu gleicher Zeit bot uns der hilflose Interpret des Horaz im Geschichtsunterricht die Geschichte Chinas durch lange Jahrtausende mit unaussprechlichen Namen und Jahren ihrer Dynastien. Er selber wußte nichts davon; er brachte es mühsam aus irgendeinem Geschichtsbuch vor unsern Augen heraus. Er stolperte über die Namen wie wir selber, und wenn er Humor gehabt hätte, so hätten wir glauben können, er wolle sich über China und dessen Kaiser, ja über sein eigenes Lehramt lustig machen. Das aber lag seinem finstern Ernst meilenfern. Glücklicherweise hatten wir Jungen selber den Humor, der diesen öden Kram nach Verdienst einschätzte.

Wie man bei uns, seit einem Jahrhundert bald, an Baustilen herumtastet, alte Stile wieder aufleben lassen will, die eben tot sind, oder Neues hinzutut und eine Kreuzung entstehen läßt aus Altem und Neuem, dann etwas ganz Neues an die Stelle setzt, das wiederum nicht Bestand haben will, und daher einer Rückkehr zu alten Stilen und alten Elementen der Baukunst Platz macht, die nun alle an die Reihe kommen, mit der Aussicht, daß endlich einmal aus diesem endlosen Experimentieren sich etwas Dauerndes, Sicheres, Selbstbewußtes, Einfaches herstellt, so wird vielleicht aus dem brodelnden Kessel der Schulreformen etwas Klares, Überzeugendes und vor allem Einfaches hervorgehen — gesunde Nahrung statt all der Medikamente.

Allerdings kreuzen sich die Schwierigkeiten dieser Probleme mit Hindernissen, die nicht allein auf pädagogischem Gebiete liegen, sondern auf sozialem. Die alten Gymnasien waren nach ihrem alten Namen „Gelehrtenschulen" — nach ihrem Namen, nicht nach dem Inhalte, den sie an Zöglingen beherbergten. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Auch würde es gewagt sein, von der Zuhörerschaft der Universitäten, wie sie vor einigen Menschenaltern beschaffen war, zu behaupten, daß auf sie unterschiedslos das uns bekannte Horazische Wort anwendbar war, die Muse habe sie, wie Klopstock es verdeutscht hat, „mit einweihendem Lächeln bei ihrer Geburt schon angeschaut." Es waren vielmehr recht viel minderwertige Elemente dabei, die zu ehrsamen Handwerkern sich besser eigneten als zu Männern der studierten Berufsarten. Jedoch neuerdings ist noch etwas andres hinzugekommen. Es ist der wachsende Wohlstand, der die Naturanlagen der Menschen nicht größer gemacht hat; es ist das Hinaufstreben des neuen Zeitalters für alle aus der Schicht, in die sie hineingeboren sind, ein Streben, berechtigt doch nur insofern, als im Geiste

der neuen Ideen von Staat und Gesellschaft jedem Talente freie Bahn geschaffen werden soll, aber nicht in dem Sinne, daß jeder, gleichviel wie unbegabt, zu jeder höheren Staffel der Berufsarten und Stände bestimmt sei. Es ist schon schlimm genug, wenn die unbegabten Inhaber der Stellen in den höheren Berufsarten sich erblich darin behaupten wollen und den Platz den innerlich dazu besonders Berechtigten vorenthalten. Aber daß die neuen Elemente, deren viele von der Natur dafür nichts mitbringen als den allgemeinen Drang nach oben, die Schar der Unbegabten und innerlich Unberechtigten vermehren, ist vollends zu beklagen.

Je mehr nun die Schulinstitutionen solchem Drängen nachgeben, um so weniger sind sie darauf gerichtet, eine Differenzierung der Begabungen ins Auge zu fassen. Es soll alles für jeden eingerichtet sein, und so entsteht jene Anhäufung von allerhand Materien des Unterrichts, die den Schüler und die Schule unmäßig belasten. Der chronische Zustand einer Überbürdung der Schüler mit dem Vielerlei des Unterrichts wird auf diese Weise gesteigert, und gesteigert auch der instinktive Kampf, die Gegenwehr der unterschiedlichen Talente oder Nichttalente der Schuljugend gegen die Zumutungen, mit denen man sie beglücken will. Was danach übrig bleibt, ist ein ungeduldiges Drängen um äußere Berechtigungen, die man durch Prüfungen erwirbt, durch die man sich mühsam hindurchdrückt.

Es ist nicht leicht zu erkennen, wann und wie dieses soziale Moment in den Schwierigkeiten, die wir andeuten, überwunden werden soll. Es muß hier genügen, seine Bedeutung hervorzuheben. Es ist aber gewiß, daß die neuen Schulreformen dahin wirken, das Sieb, durch das die zum Universitätsstudium entlassenen Begabungen hindurch gehen mußten, noch gröber zu machen als es ohnehin schon war. Der ziffermäßige Beweis liegt in dem enormen Anschwellen der Massen von Studierenden in den letzten Jahrzehnten. Der Beweis liegt auch in Erscheinungen, die nicht ziffermäßig faßbar, aber desto sichtbarer sind, in den Gesichtern, welche die Früchte des Studiums vom Fechtboden und von der Bierkneipe mitbringen, nicht aus den Hörsälen, nicht aus den Büchern. Es sind die starken Geister der Praxis, welche die graue Theorie verachten, und deren Zahl ist groß.

Doch zurück in jene Jahre der Vergangenheit.

IV.

Die Kleinheit der Stadt führte den Blick des Knaben und allmählich heranwachsenden Jünglings von der Schule und den Lehrern zu den bürgerlichen Umständen dieser und der andern Schichten der Gesellschaft. Eine solche altpreußische Beamtenstadt ist oder war am besten geeignet, jene eigentümliche Schichtung der alten Gesellschaft in kurzem Abriß zu übersehen, die unserm Staate sein Gepräge gegeben hat. In einer solchen Stadt ist das Beamtentum eins und alles, in ähnlicher Weise wie die Universität in den kleinen Universitätsstädten Deutschlands. Was sonst noch da ist — numerisch ja natürlich die große Mehrzahl — ist nur ein Anhängsel ohne rechte selbständige

Bedeutung. Es verrichtet die Hilfsdienste dafür und es empfängt, sofern es überhaupt gesellschaftlich in Betracht kommt, nur den Abglanz von daher.

Im einzelnen hob sich die Mannigfaltigkeit dieses Behördenwesens gegeneinander ab durch traditionelle Ansprüche des gesellschaftlichen Vorrechts, die Regierung gegen die Justiz, das Oberlandesgericht gegen das Landgericht, die Juristen und Verwaltungsbeamten mit einander gegen die Lehrer des Gymnasiums. Indessen alle verband doch die Gemeinschaft des studierten Staatsdienertums, mit dem hohen Standesbewußtsein dieses preußischen Staatswesens, das sich regelmäßig mit einer äußersten Dürftigkeit der wirtschaftlichen Lage abzufinden wußte. Nicht nur, daß der Gehalt meistens unzulänglich selbst für bescheidene Ansprüche war, ein Vermögen in diesen Kreisen war eine seltene Ausnahme, und weit eher war das Gegenteil, eine verschuldete Lage der Familie die Regel. Die durchgängige Integrität, gleichsam als selbstverständliche, von niemandem bestrittene Voraussetzung, war um so bewundernswerter.

Der Herkunft nach gab es Unterschiede: es waren längst alte Beamtenfamilien vorhanden, die — wie einst in größeren Verhältnissen die noblesse de robe im alten Régime von Frankreich — eine Aristokratie der geistigen Bildung und der persönlichen Haltung erzeugten; daneben die Einsprengungen aus dem kleinen Landadel, die in der Verwaltung, zumal in deren Präsidien hie und da vorkamen; im übrigen das Element der in die Beamtenklasse neu aufsteigenden Kräfte, die aus dem Kleinbürgertum durch die Studien in den Staatsdienst übergingen.

Ihre gesellige Existenz zeigte sich nun nicht bloß in Kasinos mit deren üblichen Unterhaltungszwecken, sondern für die geistig Strebsameren auch in jenen literarischen Kränzchen, die allenthalben in deutschen Landen ein kleines Abbild der gelehrten Gesellschaften zu sein versuchten, indem in ihnen Vorträge gehalten wurden über dieses und jenes, was die Vortragenden interessierte, seltener die Zuhörer.

Das war nicht welterschütternd, was hier geredet wurde, und die Summe intellektueller Kultur war zuletzt eine mäßige. Dennoch war diese seltsame Vereinigung von Geist, Charakter und Armut etwas Einzigartiges, was den Außenstehenden, besonders den Nichtpreußen, vielfach unverständlich war. Oft zeigte sich der Kontrast zweier Welten nahe beieinander, wo immer die ganz anders gestimmten Sphären des großen Gelderwerbs damit in Berührung kamen. So ist in Danzig, das erst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts preußisch wurde, die Empfindung des Gegensatzes gegen dieses Preußentum bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinaus lebendig geblieben — als preußisch bezeichnete man mit Verachtung die ärmliche Anspruchslosigkeit der Lebenshaltung. Ähnlich waren lange die Stimmungen Hamburgs, ja des ganzen deutschen Westens und der preußischen Rheinlande selber: sie sind es teilweise noch heute.

Daß sozialer Rang mit Vermögen Hand in Hand geht, war und ist hier ein vorherrschender Grundsatz gewesen und geblieben. Wo immer, wie es vollends in ansehnlichen Teilen des heutigen Deutschland der Fall geworden,

großer Gelderwerb in Industrie und Handel die Vorherrschaft gewonnen, ist ein andrer Maßstab weit abgerückt. Auch ist einzuräumen, daß die Alternative in ihrer einstmaligen Härte ihre Schattenseiten hatte. Doch wird, wer immer den Reiz geistiger Kultur kennen gelernt hat, lieber die Armut in den Kauf nehmen, statt jene Art von Reichtum, die in der Materie erstickt, die in der öden Ziellosigkeit des Erwerbens und Genießens über ein Dasein niederer Art nicht hinauskommt.

In jener alten beamtenstädtischen Gesellschaft oder um diese herum spielte eine eigne Rolle der Landadel. Er war neben seinen traditionellen Leistungen für den preußischen Staat auch gesellschaftlich von hervorragender Bedeutung. In all der Kleinheit und Dürftigkeit der Verhältnisse stellte er eine Art von Bindeglied dar zwischen den Provinzen und dem Mittelpunkte, zwischen verkümmerter Kleinstädterei und der großen Welt. Die Beziehungen zum Hofe waren allezeit lebendig, und so und so viele von ihnen hatten als Kammerherren und Hofdamen die Sitten und Formen jener Sphären kennen gelernt und brachten sie ins Land, in die Kleinstädte. Die bäuerlich-kleinbürgerlichen Formen erhielten durch ihr Beispiel den Schliff, der sich dann allmählich weiter verbreitete, dessen die Deutschen allzumal so sehr bedürftig waren, wie es heute noch ein Vergleich ihrer Lebensformen mit denen der Franzosen beweist.

Geistig stand dieser Landadel meist sehr zurück. Man denke an jene berühmten Haudegen, die noch zu Anfang, ja gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht richtig schreiben und sprechen konnten. Die studierten Leute waren unter ihnen eine Ausnahme, und diese gelangten bald, nach einem kleinen oder nach gar keinem Examen zu einem Landratsposten, zu einem Regierungspräsidium.

Ihre wirtschaftliche Berufstätigkeit auf dem Lande pflegte so lange zu genügen, als die Zeitläufte ihnen zu Hilfe kamen. Indessen selbst in guten Zeiten fehlte es an konsumtiven Kraftnaturen nicht, die sich durch Trunk und Unwirtschaftlichkeit zugrunde richteten. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, also seit der Reform der ländlichen Verhältnisse durch die liberale Gesetzgebung, trat neben den Landadel ein starker Rivale in den bürgerlichen Besitzern der Rittergüter, die durch hervorragende Tüchtigkeit und Frugalität bald große Teile jener Provinzen eroberten und solange prosperierten, als die jüngeren Generationen dem Beispiele der Väter zu folgen verstanden, statt den verführerischen Vorbildern des Landjunkertums nachzuleben.

V.

Vor einigen Jahrzehnten hat ein geistreicher Jurist seine Vaterstadt Kassel als eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren geschildert. Was er erzählt, ist typisch für die damalige deutsche Stadt, die trotz der Residenz eines Kurfürsten und mancher dazu gehörigen Schlösser und Galerien durch Dürftigkeit und Enge gegen die Gegenwart absticht, da diese Luft, Gesundheit, Reinlichkeit, Wohlstand erst hineingeführt hat oder die Stadt hinausgeführt hat in

die Umgebung. Dieser Kontrast des Alten und Neuen ist am meisten in den Städten des Westens und Südens sichtbar, in Hannover, Köln, Frankfurt und vielen andern. Selbst bescheidene Mittelstädte nehmen in auffallendem Grade an dieser fröhlichen Entwicklung teil. Etwas bescheidener aus einfachem Grunde die Städte des Ostens und vollends die Kleinstädte des Ostens, da diese einst am weitesten zurück waren und soviel dürftigere Mittel besaßen oder besitzen, der neuen Zeit zu folgen.

Unsre kleine Stadt war herkömmlich ausgezeichnet durch die Pracht ihrer mittelalterlichen Bauten und durch die Schönheit ihrer natürlichen Lage. Hochgelegen, weite Blicke in die Ferne, Waldungen ringsum, frühzeitig zu ihren Toren hinausgestreckt ins Land nach allen Seiten. Was in so vielen andern deutschen Städten erst die Frucht der neueren Zeit gewesen, daß die Wälle und Mauern der mittelalterlichen Befestigungen gesprengt wurden und die eigentliche Entwicklung der neuen Stadt zu den alten Stadttoren hinausging in die bessere Luft, in das Grüne der Umgebung, während es zum Teil noch im letzten Menschenalter in diesen Städten als eine kühne Neuerung galt, wenn einzelne anfingen dort draußen ihr Haus zu bauen, wo bisher nur Gartenhäuser gestanden oder Landwirtschaft getrieben wurde — hat Marienwerder von lange her nach allen Seiten seine Vorstadtstraßen in grüner Umgebung in das Land gezogen, ja die benachbarten ländlichen Ortschaften zu ihren Vorstädten gemacht in der Weise, wie es die Großstädte Deutschlands — freilich in viel größerem Stil — viel später getan haben. Die der Stadt den Namen der Ordenspatronin gegeben, hatten auch diese neuen Ortschaften Marienfelde und Marienau getauft.

Es war vor langer Zeit bereits, da ihre Befestigung längst gefallen war, jene verschiedene Qualität der Straßen und Straßenviertel vorhanden, die in größeren Städten etwas Modernes ist. Außerhalb der alten Stadt wohnten im Grünen die Honoratioren, d. h. die höheren Beamten, — innerhalb der alten Stadt die Geschäftsleute.

Allerdings vollzog sich diese vornehme Tendenz mit den dürftigsten Mitteln. Die Häuser waren meist kümmerlich, in der einfachsten Weise gebaut. Dazwischen überraschte dann wohl ein Haus mit hölzerner Säulenhalle, das der Erbauer des Gymnasiums als Denkmal seiner antikisierenden Bestrebungen sich selber errichtet hatte.

Vollends war die Stadt mit den städtischen Einrichtungen, Pflasterung der Straßen, Bürgersteigen, Beleuchtung, Entwässerung usw. auf einer so niedrigen Stufe, wie es sich nach Zeit und Land damals von selbst verstand. Rührend war es im einzelnen, wie auch hier die Technik des Mittelalters das Beste für die Gegenwart leistete. Wie in der heutigen Stadt Rom die herrlichen Wasserwerke an allen Enden zur andächtigen Dankbarkeit für die Technik der Kaiserzeit mahnen, die solches Erbe ihr hinterlassen, so gab es in Marienwerder von der Ritterzeit her eine Wasserkunst, kurzweg „Kunst" genannt, die das beste Trinkwasser mit mächtigem Rauschen aus der Tiefe in die Höhe führte. Das Waschwasser freilich — das „weiche Wasser" — so wollte es die herrschende Technik der damaligen Zeit, mußte auf dem Rücken von Lasttieren

in Menschengestalt aus dem am Fuße der Stadt fließenden Gewässer tagtäglich hinaufgetragen werden in die Häuser.

Der Kümmerlichkeit der Straßen und Häuser entsprach ihr Mittelpunkt, der Markt, und in seiner Mitte das häßliche dunkle Rathaus. Einen gewissen Reiz besaßen freilich die Laubengänge, welche die den Markt umgebenden Häuser zierten. Hier „unter den Lauben" saßen zur Marktzeit, vor Regen und Sonne geschützt, die Verkäufer. Hier saßen die Bewohner selber zur guten Jahreszeit am Abend vor ihrer Tür. Wenn man nach Oberitalien kommt, an die italienischen Seen oder nach Bozen, Zürich, Bern usw., findet man dieselben Lauben (Loggien) wieder, und es mögen wohl italienische Baumeister gewesen sein, die mit den Ordensrittern nach Preußen gekommen und diese Bauweise dorthin gebracht haben, wie die Ostgoten zuvor das Wort dafür aus Deutschland nach Italien gebracht hatten. In Marienburg usw. sah man sie wie in Marienwerder, bis sie allmählich weichen mußten.

Wer aus dieser bescheidenen Kreuzung von Natur, Altertum und Dürftigkeit hinaus wollte, um in nicht gar zu großer Ferne alles dieses und ohne Dürftigkeit anzuschauen, der wanderte nach Danzig.

Danzig war eine jener Exklaven in den Jahrhunderten der politischen und wirtschaftlichen Misere des alten Deutschlands, die auf eigene Art sich ein Wohlbefinden zu schaffen wußten. Indem sie den Vorteil ihrer Meereslage tapfer verwerteten, fanden sie für sich selber eine Nachblüte der hanseatischen Zeit, die sie staatlich und ökonomisch heraushob aus dem Elend der heimischen Zerrissenheit. So hat Hamburg, Bremen, Lübeck, so hat Danzig ein eigenes Leben geführt, ein Leben halb vaterlandslos, weil vom Vaterlande verlassen, und doch ein besseres Leben notgedrungener Selbsterhaltung, das sich hindurchfristete durch den Winterschlaf des alten Deutschlands.

Der Blick blieb auf die See gerichtet und auf den Handel mit den Niederlanden und England, denen man die Rohstoffe des polnischen Hinterlandes, Weizen, Holz usw. zuführte, um dafür die Kolonialwaren und die Manufakte einzutauschen. Die Früchte dieses Weltverkehrs spiegelten sich in Sitten und Neigungen der Bewohner Danzigs, sie spiegeln sich bis zur Gegenwart in den Denkmalen ihrer nach niederländischer Art gebauten Häuser, in dem frommen Glockenspiel der Turmuhren, das jede Stunde, ja Viertelstunde, mit einem Chorale ankündigt, selbst in den durch hinaufgeschüttete Wassermassen an jedem Sonnabend gereinigten Fassaden und Beischläge. Welch eine Fülle von altertümlicher Schönheit in diesen Straßen, der Langgasse, der Jopengasse, der Brodbänkengasse, dem Langen Markte und wie sie alle heißen; welche Pracht der alten Tore, die heute noch den ganzen Ernst der alten Befestigung auf das stattlichste uns vergegenwärtigen; welche köstlichen Durchblicke durch jene von Torbogen abgeschlossenen Straßen und Plätze, die zur Motlau hinabführen, in den regen Markt- und Schiffsverkehr hinein.

Das Ganze freilich zusammengedrängt, der Dom vollends auf mittelalterliche Art hineingeklemmt in ein Gemengsel von Häusern und Straßen, so daß — abermals noch auf mittelalterliche Weise — das Heiligtum herhalten mußte als beständiger Durchgang für den Straßenverkehr. Auch die

schöne Kirche selber merkwürdig bunt geblieben im Inneren nach katholischer Art, während der Dom von Marienwerder, wie so viele andre, innen weiß getüncht war durch die Reformation, um die jetzt in Ungnade gefallenen Heiligenbilder zu verdecken, so daß erst die Epoche der kunsthistorischen Restauration das mittelalterliche Bunte hier wieder an das Tageslicht zu ziehen gewagt hat.

Zusammengepreßt in ihren mächtigen Toren und Wällen war diese schöne Stadt damals und jetzt, bis die allerneueste Zeit nach ihren Forderungen aufgeräumt hat, soweit es nötig, soweit es möglich war. Vor allem haben sich, wie in der ganzen Welt, so auch hier die Ansprüche der Gesundheitspflege endlich zur Geltung gebracht nach anderthalb Jahrtausenden der Barbarei, mit der die Menschheit so lange zufrieden war. Heute vor den offenen Toren, damals vor den geschlossenen Toren, lag eine herrliche Natur. Zur Rechten die blaue See, zur Linken der grüne Höhenzug, der ein Dutzend Stunden lang sich hineinzieht in das Gebiet von Pommern über das liebliche Neustadt hinweg und über dessen fromme Stätten, die ein Abbild sein sollen von dem alten Jerusalem.

Und nach der andern Seite hinüber merkwürdige Berührungen mit östlicher Natur und östlicher Unkultur. Die Axt und die Menschen, die das Bauholz zu Flößen zusammengebunden aus dem innersten Polen die Weichsel hinabtreiben, sie sind bis in die Gegenwart ein getreues Abbild ältester Methoden des Transportes. So sahen vor Jahrtausenden die Fahrzeuge und so sahen die Menschen aus.

Goethe sprach eines Tages zu Soret[1]) von Melchior von Grimm, dem Deutsch-Franzosen. Dieser, ein geistvoller, verständiger und ausgezeichneter Mann, habe in Paris gelebt, habe dort von seinen vortrefflichen Eigenschaften nichts eingebüßt und sei nach Deutschland zurückgekehrt. Das wolle viel heißen; denn gar selten sehe man einen bedeutenden Deutschen zu Hause; alle wollten sich im Auslande auszeichnen und uns blieben nur die Mittelmäßigen, vom Schuster bis zum Philosophen.

Das war ja nun wohl eine Übertreibung, wie sie in lebhafter Unterhaltung sich öfter ereignet. Es waren doch gerade in dem Zeitalter Grimms gar manche ausgezeichnete und große Männer in Deutschland geblieben. Weimar vor allem war des Zeuge. Aber es war viel Wahres in jener Bemerkung. Und noch tief in das 19. Jahrhundert hinein blieb es wahr. Der Umschwung kam dann teils durch die Anziehungskraft des neuen deutschen Staatswesens, teils durch die Abstoßungskraft Frankreichs, die mit deren Anlässen zusammenhing.

In kleinerem Maßstabe ist etwas Ähnliches seit lange zu beobachten gewesen in dem Verhältnisse der östlichen Provinzen Preußens zu dem übrigen Deutschland, und hierin hat die neue Zeit nichts geändert. Sie hat es im

[1]) „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret". Herausgegeben von C. A. Burkhardt. Weimar 1905. S. 82.

Gegenteil mit der Entwicklung ihrer Verkehrsmittel und alles Übrigen noch schärfer herausgebildet. Was bei den Völkern Westeuropas zu bemerken ist, ja einigermaßen in ähnlicher Weise bei den Deutschen des westlichen und südlichen Deutschlands, das, was wir als den Horror des Ostens bezeichnen möchten, das finden wir in jenen östlichen Provinzen selber als eine instinktive Macht, welche die Menschen hier nach Westen treibt, wie sie jene westlichen Deutschen und Europäer von dem Osten zurückhält. Ist der Westelbier oft mit geradezu abergläubischen Vorstellungen von dem Zustande der ostelbischen Landstriche erfüllt, so kehrt ein analoges Empfinden bei den Bewohnern der letzteren Gegenden wieder in gleichen, aber weit begründeteren Abneigungen gegen die Nachbarschaft Rußlands. Positiv gestaltet sich dieses Empfinden zu einer Sehnsucht nach dem Westen und Süden, die durch das Anprallen an jene östliche Nachbarschaft vermehrt wird. Das ist gewiß nicht in erster Reihe ein klimatischer Zug. Jeder gesunde Mensch freut sich des Klimas, in das er hineingeboren, an das er gewöhnt ist. Nein, es ist etwas andres, es ist das, was man Kultur nennt und was dem Kulturmenschen Lebensluft ist, was mit unsichtbaren Gewalten von früh auf westwärts zieht, gleichsam wie nach einem Lande der Verheißung. Bei den einzelnen Menschen, je nach Anlage und Bildung, tritt dieser Zug stärker und unwiderstehlicher auf. Andre empfinden ihn in geringerem Grade. Ja, durch langes Eingewöhnen ist der Volksschlag selber dem östlichen Wesen verwandter geworden, und jenseits der russischen Grenze sehen wir, wie durch Jahrhunderte des Zusammenlebens, so wenig dieses Deutschtum es wahr haben will, die Umgebung abgefärbt hat, in Sprache und Sitte, in Gebaren und Lebenshaltung, wie es alles in allem so viel näher geblieben ist der natürlichen Ursprünglichkeit, und darum am Boden haftet.

Wer von der Sehnsucht nach der Kultur gepackt ist, will an diesem Boden nicht haften, nicht jenseits, auch nicht diesseits der russischen Grenze. Mehr Kultur, mehr Gesittung, mehr Menschliches im Menschen um sich zu sehen, ist sein ewiges, unstillbares Verlangen, das ein langes Leben hindurch immer nur größer, immer nur unbefriedigter wird, je mehr es davon gekostet hat. Die linde Luft westeuropäischer Kultur ist ihm unentbehrlich geworden, und wenn ihn dann endlich doch das Schicksal einmal wieder in die einstige Umgebung seiner Kindheit führt, so befällt ihn ein Gemisch von Rührung und entsetzter Verwunderung.

Pierre Corneille.

Zur dreihundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages.

Von

Heinrich Morf.

Es war eine Zeit bewegten literariſchen Lebens, als Pierre Corneille um 1630 in die Literatur ſeines Landes eintrat. Es gärte überall. Lebhafte literariſche Kämpfe waren im Gange oder bereiteten ſich vor.

Die Renaiſſanceliteratur des 16. Jahrhunderts lag in Trümmern, und aus dem Chaos ſuchte neues Leben ſich zu geſtalten. Unter der Führung Malherbes war die Lyrik — oder was ſich ſo nannte — bereits disziplíniert. Die Dramatik aber wuchs noch wild.

Die von der Renaiſſance geſchaffene, dem Altertum nachgeahmte Dramatik, Tragödie und Komödie, ſind von Anfang an nicht ſehr lebensfähig geweſen. Sie blieben weſentlich Buchdramatik, und um 1625 ſind ſie nicht nur von der hauptſtädtiſchen Bühne, ſondern ſie ſind faſt bis auf den Namen verſchwunden. Die herrſchenden dramatiſchen Formen waren damals Farce, Paſtorale und Tragikomödie.

Die Farce diente mit ihren Derbheiten und Unſauberkeiten dem niedrigen Scherz. Eine etwas feinere Luſtſpielhandlung pflegte ſchäferlich eingekleidet und nach Arkadien oder in die franzöſiſche Hirtenlandſchaft des Forez verlegt zu werden. Und die italieniſche Mode der dramatiſchen Schäferei ward ſo mächtig, daß die in einer phantaſtiſchen Hirtenwelt ſchwelgende Paſtorale geradezu die Komödie verdrängte. Tragikomödie hieß damals ein Stück, in deſſen bunter Handlung alle Stände und alle Stimmungen ſich miſchten, deren ungebärdige Fülle keine zeitliche noch örtliche Beſchränkung duldete: das freie romantiſche Schauſpiel, ſo recht das Gegenſtück zur feierlichen, handlungsarmen und regelhaften Tragödie, die denn auch von ihm aus der Gunſt des ſchauluſtigen Publikums verdrängt worden war.

In der Zeit vor Corneille beherrſchte der fruchtbare und bühnengewandte Alexander Hardy ſeit mehr als zwei Jahrzehnten das Theater. Er war ein Praktiker, der keine andre dramaturgiſche Rückſicht kannte als die des Erfolgs. Er dramatiſierte mythologiſche Stoffe, Romane, Novellen in

Tragikomödien und Pastoralen, deren Handlungen Jahre umfassen und deren Schauplatz zwischen „Paris, Rom und Konstantinopel" wechselt. „Als ich anfing," erklärt Corneille selbst, „da leitete mich außer meinem gesunden Menschenverstand das Vorbild des seligen Hardy — der zwar fruchtbar aber kunstlos war — und einiger Moderner, die eben aufzutreten begannen und die nicht regelhafter waren als jener." Diese „Modernen" der zwanziger Jahre sind Racan, Jean de Mairet, Rotrou, Gombaud, Rayssiguier, Du Ryer, Georges de Scudéry, in deren aufstrebende Reihen nun Corneille tritt.

Auf der Bühne dieser Zeit herrschte noch die mittelalterliche Art der Inszenierung: sämtliche von der dramatischen Handlung verlangten Örtlichkeiten sind von Anfang nebeneinander dargestellt (Juxtaposition). Diese kombinierte Szene vereinigt, wenn nötig, Paris, Rom und Konstantinopel (scène à compartiments) und der Übergang der Handlung von einer Örtlichkeit (compartiment) dieser „ambulatorischen Szene" zur andern ist Sache einer Geste, eines erläuternden Wortes und weniger Schritte. Keine Pause ist nötig. Kein Vorhang braucht zu fallen. Höchstens werden gelegentlich Versetzstücke vorgeschoben oder weggezogen, durch die ein altes Kompartiment verdeckt oder eine neue Perspektive eröffnet werden soll. Eine solche Scène à compartiments ließ dem Autor im Wechsel des Handlungsschauplatzes völlig freie Hand. Sie verführte ihn leicht zu wildem Handlungsgemisch und bot dem Auge des Zuschauers nicht nur ein buntes, sondern auch verwirrendes Bild. Die Schaulust des Theaterpublikums liebte diese Buntheit, und der „irreguläre" Hardy diente ihr in seinen Tragikomödien und Pastoralen gerne.

Und nun setzt eine neue Entwicklung bei der Pastorale ein. Diese Hirtendramen, in denen die Salonwelt (die société polie) mit ihrem galanten Treiben sich spiegelte, fingen an, sich zu verfeinern. Die Derbheiten Hardys treten zurück. Künstlerisches Streben macht sich, viel mehr als in der verwilderten Tragikomödie, geltend. Zu den berühmten italienischen Vorbildern wie Tassos Aminta und Guarinis Pastor fido (1590) gesellen sich andre wie Bonarellis Fili di Seiro (1607). Diese italienischen Stücke erschienen der französischen Salonwelt insbesondere deshalb so vornehm, weil sie im eleganten Aufbau ihrer Handlung das Maß der Tageseinheit beobachteten, wofür sie sich auf die Autorität des Altertums berufen konnten. Die gänzliche Unregelmäßigkeit der französischen Pastoralen befriedigte zwar die große Menge des Publikums, erschien aber den Salonästhetikern als unfein und inferior. Und so erhob sich um 1628 in den Konventikeln der hauptstädtischen Société polie die Forderung der règle des vingt-quatre heures — wie man sagte — als einer neumodischen Eleganz.

Das Vehikel dieser „neuen Erfindung" bildete die italianisierende Pastorale.

Der erste französische Autor, der sich dieser Salonkritik beugte, war Mairet mit seiner Silvanire (1629). Diese Pastorale wurde in den Salons freudig begrüßt, auf der öffentlichen Bühne aber ohne Beifall gespielt. Das Publikum und die Schauspieler lehnten die Fessel der neuen Zeitregel ab. So wurde der Streit um die Regel zu einem Kampf zwischen den Salon-

ästhetikern und der Bühne, zwischen den doctes, die sich auf Italien und auf Aristoteles beriefen, und den ignorants, die nur ihr eigenes Gefallen befragten — zwischen Theorie und Praxis.

Inmitten des heftig entbrannten dramaturgischen Streites griffen andre wie Rotrou auf die Tragödien Senecas zurück und bearbeiteten sie unbekümmert um die Zeitregel. Von dieser Seneca-Renaissance angeregt, schrieb auch Mairet eine Tragödie, Sophonisbe (1634) und bannte ihre einfache Handlung dans les vingt-quatre heures.

Der Erfolg dieser Sophonisbe schwellte den Strom der Tragödiendichtung, der in Frankreich seit fast zwanzig Jahren versiegt war. Von 1635—36 schrieb fast jeder der jungen Dichter sein regelrechtes Trauerspiel. Auch der irreguläre Scudéry genügte, wie er erklärte, den doctes durch einen César, um dann durch die Unregelmäßigkeit einer Didon (1637) wieder „das Volk zu befriedigen."

Diese „regelrechten" Tragödien beobachten aber nur die Zeiteinheit. In der Behandlung des Ortes sind sie noch frei. Es genügt ihnen, die tragische Handlung innerhalb von Grenzen zu halten, die binnen vierundzwanzig Stunden leicht durchmessen werden können, so daß die Compartiments, die z. B. Thronsaal, offene Halle, Gefängnis, verschiedene Gemächer bezeichnen, als in einer und derselben Stadt liegend gedacht sind.

So ist mit dem Jahre 1635—36 der Sieg der Vierundzwanzigstundenregel zwar gesichert, aber die alte kombinierte Scène à compartiments besteht noch weiter, wenn auch durch die Beschränkung der Handlungszeit naturgemäß eine Vereinfachung der Handlungsszene gegeben war. Die theoretische Forderung einer Ortseinheit (unité de lieu) wird von den „réguliers" erst nachträglich erhoben, und, um auf der Bühne wirklich durchzudringen, braucht sie noch lange Jahre, so daß der Kampf um die unité de lieu noch dauert, nachdem der um die unité de temps längst mit dem Siege der „réguliers" geendet hatte.

Dies sind die bühnengeschichtlichen und dramaturgischen Verhältnisse, unter denen Pierre Corneille auftrat.

Corneille ist am 6. Juni 1606 zu Rouen im Schoße bürgerlicher Wohlhabenheit geboren. Er besuchte ein Jesuitengymnasium und studierte Jura. Er wandte sich der Verwaltung zu und kaufte 1628 zwei Ämter, die ihm ein ordentliches Auskommen sicherten. Reimen lehrte ihn, wie er selbst sagt, die Liebe. Auf ein Liebesverhältnis führt er selbst sein erstes Theaterstück Mélite zurück, ohne uns indessen über den Anteil von Wahrheit und Dichtung zu unterrichten. Er nennt Mélite eine pièce comique. Ihre Originalität besteht darin, daß sie eine verwickelte Lustspielhandlung einerseits ohne die traditionellen Figuren der Posse und ihre rohen Scherze und andrerseits ohne die pastorale Verkleidung darstellt. Von der Pastorale sind die Namen (Tirsis usw.) und einige Züge der Liebesromantik übrig geblieben.

Die Schäferlandschaft des Forez aber hat dem Pariser Salon Platz gemacht, wohin ja das gesamte Treiben und die zierliche Kurschneiderei der Pastorale, die Corneille getreulich befolgt, längst wiesen. Der Dichter übergab das Stück

dem Schauspieler Mondory, der eben im Begriff stand, von Rouen nach Paris überzusiedeln und der im September oder Oktober 1629 mit Mélite in der Hauptstadt auf das glücklichste debütierte. Der kecke Griff in das elegante hauptstädtische Leben, den der Dichter getan, gefiel. Höchstens warf man ihm einige provinzielle Vertraulichkeiten (z. B. die Küsse) und die Unkenntnis der neuen Zeitregel vor. Corneille beeilte sich, seine dramaturgische Bildung zu ergänzen und brachte 1632 ein zweites Stück zur Aufführung, Clitandre, das insofern eine Neuheit war, als es die Zeiteinheit mit dem buntesten Handlungsreichtum der Tragikomödie zu verbinden suchte. Die Zeitregel, so sagt der Dichter in der Vorrede, verführe dazu, die Erzählung (den Botenbericht) an die Stelle der gespielten Handlung treten zu lassen. „Wer aber erwägt, wie sehr die Handlung den langen und langweiligen Berichten überlegen ist, wird begreifen, daß ich es vorgezogen habe, die Augen zu ergötzen, statt die Ohren zu ärgern." Man sieht: des Dichters Neigung gilt dem Handlungsreichtum alter Hardyscher Schule.

Der Mißerfolg des sehr unglücklichen Clitandre führte Corneille zum Pariser Lustspiel zurück. La Veuve, La galerie du Palais (bei den Mode- und Buchhändlerladen, unter den Arkaden des Justizpalastes), La suivante, La place royale (das Stelldichein der eleganten Welt) folgen sich rasch von 1632—34. Corneille nennt sie, nach Mairets Vorgang, Comédies. Sie behandeln in modischer gewandter Sprache galante Intrigen der vornehmen Welt und fesselten durch diese Sprache und Aktualität das vornehme Publikum. Es sind dramatisierte Romanszenen; doch ist von Sittenschilderung kaum zu reden. Unter Berufung auf die Bedürfnisse der modernen Bühne sucht Corneille in seinen Vorreden der Zeitregel einige Konzessionen abzuzwingen (z. B. die fünf Akte gleich fünf Tagen zu behandeln). Richelieu wird auf ihn aufmerksam und gewinnt ihn als Mitarbeiter für sein Haustheater. Doch hat der Dichter seinen ständigen Wohnsitz noch in Rouen.

Das Tragödienjahr 1635 forderte auch von ihm ein Opfer: Médée. Er entlehnt Einzelheiten (z. B. den romantischen Drachenwagen) bei Euripides, folgt aber im wesentlichen der rhetorischen Medea des Römers Seneca. Seine Tragödie ist ein dramatisiertes Klagelied der verlassenen Medea, eine Deklamation über ihre Zauberrache an Kreusa und Jason, der als ein unsagbar elender Kerl erscheint. Neben der Liebe Jasons für Kreusa geht die des Königs Aegeus zur nämlichen Schönen her, und diese unglückliche Erfindung des Komödiendichters Corneille wird zur ergiebigen Quelle galanter Trivialitäten, die den tragischen Stoff entstellen. Zwischen Salonredensarten und übertriebenem Pathos schwankt Corneille hin und her und schafft ein sehr unerfreuliches Stück.

Die Illusion comique (1636) ist ein regelloses dramatisches Ragout, das der Verfasser selbst eine Comédie nennt. Das schaulustige Publikum zollte dem wunderlichen Opus einen Beifall, den wir nicht mehr verstehen.

Einiger Freunde wie Rotrous Beispiel und Rat führten den nach einer befriedigenden Kunstform suchenden Corneille auf das spanische Theater. So lernte er des Valencianers Guillem de Castro Drama von den „Jugend-

taten des Cid" (Las mocedades del Cid, 1612) kennen. Es ist eine dramatisierte Biographie des spanischen Nationalhelden Rodrigo, el Cid, vom Tage seines Ritterschlages zu Burgos bis zu seiner achtzehn Monate später erfolgenden Verheiratung mit Jimena, der Tochter des von ihm im Zweikampf getöteten Grafen Gormaz. Die Mocedades sind voll epischer Züge ausgeprägt nationalen Charakters, die für ein französisches Publikum wenig Reiz haben konnten. Sie setzen die in den Romanzen überlieferten Höhepunkte des Jugendlebens des Cid in Szene, wobei Castro mit glücklicher Erfindung die Liebe des Cid und der Jimena zur Folie des Zweikampfes mit Don Gormaz macht und so die Reihe der biographischen Geschehnisse zum Drama erhebt.

Corneille beschnitt die epischen Partien, milderte, ja tilgte den spanischen Erdgeschmack[1]), schälte aus der biographischen Hülle den eigentlichen Kern heraus, den Konflikt zwischen Liebe und Pflicht im Herzen des Cid und der Chimène, und machte so aus der dramatischen Biographie eines Nationalhelden das Drama einer jungen Liebe: Le Cid, tragicomédie (gedr. März 1637).

Das Stück beginnt hausbacken und komödienartig mit der Erörterung von Heiratsplänen. Auch die Väter, Don Dièque und Graf Gormas sprechen davon, entzweien sich, und der alte Dièque wird von Gormas durch einen Backenstreich tödlich beleidigt. Dièque beauftragt seinen jugendlichen Sohn Rodrigue, am stolzen Grafen Rache zu nehmen. Da Rodrigue Chimène liebt, so blutet sein Herz ob dieses Auftrages (I. Akt), aber entschlossen fordert er den Grafen heraus und besiegt ihn. Ein Leichnam trennt die beiden Liebenden. Chimène überträgt, den Tod im Herzen, die Rache für ihren Vater dem König Fernand (II. Akt). Rodrigue wünscht durch Chimènes Hand zu sterben. Von Entsetzen und Liebe bestürmt weist sie ihn zurück. Ehe dem König Zeit zum Handeln vergönnt ist, wird die Stadt Sevilla über Nacht von einer Maurenflotte überrascht, in deren Überwindung Rodrigue sich als Held zeigt und den Namen Cid (Herr) gewinnt (III. Akt). Der Retter des Vaterlandes hat die Rache des Königs nicht mehr zu fürchten. Chimène wendet sich an die versammelten Ritter und verspricht in einer letzten Anstrengung ihre Hand dem, der den Rodrigue im Zweikampf besiege (IV. Akt). Don Sanche, der diesen Preis zu gewinnen unternimmt, wird überwunden, und Chimène widerspricht nicht länger dem König, der ihre Verbindung mit dem Cid wünscht (V. Akt).

Corneille hat mit meisterlichem Griff diesen Widerstreit zwischen Liebes- und Lebenslust der Jugend und dem bittern Ernste schwerer entsagungsreicher

---

[1]) Als Jimena im spanischen Stück vor den König tritt, um Rache für den getöteten Vater zu verlangen, hält sie als Wahrzeichen ein in sein Blut getauchtes Taschentuch in der Hand (un pañuelo lleno de sangre). Corneille hat auch diesen herben Zug nicht zu bringen gewagt, was ich nur deshalb hier anführe, weil zweihundert Jahre später noch einmal ein Taschentuch der französischen Bühne Schwierigkeiten bereitet hat: das mouchoir Desdemonas in Vignys „Othello" von 1829. So winkt zu Anfang und am Ausgang der klassischen Dramatik ein verhängnisvolles mouchoir!

Pflicht aus dem spanischen Original gezogen. Er hat ihn verinnerlicht, das nationale Interesse durch das allgemein menschliche ersetzt, ohne den Glanz spanischer Romantik aufzugeben. Aber er hat seine Tragikomödie in die neue règle des vingt-quatre heures eingezwängt und dabei nicht nur die Ereignisse unnatürlich häufen und zu kleinlichen Auskunftsmitteln (z. B. der ungeschichtlichen Verlegung des Schauplatzes von Burgos nach Sevilla) greifen müssen, sondern vor allem die Ungeheuerlichkeit nicht vermieden, die darin liegt, daß Chimène dem Mörder ihres Vaters ihre Hand reicht, während dessen kaum erkaltete Leiche noch im Hause liegt. Den Bühnenschauplatz hat Corneille im Sinne der überlieferten kombinierten Szene gestaltet. Der Palast des Königs, die Wohnungen der Chimène und einer Infantin (also drei Compartiments) liegen nebeneinander an einem freien Platz (der Straße). Die Handlung geht zwanglos, wenn auch vielleicht nicht immer mit ausreichender Deutlichkeit von einem Compartiment zum andern über[1]).

Trotzdem Corneille sehr viel Handlung ausgeschieden, ist sein Stück beinahe so umfangreich wie das des Spaniers. Corneille hat eben das spanische Drama in ein rednerisches Thema umgebildet. Die Rhetorik tritt bei ihm in die Lücke. Ihre Trägerin ist in erster Linie die Infantin Urraque mit ihrer Vertrauten. Während bei Castro die Liebe der Urraca zum Cid duftig und halb versteckt neben der der Jimena sich hinzieht, ist sie bei Corneille zu einer aufdringlichen und störenden Nebenliebe geworden, die zu jenen galanten Gesprächen führt, die wir schon aus Corneilles Komödien kennen. Sie hat frühe den Widerspruch gereizt, und 1734 hat ein Anonymus die Figur der Infantin im Cid gestrichen, ohne mehr als vier Flickverse zur Ausgleichung des Zusammenhanges nötig zu haben! Bis 1872 ist der Cid nur in dieser verkürzten Form aufgeführt worden.

Der Spanier ist indessen nicht nur reicher an Handlung, sondern er ist dem Franzosen auch in deren Führung überlegen. Wie viel mehr szenischen Instinkt verrät der Duellauftritt bei Castro, während er bei Corneille rhetorisch effektvoller ist. Beim Spanier tritt Rodrigo auf den Grafen Gormaz zu, während aus den Fenstern des Palastes, von banger Ahnung erfüllt, Urraca und Jimena, die drohenden Mienen der beiden sich Begegnenden beobachten. Rodrigo wird beim Anblick des geliebten Mädchens schwankend und zögert. Da tritt aus der nächsten Tür sein unglücklicher greiser Vater, um ihn anzufeuern, und nun entwickelt sich eine Szene voll leidenschaftlichen Lebens. Worte der Rache, des Stolzes, der Liebe kreuzen sich, bis Rodrigo dem angstvollen Flehen Jimenas zum Trotz zum Schwert greift. Bei Corneille treten der Graf und Rodrigue allein auf, und ihre stolzen Reden folgen sich ununterbrochen, Schlag auf Schlag, meist in antithetischem Ebenmaß. — Und der Rhetorik Corneilles ist es nicht gelungen, die Szene, da Vater und Sohn nach dem Rachduell sich wiedersehen (III, 6), so schön zu gestalten, wie sie im spanischen Stücke geraten ist.

[1]) Für die moderne Inszenierung mit Kulissenwechsel eignet sich der Cid gar nicht. Dieser Wechsel wirkt viel zu unruhig und bleibt doch auch konventionell. Es wäre richtiger, wenn auch heute der Cid mit der alten Bühneneinrichtung der Scène à compartiments gespielt würde.

Von der Lyrik des Spaniers hat Corneille die Stanzen Rodrigos (I, 6) in kunstvoller Nachbildung herübergenommen. Die Preziosität Castros hat er als gelehriger Schüler mit Vorliebe gepflegt.

Den tragischen Konflikt hat Corneille verschärft. Er trägt die Farben greller auf. Bei ihm weiß der alte Dièque um die Liebe seines Sohnes, als er ihn gegen den Grafen schickt; bei ihm tritt Rodrigue vor Chimène mit dem vom Blute des Erschlagenen triefenden Degen. Corneille zeigt jetzt schon jenen Hang, der ihn später völlig beherrschen wird, Handlung und Figuren ins Übermenschliche zu übertreiben. Auch für den Cid bedeutet dies eine Einbuße an Wahrheit. Doch ist vom Leben der Mocedades noch genug übrig geblieben, um die Zeitgenossen wie die Offenbarung einer neuen Kunst zu bezaubern. Hatten andre, wie Tristan in Mariamne (1636), bereits Seelenkämpfe ergreifend dargestellt, so verklärte im Cid diesen Kampf sympathische Jugendlichkeit. Die schmerzlich erregten Gefühle der von Lebenslust schwellenden und vor Lebensentsagung gestellten Jugend, die von den Flügeln einer kunstvollen, männlichen, um nicht zu sagen prahlerischen, Sprache getragen waren, bebten in den Herzen der Zuhörer nach. „Schön wie der Cid," ward zum geflügelten Wort, seit im Januar 1637 Corneilles romantisches Drama zur Aufführung gekommen war. Richelieu ließ es zweimal in seinem Haupttheater spielen, so wenig wahr ist es, daß er gegen den Cid politische Bedenken hatte.

An diesen Erfolg heftete sich Mißgunst und Widerspruch, um so mehr als Corneille in einer scherzhaften poetischen Epistel, die er jetzt (Ende März) drucken ließ, mit seiner dichterischen Selbständigkeit prahlte und im gleichzeitigen Drucke seines Stückes des spanischen Vorbildes keine Erwähnung tat. Es beginnt der „Streit um den Cid," der mit etwa vierzig Pamphleten und Broschüren sich bis zum Jahre 1638 hinzieht. Scudéry erscheint an der Spitze der Gegner; Mairet ergreift zuerst das Wort zum Vorwurf des Plagiats. Richelieu selbst war durch Corneilles unbescheidenes Auftreten verletzt und wünschte eine Zurechtweisung. Scarron finden wir an der Seite Mairets. Sorel aber nimmt Partei für Corneille, während Rotrou vermitteln will. Der irreguläre Durval wirft ein umfängliches Manifest der freien Hardyschen Bühne in den Streit.

Zwei Dokumente charakterisieren die beiden Phasen, in den der Kampf verlief: die Observations Scudérys (Mai) und die Sentiments de l'Académie sur la tragicomédie du Cid (Dezember 37).

Scudéry erklärt, die Handlung des Cid sei für eine Tragikomödie zu wenig verwickelt und spannend; ihre Wahrscheinlichkeit sei durch die Beobachtung der Aristotelischen Zeitregel — „excellente quand elle est bien entendue" — verletzt; ihre Führung sei ungeschickt und urteilslos; Chimènes Benehmen sei moralisch verwerflich; die Inszenierung verrate geringe Bühnenkenntnis — ein Vorwurf, der eigentlich die Regie angeht —; die Sprache sei schlecht und oft unfranzösisch; die guten Verse seien aus dem Spanischen übersetzt. Scudéry wirft also Corneille nicht zu große Freiheit, sondern vielmehr ungenügende Ausnützung der Freiheit der Tragikomödie in Handlungsbuntheit und Szenenbehandlung vor: Scudérys per-

sönlicher Angriff auf Corneille ist zugleich eine Verteidigung der alten Freiheit der Tragikomödie.

Durch einen offenen Brief ersuchte er die junge Akademie, sich in der Streitfrage auszusprechen. Corneilles Einwilligung wurde erlangt, denn der Kardinal drang selbst auf einen akademischen Richterspruch. Er griff mehrfach bald mildernd, bald verschärfend in die Redaktion des akademischen Gutachtens ein. Noch besitzen wir den Entwurf in Chapelains Schrift, zu dem, wie zu einem Schüleraufsatz, Richelieus Hand Bemerkungen wie: il ne faut point dire cela si absolument, hinzugefügt hat.

Die Akademie sucht in ihren Sentiments augenscheinlich Corneille gerecht zu werden. In vielem stimmt sie Scudéry bei (z. B. in der Beurteilung der Chimène, im Tadel mancher Ausdrücke). Oft aber lehnt sie seine Übertreibungen ab. Was ihn indessen noch weniger befriedigen konnte, war der grundsätzliche Entscheid der Akademie, der zu Ungunsten der freien Tragikomödie ausfiel. Die Akademie macht nicht, wie er, die Tradition des romantischen Dramas, sondern sie machte die aristotelische Zeitregel zur Grundlage ihres Urteils und erklärte die Fabel des Cid als dramatisch ungeeignet. Sie nannte, wie Scudéry, Corneilles Scène à compartiments unklar, riet aber nicht, wie er, zu größerer Freiheit der romantischen Bühne, sondern verlangte als Konsequenz der Tageseinheit auch strenge Ortseinheit. Der Dichter, sagt sie am Schlusse ihres Gutachtens, der sich so sehr bemüht hat, die Zeiteinheit zu beobachten, „hätte sich ebensogut angelegen sein lassen sollen, die Einheit des Ortes zu erreichen, die ebenso unerläßlich ist, wie jene."

Damit war, obwohl der Pamphletkrieg noch fortdauerte, der Streit um den Cid, den ein Irregulärer begonnen, im Sinne völliger Regelhaftigkeit beendet. Die bunte Tragikomödie Hardys war akademisch verurteilt! Corneille fügte sich. Aber seine Herzensneigung galt doch der Verurteilten und brach bald wieder durch, wenn er auch zukünftig den nun unmodisch gewordenen Namen tragicomédie vermied und seinen Cid selbst in den spätern Ausgaben (seit 1648) tragédie nannte. —

Der Cidstreit hatte Corneille eine schmerzliche Erschütterung gebracht, die seine dichterische Arbeit für zwei Jahre unterbrach. Erst zu Anfang 1640 kam (im Haustheater des Kardinals) ein neues Stück von ihm zur Aufführung: die Tragödie Horace und dann in rascher Folge Cinna 1641, Polyeucte (1642/43), Pompée (1643), Le menteur (1644), Rodogune (1646), Théodore (1646), Héraclius (1646/47), Don Sanche d'Aragon und Andromède (1650), Nicomède (1651), Pertharite (1652), deren Daten freilich im einzelnen nicht ganz feststehen.

Inzwischen hatte der Dichter sich verheiratet. Die Erziehung seiner sechs Kinder brachte ihm keine Existenzsorgen. Das väterliche Erbe, sein Einkommen als Beamter und als Autor schützten ihn davor. Er hat nicht nur, wie das damals üblich war, durch Widmung seiner Werke und schmeichlerische Huldigungsepisteln sich Geschenke und Pensionen gewonnen, sondern er hat es auch verstanden, aus dem Bühnen- und Markterfolg seiner Werke sich ein sicheres Einkommen zu schaffen, indem er Schauspielern und Verlegern gegenüber mit

Nachdruck und Geschick die finanziellen Erträgnisse seiner Arbeit verfolgte. Er gehört zu den ersten, die dazu beigetragen haben, der schriftstellerischen Arbeit diesen würdigen Weg des Verdienstes zu öffnen. 1647 wurde er in die Akademie aufgenommen. In den Wirren der Frondekriege veräußerte er seine Ämter, und der Mißerfolg seines Pertharite bewog ihn 1650, auch von der Bühnenarbeit zurückzutreten, da er, „zu alt geworden sei, um noch in der Mode zu sein."

Was ihm diesen Entschluß erleichterte, war eine Arbeit, die er damals eifrig betrieb: die Übersetzung der „Imitatio Christi". Sie erschien 1651—56: eine Paraphrase von über 13000 Versen, deren zierlich geschnitzte Sprache nicht selten der Hauch des Glaubens erwärmt und bewegt, und die ihm einen großen buchhändlerischen Erfolg brachte. Corneille reiht ihr später noch manches Stück aus Bibel, Liturgie und Andachtsbüchern an. Viel metrische Kunst, viel poetisches Kunsthandwerk findet sich in dem Strophenreichtum dieser frommen Verse, deren Nachempfindung indessen nicht ebenbürtig ist. So schlicht und innig die Prosa der Imitatio, so rhetorisch ist die gereimte Umschreibung, und wenn z. B. jene zum Herrn sagt: non mihi nocebit quidquid venerit tribulationis super me (III, 17) so heißt es bei Corneille prahlerisch:

Fais pleuvoir des douleurs, fais pleuvoir des misères,
Fais-en sur moi fondre un amas:
Rien ne pourra me nuire, et dans les plus amères
Je ne verrai que des appas.

Darin besteht Corneilles Originalität.

Dann machte sich der Dichter an eine Revision seiner dramatischen Werke zum Zwecke einer Neuausgabe, wobei er manche ängstliche Änderung vornahm. Diese Ausgabe erschien 1660. Drei dramaturgische Abhandlungen leiteten sie ein, und jedem Stück war ein Examen (kritische Betrachtung) vorausgeschickt. Während er so mit seinen Lieblingsfiguren beschäftigt war, traf ihn die verführerische Einladung des mächtigen Ministers Fouquet, zur Bühnentätigkeit zurückzukehren. Da erwacht in dem alternden Poeten mit Macht ein dichterischer Johannistrieb und während der nächsten fünfzehn Jahre schrieb er noch elf Stücke von Oedipe (1659) bis Suréna (1674).

In der teuren Hauptstadt, wohin er seit 1662 übergesiedelt war, empfand er die Last seiner Familie schwerer, um so mehr als die Ungunst der Verhältnisse zur Herabsetzung und 1674 zur Unterdrückung der königlichen Pension führte. Doch findet sich sein Name seit 1682 wieder auf der Liste der Pensionäre. Die Fabel von der Armut des greisen Dichters beruht auf einem gefälschten Briefe. Corneille starb am 1. Oktober 1684. —

Corneilles tragische Kunst zeigt am besten Horace. Drei Brüder aus dem römischen Geschlecht der Horatier sollen gegen drei Brüder aus dem albanischen Geschlechte der Curiatier kämpfen, und je nach dem Ausgang dieses dreifachen Zweikampfes soll Rom oder Albalonga Herrscherin sein. Der Waffengang wurde, wie Livius berichtet, dadurch besonders furchtbar, daß einem der Curiatier die Schwester der Horatier, Camilla, angelobt war.

Corneille verschrecklicht den Konflikt nun noch dadurch, daß er den ältesten der Horatier, den eigentlichen Helden, mit der Curiaterin, Sabine, verheiratet sein läßt. Bei Corneille wird der Kampf zum förmlichen Familienkampfe. Gatten- und Verlobtenliebe ist die Folie, auf der die übermenschliche Größe des römischen Patriotismus sich abhebt. Corneilles Stück ist ein dialogisiertes Paradigma zum Römerideal der Balzacschen Briefe.

Der Kampf selbst findet hinter der Szene statt. Auf der Bühne, welche die Vorhalle des Hauses der Horatier darstellt, vernehmen wir die heroischen Worte des greisen Vaters der Horatier, die Klagen der unglücklichen Frauen, die den schwankenden Kampf begleiten. Aus diesem Kampf kehrt der älteste Horatier, Sabinens Mann, als Sieger und einzig Überlebender zurück. Jubelnd empfängt ihn der Vater. Er denkt nicht daran, daß er zwei Söhne und den Verlobten seiner Tochter verloren hat. Er schilt diese Tochter, die bei der Kunde gebrochen zusammensinkt. Elternliebe, Kinderglück . . . das zählt in diesem brutalen Rom Corneilles nicht. Die Klage und Verwünschung der armen Camille reizen den vom Blute der überwundenen Schwäger triefenden Horace so, daß er auf die Schwester stürzt und die Fliehende niedersticht (4. Akt). Im fünften Akt erscheint der Retter des Vaterlandes als Schwestermörder vor Gericht und wird freigesprochen. Diese Gerichtsszene ist ein Anhängsel, das die Einheit der Handlung zerstört, dem Dichter aber willkommene Gelegenheit gibt zu sentenziösem Gerede über Politik, nach Senecas Rezept.

Die Tragödie ist reich an machtvollen, glänzenden, stellenweise hinreißenden Versen. Auch sind Corneille ergreifende Szenen gelungen, wie die zwischen Bruder und Schwester. Aber das Reden und Redenmüssen führt auch zu argem komödienhaftem Füllsel. Da ist ein Römer Valerius, der als Nebenliebhaber Camille umschwärmt. Da behandeln Camille und Sabine, während ihre Brüder draußen sich schlachten, in einer förmlichen preziösen Ruelle-Szene das Jeu-parti, wer mehr verliere, die Frau oder die Braut. Durch ein Mißverständnis wird während des Kampfes das Reden auf der Bühne in die Länge gezogen und variiert. Sicherlich entspringen daraus glänzende Verse, aber das seelische Leben der Sprecher ist einförmig, grobschlächtig; sie bewegen sich wie an Schnüren gezogen.

Corneilles Kunst geht auf starke Wirkung aus. Er neigt zur Darstellung des Schrecklichen, Unmenschlichen und verbrämt es mit zierlicher Galanterie. Er schildert gewaltige innere Erschütterungen ohne feinere Seelenmalerei. Er behandelt das Ganze rhetorisch, und hier stehen ihm glänzende Verse zu Gebote.

„Cinna oder die Milde des Augustus" ist eine Tragödie mit glücklichem Ausgang. Der Ort ist insofern etwas freier behandelt, als durch Kulissenwechsel bald das Gemach des Kaisers, bald das der „liebenswürdigen Furie" Emilie dargestellt wird, die ihrem Rachebedürfnis alle menschlichen Regungen unterordnet und auch die Liebe dienstbar macht. Das Stück hat eine treffliche Exposition und enthält von Corneilles Tragödien das meiste innere Leben.

Das Beispiel der spanischen Heiligendramen (comedias de santos) weckte in Frankreich (um 1640) die „christliche Tragödie" wieder auf. Corneille folgte der Strömung und schrieb seinen Polyeucte, in dem er den unmenschlichen Heroismus antiker Christen darstellt, die den Märtyrertod mit Wollust aufsuchen: ein undramatischer Stoff, der aber zu klangvoller Deklamation reiche Veranlassung gibt. In den vierundzwanzig Stunden der Handlung vollziehen sich ruckweise gewaltige seelische Erschütterungen. Die Gattin des Helden, Pauline, in der ein edles Menschentum verkörpert erscheint, vertauscht ihr Menschlichkeit, als sie Christin wird, mit starrem Fanatismus.

Auf dem hauptstädtischen Theater bürgern sich die Märtyrertragödien ein. Die Entsetzlichkeiten, die Corneille in seiner Théodore, vierge et martyre, häuft, gewinnen ihnen indessen mehr Gegner als Freunde.

In der Mort de Pompée kehrt Corneille zur rhetorischen Ausmalung des römischen Heroismus zurück. In Rodogune gibt er eine Tragödie der Herrschsucht. Ein Blutstrom fließt durch das Stück; an seinen Ufern blühen die zierlichsten Redeblümchen. In Horace und Cinna hatte sich Corneille, der Senecaschen Trauerspieltradition folgend, mit einer einfachen Handlung begnügt. Seine ursprüngliche Neigung zu stofflicher Spannung macht sich bereits im Polyeucte wieder fühlbar; in Rodogune läßt er ihr freien Lauf: das tragische Ereignis aus der syrischen Geschichte, das er bei Appian findet, macht er nach Herzenslust verwickelt und schrecklich. Und nun gibt es auf dieser Bahn kein Halten mehr für ihn. Unentwirrbar ist der Knoten in Héraclius, empereur d'Orient. Hoch gehen die Wogen in Nicomède, dessen jugendliche Gestalt an den Helden Cid erinnert, während an seiner Seite die Figur des orientalischen Despoten vor lauter Corneillescher Übertreibung ins Komische überschnappt. In Don Sanche kehrt er zur Benützung des spanischen Theaters zurück und schreibt auf den Spuren Lopes eine Tragikomödie, der er den modischeren Namen Comédie héroïque gibt: die Königin von Spanien schenkt ihre Liebe einem Abenteurer, wobei sich dieser Ruy Blas schließlich als Königssohn entpuppt. Die „verdächtige Wahrheit" Alarcons bearbeitet er in einer Le menteur betitelten Komödie, die eine unterhaltende Reihe von Verwicklungen vorführt, in die sich der lügnerische Held verstrickt. Das Stück hat Corneille ganz mit Unrecht den Ruhm eingetragen, in Frankreich das Charakterlustspiel begründet zu haben. Der Menteur ist eine elegant geschriebene Posse, die ohne die roheren Mittel der Burleske und Unfläterei Lachen erregen soll, die aber keine Behandlung eines seelischen Problems bedeutet. Das Charakterlustspiel zu schaffen, blieb einem Größeren, Molière, vorbehalten.

In den drei Abhandlungen und den Examens von 1660 trägt Corneille seine Dramaturgie im Anschluß an den von den Italienern kommentierten und vielfach mißverstandenen Aristoteles vor. Ins Regelnetz verstrickt, ist er bemüht, mit Drehen und Wenden sich eine sehr bescheidene Freiheit der Bewegung zu retten, denn „die Regeln verbannen so viel Schönheit aus unserm Theater". Aber der Mangel an Entschlossenheit, ja Aufrichtigkeit macht sein Bemühen ebenso unerquicklich als fruchtlos. Er erweitert die Zeitregel auf dreißig Stunden und macht eine Theaterfiktion zur Grundlage der Ortseinheit:

die Bühne soll ein Vorzimmer darstellen, auf das die Wohnungen der verschiedenen Helden münden und in dem sich jeder so benehmen darf, als ob er in seinen vier Mauern wäre. Die Liebe, die er als Galanterie versteht, verweist er als eine zu schwächliche Leidenschaft aus dem Zentrum des Trauerspiels an die Peripherie, wo sie als Schmuck Verwendung finden soll. Tragische Leidenschaften sind in seinen Augen nur der Ehrgeiz, die Rachsucht, der Glaubenseifer usw., die höhere Interessen in Bewegung setzen und mit „größerem Unheil drohen als mit dem Verluste eines Liebchens". Flüchtig spricht Corneille einmal die Erkenntnis aus, daß Furcht und Mitleid des gewöhnlichen Zuschauers durch eine Tragödie, die, statt Fürsten und Heroen, Seinesgleichen (des personnes médiocres) behandelte, mehr erregt würden. Diese Erkenntnis ist aber steril geblieben. Das bürgerliche Trauerspiel entstand in Frankreich erst hundert Jahre später.

Die elf Werke der letzten fünfzehn Jahre sind höchst unglücklich. Zwar findet der Dichter immer wieder einzelne schöne Verse des Heroismus; doch ist das alles. Eine Schöpfung will ihm nicht mehr gelingen. Haltlos schwankt er zwischen den dramatischen Formen seiner Neigung und denen der Mode hin und her, schreibt Tragikomödien, die er Comédies héroïques nennt (Pulchérie), schafft einen modisch girrenden Ödipus und Attila und stellt, seinen eigenen dramaturgischen Lehren zum Trotz, die Galanterie ins Zentrum der Tragödie. Ängstlich hängt er den Mantel nach dem Wind, um des Erfolges, welcher der neueren Kunst seines jüngeren Bruders Thomas, Quinaults und Racines schon winkt, selbst teilhaftig zu werden. Er bietet das Bild greisenhafter Impotenz, die bald starr am Alten festhält, bald modischer als die Mode sein will und darüber zur Karikatur wird. —

Corneilles Kunstübung ist charakterisiert durch seine Neigung zum alten bunten, handlungsreichen romantischen Drama (tragicomédie). Seine Entwicklung als Tragödiendichter ist die Geschichte dieser seiner Neigung, d. h. ihres Konfliktes mit engen Kunstgesetzen. Er empfindet zeitlebens die Kunstgesetze als eine Fessel seines Talentes; aber ihm fehlt der Mut zur entschlossenen Auflehnung. Er erschöpft sich in kleinlichen Kompromissen. Er leidet an einem schweren Mangel künstlerischer Selbständigkeit.

Früh weisen ihn die Verhältnisse auf Seneca, dessen Rhetorik ihm durch den pathetischen Ton und den sentenziösen Inhalt sympathisch ist — Seneca, den Boileau, nicht ohne einen Seitenblick auf dessen Schüler Corneille, un déclamateur amoureux de paroles nennt. Der eigenen Neigung aber folgt Corneille darin, daß er die vierundzwanzig Stunden seiner Tragödie mit möglichst bunter verwickelter Intrige erfüllt, die sich nun freilich in diesen engen Zeitschranken nicht zu wirklicher Handlung ausleben kann, sondern einfach wieder zu rhetorischer Materie wird. Senecas schreckliche Katastrophen lehren ihn, neben dem Verwickelten auch das Entsetzliche zu suchen. Und so kompliziert er die Handlung nicht nur, sondern verschrecklicht sie auch. Der Größe des tragischen Unglücks entsprechend, wachsen ihm auch die Figuren: sie werden überlebensgroß (von „unwahrscheinlicher Größe", wie er selbst sagt), und mit der Menschlichkeit geht ihnen das Leben verloren. Daß er

die Liebe mißverstand, ist ihm weniger dadurch verhängnisvoll geworden, daß er sie nun aus dem Zentrum der Tragödie ausschloß, als dadurch, daß er sie als galantes Ornament, als Arabeske, überall am Rande der tragischen Handlung glaubte anbringen zu müssen. Corneille kann sich keinen dramatischen Helden ohne Galanterie denken: diese Vorstellung ist ein Erbe der Komödie. So füllt er seine tragédie mit den Redeblumen der modischen Galanterie und schafft eine Mischung von Schrecklichkeit und Tändelei, die uns heute, besonders in seinen späteren Stücken, als Geschmacklosigkeit erscheint und verletzt.

Weder seine szenische noch seine psychologische Kunst ist hervorragend. Er arbeitet nicht mit feinen Mitteln. Seine Kunst hat etwas Grobes, Marktschreierisches. Sie ist im wesentlichen eine an verwickelten Schrecklichkeiten geübte Rhetorik im Munde übermenschlicher Heroen. Zu den großen Poeten gehört er nicht. Corneille, der beredte Deklamator des Heroismus, ist am glücklichsten da, wo sich zum Heroismus feurige Jugendlichkeit gesellt wie im Cid.

Der große Poet des französischen Trauerspiels ist nicht Corneille, sondern Racine.

Freilich beginnt Racine 1664 in der Manier des alten Corneille. Er dramatisiert die Schrecklichkeiten der thebanischen Geschichte und verbrämt sie mit Galanterien. Allmählich aber gelangt er zur Darstellung wahren Lebens und füllt dann fast ein Jahrzehnt mit Werken hoher Poesie. Das deklamatorische Wesen starrer senecaischer Helden ist ihm ebenso zuwider wie die verwickelte Handlung — beides lehnt er als unnatürlich ab, d. h. er lehnt Corneilles Übertreibungen ab. Racine hatte griechisch gelernt und damit den Weg über Seneca hinaus zum hellenischen Theater gefunden. Er dichtete in dem Gedanken: „Was würden Homer und Sophokles sagen, wenn sie meine Verse läsen?"

Racine sucht den Mikrokosmus widerstreitender Gefühle in schwankenden Menschen darzustellen, welche die letzten Stunden vor einer Katastrophe durchleben. Seine subtile Kunst vermeidet jeden rauhen Handlungsvorgang auf der Bühne als etwas Unfeines. Die materiellen Hilfsmittel der Inszenierung treten zurück. Die Einheit des Ortes und der Zeit ergibt sich aus der vereinfachten dramatischen Aufgabe von selbst. Die „Regeln", die Corneille wie eine Fessel widerwillig trug, sind Racine natürlich.

Die Liebesleidenschaft, die Corneille als untragisch bezeichnete, rückt Racine in den Mittelpunkt. Er führt meist die Krise einer Liebe vor. Die Anhänger Corneilles schalten das eine Alltäglichkeit. Racine stellt die Liebesschicksale, die ihm das Leben bot, im glänzenden Rahmen der Antike dar: Andromaque, Bérénice, Iphigénie, Phèdre: modernes Leben in tausendjährigen Fiktionen. Er französiert die Antike, z. B. den Bericht des Tacitus über Nero — aber mit welcher Kunst weiß er das Erwachen des Verbrechers in Britannicus zu schildern! Fast immer weist er übrigens der Frau die Hauptrolle zu. Er hat die Tragödie feminisiert. Man schalt seine Kunst weichlich, indem man sie an Corneilles Rauheit maß.

Gewiß wird durch die überlieferte Einkleidung auch das Drama Racines mancher Urſprünglichkeit beraubt und iſt Racines Sprache in den überlieferten Formeln der eleganten Diktion befangen. Aber aus dieſem ſpröden Material baut Racine dramatiſche Kunſtwerke, die nicht nur elegant und von vornehmer Einfachheit ſind, ſondern die mit ihren zarten und tiefen Seelenſchilderungen uns ganz anders ergreifen als Corneilles Deklamationen und deren biegſame Verſe von lyriſchem Wohllaut überfließen.

Die heftigen Angriffe, die Racine erfuhr, erfolgten immer im Namen der Corneilleſchen Dramatik. Dieſe beiden Dichter, welche in einem Atem zu nennen man gewöhnt iſt, waren Vertreter ganz verſchiedener Richtungen innerhalb der Tragödie.

Wie die Nachfolger ſich zu ihnen geſtellt haben, dafür iſt das Beiſpiel Voltaires typiſch: Voltaire pries Racine, hatte Athalie auf ſeinem Schreibtiſche liegen — aber er folgte Corneille. Gleich ihm prieſen und bewunderten die andern Epigonen den genialen Poeten Racine als den großen Führer und erklärten, ihm nachzuſtreben — doch blieb ſeine feine Kunſt ihnen unerreichbar, und ſie griffen zu den billigeren Deklamationen und den gröberen Effekten Corneilles. Sie wandten ſich vom Hellenentum Racines zum bequemeren Lateinertum Corneilles. Dieſes blieb vorbildlich.

So hat Corneilles Kunſt eine große geſchichtliche Bedeutung — und ſie hat heute weſentlich dieſe Bedeutung. Von Corneille gilt, wie von Malherbe, daß die Verhältniſſe ihm eine geſchichtliche Wichtigkeit gegeben haben, die über ſeine perſönliche dichteriſche Qualifikation hinausgeht. Sie haben ihn um 1640 zum Markſtein einer neuen Entwicklung gemacht und das Schickſal der rhetoriſchen Tragödie dauernd mit ſeinem Namen verbunden.

Solch ruhmreichem Namen gilt die Bewunderung, die das heutige Frankreich dem alten Corneille zollt:

Ses rides sur son front ont gravé ses exploits.

Dieſe Bewunderung fließt aus Tradition und Pietät. Sie flackert während einer Vorſtellung des Cid oder des Horace bei einem jener lapidaren Verſe, die Corneilles dichteriſcher Eloquenz ſo glücklich gelungen ſind, in lautem Beifall auf. Sie erſcheint wie von dieſen „geflügelten Worten“ getragen, die wie Fanfaren ertönen und die leicht entflammbaren Herzen zu feſtlichem Jubel hinreißen:

Paraissez Navarrais, Maures et Castillans!

Nicht als ein Dichter, der unvergängliche Menſchen- und Lebensbilder geſchaffen hat, feſſelt und ergreift Corneille heute noch ſeine Landsleute, ſondern als der poetiſche Rhetor des Heroismus.

Der Mutter Wahl.

Aus dem modernen Frauenleben.

Von

Gertrud Prellwitz.

Die Großstadt! Die Karossen, die Droschken jagen; die elektrischen Wagen rasseln und klingeln, die Radler suchen sie zu überholen, die Automobile rasen. Und die Menschen hasten alle dahin mit gespanntem Gesicht, unruhig auf ihr Ziel gespannt, das sie der Zeit abringen müssen.

Am Straßenrande steht eine junge, zarte Frau und schaut fast entsetzt in das Getriebe.

An eine sausende Maschine mußte sie denken. Aber wenn sie je mit angehaltenem Atem vor dem Räderwerk einer großen Maschine gestanden und in diese arbeitende Welt aus Eisen geschaut hatte, wo ein Rad in das andre griff, eine sausende Bewegung die andre auslöste, unerbittlich, da hatte sie neben dem Grauen vor den gebändigten Unheilsmöglichkeiten immer etwas wie Befreiung, wie Hochgefühl empfunden. Der Geist der Ordnung herrscht hier; er führte alle diese blinden Kräfte; er lenkte sie so, daß sie, selbst darüber unbewußt, gemeinsam etwas Gutes schaffen mußten. Hier aber? In diesem Hasten lebendiger Wesen, war hier Ordnung? Jeder eilte nach seinem Ziel! Jeder dachte an sich.

Sie war mit der elektrischen Bahn aus einem entfernten Vorort hereingefahren und hatte gesehen, wie in der kurzen Zeit, seit sie in der Ferne geweilt, die Stadt Berlin sich zu der Riesenspinne Groß-Berlin ausgewachsen hatte, die unheimlich weiter und immer noch weiter wachsen wollte.

Und noch tönten ihr die Gespräche in den Ohren, die sie während der langen Fahrt nacheinander mit angehört. Ein paar Herren hatten von den ungeheuren Bodenspekulationen erzählt, durch die ein Bekannter unerhört reich geworden; andre sprachen von geglückten und verkrachten Bauunternehmungen, und wie wieder viele Handwerker um den Lohn betrogen seien, und wie es keine soliden Besitzer mehr gebe. „Ja, ja, das Solide!" seufzte der eine. Eine ärmliche Frau mit müdem, vergrämten Gesicht erzählte, daß die Miete im Ort nun wieder erhöht sei, seit die Terraingesellschaften dort alles aufgekauft, und daß das Fleisch jeden Tag teurer werde.

Eva hatte solche Gespräche früher oft gehört, als sie noch in Berlin wohnte. Aber da war sie eine glückliche Frau gewesen, die mit dem Liebsten zu den schönen Festen fuhr, auf denen er, der große Künstler, gefeiert wurde,

und sie verwöhnt. Oder sie war mit einer Freundin in die strahlenden Läden gefahren, um all das Hübsche auszusuchen, was man glücklicherweise wieder anschaffen mußte für die Kinder, für den Haushalt. Da war ihr die Großstadt mit den Menschen darin wie ein Bild gewesen, an dessen Farbenfülle sie sich freute. Heute aber waren es lebendige Menschen, die ein Innenleben und ein Schicksal hatten, und alles, was sie sah und hörte, wurde ihr schmerzhaft wirklich. Das war nicht nur, weil sie aus dem stillen Gebirgsdorf kam und dem Liede der einsamen Natur gelauscht hatte, und der Kontrast sie so stark ergriff, nicht nur, weil sie ein großes Unglück erlebt, das ihr Inneres tief aufgewühlt und empfindsam gemacht und sie zugleich gelehrt hatte, die großen, feierlichen Klänge des Schicksals zu vernehmen, tief innen.

Nein, es kam auch daher, daß das hastende Treiben der Großstadtmenschen für sie eine Wirklichkeit geworden war, die nach ihr *griff*: sie sollte nun selbst hinein! Sie war nach Berlin gekommen, um den Beruf zu wählen, mit dem sie Geld verdienen würde für ihre Kinder.

Denn sie hatte den Gatten verloren. Nicht durch den Tod, sondern — — Eva stand, sah einem mit glühenden Augen herandröhnenden Automobil entgegen und dachte, daß so das Unglück über sie gekommen war. Ganz arglos und voll Vertrauen war sie gewesen, da war es wie eine dämonische Feuerkraft gekommen, hatte einen Fuß breit nach dem andern ihres Glückes erobert, unerbittlich, und es gab keinen Widerstand, es gab nur ein entsetztes Fliehen: die Kinder retten und sich für die Kinder.

Das Glück war nun fern — fern.

Der Gatte gehörte einer andern.

Seitdem wußte sie, daß das Leben dunkle Gewalten hat, unbegreifliche, und daß die besten Menschen gegen ihren Willen in einen finstern Abgrund springen können, wenn es sie mit Feueraugen daraus lockt.

Sie wußte nun, daß gute, reine Menschen einer feindseligen Macht, die sie hassen, sich ahnungslos hingeben und ganz ihr verfallen können, wenn es lügend und schmeichelnd kommt, sie bei ihrer Güte und Selbstlosigkeit anfaßt, und festhält, und bindet — ja, und bei ihrer Eitelkeit!

O Gott, wie schwer ist es, das Rechte zu erkennen! Wir Menschenkinder, wie sind wir unbewußt! Und was für ein furchtbares, sausendes Ungeheuer ist die Wirklichkeit!

Eva war mit raschen Schritten, wie von einer Angst gejagt, weiter gegangen, die abendlich beleuchtete Potsdamer Straße hinauf. „Alle diese Menschen", dachte sie, „es ist so unheimlich! Sie sehen alle so aus, als ob sie nur nach außen blickten. Nicht jetzt, sondern immer. Als ob sie nur von dem Sichtbaren wüßten, und nach dem Sichtbaren jagten. Aber *innen* sind die Lebensgewalten; mit denen weiß niemand Bescheid. Sie hetzen sich alle todwund — und suchen alle das Unwichtige. Sie werden auch alle, wenn die Versuchung kommt, falsch wählen; sie werden sich um das Glück betrügen lassen. Und wenn etwas sie schützt, so ist es nur der nüchterne, platte Egoismus; wer *die* Stütze nicht mehr hat, der wird sich immer betrügen lassen!

Es gibt wohl etwas, tief innen, einfach und klar, das weist immer den rechten Weg; aber die meisten Menschen können die Stimme der Einfachheit nicht hören".

Es klagte eine Sehnsucht in ihr auf; nicht nach dem verlorenen Glück. Nein, nach einem tieferen Glück, das sie noch nie gefunden, das sie noch kaum erst ahnte.

„Ja," dachte sie und schaute in das Gewirr, „sicher, auch hier ist das große, einfache Lied. Man müßte es nur erlauschen lernen. Sicher, auch all diese Unbewußten, die da hasten und jagen, jeder nach seinem Ziel, sie werden gelenkt von einer geheimen Ordnung. Wer das erschauen lernte, er fände den Frieden —" und sie träumte dieser Sehnsucht nach.

„Die Erde macht ihre Erfahrungen in ihnen. Sie müssen irren und leiden, damit sie das Gute heraustasten. Sie sind alle wie die verirrten Kinder, damit sie den rechten Weg entdecken."

Sang das der Abendhimmel?

Auf der Potsdamer Brücke war Eva stehen geblieben, und dort, über den elektrischen Wagen, die da kamen und hielten und weiter fuhren, einer nach dem andern, während die Menschen sich drängten und aus- und einstiegen — über den elektrischen Wagen und dem ganzen Großstadtgewühl schaute ein leuchtendes Stückchen Abendhimmel zwischen den Bäumen des Kanals herüber — so hehr, so wissend, so feierlich: „Ihr Menschenkinder seid so unbewußt! aber die Ordnung ist da."

Eva trat zurück und lehnte an das Brückengeländer. In welchen Wagen sie hier hatte einsteigen wollen, das hatte sie längst vergessen. Unten fluteten die dunklen Wellen des Kanals, droben war das stille Leuchten; so lauschte sie dem dröhnenden Großstadtlärm.

„Wir müssen Zeit haben!" dachte sie, „zu schauen und einzudringen und zu verstehen und, was in uns vorgeht, in seiner Tiefe zu erleben, und zu wissen, wo es hinaus will, und das Wichtige zu unterscheiden, und das Unwichtige fallen zu lassen —"

Der Abendhimmel war bleich und dunkel geworden. Die elektrischen Lampen leuchteten immer heller, der Lichtschein der einen verband sich dem der andern, ein schimmernder Strom von Licht ergoß sich durch die Straßen, farbig aufleuchtend, wo vor den großen Schaufenstern die strahlenden Kugeln, vornehm matt, ins Violette, ins Rosa abgetönt waren, wo die laufenden bunten Lichter der Straßenbahnwagen ihre naiven Töne hineinwarfen. All die Mannigfaltigkeit aber wurde zusammengehalten und beherrscht durch die stillen, feierlichen Bogenlampen hoch oben, und darüber ruhte der dunkle Abendhimmel, der, wo er sich gegen das warme Gelb der hellbeleuchteten Häuser abhob, in einem wahrhaft magischen Blau schimmerte.

Und unten das wirre Durcheinander! Da sollte sie nun mitten hinein; da sollte sie nun ihre Wege suchen, Geld verdienen. Was sie besaß, um davon mit den Kindern zu leben, war gering; es reichte eben für die Notdurft aus. Aber sie würde viel Zeit und Kraft verbrauchen müssen, um alles aufs sparsamste einzurichten. Und sparsam sein wurde ihr so schwer! Ihre Freunde aber hatten ihr gesagt, daß sie glänzende Einnahmen haben könnte, wenn sie ihre reichen Gaben verwertete. Und sie hatte sich's dann auch ausgerechnet, daß es besser sei, ihre Zeit und Kraft zusammenzuhalten, einen Beruf zu ergreifen, Geld zu verdienen und es reichlich zu haben. Sie hatte einst Malerin werden

wollen; ihr Studium aber war noch nicht ganz beendet, als der Geliebte sie holte. „Freilich, ja, wir waren wie die Kinder," dachte sie. „Die ganze teure Ausbildung wurde für nichts geachtet; alle die Möglichkeiten zur Selbständigkeit, die sie erschloß, wurden einfach weggeworfen, weil das Glück da war.

Wer kann auf das Glück bauen, wenn die Welt so aussieht?

Die Ausbildung zu vollenden, hatte sie nun nicht die Mittel. Vielleicht, daß es zum Kunstgewerbe doch reichte? Aber sie sagten ihr auch, sie sei eine begabte Schriftstellerin. Ihre Briefe, sagten sie, seien Kunstwerke; ihre Art, das Leben anzusehen, sei originell. Nun solle sie Romane und Novellen schreiben, Stimmungsbilder und kleine Geschichten — kleine Geschichten für Tageszeitungen, die brächten viel ein. Und sie war nach Berlin gekommen, um zu prüfen, welcher Weg sich ihr leichter öffnen würde, der zum Kunstgewerbe oder der zur Schriftstellerei; oder vielleicht ein ganz andrer? Zur Kunstphotographie? Zum Atelier für künstlerische Frauentracht? Alles aber bedeutete: viel lernen, viel leisten, viele Verbindungen haben; sie aufsuchen und nützen; arbeiten, arbeiten, und dann war's noch Zufall, ob etwas erreicht wurde!

O, sie wollte arbeiten! Sie sehnte sich nach innerer Arbeit; sie sehnte sich danach, alles, was sie innerlich erlebte, alles, was als Wirklichkeit an sie herantrat, nun, da sie so sehend geworden, zu verarbeiten. Sie war hungrig geworden nach Wirklichkeit. Sie wollte in das Leben lauschen, wo es auch sei, überall den Sinn suchen, eindringen, miterleben und die Einfachheit entdecken; das Werdelied singen hören und dafür einen Ausdruck finden in Bildern, vielleicht in Worten —

Aber damit Geld verdienen? in diesem Gedränge eiliger Menschen? Da hinein, und Wege suchen und hasten wie sie? Würde sie dann auch die Einfachheit finden, wenn sie mitten darin war? Und wenn sie sie fand, würden die Menschen es hören, jenes Lied von tief, tief innen? Die Menschen? Die waren doch gewohnt, nur nach außen zu horchen und zu spähen —

Und plötzlich wurde ihr so angst.

Ihr kam eine Ahnung, daß es etwas ganz andres war, was sie meinte und was sie konnte, als die hübschen, kleinen Geschichten schreiben, die so gut bezahlt werden.

Sie stand und sah traurig zu den vorübereilenden Menschen. Die sollten in ihr Leben greifen! Sie brauchte sie, wenn das, was sie sich vornahm, ihr gelingen sollte. Und ihr kam die Ahnung, daß es nicht gelingen werde.

„Für die Kinder, für die Kinder!" schluchzte sie vor sich hin. „Damit ich sie gut erziehen kann! Damit sie einst werden können, wozu es sie von innen treibt!"

Hier hinein in den Kampf ums Dasein, hinein in den Kampf um Geld und Ruhm und Glück, in die Arbeitswirklichkeit, in das moderne Berufshasten hinein, sie? Als ob etwas Weiches, Fühlendes in die eiserne Maschine hinein sollte, ein Rad zu werden, das sausend zur rechten Zeit ins andre greift — es wird immer stehen bleiben wollen und lauschen — zermalmt wird es werden!

Ängstlich in sich zusammengedrückt, in einer Haltung, ganz hingegeben dem überstarken innern Erleben, wie schutzsuchend jetzt an einen Laternen-

ständer geschmiegt, fühlte sie plötzlich einen Blick. Neben ihr stand eine hochgewachsene Frau in mittleren Jahren, mit edlem, ausdrucksvollem Gesicht, die Augen voll Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sie gerichtet. Eva wurde es ganz wundersam zumute. Dieser Blick! Er schien sie schützend, mütterlich hegend, ganz einzuhüllen. Ganz geborgen kam sie sich vor. Vertrauensvoll blickte sie in die grauen, gütigen Augen. Die sahen so klar, so bewußt in die Wirklichkeit. Die fürchteten sich nicht. Und Eva fühlte: sie kannten doch etwas Besseres — und wollten das. Plötzlich war es Eva, als wüßte sie, wohin diese Frau gehörte.

„Sind Sie fremd in Berlin?" redete diese sie an. „Brauchen Sie Rat? Kann ich Ihnen helfen?"

„Nein, eigentlich bin ich nicht fremd hier," stammelte Eva; „ich bin hier aufgewachsen und wohnte bis vor kurzem in Berlin. Aber ich suche etwas — und gewiß, Sie wissen, wo es zu finden ist! Jetzt erst weiß ich, daß ich es suche: Die Frauen! Die Frauen, die zusammenhalten, damit die einzelne, die nicht Mut hat, geborgen ist, die durch die wirre Wirklichkeit Wege schaffen für uns. Ich will Geld verdienen für meine kleinen Kinder."

Der klare Blick wurde ganz zum gütigen Lächeln. „Kommen Sie mit," sagte die Fremde, „ich fahre zu einer Frauenversammlung. Dort werden Sie uns alle kennen lernen."

„Heute? jetzt gleich? ach, das ist gut," sagte Eva. Und sie stiegen miteinander in einen der nächsten Wagen.

Sie sprachen zuerst nicht. Eva saß ganz still und freute sich. Ihr war's, als hätte sie wieder einmal die klare Linie der Einfachheit aufblinken sehen. Sie jauchzte ganz leise ein wenig vor sich hin. Sie bemerkte auch, daß sie recht lange gestanden haben mußte, und daß es sehr wohl tat, nun wieder zu sitzen. Und so nahe neben dieser wundervollen Frau zu sitzen und den leisen Hauch von Beruhigung, von Trost und Schutz zu atmen, der von ihr auszugehen schien. Sie dachte: „Ja, zusammenhalten! Das begreife ich gut: Wir Frauen müssen zusammenhalten! Dann wird man schon die Wege finden und zu gehen wissen. Ja, und solche Frauen müssen vorangehen." Sie schaute nach Herzenslust in das klare Antlitz und erzählte zutraulich von dem stillen Gebirgsdorf und ihren zwei kleinen Kindern, und daß sie nach Berlin gekommen sei, um einen Beruf zu wählen. —

„Da trifft es sich günstig," sagte die Fremde, „daß heute abend gerade jenes Thema behandelt wird. Wir sprechen über die Forderung, daß die verheirateten Frauen einen Beruf haben sollen. Sie haben Ihren Gatten verloren?" fragte sie teilnehmend.

„Ich, ich habe ihn verloren," sagte Eva scheu, mit einem dunklen Blick.

Aber sie war nun gar nicht mehr darauf gestimmt, an ihr Unglück zu denken; sie freute sich auf die neue Welt, in die sie hineinschauen sollte. Und auf die neuen Hilfslinien der Vereinfachung, die sie da durchs Leben gezogen sehen würde.

Und sie kamen an. Ein großer Saal, mit Frauen schon dicht besetzt, klugen, interessanten, geistigen Gesichtern. Eva bemerkte, daß alles auf ihre

Begleiterin blickte. Es war ganz ersichtlich, daß alle sie kannten. Viele gingen ihr entgegen und begrüßten sie mit Ehrerbietung. Sie setzte sich zu einigen andern Damen an einen Tisch besonders, der erhöht stand (für Eva aber hatte sie, obgleich schon alles besetzt war, einen Stuhl ziemlich in ihrer Nähe verschafft), und schritt dann zum Pult, die Verhandlungen zu eröffnen. Eva spürte mit Wohlgefallen die Atmosphäre, die über dieser großen Versammlung lag: es war etwas Junges, Freudiges, Mutiges darin.

Sie war noch nie in einer parlamentarischen Versammlung gewesen, weder bei Männern noch bei Frauen. Sie freute sich an der Ordnung, sie freute sich, als nun der Vortrag kam, an der Kühnheit und der Wahrhaftigkeit, mit der man hier die Wirklichkeit bei ihren Schäden anpackte. Die hatten nicht Angst! Und sie waren klug. Sie drangen ein. Sie sahen die Erscheinungen und erkannten die Motive. Es wurde alles klar. Und es war so ernst. — Über das Verhältnis der Geschlechter sprachen sie, und daß es sich verschoben habe, und wie das gekommen sei, und wie es auf die Ehe wirke. Und Eva erkannte, wie sie viel Unmögliches erwartet, und wie sie vieles falsch gemacht hatte, und es schluchzte wieder in ihr auf, wie wir Erdenkinder doch im Dunkeln tasten. Und dann sprach die Rednerin, eine junge Frau mit leuchtenden Augen, davon, wie man danach trachten müsse, das verschobene Verhältnis wieder ins Gleichgewicht zu bringen und alles in eine gesunde Entwicklung zu führen — welche Forderungen diese neue Zeit stelle, und daß jeder Mann und jede Frau einen Beruf ergreifen und, wenn sie heiraten, ihn weiterführen solle. Es solle nicht selbstverständlich sein, daß die Frau dann ihren Beruf aufgebe, um des Mannes Wirtschafterin zu sein, und in pekuniäre Abhängigkeit von ihm zu geraten, und in Unmündigkeit vor dem Gesetz. Sondern sie solle entweder in selbständiger Berufsarbeit bleiben und dadurch die Einnahmen vergrößern (dieses würde die Ehemöglichkeiten vermehren) oder, wenn sie die Versorgung des Haushaltes übernehmen wolle, so solle das als selbständiger Beruf aufgefaßt und gewertet werden. Das werde der Frau das wirtschaftliche und seelische Gleichgewicht neben dem Manne geben, und dadurch das Verhältnis der Geschlechter umwandeln und die Ehe auf eine würdigere Höhe heben. Die rechtliche Unmündigkeit der Frau würde sich dann von selber als überlebt erweisen. Und vor allem sei die Witwe, die geschiedene Frau, gesichert, und damit ihre Kinder.

„Was sind die klug!“ dachte Eva, „und wie recht sie haben“ —

Und die Rednerin führte aus, daß es immer Frauen geben werde, die die Führung des Haushaltes mit Freuden übernähmen. Und die Frauenbewegung arbeite selbst darauf hin, daß jede Frau die wirtschaftliche Ausbildung erhalte, die sie dazu befähigt. Aber für viele geistig hervorragend begabte Frauen sei es besser, ihre Kraft in einer geistigen Berufsarbeit der Menschheit nutzbar zu machen, als sie an Hausarbeiten zu verschwenden, zu denen ein bestimmtes Maß praktischer Klugheit ausreicht. Die neue Zeit werde wirtschaftliche Verschiebungen bringen, die dem Streben der verheirateten Frau nach Berufsarbeit entgegenkommen; sei erst das Bedürfnis da, so werden auch die guten öffentlichen Küchen da sein, in denen jeder Haushalt auf solide,

wohlfeile Weise, und nach individuellem Geschmack, sich seine Mahlzeiten bereiten lassen könne. Hier öffne sich dann wieder lohnende Berufsarbeit für gebildete Frauen mit hervorragend praktischer Begabung.

Eva hatte das Gefühl, es ordnete sich alles, es wurde immer sauberer, sie würde immer schneller und nutzbringender arbeiten, die Maschine!

„Aber das Beste vergessen sie!" — Sie war selbst verwundert über diese innere Stimme. Sie hätte auch nicht sagen können, was sie meinte. Es wogte so tief in ihr, stürmisch und ganz ungeklärt.

Da erscholl lebhaftes Beifallsklatschen. Die Rede war zu Ende. Nun sollte die Diskussion beginnen. Eva hörte wieder mit Spannung und Vergnügen zu. Wie geschickt Rede und Gegenrede flog! Einwände wurden pariert, Zweifel niedergeschlagen, und Zustimmung steigerte die Forderungen, die Reformvorschläge noch in die Höhe. Immer kühner wurde man; immer gründlicher, immer einfacher, „radikaler" sagten sie. Und alle hielten für selbstverständlich und sprachen es aus: „Diese Zeit fordert von uns, daß wir alle Kräfte aufs äußerste anspannen."

Eva war's, als hörte sie wieder die elektrischen Bahnen sausen, die Automobile rasen.

Die Vorsitzende sah von ihrem erhöhten Platz, daß in das liebliche Gesicht ihrer jungen Begleiterin wieder der Ausdruck von Schrecken und Entsetzen gekommen war, der draußen ihre ganze Teilnahme erweckt hatte, als sie sie fand, hilflos an den Laternenpfahl gedrückt. Und dabei war sie eine Großstädterin, war in Berlin geboren und aufgewachsen und hatte bis vor kurzem in Berlin gelebt. Was ging in dem jungen Geschöpf vor? Und nun, hier dieselbe Angst?

„Wenn sie doch reden wollte," dachte die kluge Frau. „Alle die andern sprechen doch mehr oder weniger aus der Theorie heraus; hier ringt das Leben selbst und starrt aus erschrockenen Augen ins Dasein. Dies junge Wesen weiß etwas, was sie alle nicht wissen. Aber sie wird nicht reden." Da sah sie, wie Eva schon aufstand.

Eva war selbst erschrocken, wie sie auf einmal dastand — wie von einer innern Macht, fast unbewußt da hingetrieben — vorn auf dem Podium, neben dem Rednerpult, sie! Und alle Blicke richteten sich auf sie, alle die klugen, bewußten Blicke, die sie erstaunt musterten, wie einen fremden Vogel unter ihnen. Sie war so erschrocken, daß sie nun vor all diesen Augen reden sollte. Und gar vorher ihren Namen nennen! Sie sagte ihn ganz leise, so daß niemand ihn verstand. Und dann sprach sie, halb ängstlich und halb mutig, von jener großen, innern Macht gezwungen, mit fliegendem Atem.

„Ich kann nicht reden wie ihr," sagte sie; „ihr seid so klug! Aber ich habe zwei kleine Kinder."

Sie stockte — „das war ein sehr dummer Anfang," dachte sie.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „das ist es aber! Ihr habt alle recht. Aber ihr habt eins nicht erlebt: wenn Kindesaugen ängstlich in die Welt sehen, in das unbekannte Leben und so voll grenzenlosen Vertrauens zur Mutter fragen — und die versteht selbst das Leben nicht! Ihr denkt: hat sie einen Beruf, so lernt sie es verstehen. Nein, da lernt sie nur ein Rad in der

Maschine sein, das seine Arbeit zur rechten Zeit abhastet. Das Leben, das Leben, wer versteht es? Es wird immer komplizierter und unruhiger und wirrer, es rast dahin. — Ihr sagt: es fordert, daß wir alle Kräfte anspannen; ihr denkt: es fordert, daß wir zur rechten Zeit in den rechten Wagen springen. Nein! Nein! Nein! Daneben stehen müssen wir dürfen und lauschen — Zeit haben müssen wir und lauschen — die Mütter, die Mütter müssen Zeit haben!

„Ihr sprecht davon, daß es schade sei, wenn man nur die Hausarbeiten tut, die jede geistlose Magd auch tun kann. Ja, aber bei den Hausarbeiten, gerade bei den ganz bescheidenen, kann der Geist in die Tiefe lauschen, wo das Leben ist. Bei solchem geistigen Beruf, wie leicht sieht auch die Mutter immer nur nach außen, wie die meisten Menschen tun. Ihr auch! Ihr auch! So viele unter euch sehen auch so aus, als ob sie immer nur nach außen blickten und von dem Eigentlichen nichts wüßten!

„Die Mütter müssen träumen und lauschen dürfen, auf das Einfache müssen sie lauschen, das still und hehr durch alles geht; auf das Große, Heilige, damit sie dem Kinde den Sang davon singen können, das Märchen davon erzählen, das Märchen von der Ordnung, die alles lenkt — ihr wißt schon: vom lieben Gott!

„Ja, das ist's: ich meine den lieben Gott. Davon muß man den Kindern erzählen. Aber das muß man doch erst entdecken. Wer wird Zeit haben?"

Die Blicke der klugen Frauen wurden immer erstaunter. Manche sahen sich an und lächelten, die einen kalt spöttisch, die andern gerührt. Manche kicherten auch.

Eva war so freudig gewesen, als es auf einmal wie ein Lichtsturm hereinbrauste: daß, was sie meinte, der liebe Gott sei.

Sie hatte in ihrer Kinderzeit in der Schule einen sehr fertigen, blassen lieben Gott bekommen, der nie lebendig wurde, und war ins Leben gegangen leer und voll Sehnsucht.

Sie hatte eine Pause gemacht, ganz atemlos, und erwog das innerlich, daß sie ihren Kindern den lieben Gott entdecken sollte, der sie auf einer goldenen Bahn des Echten schrittweise durchs Leben führe, daß es ganz einfach würde, mitten im Gewirr — einen lebendigen lieben Gott!

Aber da bemerkte sie das Kichern und erschrak sehr. „Sie denken, ich bin stecken geblieben," dachte sie, „und alle finden dich so dumm."

Und hilfesuchend sah sie zu der gütigen Frau hinüber, die sie hergeleitet, und begegnete einem Blick so voll tiefen Vertrauens, so ermutigend, so schützend, so mütterlich.

Da richtete sich Eva hoch auf, stolz und frei und sicher, und wie ein Jubeln war es nun, als sie weiter sprach:

„Was unsre schwere Zeit braucht, unsre wirre Zeit, die so schwer zu verstehen ist: das Mütterliche braucht sie!

„Das ist die schaffende, schützende Kraft eines reifen, stillen Menschen, der auf seine Seele lauschen lernte und auf die Seele, die in allem klingt und ringt und zur Ewigkeit will. Denn was niemand aussprechen kann, weil es

zu tief und zu wunderbar einfach ist, das kann die Mutter in ihren Blick legen — dann hat das Kind Mut zu sich selbst und Gewißheit fürs Leben und Kraft.

„Ihr sprecht so viel von den Forderungen der Zeit, aber die Hauptsache vergeßt ihr. Der Druck auf den Menschen ist so groß, das Leben wird immer unruhiger und oberflächlicher — und die Sehnsucht nach Stille und Innerlichkeit wird immer größer in den Menschen. Wir finden uns so schwer zurecht. Wer mitten darin ist, überschaut sehr schwer. Es muß jemand da sein, der daneben steht und schaut und in die Stille geht und lauscht und nicht mitzurasen braucht. — Das müssen die Mütter sein.

„Wenn sie alle hasten und sich überarbeiten, — die Mütter sollen nicht hinein in den Wirbel! Die Mütter sollen nicht selbstverständlich einen Beruf daneben haben. Wenn es irgend möglich ist, sollen sie nichts sein als Mutter! — Ja, wenn das große Unglück kommt, das sie hinausreißt — darauf sollen sie vorbereitet sein vorher. Aber wenn irgend ihre Mittel es erlauben, auch wenn das große Unglück kommt, nicht durch Berufsarbeit, durch das Wunder des Mutter-Erlebens sollen sie sich trösten, und denken: ich will Zeit haben, es ganz zu erfüllen. Und lieber ganz unscheinbare Arbeit tun, und ganz bescheiden leben, und die Kinder ganz bescheiden erziehen, aber Zeit haben, ein reifer, stiller Mensch zu werden, der in den Sinn des Lebens eindringt, daß man das Wunder, die Gegenwart des Ewigen, das keine Worte lehren können, wie eine nährende Luft den Kindern schafft, damit sie darin groß wachsen und selige Menschen werden und sicher auf dem rechten Wege.

„Ja, und wem es gegeben ist, in Kunst oder im Gutestun, im Wirken nach außen es zu betätigen, der soll es wohl auch tun, aber immer so, daß man Zeit hat und Stille. Das Mutterſein, das ist das wahre Schaffen, das schafft Menschen.

„Denn niemand soll denken, wenn man die Kinder geboren hat, so ist's getan, und nun müssen sie lernen, ihre Körner picken, wie junge Hühner, und man wird auch nach Körnern scharren. Eine Menschenmutter muß sie noch lange in ihrem Mutterwesen tragen, in ihrem geistigen Mutterwesen. Da nährt sie sie, da schafft sie sie zu einfachen, glücklichen Menschen — dazu muß man Zeit haben und Stille.

„Aber das ist das wahre Glück, das ist der wahre Frauenberuf, das ist der wahre Menschenberuf; alles andre ist nur Handlangerarbeit daneben.

„Die Mutter soll Zeit haben; das hatte ich zu sagen".

Sie setzte sich.

Es war eine Weile ganz still. Von den klugen Frauen hatten viele Tränen in den Augen. Viele sahen sich auch kalt und verwundert an.

Eva merkte von alledem nichts. Ihr war der ganze Saal ein einziges Singen und Jubilieren. Denn sie wußte nun ganz genau, welcher Weg zu wählen war: zurück in das verschneite Gebirgsdorf zu ihren Kindern; einfach und ärmlich leben, und Mutter sein, nichts als Mutter!

Aus dem Berliner Musikleben.

Es wäre anmaßend, wollte man verlangen, daß in jedem Jahre eine Reihe musikalischer Meisterwerke geboren und dem Publikum vorgeführt werden sollten, denn Meisterwerke sind alleweil seltene Erscheinungen gewesen, und es ist nicht einzusehen, warum jetzt zur Regel werden sollte, was früher Ausnahme war. Trotzdem kann man sich eines Gefühls der Trauer nicht erwehren, wenn man das Resultat der etwa tausend Konzerte und achthundert Opernaufführungen, die während des Winters stattgefunden haben, näher betrachtet, denn der Gewinn ist im Verhältnis zu der geleisteten Arbeit ein verzweifelt geringer. Versuchen wir, einen kurzen Überblick zu gewinnen.

Die königlichen Schauspiele haben in Herrn Georg v. Hülsen einen neuen Herrn bekommen. Wer das schwierige Amt eines Intendanten übernimmt, der braucht zunächst eine gewisse Zeit, um den neuen Wirkungskreis genau kennen zu lernen, und wird erst nach vielen Vorarbeiten, nach Beseitigung alles dessen, was seine freie Beweglichkeit hindert, dazu kommen, seine eigene Individualität entfalten und seine Absichten der Verwirklichung nahe bringen zu können. Nichts ist deshalb törichter, als wenn ihm gleich von vornherein durch Kritik von außen her in seine Tätigkeit hineingeredet und die stille Entfaltung seiner Wirksamkeit gestört wird. Man soll erst die Dinge sich entwickeln lassen und dann urteilen. Dieser Zeitpunkt dürfte bei Herrn v. Hülsen jetzt gekommen sein, denn er steht drei Jahre auf seinem Berliner Posten, was er will und kann, läßt sich also bereits gut übersehen. Zweifellos ist er ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, von ungemeiner Arbeitskraft und ganz erfüllt von der leidenschaftlichen Hingabe an seinen Beruf, die nötig ist, soll irgendwo Bedeutendes geschaffen werden; er hat viel Sinn für dekorative Wirkungen, und es gelingt ihm oft, szenische Stimmungsbilder von feinem Reiz zu schaffen. Um so mehr bedauere ich es, aussprechen zu müssen, daß nach meiner tiefsten Überzeugung die Wege, die er einschlägt, Irrwege, die Ziele, denen er zustrebt, falsch sind.

Einerseits fehlt ihm der große künstlerische Zug, der nötig wäre, wenn das Berliner Opernhaus die Stellung einnehmen soll, die ihm eigentlich gebührt, wenn es die erste Opernbühne des Reiches sein soll; es fehlt ihm auch die energische Initiative für die Auswahl und Aufführung neuer Stücke, denn er erschöpft seine Kraft im wesentlichen in der Neueinstudierung alter Opern, er geht nicht voran, sondern er folgt nach. Und dazu kommt noch, daß das Wort Neueinstudierung für ihn den Sinn von Neuausstattung hat; neue Dekorationen, neue Kostüme, neue szenische Einrichtungen — das ist seine Welt. Er schließt sich hierin einer Richtung an, die jetzt leider die herrschende zu werden droht. Denn überall sehen wir, daß die Betonung des Dekorationswesens übertrieben und daß daneben das Wesentliche, im Drama das Spiel, in der Oper die Musik, hintangesetzt wird, und es ist selbstverständlich, daß sich hieraus eine Veräußerlichung und Verflachung der dramatischen Kunst und der Operndarstellung notwendig ergeben muß. Ich will hierüber auch

die Meinung eines Fachmannes, des Barons Alfred v. Berger, Leiters des deutschen Schauspielhauses in Hamburg, anführen, der einmal sagt: „Seit das Theater, statt vornehmlich durch Wort und Spiel zu wirken, sich eine dem Laboratorium des Vaters aller Lüge entstammende Technik der Hypnose und Suggestion geschaffen hat, üben diese Blend- und Gaukelkünste eine gefährliche Rückwirkung auf die Tausendkünstler selbst aus, die sich ihrer bedienen, um das Publikum zu verzaubern. Die Illusion multipliziert sich mit sich selbst, das Theater spielt sich selbst Theater vor."

Ich bestreite nicht, daß eine Ausstattung und Inszenierung, die ein Künstlergeist ersonnen hat, zu einem wesentlichen Hilfsmittel der Darstellung werden, daß sie wesentlich beitragen kann, den Zuschauer in die Stimmung zu ziehen, die Dichter und Komponist ihm aufzwingen wollten. Aber es muß eben ein Künstlergeist sein, der das unternimmt. Und wenn schon der Phantasie des Publikums so wenig vertraut wird, daß der Bühnenleiter glaubt, ihm alle und jede Äußerlichkeit doppelt und dreifach verdeutlichen und unterstreichen zu müssen, so kann eine solche Verdeutlichung nur dann zu wirklich ersprießlichen Resultaten führen, wenn der Arrangeur des Ausstattungswesens sich mit aller Liebe in das Wesen des Werkes vertieft und aus der so gewonnenen Erkenntnis heraus schafft. Zu dieser Vertiefung scheint nun aber Herr v. Hülsen entweder kein Talent oder keine Neigung zu haben, denn meistens hat man den Eindruck, daß seine Regie- und Dekorationskünste dem Werke von außen hinzugetragen und ihm oft genug wesensfremd sind. Ich will Beispiele anführen. In der „Walküre" zieht sich durch die ganze Breite von Hundings Hütte ein goldschimmernder Vorhang (!), und als die Frühlingslüfte die Tür sprengten, da fiel auch dies Gewirk, und der Mond schien durch das offene Gebälk herein — ein reiner Theatereffekt. Wieviel stärker ist der Eindruck, wenn im Hintergrunde eine einfache Tür aufgeht und das Auge auf ein Stück mondbeglänzter Landschaft blickt, das die Vorstellungskraft ins Unendliche weiten kann. Das wirkt deshalb so viel mehr, weil es wahr ist und das andre nicht. Im „Rheingold" war die Verwandlungsdekoration, die uns nach Nillheim führt, ganz verfehlt und gegen Wagners ausdrückliche Vorschrift, denn es senkte sich hier nur ein Wolkenvorhang, und wenn er wieder hochging, war die Veränderung vollzogen. Früher wurde dies ganz sinngemäß ausgeführt, man sah bei der Stelle, wo das Schmiedegeräusch ertönt, wirklich den vorgeschriebenen Feuerschein, und hatte das Gefühl, nach und nach hinabzusinken, an den Feuerstätten vorbei, bis nach Alberichs Reich. Auch die Dekoration mit der kaum erkennbaren Burg Walhall im Hintergrunde war keineswegs besser, sondern eher schlechter als vordem, und schien nur dem Bedürfnis entsprungen zu sein, es um jeden Preis anders zu machen als es war. Diesen Eindruck hat man bei Herrn v. Hülsens Ausstattungen überhaupt sehr häufig. Im Schlußbild des „Tannhäuser" fielen fortwährend herbstliche Blätter herab, ein unsäglich zerstreuendes, vom Wesentlichen der Vorgänge ablenkendes Schauspiel; die Dekorationen zu Glucks „Orpheus" entstammten ganz verschiedenen Stilperioden, was sich gegenüber der in ihrem Charakter so einheitlichen Musik höchst sonderbar ausnahm u. dgl. mehr. Die Regie war vielfach allzu betriebsam, gab zu viel Detail und strebte zu wenig nach einem kräftigen Zusammenfassen und Vereinfachen, und gerade in der Hauptsache, in dem engen Anschließen des schauspielerischen Ausdrucks an die Gebärde der Musik, z. B. im „Ring des Nibelungen", fehlte doch wieder sehr vieles. Das eben nenne ich Veräußerlichung, daß Unwesentliches betont und Wesentliches vernachlässigt wird. Gelegentlich wurde natürlich auch sehr Gelungenes geboten, wie schon erwähnt; besonders hervorheben möchte ich die erste Szene des „Rheingold", die allerdings ganz nach Bayreuther Muster gestaltet war, wo die scheinbar frei und zwanglos schwimmenden Rheintöchter einen wundervollen Anblick gewährten, und die Orkusdekoration im „Orpheus": Ein Felskessel, in dessen Mitte aus einem Krater rote Lohe aufschlug; steile, zerrissene Wände, verstreute Blöcke, wildes Gestein, und dazwischen, im Dämmerlicht kaum kenntlich die Verdammten, die „Furien und Larven", ein Gewirr zusammengeballter Glieder,

das Ganze ein Bild von unheimlicher Kraft und Größe, weitaus das Beste, was Herr v. Hülsen geschaffen hat — denn auf seine Intentionen ist es doch wohl zurückzuführen.

Das Schlimmste ist nun jedoch, daß über den Dekorationsgeschäften der musikalische Teil der Opernaufführungen oft zu kurz kommt, ja daß man manchmal den Eindruck hat, die Musik in der Oper sei überhaupt eine quantité négligeable. Falsche Besetzungen, das Engagement des Professors Hellmesberger als Kapellmeister, mangelnde Ehrfurcht vor dem Willen des Komponisten scheinen darauf hinzudeuten, daß die musikalische Urteilsfähigkeit Herrn v. Hülsens nicht so entwickelt ist wie manche andre seiner Begabungen. Eine Aufführung wie die von Lortzings „Waffenschmied" wäre früher in Berlin nicht möglich gewesen. Nicht allein wurden die Tempi von Herrn Hellmesberger ins Unglaubliche verschleppt, nicht allein konnte weder Herr Krasa den Stadinger noch Fräulein Dietrich die Marie singen, am Schluß kam noch etwas ganz Überraschendes: ein pomphafter Zug wickelte sich ab, ein Trompeterkorps zog auf und schmetterte in den letzten Chor: „Gern gäb er Glanz und Reichtum hin", eine Zeile von Stadingers Lied: „Auch ich war ein Jüngling", hinein. Also eine vollkommene Entstellung des Lortzingschen Textes. Aus demselben Geist geboren war ein Zusatz in Glucks „Orpheus": eine Wandeldekoration, die da zeigen sollte, wie das wiedervereinte Paar zur Oberwelt hinaufsteigt, und dazu eine Musik, die von irgend wem nach Gluckschen Melodien zusammengestellt war. Solche Erscheinungen sind Symptome, und sie deuten auf ein Sinken des künstlerischen Niveaus in den Aufführungen unsrer Königlichen Oper.

Von den Neueinstudierungen erwähne ich noch zwei Werke, weil sie nicht dem ständigen Spielplan angehört haben: den „Pfeifertag" von Schillings, ein ernstes, musikalisch etwas schwerblütiges Stück, dessen dauernde Wiedergewinnung zu begrüßen wäre (fragt sich nur, ob das Publikum auf diesen Ernst im Scherz gestimmt ist!), und Aubers „Schwarzen Domino". Der ist nun freilich sehr leicht gewogen, für das große Haus wenig geeignet und beruht in seinen wesentlichsten Teilen auf Dialog, mit dem sich die Vertreter der Hauptrollen, Fräulein Farrar und Herr Naval, gleich schlecht abfanden. Was weiter nicht zu verwundern ist, da sie beide Ausländer sind.

Nur eine Oper eines lebenden Tonsetzers ist aufgeführt worden: „Der lange Kerl" von Viktor v. Woikowski-Biedau, sehr harmlos und belanglos im Text wie in der Musik. Es lohnt kaum, weiter davon zu reden.

Neu war sodann Beethovens „Leonore" in der ersten Fassung, am 20. Dezember zur Feier ihres hundertjährigen Jubiläums wieder ans Licht gezogen. Es ist bekannt, daß Beethoven seine Oper „Fidelio" anfangs „Leonore" benannt hatte, und daß dann die Direktion der Wiener Hofoper sie umtaufte, um einer Verwechslung mit Paërs „Leonore" vorzubeugen. Die erste Aufführung fand vor einem fast ausschließlich französischen Publikum statt, das wenig Gefallen an ihr fand. Im nächsten Jahre arbeitete Beethoven das Werk um, und gab ihm 1814, da es wieder aufgenommen werden sollte, die dritte Fassung über dem von Friedrich Treitschke umgearbeiteten Text. „Es ist fast kein Stück, woran ich nicht hier und da — meiner jetzigen Unzufriedenheit einige Zufriedenheit hätte anflicken müssen," schreibt er bei dieser Gelegenheit dem Dichter. Spräche er's nicht selbst hier aus, so wüßten wir aus seinem ganzen Leben, daß er niemals ein Werk verändert und überarbeitet hat, als aus einem wirklichen inneren Drang, nicht etwa auf Vorstellung guter Freunde oder der Besteller hin. Auch hier war die Neustudierung der Oper die äußere Veranlassung, aber daß die Bearbeitung wirklich ausgeführt wurde, geschah nur, weil Beethoven erkannte, daß manches besser zu machen sei, und daß er auch imstande war, diese Verbesserungen auszuführen. So haben wir denn in der dritten Fassung die allein authentische vor uns, und vergleichen wir sie mit der jetzt bekannt gewordenen ersten, so können wir nur sagen, daß sie eine wesentliche Verbesserung ist. Wenigstens in bezug auf das Dramatische. Es ist alles knapper gefaßt, der Kern der Handlung tritt besser hervor, die Schlagkraft des Ganzen wie

der meisten einzelnen Nummern hat eine Erhöhung erfahren. Manches in der ersten Bearbeitung wirkt freilich wundervoll, zum Beispiel das Duett „O namenlose Freude", das von einer hinreißenden Leidenschaftlichkeit und breiter ausgesponnen ist als in der späteren Form; dann ist ein herrlicher Chor da, nach diesem Duett, wo das Volk in den Kerker strömt, um dem Paar seine Rettung zu verkünden, und manches noch ließe sich vielleicht anführen. Aber im ganzen verdient die Fassung von 1814, wie begreiflich, den Vorzug. Trotzdem war es eine brave Tat, ein Akt schöner Pietät, daß eine solche Jubiläumsfeier veranstaltet wurde; daß sie möglich war, danken wir vor allem der selbstlosen Arbeit Dr. Priegers, der die verschollene Partitur aus den Stimmen und mancherlei Fragmenten mit unsäglicher Mühe rekonstruiert hat, und Dank gebührt nicht minder Herrn v. Hülsen, der sie zur Aufführung brachte. Jetzt nun, da der Pietät Genüge geschehen ist, durfte auch diese erste Fassung wieder zurückgestellt werden, denn Recht auf der Bühne hat laut Beethovens Beschluß nur die dritte.

Eine neue Operngründung hat eine erwünschte Abwechslung in das Berliner Musikleben und dazu mancherlei interessante Überraschungen und Anregungen gebracht: die „Komische Oper" am Schiffbauerdamm, wo Herr Gregor die Direktion und Herr Moris die Regie führen. Die Architektur ist leider mißglückt, das Haus sieht aus, als wäre es aus Teig geknetet; aber die Klangwirkung in dem kleinen Raum ist eine sehr glückliche; intime Details, die in weiteren Sälen verpuffen, werden hier leicht eingefangen; für Stücke von zarterer Gliederung und leichterem, feineren Wesen ist die neue Oper also wie geschaffen. Auf Dekorationen und Regiekünste wird auch hier ein übergroßer Wert gelegt, und wenn man oft genug Übertreibungen zu beklagen und aufdringliche Effekte im Spiel zurückzuweisen hatte, so muß doch gesagt werden, daß im allgemeinen in der Komischen Oper diese Dinge mit mehr Geschmack und mehr Anpassungsfähigkeit an das Wesen der verschiedenen Stücke betrieben werden als an der Hofoper. Und auch eine größere Regsamkeit wird dort entfaltet, denn vier moderne Opern kamen zur Aufführung: Massenets „Gaukler unserer lieben Frau", Leoncavallos „Bohème", Hugo Wolfs „Corregidor", und dazu noch Kaisers allerdings sehr schwache „Schwarze Rina". Außerdem aber auch Einstudierungen von „Hoffmanns Erzählungen", „Figaros Hochzeit" und einer deutschen Bearbeitung des „Don Pasquale". Für ein Privattheater eine Tätigkeit und ein Eifer, die gewiß aller Ehren wert sind.

Den Preis unter diesen Aufführungen möchte ich „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach zuerteilen. Hier waren die einzelnen Bilder sehr schön der poetischen Stimmung der Akte — oder Stücke — angepaßt, der etwas steife Salon Spalanzanis, das Zimmer Crespels, in dessen Halbdunkel der Dämon des Unheils hinter jedem Möbel zu lauern schien und wo die unheimlichen Vorgänge wie mit einem Schleier bedeckt sich abspielten, handgreiflich scheinbar, und doch wieder im Nebel des Übersinnlichen verschwimmend. Das Zimmer mit der Loggia am Canale Grande in Venedig wirkte berauschend in seiner farbenfrohen Pracht; doch schien mir hier das Dekorative schon etwas zuviel betont, es absorbierte von der Aufmerksamkeit des Zuschauers mehr als für die Vorstellung gut war. Dazu ein schmiegsames Orchester und in den Herren Nadolovitsch, Bertram und Fräulein Kauffmann drei Darsteller, die das Wesen ihrer Rollen überzeugend zum Ausdruck brachten — selten ist wohl ein neues Operntheater glücklicher eröffnet worden. Nicht immer freilich hielten sich die Vorstellungen auf dieser Höhe; bei anspruchsvolleren Werken mußte man sehr viel von seinen Ansprüchen abstreichen, am meisten bei „Figaros Hochzeit", denn Mozarts Musik ging an Schwierigkeit meistens weit hinaus über das, was die Sänger und Sängerinnen des Theaters leisten konnten, und der Kapellmeister, Herr Cassier, verhetzte die Tempi dermaßen und hatte das Orchester so wenig durchgearbeitet, daß dem musikalischen Zuhörer ein wahres Mißvergnügen bereitet wurde. Dazwischen steht als tüchtige Leistung Donizettis Meisterwerk „Don

Pasquale". Keine Aufführung, wie sie italienische Truppen zu bieten vermögen, aber immerhin eine gute deutsche.

Unter den Werken, die für Berlin neu waren, steht Hugo Wolfs „Corregidor" sehr, sehr weit voran. Unbegreiflich, daß dies entzückende Stückchen auf keiner unsrer Opernbühnen hat festen Fuß fassen können. Ich weiß wohl: das Buch hat seine Schwächen, die Lösung des Knotens in dieser Komödie der Irrungen, wo der um die Liebe der schönen, klugen und treuen Müllerin werbende ältliche Corregidor in arge Bedrängnis gerät, ist nicht sehr glücklich, eine überflüssige, den Gang der Entwicklung aufhaltende Szene könnte wegfallen (der Anfang des dritten Aktes, wo Frasquitor in der Nacht draußen herumirrt), aber es gibt Opern, die schlechtere Libretti haben, und dazu eine viel weniger feine und geistreiche Musik, und die doch eine feste Stellung im Spielplan einnehmen. Vielleicht, dies möchte eine Erklärung sein, steht der „Corregidor" für den größten Teil des Publikums zu hoch, und für den Geschmack des größten Teils der Theaterdirektoren auch; deshalb aber verdient das Vorgehen des Herrn Gregor um so mehr Anerkennung, selbst wenn auch dieser Versuch, Hugo Wolfs einzige vollendete Oper dem Repertoire einzuverleiben, wieder mißglücken sollte. Was diese Musik auszeichnet, ist ihr überquellender Reichtum an melodischer Erfindung. Gerade heute, wo die meisten Opernkomponisten sich begnügen, die Handlung mit teils deklamatorischen, teils nur illustrativen Musikbrocken zu umgeben, muß man doppelt und dreifach dankbar sein, wenn man wie hier ein festes Tongewebe antrifft, das von einer melodisch tätigen Phantasie geschaffen ist, das vor charakteristischer Melodie fast birst. Wie so oft, treibt Hugo Wolf auch hier den Ausdruck bisweilen auf die Spitze und schärft ihn bis zum Schmerzhaften, aber es ist doch Ausdruck, in Empfindung umgesetzte Anschauung, die das Ganze in reichem Strom quellend durchdringt, und was wollen gegenüber dieser starken, schöpferischen Potenz, gegenüber dieser Erfindungskraft, die alle Ereignisse in eine sonnige, goldene musikalische Heiterkeit taucht, Bedenken sagen, die sich gegen eine manchmal vielleicht zu dicke Instrumentierung oder diese und jene schwächere Episode richten? Freuen wir uns doch, daß in unsrer saftlosen Zeit eine solche von Daseinsfreude, Farbenpracht und frohem Humor strotzende Musik geschrieben werden konnte, und trage ein jeder nach Kräften dazu bei, ihr ein Publikum zu gewinnen.

„Der Gaukler unsrer lieben Frau" beweist wieder einmal klar, wie wenig der Stoff an sich das Kunstwerk bedingt, wie die Form alles ist. Denn der Stoff dieses Stückes ist eine der rührendsten Legenden, aus tiefster Erkenntnis des menschlichen Gemüts und des Wesens der christlichen Religion herausgedichtet: jene Geschichte von dem Gaukler, der in ein Kloster tritt und dort, wo jeder seine Kraft in den Dienst des Höchsten stellt, eine Kunst oder ein Handwerk ausübt, sich bald recht unnützlich vorkommt, da er nichts weiß und nichts kann, was Gott wohlgefällig sein möchte, und der endlich, im Gefühl tiefster Zerknirschung, dem Muttergottesbild seine Künste vorspielt, bis er ermattet zusammenbricht. Da neigt sich ihm die Göttliche, und die Mönche, die den Vorgang belauscht haben, beugen sich vor dem armen Gaukler als einem Heiligen. Ein wundervoller Stoff, aber zur dramatischen Darstellung kaum geeignet, jedenfalls aber in der Form, die ihm der Textdichter Léna gegeben hat, unbrauchbar. Denn während wir bei der Lektüre der Legende uns leicht vorstellen, wie dem Laienbruder die tägliche Wahrnehmung der frommen Übungen seiner Genossen gleich stetig fallenden Tropfen das Herz mürbe macht und seinen Sinn wandelt, müssen wir uns hier, wo jene Einwirkungen überhaupt sichtbar werden sollen, mit unzulänglichen Andeutungen begnügen. Außerdem ist Massenets Musik ganz äußerlich und flach, wie das bei diesem Komponisten zu sein pflegt, dabei aber recht geschickt gemacht und hübsch instrumentiert.

Sehr weit steht auch Leoncavallo nicht von Massenets Art ab, doch ist in seinen besseren Erzeugnissen wesentlich mehr Blut als in den besten Massenets. Seine „Bohême" gehört gewiß nicht zur Auslese, ebensowenig wie die von Puccini, aber,

da sie für den Tag geschrieben ist, mag man sie sich einen und den andern Tag wohl gefallen lassen, zumal darin manche Szenen von natürlicher Lustigkeit vorkommen, wie das nächtliche Fest auf einem Hofe, unter den Möbeln eines exmittierten Bruders Liederlich. Wer von der Musik tiefere Eindrücke und nicht nur flüchtige Unterhaltung verlangt, dem wäre freilich vom Besuch dieses Stückes abzuraten. Doch damit ich nicht mißverstanden und für einen Philister gehalten werde: ich spreche nur von künstlerischen Eindrücken; auch das lustigste Stück kann künstlerisch so fein gearbeitet und vollendet geformt sein, daß es den Künstler in mir stark erregt, und in diesem Fall stelle ich es unbedenklich neben jedes andre, das ebenso vollendet geformt ist, und nicht etwa tiefer als eins, das die höchsten ethischen Probleme behandelt. Nochmals: nicht der Inhalt, sondern die Form macht die Kunst — eine Trivialität, die nicht oft genug wiederholt werden kann.

Weder dem Inhalt noch der Form nach vermag ich Alfred Kaisers „Schwarze Nina" annehmbar zu finden. Der Text hat den Habitus eines Sensationsromans: eine Dirne, die den früheren Liebhaber zurückgewinnen will, die Arbeiter zum Ausstand aufwiegelt, den Abtrünnigen des Verrates verdächtigt und am Ende, da das Messer gegen ihn gezückt wird, ihre Umtriebe bekennt und sich selbst dem tödlichen Stoß darbietet. Und die Musik ist ein Pürschgang in den Revieren der Neuitaliener und einiger Franzosen; eigene Jagdgründe scheint der Komponist nicht zu besitzen.

Am Theater des Westens gab es zwei neue Opern. Die eine, Kirchners „Herr der Hann", hat wohl nicht den Anspruch erheben wollen, ein „Werk" zu sein; sie besteht aus Szenen, die uns das Leben der Siebenbürger Sachsen, ihre Sitten, ihre reichfarbigen Kostüme vor Augen stellen, und zu diesen Szenen ist eine harmlose, reminiszenzenfrohe, und doch zum Teil recht hübsche und frische Musik gesetzt.

Die andre, „Die vier Grobiane", stammt von Ermanno Wolf-Ferrari, dem Verfasser der erfolgreichen „Neugierigen Frauen", und ist leider wiederum über ein Stück von Goldoni gearbeitet, dessen Witz und Erfindung doch wohl zu sehr auf den Geschmack der Venetianer des 18. Jahrhunderts gestimmt sind, um heute noch ein wirkliches Interesse zu erregen. Litten die „Lustigen Frauen" schon an einer waghalsigen Dürftigkeit der dramatischen Vorgänge, so ist bei diesem Stück von Handlung überhaupt kaum noch die Rede. Vier höchst unangenehme Patrone beschäftigen sich damit, ihren Frauen oder Angehörigen durch Nörgeleien und Griesgrämigkeiten das Leben zu verbittern — das ist eigentlich der ganze Inhalt der Oper, man müßte denn folgendes als den wirklichen Kern der Sache nehmen: der Sohn des einen soll die Tochter des andern Grobians heiraten, aber die jungen Leute sollen sich nach dem Beschluß der Väter vor der Hochzeit nicht sehen, und als die muntern Frauen sie doch dazu bringen, da toben die Ekel, bis ihnen durch eine der beredten Damen gründlich der Kopf zurechtgesetzt wird. Die Musik unterscheidet sich von der zu den „Neugierigen Frauen" nur wenig. Es ist dieselbe Manier der Behandlung des Instrumentalparts, dies fortwährende Orchestergeplapper, zu dem die Singstimme Wesentliches nicht mehr hinzubringt, denn sie bewegt sich fast ausschließlich rezitierend, und zwar nicht einmal besonders charakteristisch rezitierend; selten, daß einmal ein geschlosseneres Bild geschaffen wird. Die Instrumente halten Zwiesprache miteinander, die Oboe flüstert der Klarinette eine Bemerkung zu, diese antwortet, die Geigen mischen sich hinein und der Fagott brummt irgend etwas Anzügliches vor sich hin; hier wird ein Melodiefädchen angesponnen, dort wieder eins, und kaum, daß man sie bemerkt hat, reißen sie schon wieder ab. Das Orchester ist dabei nicht etwa aufdringlich und schwer lastend, sondern sehr durchsichtig, klar und leichtfüßig. Eine Weile hört man dem Geplauder amüsiert zu, dann aber wird das fortwährende Witzeln langweilig, denn es ist doch alles zu klein und belanglos, um stundenlang die Aufmerksamkeit zu fesseln, die ja durch die sogenannte Handlung völlig unbeschäftigt bleibt. Der Komponist spielt

hier doch nur die Rolle des Koloristen, der mit den Farbentöpfen in der Hand hier ein Fleckchen rot, dort blau und gelb aufsetzt, und so ist diese ganze Musik nicht mehr als ein Nebenher, ein Ornament der Bühnenvorgänge, keine Neuschöpfung aus den Möglichkeiten eines andern Materials heraus. Ob Wolf-Ferrari diese Schöpferkraft wohl überhaupt in sich hat? Ob er wohl Melodien, nicht nur Melodiefragmente, schreiben kann, Melodien, die warmes Blut und Herzschlag haben? Dann könnte er für die moderne Oper von großer Bedeutung werden.

Von der Oper zu den Konzerten. Ein neues, großes Chorwerk haben wir hier gehört: „Die Apostel" von Edward Elgar, die Prof. Georg Schumann mit der Singakademie zur Aufführung brachte. Elgar ist in Deutschland zuerst durch eigensinnige Orchesterwerke bekannt geworden, durch interessante Variationen, eine Ouverture „Cockaigne", die so etwas wie ein englisches Volksfest schilderte, endlich durch ein Oratorium „Der Traum des Gerontius", das 1902 auf dem Düsseldorfer Musikfest aufgeführt wurde. Die Urteile über das Werk lauteten verschieden: die einen fanden es langweilig, die andern meinten, ungewöhnlichen mystischen Tiefsinn darin zu finden. Beide Meinungen werden vielleicht auch gegenüber den „Aposteln" laut werden, wie sie ja auch über Liszts „Christus" geäußert sind, es kommt eben nur darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus man diese Werke betrachtet, mit welchen Gefühlen man sich ihnen nähert. „Wundertätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde", sagt Goethe; wer Erbauungsbedürfnisse hat, kann sie vor jedem beliebigen Symbol befriedigen; eine roh geschnitzte Holzstatue, bunt bemalt, mit Gold und Flittern behängt, wie man sie oft in katholischen Kirchen findet, erfüllt ihn mit tiefster Andacht, während der nüchterne Betrachter, der nur den Kunstwert sucht, lächelnd an ihr vorübergeht. An solche Bildwerke hat mich Liszts „Christus" immer gemahnt: vom Standpunkt der Kunst aus nicht viel mehr als so ein grelles Heiligenbild, aber genügend für durchaus Gläubige, denen die leiseste Anregung genügt, um in religiöse Stimmung — oder auch in Kunstbegeisterung versetzt zu werden, und die den kühlen, wenig suggestibeln Kunstbeurteiler einen Ketzer schelten.

Es muß zwischen Liszts „Christus" und Elgars „Aposteln" eine gewisse Geistesverwandtschaft bestehen, sonst wäre mir bei der Aufführung dieses neuen Oratoriums nicht so oft die Erinnerung an jenes ältere Werk aufgestiegen, obwohl ich von vornherein sagen will, daß mir die „Apostel" künstlerisch wertvoller erscheinen, und daß ihre Wesensart auch eine andre ist. Sie bilden nur den ersten Teil eines größeren Ganzen, das noch zwei weitere Werke umfassen soll: das eine wird das Wirken der Apostel nach ihrer Aussendung schildern, das andre „das letzte Gericht und das neue Jerusalem".

Nach einem Prolog für Chor und Orchester beginnt „die Berufung der Apostel" mit einem Rezitativ: „Und es begab sich zu der Zeit, daß Jesus ging hin auf einen Berg zu beten, und verblieb allda die Nacht im Gebet zu Gott"; dann ein allgemeines Stimmungsbild, Morgendämmerung, Ruf des Wächters, Morgenpsalm und die Erzählung des Evangelisten von der Aussendung der Apostel, worauf Christus, Petrus, Johannes und Judas redend eingeführt werden. Mit einem Engelchor „Schaue herab, o Herr, und segne, die erwählt" schließt der erste Abschnitt. „Am Wege" heißt der zweite, der die Seligpreisungen umfaßt. Dann „Am Galiläischen Meer", die Fahrt der Jünger nach Kapernaum; „In der Burg von Magdala", Seesturm, Christus auf den Wogen wandelnd; „In Caesarea Philippi", die Szene mit Petrus: „Du bist Petrus, und auf deinen Fels will ich meine Gemeine bauen"; endlich Christus und Maria Magdalena. Der zweite Teil der „Apostel" ist „Der Verrat" betitelt, und bringt wieder eine Reihe losgelöster Bilder, zum Teil von äußerster Knappheit, aus Christi Leidensgeschichte: in Gethsemane, im Palast des Hohenpriesters, dann Golgatha, am Grabe und die Himmelfahrt. Mit einem mystischen Chor, in den sich die Stimmen der Apostel und der heiligen Frauen mischen, schließt das Ganze ab. Gemäß der Tendenz des Werkes sind die Beziehungen der Apostel zu den einzelnen Ereignissen hier mehr in den

Vordergrund gestellt, als es sonst bei Passionsoratorien geschieht; es ist viel Bewegung und Wechsel im Text, und die Musik findet gute Anhaltepunkte.

Diese Musik nun hat Max Hehemann zum Objekt einer ausführlichen Analyse gemacht; nicht weniger als siebenundachtzig Leitmotive klaubt er aus der Partitur heraus, was nicht allein überflüssig, sondern schädlich, das heißt verwirrend ist. Selbst wenn die angeführten Themen alle wirklich leitmotivisch benutzt würden, wäre es für den Zuhörer unmöglich, sie sämtlich zu behalten und jedesmal, wenn sie erklängen, die durch sie angedeuteten Beziehungen herzustellen, denn sie sind durchweg nicht sehr charakteristisch. Aber dies ist auch gar nicht nötig, denn mit fünf oder sechsen von den Motiven, die bedeutsamer sind und durchgängig wiederkehren, kommt man vollkommen aus. Das ist ja auch bei Wagners Musikdramen der Fall. Wehe dem, der etwa versucht, an der Hand eines der beliebten Führer sich durch diese Tonwelt zu tasten — arges Kopfbrummen wäre das einzige Resultat, denn wer soll für den „Ring" an die zweihundert, für die „Meistersinger" etwa fünfzig Motive behalten? Beim lebendigen Genießen der Kunstwerke vollzieht sich das alles mit wunderbarer Einfachheit, denn die hauptsächlichsten Tonformeln haften dem Zuhörer kraft ihrer Plastik sofort im Gedächtnis, und alles, was daraus abgeleitet wird, erkennt er dann sehr leicht, während die zufälligen und nur gelegentlich gebrauchten Bildungen ganz außer Betracht bleiben können.

Wagners Stil ist aber ein ganz andrer als der Elgars. Hehemann glaubt das folgendermaßen ausdrücken zu können: „Wir haben hier das, was Richard Wagner in seinen größten Werken für das Worttondrama erreichte, in einer dem völlig anders gearteten Gegenstande angepaßten und daher selbständigen Form für das Oratorium vor uns. Denn das musikalische Epos, dessen Charakter Elgar in so bewundernswerter Weise festzuhalten weiß, verlangt eine objektivere Darstellung in der Tonsymbolik als das von lebendiger Aktion begleitete Drama." Dagegen wäre zu sagen, daß die „Apostel" nichts weniger als ein Epos, sondern vielmehr ein wirkliches Oratorium sind, also einen stark dramatischen Einschlag haben, denn die einzelnen Persönlichkeiten heben sich ja persönlich mit eigener Rede aus dem Werke heraus. Und was es heißen soll, daß das Epos eine „objektivere Darstellung" verlange als das Drama, verstehe ich überhaupt nicht, denn ein Künstler kann doch nur subjektiv, das heißt aus eigener Anschauung und Empfindung heraus, gestalten; objektiv sein heißt kein Künstler sein, und dafür möchte ich Elgar doch halten. Der Unterschied zwischen ihm und Wagner ist der: wenn auch bei beiden das Orchester ein Hauptfaktor des musikalischen Ausdrucks ist, ja eigentlich die Basis, auf der das Ganze ruht, so charakterisiert es bei Elgar doch mehr rhapsodisch, während Wagner ein festes, motivisches Geflecht knüpft, das alles Einzelne umschlingt. Die motivische Arbeit ist bei Elgar viel lockerer, und weil er ein viel weniger origineller Erfinder ist, so bleibt auch der Gesamteindruck seines Werkes auf einer mittleren Höhe: wir werden oft interessiert, mancherlei farbige Stimmungsbilder ziehen an uns vorüber, doch wird der Eindruck nirgends ein so starker, daß er in der Seele dauernd haftete oder uns zu sympathischem Mitfühlen zwänge.

Unter den einzelnen Szenen möchte ich den Morgenpsalm hervorheben, der eine hebräische Melodie wirkungsvoll verwendet, und die Klage Marias von Magdala, in die lachend und lockend ein heller Freudenchor hineinklingt. Andres ist mehr angedeutet wie in „Golgatha", im Seesturm, als Christus auf den Wogen daherschreitet. Die musikalische Sprache Elgars weist zwar Einflüsse von verschiedenen Seiten auf, ist aber doch genügend selbständig, um auf eine eigengeartete Persönlichkeit zurückzudeuten.

Was übrigens die Verwendung des Leitmotivs in nichtdramatischen Werken anbetrifft, so kann ich die Begeisterung der Leute, die hierin das Heilmittel gegen alle wirklichen und eingebildeten Schäden der Musik zu erkennen glauben, durchaus nicht teilen. Keineswegs aus ästhetischen, sondern aus rein praktischen Gründen. Die Verknüpfung eines Motivs mit einer sinnlichen Vorstellung geschieht nämlich

im Musikdrama sehr energisch, durch Auge und Ohr, denn ich sehe eine Erscheinung oder eine Handlungsphase und höre zugleich eine Tonfolge, die sie charakterisiert, und ist diese Tonfolge wirklich ausdrucksvoll und charakterhaft, so steigt mir, höre ich sie wieder, sofort die Erinnerung an den Vorgang auf, der sie zuerst begleitete. Wo die sinnliche Erscheinung aber fehlt, liegt die Sache wesentlich ungünstiger. Hier soll jene Verknüpfung allein in der Phantasie erfolgen; ich soll, wenn ich ein Motiv höre, mir merken, in welchem geistigen Zusammenhang es vorkommt, und soll, wenn es wieder erklingt, mich jenes Zusammenhanges erinnern. Das wird nur möglich sein, wenn jene Motive von einer ungewöhnlichen erfinderischen Kraft erzeugt sind, und auch dann nur in Ausnahmefällen. Wo nun auch noch die Worte fehlen wie in sogenannten symphonischen Dichtungen, die mit Leitmotiven operieren, da wird die Sache ganz aussichtslos. Trotzdem herrscht aber immer noch ein großer Betrieb in diesen Erzeugnissen.

So wurde in einem der Philharmonischen Konzerte unter Arthur Nikisch ein Werk aufgeführt, das den schönen Titel „Der Mensch" führte, von Dr. Paul Ertel nach einem Triptychon von Lesser Ury komponiert, in dem jedes Thema etwas Besonderes bedeuten sollte. Bei näherer Betrachtung erwies es sich dann als ein Präludium mit einer recht gut und fleißig geschriebenen Tripelfuge dahinter. Ein andres Stück hieß der „Tod des Tintagiles" und sollte ein Trauerspiel von Maeterlinck illustrieren. Ch. M. Löffler war der Verfasser, und wenn er die Verschwommenheit und Hilflosigkeit jener Dichtung nachbilden wollte, so ist ihm das gar nicht übel gelungen.

Unter den Berliner Dirigenten ist Oskar Fried in neuerer Zeit mehr hervorgetreten, der offenbar ein großes, natürliches Geschick für die Leitung von Chor- und Orchestermassen besitzt. Wie weit sich seine Fähigkeiten entwickeln und sein Talent verfeinern wird, kann erst die Zukunft lehren. Mit dem Sternschen Verein führte er bisweilen Dinge auf, die eher in ein Orchesterkonzert gehört hätten, z. B. die „Appalachia" von Frederik Delius, Orchestervariationen mit einem Schlußchor. Das Stück ist mit verzweifeltem Raffinement geschrieben, das Orchester gleißt und schillert in allen Farben, sogar die Menschenstimme ist als koloristisches Ingrediens unter die Instrumente gemischt, und doch bleibt das alles nur Unterhaltung fürs Ohr, ist etwas Ähnliches zum Hören, wie das Spiel des Kaleidoskops zum Sehen.

Fried brachte in einem seiner neuen Konzerte auch ein kirchliches Werk von Reger zur Aufführung, das sich in dieser Umgebung, neben greulich phrasenhaften Liedern von Liszt und einer Mahlerschen Symphonie, freilich sehr sonderbar und fremd ausnahm: eine Kantate über den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden", für Alt- und Tenorsolo, gemischten Chor, Solovioline und Oboe nebst Orgel. Die einzelnen Strophen des schönen Liedes sind in der verschiedensten Art figuriert: der Alt singt zuerst die Melodie, dann übernimmt sie die Violine, während der Tenor dagegen kontrapunktiert, dann tritt die Oboe mit klagenden Gängen dem cantus firmus im Alt gegenüber, dann liegt der Choral im Orgelbaß, und so fort, bis in der Schlußstrophe die Männerstimmen des Chors die Melodie ergreifen und die Frauenstimmen sowie die Soloinstrumente und Orgel mit mächtiger Steigerung dagegen kontrapunktieren. Bei allem Ernst der Durchführung haftet ein Schein des Spielerischen an diesen Choralfigurationen, in sofern meine ich, als das Religiöse hinter dem Musikalischen zurücktritt. Das schickte sich für jedes andre Gebiet, nur nicht für die Choralkantate, wo wir gewöhnt sind, die Musik im höchsten Sinn als Mittel zum Zweck wirken zu sehen.

Von Reger war in diesem Winter auch sonst ziemlich viel zu hören. Ein Reger-Abend brachte eine Sonate für Klarinette und Klavier, eine andre für Violine und Klavier, Klavierstücke zu vier Händen und Lieder. Merkwürdige Sachen zum Teil, aber immer nur in Einzelheiten beachtenswert, wie von einem Geist geschaffen, der Stein an Stein setzt, ohne sich viel Rechenschaft abzulegen, ob das nun auch

ein Ganzes wird; weniger von größerem Zug dahingetragen, wie der letzte Satz der Violin-Sonate in Fis-dur, Variationen mit einer Schlußfuge. Es ist, scheint mir, ein beachtenswertes Zeichen für die besondere Begabung Regers, daß er immer dort sein Bestes gibt, wo er von außenher Stützen und Leitseile bekommt: ein Thema zum Variieren, das sich an den Facetten seines Geistes dann oft überraschend vielseitig bricht; oder wo ganz strenge Formen, wie die Fuge, ihm Maß und Ziel geben. Ich kenne Fugen von ihm, wie sie vielleicht kein andrer, lebender Komponist zu schreiben vermag, in freien Formen jedoch verliert sich seine Phantasie oft ins Gestaltlose und Unanschauliche; dann entstehen nicht mehr lebendige Bildungen, sondern Konstruktionen, Linienführungen, die vielleicht noch für das Auge, auf dem Papier einen Sinn haben, aber nicht mehr für das Ohr.

Eins der schlimmsten Produkte dieser Gattung ist seine Sinfonietta, die Nikisch in einem der philharmonischen Konzerte brachte. Diese Sinfonietta ist eigentlich eine ausgewachsene Sinfonie, denn sie dauert dreiviertel Stunden, obwohl sie nur drei Sätze hat, und sie gehört zum qualvollsten und unerquicklichsten, was mir je vorgekommen ist. Denn abgesehen von der verfehlten Instrumentierung, die viel zu gleichmäßig und dick hinläuft, ist auch die Faktur von einer erstaunlichen Unübersichtlichkeit und Unruhe; das rastlose Durcheinanderlaufen der Stimmen gibt einem den Eindruck eines musikalischen Ameisenhaufens. Da ist keine Gliederung, keine Gestalt, kein Wechsel von Licht und Schatten; das Ganze wirkt etwa wie das Gemälde eines Kurzsichtigen, der immer nur das eine Detail sieht, an dem er gerade arbeitet, aber nicht die Totalität des Bildes überblicken kann.

Bei gewissen Partien dieses Stückes, die da klingen, als ob jeder Orchestermusiker auf eigene Weise sich vergnügte, unbekümmert darum, was etwa der Nachbar treibt, kommt man wieder zu der oft diskutierten Frage, wie weit die Schulung des Ohres zu treiben möglich sei, ob es Grenzen gibt für die Wahrnehmung komplizierter Stimmenverschlingungen und Tonbeziehungen, oder ob die Entwicklungsfähigkeit des analytischen Gehörs unbegrenzt ist. Die Vertreter der Richtung, die Reger in seinen Werken zum Teil nimmt, sind der Meinung, daß durch fortgesetzte Übung die Leistungen des Ohres ins Ungemessene zu steigern seien, und sie weisen darauf hin, wie unendlich weit das geschulte Ohr dem ungeschulten jetzt schon vorausgeeilt sei und schließen: warum sollte eine weitere Entwicklung ausgeschlossen sein?

Die Antwort ist einfach: weil alles seine Grenze hat. Der Abstand zwischen den Muskelkräften eines bleichsüchtigen Bücherwurms und eines geschulten Athleten ist gewiß ungeheuer; der eine ermüdet bei den ersten Übungen mit leichten Hanteln, der andre spielt mit Zentnern, — aber wäre daraus zu schließen, daß er bei weiterer Ausbildung endlich auch dahin gelangen kann, ein Haus zu heben? Die Absurdität eines solchen Schlusses liegt auf der Hand; aber vor der nicht minder absurden Behauptung, das Ohr ließe sich ins Ungemessene verfeinern, schreckt man nicht zurück. Nach meiner Meinung ist die Grenze dessen, was das Ohr zu leisten vermag, in manchen Werken von Reger schon überschritten. Jedes, auch das vernünftigste Prinzip, wird zum Unsinn, wenn man es auf die Spitze treibt, darum gibt es hier nur eine Möglichkeit: Zurück!

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Kaum hatte sich der Schrecken über den Ausbruch des Vesuvs, der acht Tage lang die Menschen in banger Spannung über das Geschick Neapels und Pompejis gehalten hatte, am Ostersonntage beruhigt, so wurde ihre Sorge und Teilnahme von neuem durch eine noch verderblichere und furchtbarere Katastrophe in Anspruch genommen. Die Königin der Städte an der ganzen amerikanischen Küste des Stillen Ozeans, San Francisco, fiel am 18. und 19. April durch Erdbeben, Feuersbrunst und Springflut der Vernichtung anheim. Das moderne San Francisco war kaum sechzig Jahre alt, aber wegen seiner wunderbaren Lage, in einer fruchtbaren und malerischen Landschaft, zwischen dem Weltmeer und einer tief in das Land einschneidenden langgestreckten Bucht, auf der Spitze einer Halbinsel gelegen, war es der Stolz der Amerikaner. Vielleicht noch mehr um seiner Zukunftshoffnungen willen als um seines raschen Aufblühens. Mit der Vollendung des Panamakanals und der Zunahme der Schiffahrt auf dem Stillen Ozean schien die Stadt bestimmt zu sein, ein Welthandelsplatz zu werden. San Francisco hatte vor allen amerikanischen Städten noch aus den Tagen der Goldgräber her einen romantischen Anflug, und seine riesenhohen Holz- und Stahlhäuser, die zu vierzehn Stockwerken emporstiegen, in bunten phantastischen Architekturformen, sein Chinesenviertel mit Opiumschenken, Spielhöllen und Theatern, sein Strand und sein herrlicher Park am Goldenen Tor erhöhten seinen Ruf. In wenigen Stunden haben die elementaren Mächte das mühsame Werk menschlicher Tatkraft zerstört. Zu den zahlreichen Menschenopfern gesellen sich unermeßliche Verluste an Gut und Geld. Die Behörden, die militärischen wie die bürgerlichen, bewiesen in all dem Schrecken und Elend eine bewunderungswürdige Entschlossenheit, Umsicht und Kaltblütigkeit. Sie wußten der Bevölkerung, die während zweier Tage und Nächte von allem entblößt war, aus den Proviantmagazinen des Heeres und der Flotte Lebensmittel, Decken und Zelte zu besorgen, die Wasserzufuhr zu regeln, das Gefühl der Sicherheit für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu erwecken. Die Mildtätigkeit der ganzen Welt war bereit, der schwer betroffenen Stadt, von der kaum ein Viertel unbeschädigt stehen geblieben war, zu Hilfe zu eilen, aber der Präsident Roosevelt lehnte mit höflichem Dank für die Teilnahme jegliche Unterstützung ab. Das imperialistische Amerika will die Prüfung allein bestehen und San Francisco noch einmal so schön und stattlich, wie es war, wieder aufbauen. Obgleich Kalifornien ein Land der Erdbeben ist und die Schwankungen des Bodens sich unausgesetzt im Weichbild San Franciscos erneuern, kann nicht daran gedacht werden, diese unvergleichliche Stelle für einen Welthandelsplatz aufzugeben. Der Kunst des Ingenieurs und des Architekten ist die Aufgabe gestellt, durch die Anlage der Straßen und die Bauart der Häuser die Zerstörungen künftiger Naturereignisse nach Möglichkeit abzuschwächen.

Die „Depression", die in der Weltpolitik mit dem friedlichen Abschluß der Konferenz in Algeciras am 7. April eingetreten war, ist alsbald von der Spannung der inneren Verhältnisse in Rußland, Frankreich und Österreich-Ungarn abgelöst worden. In Rußland stand für diesen Monat die Eröffnung der Reichsduma, in Frankreich die Wahl einer neuen Deputiertenkammer, in Ungarn ein neues Abgeordnetenhaus, in Österreich ein neues Ministerium bevor. Die Entwicklung der russischen Dinge fesselt nach wie vor die Aufmerksamkeit Europas, jetzt offenbar in hoffnungsreicherer Stimmung als während des Winters. Die vielfache Überzeichnung der neuen russischen, fünfprozentigen Anleihe von 1500 Millionen Franken am 26. April auf den Börsen von Paris, London und Wien hat den Beweis nicht nur der Freundschaft des verbündeten Frankreichs, sondern auch des unerschütterten Vertrauens des europäischen Kapitals zu der Zahlungsfähigkeit und dem Bestand Rußlands erbracht. Trotzdem wird es vielen Unterzeichnern der Anleihe eine peinliche Überraschung gewesen sein, daß die Entlassung des Grafen Witte aus seinem Amt als Ministerpräsident fast unmittelbar dem Abschluß der Anleihe am 4. Mai folgte. Zwar ist Graf Witte selber seiner „geschwächten Gesundheit" wegen um die Enthebung von seinem Amte eingekommen, und der Zar Nikolaus versichert ihm in dem Schreiben, in dem er ihm seine Entlassung erteilt, seiner aufrichtigen Erkenntlichkeit und fortdauernden Dankbarkeit und Gnade, aber die Meinung des Auslandes sieht in dem Rücktritt Wittes ein bedenkliches Zeichen für die Verhandlungen der Regierung mit der Duma. Mit Recht oder Unrecht galt Graf Witte in Europa als der einzig geeignete Vermittler zwischen dem Zaren und der Duma, eine Mischung von Necker und Mirabeau. Am russischen Hofe hat man denn auch das Bedürfnis gefühlt, Europa über die Tragweite der Entlassung Wittes zu beruhigen, und zugleich mit ihm den „Besieger der Revolution", den Minister des Innern, Durnowo, verabschiedet, gleichsam zum Zeugnis, daß man an den Versprechungen vom 15. August und 30. Oktober 1905, wenigstens im Geiste, wenn auch nicht den Buchstaben nach, festhalten wolle. An Wittes Stelle ist Iwan Logginowitsch Goremykin zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Ein Mann von siebenundsechzig Jahren, der seine Laufbahn seit dem Jahre 1863 in der Beamtenhierarchie durchgemacht hat, von altrussischer Gesinnung, in seinen Anfängen liberal angehaucht, seit der Regierung Alexanders III. aber im Fahrwasser der Reaktion. Für das Ausland ist er zunächst ein unbeschriebenes Blatt; in russischen Regierungskreisen gilt er für einen ausgezeichneten Kenner aller agrarischen Verhältnisse des Landes, und man ist geneigt, dieser seiner hervorragenden Eigenschaft, bei der Wichtigkeit, welche die Landfrage in den Verhandlungen der Duma beanspruchen wird, seine Ernennung zum Vorsitzenden der neuen Regierung zuzuschreiben.

Viele betrachten ihn freilich als den Sturmbock, der in die freigesinnte Duma Bresche legen soll. Denn wie es der Revolutionspartei nicht gelungen ist, die Wahlen zur Duma zu hindern, hat auch die Regierung mit ihren Bestrebungen, eine reaktionäre Mehrheit durchzusetzen, kein Glück gehabt. Für eine erste politische Wahl bei einem völlig ungeschulten Volke haben sich diese russischen Wahlen doch mit großer Ruhe, Ordnung und Einsicht vollzogen. Auf dem platten Lande und in der Arbeiterbevölkerung ist die Beteiligung an vielen Orten nur gering gewesen, bei den Bauern aus Unverständnis, Gleichgültigkeit und Trägheit, bei den Arbeitern auf das Gebot ihrer sozialistischen Führer hin. Aber die Städte und die deutschen und polnischen Bauerndörfer haben ihr Wahlrecht in verhältnismäßig hohen Prozentsätzen ausgeübt, und ihre Wahlen sind überwiegend zugunsten der konstitutionell-demokratischen Partei ausgefallen, die auf dem Manifest vom 30. Oktober beruht. In ihr ist der politische Kern der Duma gegeben. Mögen die einzelnen Persönlichkeiten sich zunächst auch noch so fern stehen, die Programme im einzelnen sich widersprechen, an unausführbaren Forderungen kein Mangel sein — die praktischen Aufgaben und Arbeiten in der Duma werden bald aufklärend, ernüchternd und einigend wirken. Als zahlreichste Partei werden diese sogenannten „Kadetten" auf alle

unentschlossenen und unsicheren Mitglieder der Duma eine entscheidende Anziehungskraft ausüben. Und wie in der Duma sind die Aussichten des Hofes und der Bureaukratie auf eine gesetzliche Reaktion auch im Reichsrate, den man der Duma als Bremse und Hemmschuh angehängt, geringer geworden. Er besteht zur Hälfte aus Mitgliedern, die der Zar ernennt, und zur andern aus gewählten Mitgliedern. Diese letzteren sollen sämtlich Anhänger einer russischen Konstitution sein und Gegner jeglicher Polizei- und Beamtenwillkür. Das erste russische Parlament steht also unter freiheitlichen Sternen; große Hoffnungen des Volkes knüpfen sich daran, und die Teilnahme des Auslandes begleitet seine Verhandlungen. Aber diese zuversichtlichen Stimmungen erfahren beständig durch die Ausbrüche fanatischer Parteiwut einen Dämpfer. Unmittelbar vor dem 10. Mai, dem zur Eröffnung der Duma festgesetzten Tage, sind zwei neue Attentate verübt worden. In Jekaterinoslaw, einer großen Fabrikstadt in Südrußland, erschossen am Abend des 6. Mai „sechs Unbekannte, die zu gleicher Zeit ihre Revolver abfeuerten", den Generalgouverneur Jeoltanowsky, einen der schlimmsten Schreckensmänner, die seit dem Dezember 1905 die Ordnung in Rußland mit unbarmherziger Grausamkeit behaupten. Am gleichen Tage wurde in Moskau gegen den Wagen des Generalgouverneurs, des Admirals Dubassow, eine Bombe geschleudert, die ihn verwundete und seinen Adjutanten und eine Schildwache tötete. Der Mann, der die Bombe warf, trug Offiziersuniform und soll zugleich mit seinen Opfern umgekommen sein. Dubassow, der den Aufstand in Moskau niedergeschlagen hatte, stand seitdem auf der schwarzen Liste der Revolutionäre. Trotz dieser bedenklichen Vorzeichen hat sich die Eröffnung der Duma am Donnerstag, den 10. Mai, glanzvoll und feierlich ohne jede Störung in Petersburg vollzogen. Der Zar empfing in dem Beisein des ganzen Hofes die Duma in dem Georgssaal des Winterpalastes und hielt eine herzliche entgegenkommende Begrüßungsrede. Er betonte seinen festen Willen, die versprochenen Volksrechte aufrecht zu erhalten und einträchtig mit der Duma zu verhandeln. „Mögen sich meine heißen Wünsche erfüllen, mein Volk glücklich zu sehen und meinem Sohne einen festen, wohlgeordneten und aufgeklärten Staat als Erbe zu hinterlassen." Auf den Straßen bewegte sich eine unermeßliche Volksmenge, welche die Abgeordneten, als sie in offenen Wagen, unbedeckten Hauptes, nach dem tauriſchen Palaste fuhren, mit stürmischem Jubelruf begrüßte. Der tauriſche Palast, im Nordosten der Stadt gelegen, ist von Katharina II. im Jahre 1783 für ihren Günstling Potemkin, den Taurier, zur Erinnerung an die Eroberung der Krim erbaut worden und nach Potemkins Tode 1791 wieder an die Krone zurückgefallen. Hier eröffnete der Staatssekretär Frisch die Duma mit einer Ansprache und dem Wunsche, daß ihre Arbeiten einen glücklichen Verlauf nehmen möchten. Die Abgeordneten würden in voller Freiheit und Öffentlichkeit verhandeln können, jedes ihrer Worte werde durch die Presse im ganzen Reiche verbreitet werden. Ohne namentliche Abstimmung durch Zuruf wählte die Versammlung den Moskauer Professor Muromzew zu ihrem Präsidenten. Als erster erbat darauf Petrunkewitsch das Wort und sprach auf der Rednerbühne: Das erste freie Wort in der Duma müsse denen gewidmet sein, die für die Freiheit der Heimat ihre persönliche Freiheit geopfert hätten. Das freie Rußland fordere die Befreiung aller politischen Gefangenen. Ein einziger Ruf, immer von neuem wiederholt: Amnestie! durchbrauste den weiten Saal. Die Verhandlungen haben dann am 15. Mai mit der Beratung einer Adresse an den Zaren, die das Programm der Duma entwickelt und mit der Forderung der Amnestie eindringlich schließt, begonnen.

Das neue Ministerium in Frankreich: Sarrien, Clemenceau und Bourgeois, hat schwere Wochen hinter sich. Unmittelbar vor seiner Bildung war das furchtbare Grubenunglück in Courrières eingetreten und hatte die schon vorhandene Gärung in der Arbeiterschaft der Berg- und Hüttenwerke in den Norddepartements gesteigert. Um Lohnerhöhungen und den achtstündigen Arbeitstag geht der Streik. Allmählich ist die gesamte Arbeiterbevölkerung Frankreichs in Unruhe und Bewegung

geraten. In den Arsenalen zu Brest, Cherbourg und Toulon streiken bald die eine, bald die andre Gruppe von Arbeitern; in Paris stellten die Postbeamten und die Briefträger den Dienst ein. Zu einem völligen Aufstand mit Barrikaden und Dynamitbomben, Beschädigung der Eisenbahnen und blutigen Angriffen auf Polizei und Truppen artete der Streik in der Umgegend der Stadt Lens aus. „Von rechts und von links bedroht uns der Bürgerkrieg," hat der Minister des Innern, Clemenceau, in einer Rede in Lyon ausgerufen. Die Regierung will nämlich durch die Polizei auf die Spuren eines klerikal-monarchistischen Komplotts gekommen sein, das den Umsturz der Verfassung vorbereitete. Verhaftungen und Haussuchungen haben in Paris und in der Provinz stattgefunden. Eine geheime Verbindung zwischen Bonapartisten und Orleanisten einer- und Anarchisten und Streikenden anderseits hätte bestanden, und Geldsummen seien zur Schürung der Unruhen verteilt worden. Bei dem Charakter der beiden Prätendenten, des Prinzen Philipp von Orleans und des Prinzen Viktor Bonaparte, die keine Ader von einem Catilina oder Cäsar in sich haben, wird man diese Verschwörung nicht allzu tragisch nehmen dürfen; unwahrscheinlich aber ist es nicht, daß ein und ein andrer Führer der Rechten die günstige Gelegenheit benutzt hat, die Streikenden zu unterstützen und die ruhigen Bürger bei den Wahlen durch die Furcht vor den Roten in das Lager der Schwarzen zu treiben. In Paris hatten tatsächlich die Alarmnachrichten der Zeitungen einen panischen Schrecken bereitet, am 1. Mai werde die sozialistische Partei einen Aufstand versuchen. Mit Lebensmitteln und sogar mit Petroleum, im Fall Gas- und elektrisches Licht versagen sollten, hatten sich die Ängstlichen versorgt. Ihrerseits war auch die Regierung nicht untätig geblieben und hatte eine bedeutende Truppenmacht in Paris zusammengezogen. So verlief denn der Weltfeiertag der Arbeiter diesmal friedlicher als in allen früheren Jahren. Bedenklicher als alle Ausstände, Verschwörungen und Ansagen der Revolution oder doch wenigstens ihrer Generalprobe ist die fortschreitende Zersetzung des französischen Heeres. Wie die klerikalgesinnten Offiziere von ihren freidenkerischen Kameraden und Zivilisten bei den Freimaurerlogen verdächtigt wurden, so übt jetzt ein Antifreimaurerverein eine ähnliche Spionage über die republikanischen Offiziere aus. Bei den Inventuraufnahmen in den Kirchen hatten die Offiziere an verschiedenen Orten der Zivilverwaltung ihre Beihilfe verweigert und waren von den Kriegsgerichten freigesprochen worden. Gleichsam um das Gleichgewicht herzustellen, erschien neulich in der Pariser Arbeiterbörse an der Place de la Republique ein Leutnant Tisserand de Lange in voller Uniform und erklärte feierlich, unter dem Jubel der versammelten Arbeiter, daß er bei einem Aufstande seinen Leuten niemals den Befehl erteilen würde, auf das Volk zu schießen. Die Geschichte hat zweifellos einen starken Stich in die Kinderei und die Reklame; aber sie zeigt doch auch, wie erschüttert die Disziplin in der Armee ist. Alle diese Umtriebe sollten Stimmung für die Wahlen am 6. Mai machen, die einen im revolutionären, die andern im reaktionären Sinne. Nach der Annahme des Gesetzes über die Trennung zwischen Kirche und Staat schien es für die katholische Kirche in Frankreich keine dringendere Angelegenheit zu geben als ihre Neuordnung auf gemeindlicher Grundlage; aber weder der Vatikan noch die Bischöfe haben den Gläubigen bisher eine Losung mitgeteilt, alle Zukunftspläne wurden von dem Ausgange der Wahlen abhängig gemacht. Der Ausfall dieser Wahlen hat nun den Klerikalen und Nationalisten eine arge Enttäuschung gebracht. Der republikanische Block ist als Sieger daraus hervorgegangen; seine verschiedenen Gruppen zählen zweihundertsechzig Mitglieder; alle Minister und die sozialistischen Führer sind gewählt worden, während die Rechte manche hervorragende Persönlichkeit verloren und nur hundertundzehn Sitze im ersten Wahlgange gewonnen hat. Wie viele sie von den hundertvierundfünfzig Plätzen, über die am 20. Mai die Stichwahl entscheidet, noch erobern wird, steht dahin; aber im günstigsten Falle kann es sich nur um eine Abschwächung ihrer Niederlage handeln. Die Trennung zwischen der Kirche und dem Staate ist fortan kein bloßes Blatt Papier mehr, sondern wird

unmittelbar in die Wirklichkeit überführt werden. Welchen Anteil an dem radikalen Wahlsiege man auch den geschickten Maßregeln der Regierung und der rechtzeitigen Entdeckung oder Erfindung der „Verschwörung" zuschreiben mag, die Tatsache ist nicht abzuweisen, daß die große Mehrheit des französischen Volkes mit der Trennung der Kirche von dem Staate einverstanden ist und es mit dem amerikanischen System der freien Kirche im freien Staate einmal versuchen will.

Auch in Ungarn haben die von dem Ministerium Wekerle ausgeschriebenen und in den Tagen vom 28. April bis zum 7. Mai vollzogenen Wahlen zu dem Siege der Kossuthpartei geführt. Von den vierhundertdreizehn Sitzen des Unterhauses werden ihr zweihundertvierzig angehören. Die Verfassungspartei — das Wrack der einst allmächtigen liberalen Partei, die in den Jahren 1868—1903 das moderne Ungarn geschaffen hat — ist auf vierundsiebzig Mitglieder zusammengeschmolzen; die Nationalitäten zählen achtunddreißig Vertreter. Das neue Haus soll bekanntlich nach dem Abkommen zwischen dem König und der Opposition nur die Einstellung der Rekruten, die Erledigung des Budgets und ein neues Wahlgesetz auf Grund des allgemeinen direkten Stimmrechts beschließen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Kossuthpartei trotz ihres Sieges diese Schranken des Friedensschlusses durchbrechen und eine neue Krisis heraufbeschwören wird; aber es ist unvermeidlich, daß sie einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Wahlgesetzes ausüben und dem Magyarentum auch in der neuen Wahlordnung seine Vorherrschaft gegenüber den Nationalitäten, die, zahlreicher als die Magyaren, den „ungarischen Globus" bewohnen, nach Möglichkeit sichern wird. Die Regierung, die sich jetzt wieder auf eine starke parlamentarische Mehrheit stützen kann, kommt diesen Bestrebungen entgegen, und so wird der letzte Zweck, der ursprünglich der Losung: Allgemeines Wahlrecht! in den Hofkreisen und im Ministerium Fejervary vorschwebte: der Bruch des magyarischen politischen Übergewichts — vereitelt werden. Der Vorteil der Wahlreform fällt nicht den Nationalitäten, sondern der mehr oder minder international gefärbten Sozialdemokratie zu. Diese Erkenntnis bereitet dem Wahlgesetzentwurf, den der Minister Gautsch dem österreichischen Reichsrate am 23. Februar vorlegte, bis heute unübersteigliche Schwierigkeiten vor — Schwierigkeiten, an denen schließlich die Regierung gescheitert ist. Am 29. April überreichte der Minister Freiherr von Gautsch dem Kaiser sein Entlassungsgesuch, das von diesem angenommen wurde. Der Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der in seiner bisherigen Stellung als Statthalter in Triest durch die Beruhigung der Stadt und den Ausgleich zwischen den Italienern, Deutschen und Slawen innerhalb der Bevölkerung Geschick und administratives Talent bewiesen hat, ist zum neuen Ministerpräsidenten ausersehen. Der Widerstand der Deutschen und der Polen gegen die Wahlreform ist die entscheidende Ursache zum Sturz des Freiherrn von Gautsch gewesen. Die Deutschen sahen sich durch dieselbe für immer in die Minderheit durch die Mehrheit der Slawen im Reichsrat versetzt: 203 Stimmen gegen 230, und die Polen fürchteten durch die Erhöhung der Stimmen der Ruthenen ihre Herrschaft über Galizien einzubüßen. Der letzte Versuch, den Gautsch machte, durch die Bildung eines parlamentarischen Ministeriums die Parteien günstiger zu stimmen, fand keine Gegenliebe, und so ging er, unbeklagt und unvermißt. „Personen gehen, aber Ideen bleiben," sagte er, als er seine Vorlage für das allgemeine Stimmrecht einbrachte; „mein Sturz wird nicht der Sturz der Wahlreform sein." Die österreichische Sozialdemokratie hat denn auch schon „jeden Versuch, die Wahlreform zu verhindern oder zu verschleppen", mit der Drohung eines allgemeinen Ausstandes beantwortet; aber den Stillstand der Verhandlungen dadurch nicht aufheben können. Ohne den Forderungen der Deutschen und der Polen Genüge zu leisten, erweist sich die Reform als undurchführbar, von dem Widerstand des Herrenhauses ganz abgesehen. Der Reichsrat ist am 15. Mai in Wien wieder zusammengetreten.

Über Nacht ist ein Konflikt zwischen der Türkei und England ausgebrochen. Seit sich England im Jahre 1882 durch die Beschießung Alexandrias und seinen

Sieg über Arabi Paſcha in den tatſächlichen Beſitz Ägyptens geſetzt hat, iſt es von ſeiner traditionellen Freundſchaft für die Türkei zurückgekommen. Es bereitet ihr im Gegenteil in Mazedonien und in Arabien offen und heimlich Widerſpruch und Gegenſatz. Von Aden aus möchte es in den weſtlichen, wie von dem Perſiſchen Golf in den öſtlichen Teil Arabiens eindringen. Die Bahnen, welche die Türkei durch Meſopotamien nach Bagdad und von Syrien über die Halbinſel des Sinai nach Mekka zu führen beabſichtigt, bereiten ihm Sorge wegen ſeines Handels und des Suezkanals. Gewiß iſt es Übertreibung, wenn man den Engländern Pläne über ein Protektorat der heiligen Städte Mekka und Medina zuſchreibt; aber eine Verſtärkung der türkiſchen Stellung im ſüdlichen Arabien kann ihm nicht angenehm ſein, und es wird unter der Hand das Seine tun, die den Türken feindlichen Stämme und ihre Führer in dem Widerſtand gegen den Sultan zu ermutigen und zu unterſtützen. Bei dieſer Sachlage war es eine Unklugheit der Pforte, den mächtigen Gegner zu reizen. Die Fortſetzung der Eiſenbahn über Beirut nach El Ariſch und Akaba an der Bucht des Roten Meeres ſtreift beſtändig die türkiſch-ägyptiſche Grenze. Dieſe Grenze iſt ſeit dem Anfang der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts noch aus den Kämpfen zwiſchen Mehmed Ali und der Türkei oberflächlich feſtgelegt und die Halbinſel des Sinai weſtlich von der Linie El Ariſch nach Tabah Ägypten zugeſprochen worden. Jetzt hat die türkiſche Regierung Tabah mit einer Beſatzung belegt und in El Ariſch Grenzpfähle und Telegraphenſtangen entfernen laſſen, offenbar, um ſich den Weg der künftigen Bahn zu ſichern. Dieſe Bahn, die hauptſächlich zur Beförderung der Pilgerzüge nach Mekka gebaut werden ſoll, aber natürlich auch ein politiſches Machtmittel für die türkiſche Herrſchaft bilden wird, iſt den Engländern als Konkurrentin des Suezkanals ein Dorn im Auge, und die Regierung hat mit raſchem Entſchluß ſchon den erſten Schritten der Türkei ein drohendes Halt zugerufen. Der Pforte iſt eine Art Ultimatum zugeſtellt worden, am 3. Mai, mit der Forderung, es innerhalb von zehn Tagen durch die Zurückziehung der Garniſon aus Tabah zu beantworten. „Der Umfang der Forderungen der Pforte ſowie Ton und Charakter der türkiſchen Mitteilung an den Khedive hat es unmöglich gemacht, die Regelung der Angelegenheit auf unbeſtimmte Zeit zu verſchieben,“ erklärte am 7. Mai der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im Unterhauſe. „Das Vorgehen der Türkei würde, wenn man ihm freien Lauf ließe, eine wirkliche Gefahr nicht nur für die Freiheit des Suezkanals, ſondern auch für die Freiheit Ägyptens und die Sicherheit der Dynaſtie des Khedive ſein. Wir drängen darum auf die Feſtſetzung der Grenze Ägyptens, wie ſie unbeſtritten und ungeſtört ſeit Jahren beſtanden hat.“ Um der Forderung den nötigen Nachdruck zu geben, hatte England inzwiſchen ſein Heer in Ägypten verſtärkt und von Malta aus eine Flottendemonſtration in den türkiſchen Gewäſſern vorbereitet. Zum Überfluß nahmen ſich noch die Botſchafter Frankreichs und Rußlands in Konſtantinopel der engliſchen Vorſtellung bereitwillig an, und dem Sultan bleibt in ſeiner Hilfloſigkeit nichts übrig, als den Rückzug anzutreten. Die Engländer wiſſen, daß ihre Stellung in Ägypten auf einer Uſurpation beruht, die nur durch Kühnheit und Abwehr jedes Verſuchs, ſie anzutaſten, behauptet werden kann; die Pforte aber, die noch überdies einen Grenzſtreit mit Perſien auszugleichen hat, bedarf der Zuſtimmung Englands und der andern Großmächte, um die Erhöhung ihrer Zölle durchzuführen, die ihr in ihren beſtändigen finanziellen Verlegenheiten eine Weile Luft ſchaffen ſoll. Nach einigen Verſuchen, die Angelegenheit zu verſchleppen, hat denn auch der Sultan nachgegeben, die Beſatzung aus Tabah zurückgezogen und in die Grenzregulierung auf der Halbinſel des Sinai eingewilligt.

ρ. **Brockhaus' Kleines Konversationslexikon.** Fünfte, vollständig neubearbeitete Auflage in zwei Bänden. Erster Band A—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten sowie 34 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.

„Brockhaus' Konversationslexikon" ist ein Haushaltswert der Deutschen und einer der vornehmsten Ruhmestitel der Firma, die es geschaffen hat, und in bald hundertjähriger, unausgesetzter Arbeit auf der Höhe der Zeit erhält. Was dies große Werk zur Förderung und Ausbreitung des Wissens mitgewirkt hat, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, und nicht allein für das Laienpublikum; denn auch von dem Forscher, dem Gelehrten ist nicht anzunehmen, daß er auf allen Gebieten gleich bewandert sei, zumal der überlieferte Stoff beständig anwächst, sich erweitert, vertieft und für den einzelnen fast unübersehbar wird. Zu keiner Periode mehr als in der Gegenwart, da die Triumphe der Technik kaum eine Seite unsers täglichen Lebens unberührt gelassen haben, da neue Länder, neue Völkerschaften in unsern Gesichtskreis getreten sind, und das ungeheure Material einer vieltausendjährigen Kultur immer wieder ungeahnte Bereicherungen erfährt. Hier sich rasch und bequem zu orientieren, ist Brockhaus', auf zwei Bände berechnetes kleines Konversationslexikon, von dem der erste Band in fünfter, neubearbeiteter Auflage vorliegt, ungemein geeignet. Auf tausend Seiten kompressem, aber klarem und gut lesbarem Druck erhalten wir eine geradezu erschöpfende Fülle dessen, was auf allen Wissensgebieten innerhalb der Buchstaben A—K einbegriffen ist. Die einzelnen Artikel sind so knapp gefaßt, wie der Gegenstand es erlaubt, ohne dem Wesentlichen Eintrag zu tun. Doch finden sich auch solche von größerer Ausführlichkeit, wie z. B. der Artikel „Deutschland", der mit seinen mannigfachen Nebenbeziehungen zwanzig Doppelkolumnen umfaßt und sehr reich illustriert ist. Überhaupt verdienen Ausstattung und Bilderschmuck von Brockhaus' kleinem Konversationslexikon jedes Lob; sein größtes aber ist dies, daß man es an keiner Stelle aufschlagen wird, ohne kurz und bündig belehrt zu werden, und daß man nichts, was literarisch, wissenschaftlich oder politisch von irgendwelchem Belang ist, vergeblich darin suchen wird.

λ. **Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Herausg. von Anton Bettelheim. Achter Bd. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Dieser Band enthält die Nekrologe der im Jahr 1903 gestorbenen Personen, so weit nämlich die Bearbeiter ihre Beiträge geliefert haben. Das trifft nicht durchweg zu; z. B. fehlt der Aufsatz über Theodor Mommsen, dessen vorzüglich gelungnes Bild den Band ziert, und soll erst im neunten Band zum Druck gelangen. Dagegen erhalten wir u. a. die Lebensbilder des badischen Staatsministers Dr. Nokk von F. v. Weech, des Sozialpolitikers Rösicke von Th. Barth, des Historikers Ernst Friedländer von Ernst Berner, des einstigen Tübinger Professors und österreichischen Ministers Schäffle von Wilhelm Lang, des Komponisten Hugo Wolf von Paul Müller, des Historikers Onno Klopp von dessen Sohn. Im Nachtrag wurden u. a. die Biographien des Historikers Ernst Dümmler, des klassischen Philologen Emil Hübner, des Mediziners Kußmaul, des Dichters Robert Byr geliefert. Wir haben auch von diesem Jahrgang zu rühmen, daß, wenn auch manche Artikel nach dem Motto de mortuis nil nisi boni (nicht bene, was sich von selbst verstehen sollte!) gearbeitet sind, doch im großen und ganzen das Jahrbuch eine Fülle wertvollen biographischen und zeitgeschichtlichen Wissens darbietet. Die Würdigung Schäffles durch Wilhelm Lang z. B. ist in ihrer Sachkenntnis und ihrer Sachlichkeit ebenso eine Musterleistung wie nach Seiten der Form.

δ. **Lafcadio Hearn, Lotos. Blicke in das unbekannte Japan.** Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. Erstes bis viertes Tausend. Buchschmuck von Emil Orlik, Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1906.

Lafcadio Hearn, durch Herrn v. Brandts Aufsätze den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt, ist in Griechenland als Sohn englischer Eltern im Jahre 1850 geboren und in England erzogen, kam vor Jahren nach mannigfachen Schicksalen — er war erst Buchdrucker, dann Redakteur, — nach Japan und wurde durch die eigenartige Kultur des japanischen Volkes derart gefesselt, daß er sich naturalisieren ließ, eine Japanerin heiratete und bald darauf zum Professor der englischen Sprache und Literatur an der Universität Tokio ernannt wurde. Im Herbst des vorigen Jahres ist er gestorben. Eine ganz und gar poetisch angelegte Natur, die uns den Zauber der Landschaft, den Reichtum des Volksglaubens, die Demut und Anmut dieser merkwürdigen Nation stimmungsvoll widerspiegelt. Ein seltsames Gegenstück gegen alles das, was wir von dem Staats- und Kriegswesen Japans in den letzten Jahren staunend erlebt, so daß wir Mühe haben, beides zu vereinigen, und niemand würde, bevor wir diese großen Taten erlebt, irgend etwas dergleichen erwartet haben, wenn er nicht Lafcadio Hearn gelesen hätte. — Die Übersetzerin hat offenbar sich in den Dichter und Sittenschilderer des fernsten Ostens verständnisvoll versenkt und eine schöne Form dafür in der deutschen Sprache gefunden, die oft erfolgreich mit dem Original zu wetteifern scheint. — Wenn enthusiastische Bewunderer Lafcadio Hearns ihn allein als den wahren Kenner und offenbarer Japans rühmen auf Kosten aller bisherigen Schriftsteller, die Staat und Volkswirtschaft dieses Volkes behandelt haben, ja, wenn sie die letzteren Seiten der japanischen Welt als nebensächliche, nicht das Wesen der Nation berührende bezeichnen, so ist das doch eine grundsätzliche Verkennung dessen, was zu dem Ganzen eines Volkslebens gehört. Ästhetisch-mystische Gesichtspunkte der Betrachtung haben ihr eignes Recht; aber sie heben die Bedeutung politischer und sozialer Gesichtspunkte nicht auf, ohne die das heutige japanische Volksleben nicht zu denken ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arius. — Volksveredler! Holzpapieren Faunenspiel in einem Aufzuge. Von M. Arius. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Ask-Emble. — Frühlingsmärchen. Von Ask-Emble. (R. Martinowitz.) Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Auerʃperg-Hock. — Anton Auerʃpergs (Anaſtaſius Grüns) politiſche Reden und Schriften. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock. Wien, Verlag des Literariſchen Vereins. 1906.

Auwasser. — Das Armband oder ein Faustschlag dem Kastengeist. Lustspiel in fünf Aufzügen von Hans Auwasser. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Auwaſſer. — Die Freitreppe. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Von Hans Auwaſſer. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Baedeker. — Ägypten und der Sudan. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 38 Karten und Plänen, 59 Grundrissen und 57 Vignetten. Sechste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1906.

Barolin. — Die Teilung der Erde. Von Johannes C. Barolin. Mit 4 Karten. Vierte durchgesehene Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Berthold. — Die Rose von Jericho. Eine Idylle. Von Konrad Berthold. Buchſchmuck von Julius Ritſche. Jena, Hermann Coſtenoble. 1906.

Bode und Valentiner. — Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode und W. Valentiner. 60 Kupferdruck-Kunstblätter und 90 Textillustrationen. Erste Lieferung. Berlin, Rich. Bong.

Böhi. — Der Finanzhaushalt des Kantons Thurgau in den Jahren 1803—1903. Von Bernhard Böhi. Frauenfeld, Hahn & Cie. 1905.

Bol. — Und waren einst Sonnenkinder. Von Krulle Bol. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Brandé. — Stimmungen. Von Fred Brandé. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte, vollſtändig neubearbeitete Auflage in zwei Bänden. Erſter Band: A—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, darunter 15 bunte, 221 Karten und Nebenkarten, ſowie 34 Textbeilagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1906.

Brunnhofer. — Rußlands Aufſchwung und Niedergang? Eindrücke und Zukunftsträume auf einer Wolgareiſe von Kaſan bis Aſtrachan im Spätſommer 1905. Von Hermann Brunnhofer. Bern, A. Francke. 1905.

Büttner. — Prinzessin Elfblauchen. Eine Märe in 12 Gesängen. Von Gerhard Büttner. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Christaller. — Magda. Geschichte einer Seele. Von Helene Christaller. Jugenheim a. d. Bergstraße, Suevia-Verlag. 1905.

Daenell. — Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts. Von E. Daenell. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1906.

David. — Photographisches Praktikum. Ein Handbuch für Fachmänner und Freunde der Photographie. Von Ludwig David. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1905.

Donnay. — Liebesleute. Komödie in fünf Akten. Von Maurice Donnay. Aus dem Franzöſiſchen von Stephan Eſtienne. Berlin, „Harmonie". O. J.

Dorient. — Le Japon et la politique française. Par Roger Dorient. Paris, Plon. 1906.

Duffield. — Blumenmalerei in Waſſerfarben. Anleitung für Anfänger. Von Fr. W. Duffield. Überſetzt von Otto Marburg. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Eudel. — La Hollande et les Hollandais. Par Paul Eudel. Paris, Le Soudier. 1906.

Erich. — Udo vom Unkenſtein. Ein Zyklus humoriſtiſch-ſatiriſcher Balladen. Von Fritz Erich. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Ettlinger. — Ovids Liebeskunst. Eine moderne Nachdichtung. Von Karl Ettlinger. Groß-Lichterfelde-Oſt, Dr. P. Langenſcheidt. O. J.

Eusebius. — Des Ignatius von Loyola Bekehrung. Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Eusebius. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Felix. — Das Recht auf Glück. Lebensbilder in lyrisch-dramatischer Form. Von Karl Heinrich Felix. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Finck. — Wagner und ſeine Werke. Die Geſchichte ſeines Lebens mit kritiſchen Erläuterungen. Von Heinrich T. Finck. Deutſch von Georg v. Stal. Zweite Auflage. Zwei Bände. Breslau, S. Schottlaender. 1906.

Fontainas. — Histoire de la peinture française au XIXme siècle (1801—1900). Par André Fontainas. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

France. — Lieder eines Lothringers. Von Charles A. France. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Frundsberg. — Changeant! Novellen und Skizzen von Georg Frundsberg. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Fuhrmann. — „Wollen". Verse von P. L. Fuhrmann. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Girgensohn. — Zwölf Reden über die chriſtliche Religion. Ein Verſuch, modernen Menſchen die alte Wahrheit zu verkündigen. Von Karl Girgenſohn. München, C. H. Beck. 1906.

Goldmann. — Der Richterſtand und die ſozialen Aufgaben der Gegenwart. Von Ernſt Goldmann. Berlin, Otto Liebmann. 1906.

Gontant-Biron. — Mon ambassade en Allemagne (1872—1873). Avec un avant-propos et des notes par André Dreux. Portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1906.

Grünn. — Lieder und Bilder. Von Fritz Grünn. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Griebens Reiseführer. — Berlin und Umgebung. Praktiſcher Wegweiſer. Fünfzigſte, neu bearbeitete Auflage. Mit 6 Karten und 17 Grundriſſen. Berlin, Albert Goldſchmidt. 1906.

Hartmann. — Die Strafrechtspflege in Amerika. Mit Ausführungen zur Deutſchen Strafprozeßreform. Von Adolf Hartmann. Berlin, Franz Vahlen. 1906.

Hebel. — Johann Peter Hebels ſämtliche poetiſche Werke nebſt einer Auswahl ſeiner Predigten, Aufſätze und Briefe in ſechs Bänden. Herausgegeben und erläutert von Ernſt Keller. Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handſchriftprobe und einem Wörterbuch der alemanniſchen Mundart. Leipzig, Max Heſſe. O. J.

Herzog. — Vor dem Kadi. Luſtige Funken aus Morgenland und Abendland. Von S. Herzog. Illuſtriert von Hermann Abeling. Berlin, „Harmonie". O. J.

Hochenegg. — Singen und Ringen. Von Adolf Hochenegg. Leipzig, Max Altmann. 1906.

Hoechstetter. — Vielleicht auch träumen. Verse von Sophie Hoechstetter. Mit einem Porträt. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Hofmann. — Die Grundlagen bewußter Stilempfindung. Von A. v. Hofmann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Hofmann. — Ich liebe meine Einsamkeit. Gedichte von Max Hofmann. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Holm. — Thomas Kerkhoven. Roman von Karſtj Holm. München, Albert Langen. 1906.

Homann. — Zu ſpät! Braunſchweiger Roman von Walter Homann. (Moritz von Birkenburg.) Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Höfer. — Beiträge zu einer Geſchichte des Coburger Buchdrucks im 16. Jahrhundert. Ein bibliographiſcher Verſuch. Von Conrad Höfer. Coburg, E. Riemann. 1906.

Hölzke. — Kinderſeelen. Drei Erzählungen von Hermann Hölzke. Dresden, E. Pierſon. 1905.

Horsten. — Das Meer iſt das Leben. Novellen von Hans Horsten. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Hofsfeld. — Jugend und Liebe. Von Karl Hofsfeld. Zierrat von H. Vogeler-Worpswede. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Igen. — Blütenwehen. Gedichte von Pedro Igen. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Keiter. — Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Dargestellt von Heinrich Keiter. Durchgesehen und ergänzt von Anton Lohr. Zweite Auflage. Köln, J. P. Bachem. 1906.

Kellermann. — Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Von Carl Alfred Kellermann. Weimar, A. Huschke. 1906.

Kerner. — Justinus Kerners sämtliche poetische Werke in vier Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Josef Gaismaier. Mit 3 Bildnissen, 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Klecksographien und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Kuhlin. — Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. Eine dualistisch-kausale Welterklärung von Siegmund Kuhlin. Dritte, vermehrte Auflage. Mit Bild. Dresden, E. Pierson. O. J.

Kuntze. — Wenn die Vergangenheit lebendig wird. Drama in einem Aufzuge von Walter Kuntze. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Kurz. — Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. Von Isolde Kurz. Dritte Auflage. Mit 15 Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Kurz. — Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Isolde Kurz. Mit 9 Bildbeilagen und einem Gedichtfaksimile. München und Berlin, Georg Müller. 1906.

Lahor. — Le bréviaire d'un panthéiste et le pessimisme héroique. Par Jean Lahor. Paris, Fischbacher. 1906.

Langenscheidt. — Im Blütenschnee. Lieder des Glücks. Von P. Langenscheidt. Groß-Lichterfelde-Ost, Dr. P. Langenscheidt. O. J.

Lasseberg. — Das Alte und Neue Testament als Menschenwerk oder Wahrheit und Dichtung im Bibelglauben. Vom Freiherrn Carl von Lasseberg. Dresden, E. Pierson. O. J.

Lienert. — 's Juzlients Schwäbelpfyffli. Von Meinrad Lienert. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1906.

Lignitz. — Rußlands innere Krisis. Von v. Lignitz. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1906.

Lockyer. — Astronomie von N. Lockyer. Deutsche Ausgabe, besorgt von A. Winnecke. Durchgesehen von E. Becker. Siebente, durchaus umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg und Berlin, Karl J. Trübner. 1906.

Lombard. — Lebenskunst eines Ehelosen. Von Louis Lombard. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Lüttwitz. — Das Angriffsverfahren der Japaner im ostasiatischen Kriege 1904/5. Vom Frhr. von Lüttwitz. Mit 15 Kartenbeilagen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Malleus Maleficarum. — Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Justitoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Erster Teil. Berlin W., H. Barsdorf.

Meissner. — Adolph von Menzel. Von Franz Hermann Meissner. München, Franz Hanfstaengl. O. J.

Metz. — Didi und Konsorten. Von Josepha Metz. Berlin, „Harmonie". O. J.

Molo. — Wie sie das Leben zwangen. Roman von Walter von Molo. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Niedner. — Stille Einkehr. Dichtungen. Von Heinrich Niedner. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Palten. — Vom „Dr. Hans" und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. Von Robert Palten. Zwei Bände. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Penzlers Jahreslexikon für das Jahr 1905. — Ein alphabetisches Nachschlagewerk über die bemerkenswertesten Ereignisse des Jahres 1905. Von Johannes Penzler. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1906.

Petrovic. — Wahrheit und Trug im Sozialismus. Von Alexander Petrovic. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Pleureur. — Kein Heim. Ein soziales Drama in 3 Akten. Von Louis Pleureur. Berlin u. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Ernst Wigand. 1906.

Poestion. — Lehrbuch der schwedischen Sprache. Für den Selbstunterricht. Von J. C. Poestion. Dritte Auflage. Wien und Leipzig, A. Hartleben. O. J.

Polenske. — Gedichte. Eine Auswahl von Karl Polenske. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Rankow. — Aus Stille und Sturm. Von Ralph Rankow. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Redslob, Franz Heinrich. — Ein Straßburger Professor am Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang, enthaltend: Briefe von Frau v. Türckheim, Briefe und Gedichte von Daniel Arnold, Gedichte von Franz Heinrich Redslob. Mit 2 Porträts. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1906.

Reich. — Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen von Emil Reich. Fünfte vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1906.

Reimérdes. — Die Macht des Todes. Berliner Geschichten von Ernst Edgar Reimérdes. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Reitler. — Briefe von Verbrechern. Ein Buch für Denker und Menschenfreunde. Von M. A. Reitler. Dresden, E. Pierson. 1906.

Ringhoffer. — Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen Albrecht von Bernstorff und seiner Gemahlin Anna, geb. Freiin von Koenneritz. Herausgegeben von Karl Ringhoffer. Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck und der Nachbildung eines Briefes. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Roden. — Frühlingsgarten. Gedichte von Max Roden. Leipzig und Wien, Verlagsanstalt Neuer Literatur und Kunst. O. J.

Säbel und Feder. — Zum sechzigsten Geburtstag Carl Baron Torresanis. Mit Beiträgen von Marie von Ebner-Eschenbach, Detlev von Liliencron, Ferdinand von Saar u. a. Herausgegeben von Carl M. Danzer. Dresden, E. Pierson. 1906.

Sagel. — Haß und Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. H. A. Sagel. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Salomon. — William Pitt, der Jüngere. Von Felix Salomon. Erster Band, zweiter Teil. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Scheichl. — Heldenbauern. Ein Roman aus der Zeit der Gegenreformation. Von Franz Scheichl. Jugenheim a. d. Bergstraße, Suevia-Verlag. 1906.

Schelper. — Zwanzig Jahre nur rotes Blut. Von Clara Schelper. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Schindelwick. — Was ich von Reisen mitgebracht. Scherzgedichte von Karl Schindelwick. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1906.

Schmidt. — Der perfekte Kunstkenner. Vademecum für Kenner und solche, die es werden wollen. Von Karl Eugen Schmidt. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Schubert-Soldern. — Memoiren eines Unbekannten. 1818—1862. Von Victor von Schubert-Soldern. Dresden, E. Pierson. 1905.

Seger. — Poeten. Drama in einem Aufzuge. Von Fritz Seger. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Sittlicher Verfall des deutschen Studententums. — Mittel und Wege, ihn zu beseitigen. Von einem deutschen Studenten O. B. T. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Singer. — Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Nachträge und Berichtigungen. Frankfurt a. M., Rütter & Loening. 1906.

Staggemeyer. — Ueber Berg und Tal. Gedichte von Friedrich Staggemeyer. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Stein. — Heroldsrufe. Von Erwin Stein. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand 1905.

Stein. — Nibelungen-Enkel. Zeitroman von Erwin Stein. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
JUN 20 1906

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiunddreißigster Jahrgang. Heft 9. — Juni 1906. —

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Librería nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung. C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Librería. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. C. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Høest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Librería nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. H. O. Sperling. — **Montevideo**, Jacobsen Librería. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Librería Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Rider. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Windler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller. Ed. Rascher's Erben. Schultheß & Co.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen = 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats; der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Abonnements-Aufträge übernehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jedes Postamt und die unterzeichnete Expedition.

Probe-Hefte sendet jede Buchhandlung zur Ansicht; dieselben sind auch gegen Einsendung von 20 Pfennig (nach dem Ausland 40 Pfennig) in Briefmarken gratis von der Expedition zu erhalten.

Insertions-Aufträge werden von den bekannten Annoncen-Expeditionen zum Originalpreise, sowie von der unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Abonnementspreis:

Vierteljährlich 6 Mark.

Von der Expedition direkt unter Kreuzband bezogen:

Vierteljährlich 6 Mark 60 Pf. in Deutschland und Österreich-Ungarn, im Weltpostverein 7 Mark 20 Pf.

Insertionspreis:

40 Pfennig für die 3-gespaltene Nonpareille-Zeile.

1/12	Seite	10 Mark.
1/6	„	18 „
1/4	„	25 „
1/3	„	34 „
1/2	„	50 „
1	„	80 „

Die Expedition der „Deutschen Rundschau“
Gebrüder Paetel
in Berlin W., Lützowstraße 7.

Inhaltsverzeichnis.

Juni 1906.

		Seite
I.	Eva Stainer. Erzählung von **Helene Raff**	321
II.	Maria Stuart in der Jugend. 1542—1561. Von **Lady Blennerhassett**	340
III.	Das Melodram. Von **Albert Köster**	368
IV.	Wirtschaftliche Faktoren in der arabischen Invasion gegen Byzanz. Von **Paul Rohrbach**	379
V.	Das junge Deutschland und Österreich. Von **Ludwig Geiger**	391
VI.	Ungedruckte Briefe Heinrich Schliemanns. Mitgeteilt von **Gustav Heinrich Schneideck**	405
VII.	Aus Kindheit und Schule. Fragment einer Familienchronik	421
VIII.	Pierre Corneille. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von **Heinrich Morf**	439
IX.	Der Mutter Wahl. Aus dem modernen Frauenleben. Von **Gertrud Prellwitz**	453
X.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	462
XI.	Politische Rundschau	472
XII.	Literarische Notizen	478
XIII.	Literarische Neuigkeiten	479
XIV.	Inserate.	

Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein**

An die Redaktion der „Deutschen Rundschau“,
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung **unverlangt eingesandter** Bücher kann nicht gewährleistet werden, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes ꝛc. — nach Eingang in der monatlichen Bibliographie aufgeführt.

Manuskripte bitten wir nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken und das Rückporto beizufügen.

„Salem Aleikum"

Wort u. Bild, desgleichen Form und Wortlaut dieser Annonce sind gesetzlich geschützt.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

‚Salem Aleikum'

Garantirt naturelle türkische Handarbeits-Cigarette.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie **Qualität, nicht Konfektion** bezahlen. Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an:

Nr. 3 kostet **3 Pf.**, **Nr. 4: 4 Pf.**, **Nr. 5: 5 Pf.**, **Nr. 6: 6 Pf.**, **Nr. 8: 8 Pf.**, **Nr. 10: 10 Pf.** per Stück.

Nur ächt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht

Orientalische Tabak- und Cigaretten-Fabrik „Yenidze",
Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.

Ueber achthundert Arbeiter!

Zu haben in den Cigarren-Geschäften.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27.

Illustr. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert
von
Albert Köster.

Zweite, durchgesehene Auflage.

8°. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN W.

Adolf von Menzel.

Erinnerungen von Paul Meyerheim.

Oktav. Mit einem Bild in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. Preis geheftet 5 Mark, in Originalband (mit Adolf von Menzels Wappen) 6 Mark.

Nuova Antologia.

Hervorragendste italienische Revue für Litteratur, Politik, Kunst und Wissenschaft.

36. Jahrgang.

Erscheint in Rom am 1. und 16. jeden Monats. Jede Nummer enthält ungefähr 200 Seiten.

Direktor: Dr. Maggiorino Ferraris, Abgeordneter.

Die „Nuova Antologia" ist die älteste und bedeutendste italienische Zeitschrift, im Jahre 1865 gegründet. Die Artikel sind aus der Feder der hervorragendsten Männer des neuen Italien, Mitglieder des Senats und der Kammer und Universitäts-Professoren: **Gabriele d'Annunzio, G. Carducci, Luigi Luzzatti, E. de Amicis, P. Villari, C. Lombroso** ecc. Jede Nummer der „Nuova Antologia" enthält ungedruckte Novellen und Romane von **E. A. Butti, E. Castelnuovo, S. Farina, A. Fogazzaro, G. Rovetta, M. Serao, G. Verga** ecc.

Abonnements-Preise.

Deutschland; Österreich-Ungarn u. Welt-Post-Verein.

	Pro Jahr.	Pro Halbjahr.	Pro Quartal.
Francs:	46.—.	23.—.	12.—.
Reichsmark:	36.94.	18.47.	9.63.

Abonnements werden von allen Postämtern entgegengenommen. Probenummer auf Wunsch gratis.

Nuova Antologia — Rom (Italien).

LA REVUE

(ancienne „REVUE DES REVUES"),

la plus répandu et la plus importante parmi les grandes revues françaises et étrangères, nouvelle série agrandie sur papier de luxe, articles inédits de premier ordre, collaborateurs les plus illustres etc. etc., paraît le 1er et le 15 de chaque mois.

Un an 28 fr. *6 mois 16 fr.*

Les nouveaux abonnés pour 1906 recevront gratuitement tous les numéros à partir du 1er Octobre (c'est-à-dire 30 numéros pour 24) et 3 magnifiques gravures choisies parmi les chefs d'œuvre du Musée du Louvre, sur papier de Chine (d'une valeur d'environ 30 fr.).

Spécimen gratuit sur demande.

Paris, 12 Av. de l'Opéra.

Directeur Jean Finot.

La livraison de *mai* de la **Bibliothèque universelle** contient les articles suivants:

I. **Les enseignements militaires de la guerre russo-japonaise**, par le commandant *Emile Mayer* (Abel Veuglaire).

II. **Terre natale.** Roman, par *Jeanne Mairet.* (Sixième et dernière partie.)

III. **Victor Fatio et les oiseaux de la Suisse**, par *Alf.-J. Ceresole.*

IV. **Le vrai Byron, d'après de nouveaux documents**, par *M. Reader.* (Troisième partie.)

V. **Le chapeau bleu.** Nouvelle genevoise, par *G.-L. Mahaut.*

VI. **Après Algésiras, hélas!** par *Ed. Tallichet.*

VII. **Chronique parisienne.**

Des mines de Courrières à la salle du Vaudeville. — Le plus curieux endroit de Paris. — Chez Durand-Ruel: les peintures de Charles Conder. — L'historien Ferrero et la «Ville-synthèse». — Syndicats de fonctionnaires. — Livres.

VIII. **Chronique italienne.**

L'éruption du Vésuve. — L'intransigeance réactionnaire du Vatican. — Le féminisme en Italie. — Mme Jessie White Mario. — Une réforme pédagogique. — Dans la pénombre de la civilisation. — L'exposition de Milan.

IX. **Chronique des Pays-Bas.**

Les inondations. — Les champs de fleurs à Haarlem: la maison Krelage. — Encore la question d'Anvers. — Au Congo belge. — *Mme de Charrière* en Hollande.

X. **Chronique américaine.**

Une nouvelle exposition universelle en perspective. — Les grands travaux d'utilité publique à New-York City. — La construction privée. — Un Opéra populaire. — L'enseignement universitaire de la musique. — A propos du mariage de Miss Roosevelt. — *Nécrologe:* M. Marshall Field, doyen des marchands des Etats-Unis; le président Harper, de l'université de Chicago.

XI. **Chronique suisse allemande.**

C.-F. Meyer et Mlle Louise de François. — Poètes: Charlot Strasser, Walther Schädelin, Otto Hinneberk, Meinrad Lienert, Carl Spitteler. — Les lettres du professeur Hilty. — Franz Hegi. — *Dessins de maîtres suisses.* — Publications sur Jérémias Gotthelf. — Livres.

XII. **Chronique scientifique.**

La revanche du courant continu pour transmission à haute tension. — L'usine d'électricité de Saint-Denis. — Transport de force de la Sioule à Clermont-Ferrand. — L'air liquide comme explosif. Ses avantages et ses inconvénients. — Appareil Atkins pour la production de l'acétylène. — La température du soleil. — Automobilisme et pression barométrique. — Le granit-asphalte. — Publications nouvelles.

XIII. **Chronique politique.**

Température. Catastrophes: le Vésuve; San-Francisco. — Le mécontentement de Guillaume II. — Fermentation en France. — Les élections russes et l'emprunt projeté. — En Suisse: les fêtes du Simplon. — Grèves.

La *Bibliothèque universelle* paraît au commencement de chaque mois par livraisons de 224 pages. Pour tous les pays de l'Union postale: Un an: 25 fr. — Six mois: 14 fr. — Lausanne, Bureau de la *Bibliothèque universelle*, chez tous les libraires, et auprès des bureaux de poste.

Elegante Einbanddecken zur Deutschen Rundschau

liefert jede Buchhandlung zum Preise von **M. 1.50.**

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL • BERLIN.

Soeben erschien:

Fräulein Maria

Die
Geschichte einer Armen im Geiste
von
Elsa Wolff.

Oktav. Preis: Geheftet 3 Mark,
gebunden 4 Mark.

«Fräulein Maria» ist das erste Buch, mit dem Elsa Wolff an die Öffentlichkeit tritt; und wir glauben, daß die junge Dichterin mit diesem ersten größeren Werke alsbald die Sympathien der weitesten Kreise gewinnen wird. Die Sicherheit in der psychologischen Entwicklung, die Lebendigkeit der Darstellung, die leise und zarte Poesie, die das Ganze durchzieht — sie lassen immer wieder eine ungewöhnliche Erzählungskunst erkennen, deren Reizen man sich nicht entziehen kann.

Die Gestalt dieses «Fräulein Maria» hat Elsa Wolff mit ebenso großer Klugheit wie feinster Empfindung durchgeführt und hat dabei mit sicherer Hand Bilder stiller Beschaulichkeit in der Weltabgeschiedenheit und solche des modernen Lebens im Berliner Westen festgehalten.

Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin W. 35

Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Kommune 1870–71

Vom Feldmarschall-Leutnant

Alexander Grafen Hübner

Oktav. 14 Bogen

Preis: geheftet 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Carl Lange

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Soeben erschien:

Die Poesie des Evangeliums Jesu.

Ein Versuch von
Otto Frommel.

„Sprich, daß ich dich sehe!"

Inhalt: Einleitung. – I. Die Sprache der Religion und die Sprache der Poesie. – II. Die Überlieferung der Worte Jesu. – III. Die poetischen Formen der Worte Jesu. – IV. Die Spiegelung der äußeren Welt in Jesu. – V. Das religiöse Erlebnis und seine Symbole. – VI. Jesus als Künstler des Lebens.

Oktav. 12 Bog. Preis: geh. 4 Mark; eleg. geb. 5 Mark.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar
Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt

Vorstand:

Dr. Erich Schmidt,
Geh. Regierungsrat und ordentlicher Professor an der Kgl. Universität zu Berlin

Dr. M. Jordan,
Geh. Oberregierungsrat zu Berlin

Dr. Georg Reiche,
Regierungsrat und Bürgermeister von Berlin

Professor A. v. Werner,
Geh. Oberregierungsrat, Direktor der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin

Biographische und kulturgeschichtliche Essays

von

Geheimrat Prof. Dr. Karl Theodor von Heigel,

Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften.

337 Seiten. Preis geheftet M. 5.—, elegant in Halbfranz oder in Leinen gebunden M. 6.50.

Inhalt: I. Die geschichtliche Entwickelung der deutschen Seemacht. II. Gneisenau. III. Friedrich Christoph Dahlmann. IV. Die Gründung der Stadt München. V. Die Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen. VI. Eine Episode aus dem Leben der Grande Mademoiselle. VII. Eine altbayrische Herzogsstadt (Landshut an der Isar). VIII. Die Ermordung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804. IX. Der sogenannte Nymphenburger Vertrag vom 22. Mai 1741. X. Die Preußen in Nürnberg im Jahre 1796. XI. Die letzten Tage der freien Reichsstadt Lindau im Bodensee. XII. Drei Gedenkblätter 1. Friedrich von Ziegler. 2. Ludwig von Buerkel. 3. Karl Adolf Cornelius.

Der bekannte Münchener Historiker Professor Dr. K. Th. von Heigel, Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften, vereinigt in diesem Bande eine Anzahl kleiner, künstlerisch gerundeter Darstellungen aus den verschiedensten Geschichtsgebieten. Bald sind es bedeutsame Vorgänge aus der Vergangenheit altbayrischer, fränkisch- und schwäbisch-bayrischer Städte, bald fesselnde Erzählungen aus den Schicksalen des „hohen Adels von Europa", dann wieder Lebensbilder deutscher Männer vom allerbesten Klange, eines Gneisenau und Dahlmann, die uns die Kunst des Geschichtschreibers greifbar vor Augen stellt; der neuesten Geschichte seiner engeren bayrischen Heimat gehören die Gedenkblätter für zwei vertraute Räte des unglücklichen Königs Ludwig II., Friedrich von Ziegler und Ludwig von Buerkel, an, der Münchener Universitätsgeschichte im besonderen das Lebensbild des Historikers Cornelius, eines Neffen des großen Malers und Bruders des Schöpfers des „Barbiers von Bagdad". Von weltgeschichtlichem Inhalt ist die „Ermordung des Herzogs von Enghien", die scharfsinnige Abhandlung über den sog. „Nymphenburger Vertrag von 1741" und ganz besonders die Skizze „Die letzten Tage der freien Reichsstadt Lindau", die einen ungemein interessanten Einblick in den Länderschacher beim Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewährt. Mit treuer Heimatliebe verbindet der Verfasser überall warmen Vaterlandssinn, der in der großzügigen Ansprache an die Flottenvereinstagung in München über die „geschichtliche Entwickelung der deutschen Seemacht" aus der Betrachtung der Vergangenheit die Richtlinien für die Lebensfrage der deutschen Gegenwart gewinnt. Der bunte Wechsel der in diesem Buche zusammengestellten Bilder verleiht der Sammlung den Reiz der Mannigfaltigkeit, die anregt, ohne zu ermüden.

Berlin W. 30,
Eisbolzstr. 12

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
Alfred Paetel

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN W.

Soeben erschien:

Erinnerungen an die ostasiatischen Kaiserreiche und Kaiser.

Rußland
China
Korea
Japan.

Von **Mgr. Graf Vay de Vaya**

Ap. Pr. HP. S. H.

Inhalt:

Einleitung. — Der Zar aller Russen zu Hause. — Nach dem fernen Osten auf der transsibirischen Bahn durch Sibirien. — Die Mandschurei am Vorabend des Krieges. — Peking. — Im Sommerpalast des Kaisers von China. — Korea. — Der erste Tag in Söul. — Empfang am Kaiserlichen Hoflager von Korea. — Tokio. — Der Mikado und die Kaiserin. — Japan und China an der Schwelle des XX. Jahrhunderts. — Nachwort.

Grofsoktav. 20 Bogen. Preis geheftet 6 Mark.
In Halbfranz gebunden 8 Mark.

Schweiz **ENGADIN** Schweiz

Kurort Tarasp-Schuls-Vulpera

Saison von Mitte Mai bis Ende September.

Der Kurort Tarasp-Schuls-Vulpera, 1250 m ü. M., liegt im Herzen der Hochalpen, in dem wegen seiner Naturschönheiten und seines einzig dastehenden Alpenklimas weltbekannten Engadin; er stellt infolge der hier gebotenen Vereinigung von kräftigendem Alpenklima, reichhaltigsten Glaubersalzquellen „Lucius" und „Emerita" — ähnlich denjenigen von Karlsbad, Kissingen, Marienbad und Vichy — den verschiedenartigsten Eisensäuerlingen, kohlensäurereichen Stahl- und Salzbädern, ein Unikum dar.

Die sich hier gleichzeitig bietenden, unübertroffenen Heilfaktoren gestatten deshalb ganzen Familien die für einzelne Familienmitglieder erforderlichen klimatischen oder balneotherapeutischen Kuren in Tarasp durchzuführen, ohne die sonst nötige Trennung.

Zufahrten:

1. Von Basel, Zürich und dem Bodensee her: a) über **Chur-Thusis** bis **Bevers** (im Engadin) mit der Rätischen Bahn, von da täglich viermalige Postverbindung nach Tarasp Schuls-Vulpera auf der Talstrafse in fünfstündiger Fahrzeit; b) über **Landquart** bis **Davos-Dorf** per Eisenbahn, von da täglich dreimalige Postverbindung nach Tarasp-Schuls-Vulpera über den romantischen Flüelapafs auf prächtiger Kunststrafse (Postfahrzeit 6 Stunden);
2. Für die Routen Zürich-Innsbruck und München-Innsbruck nach **Landeck** an der Arlbergbahn; von da in 9 Stunden Postfahrt dem Inn entlang ohne Bergpafs;
3. Von **Meran,** mit Anschlufs an Brenner, Verona, Trient, über Nauders in eintägiger Postfahrt;
4. Von **Chiavenna,** mit Anschlufs an die oberitalienischen Seen, Mailand, Riviera usw. über den Malojapafs und das Oberengadin.

Unterkunftsverhältnisse:

In **Tarasp-Bad:** **Kurhaus Tarasp,** mit Villa und Dependancen, 320 Fremdenbetten.

In **Vulpera:** **Hotel Waldhaus,** mit Villen Wilhelmine, Erika, Post und Dependance, 400, **Hotel Schweizerhof,** mit Dependancen Bellevue, Tell und Alpenrose, 250, **Villa Silvana** 30 Fremdenbetten. — **Privatlogis:** Villa Engiadina, Villa Maria.

In **Schuls:** **Hotels Belvedere, Post** und **Park** 260, **Hotel Engadinerhof** 80, **Hotel Viktoria** 70, **Hotel Quellenhof** 50, **Hotel Hohenfels** 45, **Hotel Könz** 30, **Hotel Krone** 30, **Hotel Central** 30, **Hotel Helvetia** 30 Fremdenbetten. — **Privatlogis:** Villa Töndury, Villa Monreal, Villa Stöckenius, Villa Lorenz.

Weitere Auskünfte erteilen bereitwilligst die **einzelnen Hotels,** die **Tarasper Badeverwaltung** im **Kurhaus Tarasp** und das **Verkehrsbureau** in der Trinkhalle beim **Kurhaus Tarasp.**

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN W.

DER MONTBLANC.

Studien im Hochgebirge, vorbehalten in der Montblanc-Gruppe.

Von

Paul Kohlhaus

Mit 1 Kilometerkarte, 1 Ansicht, 1 Karte und 1 Diagramm.

Gebunden 1 Mark, geheftet 1 Mark.

Luftkurort Eisenach. [illegible]

Seebad Misdroy

Bad Reinerz

Wohnungs-Einrichtungen
Verkauf auf Teilzahlung
Möbelhaus Gebrüder Pollak
Wien, VII., Neubaugasse 25

Zahlung
in 10 Monatsraten
ohne Aufschlag
Möbelhaus Gebrüder Pollak
Wien, VII., Neubaugasse 25

Heinz Ralf:

Die Kunst und ihr Publikum

Ein Buch, das jeder Künstler und jeder Kunstfreund gelesen haben muß.

Preis S 3.50

Kunstgeschichten

Ein Buch, das jeder Künstler und jeder Kunstfreund gelesen haben muß.

Preis S 3.50

Die Kunst und ihr Publikum

Ein Buch, das jeder Künstler und jeder Kunstfreund gelesen haben muß.

Preis S 3.50

Kunstgeschichten

Ein Buch, das jeder Künstler und jeder Kunstfreund gelesen haben muß.

Preis S 3.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Verlag Neue Revue
Wien, VII., Neubaugasse 25

XXIV. Jahrgang. XXIV. Jahrgang. XXIV. Jahrgang.

Wer alles wissen will

Redaktion: Hugo Herold. XXIV. Jahrgang. Geschäftsleitung: Max Pechstein.

Wer fern der Heimat und in überseeischen Ländern Fühlung mit dem alten Vaterlande sucht —

Wer mit Berufsgeschäften überhäuft, sich kurz und schnell von dem Gange der Weltbegebenheiten unterrichten will —

Wer weder Zeit noch Neigung hat, täglich eine grosse politische Zeitung zu lesen —

Wer abseits auf dem Lande wohnt und neben einem kleinen Lokalblatte einer ergänzenden Zeitungslektüre bedarf —

Der halte unsre im 24. Jahre erscheinende Wochenschrift **„Das Echo“.**

Das Echo bringt allwöchentlich in unterhaltender Form Berichte über alle politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgänge, welche sich in Deutschland und im Auslande abspielen.

Das Echo ist kein Parteiblatt, sondern es lässt die interessantesten Stimmen aller Parteien zu Worte kommen.

Das Echo bringt in jeder Nummer ein bis zwei abgeschlossene Novelletten, Erzählungen u. s. w. aus der Feder bewährter, zeitgenössischer Schriftsteller.

Das Echo bringt informierende Notizen, Kritiken und Leseproben aus den bedeutendsten Erscheinungen des internationalen Büchermarkts.

Das Echo betrachtet es insbesondere als seine Aufgabe, dem Leben und Treiben der Deutschen im Auslande die liebevollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das Echo bringt monatlich regelmässig die amtliche Liste der Postdampfschiffahrtsverbindungen nach aussereuropäischen Ländern.

Abonnementspreis in Deutschland und Österreich 3 Mk. für drei Monate durch Buchhandel oder Post; bei direkter Zusendung unter Streifband nach allen Weltteilen für drei Monate 5 Mk., für sechs Monate 10 Mk. und für zwölf Monate 20 Mk. Englische Pfundnoten werden in Zahlung genommen.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden, und wird „Das Echo“ vom Tage der Bestellung ab gegen Einsendung des entfallenden Betrages auf beliebig lange Zeit direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung geliefert.

Probe-Nummern versendet umsonst und portofrei die Verlagshandlung **J. H. Schorer G. m. b. H.**, Berlin SW., Wilhelmstrafse 29.

XXIV. Jahrgang. XXIV. Jahrgang. XXIV. Jahrgang. XXIV. Jahrgang.

Der lese Das Echo!

* XXIV. Jahrgang. * XXIV. Jahrgang. * XXIV. Jahrgang. *

Digitized by Google

Nachahmung ist die aufrichtigste Form der Schmeichelei!

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03506 7605

Digitized by Google